This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FOUNDED
Hackley Public Library,
MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

VERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Franz Hirsch.

Band II. 1881.

Verlag von A. H. Payne.

Reudnitz bei Leipzig.

N Campus
AP
30
.S17
1881
v.2

1541 A

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Die Geigerin. Novelle von *Julius Weil* 769

Der Illuminatenorden. Eine Verirrung des menschlichen Geistes. Von *Gustav Raatz* 793

Heinrich mit dem goldenen Wagen. (890.) Gedicht von *Albert Moeser* 805

Ein vornehmer Nihilist 806

Sophie. Von *Karl Emil Franzos* 812

An der Küste von Minatitlan. Eine mexicanische Reminiscenz von *Hermann Haardt* 825

Die Tochter des Idealisten. Frei nach dem Englischen von *J. P.* 831. 993. 1082

Lenzfeier. Gedicht von *Theobald Nöthig* 856

Neuer Dramenspiegel. Ein Brief an die gnädige Frau . 857. 1126

Die Lungenentzündung. Ein Wort zur Aufklärung über einen gefährlichen Feind 865

Mei Himmi. Nach *Franz von Kobell* 869

Literarische Entdeckungsreisen 870

Der russische Oberst. Eine Erzählung nach der Wirklichkeit von *Max Vogler* 897

Verlorenes Glück. Gedicht von *Franz Hirsch* 928

Die Wahrheit über Russland. Von *J. J. Honegger* 929. 1045. 1218

Hundert Jahre reine Vernunft. Ein Säcular-Gedenkblatt von *Ludwig A. Rosenthal* 953

Eine Nacht im Gebirge. Novelette von *Franz Hirsch* . . . 957

Seite

Adolf Sonnenthal. Ein Künstlerporträt von *Fritz Lemmermayer* 977
Die Königsschwärmerin. Eine heitere Reiseerinnerung von *Nataly von Eschstruth* 985
Ein Opfer. Novelle von *E. Gregor* 1025
Calderon. Ein Gedenkblatt zu des Dichters zweihundertjährigem Todestag 1038
Wahrheit und Lüge. Gedicht von *Alfred Friedmann* 1044
Nervös. Moderne Novelle in Briefen. Von *Julian Weiss* . . 1063
Der Badearzt 1071
Ein Briefsteller vor hundertundfünfzig Jahren 1113
Der Nihilistenfeind. Von *A. K.* 1117
Am Meer. Gedicht von *Ferdinand Gross* 1125
Im Schmollwinkel 1133
Die Najade. Nach dem Dänischen des *Holger Drachmann*. Von *Max Heinzel* 1153
Lebensweisheit. Gedicht von *Leo Farm* 1176
Der Aberglaube und die Wissenschaft. Von *Carl du Prel* . . 1177
Die Liselotte. Porträt einer deutschen Frau in Frankreich. Von *Emil Traut* 1190. 1367
Der rechte Moment. Gedicht von *Franz Hirsch* 1202
Doctor Lorm. Eine Skizze nach dem Leben von *Minna Chop* 1203
Agostino Waldis. Ein Mord aus Eifersucht 1227
Griechische Erinnerungen. Von *G. de Beaulieu* 1240
Im Tempel zu Phigalia. Gedicht von *Albert Moeser* 1247
Die Diamanten der gnädigen Frau. Eine Geschichte aus der guten Gesellschaft. 1248
Die literarische Novität. Eine Photographie nach dem Leben von *Ernst Eckstein* 1261
Die Stumme. Novelle von *J. Niemann* 1281
Welt und Herz. Gedichte von *C. F. Simon* 1310
Aesthetische Erziehung und Lebensformen. Von *Richard Wulkow* 1312
Die junge Wittwe. Novelle von *Arnold Ludwig* 1327
Die Religion des Pessimismus. Von *R. Rissmann* 1338
Die Nacht. Gedicht von *L. R.* 1345
Der Flüchtling. Roman von *R. E.* 1346. 1487
Ein Kapitel über Bier- und Weinverfälschung. Von *Gustav Heyer* 1377
Der Mutter Geleitwort. Gedicht von *Emil Heinicke* 1381
Fantine. Aus dem Französischen des *Victor Hugo* von *Bret Harte* 1382
Der Unglücklichste. Ein ernstes Problem. Von *Ferd. von Witzleben-Wendelstein* 1386
Seines Kindes Stimme. Novelle von *J. Boy-Ed* 1409

Seite

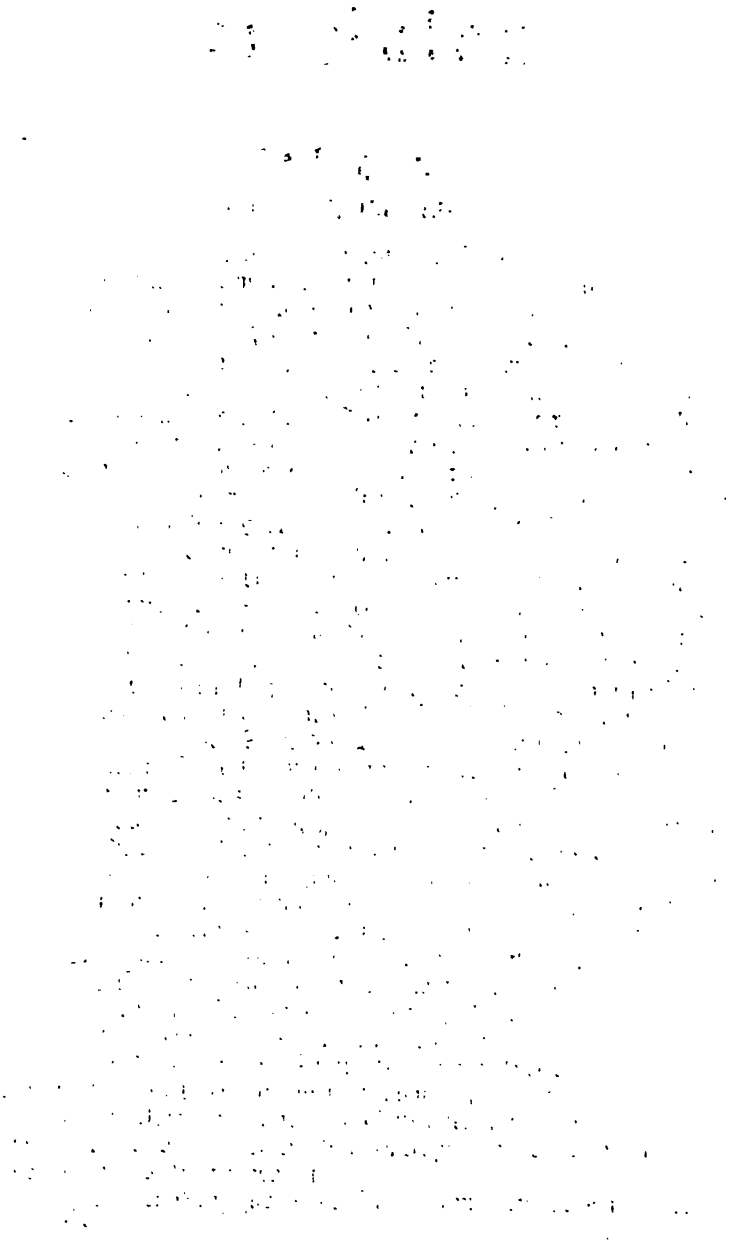
Die Aufklärung der Dunkelmänner. Ein Bild aus der Neuen Welt von *Hugo v. Kupffer* 1432
Im Bann der Sommernacht. Gedicht von *Hermann Friedrichs* . 1441
Der Philosoph des Menschheitsbundes. Zum hundertjährigen Jubiläum Karl Christian Friedrich Krauses. Von *M. Brasch* 1442
Mozarts erste Liebe. Von *Ludwig Nohl* 1455
Humor. Gedicht von *Liddy Richter* 1460
Freund und Freundin. Photographien aus dem amerikanischen Leben. Von *J. Wackwitz-Busch* 1461
Heimkehr. Gedicht von *Friedrich Mook* 1486
Ein Stündchen beim lieben Herrgott. Von *Richard v. Hartwig* 1501
Die beiden Orangen. Humoreske aus der Rococozeit . . . 1506
Krankheiten des Haares. Von Dr. *S. Behrend* 1516
Poetisches Turnier 878. 1135. 1391
Salonpost 879. 1008. 1135. 1264. 1391. 1520
Neueste Moden . . . 881. 1009. 1137. 1265. 1393. 1521

Kunstblätter.

Freudige Ueberraschung.
Auf dem Holzwege.
Die Kampfschlichterin.
Besorgte Mütter.
Verlorenes Glück.
Schneewittchen bei den sieben Zwergen.
Stiefmütterchen.
Meister Murr auf der Staarenjagd.
Venezianisches Rendezvous.
Das Matterhorn bei Zermatt.
Im Schmollwinkel.
Mühle im Mondschein.
Der rechte Moment.
Die Wochenvisite.
Liebeserklärung.
Im Vorzimmer.
Der Mutter Geleitwort.
Falscher Wind.
Reiche und arme Reisende in Italien.
Ein Goldgräberzug in den Rocky Mountains.
Zudringliche Gäste.
Gestern, Heute und Morgen.
Die Grotte des Neptun in Tivoli bei Rom.
Ein Bild der Unschuld.

Freudige Ueberraschung.

Nach dem Originalgemälde von Adolf Eberle.



Der Salon.

Die Geigerin.

Novelle von Julius Weil.

Die Hauptstraße des kleinen deutsch-polnischen Städtchens lief geradewegs auf den gräflichen Park zu und setzte sich in denselben eintretend als Privatweg fort, während sie am äußern Rande des Parkes entlang als Landstraße ins Freie führte. Früher stand dieser den Stadtbewohnern offen und war für sie ein schöner und weitgerühmter Erholungsort; aber als unter dem gegenwärtigen Besitzer, dem Grafen Alexander, mit der gern gewährten Freiheit wiederholter Mißbrauch getrieben und der Park zum Stelldichein für die verliebte und ausgelassene Jugend der Stadt wurde, da lasen die betroffenen Einwohner eines Tages auf einer über Nacht aufgestellten Tafel: „der Eintritt ist ohne Erlaubniß der gräflichen Herrschaft nicht gestattet.“ Seitdem ging es stiller im Park zu, und die alten Buchen und Linden waren nicht mehr so häufig Zeugen heißer Liebesschwüre und göttlicher Gefühlsaustausche, nur die Honoratioren der Stadt verkehrten darin auf Grund einer bereitwilligst ertheilten Genehmigung des Grafen und trafen hier nicht selten mit dem überaus freundlichen und jovialen Herrn zusammen, der es sich dann nicht nehmen ließ, seine Besucher auf diese oder jene schöne Baumgruppe oder auf einen malerischen Durchblick oder ein seltenes Gewächs in dem auf einer Seite des Parkes angelegten Treibhause aufmerksam zu machen. Ueberhaupt verstand es der Graf vorzüglich, den Patron der kleinen Stadt zu machen und in allen Kreisen seine gewinnende Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Während der verstorbene Graf Michael den deutschen Beamten und Colonisten als Vollblutpole schroff gegenübergestanden und häufige Collisionen mit den Behörden herbeigeführt, ja sich sogar in eine später freilich niedergeschlagene Untersuchung wegen Hochverraths verwickelt hatte, ließ Graf Alexander seine nationalen Empfindungen gegen seine staatlichen Pflichten nach außen hin in jeder Weise zurücktreten und stand namentlich mit den Beamten der Stadt und des Kreises auf einem ausgezeichneten gesellschaftlichen und geschäftlichen Fuße. Das inmitten des Parks liegende gräfliche Schloß war für dieselben eine Stätte vornehmer Geselligkeit, und es ging keine festliche Gelegenheit vorüber, ohne daß neben den befreundeten Besitzern der Umgegend und den Geistlichen auch der Kreislandsrath, die Richter und die übrigen Würdenträger der Stadt wohlaufgenommene Gäste des Grafen waren.

Heute hatte der Graf zur Feier seines Namensfestes ein glänzen-

des Diner veranstaltet. Zahlreiche Gäste aus der Provinz und dem Königreiche Polen waren dazu eingetroffen, und in den Straßen tönte den ganzen Tag über das lustige Geläute der anlangenden Schlitten.

Es war in der achten Abendstunde, als ein junger Mann aus dem Portal des Schlosses in den Park trat. Er zog den Kragen seines Ueberrockes in die Höhe und betrat den zum Ausgange führenden Fahrweg. Der Mond, der in vollem Glanze am klaren Himmel stand, leuchtete ihm voran; nach wenigen Minuten hatte er die Straße erreicht. Hier stand er eine Weile, unschlüssig, wohin er sich wenden sollte, dann schlenderte er, immer noch ohne bestimmten Plan, die Straße hinunter bis zu dem kleinen, ungepflasterten Marktplatz und wandte sich hier in eine rechter Hand sich öffnende Seitengasse. Ueberall herrschte trotz der frühen Stunde die Einsamkeit der Nacht. Die Fensterläden der Erdgeschosse waren geschlossen, die Gasse menschenleer; er allein ging inmitten derselben und unter seinen Füßen knirschte der gefrorne Schnee. Er achtete kaum des Wegs, sondern schritt in Gedanken verloren langsam weiter.

Es waren wenig erfreuliche Gedanken, die ihn beschäftigten. Vor nicht langer Zeit war er aus großstädtischen Verhältnissen und Gewöhnungen durch den Zwang seines Berufes hierher verschlagen worden, um über die Gerechten und Ungerechten dieses Bezirks zu Gericht zu sitzen. Der junge Richter trat diese Stellung mit dem Gefühl an, auf einen verlorenen Posten zu gehen, und während er im Stillen hoffte, bald abgelöst zu werden, hatte er den löblichen Vorsatz, bis dahin gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Aber die Sache ließ sich schlimmer an, als er geglaubt hatte. Er fühlte sich gesellschaftlich ganz auf sich selbst gestellt, denn mit den desperaten Elementen, aus denen der umgangsfähige Theil der Bewohner bestand, wollte es ihm nicht gelingen in Fühlung zu kommen. Wenige waren eigentlich hier zu Hause, die meisten aus den verschiedensten Provinzen des Landes mit den divergirendsten Anschauungen, Sitten und Zielen hierher verpflanzt worden. Jeder saß gewissermaßen auf dem Sprunge, um bei bester Gelegenheit in die heimischen Verhältnisse zurück oder in eine bessere Situation zu gelangen. Der Verkehr mit dem gräflichen Schlosse war denn doch ein zu formeller, um irgend welche Befriedigung zu gewähren. Erst heute hatte er empfunden, wie fremd er dort war. Bei aller Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit der Edelleute und geistlichen Herren war von einer herzlichen Annäherung keine Rede. Als die Gemüther vom Wein erregt wurden, hatte man unwillkürlich angefangen, in polnischer Zunge zu reden, so daß er, dieser Sprache nicht mächtig, sich ganz und gar isolirt vorgekommen war und in diesem Gefühl die Gesellschaft verlassen hatte. Nun ging er die ausgestorbene Straße entlang und wußte nicht, was er anfangen sollte, um seiner niederdrückenden Stimmung Herr zu werden. Noch niemals hatte er in der Welt so allein dagestanden wie jetzt und das Gefühl der Verlassenheit beschlich ihn mit solcher Trostlosigkeit, daß es ihn bei dem Gedanken, jetzt seine Wohnung aufsuchen zu müssen, wie ein Schauer überlief.

Aus diesem trüben Sinnen wurde er plötzlich durch die Töne einer Geige aufgestört, die aus einem der kleinen ärmlichen Häuser zu kommen schienen. Er blieb stehen und lauschte. Bei der Stille, die auf der Straße herrschte, konnte er deutlich hören, was gespielt wurde; es war

eine Phantasie über russische Volkslieder, deren wehmüthige Weisen immer wieder wie sanfte Klagen durch den bewegten Gesang der Geige klangen. Es war keine Meisterhand, die sie spielte, der musikkundige Lauscher merkte bald, daß sie nicht allzukräftig den Bogen führte, und daß die Figuren nicht überall abgerundet und tadellos herauskamen. Aber ein eigenartiger Zauber lag in dem Spiel. Süß und rührend sprach es aus den Tönen, wie die schmeichelnden Bitten eines Kindes und doch wieder tröstend und versöhnend wie Freundesworte.

Leise, als fürchtete er das Spiel zu stören, trat er auf das Haus zu, aus dem das Spiel ertönte. Es war unscheinbar und hatte nur ein Erdgeschoß mit drei kleinen Fenstern, die links an der Hausthür lagen. Durch die Spalten der Läden drang ein schwacher Lichtschimmer auf die Straße. Er legte das Ohr dicht an einen der Läden und überhörte so, ganz in dem Zauber der Musik befangen, daß ein Mann die Straße am Marktplatz herauf und auf das Haus zuschritt. Jetzt stand dieser neben ihm und faßte ihn beim Arm.

„Heda!" rief er halblaut.

Der Lauscher schrak zusammen und wandte sich, seinen Arm losmachend, dem Störer zu. Bei dieser Gelegenheit sah ihm dieser ins Gesicht und ihn erkennend, nahm er devot seine Mütze vom Kopf und sagte:

„Ah, Sie sind es, gnädiger Herr Kreisrichter! Ich bitte um Entschuldigung, ich hatte Sie nicht erkannt!"

Der Angeredete ließ seine Blicke einen Moment über den kleinen Mann gleiten und erwiederte mit gedämpfter Stimme:

„Ah, Herr Tischel! Wie kommen Sie hierher? Aber still, hören Sie nur!

Damit horchte er wieder nach dem Fenster hin. Herr Tischel, der noch immer seine Mütze in der Hand hielt, wandte ebenfalls den Kopf dorthin, und wer darauf geachtet hätte, würde auf seinem Gesicht ein verklärtes Lächeln bemerkt haben. Er veränderte auch seine Stellung nicht, als das Geigenspiel drin verstummte, und jetzt war es der Andre, der ihn aufrütteln mußte.

„Wissen Sie, wer hier wohnt, Herr Tischel?" fragte er noch mit halber Stimme.

„Das ist mein Haus, Herr Kreisrichter", antwortete der kleine Mann.

„Sie?" rief der Kreisrichter. „Und wer spielt bei Ihnen so wundervoll die Geige?"

„Spielt sie gut? Hat es Ihnen gefallen?" fragte der Kleine eifrig dagegen.

„Entzückend! Aber wer ist der Spieler?"

„Meine Tochter!"

„Ihre Tochter? Sie haben eine Tochter, Herr Tischel?"

Der Kreisrichter sah den Andern erstaunt an. Er hätte sich nicht träumen lassen, daß der kleine, dürftige Mann, der die Stellung eines Cantors in der jüdischen Gemeinde der Stadt bekleidete, eine Tochter haben könne, die so ergreifend die Geige spielte.

Der kleine Cantor schien die Gedanken des Kreisrichters zu errathen, denn er sagte lächelnd, aber mit einem gewissen Nachdruck:

„Ja wohl, gnädiger Herr Kreisrichter, das ist meine Tochter Johanna, die Sie eben gehört haben! Sie soll nicht unbegabt sein, wenigstens hat es der große Geiger Joachim gesagt, vor dem sie gespielt hat, als ich sie neulich nach Posen in eine Aufführung mitgenommen habe."

„Würden Sie es mir übelnehmen, Herr Tischel", fragte hierauf der Kreisrichter nach kurzem Besinnen, „wenn ich mich ohne Umstände zu Ihnen einlade? Es ist noch nicht acht Uhr, vielleicht erlauben Sie mir, noch ein halbes Stündchen Ihrem Fräulein Tochter zuzuhören! Ich treibe selbst etwas Musik und ich bin, nach dem was ich eben gehört, mehr als je begierig, ihre himmlische Sprache bei einer etwas gemüthlicheren Temparatur als hier draußen zu vernehmen."

Der Cantor wagte es kaum, die dargebotene Hand zu ergreifen. Das liebenswürdige Sichzugastebaden des Kreisrichters verwirrte ihn offenbar und er sagte verlegen:

„Das ist zu viel Ehre für mich, gnädiger Herr Kreisrichter, meine dürftige Wohnung —"

„Machen Sie keine Ausflucht, Herr Tischel! Sagen Sie, Sie wollen mich nicht haben!" fiel ihm der Kreisrichter ins Wort.

„Gott bewahre mich, Herr Kreisrichter! Wenn Sie es nicht verschmähen wollen, in das Haus eines einfachen jüdischen Mannes zu treten; es wird mir die größte Ehre sein!"

„Nun also, gehen Sie voran, Herr Tischel! Je später der Abend, desto schöner die Gäste!

Sie waren während dieses Gesprächs an der Hausthür angelangt. Der Cantor öffnete sie und nöthigte den Kreisrichter, obwohl es in dem Flur stockfinster war, zuerst einzutreten, so daß dieser eine Weile umhertappte, bis er sich am Arm gefaßt und ein kleines Stück fortgezogen fühlte. Im nächsten Augenblick öffnete der Cantor eine Thür und ein Lichtschimmer zeigte ihm den Weg in das Zimmer. Indem er eintrat, mußte er sich ein wenig bücken, um durch die niedrige Thür zu kommen, und nun stand er, den Cantor fast verdeckend, aufgerichtet an der Schwelle und sagte freundlich: „Guten Abend!" Er wollte noch etwas zur Entschuldigung seines späten Eindringens vorbringen, obwohl er in dem matterleuchteten Zimmer noch immer keine der anwesenden Personen unterscheiden konnte, als ihm der Cantor zuvorkam und hastig erklärte:

„Der Herr Kreisrichter ging zufällig an unserm Hause vorüber und hörte die Johanna spielen; ich habe ihn gebeten, näher zu treten, und er ist so gütig gewesen."

Jetzt wurde ein Stuhl gerückt und von einer auf dem Tisch stehenden Lampe ein Schirm abgenommen, und der Kreisrichter konnte bei der entstehenden größeren Helle den kleinen wohnlichen Raum übersehen. An einem der Fenster stand eine männliche Person neben einen jungen Mädchen, das Geige und Bogen in der Hand hielt; vom Sopha hatte sich eine nicht mehr jugendliche Frau erhoben und trat ihm in sichtlicher Verlegenheit entgegen.

„Willkommen!" sagte sie, „der Herr Kreisrichter müssen gütigst vorlieb nehmen."

Und sich zurückwendend rief sie: „Johanna, bringe dem Herrn Kreisrichter einen Stuhl!“

Gleichzeitig nöthigte der Cantor, der verlegen hin und her trippelte, den Gast, auf dem Sopha den Ehrenplatz einzunehmen. Diesem begann die Situation sehr peinlich zu werden und er bereute es fast, sie hervorgerufen zu haben.

Beflissen, sie nach Möglichkeit abzukürzen, trat er auf das junge Mädchen, das im Begriff war, einen Stuhl herbeizubringen, zu, um ihr ein paar dankende Worte zu sagen. Aber als er ihr gegenüberstand, verlor er seine ganze Fassung. Zwei tiefblaue Augen sahen ihn ernst und fragend an, und unwillkürlich mußte er die seinigen niederschlagen. Er fühlte, wie sein Herz heftig schlug; nur mit Mühe konnte er vorbringen:

„Mein Fräulein, ich komme Ihnen zu danken.“

„Sie sind zu gütig, Herr Kreisrichter!“ antwortete sie, sich zierlich verbeugend. „Ich bin nur eine Anfängerin auf der Violine. Sie spielen wohl selbst?“

„Nicht die Geige, mein Fräulein, aber ein wenig auf dem Flügel. Nicht wahr, was Sie eben spielten, waren russische Melodien?“

„Ja wohl, es war eine Phantasie über russische Volkslieder, aber“, unterbrach sie sich, indem sie sich dem am Fenster stehenden Herrn zuwendete, „verzeihen Sie, der Herr Rabbiner, Doctor Kalm — der Herr Kreisrichter“

„Thaddeus, ebenfalls Doctor“, vervollständigte der Kreisrichter die Vorstellung.

Der Rabbiner verbeugte sich förmlich und sagte: „Ich hatte noch nicht die Ehre!“

„Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft bei einer so angenehmen Gelegenheit zu machen“, erwiederte der Kreisrichter artig. „Die Musik ist ja das innigste Bindemittel der Menschen.“

„Es kommt nur darauf an, wie wir sie hören“, gab der Rabbiner zurück. „Nicht für Alle ist die Musik eine weihevolle Kunst, Manchem ist sie nur ein sinnliches Reizmittel.“

Es wollte dem Kreisrichter scheinen, als ob der Andere dies mit einer gewissen Schärfe ausspreche, er sagte daher nun:

„Darin mögen Sie Recht haben!“

Indessen hatte der Cantor sich leise mit seiner Frau unterredet; er trat jetzt, während diese aus einem Nebenraum kam und einen Teller mit Aepfeln und Nüssen, sowie eine Flasche Wein und Gläser auf den Tisch stellte, an die Gruppe heran und lud die Herren ein, Platz zu nehmen und ein Glas leichten Weines zu trinken. Es ist ein Geschenk meines Schwagers, eines Händlers mit Ungarweinen, fügte er empfehlend hinzu. Dann als die beiden Gäste dieser Aufforderung nachkamen, bemühte er sich, ein allgemeines Gespräch anzubahnen, indem er von dem Segen sprach, der aus der Pflege einer musikalischen Fertigkeit flösse. Sie bringe Trost für die Schmerzen und Vergessenheit für vieles Leid des Lebens; die Musik sei der Sonnenstrahl, der Alles mit holdem Glanz erfülle und auch das Häßliche und Düstere verschönere und verkläre. So erging er sich in Bildern und poetischen Wendungen und man merkte, es kam aus einem vielgeprüften aber milden Herzen.

Der Kreisrichter, obwohl mit seinen Gedanken mehr bei der jungen Geigerin, welche sich neben die Mutter auf das Sopha gesetzt hatte, hörte theilnahmvoll zu und verwunderte sich, daß der äußerlich so unscheinbare Mann ein so reiches Gemüthsleben führte.

Ja, es kam ihm vor, als ob der kleine Cantor hier in seinem Hause ein ganz anderer wäre als draußen unter den Leuten, denn er hatte seine Verlegenheit ganz abgestreift und auf dem kümmerlichen Gesicht lag ein Ausdruck von Zufriedenheit und Selbstvertrauen.

Das Gespräch wollte indessen nicht in Fluß kommen, und der Rabbiner, der sich bis dahin ganz schweigsam verhalten hatte, sagte endlich:

„Sie versprachen uns, noch etwas vorzuspielen, liebe Johanna, möchten Sie es wohl thun?"

„Ja, meine Tochter, spiele uns etwas!" rief auch der Cantor.

Das junge Mädchen erhob sich sofort, nahm Geige und Bogen in die Hand und fragte: „Was möchtest Du hören, lieber Vater?"

„Vielleicht einen ungarischen Tanz", schlug der Cantor vor.

„Ich dächte, etwas Ernstes", meinte sie. „Ich werde das Air von Bach spielen."

„Gut, mein Kind, spiele es! Aber nimm Dich zusammen, Du hast heute viele kritische Ohren zu befriedigen."

Sie lächelte ein wenig und strich mit dem Bogen prüfend über die Saiten der Geige.

Jetzt konnte sie der Kreisrichter zum ersten Mal genau betrachten. Sie war mittelgroß, schlank und fest gegliedert. Das hellbraune Haar trug sie in der Mitte gescheitelt und nach hinten in einen großen Knoten zusammengefaßt. Die Formen ihres Gesichts waren fast regelmäßig und scharf geschnitten, und um den Mund lag ein sanfter, kindlicher Zug. Beim Beginn des Spiels schloß sie die Augen und die langen Wimpern senkten sich auf das zarte Weiß ihrer Wangen. Doch schon nach den ersten Takten schlug sie die Augen auf und blickte wie verklärt in eine unsichtbare Welt, und ein träumerisches Lächeln umflog ihren Mund. Sie schien ihre Umgebung vergessen zu haben und durch ihre Geige mit sich selbst zu sprechen. Wie es in den Tönen klagte und jauchzte, so schien es in ihrer Seele zu jauchzen und zu klagen, und je länger sie spielte, desto höher wuchs ihre Gestalt, desto überirdischer wurde ihr Blick.

Wie unter dem Banne eines Zaubers saß der Kreisrichter da. Auch für ihn war Alles verschwunden, was um ihn war. Er sah nicht, wie der Rabbiner ihm finstere Blicke zuwarf, wie der Mutter Thränen über das blasse Gesicht liefen, und der Cantor sich vor Rührung auf seinem Stuhle hin und her bewegte. Er sah von dem Allen nichts. Seine Blicke hingen an der Gestalt des Mädchens; nie vernommene Klänge schlugen an sein Ohr und als der letzte Ton verklungen war und der Cantor sich stürmisch erhob und auf seine Tochter zueilte und sie küßte, da erwachte er wie aus einem Traume, unfähig etwas zu sagen.

Der Rabbiner stand auf und sprach zu der Geigerin in schönen Worten, und das Mädchen bedankte sich einfach. Dann ging sie, die Geige in der Hand, auf und ab, als wollte sie sich wieder sammeln, und

keiner wagte zu sprechen. Nach einigen Minuten aber kehrte sie sich wieder zum Tische, und ihr Gesicht war heiter.

„Jetzt werde ich die neue Sonate von Rubinstein spielen, die Dir so gut gefallen hat, lieber Vater", sagte sie zum Cantor.

„Ja, mein Kind, aber es strengt Dich doch nicht an?" fragte er besorgt.

„O nein", versetzte sie, und begann auch sogleich zu spielen, jetzt heller, feuriger als zuvor. Ihre Augen glänzten und ihre Lippen bewegten sich im lächelnden Spiel, und als das Stück zuletzt in einem Hymnus ausklang, da ertönte die Geige im stürmischen Jubel, wonniglich, herzenbezwingend. Die Hörer lauschten mit verhaltenem Athem, und erst als sie endete, brachen Alle wie aus einem Munde in begeisterten Beifall aus.

Der Kreisrichter ging auf sie zu und drückte ihr schweigend die Hand. Auch die Uebrigen hatten sich erhoben, und dem Gaste schien es jetzt schicklich, aufzubrechen; er fühlte auch sein Inneres so seltsam erschüttert, daß er ohne Zwang nicht mehr hätte bleiben können. Er trat daher an seinen freundlichen Wirth heran, bedankte sich mit herzlichen Worten für den großen Genuß dieser Stunden und fügte die dringliche Einladung hinzu: der Herr Cantor möge nun es aber auch nicht verschmähen, ihn in seiner stillen Klause aufzusuchen; das Instrument, auf dem er seine Sünden begehe, sei zwar nicht vom besten Kaliber, aber immerhin eines der besten, das in der Stadt aufzutreiben gewesen, und wenn der Herr Cantor seine Geige mitbringen und mit musiciren wolle, so werde er sich dies als eine besondere Ehre anrechnen. Der so liebenswürdig Bedachte verlor fast seine sichere Haltung wieder und wurde über die ihm widerfahrene Auszeichnung über und über verwirrt, sagte aber doch unter vielen Dankesworten und der wiederholten Versicherung, daß er nur ein Stümper auf der Geige und seine Tochter ihm längst über den Kopf gewachsen sei, seinen baldigen Besuch zu. Der Kreisrichter sprach seine Freude darüber aus, verabschiedete sich mit herzlichem Dank und Händedruck von den Frauen und wollte sich auch dem Rabbiner empfehlen. Dieser aber mochte fühlen, daß er bei der vorgerückten Stunde nicht gut allein als Gast zurückbleiben könne und erklärte daher, ebenfalls gehen zu müssen. Beide verließen hierauf gemeinsam das Haus, trennten sich indessen nach dem Austausch einiger gleichgiltigen Worte schon am Marktplatze wieder und suchten ein Jeder seine Wohnung auf.

Der Kreisrichter hatte die richtige Empfindung, daß ihn der Andere mit Mißtrauen, wenn nicht mit feindlicheren Gefühlen betrachtete und war deshalb froh, des unbequemen Gesellen, dessen Erscheinung in den hellen Glanz der eben verlebten Stunden fast einen Schatten warf, ledig zu sein. Er eilte nach Hause, um den Sturm seiner Gefühle am Clavier zu bemeistern; aber kaum hatte er die Tasten berührt, so sprang er, wie von einem Mißklange berührt wieder auf. Die angeschlagenen Akkorde schienen ihm den Wohllaut der Töne zu zerstören, die er noch deutlich zu hören glaubte, und deren Zauber sein Herz erfüllte. Ruhelos schritt er im Zimmer auf und ab. Es glühte und loderte in ihm wie plötzlich entfachte Flammen, und er fühlte, wie sie über dem Frieden seiner Seele zusammenschlugen. Welch ein Unterschied zwischen Mittag

und Abend dieses eines Tages! Vor wenigen Stunden noch war er der einsamste, verlassenste Mensch auf der Welt gewesen, und jetzt dünkte er sich reich an mitfühlenden Freunden! hatte er denn einen Freund gewonnen? O nein! Aber sie — Johanna! — Vor ihm stand ihr schönes, bezauberndes Bild, er senkte seine Blicke vor dem Glanz ihrer blauen Sterne und erröthete vor ihrem Lächeln, und vor seinem Ohr erklangen zagende, jauchzende, süßwehmüthige Weisen — Ist er noch einsam, ohne Heimat, ohne Freund, da er an sie denken, von ihr träumen und von ihrem Spiel sich einwiegen lassen darf wie ein Kind? Ja, wie ein glückliches Kind ist er eingeschlummert, und die so holdselige Bilder in seine Träume webt und seinen Mund lächeln läßt im Schlafe — es ist die Liebe!

II.

Von diesem Tage an war der Kreisrichter ein regelmäßiger Gast in dem Hause des jüdischen Cantors. Man würde zu gut von dem Charakter einer kleinen Stadt denken, wollte man annehmen, daß dieser nach den gesellschaftlichen Regeln ungewöhnliche Verkehr nicht das Erstaunen der verschiedensten Kreise erregt hätte. Dieses Erstaunen war vielmehr anfänglich ein außerordentliches und kam nicht selten mit allerlei hämischen Anspielungen und böswilligen Vermuthungen zum Ausdruck. Allein der gute Ruf der Cantorsfamilie war ein so unanfechtbarer und die ganze Haltung des Kreisrichters eine so tadellose, daß sich die Verleumdung doch nicht hervorwagte, und am Ende die mit so großem Behagen colportirten Gerüchte aus Mangel an Glaubwürdigkeit elendiglich umkommen. Man sah, daß es einzig die Musik war, welche dieses unter den gegebenen Verhältnissen allerdings seltsame Band geknüpft hatte und zusammenhielt; man glaube dies wenigstens zu sehen, und da der Kreisrichter als leidenschaftlicher Musikschwärmer bekannt war, so fand man es mit der Zeit, wenn auch immerhin sonderbar, so doch erklärlich. Niemand glaubte mehr, daß ein tiefer liegendes Interesse den Kreisrichter unter das bescheidene Dach des Cantors führte, und am wenigsten der Kantor selbst und die Frau. Denn mit dem Zartgefühl, das seine Erscheinung für Alle so gewinnend machte, vermied es der Kreisrichter, durch die geringste Andeutung zu verrathen, was in seinem Innern vorging.

So gestalteten sich die Beziehungen zwischen ihnen zu einem ungezwungenen, an Anregungen und Genüssen reichen Verkehr. Der Cantor hatte es an dem neuen Freunde bald herausgefunden, daß dieser an seiner gesellschaftlichen Inferiorität nicht den mindesten Anstoß nahm und ergriff die ihm dargebotene Gelegenheit zu musikalischen Uebungen an Diskursen mit Feuereifer.

Regelmäßig an bestimmten Abenden der Woche erschien er bei dem Kreisrichter, um bis in die Nacht hinein mit ihm zu plaudern und zu musiciren.

Er zeigte sich als ein firmer Geiger, wenn auch ohne besonders hervorstechende Eigenschaften, und der Kreisrichter hatte seine Freude an dem idealen Wesen des Mannes, der ihm früher nicht der mindesten Beachtung werth erschienen war. Oft war es ihm rührend, wie dieser

sein Empfinden und Streben gleichsam zu dämpfen sich bemühte, als zieme dergleichen für einen geringen Menschen nicht. Nur seine Liebe zur Tochter konnte er, wie sehr er sich vielleicht auch dazu zwingen mochte, nicht verhehlen. Er wurde nicht müde, sie zu rühmen und immer wieder, als wüßte er, wie wohl er dem Kreisrichter damit that, wandte er das Gespräch auf sie. Er erzählte von ihrer Herzensgüte, von ihrer hingebenden Zärtlichkeit für die Eltern; mit welcher Geduld sie die Launen der kränklichen Mutter ertrage und wie sie sein Leben verschöne und schmücke. O, sagte er, sie ist eine echte Künstlerin, ich fühle es heraus, wenn wir gemeinsam ein Stück einüben, wie sie dies gleich innerlich erfaßt und begreift, während ich mich noch mit der Form abmühe. Und so ist es nicht etwa nur mit der Musik, o nein! Alles Große und Schöne ist ihr verständlich und was sie liest und hört, regt bei ihr verwandte Gedanken an, darüber sinnt sie, als hätte sie es selbst neu erdacht. Ich hatte einst ein Buch über die religiösen Ideen unserer Zeit in die Hand bekommen und quälte mich ab, damit ins Reine zu kommen, aber ich konnte den Faden nicht finden; da las sie es mit mir, und auf einmal wußte ich, wo ich mit meinen Anschauungen anzuknüpfen hatte. Sehen Sie, Herr Kreisrichter, Sie werden auch glauben, mit solchem Wesen könne sich die echte Weiblichkeit nicht wohl vertragen, und was ihr an Geist und Empfindung mehr gegeben sei, das fehle ihr an jenen Tugenden der Frauen, welche das Haus und das Leben behaglich machen. Viele glauben dies, und es mag auch sonst wohl so sein. Aber bei meiner Johanna ist das nicht so! Sie ist die Ordnung, die Geschicklichkeit selbst, sie macht unsere bescheidene Häuslichkeit zu einer Stätte der Glückseligkeit, des lieblichsten Friedens!"

Wenn der Kreisrichter solchen Lobpreisungen des entzückten Vaters zuhörte, saß er mit leuchtenden Augen da, denn sie fanden in seinem Herzen ein lebhaftes Echo. Wußte er doch, daß die Liebe hier nichts übertreibe, daß das herrliche Mädchen Alles in sich vereinigte, was den Künstler bewunderungswürdig und das Weib schön und liebenswerth erscheinen läßt.

So oft er sie im Hause schalten sah, hingen seine Blicke bewundernd an ihrer schlanken Gestalt; nirgends noch hatte er so viel ruhige Grazie und sichern Takt bei einem jungen Mädchen gefunden. Mit den unscheinbarsten Mitteln hatte sie aus dem kleinen Häuschen einen Zufluchtsort herrlichster Behaglichkeit gemacht; was ihre Hand berührte, gewann Reiz und Anmuth; wohin sie ging, folgte ihr ein heiterer Glanz; in ihrer Gegenwart konnte niemand grollen und wehklagen. Alle die großen und kleinen Sorgen und Leiden der Eltern schmolzen vor dem Strahl ihres Frohsinns dahin. Ein Lächeln, ein bittendes Wort von ihr vermochte die Schatten von der Stirn des mühebeladenen Vaters, die Schmerzen der kranken Mutter zu bannen. Sie war ihr Schutzgeist, das Licht ihres Daseins.

Wenn etwas ihm bisweilen den Aufenthalt in dem Cantorhause hätte verleiden können, so war es der Rabbiner, der gleich ihm ein regelmäßiger Gast in der Familie war. Immer unverhohlener legte dieser seine Abneigung gegen ihn an den Tag und es war dem Kreisrichter ganz klar, daß der geistliche Würdenträger in ihm einen Nebenbuhler fürchtete, ja, er hatte ihn sogar im Verdacht, daß er auf den

Cantor einzuwirken suchte, der schnell entstandenen Freundschaft ein Ende zu machen; wenigstens wußte er keine andere Erklärung für eine gewisse gedrückte und ängstlich zurückhaltende Stimmung, die der Cantor bisweilen, entgegen seiner sonstigen offenen und dankbar hingebenden Weise zu erkennen gab. Als der Kreisrichter dies einmal gegen Johanna anzudeuten wagte, gerieth sie Anfangs in Verlegenheit, und er schloß daraus, daß seine Vermuthungen nicht unbegründet seien; aber gleich darauf sagte sie: „Sie dürfen sein Wesen nicht übel deuten: er ist seiner Stellung und Bildung nach von einer gewissen Exclusivität, die Fernstehende verletzen kann. Er ist zu wenig Musiker von Herzen", fügte sie lächelnd hinzu, „sonst würde es ihm weniger schwer werden, milder gegen fremde Anschauungen zu sein. Aber wir wollen ihn schon musikalischer machen, haben Sie nur Geduld! Der Kreisrichter verhehlte ihr nicht, daß er schon daran gedacht habe, ob sein Verkehr ihrem Vater gegenüber dem Rabbiner, zu dem er doch immer in einer Art von Abhängigkeit stehe, nicht von Nachtheil sein könne.

Sie wollte indessen diese Möglichkeit nicht gelten lassen. „Besorgen Sie nichts", sagte sie ruhig. „Mein Vater ist in seinem Hause allein Herr, und Niemand darf ihn hindern, denen Gastfreundschaft zu erweisen, die er mit der größten Verehrung betrachtet, und die ihm mit so vieler Nachsicht und Freundlichkeit entgegenkommen. Aber der Rabbiner ist unser Freund und besonders ich verdanke ihm mannigfache Belehrung und Anregung; denn sein Wissen ist ein reiches, und er verschmäht es nicht, mir ungelehrigem Mädchen Lehrer und Rather zu sein."

Seit dieser Unterredung nahm der Kreisrichter den Rabbiner leichtern Herzens hin und suchte seinerseits durch verdoppelte Höflichkeit und Rücksicht einen etwaigen Ausbruch feindlicher Gefühle ihm gegenüber die Spitze abzubrechen. Denn er war jetzt nicht blos dessen sicher, daß der Einfluß des Rabbiners seinem Verkehr keinen Abbruch thun konnte, sondern er wußte auch, daß keine tiefere Neigung Johanna mit dem Rabbiner verband, ja, er glaubte aus ihren Worten heraushören zu dürfen, daß sie vielmehr gegen ihn selbst ein sympathisches Empfinden hege. Sein offenes, gewinnendes Wesen erhielt durch diese Hoffnungsfreudigkeit einen heiter glücklichen Aufschwung, der ihn den Andern noch liebenswerther erscheinen ließ. Der Cantor war nahe daran, ihn für den vollkommensten Menschen, natürlich nach seiner Johanna, zu erklären, und sein Erscheinen in dem musikalischen Kreise wurde jedesmal mit unverhohlenster Freude begrüßt. Johanna begegnete ihm mit einer Herzlichkeit, der man es anmerkte, daß sie warm empfunden war. Sie fühlte ein Vertrauen zu ihm, wie zu einem treu erprobten Freunde; seine feste Männlichkeit gab ihr das Gefühl der Ruhe und Sicherheit, als wäre sie in seiner Nähe geschützt vor allen feindlichen Mächten. Niemals spielte sie feiner und klarer, als wenn sie ihm vorspielen konnte, und er mit seinem feinen Geschmack und seinem ausgezeichneten Verständniß ihrer Auffassung lobend bestätigte oder verbessernde Fingerzeige gab. Keinem Andern gab sie sich so offen in ihren Ansichten über Erlebtes oder Empfundenes, von Keinem nahm sie lieber Belehrung und Unterweisung entgegen als von ihm. Und wenn sie, beide Freunde der Natur und tüchtig zu Fuß, durch die beschneiten Felder schritten oder auf der Eisbahn Hand in Hand dahinflogen, da war ihr zu Muthe als wisse

sie jetzt erst, was es heiße, furchtlos durchs Leben gehen und seine Schönheiten genießen.

Auf der Eisbahn konnte man das Paar täglich sehen und bewunder; und es fehlte weder an Zuschauern, noch an Bewunderern. Durch den gräflichen Park floß ein Bach, der hier künstlich zu einem kleinen See erweitert worden war. Einen schönern Plan für den Eislauf konnte man schwerlich finden, und der Graf als liebenswürdiger Wirth versäumte es nicht, sobald die erste feste Eisdecke sich zeigte, alle Vorkehrungen zu einem regulären Eissport zu treffen, an dem sich die legitimirten Besucher des Parkes mit größtem Eifer betheiligten.

Von einer mit einem zierlichen Tempel gekrönten Anhöhe schweifte das Auge über die verschneiten Bäume hinweg, entzückt auf die schimmernde Fläche, die von zahlreichen, hier in welligen Schwingungen dahingleitenden, dort pfeilschnell vorüberjagenden Läufern und in wirbelnden Kreisen sich drehenden Paaren und Gruppen belebt, wie ein großer Tanzsaal sich ausdehnte.

Wohin man sich wendet, Fröhlichkeit und Bewegung, ein Bild frisch pulsirenden Lebens in reizender Anmuth. Jetzt entsteht eine gewaltige Kette von Schlittschuhläufern, Männern und Mädchen. Wie eine geschlossene Phalanx von Kriegern rückt sie gleichmäßigen Laufes vor; Alles weicht ihr in weiten Bogen vorsichtig aus, sie ist Herrin der Bahn. Aber siehe da! Plötzlich kommt ihr ein einsamer Läufer entgegen, eine hohe Gestalt in einem pelzbesetzten Schnürrock, auf dem Kopf keck die polnische Mütze. Wie ein Blitz fährt er über das freie Eisfeld daher, gerade in die Kette hinein, mittendurch sie zersprengend. Taumelnd wirbeln die gelösten Glieder bei Seite, und mancher fußsichere Held berührt niedersteigend den Boden. Lachen und Kreischen entsteht und ein brausendes Hurrah der zuschauenden Menge lohnt dem scharfen Läufer seine kühne That. Aber schon haben sich die Ueberraschten von dem Anlauf erholt; mit weit ausholenden Sätzen eilen sie dem Verwegenen nach, der inzwischen weit ab in stolzer Einsamkeit seine Kreise zieht. Bald haben sie ihn erreicht, aber so leichten Kaufes giebt er sich nicht gefangen. In kecken Windungen weiß er ihnen zu entschlüpfen, durch gewagte Züge und rasende Läufe sie zu täuschen und zu ermüden, bis sie erschöpft und vor so viel Meisterschaft sich beugend, die Verfolgung einstellen.

Der Kreisrichter, der mit Johanna dem Schauspiel mit größter Spannung zugeschaut hatte, kannte den siegreichen Läufer. Es war ein Neffe des Grafen, dessen Familie in der Nähe von Warschau angesessen war. Seit kurzer Zeit lebte Graf Ludwig als Gast in dem Schlosse seines Onkels, und hier hatte ihn der Kreisrichter kennen gelernt. Indem er davon zu Johanna sprach, kam der Graf auf sie zu und reichte dem Kreisrichter grüßend die Hand. Auf seine Bitte stellte ihn dieser Johanna vor; vor seinen heißen Blicken schlug sie erröthend ihre Augen nieder, und der Kreisrichter fühlte, wie ihre Hand in der seinigen zitterte. Ohne Umschweife ergriff der Graf ihre freie Hand und zu Dreien flogen sie nun über die glatte Bahn. Der Graf, der nicht mehr von Johannas Seite wich, war von hinreißender Liebenswürdigkeit und seine ungezwungene Heiterkeit wirkte ansteckend auf die Anderen, so daß man in lustiger Laune die Eisfahrt beschloß. Der Graf ließ es sich nicht nehmen, in

Vertretung seines Onkels, wie er sagte, Johanna und den Kreisrichter bis an den Ausgang des Parkes zu begleiten, nicht ohne mit ihnen für den nächsten Tag ein Zusammentreffen auf der Bahn verabredet zu haben. Johanna war auf dem Nachhausewege schweigsam geworden und als sie an ihrer Thür dem Kreisrichter die Hand zum Abschied reichte, glaubte er einen besondern herzlichen Druck zu verspüren.

III.

Es war den zweiten Tag darauf, man hatte inzwischen dem Eissport in der Gesellschaft des jungen Grafen eifrigst obgelegen, als der Kreisrichter den Besuch des Letzteren empfing. Nach dem Austausch der üblichen Höflichkeiten sagte der Graf:

„Ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten, lieber Doctor, wollen Sie mich in die Familie des Fräulein Tischel einführen?“

Unerwartet, wie diese Frage dem Kreisrichter kam, berührte sie ihn aufs Peinlichste. Dem Grafen entging der Eindruck, den seine Bitte hervorgebracht hatte, nicht, und er bemerkt daher im höflichsten Ton:

„Ich bin der jungen Dame wiederholt begegnet und ich darf gestehen, daß ich von ihrer Schönheit und Grazie hingerissen bin. Sie werden daher begreifen, lieber Doctor —“

„Ich weiß nicht, Herr Graf“, sagte jetzt der Kreisrichter, „ob Sie wissen, daß Fräulein Tischel die Tochter einfacher jüdischer Leute ist?“

„Ich weiß“, antwortete der Graf schnell, „aber was thut das? Es ist das Fräulein selbst, das mir Interesse einflößt!“

Der Kreisrichter erhob sich und ging einige Augenblicke unruhig auf und ab; dann trat er auf den Grafen zu und sagte in ernstem, ruhigen Tone:

„Lassen Sie mich offen sein, Herr Graf! Ich bin weit entfernt, Ihrem Entschlusse irgend welche andere Motive unterzulegen, als die Sie selbst aussprechen. Sie suchen Unterhaltung und die junge Dame erregt Ihr Wohlgefallen. Aber vergessen Sie nicht, Herr Graf, daß diese Dame und ihre Familie die höchste Achtung verdienen und beanspruchen und daß ein Ehrenmann die Pflicht hat, jeden Grund von übler Nachrede von ihnen fern zu halten!

Der Graf wechselte die Farbe und erwiederte kalt:

„Sie wollen mir hoffentlich keine Belehrung über die Pflichten eines Ehrenmannes ertheilen, ich würde eine solche Absicht zu meinem Bedauern aufs Nachdrücklichste zurückweisen müssen. Uebrigens bitte ich um Verzeihung, Sie belästigt zu haben.“

Er verbeugte sich förmlich und verließ das Zimmer. Der Kreisrichter sah, wie er über den Marktplatz ging und den Weg nach dem Hause des Cantors einschlug, und diese Wahrnehmung vermehrte die Unruhe, welche die kurze Unterredung mit dem Grafen in ihm erweckt hatte.

Welche Zwecke verfolgte der Graf mit seinem Besuche? War es wirklich ein ernsteres Interesse für Johanna, das den Wunsch, ihr näher zu treten, in ihm hatte entstehen lassen, oder galt es ihm nur, eine vorübergehende Laune zu befriedigen und in das öde Einerlei seines hiesigen

Aufenthaltes eine Abwechslung zu bringen? Beides erschien ihm gleich gefahrvoll für die Freundin. Das eine zwar wußte er, daß Johanna auch den leisesten Versuch einer vertraulichen Annäherung des Grafen von vornherein unmöglich machen, und daß, wenn es dem Grafen nur um eine kleine Liebeständelei zu thun war, er bald erkennen würde, daß er sich hier auf dem denkbar ungünstigsten Boden bewege. Aber wie tief würde das reine Mädchen unter dem Eindrucke solcher Scenen leiden müssen? Indessen diese Möglichkeit dünkte ihm immerhin noch als das geringere Uebel, wenn er an eine ernste Neigung des Grafen dachte. Der Graf, das empfand man sofort, war keine gewöhnliche Natur. Er hatte nichts von der blasirten Unbildung junger Aristokratensöhne, die die Leere ihres Geistes und Herzens durch die Erfahrungen eines stürmischen und zügellosen Lebens zu maskiren suchen. Seine Ansichten bekundeten vielmehr ein reiches Gemüth, ein empfindsames Herz; und aus seiner Art, die Dinge anzusehen und zu beurtheilen, ließ sich ein kluger Blick und ein ernsthaftes Streben, sich zu unterrichten, erkennen. Aber nicht das allein, er war eine schöne, vornehme Erscheinung, sein ganzes Wesen war feurige Energie, herzliche Offenheit; sein Liebeswerben konnte auch dem stolzesten Weibe verhängnißvoll werden. Und Johanna? Würde sie ihm widerstehen, wenn er vor sie hintrete, ehrlich und kühn, und ihr seine Liebe zu Füßen legte? Oder würde sie ihm sagen: Mein Herz ist nicht mehr frei, ein Anderer hat es gewonnen? Würde sie das sagen? Hatte er ein Recht, es zu hoffen? Hatte sie ihm jemals gezeigt, daß er ihr mehr als ein Freund war? Und hatte er ihr denn je zu erkennen gegeben, daß er anders gegen sie empfinde, als ein Freund, ein Bewunderer ihrer Kunst? Zum ersten Male erkannte er die Gefahr dieses schweigsamen Nebeneinanderhergehens, dieses Schwelgens in unausgesprochenen Empfindungen, wo ein einziger Zufall ihm das geträumte Glück auf immer vernichten konnte. Der Gedanke, daß der Graf das geliebte Mädchen im Sturm erobern könnte, an das er mit tausend Banden sich gefesselt fühlte, ließ ihn im Innersten erbeben und brachte ihn zu dem Entschlusse, sich unverzüglich Gewißheit zu verschaffen. Noch heute wollte er mit Johanna sprechen, ihr Alles sagen, dann mochte sie über sein Schicksal entscheiden.

Auch den Grafen hatte die Unterredung mit dem Kreisrichter zu einem schnellen Entschluß gedrängt. Er wollte durch des Letzteren Vermittlung bei gelegener Zeit der Familie des Cantors seinen Besuch machen, um so in die Nähe des schönen Mädchens zu kommen; heute aber hatte er mit scharfem Blick in dem Kreisrichter einen Nebenbuhler erkannt, den er sofort entschlossen war, aus dem Felde zu schlagen. Es war noch heller Tag, als er vor dem Cantorhause stand. Im Flure angelangt, hörte er wie Johanna ihre Kunst übte. Er blieb einen Augen-
k stehen und lauschte, dann öffnete er leise die Thür und trat ein.
anna ging im Spiele auf und ab und wendete ihm eben den Rücken
als sie sich umwandte und ihn an der Thür stehen sah, erschrak sie
ig und hörte zu spielen auf.

Der Graf verneigte sich höflich und ihr näher tretend, führte er in heiterer Weise ein. „Erschrecken Sie nicht, mein Fräulein", sagte „es ist nur ein armer Reisender, der um ein paar musikalische Zehrmige bittet!"

„Verzeihen Sie, Herr Graf", erwiederte sie verwirrt, „Sie sehen mich überrascht — meine Eltern —"

„Ihre Eltern sind nicht zu Hause?" fragte er. „O, das thut mir leid, ich wollte Ihnen meine Aufwartung machen; Ihr Herr Vater ist ja ein alter Bekannter meines Onkels."

„Mein Vater wird sehr bedauern", versetzte sie, indem sie sich fast ängstlich im Zimmer umblickte.

„Auch die Tochter, scheint es, bedauert sehr, mich empfangen zu müssen", scherzte er. „Nicht wahr, Sie würden mich nicht ungern gehen sehen? Seien Sie aufrichtig!"

Sie erröthete und schwieg.

„Nun gut, ich gehe, mein Fräulein, fuhr er fort; „aber es ist unrecht von Ihnen, daß Sie mich aus dem Zauberkreise Ihre Töne verbannen, Sie — böse Fee!"

Er sah ihr mit bittenden Augen ins Gesicht.

„Darf ich nicht wenigstens etwas mit auf den Weg nehmen von der reichen Tafel Ihrer Kunst?"

Sie reichte ihm schnell die Hand hin und sagte: „Verzeihen Sie mir, ich war ungezogen und ungastlich, und Sie werden mich für ein furchtsames Kind halten müssen, Herr Graf."

Er hielt ihre Hand einen Augenblick in der seinen und wollte sie an seine Lippen ziehen, doch sie entzog sie ihm schnell und setzte sich auf das Sopha, ihn selbst zum Sitzen einladend. Aber er sagte:

„Nicht doch, wir werden doch nicht Höflichkeiten austauschen wie zwei ehrsame Kleinstädter. Spielen Sie mir etwas vor, wenn Sie mich nicht lieber forthaben wollen! Ich habe wohl, wie ich Ihnen jetzt gestehen will, dann und wann, im Vorüberschleichen, ein paar Töne erhascht, aber ich will Sie nun auch einmal von Rechtswegen bewundern dürfen."

Sie stand lächelnd auf und griff nach ihrer Geige.

„Was wollen Sie hören? Ich werde Ihnen einen polnisches Lied vorspielen!"

„Ich höre."

Sie begann zu spielen, aber als sie bemerkte, daß seine Blicke auf sie gerichtet waren, wurde sie unsicher und nach einigen Takten setzte sie die Geige ab.

„Sie dürfen mich nicht ansehen, Herr Graf", sagte sie erröthend und vermied es, nach ihm hinzublicken, „es bringt mich aus dem Takt!"

„Ich sehe schon fort", antwortete er.

Sie fing nun wieder an zu spielen, doch ihre Hand zitterte und obwohl sie die Augen geschlossen hatte, empfand sie doch, daß er sie unverwandt ansah. Ihr Herz klopfte heftig und das Blut stieg ihr ins Gesicht. Sie unterbrach ihr Spiel und sagte in höchster Verwirrung: „Sie sehen mich doch an, ich kann nicht spielen."

Schon stand er dicht neben ihr und hatte ihre Hand ergriffen, aus der der Bogen zur Erde glitt.

„Ich muß Sie ansehen, Johanna!" sagte er mit leidenschaftlicher Stimme. „Ich kann nichts anders!"

Sie entzog ihm die Hand und ihrer selbst kaum mächtig, bat sie: „Gehen Sie, o bitte, gehen Sie!"

„Stoßen Sie mich nicht von sich, Johanna!" rief er, ihr zu Füßen

stürzend. „Ich kann nicht leben ohne Dich, Johanna! Fühlst Du es denn nicht, daß Du mich lieben mußt?"

Er erfaßte ihre Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen. Johanna stand wie zu einem Stein geworden da. Sie hatte es geahnt, daß diese Stunde kommen würde, beim ersten Blick ahnte sie es, den sie in seine Augen gethan. Nun war es ihr, als klängen zauberfüße, überselige Töne an ihr Ohr, sie überfluteten ihr Sinnen und Denken und rissen die Seele hinab in ihren blumigen Abgrund. Sie sah zu ihm hernieder, seine Augen brannten in den ihren und in seligem Kusse hielten sie sich fest umschlungen. Eine Blume des Lenzes ist aufgegangen, aber draußen wüthet der Sturm; und die Nebel der Dämmerung sinken schwer und feucht hernieder auf die winterliche Flur.

IV.

„Ich hätte noch gern über eine wichtige Sache mit Ihnen gesprochen", sagte der Rabbiner zum Cantor, der in einer Frage des Gottesdienstes zu ihm gekommen war und nun im Begriff stand, sich zu entfernen, „ja ich hätte noch etwas auf dem Herzen, aber es ist wohl schicklicher, ich komme deshalb zu Ihnen."

„Was ist es, Herr Doctor?" fragte der Cantor erschrocken.

Er ahnte wohl, wohin der Rabbiner zielte.

Dieser schien die Frage überhört zu haben und fuhr fort:

„Schon längst wollte ich's auch thun, aber Sie sind jetzt so selten ohne Gäste, Tischel —"

„Der Kreisrichter, Herr Doctor, sonst doch Niemand!"

„Eben den meine ich. Nun, ich glaube, es wäre gut gewesen, Sie hätten diesen Verkehr nicht geduldet, es will mir scheinen, als setzten Sie Ihre Tochter damit einer Gefahr aus —"

„Herr Doctor", unterbrach ihn der Cantor erregt.

„Sie sind anderer Meinung, gut!" lenkte der Rabbiner ein. „Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen. Genug, ich kam nicht dazu, Ihnen ungestört zu sagen, was ich auf dem Herzen habe. Hören Sie mich deshalb hier an! Sie wissen, ich verehre Ihre Tochter. Ich habe eine Stellung, ausreichend, um einen Hausstand gründen zu können. Ich sehe nicht auf Geld, sondern auf ein treues, frommes Herz und dies glaube ich in Ihrer Tochter gefunden zu haben. Kurz und gut, lieber Tischel, ich halte bei Ihnen um die Hand Ihrer Tochter an!"

Der Cantor hatte während dieser Ansprache still dagesessen, seinen Kopf senkte er tief hinab, er schien noch kleiner als sonst, so in sich zusammengesunken war seine Gestalt.

Als er nicht sogleich antwortete, sagte der Rabbiner:

„Nun, Tischel, Sie antworten mir nicht?"

Wie aus einem Traume fuhr der Cantor auf und sah den Andern
1 einem traurigen und kummervollen Blick an.

„Nehmen Sie's zurück, Herr Doctor!" sagte er leise. „Nehmen Sie's
1 ck, es soll nicht gesprochen sein!"

„Was ist Ihnen? Was reden Sie da für Dinge?" rief der Rab-
1 r.

„Nehmen Sie's zurück, Herr Doctor! Nehmen Sie's zurück!"

„Tischel, ich werde irre an Ihnen. So reden Sie doch! Warum befremdet Sie mein Antrag so? Warum soll ich ihn zurückziehen?"

„Weil ich Ihnen meine Tochter nicht zur Frau geben kann, nicht geben darf!" rief der Cantor laut und schmerzlich.

Der Rabbiner erblaßte und trat einen Schritt zurück.

„Das ist etwas Andres", sagte er verletzt. „Wenn Sie meine Bewerbung so entschieden ablehnen, dann ist weiteres Reden überflüssig!"

„Ich hab's gewußt, daß es so kommen wird, mit Ihnen oder einen andern rechtschaffenen Mann", sprach der Cantor trostlos vor sich hin. „Ich hab's gewußt und habe gezittert davor, wie der Verbrecher vor dem Augenblick der Endeckung. Ach, mein Kind, mein unglückliches Kind!"

So jammerte der alte Mann, und den Rabbiner überkam trotz seines gekränkten Stolzes ein mitleidiges Gefühl, denn er sah, daß es hier ein Geheimniß gab, das die Seele des armen Cantors bedrückte. Er legte die Hand besänftigend auf die Schulter des schwer Stöhnenden und setzte sich neben ihn.

„Tischel, begann er, „ich sehe, es bedrückt Sie etwas. Vergessen Sie was wir vorhin gesprochen haben und erleichtern Sie sich Ihr Herz, und wenn es mit meinem Antrage in Verbindung steht, so denken Sie, daß ich wohl ein Anrecht habe, zu erfahren, warum Sie ihn so schroff abgelehnt haben."

„Ja, ich will es Ihnen sagen, Herr Doctor", versetzte der Cantor, und wie um sich zu der schweren Beichte zu stärken, rief er inbrünstig aus: „Herr, mein Gott, du weißt, wie sehr ich um sie gelitten habe! Gieb mir Kraft, daß ich auch dies trage! Dann neigte er sich dicht zu dem Ohr des Rabbiners und sagte mit flüsternder Stimme: „Warum ich Ihnen meine Tochter, mein geliebtes Kleinod nicht zur Frau geben darf? Sie wollen es wissen, Herr Doctor? — Weil sie kein ehrlich Kind ist —!"

Der Rabbiner stand wie vom Blitz getroffen auf.

„Um Gotteswillen — was sprechen Sie aus, Tischel?" stammelte er.

„Sehen Sie, Herr Doctor", sagte der Cantor traurig, „hatte ich nicht recht, daß ich Sie gebeten habe: ziehen Sie Ihr Wort zurück! Lassen Sie's ungesprochen sein!"

„Aber das ist ja nicht möglich, Tischel!" rief der Rabbiner in höchster Aufregung — Davon habe ich ja nie ein Sterbenswort gehört!

„Ja, ja, es weiß es auch Niemand außer mir und den nächsten Angehörigen, und ich glaube es wohl, daß Niemand darüber gesprochen hat, was uns das Lebensglück vergällt. Ihnen will ich's anvertrauen, Herr Doctor, denn Sie sind berufen, Gottes Wort zu lehren und die Bedrückten zu trösten, und Sie waren unser Freund, und Sie lieben unsre Tochter, mein geliebtes Kind. Hören Sie zu, Herr Doctor, und dann sagen Sie mir, ob ich recht gehandelt habe vor Gott und den Menschen!"

Der Rabbiner nahm seinen Platz wieder ein und erwiederte:

„Erzählen Sie mir, was geschen ist, Tischel. Ich werde es in mein Herz verschließen wie ein heiliges Vermächtniß, so wahr Gott lebt!“

„Es sind jetzt zwanzig Jahre her“ begann der Cantor in ruhigerem Tone, „daß ich in einer kleinen Gemeinde im Königreiche meine Frau kennen lernte. Sie war das schönste Mädchen in der Stadt, und manches Herz hat an ihren schwarzen Augen Feuer gefangen. Sie war aber auch das reichste Mädchen in der Stadt, denn ihr Vater war der alte Abraham Turteltaub, den man auf vierzig tausend Rubel Vermögen schätzte. Ich kam Anfangs nicht als Freier der schönen Mirjam ins Haus, ach nein, wie hätte ich auf solche Gedanken kommen sollen! Ich war ja nur ein armer Bocher, der von Freitischen und Stundengeben lebte. Auch beim reichen Abraham Turteltaub genoß ich einen Freitisch und dafür und gegen eine kleine Geldvergütung ertheilte ich der schönen Mirjam, die damals in der Blüte ihrer Reize stand, Unterricht im Deutschen, worin ich mir einige Fertigkeit angeeignet hatte. In diesen Unterrichtsstunden war es, wo ich das schöne Mädchen kennen und bald zu meinem Schmerz lieben lernte; denn wie konnte ich je daran denken, meine Augen zu ihr, der Vielumworbenen, zu erheben, ich, ein armer Bocher ohne Aussicht auf Erwerb und Stellung? Aber sie war so gut und liebevoll zu mir! Niemals ließ sie mich fortgehen ohne einen freundlichen Blick und ohne mir für meine alte Mutter das Leckerste aus Kammer und Küche mitzugeben. Ihre Herzensgüte war fast noch größer als ihre Schönheit. Ich war glücklich, sie nur ansehen, mit ihr sprechen zu können, und meine stille Liebe erlitt nur dann einen schmerzlichen Schlag, wenn mir der alte Turteltaub mittheilte, die nächste Stunde müßte ausfallen, denn es käme der Sohn eines Geschäftsfreundes auf Besuch, und da sei Mirjam behindert. Ich wußte, daß er damit sagen wollte, es werde wieder ein Freier im Hause erwartet, und das gab mir jedesmal einen Stich ins Herz, obwohl Mirjam mir regelmäßig in der künftigen Stunde unter Lachen erzählte, wie sich wieder Einer einen Korb bei ihr geholt. So trieb sie es über Jahr und Tag, und es gab schon keinen jungen Mann weit und breit, der es gewagt hätte, um Mirjam Turteltaubs Hand anzuhalten. Da trat ein Ereigniß ein, das dem allen ein jähes Ende bereitete.

Der Cantor hielt einen Augenblick inne und blickte starr vor sich hin, dann fuhr er in hastigem Tone fort:

„Das Städtchen gehörte zu der Herrschaft des Grafen M . . ., bei dem Abraham Turteltaub Factor war; das Schloß lag kaum eine Viertelstunde davon entfernt. Der junge Graf hielt sich häufig im Städtchen auf und besuchte auch seinen Factor, der schon bei seinem Vater die gleichen Dienste geleistet hatte, ab und zu in dessen Hause. [illegible] sah er Mirjam, und verbrecherische Begierde nach ihrem Besitz bemächtigte sich seiner. Es war ein schöner, unbändiger Mann mit wilden, zähmbaren Leidenschaften, denen schon, ach wie viel! Jugendglück und Unschuld zum Opfer gefallen waren. Seit mehreren Jahren war [illegible] mit einer sehr vornehmen Dame verheirathet, aber die Ehe war eine unglückliche, die Gräfin lebte mit ihrem Sohne von dem Gatten getrennt [illegible]. Mit allen Künsten der Verführung umstrickte der hochgestellte Lüstling das reine Herz des Mädchens, bis sie sich selbst vergaß

und ihre Ehre dahingab. Die Eltern hätten wohl mehr Acht geben müssen auf das wehrlose Kind, denn sie wußten, daß der Räuber ihr nachstellte! Erst als das Unglück geschehen war und die Schande der Tochter an den Tag kam, da häuften sie Flüche und Vorwürfe auf die schmählich Mißhandelte. Sie aber ertrug Alles mit thränenloser Ergebung, sie klagte nicht, sie vertheidigte sich nicht, stumm und bleich ging sie umher, nur auf ihrem Gesicht stand mit deutlicher Schrift die Geschichte ihres Grames. Das sonst so gastliche Haus verödete, kein Freier zeigte sich mehr, und ich brauchte meine Stunden nicht mehr wegen plötzlicher Besuche zu unterbrechen. Ich war der Einzige, der wie früher ins Haus kam, um meinen Freitisch zu genießen und Unterricht zu ertheilen. Ich sah, wie sie bei meinem Anblick oft vor Scham zusammenzuckte, und jedesmal faßte ich den Vorsatz, um ihretwillen nicht mehr wiederzukommen; denn es schmerzte mich bis ins tiefste Herz, wenn ich sie leiden sah. Aber wenn sie mich beim Abschied mit ihren großen, klagenden Augen ansah und leise bat: Kommt wieder, Joseph, sonst bin ich ganz verlassen! da war's mit meinem Vorsatz vorbei, und ich kam wieder aus Mitleid und — aus Liebe. Denn ich liebte sie noch, die Unglückliche, die Verstoßene, und ihr stiller Kummer schnitt mir in das Herz wie scharfe Schwerter, ich liebte sie noch, wenn sie sich auch schwer versündigt hatte; ich wußte ja, daß ihr Herz noch nicht vergiftet war von der Sünde, als sie hilflos dem Verführer preisgegeben war, hatte er ihre Sinne berauscht. Einst hatte ich mich ein wenig verspätet; sie stand am Fenster und schien mich zu erwarten. Als ich eintrat und ihr die Hand gab, fühlte ich, wie sie heftig zitterte. Auch ihr Gesicht war heute bleicher und ihr Blick trauriger als sonst. Was ist Euch Mirjam? fragte ich sie. Nichts, Joseph, nichts, antwortete sie und wandte sich ab. — Aber Ihr zittert und seht bleich und krank aus! Sagt es mir, Mirjam, Ihr wißt ja, ich verlasse Euch nicht, wenn Euch Alle verlassen! rief ich aus; denn ihr Anblick erschütterte mich heftig. Da sah sie zu Boden und sagte leise: Der Vater hat mich geschlagen! Mirjam! schrie ich auf und ergriff ihre Hand und bat sie so innig, wie ich konnte: Mirjam, verzeiht ihm! sein Herz weiß nicht, was seine Hand gethan hat. Verzeiht ihm! Darauf sah sie mich mit dankbarem Blick an und erwiederte: Ihr seid gut, Joseph, gut und gottesfürchtig, der Herr wird Euch segnen, mein einziger Freund! Verzweifelt nicht, Mirjam! redete ich ihr sanft zu. Gott wird Alles zum Besten wenden. Seid geduldig und habt Muth! Es wird ein rechtschaffner Mann kommen und Euch zum Weibe begehren und Ihr werdet Euer Vergehen sühnen durch ein langes Leben der Treue und Liebe. Wer wird mich zum Weibe haben wollen, mich, die Verworfene? sagte sie beklommen. Wer Euch liebt trotz Eurem Fehltritt, weil Ihr gut und rein seid im Herzen. — Solchen giebt es nicht, Joseph! — Ja, es giebt Einen, Mirjam, einen armen Bocher giebt es, der Euch geliebt hat von Anbeginn und der Euch noch liebt, so treu und wahr, wie nur ein Mann lieben kann! Da ist sie mir um den Hals gefallen, und zum ersten Mal flossen ihr die Thränen und befreiten ihr gequältes Herz. Nun ging ich zu Vater und bat ihn, er möge mir seine Tochter zum Weibe geben. Er sah mich erst an, als rede ich irre, aber im nächsten Augenblick mochte er denken, daß dies eine Lösung sei, die Alles wieder gut machen

könne. Und so sagte er denn freudig zu und erklärte, ich solle nicht umsonst das Opfer bringen, er werde den Schandfleck mit Gold zudecken. Abraham Turteltaub, rief ich ihm zu, Ihr seid es, den die Schande trifft, nicht Euer Kind; denn wer sein Kind der Verführung preisgiebt, sündigt mehr als der Verführer selbst. Aber wenn Ihr glaubt, daß ich Eure Tochter begehre, um Euch die Schande abzunehmen, so meßt Ihr mich nach Eurem Maße. Ich liebe Eure Tochter und darum will ich sie zum Weibe. Und so wurde mir Mirjam in der Stille angetraut, und da mir der Rabbiner diese Cantorstelle verschaffte, so zog ich mit meinem Weibe hierher, wo uns Niemand kannte. Bald darauf kam Mirjam mit einer Tochter nieder, und ich habe sie begrüßt wie mein eigen Kind und habe sie so gehalten bis zum heutigen Tage.

Hier brach der Cantor ab. Seine Stimme zitterte, und er barg mit Mühe seine innerste Bewegung.

Der Rabbiner hatte mit ungeheurer Spannung zugehört, jetzt athmete er tief auf. Offenbar befand er sich in großer Verlegenheit und suchte nach einem passenden Worte des Trostes. Aber der Cantor kam seiner Rede zuvor, indem er seine frühere Frage wiederholte.

„Hatte ich nicht Recht, Herr Doctor, wenn ich sagte: Ich kann und darf Ihnen meine Tochter nicht geben?"

Sein Auge blickte dabei mit einen ängstlich bangenden Ausdruck dem Rabbiner nach, der sich erhoben hatte und das Zimmer durchmaß. Hoffte er, daß der Rabbiner antworten würde: „Nein, Tischel, Ihr habt nicht Recht. Ich liebe Eure Tochter wie Ihr Eure Mirjam liebtet. Gebt mir Euer Kind zum Weibe!"

Aber der Rabbiner sagte nichts dergleichen. Er ging in Gedanken auf und ab und schien das rechte Wort nicht finden zu können. Endlich blieb er vor dem Cantor stehen und sprach:

„Tischel, es ist eine Fügung Gottes, und Sie dürfen nicht murren gegen seinen heiligen Willen!"

„Ich murre nicht", versetzte der Cantor laut, indem er sich zum Gehen anschickte, „ich murre nicht, denn Gott der Allgütige hat mir ein treues Weib und ein tugendhaftes, frommes Kind beschеert!"

„Gehen Sie mit Gott", rief der Rabbiner, ihn zur Thür begleitend, „und lassen Sie ungesprochen sein, was ich vorhin zu Ihnen sagte."

Der Cantor nickte nur stumm mit dem Kopfe und ging hinaus.

Es war ihm weh, bitter weh zu Muthe, wie er durch die Abenddämmerung dahinschritt, aber voller Ergebung blickte er auf zu dem dunklen Himmel, von dem schwere Schneewolken herniederhingen, und flüsterte: Dein Wille geschehe, Herr! gepriesen sei Dein Name!

Als er nahe bei seinem Hause angelangt war, sah er den Arzt aus ..lben treten. Er erschrak und beschleunigte seine Schritte. Auch der ..rkannte ihn jetzt und rief ihm eilig zu:

Man hat Sie schon gesucht, Tischel! Ihre Frau ist plötzlich krank ..den; es ist wieder ein Blutsturz. Gehen Sie nur hinein, sie ver.. nach Ihnen. Ich habe schon das Nöthige angeordnet. Die Haupt.. ist: Ruhe — Ruhe!"

Damit ging er weiter. Der Cantor wußte nicht, wie er in den ..lur und in die halbdunkle Stube gelangt war. Hier fühlte er sich

umschlungen — Johannas thränenüberströmtes Gesicht ruhte an seiner Brust.

„Mein Kind, mein armes Kind!“ flüsterte er und strich ihr besänftigend das Haar. „Laß mich zur Mutter!“

Er machte sie sanft von sich los und ging leise in das Nebenzimmer, wo die Kranke still und todtenbleich im Bette lag, und schloß hinter sich die Thür. Er wankte zu ihr hin und beugte sich über sie.

„Mirjam“, sagte er mit tonloser Stimme, „Mirjam, mein armes Weib!“

Sie griff nach seiner Hand und winkte ihm, er solle sein Ohr dicht an ihren Mund halten. Dann flüsterte sie:

„Josef, die Strafe Gottes ist gekommen! Er war hier — bei unserm Kinde war er —“

„Wer war hier, Mirjam?“ fragte er bebend.

Sie wollte sprechen, aber kein Laut kam über ihre Lippen, nur ein Röcheln rang sich aus ihrer Brust.

„Sprich nicht, Mirjam, es greift Dich an! Sei ruhig, der Doctor sagt, es wird bald besser werden!“

Die Kranke sah ihn forschend an und hielt seine Hand fest in der ihren.

„Josef“, brachte sie mühsam hervor, „habe ich meine Schuld gesühnt?“

„Ob Du sie gesühnt hast! Gott, der die Herzen kennt und die Entschlüsse wägt, weiß es, was Du mir und unserm Kinde warst, mein treues Weib!“

Er sank erschüttert auf die Knie und drückte seinen Kopf schluchzend in die Bettdecke.

„Joseph, begann sie wieder nach einer Weile, „höre mich an! Ich habe gewußt, daß es mir den Tod bringen wird, denn die Sünde stirbt nicht. Jetzt ist es geschehen. Sein Sohn war hier, Josef — als ich in die Stube trat, saßen sie nebeneinander wie ein Liebespaar —“

Der Cantor schnellte empor, auf seinem Gesicht lag Todesschrecken, heißer stieß er heraus: „Mirjam, Du sprichst im Fieber —“

„Nein, nein, Josef“, flüsterte sie, „ich habe ihn gesehen, mit meinen Augen habe ich ihn gesehen, und ich wußte, daß er es war, ehe sie mirs gesagt hat, denn er ist das Ebenbild seines Vaters. Oben auf dem Schlosse wohnt er beim Grafen —“

„Und Du sagst, sie saßen nebeneinander —“ stammelte der Cantor.

„Sie liebt ihn, Josef, ich weiß es — die Schwester liebt den Bruder!“

„Gott, mein Gott“, rief der Cantor in höchster Angst und rang seine Hände nach oben, „Du kannst nicht dulden, daß Unschuldige gegen Deine Gebote freveln! Erbarme Dich unser, Herr, und laß uns n[illegible] in Sünden verderben!“

Die Kranke lag mit gefalteten Händen da, ihre Lippen bewe[illegible] sich leise im Gebet. Dann rief sie ihn wieder zu sich und redete ha[illegible].

„Josef, geh schnell aufs Schloß zum Grafen, nimm die Papi mit, er muß ihn gleich wegschicken, weit weg, hörst Du, heute noch.“

„Und Johanna, was sagt sie?“ fragte der Cantor dazwischen.

„Sie ahnt nichts“, antwortete die Kranke. „Als sie mir sein

Namen nannte, vergingen mir die Sinne und ich sank zusammen. Seitdem ist sie nicht von mir gegangen. Aber eil Dich, Josef, geh, geh — heute noch soll er fort — hörst Du, heute noch —"

„Ja, Mirjam, ich gehe, Gott kann uns nicht verlassen, Mirjam!"

Er beugte sich zu ihr herab und küßte sie. Dann trat er vom Bett zurück und ging ins andere Zimmer.

Johanna saß still auf dem Sopha, ihr Gesicht war bleich und in ihren Augen schimmerten noch frische Thränen. Bei seinem Eintreten eilte sie auf ihn zu und sich an ihn schmiegend flüsterte sie:

„Lieber Vater, verzeihe mir!"

„Aengstige Dich nicht, mein Kind", sagte er zärtlich, „Du trägst keine Schuld. Mit Gottes Hilfe wird es wieder vorübergehen! Jetzt aber geh hinein zur Muter und sieh, ob sie etwas verlangt. Ich muß noch auf kurze Zeit aus dem Hause gehen — zum Arzt; bleib inzwischen bei der Mutter, vielleicht kann sie einschlafen.

Sie blickte stumm zu Boden. Warum sprach der Vater nicht von dem Grafen? Sollte sie ihm Alles sagen? Während sie angstvoll, zweifelnd dastand, und der Vater den alten Schreibsecretär öffnete und darin umherkramte, rief die Kranke ihren Namen. Schnell eilte sie zu ihr, und gleich darauf hörte sie, wie der Vater das Haus verließ. Im Krankenzimmer herrschte tiefe Stille. Johanne saß beim Bett und lauschte auf die schwachen Athemzüge der Kranken, die die Augen geschlossen hatte und zu schlummern schien. Eine geraume Zeit verging, da rief sie mit matter Stimme:

„Johanna!"

„Was willst Du, liebe Mutter?"

„Johanna, komm her zu mir, mein Kind, willst Du mir eine Liebe erweisen über das Grab hinaus?"

„Mutter, sprich nicht so! Du wirst wieder gesund und heiter werden, liebe Mutter!"

„Willst Du mirs doch versprechen, Johanna, auch über das Grab hinaus?"

Sie versuchte, sich ein wenig zu erheben und sah mit ihren tiefen, glänzenden Augen ängstlich die Tochter an.

„Ich will es, Mutter!"

„Willst Du mir versprechen, den Grafen niemals wiederzusehehen, niemals in Deinem Leben, Johanna?"

Das Mädchen brach in ein heftiges Schluchzen aus und barg ihr Gesicht in die Kissen.

„Liebst Du ihn, Johanna?"

Keine Antwort erfolgte.

„So willst Du es mir also nicht versprechen, Johanna?"

„, Mutter, ich verspreche es Dir!" klang es aus einem brechen-
d en.

um her, mein Kind, daß ich Dich segne dafür!"

anna glitt zur Erde nieder, und die Kranke legte ihre beiden
auf ihr Haupt und flüsterte, während die Thränen langsam über
en Wangen flossen:

r Herr segne Dich, mein Kind! Der Herr segne Dich — in

Dann sank sie erschöpft zurück.

Als der Cantor zurückkehrte, lag sie mit stillem Lächeln da; Johanna war zu ihren Füßen eingeschlummert. Der Cantor nickte ihr zu und sagte leise:

„Heute Nacht reist er ab! Bist Du nun zufrieden, Mirjam?“

V.

Noch an demselben Abend hatte der Kreisrichter die Erkrankung von Johannas Mutter erfahren; er sah sich dadurch gezwungen, sein Vorhaben für die nächste Zeit aufzugeben. Denn Johanna wich nicht von dem Krankenbett der Mutter, und es verging mehr als eine Woche, ohne daß er sie gesehen. Oftmals des Tages ging er am Hause vorüber, in der Hoffnung, ihr liebes Gesicht am Fenster zu erblicken, aber erst am zehnten Tage sah er seine Hoffnung erfüllt. Als sie ihn bemerkte, winkte sie ihm mit einem wehmüthigen Lächeln zu und als er Miene machte, ins Haus zu kommen, trat sie zurück und erwartete ihn draußen im Flur.

„Ich kann Sie nicht bitten, näher zu treten, lieber Freund“, rief sie ihm entgegen, indem sie ihm beide Hände zum Gruße bot. „Die Mutter ist noch sehr krank und bedarf der äußersten Schonung und Ruhe!“

„Theuerste Freundin“, sagte er bewegt, „wie habe ich mich um Sie geängstigt! Wie blaß Sie aussehen, liebste Freundin!“

„Ich kann mich jetzt nicht schonen“, erwiederte sie mit dankbarem Blick. „Die Mutter duldet Niemanden um sich als mich; allein der Doctor hofft, in wenigen Tagen wird sie außer Gefahr sein, und dann will ich auch wieder hinaus an die Luft. Aber ich fühle mich ganz wohl!“

Sie sagte das in ihrer ruhigen, anmuthigen Weise, doch ihr Aussehen strafte ihre Worte Lügen. Ein bleicher Schatten, der auf ihrem Gesicht lag, hatte alle Farben ausgelöscht, und ihre Augen glänzten wie im Fieber. Der Kreisrichter erblickte indessen darin nur eine Folge der Anstrengungen und Sorgen der letzten Tage; er beschwor sie, sich zu schonen und auf ihre eigene Gesundheit Bedacht nehmen. Er werde sich zu ihrem ärztlichen Rathgeber aufwerfen, sagte er, und von Zeit zu Zeit nachsehen kommen, ob sie auch seinen Befehlen gehorche; er wolle sich zunächst mit einem flüchtigen Händedruck im Vorübergehen begnügen, aber in einigen Tagen dringe er mit dem ordentlichen Arzte ein und entführe sie aus der Krankenstube ins Freie. Sie hörte seine besorgten Bitten und Vorwürfe still an und versprach sich zu bessern und ihm zu folgen; seine Theilnahme werde sie die Einsamkeit leichter tragen lassen, und sie hoffe, ihn bald zu der genesenden Mutter führen zu können.

So trennten sie sich, und Keines wußte, wie es mit des Ande[re]n Herzen bestellt war. Der Kreisrichter ahnte nichts von der Begegnu[ng] des Grafen mit Johanna. Daß jener so schnell abgereist, befremdete i[hn] allerdings, aber er fand mancherlei natürliche Erklärungen dafür, u[nd] obendrein hatte ihm der Schloßherr bei einem gelegentlichen Zusamme[n]sein mitgetheilt, sein Neffe sei in dringenden Angelegenheiten nach Pa[ris]

berufen worden und werde wahrscheinlich die längste Zeit dort verweilen. Diese Nachricht zerstreute alle Zweifel und Unruhe, die seine Unterredung mit dem Grafen in ihm hatte aufsteigen lassen, und er bat dem liebenswürdigen Cavalier im Stillen den Verdacht ab, den er bisher gegen ihn gehegt hatte. Es war klar, daß die Bitte des Grafen aus einem lediglich gesellschaftlichen Interesse für das anmuthige Mädchen hervorgegangen war, und daß ihm eine leichtfertige oder gar unlautere Absicht hierbei gänzlich fern gelegen hatte.

Die Kranke erholte sich allmählich, und der Kreisrichter konnte seinen Besuch in dem Krankenhause, wenn auch nicht mehr mit der früheren Regelmäßigkeit, wieder aufnehmen. Die Musik blieb vorläufig noch verbannt aus dem Freundeskreise, da die Nerven der Kranken noch immer die größte Schonung forderten. Aber auch als diese selbst wieder nach dem Geigenspiel verlangte, schien Johanna nicht mehr die alte Liebe zu ihrer gesangreichen Gefährtin zu empfinden. Nur selten griff sie nach ihr, wenn sie allein und ungestört war, und dann waren es bange, klagende Weisen, die sie spielte, und manchmal mußte sie mitten im Spiele aufhören, weil ihr die Thränen ins Auge schossen. Auch sonst war sie in ihrem Wesen verändert. Ihre sonnige Heiterkeit war dahin, und die blühenden Farben schienen nicht mehr wiederkehren zu wollen. Oft saß sie mitten in der Unterhaltung theilnahmlos da, ihre Augen starrten groß und traurig ins Leere und um ihren Mund zuckte es wie verhaltenes Weinen. Zum Eislauf war sie nicht mehr zu bewegen, und auch die Spaziergänge wurden seltener und kürzer; sie klagte, daß sie sich davon angegriffen fühle.

Den Kreisrichter erfüllten diese Wahrnehmungen mit tiefstem Schmerze und er litt mehr darunter, als unter eignem Mißgeschick. Was ging mit Johanna vor? Liebte sie den Grafen, und zehrte diese Liebe an ihrem Herzen? Wieder stiegen die niedergekämpften Zweifel in ihm auf, aber er fand nicht den Muth, sich ihr anzuvertrauen. Wenn sie ihn mit ihrem wehmüthigen Lächeln begrüßte und ihm still zuwinkte beim Kommen und Gehen, dann waren alle guten Vorsätze dahin und es blieb unausgesprochen, was, wie er dunkel fühlte, den unheimlichen Bann doch nicht zerreißen werde, unter dem Alle standen. Der Cantor schien um Jahre gealtert, er ging gebückt und kummervoll einher und wenn er Johanna verstohlen ansah, dann seufzte er aus tiefstem Herzen auf. Es war nicht das Ausbleiben des Rabbiners, was ihn so unglücklich machte, der Kreisrichter hatte es Anfangs geglaubt, aber er sah bald, daß es ein tieferer Gram war, unter dem er litt.

So ging der Winter unter verhaltenen Klagen und Schmerzen vorüber, und ein jäher, sonniger Frühling brach herein. Wie ist die Erde über Nacht in einen duftenden Garten verwandelt: In den verstecktesten Winkel drangen die Regentropfen und die Sonnenstrahlen wunschen und leuchteten es rein und machten es zu einen köstlichen

1. Unter blühenden Bäumen, über blinkende Gräser schreitet der Wenn ein leichter Windhauch durch die Fliederbüsche weht, schauern sammen wie die Braut unter des Liebsten Küssen, und quellender Duft nt aus ihren zitternden Zweigen. Jedes Erdenfleckchen, jede Mauerist überreich an smaragdgrünem Schmuck, und an allen Sträuchern n die Knospen; es ist ein nimmersattes Wachsen und Blühen.

Der sanften Ueberredung des Kreisrichters hat Johanna endlich nachgegeben und ist mit ihm in den Park gegangen. Unter einem alten Lindenbaum steht eine Bank, dort haben sie sich niedergesetzt, denn sie meinte, die Frühlingsluft ermüde sie so sehr. Eine Zeit lang saßen sie still nebeneinander, sie hatte die Hände in den Schooß gefaltet und sah träumend in die grüne Welt hinein; der schmerzliche Zug um ihren Mund war heute sichtbarer als sonst, und ihre schönen Züge waren geisterhaft blaß. Er blickte sie traurig an und sagte endlich:

„Liebe Freundin — Johanna, Sie leiden!"

Sie zuckte zusammen und schüttelte den Kopf.

„Nein", antwortete sie, „mir fehlt nichts."

„Johanna, ich weiß, daß Sie unglücklich sind. Ich fühle es hier, in meinen eigenen Herzen, das zuckt und blutet unter Ihren Schmerzen!"

Seine Stimme bebte und er konnte nicht weiter sprechen.

„Mein Freund, mein theurer Freund!" sagte, sie, nach seiner Hand greifend und sie fest umklammernd. Ihren Körper durchflog ein Zittern und in Thränen ausbrechend, lehnte sie ihren Kopf an seine Schulter.

Er beugte sich zu ihr nieder und fragte sie:

„Johanna — Sie lieben den Grafen?"

Sie antwortete nicht, nur ein krampfhaftes Schluchzen drang herzzerschneidend an sein Ohr. Ein unsägliches Weh ergriff den tapfern Mann, und er fühlte, wie ein Flor seine Augen verhüllte. Darauf legte er seine Hand auf ihr Haar, als wollte er sie segnen.

„Sei ruhig, Johanna — meine Freundin, ich weiß, wie unerwiederte Liebe thut! Aber hoffe und vertraue!"

Da glitt sie von ihren Sitz herab und wollte vor ihm in die Knie sinken und seine Hand küssen, aber er zog sie empor und drückte seine Lippen weinend auf ihre Stirn. —

Nur wenige Wochen sind seitdem vergangen. Der Kreisrichter weiß jetzt Alles aus dem Munde des Cantors, der sein trauerndes Herz vor ihm ausgeschüttet hatte — da fährt ein Wagen vor das Haus, ein junger, todtblasser Mann steigt herab und eilt hinein. Jetzt öffnet er die Thür, er will vorwärtsschreiten, aber die Füße versagen ihm den Dienst. In einen hohen Lehnstuhl gebettet liegt Johanna, ihre Augen sind geschlossen, aber sie schläft nicht, denn um ihren Mund flattert, wie ein holder Falter, ein bezauberndes Lächeln, und ihre Finger gleiten spielend über die Saiten der Geige, die neben ihr auf der Decke liegt. Leise tritt er heran und sinkt vor ihr nieder und verzweifelnd birgt er seinen Kopf in ihren Schooß. Von der Bewegung aufgeschreckt, öffnet sie die Augen, kein Laut kommt von ihren Lippen, als sie ihn erblickt. Mit seligem Lächeln sieht sie auf ihn herab; er schlingt seine Arme um ihren Hals und so ruhen sie beieinander, Mund an Mund. Dann löst sie sich langsam von ihm los — ihr Kopf sinkt in die Polster des Stuhles krachend stürzt die Geige zur Erde nieder, und ein schriller Ton dur zitter ihre Saiten.

Johanna hat geendet!

Der Illuminatenorden.

Eine Verirrung des menschlichen Geistes.

Von **Gustav Raatz.**

Dem vorigen Jahrhundert mangelte es an großen Zielen. Der nationale Gedanke schlief noch, der Fuß der Fürsten lastete mehr oder weniger schwer auf dem Nacken der Völker, und diese wiederum respectirten den auf sie ausgeübten materiellen und geistigen Druck als den Ausfluß göttlicher Weltordnung. Von der Gegenwart aus betrachtet, glich im Allgemeinen unser deutsches Vaterland einem ungeheuren Sumpffelde, auf den nur hier und da auf einsamen Flecken lebenskräftige Pflanzen aufkeimten und heranwuchsen, sonst überall üppiges, widerliches Unkraut, und die Großen, welche sich aus Speculation sorglichst davor hüteten, der Menschheit die Augen darüber zu öffnen, daß sie nur des Volkes wegen, nicht aber das Volk ihretwegen da wäre, vermeinten sich gut dabei zu stehen und in dem von ihnen cultivirten beschränkten Unterthanenvorstande die Hauptsäule ihrer Throne erblicken zu dürfen. Zwar hatte der Schöpfer nicht verfehlt, auch jetzt wie ehedem sein Füllhorn über die Menschheit auszuschütten und unter sie Gaben und Anlagen zu vertheilen — aber was half das Alles! Es fehlte den Geistern der Halt, woran sie sich gleich edlem Weinstock und sonstigen hochanstrebenden Gewächsen zum bessern Wesen und Gedeihen anklammern und emporranken konnten, sie also nothgedrungen auf feuchtem, dumpfen Boden ein elendes Dasein führen und abfaulen mußten. Halten wir an diesem vergleichenden Bilde fest, so wird es uns schwerlich beikommen, über manche Verirrungen des menschlichen Geistes während des vorigen Jahrhunderts und wie hier über den Illuminatenorden leichthin spöttisch die Achseln zu zucken, vielmehr drängt sich uns das Bedauern darüber auf, wie selbst reich beanlagte Geister, welche in gegenwärtiger Zeit recht fruchtbringend hätten wirken können, in Ermanglung eines hohen und hehren Ziels verfehlte Bahnen einschlugen und auf die tollsten Einfälle und die originellsten Thaten verfielen.

So war denn auch gleich dem „Mopsorden" der Illuminatenorden ein Product müßiger Weile und irregeleiteter Phantasie. Welches Wesen hatte er, und was bezweckte er? Leuchtete es vielleicht hie und da aus den Falten seines dunklen Gewandes geisterhaft hervor, verheißungsvoll dem Völkerleben, aber drohend den Kronen? Wenigstens beeilten sich manche Fürsten und vor Allen der Kurfürst Karl Theodor von Bayern, dem unheimlichen und räthselhaften Gesellen, von dessen Existenz man erst nach acht Jahren Kunde erhalten hatte, das Land zu verbieten und ihm zugleich den Todesstoß zu versetzen.

)och ehe wir erläuternd diesen Punkt berühren, müssen wir uns zuvörderst nach dem Vater, dem Schöpfer dieser merkwürdi- Vereinigung umsehen. Als solcher hat sich, nachdem es nichts mehr rheimlichen gab, der Professor Adam Weishaupt zu Ingolstadt n späteren auf den Orden Bezug habenden Schriften bekannt. Er e am 6. Februar 1748 zu Ingolstadt geboren, studirte Jurisspru- und übernahm im Jahre 1775 eine Professur des Natur- und ka- hen Rechts in seiner Vaterstadt. Ueber seine späteren Schicksale

erfahren wir ein Mehreres am Schlusse dieser Abhandlung. Ein Kupferstich in dem von ihm herausgegebenen „Verbessertes System der Illuminaten mit allen seinen Graden und Einrichtungen" stellt ihn uns in seinem kräftigsten Mannesalter, etwa in seinem vierzigsten Lebensjahre dar. Die sonst regelmäßigen Gesichtszüge erscheinen fest wenn nicht gar herbe, indeß wird der Eindruck durch ein gewisses schwermüthiges und schwärmerisches Etwas, das sich über das Antlitz verbreitet, abgemildert.

Was hatte Weishaupt dazu veranlaßt, den Illuminatenorden auszuklügeln und zu gründen? Möglich, daß er mit einer solchen Institution von vorn herein nur Gutes bezweckte, worauf u. A. seine entschiedene Stellungnahme gegen den Jesuitenorden schließen möchte. Er selbst war ja in seiner Jugend durch die Schule der Jesuiten gegangen, war also ein Ohren- und Augenzeuge ihrer verderblichen Lehren und lichtscheuenden Anschläge gewesen, und wie es manchmal der Fall ist, daß eine aufgedrungene politische oder religiöse Meinung bei selbstständig angelegten Charakteren leicht eine entgegengesetzte Richtung erzeugt, so fühlte er sich von dem Geiste der Anhänger Loyolas nichts weniger als angezogen, daher er sich deren Vernichtung zur Lebensaufgabe machte. Kein vernünftiger Mensch wird ihm hierein seine Sympathie versagen, er kann ihm aber nicht darin beipflichten, wenn er die Waffen seiner Gegner nicht nur zu den seinigen macht, sondern — wie weiter unten gezeigt werden soll — sich obenein vielleicht noch verwerflicherer bedient. Das war das Geschwür, mit dem diese Schöpfung in die Welt trat und an dem sie endlich über kurz oder lang elendiglich dahinsiechen mußte.

Ueberhaupt glich diese Institution, die er wiederholentlich in Briefen an obere Ordensmitglieder, sowie in den von ihm später herausgegebenen Werken mit einem gewissen und wohl verzeihlichen Stolze die „seine" nennt, einem Chaos, jedoch mit dem Unterschiede, daß hier nicht allmählich das Licht Ordnung in das Dunkel brachte, sondern stetig hinzugethanene unheimliche Elemente die Wirrniß vermehrten; sie offenbarte sich später der Welt als ein Conglomerat von Moral und Unnatur, beides oft bis zur Unkenntlichkeit mit einander verschlugen und zusammengetrieben. Blumen, nach denen man gern die Hand ausstreckt, sind es, wenn er als Zweck des Ordens die Veredelung der Menschheit durch Tugend, Verstand, Bildung und Wissenschaft hinstellt, dann Bedrängten, Nothleidenden und durch boshafte Anschläge Bedrohten Beistand, Hilfe und Unterstützung verheißt und zum Streit gegen die Finsterniß anfeuert. Mit Begeisterung traten seine Anhänger für diese edlen Prinzipien ein, und nicht lange währte es, so waren nicht nur die Jesuiten von sämmtlichen Professorstellen an der Ingolstädter Universität verdrängt, sondern auch ein großer Theil ihrer bedeutenden Revenüen in Bayern zu Gunsten der Universität und der deutschen Schule eingezogen; ingleichen gewann man vieler Orten einen großen Einfluß auf das Schulwesen, die Erziehung, Theologie und Staatsverfassung und leitete durch eigenes Beispiel zur Toleranz an.

Dieser edle Hauch weht uns auch aus einem für den unterste Grad berechneten Theil der Statuten an, und es heimelt an, daß man dem Feinde ein versöhnliches Herz entgegenbringen, Gastfreundscha

gegen Jedermann ausüben und den bürgerlichen Berufspflichten mit Eifer, Treue und Gewissenhaftigkeit obliegen soll. Konnte es anders sein, daß, wenn Jemandem solche Grundsätze in hoher Begeisterung an's Herz gelegt wurden, er nicht wünschen mußte, einer Vereinigung anzugehören, in der danach gehandelt sein sollte? Darf es uns verwundern, wenn auch ein Goethe und ein Herder mit Freuden die ihnen gebotene Gelegenheit ergriffen, da sie vermeinten, ihre hohe Geistes- und Seelenarbeit noch fruchtbringender als anderswo zu machen? Aber wir werden bald inne werden, wie wenig sich der Orden auf streng sittlicher Grundlage bewegte, und wie er das edle Metall als Lockmittel mißbrauchte. Denn hinter dem Eingangsthore erwartete des Eintretenden ein anderes als das erhoffte Bild, das, je weiter er sich nach innen zu entfernte, an unreinen Farben und entstellten Zügen zunahm. Gleich einem rothen Faden geht durch all die verschiedenen Satzungen die dem Jesuitenorden entlehnte Forderung vom Kadavergehorsam. Dem Mitgliede wurde „totale" Unterwürfigkeit in Ordensangelegenheiten, und wenn sich auch sein Gewissen dagegen sträuben sollte, zur bindenden Pflicht gemacht, es mußte sich zur Verstellung bereit erklären und sich unter Androhung von Strafe sogar der Spionage und Angeberei, die es selbst auf die Oberen auszudehnen hatte, befleißigen; des Weiteren war es gehalten, allmonatlich über sich ein Sittenzeugniß einzureichen, den Orden von etwaigen Entdeckungen, Erfindungen, Geheimmitteln und verborgenen Verhältnissen in Kenntniß zu setzen, sich darein fügen, daß ein Theil des in den Spartopf Geworfenen, dessen Schlüssel der Obere an sich nahm, der Verbindung zufloß, und durfte es nicht darüber murren, daß ihm der intime Umgang mit Vorgesetzten und Offenherzigkeit gegen Brüder seines Grades verboten war, sowie darüber nicht, daß man ihm niemals ein die Ordensangelegenheiten betreffendes Schriftstück anvertraute. Ja selbst, sich Seinesgleichen als Ordensangehöriger legitimiren zu können, war ihm außerordentlich erschwert, damit es, so isolirt, sich desto fester dem Oberen anfügen und dessen Vorschriften und Befehlen williger leben sollte.

Damit nun sämmtliche Mitglieder desselben Geistes würden, hatte man und vornehmlich für die Aspiranten, sowie für die untersten also noch nicht in die eigentlichen Mysterien eingedrungenen Ordenbrüder zur fleißigen Benutzung eine Auswahl von solchen Büchern getroffen, welche reich an Moral und politischen Maximen waren und eine der Kant'schen Philosophie entgegengesetzte Richtung vertraten. Indeß müssen wir daran zweifeln, daß es hierbei den Oberen um eine wirkliche Belehrung und Aufklärung ihrer Untergebenen zu thun gewesen war. Zu diesem Zweifel berechtigt uns schon ein Passus in einem Aktenstücke, welcher besagt, daß man auf denjenigen Neuling Hoffnung setzen dürfte, [illegible]en Nachdenken in Grübelei ausgeartet, also daß er kurz davor wäre, bisherigen Ansichten und Anschauungen zu brechen und sich nun in vom Orden protegirten hineinzuleben. Da liefe das anfänglich zur [illegible]au getragene Wohlwollen in ein krasses Raffinement hinaus, und ließen sich verschiedene Belege dafür anziehen, wie Weishaupt die [illegible]igen und mechanischen Errungenschaften der dem Orden einverleib- Menge lediglich zu eigenen Zwecken nur ausbeuten wollte und ihm [illegible]hei gelöste Probleme aus der Chemie, deren Studium er den Mit-

gliedern als das „angenehmste“ ans Herz legte, am willkommensten waren.

Weishaupt war ein herrschsüchtiger Charakter. Je mehr Köpfe die Verbindung zählte, desto intensiver konnte sein durch den Orden gehobener Einfluß aus der Verborgenheit heraus, nach außen hin wirken. Er brauchte Leute, überall viele Leute, darum er denn verordnet hatte, daß nur thätige Brüder, d. h. solche, welche dem Orden wenigstens eine taugliche Person zugeführt hätten, auf Avancement rechnen dürften. Namentlich sollte man einflußreiche Gelehrte und Edelleute zu gewinnen suchen und nebenbei sein Augenmerk auf Künstler, Maler, Petschierstecher (dies Wort ist durch auffallend fetten Druck hervorgehoben), Buchdrucker, Buchhändler, Postverwalter und Kalligraphen richten; unter den Handwerkern hätten Goldschmiede, Drechsler und Schlosser den Vorzug. Wenn es sich ermöglichen ließe, sollte man nur schöne Leute heranziehen, weil solche zu Ordenszwecken am besten verwerthet werden könnten, und überdies zu bedenken wäre, daß Leute mit einem seelenvollen Auge und einer feinen, offenen Stirn weniger zur Meuterei und Unruhe aufgelegt wären, als die finsteren Physiognomien. „Man muß seine Leute zu brauchen wissen!“ heißt es anschließend an diese Instruction. Weil ältere Personen sich nicht leicht des Rechts über sich begeben und ihre Einführung in neue Ideen eine schwierige und oft vergebliche ist, so sah man in der Regel von ihnen ab und befleißigte sich dagegen der Rekrutirung von Jünglingen und sogar von Knaben von ihrem fünfzehnten Lebensjahre ab, wodurch man zwar viel langsamer, dafür aber auch desto sicherer zum Ziele zu gelangen hoffte.

Die sogenannten „Dummen“ des Ordens werden als die besten Proselytenmacher gepriesen. Sie wußten ja so überaus wenig von dem Wesen der Verbindung, konnten also kaum in die Gefahr kommen, unabsichtlich Verrath zu üben, und obenein sind hohle und wenig unterrichtete Köpfe, falls sie einen Grad von Eitelkeit besitzen, in der Regel zur Prahlerei und Ruhmredigkeit angelegt, also gute Lockvögel. Eine gut ausgearbeitete Vorlage erleichterte ihnen überdies die Anwerbung. Nach der Instruction hatte sich der Werber dem Anzuwerbenden gegenüber in seinen Reden und in seinem Benehmen so zu verhalten, daß dieser hinter der zur Schau getragenen Geheimthuerei außerordentlich Wichtiges vermuthete. Zuerst galt es, Vertrauen im Gesuchten zu erwecken und that man so, als nähme man das größte Interesse an seiner geistigen und materiellen Wohlfahrt und spornte ihn zur fleißigen Lectüre seelenerhebender Bücher an. Konnte er noch länger an dem edlen und wahren Freund zweifeln, und mußte er nicht wünschen, sich mit ihm des Oefteren zu unterreden? Aber der Freund zeigt sich trotz seines Wohlwollens reservirt und naht sich ihm nur ab und zu, „wie zufällig.“ Nach und nach wird der Gesprächsstoff erweitert und unmerklich sog[illegible] auch auf geheime und allerlei Vortheile gewährende Verbindungen h[illegible] übergeleitet. Der Gesuchte muß zugeben, daß der auf sich allein an[illegible] wiesene Mensch ein schwaches Rohr sei, er dagegen im Verein mit G[illegible] sinnungsgenossen viel vermögender werden könne. Sein Wunsch, solch[illegible] Verbindung beitreten zu wollen, wird immer lebhafter und giebt [illegible] seinem Verlangen sogar Ausdruck, jedoch scheint man nicht darauf [illegible] hören. Und dennoch triumphirt man, da die erste Schanze gewonnen

und nun schon dreister operirt werden darf. Indeß beobachtet man dabei die Taktik, nach welcher er sich selbst schwächen und binden soll. Geschickt wirft man ihm allerhand Sophismen, zweideutige Meinungen und Andeutungen über mancherlei Verhältnisse entgegen, damit er noch mehr als bisher aus sich herausgehe, sich in Widersprüche verwickele und vielleicht gar zu compromittirenden Raisonnements erhitze und andererseits nimmt man eine Miene an, als hinge viel von seinem einsichtsvollen Rathe in der oder jener Angelegenheit ab. Beides bindet, und nachgerade hält er es für seine Pflicht, dem Freunde den ersten Besuch abzustatten. Er kommt keineswegs unerwartet und hat man Vorkehrung getroffen, daß in dieser Stunde ein Brief in Chiffres abgegeben wird. Sogleich wird selbiger mit einer gewissen Feierlichkeit erbrochen und gelesen; man stellt sich so hin, als sollten die räthelhaften Zeichen verborgen bleiben und wiederum wird eine Bewegung ausgeführt, daß des Zuschauenden Auge auf die Geheimschrift fallen muß. Ließ sich das nicht voraussetzen, so wirft der Lesende den Bogen wie unachtsam vor ihm auf den Tisch und eilt hinaus, als wollte er dem Boten noch etwas auftragen. Zurückgekehrt ist er natürlich über seine Unbedachtsamkeit höchst erschrocken; aber dem erprobten Gaste darf man wohl unter dem Siegel der Verschwiegenheit Vertrauen schenken und ihm das bislang so sorgsam behütete Geheimniß von der Ordensangehörigkeit offenbaren. Jener beglückwünscht sich, einen einflußreichen Mann zum Freunde zu haben und bittet ihn dringend um Einführung in denselben Orden. Nicht hastig erfolgt die Zusage, und schließlich hat er einen Revers unterzeichnet, laut dem er sich nachdrücklichst verpflichtet, von seinem zu erfolgenden Beitritt weder Eltern, Geschwistern und Anverwandten, noch selbst intimsten Freunden wie überhaupt irgend einem Menschen durch Worte, Zeichen, Blicke u. s. w. Andeutungen machen zu wollen.

Da er sich von diesem Augenblick an gewissermaßen der geheimen Verbindung schon als zugehörig betrachten darf, hat er zugleich auch mancherlei Verpflichtungen zu übernehmen, wie eine scharfe Controle über seine Nebenmenschen, das Aufzeichnen von ihm wichtig erscheinenden Vorgängen und die Auffindung von für den Orden geeigneten Persönlichkeiten. Um ihm eine noch größere Achtung für die Verbindung einzuflößen, wird ihm zu verstehen gegeben, daß, weil nur wahrhaft geläuterte Menschen in ihr Platz hätten, er sich einer zweijährigen Prüfungs- und Vorbereitungszeit unterziehen müßte.

Während dieser vierundzwanzig Monate hat er sich wohl täglich und stündlich mit dem Gedanken abgeplagt, was seiner Hohes und Hehres erwarte und welchen überwältigenden Eindruck jenes geheimnißvolle Bild bei dem Entschleierungsact auf ihn ausüben müßte. Wir [illegible]n ihm eine Erregung nicht absprechen. Denn wenn man erwägt, [illegible]hm während der verhältnißmäßig sehr weit ausgedehnten Probe[illegible]icht einmal ein Aspirant namhaft gemacht worden ist, bei dem er [illegible]grübelndes Gemüth hätte erleichtern können, und andererseits wie[illegible]m sein Anwerber ihn von Zeit zu Zeit, sei es wie zufällig oder in [illegible]raschender Art, heimsuchte und auf ihn einredete, so werden wir es [illegible]iflich finden, wie er in fieberhafter Spannung dem Augenblick [illegible]ansah, da seine Aufnahme endlich vollzogen werden sollte. Zu

dieser hatte er sich entweder zur Tageszeit nach einem entlegenen und dunklen Theil eines Waldes zu begeben oder zur Nachtzeit, wenn der Mond am Himmel stand, in einem abgesonderten Zimmer, das hinter ihm etwaiger Horcher wegen abgeschlossen wurde, einzufinden. Er trifft Niemand weiter an, als den ihm unbekannten Initians, welcher sich durch imposante Leibesfigur, majestätisches Ansehen und gesetzten, ernsthaften Ton auszeichnet, damit sich dadurch der Aufnahmeact feierlicher gestalte. Abgesondert nimmt man an den beiden je durch eine Lampe knapp beschienenen Ecktischen Platz, worauf vierundzwanzig wenig zu besagende Vorfragen erfolgen. Die Stimme hebt sich und in oratorischem Schwunge wird die Gesellschaft als eine solche charakterisirt, da es nicht gelte, Macht und Reichthum zu erwerben, die weltliche und geistliche Regierung zu untergraben und sich der Herrschaft der Welt zu bemächtigen. Mit Wohlgefallen hat Aspirant zugehört, ihm muß aber beklommen zu Muthe werden, wenn ihm Fragen, ob er auch wohl etwa ihm unangenehmen Befehlen nachkommen würde, der erlauchten Gesellschaft alles Recht über sich einräume, ihr in allen Stücken gehorsam sein, niemals nach eigenem Gutdünken handeln und überhaupt als ihr „Sclave" gelten wolle, zur Beantwortung vorgelegt werden. Plötzlich sieht er die Spitze des Degens auf seine Brust gerichtet und vernimmt die drohenden Worte: „Sollest Du Verräther oder Meineidiger werden, so sieh hier in diesem Degen die ganze Gesellschaft gegen Dich in Waffen. Glaube nicht sicher zu sein, wo Du auch immer hinfliehst; die Schande und Vorwürfe Deines Herzens und die Rache Deiner Dir unbekannten Brüder werden Dich bis in Dein Innerstes peinigen und verfolgen." Niederknieend und die flache Hand über den Kopf haltend mußte er sodann den Bundeseid leisten, in dem er Verschwiegenheit angelobt, auf seine Privatansicht verzichtet, die Indienststellung aller seiner Kräfte und Fähigkeiten zum Besten des Ordens verheißt, sich den vom Oberen ihm etwa zuerkannten Strafen unterwirft und des Weiteren verspricht, unter Umständen seinen Privatvortheil zu opfern, nach Anweisung die Ordensfeinde als persönlich zu bekämpfen und auf die Vergrößerung der Verbindung nach Möglichkeit Bedacht zu nehmen.

Nachdem er sich so gebunden und das nach seinen Vermögensverhältnissen bemessene Eintrittsgeld von etwa einem Carolin (18 Mark), erlegt hatte, durfte er nun nicht mit Fug und Recht erwarten, daß er in die Mysterien des Ordens eingeweiht würde? Doch nichts davon! Nicht einmal ein Ordensmitglied wird ihm namhaft gemacht, weil, so heißt es, die Brüder die höchste Ursache hätten, sich noch weiter vor ihm zu verbergen, und er seiner Zeit diese Vorsicht selbst gut heißen müßte. Wolle er Brüder auffindig machen, so hätte er sich einer gesetzten, deutlichen, nicht hastigen Sprache zu befleißigen und Zusagen und Versprechungen von Ueberlegung zeugende Zusätze anzufügen wie z. B.: „Ich will morgen kommen, wenn ich nicht behindert sein werde." Damit spüre ein Mitglied das andere auf! Andere Erkennungsmittel werden von Weishaupt in seinen späteren Werken in Abrede gestellt. Der Aufgenommene hatte also gar nichts profitirt, und war er dazu verurtheilt, von Neuem auf die Einführung in die Mysterien zu hoffen, die ihm beim Vorrücken in die folgende Stufe geoffenbart werden sollten. Stand er im Alter von 15 bis 18 Jahren, so konnte er nach drei, von

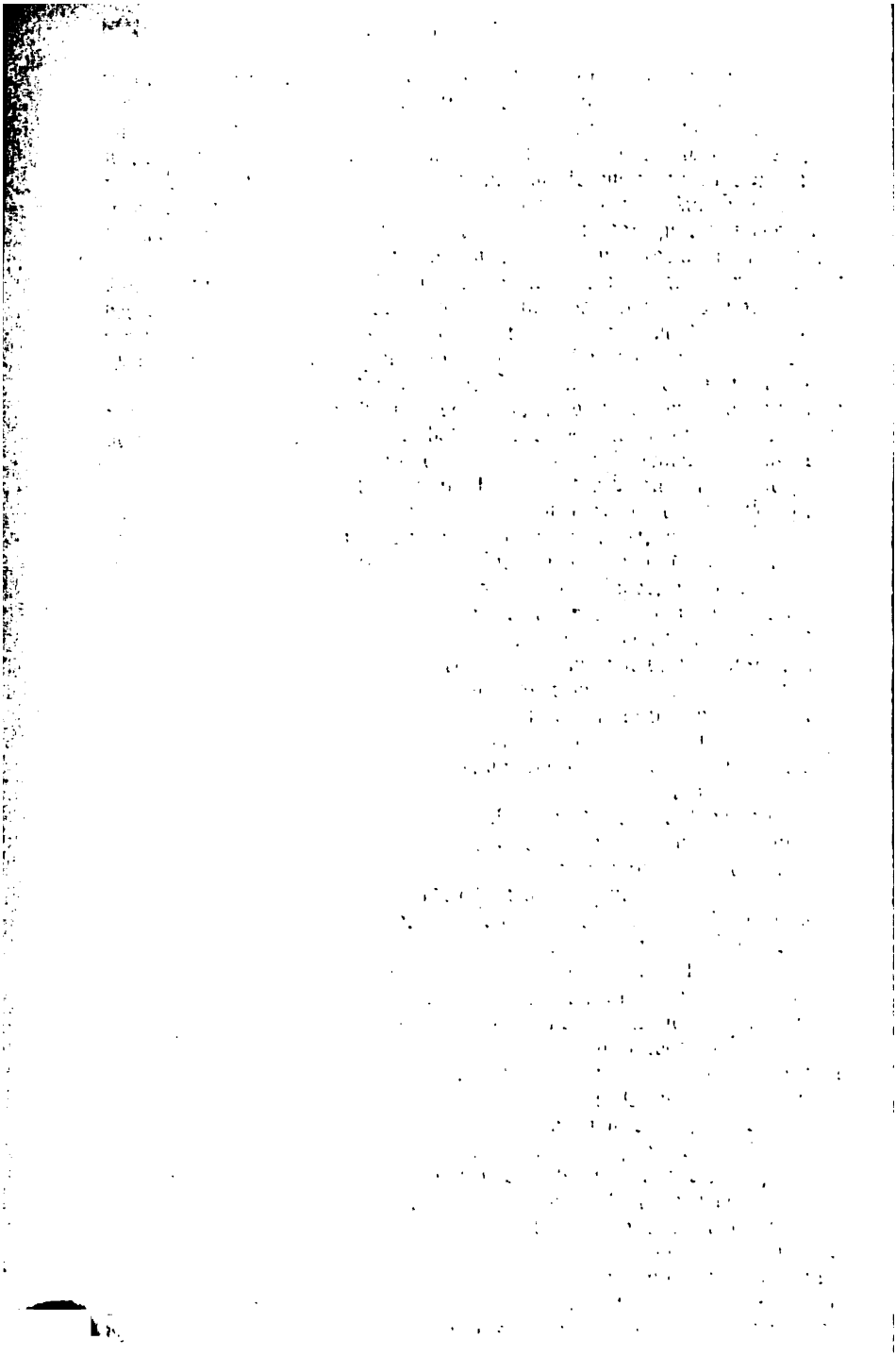
18 bis 24 Jahren nach zwei, und von 24 bis 30 Jahren nach einem Jahre vorrücken. Ehe ihn sein Initians verabschiedete, trug er ihm noch auf, sich darüber in zwei Wochen zu erklären, ob er dem Orden durch Verwendung in den Wissenschaften oder statt dessen durch einen Geldbeitrag nützen wolle, in welch ersterem Falle man von ihm für den Druck und Vertrieb geeignete Abhandlungen verlangte.

Aber war nicht die Verlegenheit da, daß man mit dem besten Willen den unteren Ordensangehörigen nichts Wissenswerthes mitzutheilen vermochte? Vielleicht stimmen wir dieser Frage zu, wenn wir eine Betrachtung über die Entstehung und den Ausbau der Verbindung angestellt haben. Urkundlich ist es festgestellt worden, daß der Orden sich erst vom 1. Mai 1776 von Ingolstadt aus, dem Domicil Weishaupts, zu verbreiten begann, daß ihn aber dessenungeachtet der Stifter für eine uralte und darum ehrwürdige Institution ausgab und er, wie aus dem gepflogenen Briefwechsel hervorgeht, unter seinen oberen Helfershelfern die Parole austheilte, „den Ursprung und die Neuheit des Ordens aufs Sorgfältigste zu verbergen." Dieselbe Geheimthuerei wurde, und dazu noch ängstlicher, der profanen Welt gegenüber beobachtet; Niemand sollte um die Existenz der Verbindung wissen, nicht einmal das Geringste davon ahnen, weil im Gegenfalle sich wohl die Landesregierung die Statuten zur Kenntnißnahme und Prüfung ausgebeten hätte, und man mit solchen, weil diese noch nicht fertig, nicht aufwarten konnte. Trotzdem nun nichts Positives da war, kaum einmal ein Grundriß zu dem aufzuführenden Gebäude, redete das Consortium der Oberhäupter, worunter Regierungsrath Zwack zu Landshut sich als eines der einflußreichsten und thätigsten ausweist, nach unten zu nur von einem Orden, der schon vor grauen Zeiten zur Vollendung gediehen wäre, und ließ fleißig neue Leute anwerben. Aus der Noth machte man wie auch bei anderen Gelegenheiten eine Tugend und führte denjenigen Mitgliedern, welche noch nach Jahren in keine höhere Klasse gerückt waren, allerlei lustige Gründe gegen ihre verzögerte Beförderung an; man verwies sie auf den Jesuitenorden mit seinen langen Stationen und erlaubte sich, als Einzelne über ihre Hinhaltung zu murren begannen, ein recht ernsthaftes Gesicht aufzusetzen und verbat sich ein für alle Mal jegliches Raisonnement.

Es ist geradezu erstaunlich, was alles zur Componirung des Ordens, über dessen definitive Gestaltung sich die schaffenden Geister selbst einige Jahre weiter noch nicht klar waren, herangezogen und benutzt wurde. Man verschaffte sich Bücher mystischen Inhalts, schöpfte aus den „vortrefflichen und Vieles aufklärenden" eleusinischen Geheimnissen, verarbeitete die Liturgie und einen Theil der sinnberückenden Ceremonien der römischen Kirche, griff Gedanken auf aus den Abhandlungen, welche die wissenschaftlich gebildeten Ordensangehörigen einzureichen hatten, stellte Experimente aus der Physik an und studirte den Lieblingsdienst der Parsen, sowie die Philosophie Zoroasters. „Sie werden sich verwundern, was ich da ausbrüte!" und weiter: „Den von mir geschaffenen Mysterien, an die ich alle meine Erfindungskraft und Consequenz verwende, wird nicht einmal der geübte Kenner die Neuheit absehen, und Jeder muß von ihrer Feierlichkeit erfreut und angezogen sein!" ruft Weishaupt freudestrahlend seinen Oberhelfern zu, und bald

ist auch die Idee von einem Feuertempel, der an allen Ecken und Enden, wo immer der Aspirant hingestellt wird, elektrisch gemacht werden kann, da. Dennoch schien das bereits hoch aufgehäufte Material nicht zu genügen, darum man danach trachtete, auch einen Einblick in das Freimaurerthum zu erlangen, zu welchem Zwecke man sich mit Logen in England und Polen in Verbindung zu setzen strebte. Indessen müssen, trotzdem es in einem Briefe ausdrücklich heißt, daß „wir mit der Loge . . . und der Nationalloge in Polen wirklich in Traktaten zur engen Verbindung gekommen sind", derlei Bemühungen wegen der Vorsicht der Logen nur einen oberflächlichen Erfolg gehabt haben, weil sich besserer Orientirung wegen Weishaupt sonst wohl nicht im Jahre 1777 zu München in den Freimaurerbund hätte aufnehmen lassen. Er fand sich aber bitter enttäuscht und nannte die Freimaurerei, weil er in ihr keine auf die Sinnlichkeit berechneten Mysterien und Ceremonien zu entdecken vermochte, ein trockenes und unbedeutendes Machwerk mit elenden Graden, das man allenfalls für einen Zwischengrad seines Ordens verwerthen könnte. Zugleich reifte in ihm aber der Plan, die ganze Freimaurergesellschaft seinem Illuminatenorden einzuverleiben. Geeignete Illuminaten wurden nun von ihm dahin instruirt, den Freimaurern die Dürftigkeit ihres Systems begreiflich zu machen und sie darüber zu belehren, wie die Freimaurerei nichts Selbstständiges, sondern nur ein Theil einer schon vorhandenen und viel, viel älteren Verbrüderung wäre, von der sie, falls sie sich deren Führung überließen, ganz andere Anleitungen, Aufschlüsse und Vortheile zu erwarten hätten. Wir wissen nicht, was nach dieser Seite hin ausgerichtet wurde; aber in Kassel erlebte Weishaupt einen großen Triumph, und konnte ihm von dort einer seiner Haupthelfer mittheilen: „Nun habe ich in Kassel den besten Mann gefunden, zu dem ich uns nicht genug Glück wünschen kann. Es ist Mauvillon, Meister vom Stuhl einer von Royal York aus constituirten Loge. Also haben wir mit ihm auch gewiß die ganze Loge in unseren Händen." Der Gedanke dürfte nicht ausgeschlossen sein, daß auch die Freimaurer Goethe und Herder durch falsche Vorspiegelungen sich für den Beitritt zum Illuminatenorden hatten bewegen lassen.

Wir glauben es schon, daß die Arbeit Weishaupt nachgerade über den Kopf wuchs und er vor lauter Nachdenken oft schlaflose Nächte hatte, denn es hieß nicht nur so und so viele Grade schaffen, sondern auch jeden folgenden zunehmend phantastischer, grotesker und dazu inhaltsvoller zu gestalten, damit die vorrückenden Mitglieder immer neue Beschäftigung fänden. Und weil „die Leute zu dem werden sollen, wozu man sie nöthig hat" und empfänglich würden für die dem Orden in seinen Hochgraden innewohnende „eigene Moral, Erziehung und Religion", so sollten auch zugleich die Anschauungen und Begriffe von einer Stufe zur andern allmählich eine andere Richtung erhalten. Noch im zweiten Ordensjahre (1778) war sich Weishaupt über die Anzahl d Grade nicht schlüssig, indem er schreibt: „Wie viele Klassen daraus we den sollen, weiß ich selbst noch nicht", doch zählt er uns in seinem zw Jahre nach der Sprengung des Ordens herausgegebenen „Verbesserte System der Illuminaten" deren acht auf, von denen indeß vielleicht n die erste, die unterste, wenn man aus den mehrfach revidirten Statute derselben einen Schluß ziehen will, als allein fertig zu betrachten is



Auf dem Holzwege.

Nach dem Gemälde von W. Amberg.

HPS

die anderen dagegen hinsichtlich ihrer Auskleidung und selbst ihrer endgiltigen Benennung unvollendet geblieben sind. Zwar legt Weishaupt in seinem spätern Werke sämmtlichen Graden nicht andere, als streng moralische Motive unter, wobei aber daran zu erinnern ist, daß er nach dem Staatsacte lediglich seine Rechtfertigung und Vertheidigung im Auge hatte, er mithin stillschweigend alles das überging, was — wenn ihm auch nachgewiesen — von Neuem ihn hätte compromittiren können.

Dieselbe Rathlosigkeit wie über Mittel- und Hochgrade offenbart sich auch in Betreff der Bezeichnung des Ordens, und wußte man selbst mit Abschluß des dritten Jahres noch nicht, zu welcher man sich definitiv entscheiden sollte. Um so schwieriger war die Wahl, als man mit dem Namen das ganze Wesen des Ordens erfassen wollte. Wir müssen es dahingestellt sein lassen, ob die Angabe in Meyers Conversationslexicon, wonach er anfänglich Perfectibilistenorden geheißen hätte, zuverlässig ist, da das uns vorliegende urkundliche Material nichts davon besagt. Eher wäre wohl anzunehmen, daß man gleich auf die Bezeichnung Illuminatenorden — d. h. der Orden der Erleuchteten — verfallen war, welche indeß nicht ganz behagt haben mußte, so daß man, und noch im vierten Ordensjahre, mit neuen Vorschlägen hervortrat, wie: der Bienenorden oder die Bienengesellschaft und für die höheren Regionen sogar mit der: Feuer- oder Parsenorden, bis man endlich, des Rathens müde, ihn wieder nach dem untersten Grade, der Klasse der eigentlichen Illuminaten, taufte. Auch hinsichtlich der Symbole und des Ordenszeichens war man mit sich von vornherein nicht überein. Denn während Weishaupt am 25. Mai 1779 schreibt: „Meine Meinung ist: ein Sternhimmel, darin eine fliegende Nachteule mit der Ueberschrift: Quantum est, quod nescimus. Doch wäre es gut, nur überall von jedem Worte die Anfangsbuchstaben zu setzen. Lassen Sie es auf Kosten der Kasse stechen", zeigt uns die Titelvignette zu dem im Jahre 1788 erschienenen „Verbessertes System der Illuminaten" eine auf einem aufgeschlagenen Buche sitzende und an einen Felsen gekettete Eule innerhalb eines die Ewigkeit symbolisirenden Kranzes. Zum Ordenszeichen war der halbe Mond, welcher an einem ponceaurothen Bande hängen sollte, ausersehen worden.

Je mehr Mitglieder dem Orden zugeführt wurden, desto mehr mußte sich Weishaupt auch die Vergrößerung seines Generalstabes angelegen sein lassen. Denn die mehr als zweitausend und dazu über das ganze katholische Deutschland zerstreuten Illuminaten konnten von der Centralstelle Ingolstadt aus nicht mehr genügend controlirt werden, weshalb Manuductoren (Ortsvorsteher), Präfecten (Districtsvorsteher) und Provinziale (Aufseher der Provinzen), eingesetzt wurden. Ueber diesen Organen stand das aus drei Köpfen gebildete allerhöchste Colum, Tribunal und später Areopagus genannt, das sich wiederum geheimen Conseil, das Weishaupt nebst dem Pseudonym Mario igge?) ausmachte, unterzuordnen hatte. Waren die betreffenden sonen infolge ihrer Berufung zu den hohen und höchsten Ehren- en nun auch wissender und erleuchteter geworden — und wenn das t: Jagte ihnen nicht die Scham die Röthe in die Wangen, daß, nach- ihnen durch die Noth dictirt, vertrauensvoll das Unfertige in der bindung geoffenbart und eingestanden worden, sie sich noch weiter

für das Trugbild erwärmten und das Blendwerk förderten? Aber man wird schon gewußt haben, welche Leute sich dazu paßten und sich keinen Augenblick besannen, auf Seifenblasen zu tanzen; man erwählte Leute, welche den Ehrgeiz oder vielmehr die Eitelkeit besaßen, gern eine Rolle zu spielen und sich Anderen gegenüber wichtig zu thun. Weishaupt war sich recht wohl darüber bewußt, wie sich unter seiner Herrschaft, da dem Orden die geistige und darum sichere Grundlage fehlte, leicht andere Gewalten ausbilden konnten. Hatte er sich durch die Einsetzung der verschiedenen Beamten lediglich seines großen Trosses noch mehr als sonst vergewissern wollen, so ließ er es sich gleichzeitig angelegen sein, die Berufenen derartig zu binden und zu fesseln, daß, obwohl sie sich je nach ihrer Stellung als vielvermögend wähnten, zu einer simplen Hand wurden, welche der Geist von oben lenkte und anleitete. Niemand als er allein sollte herrschen, nur sein Gedanke und sein Wille sollte der maßgebende sein, und er glaubte um so mächtiger und gebietender dazustehen und zu einem nachhaltigeren Einfluß auch nach außen hin zu gelangen, wenn er ein Heer von „Sclaven" befehligte, das sich durch keine anderen als seine Erwägungen anleiten ließ. Um nun die Beamten in Schach zu halten, hatte er ihnen unter Androhung selbst von Geldstrafen aufgegeben, daß jeder dreimal im Jahre in einem wohlgeschlossenen Couvert seine Beobachtungen und Beschwerden über die nächsten Vorgesetzten, wovon nicht einmal der Areopag ausgenommen war, einreichte. Eine Unterschlagung der mit der Aufschrift „au Premier" gekennzeichneten Briefe war kaum möglich, und so wurde der „Ordensgeneral" Weishaupt über alle Vornahmen seiner Unterbefehlshaber aufs Genaueste informirt, und konnte er eindämmen und beschneiden, wo er es in seinem Interesse für angebracht fand. Durch gegenseitiges Mißtrauen also, das er sogar zur Tugend erhoben hatte, suchte er den Orden in Banden zu halten und seine eigene Stellung zu befestigen. Wie nicht anders, mußte diese Saat die übelsten Früchte auch für ihn heranreifen. Denn das von ihm so sorgsam cultivirte Mißtrauen spitzte sich schließlich gegen ihn selbst zu, sobald man hinter seine herrschsüchtigen Pläne gekommen war. Obwohl man nicht offen gegen ihn vorzugehen wagte, so errieth er dennoch aus dem Benehmen Einiger, daß man nicht mehr so zu ihm stand wie gestern und ehegestern, und in Briefen an erlesene Vertraute klagt er lebhaft darüber, wie einige nach Herrschaft strebende Geister sogar unwissende Mitglieder gegen den Ordensgeneral einzunehmen suchten. Und bei diesem blieb der Funke mit am ehesten haften. Sie begannen lebhafter zu murren über die Vernachlässigung hinsichtlich ihrer Beförderung, über die Vorenthaltung von in Aussicht gestellten Aufschlüssen, sowie darüber, daß sie bislang noch zu keiner Versammlung einberufen worden wären, in der sie endlich einmal Brüder zu sehen bekommen hätten. Es ging bergab mit dem Orden, die Säule Mißtrauen konnte nicht einmal d höchst unfertige Gebäude tragen. Dazu gesellten sich noch andere M mente, welche schließlich und auch ohne profanes Eingreifen den Zusa menssturz der Gesellschaft bewirken mußten, indem die noch dem Aspira ten so warm ans Herz gelegte Tugend und Herzensreinheit weiterhi auf den Kopf gestellt worden war und Unnatur auf Kothurnen einhe schritt. Kein Anderer als Weishaupt selbst hatte, um die Vereinskas

zu füllen, eine wahrhaft raffinirte Theilnahme an der Genuenser Lotterie angeregt, auf die Thorheit der Leute bauend, zur Abfassung von Prophezeiungen im orientalischen Stile angespornt und ein Mitglied, nachdem er dessen Gewissen beruhigt, veranlaßt, unerlaubte Abschriften von Documenten aus der Hofbibliothek anzufertigen. Noch gähnender erscheint der Abgrund, wenn man der Hilfsmittel des Ordens gedenkt, wie sie uns ein Verzeichniß aufzählt. Da finden wir eine Unterweisung in der Verstellungskunst und über lucrative Defraudation, ein Mittel, das, in eine Spritze gethan, einem das Gesicht verzehrt und die Anleitung zur Zubereitung eines langsamen aber sicher tödtenden Giftes. Auch hatte man sich in den Besitz von einhundert und dreißig Abdrücken von fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen und kaufmännischen Petschaften, sowie von denen mancher Wechsler zu setzen gewußt und jedem Oberen es zur Pflicht gemacht, mit der linken Hand schreiben zu lernen — wozu das Alles, wenn nicht unlautere Absichten vorhanden gewesen wären? Und weiter: läßt die Ansammlung von Recepten zur Abortirung, zur Abtreibung der Geburt, nicht darauf schließen, daß man Willens war, dem Orden einen Tempel der Wollust einzufügen? Daß dem so war, davon zeugt genugsam der Entwurf zur Errichtung eines zweiklassigen Weiberordens, dessen zweite Abtheilung aus „ausschweifenden Damen", welche „durch Begnügung ihrer Leidenschaften im Verborgenen" an der Gesellschaft Gefallen fänden, zusammengesetzt werden sollte. Durch sie wollte man auf hochgestellte sinnliche Personen einwirken und zudem sich geheime Nachrichten verschaffen. Nicht weniger als fünfundneunzig Charakterschilderungen von zweifelhaften Frauen waren allein schon in Mannheim aufgezeichnet worden, und wer weiß, welche Dimensionen schließlich die angestrebte geschlechtliche Ausartung noch angenommen hätte, wäre nicht der Orden über den Haufen geworfen worden.

Nicht mittels äußerer Gewalt barst er — wie sollte er denn, da man um seine Existenz nicht das Geringste wußte? — vielmehr wurde ihm der Sarg aus seiner eigensten Mitte herausgezimmert. War doch das Gewissen unterbunden worden, also daß man trotz schweren Eides nicht davor erschrecken durfte, mit Offenbarungen hervorzutreten. Kein anderer als Weishaupts Conseilcollege Knigge war es, der, weil der Ordensgeneral je länger je mehr ihm gegenüber die Grenze der Coordination nicht innehielt und nach absoluter Alleinherrschaft strebte, worüber es zu einem Bruch der Freundschaft kam, den Orden bei der bairischen Regierung denuncirte. Möglich, daß es für diese und ingleichen für die österreichische hoch an der Zeit war, einer Verbindung ein Ende zu machen, welche von gewaltsamem Machtwechsel redete und die Satzung aufgestellt hatte: „Ein Volk, das unter dem Joche eines Tyrannen seufzt, darf man nicht schwach heißen, wenn es aufgährt und seine Ketten zerreißt."

Wegen des Umstandes, daß der Orden bislang das Auge des Ge- gescheut, bezweifelte man keinen Augenblick Knigges Mittheilungen olgerte weiter, daß er staatsfeindlichen, also republikanischen Ten- n leben müßte, und daher ein Vorgehen gegen ihn geboten wäre. neisten jubelten wohl die Jesuiten; wußten sie nun doch endlich ihren geheimen und mächtigen Feind, zu dessen Vernichtung sie so- alle Hebel ansetzten. Schon am 22. August 1784 unterzeichnete ihr Betreiben der Kurfürst Karl Theodor von Bayern das Aufhe-

bungsdecret, sah sich aber genöthigt, am 2. März des folgenden Jahres eine abermalige und zwar verschärfte Verordnung zu erlassen, weil der Orden, obwohl seiner obersten Leitung entledigt, nicht aufgehört hatte, weiter zu existiren. Nachgerade gerieth die Regierung Denjenigen gegenüber, welche sie der Leichtgläubigkeit beschuldigten und an dem Dasein der gefürchteten geheimen Gesellschaft zweifelten, einigermaßen in Verlegenheit, weshalb sie, um der Welt etwas Positives bieten zu können, fortgesetzt Nachforschungen hielt. Endlich war sie auch so glücklich, auf die richtige Fährte zu kommen, und so fielen ihr bei der am 11. und den folgenden Tagen des October 1786 vorgenommenen Hausvisitation beim Regierungsrath Zwack zu Landshut sämmtliche wichtige Ordensdocumente in die Hände. Es wurde dieser Fund für sie um so werthvoller, als man auch zugleich in den Besitz des Schlüssels zur Chiffretafel, sowie eines Mitgliederverzeichnisses, in dem neben den Ordensnamen auch die bürgerlichen standen, gelangten. Denn wie wir bei dieser Gelegenheit noch nachholen wollen, hatte man der bessern Geheimhaltung wegen jedem Land, jeder für den Orden wichtigen Stadt und jedem Mitgliede eine altklassische Bezeichnung beigelegt, also daß z. B. Bayern Achaia, München Athen und Weishaupt Spartacus hieß. Nun lag der Regierung das ganze Gewebe vor Augen, und nichts hinderte sie mehr, einzugreifen. Ließ sie sich bei ihren Maßnahmen von vornherein durch dynastische Interessen leiten, so hat sie sich durch ihr Vorgehen zugleich auch dadurch ein Verdienst erworben, insofern die Menschheit vor einem noch übleren Umsturz, nämlich dem moralischen, bewahrt blieb. Es war geradezu eine weise Entschließung, daß sich der Kurfürst nach Auffindung des Materials seines Urtheilsspruches enthielt und die Welt selbst zu Gericht sitzen ließ, indem er sämmtliche Documente durch den Druck der Oeffentlichkeit übergab. Das Verdict ließ nicht auf sich warten, ja selbst die in Unwissenheit gehaltenen Ordensmitglieder erschracken über den vor ihnen gähnenden Abgrund, und das bisherige Lamento der Oberhäupter über angethane Gewalt und Verfolgung blieb ohne Echo. Zwar hofften immerhin noch einige der Letzteren auf ein Wiederaufleben des Ordens, und versuchte es vornehmlich Regierungsrath Zwack (Cato), einige Männer zur Stiftung zu bewegen — allein er stieß auf Kopfschütteln; hatte nicht selbst der Vater des Illuminatenordens die Flinte ins Korn geworfen?

Gänzlich ruinirt und mit Schulden beladen, weil der Orden sein ganzes Vermögen verschlungen hatte, irrte er nach der Enthebung von seiner Professur umher, und mußte seiner darbenden Familie wegen sogar das Mitleid anrufen. Endlich fand er eine Zufluchtsstätte bei dem ehemaligen Ordensmitgliede, dem Herzog Ernst II. von Gotha, der ihn zuerst zum Legationsrath und später zum Hofrath ernannte. Am 18. November 1830 endete dieser merkwürdige Mann im Alter von 82 Jahren seine irdische Laufbahn. Gleich nach Aufhebung des Ordens schrieb er mehrere erläuternde Werke über ihn, wobei er jedoch nicht die Neubildung desselben im Auge hatte, sondern lediglich seine persönliche Purification und die Erlangung eines würdigeren Platzes in den Blättern der Geschichte, welche indeß nicht umhin kann, seine Schöpfung anders zu bezeichnen als eine Verirrung des menschlichen Geistes.

Heinrich mit dem goldenen Wagen.

(890.)

„Herr Kaiser, bin gewesen zuvor ein freier Mann,
Von dem bis heut zur Stunde kein Fürst noch Dienst gewann,
Ich schweifte nach Gefallen durch Wälder frank und frei,
Mir war so recht nach Wunsche die edle Jägerei.

Nun soll ich Abschied nehmen vom grünen Waldrevier,
Der freie Welf, und folgen fortan des Reichs Panier;
So laßt mich's Dank auch haben, füg ich mich solchem Joch!
Hab' einen Wunsch, Herr Kaiser, ei den erfüllt mir doch!"

Da sprach der Kaiser Arnulph: „Graf Heinrich, sprecht's nur aus,
Ihr seid ein Mann so wacker und von so edlem Haus,
Und hättet Ihr das Höchste von Kaisers Macht begehrt,
Den Preis doch fänd' ich wohlfeil, im Voraus sei's gewährt!"

„Nun, mit Verlaub, Herr Kaiser — sprach darauf der stolze Graf —
'S ist Mittag jetzt, zu halten pflegt Ihr just Mittagsschlaf;
Was ich mit einem Wagen derweil umjagen kann,
Das Land gebt mir zu eigen, dann nennt mich Euren Mann!"

„Hei! — sprach der Kaiser lachend — der Wunsch scheint mir nicht groß,
Ich dacht' Ihr hättet höher geschätzt der Freiheit Loos,
Es ist von Kaisers Gnaden Euch ewig gern gegönnt,
Was Landes Ihr, derweilen ich ruh', umjagen könnt!"

Es legte sich zum Schlummer der Kaiser unverweilt,
Da stieg der Graf zu Rosse, er hat gar sehr geeilt,
Von Gold ein Wäglein setzt' er vor sich auf Rossesbug:
Ei, Graf, war das die Meinung? die Deutung nenn' ich klug!

Drauf hub er an ein Jagen, daß wirbelnd Staub sich hob,
Daß von des Rosses Hufen manch heißer Funken stob,
Hei, wie da Berg und Waldung im Flug vorüberschwand,
Die Dörfer und die Städte, die Menschen und das Land!

Es blieb wohl manch ein Wandrer am Weg verwundert stehn:
„Hei, der muß Eile haben, sonst ließ' er's langsam gehn!"
Traun, wüßten sie, wie herrlich sich lohnt hier jeder Schritt,
Sie würden wohl begreifen den ungestümen Ritt.

Sie eilten wohl nicht minder, harrt' ihrer solch' ein Preis;
Gält's wo ein Land erjagen, wie hier der Fall, ich weiß:
Es stiege wohl noch Mancher beherzt aufs hohe Roß,
Den sonst auf ebner Erde das Gehen schon verdroß.

Es war der Kaiser Arnulph vom Schlummer grad' erwacht,
hatte auch Graf Heinrich den großen Ritt vollbracht,
trat er vor den Kaiser bestäubt und matt und wund
that mit lautem Lachen die lustge List ihm kund.

wollt's fast übel nehmen, doch lacht er endlich auch:
par ist das nicht die Wette und solcher Schwank nicht Brauch!
h sagt' ich's zu, so bin ich's zu halten auch bereit,
im sei das Land zu eigen Euch jetzt und allezeit!"

Albert Moeser.

Ein vornehmer Nihilist.

Als ich nach mehrjähriger Abwesenheit nach St. Petersburg zurückkehrte, war es natürlich mein Erstes, alte Freunde und Bekannte wieder aufzusuchen, mit denen mich ein fünfjähriger Aufenthalt in der nordischen Metropole theils mehr theils weniger eng verbunden hatte.

Ich blätterte zu diesem Behufe in meinem Notizbuche, um mir Namen und Wohnungen ins Gedächtniß zurückzurufen.

In der ziemlich langen Liste fand ich eines Tages auch den Namen des Grafen A . . . . n, an den ich bei meinem ersten Aufenthalte hier einen Empfehlungsbrief abgegeben, der mir, so erinnerte ich mich, einen Gegenbesuch dieses russischen Aristokraten und später die Einladung zu einem Diner eingetragen hatte.

Wahrscheinlich hatte der Mann damals wenig Anziehungskraft für mich gehabt, der ich in glänzenden Kreisen junger Cavaliere Zerstreuung und Unterhaltung genug gefunden und dann — es dämmerte mir in der Erinnerung auf, als habe der Graf etwas Abstoßendes, etwas Unheimliches für mich gehabt, ja, mir war es, als hätten meine lebenslustigen Freunde mich vor seiner Person, vor dem Umgange mit ihm gewarnt; ich konnte mich aber nicht mehr entsinnen, was dieser Warnung zu Grunde gelegen.

Der Graf war aus einer der ersten Familien Rußlands; er galt für reich und geizig. Er hatte keinen Rang, nie ein Amt bekleidet, und daher hier, trotz seines alten Namens, trotz seines Vermögens, keine gesellschaftliche Stellung. Aber! jetzt kam ich darauf; meine Freunde behaupteten, der Graf gehöre zu den Mißvergnügten, sei bei Hofe unbeliebt wegen seines Geizes, aber gefürchtet wegen seines beißenden Sarkasmus. Und jetzt erinnerte ich mich auch einer unheimlichen Geschichte über den Grafen, die man sich damals in Petersburg in allen vornehmen Gesellschaftskreisen in die Ohren raunte, die man glaubte, weiter erzählte, und für die doch nicht die geringsten Beweise beigebracht waren.

Graf A . . . . n sollte nämlich seine Frau, eine Ziganka*), die jünger als er und schön, ihm treulos geworden war, während einer Reise im Auslande, man nannte Spanien, ermordet haben; ja, man behauptete, er habe dort, im Lande der heißen Liebe und mörderischen Eifersu monatelang in Untersuchungshaft gesessen, und was dergleichen unhei licher Gerichte mehr waren. Zurückgekehrt ins Vaterland, habe er e ein hervorragendes Amt bei Hofe gerechnet, wie ein solches seit lan Zeit in seiner Familie erblich und üblich gewesen; aber man habe i

*). Zigeunerin: eine solche Verbindung gehört in der russischen Aristokratie nic zu den Seltenheiten. Anm. d. V.

bei Hofe kühl empfangen und von der erhofften Stelle ſei keine Rede mehr geweſen.

Ich beſchoß, dem Grafen meinen Beſuch zu machen.

Meine Karreta*) bog in die Einfahrt des weitläufigen „Palais A . . . . n“ am ... Canal ein. Auf der Treppenflur nahm ein alter eisgrauer, zahnloſer Kammerdiener, in untadelhaftem Schwarz, meine Karte in Empfang und führte mich in den, mir in der Erinnerung bekannten, ungeheuer großen, altmodiſchen, mit ſtellenweiſe zerriſſenen Tapeten und verblichenen Möbeln, mit zahlreichen koſtbaren goldenen und ſilbernen Gefäßen ausgeſtatteten Empfangsſaal.

Die blinden Scheiben der hohen Fenſter waren mit reichlichem Spinngewebe bedeckt, wie die Tiſche und Stühle mit fingerdickem Staub, die koſtbaren Gefäße mit einer Kruſte von eingeroſtetem Schmutz. Trotz des fortſchreitenden Zerſtörungswerkes von Staub und Moder konnte man den Luxus und die Pracht erkennen, welche einſt in dieſem, jetzt ſo unendlich unſauberen und unbehaglichem Raume geherrſcht hatte.

Der Kammerdiener erſchien, eine Portiere zur Seite ſchiebend, die ob dieſer ungewohnten Bewegung vor Unmuth allen Staub auf den Ruheſtörer ſchüttete und lud mich ein, bei ſeinem Herrn einzutreten.

In dem Zimmer, ähnlich dem eben erwähnten Empfangſaal, nicht ganz ſo groß, etwas wohnlicher und weniger ſtaubbedeckt, ſaß in einem ſteifen Lehnſtuhl an den hohen Fenſtern, welche in zwei neben einander liegenden Bogen die Tiefe des Zimmers einnahmen, Graf A . . . n.

Als ich in die Mitte des Zimmers gekommen war, erhob die lange, hagere Geſtalt ſich hüſtelnd und ſich ſchwer auf die Lehnen des Stuhles ſtützend und begrüßte mich, mir die knochigen, dünnen, eiskalten Finger hinreichend.

Der Graf hatte ſehr gealtert in den fünf oder ſechs Jahren, in denen ich ihn nicht geſehen hatte. Sein ſpärliches, dünnes, graues Haar war weiß geworden, wie der ſchmale, ariſtokratiſche Backenbart. Dies bleiche Geſicht, mit der tiefen, herben Mundfalte, den eingefallenen Augenhöhlen, aus welchen die kalten, ſpöttiſchen Augen ſeltſam hervorblickten, ſchien ein Lachen nie gekannt zu haben.

„Was führt Sie denn nach Jahren einmal wieder zu mir, Auguſt Carliſch?“ fragte er mit tiefer, etwas zitternder Stimme, mich zum Sitzen einladend und wie ermüdet in ſeinen Seſſel zurückſinkend.

„Sie waren fort sans adieu. Ich fragte einmal nach Ihnen, da hieß es bei den Leuten, Sie ſeien ſchon ſeit einem Jahre fort aus Petersburg. Nitſchewoh budet!“**) ſagte er und wie mich entſchuldigend, halb zu ſich ſelbſt. „Was wollten Sie auch bei dem alten Alexei Nikiforowitſch? Aber heute? Sind Sie bei der Geſandtſchaft? — Politik? Sie hatten immer viel Geſchick zur Repräſentation, und das iſt ja wohl die Hauptſache bei Eurem Metier.“

Ich theilte dem Grafen in wenigen Worten meine Lebensſchickſale der letzten ſechs Jahre mit und ſchloß mit den Worten:

„Kein Diplomat iſt es, Herr Graf, der Sie für die Unartigkeit vergangener Tage um Entſchuldigung bittet, ſondern ein einfacher Schrift-

*) Kutſchwagen.
**) Das macht nichts.

steller, der auch diesen Namen kaum beanspruchen darf, hofft, daß Sie ihm gestatten, hin und wieder Ihr Gast zu sein und sich —"

„Also das ist aus Ihnen geworden, ein Skribent?" unterbrach mich spöttisch der Graf, nachdem er mir mit anscheinender Theilnahme zugehört.

„Mais pardon, Mr.! ich wollte Sie nicht kränken, August Carlitsch. Es ist eine Betrachtung, die sich mir aufdringt, die Ihnen aber nicht wehe thun sollte", fuhr er beinahe gutmüthig fort. „So seid Ihr Niemez!*) Nichts Praktisches, ewige duselhaftige Rücksichtsnahme und Pflichttreue und wie Ihr alle diese Verkehrtheiten benamset, die Euch hindern Carriére um jeden Preis zu machen. Was hätten Sie erreichen können bei Ihren Talenten, wären Sie in unsere Dienste getreten; aber freilich, Ihre deutsche Moral hätten Sie bei uns als unnützes Gepäck über Bord werfen müssen. Ih—!" der Graf gebrauchte hier einen lästerlichen Fluch, der dem Russen so geläufig ist, wie dem Engländer sein „Goddam". „Praktisch sind nur Eure Regierungen, das haben sie in den letzten zehn Jahren bewiesen! Freilich ist es auch leichter, ein solches Volk wie Ihr seid, zu beherrschen, als uns. Die verdammte Politik! Halten Sie es einem einsamen Greise zu gute, wenn er mit einem unterrichteten Fremden zum ersten Male nach langer Zeit verkehrend, geschwätzig wird wie ein altes Weib, und solch unleidliches Thema berührt. Doch noch einige Fragen: Was sagt man in Deutschlands anständigen politischen Kreisen von unseren Panslavisten? Wie denkt man über die „Thaten" der Nihilisten?"

Der Graf betonte das Wort „Thaten" scharf und schien gespannt auf meine Antwort.

Ich begnügte mich, ihm zu erwiedern, daß uns die Bestrebungen der Panslavisten, aus Gründen, die ich ihm, einem Slaven, gegenüber nicht erörtern wolle, für die europäische Civilisation ungünstig erschienen und wir Deutschen ihre Berechtigung, namentlich in ihrem Auftreten in Oesterreich, nicht zugeben könnten. Die „Thaten" der Nihilisten seien so verbrecherischer Natur, daß sie uns mit Abscheu erfüllten.

„Voilà l'arrogance de la nation Allemande!" rief der Graf. „O, schonen Sie mich nicht! Sie meinen, wir Slaven sind doch eigentlich nichts weiter, als Barbaren! Mais bien! Und was wart Ihr Deutschen vor tausend oder zwölfhundert Jahren gegenüber den Griechen und Römern? He? Nicht etwa auch Barbaren? Was seid Ihr noch heute gegenüber der civilisation française? Und hat die Geschichte Eure germanischen Bestrebungen nicht zugelassen? Meint Ihr, es gäbe nur eine — eine germanische Civilisation? Ich habe Jahre in Eurem Deutschland gelebt, dessen Volk ich achte — lieben kann ich es nicht, mon ami — und ich war Zeuge von Rohheiten, Zeuge der frechsten Corruption gewisser Kreise, die bei uns „Barbaren" Staunen hervorrufen würden! Was sind denn ein Theil Eurer jüdischen und christlichen Börsenmänner? Giebt es eine schwindlerischere Sorte von Halunken, Blutsaugern, Betrügern und Spitzbuben, als Eure „germanischen" Gründer? He?"

Die Augen des Grafen funkelten vor Erregung, ich hätte ihm diese

*) Deutsche.

Leidenschaftlichkeit nicht zugetraut und bei alle dem lag etwas Wahres in seinen Exclamationen.

„Und die Thaten der Nihilisten erfüllen Sie mit Abscheu, mein zartfühlender Niemez? Meinen Sie denn, Zustände wie die hiesigen, seien mit Glacéhandschuhen anzufassen?"

„Un instant, mon ami, un instant!" bat der Graf, als ich Miene machte, die Unterhaltung abzubrechen.

„Vous me comprenderez quand vous m'aurez écouté! Par exemple, Sie haben meinen großen Empfangssaal gesehen? Eh bien! Voilà la Russie! Vaste, groß und weit, voll verblichenen Glanzes und in ihm alles modernd — ist Rußland wie dieser! Zerfressen von Staub und Moder sind die vergoldeten Möbel — zerfressen von diesem Schmutze der Beamtencorruption sind die gerühmten goldenen Institutionen eines Peter des Großen, einer Katharina! Der Staub und Moder frißt weiter, er greift das Holz an, die Ehre, das Vertrauen! Die werthvollen Metallgefäße meines Saales verlieren ihre edlen Formen unter der weiterfressenden Gier, der schmutzige Rost greift das Metall an — den Kern unseres Volkes! Was thue ich, um das Metall zu erhalten in seiner herrlichen Reinheit? Ich zünde den Saal an und lasse ihn ausbrennen! Die granitenen Mauern bleiben stehen, das edle Metall schmilzt, aber ich finde es rein unter der verkohlten Brandstätte und jetzt kann ich neue herrliche Gefäße aus demselben formen, die Lauterkeit des Materials ist geblieben!"

„Aber es giebt ein milderes und ebenso wirksames Mittel, Herr Graf", fiel ich ein. „Sie lassen durch Ihre Diener den Saal reinigen und die Möbel und Gefäße säubern."

„Da habe ich Sie, mon ami!" rief triumphirend der Graf. „Durch meine Diener reinigen? Kennen Sie meine Diener? Ich kenne sie! Sie sind faul, oberflächlich, boshaft, sie würden die Reinigung so besorgen, daß die Möbel den Glanz verlören, daß der Staub nur an der Oberfläche gekehrt, an den nicht ins Auge fallenden Stellen ruhig weiterfräße. Um so schlimmer! Und meine edlen Gefäße würden so geputzt, daß nicht allein die schöne Arbeit durch die rohen Hände verdorben, sondern daß von dem werthvollen Metall selbst wenig in meinen Besitz zurückgelangen würde! Non! non, mon cher! Brûlons, brûlons!" rief lebhaft der Graf und mit einer Behändigkeit, die sonderbar von seiner früheren Gebrechlichkeit abstach, erhob er sich von seinem Sessel.

„Verbrennen! Vernichtet muß der alte Krempel, das Gerumpelwerk werden mit Stumpf und Stiel! Und dann sage ich mit Ihrem Dichter: Ein neues Leben blüht aus den Ruinen!"

Der alte Mann stand aufgerichtet, die vornehme Gestalt, die leuchtenden Augen, die von Erregung gerötheten Wangen machten ihn um zwanzig Jahre jünger. Seine Stimme hatte hell und prophetisch geklungen.

Er setzte sich wieder und fuhr dann in gemäßigtem, leiseren Tone fort:

„Oh, je vous assure, mon ami, ça me fait saigner le coeur, wenn ich all das Elend im Geiste schaudernd sehe, das sich an allen Ecken und Enden erheben wird, wenn ich an das Blut denke, das in

meinem Vaterlande fließen wird, bevor ein neuer Tag anbricht — aber es muß sein! Wir Slaven sind nicht aus Eurem Holze geschnitzt. Bei uns kann nicht langsam stetige Arbeit das Ziel erreichen, das unser ist. Mit einem Male, nach rascher That einer blutigen Nacht, muß der Tag schimmern, hellstrahlend die Sonne den neuen Morgen verkünden! Was thut es, wenn sie auch eine fürchterliche Wahlstatt bescheint, dort auf den Hügeln im Umkreise derselben nahen die Scharen der Lichtgestalten einer bessern Zeit!"

Wie unrecht hatte die Welt dem Alten gethan! Hinter dem Sarkasmus barg derselbe ein ideales Feuer, erwärmend, unwillkürlich zündend.

„Von ganzem Herzen wünsche ich Ihrem Vaterlande Rußland die Zukunft, die ein schöner Morgen bringen wird!" sagte ich, ihm warm die Hand drückend.

Après une revolution aussi terrible, so gräßlich, so furchtbar, wie sie noch keine Nation der Geschichte gekannt hat", sagte düster Graf A . . . n. Er sank ermattet in die Lehnen des Stuhles zurück und verfiel in ein finsteres Brüten.

Es entstand ein Pause.

Todtenstille herrschte in dem großen Palaste, nicht einmal der Lärm des nahen Newsky-Prospectes drang bis in diese öden Räume; nur das Ticken der altmodischen Uhr auf dem Kamingesimse unterbrach diese Ruhe.

Plötzlich richtete der Graf sich im Stuhle auf und horchte.

„Hörten Sie nichts?"

Ich verneinte.

„Der Alte hat Visionen", sagte er den Kopf schüttelnd und als er dann auf die heutigen Verhältnisse, auf die Polizeiwirthschaft, auf die Kriegsführung des letzten Feldzuges zu sprechen kam, war der alte Sarkasmus wieder oben auf.

„Diese Tölpel von Polizeibeamten, die dümmer sind als die Mäuse, welche wenigstens den Speck riechen, wenn er gebraten ist und ihn — finden! Ihnen zündet man das Haus an, ihre Wodkinasen riechen den Brandgeruch, die blöden Glotzaugen sehen den Feuerschein, aber wie die Esel laufen sie und suchen und fragen: Wo brennt es denn? Und unsere Armee! **Voilà ces singes des Prussiens!** Wie er räuspert, wie er spuckt, haben sie ihm glücklich abgeguckt, aber der Geist — Wodki!"

„Und die Spitzbüberei in den höchsten Kreisen! Nicolai Nicolaijewitsch ein Dieb, gleich dem elendesten, betrügerischen Armeeliferanten! **Mais pardon, mon ami**", unterbrach sich der Graf. „Verzeihen Sie, daß ich abermals auf dies unerquickliche Thema komme. Ich heiße Sie willkommen in meinem alten Palaste, machen Sie mit dem alten Manne, der in demselben haust, keine Umstände. Kommen Sie oder bleiben Sie weg, August Carlitsch, wie es Ihnen beliebt."

Der Graf reichte mir nochmals die Hand und fast heiter rief er: „Und jetzt zum Frühstück!"

Er wollte, voranschreitend, mich in das anstoßende Gemach gelei n.

Schon bei den letzten Worten des Grafen hatte ich vom Saale er schwere Tritte und Sporengeklirr vernommen. In demselben Aug n- blick als der Graf sich wandte, trat aus dem Saal ein Officier der Ge s- darmerie, gefolgt von vier Polizeisoldaten, den alten Kammerdiener in ihrer Mitte, der lautlos gesenkten Hauptes dastand.

Der Graf erbleichte beim Anblick der Mannſchaft, faßte ſich aber raſch und fragte mit vornehmer Haltung:

„Was wünſchen Sie, Lieutenant?“

Dieſer trat vor und überreichte dem Grafen ein Papier.

„Im Namen des Kaiſers, Sie ſind verhaftet, Herr Graf“, ſagte der Officier, die Hand auf den Arm des Grafen legend.

Als hätte ihn etwas Unreines berührt, trat der Graf einige Schritte zurück und fuhr ſäubernd mit einer unnachahmlichen Geberde von Verachtung mit der Hand über die Stelle, wo ihn die des Lieutenants geſtreift.

„Ich gehorche dem Befehl“, antwortete er kurz. „Doch geſtatten Sie mir, meine Ueberkleider zu holen, da Sie mich ja meines Dieners beraubt haben.“

Während der Graf ſich entfernte, malte ſich ein jähes Entſetzen auf dem Geſichte des alten Dieners.

Gleich darauf hörte man im Nebenzimmer den kurzen, dumpfen Knall eines Piſtols.

Als wir hineindrangen, lag der Greis zuſammengeſunken auf dem Divan. Die Kleidung war aufgeriſſen und die entblößte Bruſt zeigte auf der linken Seite eine kleine, runde, blutige Wunde, die feinen Finger der rechten Hand hielten krampfhaft umſchloſſen die kleine Todeswaffe. Bei unſerm Eintritt öffneten ſich die ſtarren Augen, ein höhniſcher Blick traf den Officier, ein zweiter des Einverſtändniſſes mich.

„Die Mäuſe riechen den Speck, wenn er gebraten!“ murmelte der Sterbende, dann bäumte er ſich vom Todesſchauer durchzuckt jäh empor und fiel in den Divan zurück.

Der Graf A . . . n war eine Leiche.

Laut jammernd ſtürzte der alte Diener zu den Füßen ſeines Herrn.

Der noch jugendliche Officier ſtand erſchüttert vor dem Leichnam.

Während ſich die Soldaten bekreuzigten, ſprach der Officier ein kurzes Gebet. Dann wandte er ſich an mich:

„Mein Herr, da mir noch andere Pflichten hier obliegen, ich vor Allem die Siegel anzulegen habe, ſo muß ich Sie bitten, ſich zu entfernen, doch vorher erſuche ich Sie um Nennung Ihres Namens.

Ich überreichte meine Karte. Der Officier ſalutirte. Ich ging.

— — — — — — — — — — — — — —

Nach einigen Tagen las ich im „Regierungsboten“: „Graf Alexei Nikiforowitſch A . . . n, gegen den der dringende Verdacht vorlag, der verbrecheriſchen Verbindung der ſogenannten Nihiliſten anzugehören, hat ſich der Verhaftung durch Selbſtmord entzogen.“

Er? Und nach ihm, wie viele andere? Darüber hat der „Regierungsbote“ geſchwiegen.

A. Niemann.

Sophie.

Von Karl Emil Franzos.*)

Mitternacht war vorüber; die meisten Gäste hatten das freundliche Haus verlassen, und im großen Salon, in dem noch eben so viel Leben gewesen, war nun kein anderer Laut vernehmbar, als das leise Knistern der herabgebrannten Kerzen. Aber im anstoßenden Gemache, im Rauchzimmer, war die Unterhaltung noch lebhaft im Gange. Die besten Freunde des Hauses hatten sich da zusammengefunden: ein Arzt, zwei Schriftsteller, die Collegen des Hausherrn, endlich jener Mann, dem zu Ehren das Fest stattgefunden, ein Naturforscher aus Norddeutschland, der sich in jungen Jahren einen großen Namen gemacht. Im Dienste seiner Wissenschaft war er in unsere schöne, ewig heitere Großstadt gekommen und ertrug es nun resignirt, daß wir ihn in unserer Art laut, fast leidenschaftlich feierten. So hatte er auch diesen Abend hindurch still und schüchtern die Bewunderung über sich ergehen lassen. Nun aber, nachdem sich der große Schwarm verlaufen und ihm Niemand mehr das Prädicat eines „neuen Humboldt" an den Kopf warf, nun wurde er auch fröhlich und nahm an dem Gespräch Theil, so weit dies seiner etwas wortkargen Art bequem war.

Eine Weile hindurch war ihm freilich selbst diese spärliche Betheiligung nicht recht möglich, denn wir waren auf ein Thema gerathen, welches eben alle Kreise der Wiener Gesellschaft lebhaft interessirte, ihm aber, der die Betheiligten nicht kannte, höchst gleichgiltig sein mußte. Es war dies ein fröhliches Ereigniß, welches sich unter den seltsamsten Umständen gefügt: die Verlobung eines jungen, schönen Mädchens, einer der reichsten Erbinnen der Stadt, mit einem armen, unberühmten Maler. Der Künstler, der seit Jahren, von der Noth und der Erfolglosigkeit seines Schaffens gedrängt und gedemüthigt, in einer Wiener Vorstadt lebte, der weder als Maler noch als Mensch irgendwie hervorragend war, hatte das stolze, vielumworbene Fräulein bei einem Kostümfeste im Atelier eines berühmten Kunstgenossen kennen gelernt und solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie eines seiner schüchternen Complimente mit der Aufforderung beantwortet, bei ihrem Vater ihre Hand zu erbitten. Das hatte denn der Künstler am nächsten Tage gethan und auch keineswegs, wie er befürchtet, eine Abweisung erfahren. Denn vorher hatte das Mädchen mit den Eltern gesprochen und kurzweg erklärt, sie liebe den Maler so leidenschaftlich, daß sie ohne ihn nicht leben wolle und könne. Da blieb dem reichen Vater freilich nichts übrig, als allen Träumen auf eine glänzende Verbindung zu entsagen und dem unwillkommenen Eidam seine Arme und seinen Geldschrank zu öffnen.

Dies die Thatsache, die, wie erwähnt, ungemeines Aufsehen erregte. Und mit Recht. Der glückliche Bräutigam war weder geistreich, noch

*) Nachdruck verboten. Mit Bewilligung der Verlagshandlung aus dem bereits früher von uns besprochenen „Stille Geschichten" von K. E. Franzos. III. Auflage (Verlag von Heinrich Minden. Dresden und Leipzig).

talentvoll, noch schön — welcher Zauber hatte das herrliche Mädchen nach kurzem Beisammensein willenlos in seine Arme gelegt?

„Sie ist wohl nervös und excentrisch?" bemerkte der Arzt.

„Nein!" rief die Hausfrau. „Ich kenne sie seit fünf Jahren und verbürge mich dafür, daß ein schöneres Musterbild edler Weiblichkeit unter den Mädchen unserer Stadt kaum zu finden ist. Ja, lieber Doctor, hätten Sie Recht, wäre sie eine Närrin, dann wäre auch das Räthsel gelöst. Aber so?! Ich habe es bis zur Stunde nie geglaubt, nie für möglich gehalten, daß zwei junge Leute nach einmaligem flüchtigen Beisammensein auch nur eine Spur von dem empfinden könnten, was man Liebe nennt, ernste, wirkliche, wahrhaftige Liebe! Und nun —"

„O!" rief ihr Gatte dazwischen, „hast Du mir nicht selbst gestanden, daß Du mich nach unserer ersten Quadrille —"

„Daß ich Dich da ganz angenehm fand? Gewiß! Es war mir Recht, daß Du an jenem Abend noch einige Male mit mir tanztest, und ich war auch gar nicht böse, als Dich Papa beim Abschied aufforderte, uns zu besuchen. Vielleicht", fügte sie lächelnd hinzu, „vielleicht habe ich ihn sogar selbst darum gebeten. Aber was beweist dies? Daß ich Dich bereits liebte? Gewiß nicht! Liebe keimt langsam, wie alles Herrliche auf Erden, das heißt: im Leben; in Romanen ist es freilich anders!"

„Und so spricht die Gattin eines Romandichters!" rief unser kleiner Lyriker S. „O, verehrte Freundin, ist denn das Leben nicht ohnehin nüchtern genug, wollen Sie auch das bischen Poesie daraus wegleugnen?"

„Nicht die echte, nur die erlogene!" erwiederte die hübsche Frau energisch. „Daß zwei Menschen einander willenlos in die Arme stürzen, ist übrigens meines Erachtens nicht einmal gar so poetisch. Was aber die Hauptsache: es ist unwahrscheinlich —"

„Und doch hat sich der Fall eben ereignet!" wandte der Lyriker ein.

„Hm, wer weiß?! Vielleicht haben die Beiden einander längst gekannt und nur jenes Zusammentreffen bei dem Costümfeste zu einer Entscheidung benutzt."

Der Dichter lächelte. „Sie sind sehr modern, verehrte Frau! Sie folgen dem Zuge der Zeit, jedes Wunder natürlich zu erklären, sogar das Wunder der Liebe! Von uns Poeten haben Sie wenig Dank zu erwarten, aber wohl desto mehr von den Naturforschern. Vielleicht stimmt Ihnen unser verehrter Gast bei?"

Der Professor schüttelte lächelnd das Haupt und ein flüchtiges Erröthen überflog sein feines, kluges, scharf geschnittenes Antlitz. „Doch nicht!" sagte er. „Auch ich glaube daran, daß die Liebe den Menschen jäh und gewaltig überkommen kann, nach einmaliger Begegnung."

„Und warum glauben Sie dies?" fragte die Hausfrau. „Haben Sie derlei je erlebt?"

Ja."

Selbst erlebt?"

„Das ist eine Gewissensfrage!" bemerkte er lächelnd, und wieder jenes Erröthen über seine Züge. „Aber die Geschichte war — r! — so harmlos und, was ihre äußeren Umstände anbetrifft, so los, daß ich weder an Anderen noch an mir selbst einen Verrath he, wenn ich Ihre Frage ehrlich beantworte: Ja, ich habe es an 'elbst erlebt."

„Und Sie hatten das Mädchen in der That nie vorher gesehen?"

„Nie."

„Nichts vorher von ihr gehört?"

„Nichts."

„Und Sie unterhielten sich lange mit ihr?"

„Nein, gar nicht."

„Wie?"

„Gar nicht, ich habe nie den Ton ihrer Stimme vernommen."

„Das ist seltsam", sagte die Dame betroffen, „sehr seltsam!" Eine neugierige Frage schwebte ihr auf den Lippen, aber sie dämmte sie zurück. „Aber wir haben ja noch einen andern Mann der exacten Wissenschaft in unserer Mitte", fuhr sie fort und wandte sich an den Arzt. „Wie lautet Ihr Urtheil, lieber Doctor?"

Der Arzt hatte starr vor sich hingeblickt, wie in tiefes Nachdenken versunken. Doch mochte er auf die Frage gefaßt gewesen sein, denn er erwiederte sofort:

„Ich bin gleichfalls nicht Ihrer Ansicht, gnädige Frau. Auch ich habe einen Fall erlebt, der gegen Sie spricht!"

„Und gleichfalls selbst erlebt?"

„Nein, aber an Jemand, den ich kenne, wie mich selbst, und für den ich einstehe, wie für mich selbst. Es ist eine junge Dame, von der ich spreche, ein vernünftiges, ernst und streng erzogenes Mädchen. Dieses Mädchen hatte für einen Mann, den es einmal gesehen, eine so tiefe Leidenschaft gefaßt, daß es lange Jahre mit seinem Gefühle kämpfen mußte, ehe ihm der Gedanke erträglich schien, eines Andern Weib werden zu können."

„Aber sie brachte es doch zuwege?"

„Gottlob, ja!" erwiederte der Arzt sehr ernst. „Einsam dahinzuwelken, wäre doch eine allzu herbe Strafe dafür gewesen, ein Herz zu haben!"

„Ein überaus empfängliches Herz?"

„Wie mans nimmt! Bis dahin und nachher hat sich dieses Herz recht spröde erwiesen."

„Das Fräulein war wohl sehr phantastisch?"

„Durchaus nicht, ein ruhiges, verständiges Mädchen!"

„Da muß ich mich ja wohl geschlagen geben!" rief die Hausfrau und blickte wie hilfeflehend um sich. Ihr Blick streifte das Antlitz des Professors und blieb erstaunt darauf haften. Denn dieses Antlitz zeigte einen so weichen, träumerischen Ausdruck, wie ihn wohl Niemand in diesen ruhigen Zügen vermuthet hätte.

Er bemerkte den forschenden Blick, aber das träumerische Lächeln wich nicht von seinem Antlitz. „Es war eine seltsame Geschichte!" sagte er. „Ich habe sie längst in meinem Herzen vergessen geglaubt und bin selbst erstaunt, daß sie mich noch heute zu ergreifen vermag . . . Wollen Sie die Geschichte hören?"

„Ich wagte nicht, darum zu bitten —"

„Warum nicht? Das Weh ist längst verwunden, und was ich nu empfinde, ist jenem Gefühle ähnlich, welches uns ergreift, wenn wir u schweren Siechthums erinnern: ein leises Mitleid mit den eigenen Schme zen und zugleich die Freude, daß sie vorbei sind. Auch ist es keine g wöhnliche Liebesgeschichte; sie geht mich allein an, nur mich. Ei

Empfindung, die ich mit einem andern Wesen getheilt, käme mir wohl schwer über die Lippen, vielleicht gar nicht. Endlich ist der Vorfall wirklich seltsam und, wie mich dünkt, der Mittheilung nicht unwerth."

Die Gesellschaft rückte näher um ihn zusammen, und er begann:

„Es war vor etwa zehn Jahren, und zwar, um es mit documentarischer Bestimmtheit festzustellen, am 26. December 1869. Ich hatte meine Studien an verschiedenen Hochschulen fortgesetzt und im Herbst jenes Jahres die Universität Gr. bezogen, um da meinen Doctor zu machen. Verschiedene Gründe hatten mich bewogen, just diese kleine Hochschule für meinen Zweck zu erwählen. Erstlich wohnte mir da ein treuer Freund und Arbeitsgefährte, der Docent Dr. H., mit dem ich damals das Material für unser später erschienenes Werk über die Mollusken zu sichten begann; zweitens waren an jener Universität die Promotionstaxen ungewöhnlich niedrig bemessen. Ich lebte still und eingezogen, kannte kaum eine Familie der Stadt und beschränkte auch meinen Verkehr mit den Commilitonen so weit, als dies irgend möglich war. Ganz konnte ich ihn nicht abbrechen, weil sich in Gr. eine Cartelverbindung jener Burschenschaft befand, der ich während meiner Studienzeit angehörte. Ab und zu besuchte ich denn deren Kneipe und that es nicht ungern, weil ich da liebe Menschen fand und der Geist der Verbindung ein sichtlich ernster und tüchtiger war. Durch diesen Geist sympathisch angeregt, unterlag ich gleich an einem der ersten Abende, am 18. October, jenem Rededrange, der, mehr oder minder heftig, jeden deutschen Studenten quält, und hielt einen Speech über die Bedeutung dieses Gedenktages. Mochte mich nun der Beifall begeistern, der gleich nach den ersten Sätzen losbrach, oder waren sonst die oratorischen Talente in Gr. dünn gesäet, genug, ich wurde nach Schluß der Rede auf den Tisch gehoben, enthusiastisch angesungen und verließ die Kneipe als feierlich promovirter Demosthenes. Sogar das Tageblatt von Gr. widmete mir aus diesem Anlaß eine Notiz.

Ich muß mir der Wahrheit gemäß nachsagen, daß mich dieser Erfolg meinen Mollusken nicht untreu und auch nicht hochmüthig machte. Ja noch mehr: als mir zwei Monate später meine Commilitonen sehr dringlich ans Herz legten, mir neue Lorbeeren als patriotischer Redner zu holen, lehnte ich dies energisch ab. Leider reichte meine Energie nicht aus, den fortgesetzten Bitten Stand zu halten, und die Aufgabe war zudem in der That eine verlockende. Am 26. December 1869 wurden es hundert Jahre, daß Ernst Moritz Arndt auf Rügen geboren worden. Sie wissen, der wackere alte Herr gehört zu den Nationalheiligen unseres Volkes und verdient es auch redlich; einige seine Lieder werden wohl nicht eher sterben, als die Sprache, in der sie gedichtet sind. Das ganze Deutschland rüstete zur Gedenkfeier, und in Gr. hielt man sich noch besonders verpflichtet, alle Kraft darauf zu wenden, weil sich ja diese Landschaft Arndt's als ihres Sohnes rühmen darf. So traten denn bereits mehre Wochen vorher Vertreter der Stadt und Studentenschaft zusammen und vereinbarten eine Reihe von Festlichkeiten; den Höhepunkt derselben sollte ein Festabend im größten Saale der Stadt bilden. Den ersten Redner stellte die Bürgerschaft, den zweiten zu erwählen ward den Studenten eingeräumt, und wie erwähnt, so ernstlich ich mich sträubte, es half mir noch nichts!

So hob ich denn seufzend das Mikroskop von meinem Arbeitstische, rückte meine Präparate zusammen und legte einige Bogen schönen, weißen Papiers hin, um meine Rede zu entwerfen. Aber ach! die Blätter füllten sich sehr langsam, und das, womit sie sich füllten, war just kein Meisterwerk. Da sich der erste Redner natürlich Arndts Leben und Thaten zum Thema gewählt, so mußte ich mir einen Stoff allgemeinen Wesens erkiesen und hatte vor, über die Bedeutung der politischen Dichter für die deutsche Nation zu sprechen. Der Wille war gut, aber die Kraft schwach. In Prima hatte ich es noch, wie jeder langhaarige deutsche Jüngling, trefflich gekonnt, mit Phrasen zu wirthschaften, aber diese schätzbare Kunst war mir allmälig durch die Beschäftigung mit meiner nüchternen Wissenschaft gründlich verloren gegangen. Hierzu kam, daß ich vielleicht, es ist ja Alles möglich, und meine Collegen schrieen es mir laut genug in die Ohren, ein geborener Redner war; ein geschulter war ich nicht, und meine Rede kunstvoll zu componiren, aufzuschreiben und zu memoiren, war mir ein saures Stück Arbeit.

Endlich war sie gethan; aber als ich in der Dämmerung jenes Abends die Rede noch einmal recitirte, da hielt mich einzig der Trost aufrecht, daß sie Anderen doch vielleicht besser gefallen werde, als mir.

Bange trat ich den Weg zum Festsaal an, nicht ahnend, daß ich in der That einem großen Ereigniß entgegenging, dem süßesten, schmerzlichsten, räthselhaftesten meines Lebens. Ich kam gerade zurecht, um den Beifallssturm zu hören, welcher der Rede des Bürgermeisters folgte, und drängte klopfenden Herzens durch die dicht gestaute Menge der Tribüne zu. „Wir haben eben nach Dir schicken wollen!“ riefen mir die Freunde entgegen; ich stammelte eine Entschuldigung und starrte erschreckt die bunte, bewegte Versammlung an, wie etwa der Schiffer das stürmische Meer, das er im zerbrechlichen Nachen befahren soll. Den Mittelraum füllten Damen in lichtem Gewande; ringsum drängten die Herrn im schwarzen Festkleide. Und mehr noch als die Gestalten erschreckten mich die Stimmen, das Flüstern, Reden und Lachen aus tausend Kehlen, zu einem Brausen geeint, wie Rauschen der Meeresfluth. Aber plötzlich ward dies Rauschen tactfest und harmonisch, die Versammlung sang das Sturmlied vom ‚Gott, der Eisen wachsen ließ‘. Und darauf Stille, in welche nur eine Stimme hineinklang, die des Vorsitzenden, der meinen Namen ausrief.

Bebend stieg ich die Stufen empor, ließ den Blick mechanisch auf einem der Mittelpfeiler haften und begann meine Rede, zögernd, leise, ohne Schwung und Geberde. Die Versammlung hielt still und lauschte; mir aber schien sie die unruhigste, vor der jemals ein Redner gestanden; jedes Flüstern, jedes Husten, jedes Knistern der Gewänder klang mir deutlich ins Ohr und machte mich von Secunde zu Secunde muthloser. Mit Mühe riß ich mein Ohr von diesen leisen Tönen fort und lauschte dem Klange der eigenen Stimme. Das half. Wie dem einsamen Wanderer im Walde der Ton in der eigenen Kehle das schlimmste Bangen scheucht, so ward ich muthiger und freier, als ich mich bezwang, nur meinem Worte zu folgen. Das Publikum wurde wärmer, aber noch immer ließen sich nicht jenen Laute hören, auf welche der Redner wie sehnsüchtig harrt, wie der Verirrte auf einen rettenden Lichtschein: jene leise Flüstern von Mund zu Mund, welches beweist, daß der elektrisch

Rapport zwischen der Zuhörerschaft und dem Redner hergestellt, jenes Flüstern, welches nicht immer der Vorbote des lauten Beifalls ist, aber hundertfach werthvoller, als dieser.

Ich wendete den Blick von jenem Pfeiler und ließ ihn über die Gesichter unter mir schweifen; auf manchem gewahrte ich Interesse, auf keinem wärmere Theilnahme. Da, plötzlich, grüßte mich ein Antlitz, so jugendlich hold, so entzückend bewegt, daß mir jählings eine Blutwelle über die Wangen jagte, daß mir eine Secunde hindurch Herz und Stimme stockten. Es war ein junges Mädchen in weißem Gewande, sein einziger Schmuck eine blaue Blume im schwarzen Haar. Es sind zehn Jahre her, und ich habe sie nie wieder gesehen, aber während ich hier zu Ihnen spreche, sehe ich Gestalt und Antlitz, Zug um Zug; freilich reicht dies Erinnern nicht aus, um auch Ihnen ein Bild herzustellen; das Wort ist zu arm, lebendige Schönheit zu schildern, und nun gar eigenartige Schönheit! So weiß ich nur zu sagen, daß in dem Antlitz strahlende blaue Augen standen, daß die ernsten Züge einen rührenden Ausdruck kindlicher Unfertigkeit erhielten, weil die kurze Oberlippe die Zähne hervorschimmern ließ. Und noch weniger vermag ich in klaren Worten zu schildern, was in jenem Moment auf diesen Zügen zu lesen war und mich so tief erregte und entzückte. Unbewußt redete aus diesen Augen, aus diesen bewegten Zügen die Seele, die junge, reine, in Begeisterung hingegebene Seele.

Es war sicherlich Eitelkeit dabei, wenn ich mich daran freute, aber nicht Eitelkeit allein; denn ich wußte wohl, daß diese Begeisterung nur jenen idealen Gütern gelte, die ich feierte, und nicht den sorgsam ausgeheckten, mühsam geordneten Perioden, in denen ich mich erging. Diese Bescheidenheit ist mir nicht erst später gekommen; ich dachte Aehnliches, während sich mein Blick wie gebannt auf ihr Antlitz heftete, ach! was dachte ich nicht Alles in jenen wenigen Minuten! Mich faßte eine feurige Sehnsucht, diese Theilnahme zu verdienen, diese reine Seele zu rühren; ich dämmte mein Zagen zurück, meine Stimme hob sich, ich sprach zuversichtlicher und darum besser.

Die Wirkung äußerte sich sofort; nun ging jenes ersehnte Flüstern durch die Versammlung, aber unendlich höhere Freude machte mir der Widerschein, den mein Wort in jenen holden Zügen erweckte.

Immer eifriger lauschte das Mädchen, immer strahlender leuchteten mir die blauen Augen entgegen. Ich gewahrte es wohl, und nicht nur meine Blicke, auch meine Gedanken spannen sich um die liebliche Gestalt. Ich grübelte darüber, wer sie wohl sein möge, in welcher Beziehung sie zu dem greisen Paare stehe, neben dem sie ihren Platz hatte.

Aber seltsam! während so meine Gedanken bei ihr weilten, folgten sie doch zugleich meiner Rede, und als ich an eine Stelle kam, die mir entwurfe höchlich mißfallen, da ließ ich das mühsam Erlernte fahren begann zu extemporiren. Ich hätte es bei kaltem Blute nie gewagt, aber, in stürmischer Erregung, und da meine Gedanken von dem ma hinweg zu jener Lichtgestalt flatterten, nun gerade gelang es. pper, kürzer, natürlicher wurden meine Sätze; reicher flossen mir die anken zu; Citate, an die ich jahrelang nicht gedacht, drängten sich auf die Lippen.

Vergeblich habe ich diese Fähigkeit im späteren Leben in mir wecken

wollen; nur damals, nur einmal bin ich ein guter Redner gewesen, unter dem begeisternden Strahl jener Augen! Denn wie mein Blick nicht von ihr wich, so schaute auch sie nach mir; Aug' in Auge sprachen wir zu einander, denn auch sie sprach zu mir, durch den Glanz der Augen, die Bewegung der Züge. Ob man es im Publikum bemerkte, weiß ich nicht; nur dunkel, wie umhüllt, war mir das Bewußtsein von der Menge um mich her; ich lauschte nicht mehr ängstlich auf ein Zeichen des Beifalls und wenn sie mich unterbrachen, laut in die Hände klatschten und Bravo riefen, so wich mein Blick doch nicht von jenem süßen, holden Antlitz. Aber dabei nutzte ich auch jede solche Unterbrechung aus, um mir das, was ich sagen wollte, zurechtzulegen: ich wiederhole, es war ein seltsames Doppelleben der Gedanken und Gefühle in mir, und nur insofern spielten sie ineinander, als ich mein Hirn nur darum abquälte, um dieses stumme Zwiegespräch länger fortsetzen zu können, um mir die Zustimmung dieser Augen besser zu verdienen.

Es gelang; jene stürmische Erregung, jenes lodernde, mir selbst räthselhafte Aufflackern meiner Kräfte und Gaben schien, wie es von jener Schönen kam, so auch wieder auf sie zurückzufluten. Auch ihre Erregung wuchs, es litt sie nicht mehr auf ihrem Sitze und ohne den Blick von mir zu wenden, erhob sie sich und trat einen, zwei Schritte vorwärts, wohl unbewußt, wie von magnetischer Kraft getrieben.

Der alte Herr, neben dem sie saß, blickte sie erstaunt an, faßte ihre Hand und suchte sie zurückzuziehen; sie merkte nicht darauf, der Ausdruck ihrer Züge verwandelte sich nicht; sie löste ihre Hand aus der seinen und trat wieder einen Schritt vorwärts. Aber hier stieß sie an ein Hinderniß, den Stuhl einer Dame am nächsten Tische. Verwundert blickte sich diese um, und nun wich der seltsame Bann von dem Mädchen: sie wurde roth und bleich, flüsterte eine Entschuldigung und kehrte auf ihren Platz zurück.

Dort empfingen sie ihre greisen Begleiter mit erstaunten Blicken und Fragen, aber sie gab keine Antwort; wieder hatte sich jener Ausdruck weltentrückter Begeisterung auf ihr Antlitz gelegt, wieder sah ich ihre Augen mir zugewendet, und wieder erhob sie sich, als triebe sie eine fremde Gewalt, mir näher zu sein. Dies Letztere sah ich freilich nur noch wie durch einen Schleier; ich fühlte, wie mir das Blut immer wilder das Hirn überflutete, fühlte, wie jeder Nerv vor fieberhafter Anspannung schmerzlich zitterte, fühlte, daß jene Kräfte, die in mir wach geworden, nun stärker wurden, als ich.

Ich riß meine Augen von dem Mädchen los, raffte während einer Pause, da wieder der Beifall stürmte, einige Schlußworte zusammen und rief sie dann mit halberstickter Stimme in den Saal hinein.

Wieder brach der Beifall los, meine Commilitonen riefen ein stürmisches Hurrah! um das andere, die Musik blies einen Tusch, ich ab wankte wie betäubt die Stufen hinab. Ich fühlte keine Freude, daß i erfüllt, was man von mir gehofft, keinen Stolz über den errungen Beifall, nur Eine Empfindung trieb mich und gab meinem Schritt k Richtung: zu jenem Mädchen hin!

Aber ich konnte nicht! Wie ein Wall umschlossen mich meine Freund ältere Männer, Bürger und Professoren traten heran. Wie ein Aut mat ließ ich mir die Hand schütteln, und die Worte des Lobes klange

an mein Ohr, ohne daß ich ſie deutlich hörte oder gar verſtand. Es war vielleicht unter meinen Bekannten keiner, der mich nicht um dieſe Minute beneidet hätte, und wie peinlich waren ſie mir!

Endlich lichtete ſich der Kreis, ich konnte mich frei machen und zu jenem Tiſche eilen, wo ſie mit ihren Begleitern Platz genommen. Unter welchem Vorwande ich mich einführen, was ich ihr ſagen wollte, wußte ich nicht, ich dachte auch nicht darüber nach; es ſchien mir ſelbſtverſtändlich, daß ich nun zu ihr mußte.

Aber der Platz war leer, und als ich fiebernd vor Erwartung und fiebernd vor Angſt, dieſe Erwartung getäuſcht zu ſehen, durch den Saal drängte, da gewahrte ich ſie nirgends.

Ich fragte den Thürſteher — er hatte nicht auf ſie geachtet; ich ſtürzte in die Garderobe, dort wußte man Beſcheid, weil die Drei zuerſt ihre Mäntel gefordert, und konnte mir ſagen, daß ſie in einem Wagen, der auf ſie geharrt, davongefahren.

„Wer ſind ſie?“

„Fremde!“ war die Antwort, und auf die Frage, woher er dies wiſſe, erwiederte der alte Diener lächelnd: „Ich kenne ja in hieſiger Stadt und auf zehn Meilen in der Runde alle Herrſchaften.“

Verſtört ging ich in den Saal zurück, und obwohl ich nun wußte, daß alles Suchen vergeblich ſei, ließ ich doch meinen Blick durch die Reihen fliegen, es ſchien meinem Empfinden unmöglich, daß ich ſie nicht wiederſehen ſollte! Kaum einen Moment blieb ich ungeſtört, immer wieder traten Bekannte auf mich zu oder auch Fremde, die mir die Hand ſchütteln und ein freundliches Wort ſagen wollten.

Endlich rettete ich mich in eine ſtille Ecke der Gallerie und ſtarrte traurig hinab.

Da legte ſich eine Hand auf meine Schulter, und eine helle, wohlbekannte Stimme rief mir lachend ins Ohr:

„Nun, Glücklicher, erliegſt Du Deinen Triumphen?“

Es war mein Freund H., der Docent.

„Aber Du machſt mir ja in der That eine wahre Armenſündermiene!“ fuhr er etwas verblüfft fort.

Ich kannte ſein ehrliches, theilnehmendes Herz und erzählte ihm Alles.

„Hm!“ meinte er, „das kommt davon, wenn ſie einen nüchternen Naturforſcher zum Feſtredner preſſen; da kommen die Phantaſtereien gleich hinterdrein!“

„Es iſt keine Phantaſterei“, erwiederte ich beſtimmt, „es iſt die wirklichſte, wahrſte Empfindung meines Lebens; ich werde glücklich, wenn ich das Mädchen wiederſehe, unglücklich, wenn es mir verloren bleibt!“

Er blickte mich prüfend an und zuckte dann die Achſeln.

„Wenn es ſo ſteht“, meinte er, „ſo iſt es Freundespflicht, Dir ſuchen helfen. Wo ſaß ſie?“

Ich bezeichnete ihm den Platz.

„Gut, ich werde mich erkundigen. Aber Du bleibſt nicht im Halbunkel ſo trübſelig ſitzen. Komm mit!“

„Laß mich!“ bat ich, „ich erwarte Dich hier!“

Wieder hob er die Achſeln, blickte mich mit ſonderbarem Lächeln an und verſchwand.

Er blieb lange aus, nach seiner Versicherung freilich nur eine halbe Stunde, mich dünkte es eine Ewigkeit.

„Ich habe mich bei ihren Nachbarn erkundigt", berichtete er. „Die Leute sind Fremde, Niemand kennt sie. Das Mädchen heißt Sophie und ist die Enkelin des alten Paares. Sophie spricht einen süddeutschen Dialect, die Großeltern hingegen ein so ehrliches Platt, wie man es nur irgendwo an der Ostsee hört. So viel haben die Umsitzenden aus ihren Gesprächen erkennen können. Sie horchten neugierig, weil die Leute Fremde waren, und weil Dich das Mädchen so auffällig, wie verzückt anstarrte."

„Dann muß man also zunächst in den Hotels nachfragen", sagte ich. „Willst Du mich begleiten?"

„Wohin?" rief ich erstaunt.

„Nun, zunächst in den „Deutschen Hof", dann zum „Löwen"!"

„Wozu?"

„Um mich nach den Fremden zu erkundigen!"

„Bist Du von Sinnen?" fragte er, „Du willst um Mitternacht von Hotel zu Hotel laufen und da curiose Fragen thun?"

„Ich muß", erwiederte ich, „morgen ist es vielleicht zu spät; vielleicht reisen sie schon in aller Frühe weiter!"

„Und wenn auch? Was gehts Dich an? Was willst Du von ihnen?"

Ich gab keine Antwort und ging die Treppe hinab, der Garderobe zu.

„Höre!" rief er und faßte mich am Arm. „Du bist krank, Du fieberst, ich sehe es an Deinen Augen! Die ungewohnte Erregung hat Dich wirr und krank gemacht. Ich bringe Dich heim, schlafe Dich gehörig aus, morgen wirst Du über Deine Phantasien lachen!"

„Ich gehe zum „Deutschen Hof", und dann zum „Löwen", erwiederte ich ruhig, obgleich auch ich fühlte, wie fieberhaft meine Pulse flogen. „Ich will mir nicht mein Leben lang Vorwürfe machen, daß ich mein Glück verschlafen!"

„Dein Glück? Was willst Du von jenem Mädchen?"

„Das wird sich finden! Zunächst erfahren, ob sie noch frei ist!"

„Aber Du kennst sie ja nicht!"

„Ich kenne sie, weiß, daß sie bis in die Seele hinein schön ist, und liebe sie!"

„Mensch, bist Du von Sinnen?"

„Darum hast Du mich schon einigemal gefragt, wenn Du mir nichts Anderes zu sagen weißt, so leb wohl!"

„Du liebst sie?"

„Ich liebe sie von ganzem Herzen, so daß ich sie besitzen muß oder unglücklich werde auf Lebenszeit. Adieu!"

„Ich begleite Dich", sagte er seufzend. „Es wäre Sünde, Dich diesem Zustande allein zu lassen!"

Wir hingen unsere Mäntel um und schritten in die kalte, stürmische Nacht hinaus.

Er zog meinen Arm in den seinen; ich litt es, weil ich mich schwach und hinfällig fühlte, weil ich das Gefühl, das so plötzlich und mächtig in mir aufgeloht, wie einen Wetterstrahl empfand, der mich getroffen

Aber als nun H. dieſe Schwäche nutzen und an der nächſten Ecke in der Richtung meiner Wohnung abbiegen wollte, machte ich zornig meinen Arm frei und eilte ſo raſch davon, daß er mich erſt knapp vor dem „Deutſchen Hoſe“ wieder einholte.

Das Gebäude lag ſtill und dunkel, das Thor war verſchloſſen.

„Wollen wir wirklich läuten?“ fragte H. „Der Portier wird glauben, daß wir nicht recht bei Troſte ſind, und morgen klatſcht es die ganze kleine Stadt, daß der Student, der geſtern die ſchöne Rede gehalten, um Mitternacht in einen Gaſthof gekommen und da nach Gäſten gefragt hat, deren Namen er nicht einmal wußte!“

„Bleib mir mit dieſen Lappalien vom Leibe!“ rief ich und zog die Glocke.

Sie hallte lange, kreiſchend nach, aber der Portier kam erſt, nachdem ich ein wahres Sturmgeläute begonnen.

„Laß wenigſtens mich fragen!“ ſagte der gute H. und trat vor mir ein.

Der Portier blickte uns mürriſch und ſchläfrig an und ward erſt lebendiger, als er H. erkannte und eine Münze in der Hand fühlte.

„Ja“, erwiederte er auf unſere Frage, „die Herrſchaften ſind geſtern aus Stralſund hier angekommen und wollten ſchon heute früh weiter nach Breslau, als ſie in der Zeitung von dem Feſte laſen. Da meinte der Herr Major, er habe den Arndt wohl gekannt und wolle gern bei der Feier ſein. So blieben ſie bis zum Abend und benutzten erſt den Nachtzug. Seit einer Stunde ſind ſie fort.“

Die Nachricht traf mich hart. „Wohin?“ fragte ich dann.

„Nach Breslau und weiter, ich denke, nach Oeſterreich, wo die Enkelin daheim iſt!“

„Und wie heißen ſie?“

Der Mann ſchaute mich mißtrauiſch an. „Ich dachte, das wüßten Sie und wären ein Bekannter!“

Auf H.'s Zureden ließ er uns dann doch in ſeine Loge treten und legte uns das Fremdenbuch vor. Da ſtand: „v. G., Major a. D. ſammt Gattin und Enkelin aus Pommern, reiſt nach Wien.“

„v. G.“ mehr als dieſen einen Buchſtaben konnten wir nicht enträthſeln. Der alte Herr ſchrieb in Hieroglyphen, es war die unleſerlichſte Handſchrift, die mir je vorgekommen.

Ach! welcher tolle unvernünftige Zufall hilft oft unſer Leben entſcheiden! Wer weiß, wie ſich mein Geſchick gefügt, wie ich ſelbſt es gefügt hätte, wenn ich damals aus dem Fremdenbuche des „Deutſchen Hofes“ zu Gr. hätte erfahren können, wie der alte Major hieß . . .“

Der Erzähler hielt inne.

„Hier endet Ihre Geſchichte?“ fragte die Hausfrau.

„Ja!“ erwiederte er, „aber ebenſo richtig könnte ich behaupten, daß [illegible] Geſchichte, oder doch jenes Moment, welches ſie für Andere merkwürdig macht, eigentlich hier erſt anfängt. Sie wiſſen bereits, ich habe Mädchen nie wieder geſehen, auch nie eine Kunde von ihr erhalten. [illegible]e äußere Anregung hat alſo die langen Jahre hindurch jene jäh in [illegible] aufgeloderte Empfindung genährt. Und doch konnte ich ſie nur [illegible]ſam erſticken und werde nie vergeſſen lernen, daß ſie mir einſt im [illegible]en geflammt.“

So seltsam es klingt, es ist doch buchstäblich wahr: ich habe jenes Mädchen, welches ich nur einmal gesehen, durch lange Jahre so heiß, so innig, so treu geliebt, wie ein Anderer seine Braut, die er täglich am Herzen hält. Ich dachte an sie, ich sehnte mich nach ihr, ich hoffte für unsere Liebe. Denn ebenso klar wie mein Gefühl stand mir die Zuversicht, daß auch sie meiner gedenke, mich liebe, unsere Vereinigung erhoffe. Wie sich diese sonderbare psychologische Erscheinung erklären mag, weiß ich Ihnen freilich nicht recht zu sagen. Das Mädchen war sehr schön und bis zu jenem Augenblick, da ich sie sah, hatte mir keine Andere jemals so sehr gefallen. Auch sog ich diese Schönheit in einem Moment in mich ein, da meine Nerven erregt und daher doppelt fähig waren, einen starken Eindruck zu empfangen und festzuhalten. Und als das Wichtigste wäre wohl hinzuzufügen, daß wir ja auch während jener Minuten in einer Art geistiger Beziehung standen, die meiner Eitelkeit schmeichelte. Aber dagegen muß ich betonen, wie wenig ich nach meiner Art, Erziehung und Beschäftigung dazu geschaffen war, an einem Traume zu hangen, eine Erinnerung als Wirklichkeit zu empfinden; ich muß ferner betonen, daß ich viel in Gesellschaft lebte und oft in Versuchung kam, eine andere reizvolle und beglückende Beziehung zu knüpfen. Gleichwohl hat meine, ich finde kein anderes Wort, meine Liebe zu jenem Mädchen durch Jahre gewährt und ist noch heute nicht verblichen.

Ich täusche mich nicht darüber, wie stark jene Empfindung war, ich weiß es. Nicht etwa aus meinem trostlosen Zustande unmittelbar nach jenem Abend, sondern noch weit mehr aus seelischen Erschütterungen, die lange Jahre darauf über mich kamen.

„Ich will Ihnen zwei Beispiele aus jüngster Vergangenheit hierfür erzählen.

Im letzten Frühling wohnte ich einem populären Vortrage des Orientalisten unserer Hochschule über den Talmud bei. Der Professor erzählte unter Anderem eine schöne tiefsinnige Sage aus jenem Wunderbuche. Im Himmel sind alle Seelen geschlechtslos, aus Männlichem und Weiblichem unlöslich verbunden, und darum ist kein Kampf und Sehnen in ihnen, sondern tiefer Gottesfriede. Aber von Zeit zu Zeit werden sie wieder geschieden und müssen abermals auf Erden kämpfen und leiden. Der Knabe und das Mädchen, deren Seelen vor Gott einst Eins gewesen, behalten ein leises Erinnern an das verlorene Glück und suchen einander, um durch die Vereinigung wieder selig zu werden. Aber Gott macht es ihnen schwer; er pflanzt sie in verschiedene Länder, gönnt ihnen kein äußeres Zeichen des Erkennens, und so müssen sie sehnend und dürstend über die Erde gehen, vermälen sich endlich, weil sie fruchtlos gesucht, Anderen und gewinnen nie jenes Glück zurück, welches sie droben besessen. Nur wenigen Auserwählten ist es gegönnt, einander zu begegnen, und dann durchzuckt sie bei dem ersten Blick, den sie tauschen, die Liebe, die Zuversicht, daß sie zu einander gehören, und sie müssen dieser Stimme folgen und allen Widerstand der Welt besiegen. Keine Noth, kein Jammer kann diese Glücklichen betrüben, denn ihre Seelen fließen wieder in eine zusammen, und tiefer Gottesfriede ist in ihnen. So bleiben sie selig in alle Ewigkeit, so hienieden, wie droben — Denn sie, die sich auf Erden gefunden, trennt auch der Herr im Himmel nicht wieder ...

Es war heller Tag, als ich dies vernahm, und schon die näselnde, stotternde Stimme meines Herrn Collegen hätte mich vor Träumen behüten können, und doch stand in diesem Moment wieder jenes Mädchen aus dem Saale zu Gr. vor meinem Blick, und die blauen Augen leuchteten mir entgegen, aber nicht in freudiger Begeisterung wie damals, sondern traurig und vorwurfsvoll, als wollte sie sagen: „Warum hast Du mich nicht gesucht? Warum müssen wir getrennt und darum elend über die Erde gehen?!“

Ich beugte mein Haupt und legte das Antlitz in die Hände, die Worte des Vortragenden klangen mir ins Ohr, aber ich verstand sie nicht; ich verstand nur jene leisen, mahnenden, wehmüthigen Stimmen, die mir im eigenen Herzen riefen —

Zum letzten Male aber ist dieses schmerzliche Erinnern hier über mich gekommen, in den ersten Tagen meines Wiener Aufenthaltes.

Es war auf der Ringstraße, Sonntag Nachmittags. Gleich den tausend Anderen flanirte ich behaglich auf und ab und freute mich der schönen Frauengestalten.

Da, urplötzlich, faßt mich der Gedanke: „Sophie reiste damals nach Wien zurück. Hier, heute, wirst Du sie wiederfinden!“ Vergeblich sagte ich mir, daß ich ja nicht einmal wußte, ob sie in der That hier lebe; vergeblich rief ich mir die zehn Jahre in Erinnerung, und daß sie nun wohl längst glücklich vermält sei; mein Herz war stärker, als mein Verstand, es klopfte ungestüm und zwang mich, mitten im dichtesten Gewühl dahinzuschreiten und jedes Frauenantlitz zu prüfen. So wandelte ich den Corso vom Stubenthor zur Oper auf und nieder; die Stunden verrannen, die Straße leerte sich, die Dämmerung brach ein, ich aber schritt noch immer auf und ab und spähte und spähte, wie von einem Dämon getrieben. Erst um die neunte Stunde riß ich mich los und ging heim und sagte mir, daß ich ein Thor gewesen, und daß ich Sophie niemals wiedersehen werde, niemals!“

Es herrschte tiefe Stille, als er geendet.

Die Einen waren gerührt, die Anderen fanden nicht das rechte Wort. Selbst die Dame des Hauses wußte nichts zu sagen, was der Stimmung entsprochen und sie doch auch wieder abgeschwächt hätte. Denn diese elegante, moderne Frau war der Ansicht, daß „Sentiments“ nur in kleiner Dosis für die Gesellschaft taugten. Sie blickte um sich. „Doctor!“ rief sie plötzlich, „was ist Ihnen?“

Der Arzt fuhr zusammen und zwang sich zu einem Lächeln. „Nichts von Bedeutung!“ sagte er leichthin. Aber der feuchte Schimmer seiner Augen ließ sich nicht so rasch verwischen und strafte das Wort Lügen. „Es ist spät“, fügte er hinzu, „es geht auf Drei!“

Die Gäste erhoben sich und nahmen doppelten Abschied: von den Gastgebern und dem Professor, der am nächsten Tage seine Rückreise reten wollte.

Als er aus dem Flur auf die Straße trat, schloß sich ihm der Arzt „Wir haben ein Stück Weges gemeinsam!“ sagte er.

Die beiden Männer schritten neben einander her durch die öden, meebedeckten Straßen. Sie schwiegen Beide, bis der Arzt plötzlich ine Hand auf den Arm des Andern legte.

„Herr Professor“, begann er mit gepreßter Stimme, „auch wir sehen

uns zum ersten Male im Leben und wahrscheinlich zugleich zum letzten Male. Gleichwohl will ich Ihnen etwas vertrauen, was mir aus tiefstem Herzen kommt und Ihnen ins tiefste Herz dringen wird. Ich grüble nicht darüber, ob ich klug daran thue — ich folge dem Drange meines Herzens. Auch verlange ich keine Betheuerung von Ihnen, daß Sie mein Vertrauen nicht mißbrauchen. Das Herz, das mich reden heißt, sagt mir auch, daß Sie ein Ehrenmann sind!"

Der Professor war so bleich geworden, daß man es selbst im Zwielicht des Gaslichtes gewahre. „Ich ahne —" murmelte er.

„Der alte Major hieß Gröbemer und war mein Großvater. Sophie ist meine Schwester!"

„Sie lebt?"

„Sie lebt und ist seit vier Jahren vermält. Ich wiederhole, Sie sind ein Ehrenmann; Sie werden ihr nicht nachforschen und nicht das Glück trüben, das sie sich endlich errungen —"

„Sie ist glücklich?"

„Auch dies will ich vertrauensvoll beantworten. Sophie ist so glücklich, wie eine arme Seele auf Erden noch werden kann, welche der ihr zubestimmten Seele begegnet und sie doch wieder verloren. Sie war siebzehn Jahre alt, als sie damals im Saale zu Gr. Ihnen gegenüber stand. Sie war im Sommer und Herbst bei den Großeltern an der Ostsee gewesen, und diese wollten sie auch durch den Winter behalten, aber die Eltern sehnten sich nach dem Kinde, riefen es stürmisch zurück, und so mußte die Reise im Winter angetreten werden. Aber die äußeren Umstände können Sie nicht interessiren. Es genüge Ihnen, daß Sophie von derselben heißen, räthselhaften Empfindung erfaßt worden, wie Sie, daß sie auch von Ihrer Gegenliebe fest überzeugt war und Ihrer harrte. Sie wußte von Ihnen so wenig, wie Sie von ihr, sie hatte Ihren Namen nur aus den Zurufen Ihrer Commilitonen erfahren und, wie ich freilich erst seit heute weiß, falsch verstanden. Sie hat keine Ahnung, daß der Festredner von Gr. und der berühmte Naturforscher von heute dieselbe Person sind."

„Sie waren ihr Vertrauter?"

„Ja — der einzige. Sie war viel umworben und wollte nichts von einer Vermälung wissen. Ich drang in sie, und mir allein gestand sie die sonderbare Geschichte ihres Herzens, die mir zuerst wie eitle Phantasterei klang, ihr aber ernste, traurige Wirklichkeit war. Erst vor vier Jahren gewann ein trefflicher, ja herrlicher Mensch ihre Liebe — jene Liebe, die ihr Herz noch zu verschenken hatte: die erste, die glühendste war es nicht."

Wieder schritten beide Männer schweigend nebeneinander her. Vor dem Hotel, in welchem der Professor wohnte, drückten sie einander noch einmal lang und herzlich die Hand und gingen dann stumm auseinander. Denn sie fühlten Beide, daß kein Wort genüge, um jene Empfindu. auszudrücken, welche ihnen das Herz schmerzlich zucken ließ und da ernste, der Thränen ungewohnte Auge umflorte.

An der Küste von Minatitlan.

Eine mexicanische Reminiscenz von **Hermann Haardt.**

Noch herrschte, dem Namen nach, Maximilian in Chapultepec, während die berüchtigte Firma Bazaine-Castelnau ihre Blutdecrete aus der Vorstadt San Cosme schleuderte. Die Schlacht von Appomatox, wo General Grant den conföderirten Heerführer Robert Eduard Lee nicht nur aufs Haupt schlug, sondern auch gefangen nahm und dadurch dem vierjährigen Bürgerkriege in Nordamerika ein Ende machte, traf die Kaiserlichen in Mexico wie ein Blitzstrahl, denn nur der endgültige Sieg der Südstaaten über die Nordstaaten konnte den Bestand des Kaiserreiches sichern. Mit dem Zusammenbrechen der südlichen Conföderation trat auch naturgemäß die alte Monroedoctrin wieder in ihre Rechte, welche durch ihre laconische Fassung: „Amerika für die Amerikaner" den Stab über jeden Versuch bricht, auf dem Boden der nördlichen Hälfte der westlichen Hemisphäre eine erbliche Monarchie zu errichten.

Die Nachricht von Appomatox, die gleich mit jener der Erstürmung von Charleston durch Admiral Porter in Vera Cruz eintraf, überraschte auch ein Häuflein österreichischer und mexikanischer Seeofficiere, die im Arsenal von Vera Cruz dem Stapellauf des kaiserlichen Kanonenbootes „Nuestra Sennora del Carmen" beiwohnten; doch dachte keiner von uns daran, zurückzutreten oder die Ausführung eines vor acht Tagen direct aus der kaiserlichen Cabinetskanzlei eingetroffenen Befehles zu verzögern, der an mich gerichtet war und also lautete:

„Schiffslieutenant N. N. wird das Kanonenboot Nuestra Sennora del Carmen, gegenwärtig zur Reparatur im Arsenal zu Vera Cruz, übernehmen, sobald dasselbe wieder seetüchtig ist und damit an die Mündung des Rio Goaczocoalcos gehen, um die Ursachen zu erforschen, weshalb die dortigen Leuchtthürme nicht regelmäßig brennen. Ein detaillirter Bericht darüber ist Sr. Majestät in Chapultepec direct vorzulegen."

Acht Tage nach Empfang dieses Befehls schon konnte ich das mir anvertraute Kriegsfahrzeug aus dem Arsenal hinaus- und unter die Kanonen der alten grimmigen Festung San Juan de Ulloa bugsiren lassen, wo wir den Rest unserer Ausrüstung, Bewaffnung und Bemannung an Bord zu nehmen hatten, was ebenfalls nur wenige Tage in Anspruch nahm. Dann noch einen warmen Händedruck, ein herzliches Lebewohl und auf Wiedersehen mit den zurückbleibenden Freunden, den Officieren der österreichischen Fregatte Novara und einiger mexicanischer Kriegsschiffe gewechselt, und die „Nuestra Sennora ꝛc." dampfte unter vollem Druck nach Süden zu, nach der gegen zweihundert Seemeilen entfernten Mündung des Stromes mit dem unaussprechlichen Namen.

Zwanzig Meilen oberhalb der Mündung liegt das Städtchen Minatitlan, um dessen Besitz es zwischen Kaiserlichen und Republikanern schon mehrere Male zu blutigen Kämpfen gekommen war, denn Minatitlan war und ist noch der Hauptstapelplatz für den für Mexico so wichtigen Farbholzhandel in Mahagoni und Farbhölzern. Gerade an der Mündung befindet sich eine Sandbank, die den ein- und auslaufenden Schiffen die größte Vorsicht zur Pflicht macht, und nachdem das Städtchen von kaiserlichen Truppen endgiltig besetzt blieb, und mit der durch

diese Besetzung erfolgten Wiederkehr geordneter Verhältnisse auch die Schiffe sich wieder zahlreich einfanden, hatten die Behörden ihr Hauptaugenmerk auf die beiden Leuchtthürme gerichtet, die, auf jedem Ufer angebracht, die genaue Lage der Barre bezeichneten. Nun waren aber vielfache Klagen eingelaufen, daß diese Leuchtfeuer ausgelöscht, dagegen andere angezündet worden wären, die nur den Zweck hatten, die arglos herankommenden Handelsfahrzeuge auf die steilen Uferfelsen, somit zum sofortigen Untergange zu verlocken und es sollte nun unsere Aufgabe sein zu ermitteln, ob diese falschen Feuer von Strandräubern oder von Juaristischem Militär herrührten. Zu diesem Zwecke hatte ich mich mit dem in Minatitlan commandirenden kaiserlichen Obersten, einem Belgier Namens van Rompay, ins Einvernehmen zu setzen und mit aller Strenge der Kriegsgesetze vorzugehen. Da ein intimer Freund von mir, ein Hannoveraner aus Emden, sein Schiff durch diese falschen Feuer verloren hatte und kaum mit dem nackten Leben davongekommen war, so hatte ich selbst mich darum beworben, die Sache untersuchen zu dürfen und es war mir bewilligt worden.

Am Nachmittage des zweiten Tages nach unserer Abreise von Vera Cruz gelangten wir in Sicht der verdächtigen Küste, das heißt, wir konnten mit unseren guten Gläsern die hohen Felsen bemerken, während es denen am Lande wohl schwer sein mochte, uns zu sehen, denn die Nuestra Sennora hatte nur zwei Masten, die gar nicht hoch waren. Ich hatte die Absicht, die Uebelthäter bei ihrer Arbeit zu überraschen, und um dies mit Erfolg thun zu können, mußte jeder Verdacht von der Anwesenheit eines Kriegsfahrzeuges vermieden werden. Zum Glück war die „Nuestra Sennora" seinerzeit für den Zweck gebaut worden, damit die Blocade der amerikanischen Südstaaten zu durchbrechen und hatte viele Tugenden eines solchen Blocadebrechers, der sich ja zu Zeiten fast unsichtbar machen konnte. So z. B. war der Rauchfang derartig eingerichtet, daß er ganz in den Raum versinken konnte, während wir mit Reservemasten und Reservespieren dem Schiffe leicht das Aussehen eines harmlosen Kauffahrers geben konnten. Nachdem wir also so nahe als möglich der Küste gefahren waren, um die Lage der beiden Leuchtthürme nach dem Compaß peilen zu können, erfolgte die Transformation des nett gehaltenen Kriegsdampfers in ein anspruchloses, sogar etwas vernachlässigtes Handelsschiff in kurzer Zeit und, um etwaige Beobachter am Lande noch mehr irrezuführen, näherten wir uns der Küste unter spanischer Handelsflagge.

Die Nacht schien sehr dunkel werden zu wollen, und war schon aus diesem Grunde unserem Plane günstig. Die Feuer der Maschine waren zwar zurückgeschoben worden, wurden jedoch sorgfältig unterhalten, um zum augenblicklichen Gebrauche bereit zu sein.

Wir gelangten noch vor Sonnenuntergang ziemlich nahe an die Küste und machten kühn die nöthigen Signale, um einen Piloten herbeizurufen. Wenn derselbe wirklich an Bord kam, so erhielten wir Nachrichten; denn entweder es war ein kaiserlich gesinnter Mann, in welchem Falle er uns schon von selbst alle nöthigen Auskünfte geben würde, oder aber er war Republikaner und in diesem Falle wurde er sofort in Haft erklärt und jede Communication zwischen ihm und dem Lande verhindert. Unsere Signale wurden beantwortet und kurz darauf stieß ein Boot vom

Lande und ruderte auf uns zu. Da ein Handelsschiff keine achtzig bis neunzig Mann Besatzung und auch keine elfzölligen Kanonen hat, so waren die beiden Geschütze schon früher verdeckt worden. Die Mannschaft wurde zum größten Theil in den Raum gesandt und nur acht oder neun Mann blieben bei mir auf Deck. Natürlich trug jeder von uns nur die einfachen Kleider von Angehörigen der Handelsmarine und von einer Uniformirung war nichts zu sehen. Das herannahende Boot enthielt drei Mann und als es in Sprechweite war, erhob sich der Aelteste und fragte:

„Welches Schiff ist dies?"

„Spanische Brigg Isabella."

„Wo kommt Ihr her?"

„Von Cadix und Vera Cruz."

„Wohin?"

„Nach Minatitlan, um Holz zu laden."

„Bueno, ich komme an Bord."

In einigen Minuten stand der Lootse bei mir auf dem Quarterdeck und seine beiden Gefährten wanderten in den Raum, wo mein erster Lieutenant sich ihrer annahm, während das Boot im Kielwasser der „Brigg Isabella" schwamm. Nachdem mich der Lootse einige Minuten gemustert hatte, sagte er:

„Ihr seid kein Spanier, nicht wahr? Eurer Sprache nach müßt Ihr ein Amerikaner sein."

Da die Verstellung doch nicht gut mehr weiter geführt werden konnte, so erklärte ich ihm kurz und bündig, daß ich kaiserlicher Officier sei und von ihm wissen möchte, ob ich ihn als Freund oder Feind zu betrachten habe.

Doch kaum hatte ich nur einige Worte gesagt, als er vom Quarterdeck herabspringen wollte, wobei er schrie:

„Hallo, José, Miguel —"

Weiter kam er nicht, denn meine Faust schnürte ihm fast die Kehle zu, während mein guter Revolver in ziemlich beängstigende Annäherung an seinen Kopf gebracht wurde.

Glücklicherweise war die Nacht, die in jenen niedrigen Breiten fast urplötzlich eintritt, eingebrochen und verbarg den Auftritt einem etwaigen Beobchter am Lande. Einige handfeste Matrosen erschienen nun mit Tauen und der gute Lootse befand sich bald mit seinen gleichfalls gebundenen zwei Gefährten in Sicherheit.

Wir brachten unsere Seitenlichter an und steuerten der noch etwa eine Meile entfernten Küste zu; jetzt flammte es droben auf und im Nu waren unsere Seitenlichter verschwunden; die List hatte ja gewirkt und wir wußten, daß die Leuchtthürme heute Nacht kein Feuer zeigen würden. Doch mußten wir, da jetzt die Uebelthäter dort oben auf ihrer Hut sein w ...en, einige Stunden warten, bevor wir das Wagestück versuchten, an ...and zu kommen, und somit standen wir wieder der offenen See zu, en ...lossen, eine Stunde vor Tagesanbruch die Landung zu versuchen. U ...rdessen nahmen wir die Gefangenen ins Verhör und mit vorgehal- te ... Pistole erfuhren wir, daß General Don Esteban Escobedo, der in A ...uac gegen sechzig (engl.) Meilen entfernt, commandirte, diese sau- b ... Küstenwache eingerichtet habe, welche zum größten Theil den Zweck

hatte, die kaiserlichen Behörden in den Augen der handeltreibenden Europäer verächtlich zu machen, denn eine Regierung, die nicht im Stande ist, ihre Küsten vor Strandräubern zu sichern, mußte wohl verächtlich werden. Und in der That, weil schon so manche deutsche, englische und spanische Schiffe an dieser Küste von Minatitlan zu Grunde gegangen waren, während doch in Minatitlan selbst kaiserliches Militär lag, so hatten mehrere europäische Mächte ganz geharnischte Vorstellungen in Chapultepec gemacht. Vor der Errichtung der Escobedo'schen Küstenwache war Minatitlan häufig von Schiffen aus Bordeaux, Nantes, Havre u. s. w. besucht worden, aber alle diese französischen Schiffe gingen jetzt nach Campeche oder Belize; dies konnte ebensogut ein Zufall sein, als auch in Folge von directen Weisungen geschehen, und in diesem letzteren Falle waren die in Mexico bestehenden französischen Militärbehörden an der Sache nicht ganz unschuldig. Doch sollten wir auch über diesen Punkt früh genug Aufschluß erhalten.

Daß Don Esteban Escobedo, der im Jahre 1867 durch die traurige Katastrophe zu dem wenig beneidenswerthen Beinamen: „Der Henker von Oneretaro" gelangte, in Anahuac, kaum sechzig Meilen von Minatitlan entfernt, commandirte, war den kaiserlichen Behörden unbekannt; die Nachricht war jedoch von außerordentlicher Wichtigkeit, da Anahuac die Straße von Vera Cruz nach Minatitlan beherrschte, somit jeden Verkehr zwischen diesen beiden Städten unmöglich machte und die Streitkräfte van Rompays vollständig abschnitt.

Der gefangene Lootse bekannte weiter, daß die beiden falschen Leuchtfeuer von etwa sechszig Männern unterhalten würden, die zum größten Theil aus Guerilleros unter dem Befehl eines Mestizen bestänben. Vier oder fünf Einwohner des Städtchens Minatitlan waren auch darunter, doch wurden diese meistens zu Spionendiensten in dem Städtchen selbst verwendet. Der Mestize sei vor etwa acht Tagen nach Vera Cruz geeilt und werde noch in dieser Nacht zurückerwartet. Auf meine Frage, warum man denn überhaupt den Lootsen gestatte, herauszukommen, erwiederte der Gefangene, daß dies nur deshalb geschehe, um die Capitäne nicht allzufrühe stutzig zu machen, und daß es den Lootsen in der Verwirrung, die beim Scheitern eines Fahrzeuges immer eintrete, ein Leichtes sei, über Bord zu springen und in ihrem leichten Boote eine Stelle zu gewinnen, wo die Landung anstandslos vor sich gehen könne ꝛc. ꝛc.

Wir versprachen dem Gefangenen Leben und Freiheit, wenn er unsere Boote zu jener Stelle hinführte, aber auch, daß er sofort erschossen werden würde, sobald sich nur das geringste Anzeichen von Verrath ergeben würde. Trotzig sagte er zu und da die Nacht schon zur Hälfte vorüber war, so wendeten wir und steuerten dem Lande zu. Etwa zwei Kabellängen entfernt von den verrätherischen Feuern, die jetzt hell und glänzend brannten, setzten wir drei Boote über Bord und schifften sech[s] Mann aus; der Rest der Mannschaft blieb an Bord, um die nöth[ige] Manöver zu machen, denn wegen der Nähe des Landes durften [wir] nicht mit Dampf gehen; das Geräusch der Schraube hätte uns verrath[en].

Im ersten Boote saß unser erster Officier, ein entschlossener Men[sch], der schon in Indien und in Algier gedient hatte, am Steuer, in der fre[ien] Hand einen Revolver, den er dem neben ihm sitzenden gefangenen Lo[o]sen an den Kopf hielt. Im zweiten Boote hatte mein zweiter Offi[zier]

neben einem der beiden Ruderer des Lootsen in ähnlicher Weise Platz genommen, und das dritte Boot commandirte ich selbst. Die Ruder waren umwickelt, damit nicht das geringste Geräusch am Lande vernommen werden konnte. Rasch aber geräuschlos kamen wir vorwärts, bis wir plötzlich in der von den Felsen abprallenden Brandung waren. Hier zeigte sich das Geschick unserer Gefangenen: mit wenigen Handbewegungen am Steuer gelangten wir durch die Brandung, und im nächsten Moment knirschten die Kiele unserer Boote auf dem weichen Sande in ruhigem Wasser. Die von den Uebelthätern hier aufgestellten beiden Schildwachen lagen im Halbschlummer und waren, bevor sie zur Besinnung kamen, gebunden und geknebelt; zwei Mann mit geladenen Revolvern als Wache zurücklassend, erkletterten wir die Felsenwand unter Führung des gefangenen Lootsen und gelangten bald auf eine Plattform, wo wir die Feuer auf kurze Entfernung in gleicher Höhe mit uns brennen sahen. Nachdem wir unsere Gefangenen hier durch Taue und Knebel unschädlich gemacht und eine Wache darüber postirt hatten, ertheilte ich meine letzten Befehle, welche dahin lauteten, daß wir, auf dem Bauche kriechend, uns den Feuern gleichzeitig nähern und die um dasselbe Versammelten überraschen wollten. Ich nahm mir das entferntere Feuer vor und mein erster Lieutenant das zunächst gelegene.

Sowohl mein erster Officier wie auch ich und viele meiner Leute, wir hatten in der „Sonora" gedient und kannten den Indianerkrieg, bei welchem man lernt, sich geräuschlos auf dem Bauche liegend, fortzubewegen. Ein Pistolenschuß sollte das Signal sein, bei welchem wir die Uebelthäter gleichzeitig überfallen und wenn möglich lebendig fangen wollten. Die Ueberrumpelung gelang vortrefflich. Zwar wehrten sich die Ueberraschten und ich fühlte plötzlich einen brennenden Schmerz in meinem rechten Schenkel, doch hinderte uns dies nicht, den größten Theil zu binden. Einige bedurften der mitgebrachten Taue nicht mehr, da unsere Pistolen auch nicht müßig gewesen waren. Im Ganzen hatten wir vierzig Gefangene gemacht, dagegen auch schwere Verluste erlitten. Zehn meiner alten Kriegsgefährten aus der Sonora lagen in ihrem Blute, mein erster Lieutenant hatte einen Machetehieb über den Kopf und eine Pistolenkugel ins Herz bekommen und athmete nicht mehr. Ich selbst war mit meinem gewöhnlichem Glück, das bei meinen Sonoranern sprichwörtlich geworden war, durchgekommen, da ich nur eine Fleischwunde im rechten Schenkel erwischt hatte. Die Gefangenen waren bald an Bord der „Nuestra Sennora del Carmen" untergebracht und wir dampften den breiten Strom hinauf, nachdem wir die Barre bei Tagesanbruch ohne Lootsen, aber auch ohne Schwierigkeit passirt hatten und lagen bald dem Städtchen Minatitlan gegenüber vor Anker, wo ich dem Obersten van Rombay als meinem rangältesten Officier, den üblichen uch machte und Bericht erstattete. Die Gefangenen wurden in das Gefängniß des Städtchens gebracht und scharf bewacht, bis die heidung des Kaisers über ihr Schicksal eingetroffen sein würde.

Oberst van Rompay rief zwei Mestizen herbei, auf deren Treue Verschwiegenheit er sich verlassen konnte. José wurde mit einem illirten Bericht über das Vorgefallene nach Chapultepec, Miguel der Nachricht, daß Anahuac von Streitkräften unter Escobedo besetzt m den in Vera Cruz commandirenden General Grafen Thun geschickt.

Die Rückkehr der Boten abwartend, die sich durch Escobedo's Linien durchschleichen mußten, gingen wir daran, die Befestigungen des Städtchens auszubessern, und am achten Tage kehrte José mit dem Befehle zurück, daß ich die Gefangenen im Castell San Juan de Vera Cruz abzuliefern und mich dann zur Verfügung des General Grafen Thun zu halten hätte. Nach zwei Tagen waren alle Gefangenen abgeliefert, auch der Lootse mit seinen beiden Gehilfen. General Graf Thun hatte meine Botschaft aus Minatitlan nicht empfangen, wurde daher durch meine Nachricht über die Nähe der republikanischen Streitkräfte nicht wenig überrascht.

Ich wurde sofort nach Minatitlan zurückbeordert, mit dem Befehl, daß Oberst van Rompay mit der ganzen Garnison eine forcirte Recognoscirung gegen Anahuac unternehmen und ich einstweilen Stadt- und Grafencommandant bleiben sollte. Von Vera Cruz ging gleichzeitig eine starke Truppenabtheilung unter dem Befehl des Obersten Malortie gegen Anahuac. Das für die Kaiserlichen siegreiche Treffen bei Anahuac gehört der Geschichte an und ist daher außer dem Rahmen dieser Skizze gelegen. Ich konnte dem Obersten van Rompay das Commando bald wieder übergeben und kehrte nach Vera Cruz zurück, wo meine Aussagen in dem Processe der Leuchthurm-Uebelthäter nöthig war. Dieser Proceß war eigentlich nur eine Farce, da das Kriegsgericht nur nach dem berüchtigten Octoberdecret urtheilte, welches jeden Mexicaner, der mit den Waffen in der Hand ergriffen wurde, oder dessen Helfershelfer, zum Tode verurtheilte.

Doch hatte der Proceß die wichtige Folge, daß die Beziehungen zwischen dem kaiserlichen Hofe in Chapultepec und Bazaine's Hofe in San Cosme fast ganz abgebrochen wurden, weil bewiesen worden war, daß die französischen Militärbehörden an dem Leuchtthurmfrevel nicht ganz unwissend waren, daß vielmehr ein Abgesandter Escobedos, eben jener Mestize, der die „Küstenwache" commandirte, durch Bazaine oder dessen Creaturen von den etwaigen Bewegungen der kaiserlichen Kriegsfahrzeuge unterrichtet wurde. Nur die schnelle Ausführung der mir ertheilten Befehle hatten die Vernichtung derselben verhindert, da jener „Küstencommandant" mit mir gleichzeitig Vera Cruz verlassen, sich aber in Anahuac bei Escobeda noch aufgehalten hatte.

Der Bote Miguel des Obersten van Rompay war in Anahuac zurückgehalten worden, hatte jedoch von seiner Mission nichts verrathen und war nach dem glücklichen Ausgange des Treffens wieder in Freiheit gesetzt worden.

Dem Blutdecret zufolge, welches später auf Maximilian und seine beiden Schicksalsgefährten Mejia und Miramon angewendet wurde, wurden sämmtliche Gefangene zum Tode verurtheilt und nach vierundzwanzig Stunden auf den Wällen des Castells San Juan de Ulloa gehängt.

Vergebens stellte ich dem General vor, daß ich dem gefangenen Lootsen das Leben garantirt habe; vergebens telegraphirte auch der General nach Chapultepec; die einzige Antwort war eine Hinweisung auf das Blutdecret vom October und, hierdurch erbittert, reichte ich meine Entlassung ein und kehrte über Havanna nach Europa zurück.

Die Tochter des Idealisten.

Frei nach dem Englischen von J. P.

I.

Goldene Morgenröthe.

Als Francis Vane nach Dunwold übersiedelte, war es ihm, als habe er mit dem Leben ziemlich abgeschlossen. Ein seltsames Schicksal war ihm zu Theil geworden. Er war nahe daran gewesen, ein Genie zu werden. Was er that war gut, doch nicht mehr als das; in vielen Dingen schritt er vorwärts, excellirte aber in keinem; er hatte Sinn für Malerei, Musik, Literatur, Bildhauerei, in Allem war er nicht ungeschickt, zeichnete sich aber in keiner dieser Künste aus. Er war der einzige Sohn seiner Mutter, einer Wittwe. Diese besaß eine Jahresrente, die mit ihrem Tode erlosch und gespart hatte sie nur eine geringe Summe für ihren Sohn. Er war als Kind so klug und geweckt, daß sie der festen Ueberzeugung lebte, er werde einst ein Genie sein. Sie suchte auf jede Weise etwas zu erübrigen, um ihm eine gute Erziehung zu geben. Sie schickte ihn nach Eton und Oxford in der Hoffnung, er werde sich als Theolog auszeichnen. Die Professoren und Studenten hielten ihn auch für sehr klug, er bestand aber doch kein Examen, sein Wissen war zu viel Stückwerk, es concentrirte sich zu wenig auf einen Punkt. Rechtswissenschaft zu studiren hatte er keine Lust und so beschloß er, Schriftsteller zu werden. Frau Vane hatte bis zuletzt das blindeste Vertrauen zu ihm. Sie glaubte, daß, wenn er Schriftsteller werde, er einst als Stern der Welt leuchten müsse. Noch bevor er Oxford verließ, starb sie und hinterließ ihm die Ersparnisse ihres ganzen Lebens, ein jährliches Einkommen von hundertfünfzig Pfund. Er war damals jung an Jahren, aber alt an Enttäuschungen. Ohne selbst recht zu wissen warum, fühlte er, daß sein Leben in gewisser Beziehung zu Ende sei; es war ein verfehltes gewesen, ohne daß er hätte sagen können, wodurch; er wußte selbst nicht, wo seiner Hand das Steuer seines Lebensschiffes entfallen war. Er ließ sich mit seinen Büchern und Bildern und zahllosen Kunstwerken, die er gesammelt hatte, in einem hübschen kleinen Landhaus unfern Dunwold nieder und beschloß, sich der Litera- zu widmen; er plante sich ein stilles, zurückgezogenes Dasein, nur en Büchern wollte er leben, für nichts weiter. An einem Sommer- nd aber ging er aus und kehrte mit einer Liebe im Herzen zurück, die em Schicksal eine andere Wendung gab.

Er war an jenem milden, stillen Sommerabend zu der kleinen Kirche abgewandert, wo die hohen Linden blühten, und als er unter ihnen nd, drang eine so klare, süße Musik zu ihm herüber, daß ihm das nze Herz erbebte und seine innerste Seele den Tönen lauschte. Er te glauben mögen, es seien Engelshände, welche die Tasten berührten

und ihnen eine so weiche, träumerische, herrliche Musik entlockten. Man hätte sich einbilden können, die Töne fluteten aus den Wolken nieder!

Sein ganzes Wesen war davon erfaßt. Er stand regungslos unter den Linden, während sich die Sonne zum Untergehen neigte, die Vögel sangen und die köstlichen Harmonien die Luft durchfluteten. Plötzlich verstummten sie und statt ihrer legte sich ein süßes, verheißungvolles Schweigen über die Erde. Es begann zu dämmern. Er hatte länger still gestanden, als er selbst wußte. Jetzt trat aus dem alten Steinthor die schlanke, anmuthige Gestalt eines jungen Mädchens in das graue Abendlicht; ihr Antlitz war so reizend, wie er noch keins gesehen hatte, es war nicht schön, nicht einmal hübsch, aber er glaubte, der Glanz des Himmels leuchte aus ihren Zügen.

Sie schritt über den Kirchhof und den grünen Heckengang hinab, der nach Dunwold führte. Nun erst erwachte er aus seiner Verzückung und es schien ihm klar zu werden, daß das junge Mädchen die neue Organistin sein mußte, von der er den Pfarrer hatte sagen hören, das Mädchen sei ganz Seele und diese Seele ganz Musik.

Er ging heim, im Herzen ein traumhaftes, poesievolles Bild, eine Liebe, die ihm zum Schicksal wurde.

Einige Tage später gelang es ihm, ihre Bekanntschaft zu machen. Schon als Schüler und Student liebte er die Musik, und die glücklichsten Abende seines umwölkten Lebens waren die, welche er in der alten Kirche oder unter den Linden zubrachte und der Musik lauschte, welche aus den weichen, weißen Fingern hervorzuquellen schien.

Sie war das Kind eines englischen Vaters und einer elsässischen Mutter. Von jenem hatte sie das englische Gesicht und den einfachen, ehrlichen, englischen Charakter, von dieser eine Seele voll Musik und Phantasie geerbt. Jetzt war sie Waise und erwarb sich ihren Lebensunterhalt durch ihre musikalischen Talente. Auf des Pfarrers Gesuch nach einem Organisten hatte sie sich gemeldet und lebte nun seit einigen Monaten in Dunwold.

Sie war ein Genie. Der Pfarrer erkannte das sofort und war nur zu erfreut, sie zum Unterrichten für seine Kinder gewinnen zu können. So lebte Elsie Redfern bei ihren verschiedenen Beschäftigungen sehr behaglich und fand ihre Stellung höchst angenehm.

Francis Vane bat sie, sein Weib zu werden und sie willigte ein. Ihre Liebesgeschichte war eine Idylle; sie lebten mitten in Sonnenschein und Musik. Elsie war schüchtern in der Rede. Zuweilen, wenn er sie bat, ihm zu sagen, wie sehr sie ihn liebe, antwortete sie:

„Mit Worten kann ich es Dir nicht sagen, doch ich will es in Musik thun."

Und dann fand ihre Liebe in begeisterter Musik Ausdruck. Es war eine so reine, so stille, so innige Liebe, daß nichts Irdisches darin zu liegen schien.

Sie wurden getraut und gingen nach dem stillen, freundlichen Landhaus, welches Francis Vane sein Heim nannte. Er hatte es zu einem Wunder von künstlerischer Schönheit gemacht durch seine ausgewählten Bücher, kostbaren Gemälde und schönen Statuen; es war ein echtes Künstlerheim. Auf seinen Garten war er besonders stolz, ein alter, süßduftender Ort, so wie ihn ein Dichter träumt und das Schönste

Die Kampfschlichterin.

Nach dem Gemälde von Karl Rabbe

darin war ein Beet voll der prächtigsten weißen Hyacinthen, welches Elsies ganzer Stolz wurde.

Vier Jahre lang verbrachten sie zusammen ein Leben, wie es nur wenigen Sterblichen zu Theil wird, ein Leben voller Poesie. Der Mann widmete sich seinen Büchern, die Frau ihrer Musik, endlich einmal eine Ehe, wie sie sein soll, zwei Herzen, zwei Seelen und doch Eins.

Aber es kam der Tag, an dem die weißen Hyacinthen aus Mangel an Pflege die Köpfchen hängen ließen und die Töne der alten, großen Orgel verstummt blieben. Nie wieder sollten die weißen Hände die Tasten berühren; nicht länger sollte die Schönheit ihrer Seele aus dem milden Antlitz strahlen. Elsie Vane lag im Sterben, das Kind, nachdem sie sich gesehnt, in ihren Armen.

Es war nicht wie Sterben; schien doch ihr Herz stets halb im Himmel gewesen zu sein. Ihre Gefühle hatte sie immer besser durch Musik als durch Worte ausdrücken können; es war jederzeit etwas Ueberirdisches, Geisterhaftes an ihr gewesen, und nun sie im Sterben lag, strahlte ein Licht aus ihrem Antlitz, das die, welche es sahen, in Verwunderung setzte. Ihr Geist wanderte zuweilen während der letzten Stunden und ihrem Gatten fiel es auf, daß sie oft von ihren Lieblingsblumen, den weißen Hyacinthen sprach. Als sie todt war, nahm er einige derselben aus dem Garten und pflanzte sie auf ihr Grab.

Er sprach sehr wenig von seinem Gram, nur von seinem Verlust; doch sein besseres Theil war mit ihr gestorben, halb begrub er sich mit in ihrem Grabe. Er that kein Gelübde, doch er wußte bestimmt, daß nie eine Andere ihren Platz in seinem Herzen noch in seinem Hause einnehmen würde. Sein Leben erschien ihm ein Etwas, das nur geboren sei, weil es eine Hoffnung gab, wenn es zu Ende war, wieder mit ihr vereint zu werden.

Viele Jahre bevor Francis Vane das kleine Landhaus bei Dunwold bezog, hatte es den Namen „Weinrosen" erhalten, von der einfachen Thatsache, daß der ganze Garten von einer dichten Weinrosenhecke umgeben und die Luft in einem weiten Umkreis davon durchduftet war. Francis Vane beschloß den Rest seines Lebens in dem Landhaus zu verbringen. Von dem Fenster seines Studirzimmers aus konnte er einen der Lindenbäume sehen, in deren Schatten sein Weib im letzten, ewigen Schlummer ruhte. Er widmete sich seinen Büchern und als sein Kind größer wurde, diesem. Mit seiner Gattin hatte er die Hälfte Einkommen verloren, doch mit Hilfe seiner Feder hatte er bei großer Sparsamkeit genug zum Leben, wenn auch nichts zum Sparen oder Verschwenden, Er hielt sich eine Dienerin und gab allen freundschaftlichen Verkehr auf.

Bis Hyacinth elf Jahre zählte, unterrichtete er sie selbst; es war : ganz seltsame Erziehung. Wäre sie ein Knabe gewesen, so hätte : Methode sie für die Welt herangebildet; so aber machte sie sie in .r Weise einfach unpraktisch.

Ihr Vater war ein Idealist; er hatte ausgezeichnete Theorien) herrliche Träume, besaß aber nicht das leiseste Verständniß für rschliche Naturen. Er glaubte an die Macht der Liebe, die Beständkeit der Menschen, die Ehre der Frauen, an den Ernst des Lebens Allgemeinen; von leichter Liebe, oberflächlicher Freundschaft, Sorg-

loſigkeit, Gedankenloſigkeit oder mangelndem Intereſſe, welche die Kinder der jetzigen Generation auszeichnen, wußte er nichts, er war ein kluger, einfacher, gutherziger Gelehrter, der Gott fürchtete, die Obrigkeit ehrte und an die Macht der Weisheit glaubte. Bewundernswerth, achtungswerth, jeder Rückſicht, jeder Hochachtung würdig, war er nichtsdeſtoweniger der Mann dazu, ein geweckteſ, empfängliches Kind zu erziehen.

Mehrere Jahre hindurch traf er keine Veränderung in ſeiner Lebensweiſe; das Kind wurde von der treuen Magd gepflegt, welche ſeine Mutter hatte ſterben ſehen, Miriam Claye. Dieſe liebte das Mädchen mehr als ihr Augenlicht. Hyacinth hatte ein großes, altmodiſches Zimmer zum Spielen, eine ganze Puppenfamilie, eine vollſtändige Kinderbibliothek, eine Menge Spielzeug — ſie lebte wie im Traumlande.

Als ſie groß genug war, fing ihr Vater an, ſie Latein zu lehren. Er gab ihr die beſten Schriftſteller und alten Claſſiker zur Lectüre. Es war eine ſeltſame Erziehung, doch die einzige, die er ihr zu geben verſtand.

Seine Liebe zu ihr war ebenſo traumhaft wie ſein Leben; an praktiſche Bedürfniſſe dachte er nur ſelten. Kleidern oder etwas der Art ſchenkte er nie einen Gedanken. Bücher, Noten, Zeichnungen ließ er kommen und zuweilen ſprach er in ruhiger, gütiger Weiſe ſtundenlang belehrend zu ihr. Er liebte ſie innig, aber er verſtand es durchaus nicht, ein Kind zu erziehen.

Als Hyacinth ſechzehn Jahre zählte, glaubte er aus einem Traum zu erwachen: ſein Kind war verſchwunden und an deſſen Stelle ſtand ein ſchlankes, ſchönes Mädchen, das ihn mit ihrer Mutter Augen anſchaute und ihn zu fragen ſchien, welches ihre Stellung in dieſe Welt ſei, und was ſie zu thun habe.

Francis Vane ſann lange und ernſtlich darüber nach, was er mit ſeiner ſchönen Tochter anfangen ſolle.

Sechzehn Jahre alt, ſchöner als der Traum eines Dichters, talentvoll, beſſer erzogen als die Mehrzahl der engliſchen Mädchen, anmuthig, geiſtreich, mit einem Geſicht wie eine Blume, lag das Leben voll der ſchönſten, ſüßeſten Verheißungen vor Hyacinth Vane, ein noch ungeleſenes Buch, von dem eine jede Seite ihr voller Poeſie und ungekannter Freude zu ſein ſchien. Ihre Welt war eine ſehr kleine; ſie umſchloß nur den kleinen Haushalt in den „Weinroſen"; Freundinnen, Spielgenoſſen hatte ſie nie gehabt. Ihr Vater wollte nicht, daß ſie mit den Dorfkindern ſpielte, und andere kennen zu lernen, dazu fehlte ihr jede Gelegenheit. Sie war kräftig und geſund. Sie liebte die friſche Luft, den frühen Morgenwind, ſie beſaß den friſchen Muth und die Lebendigkeit eines jungen Mädchens, kurz ſie war reizend in jeder Beziehung.

Frau Morley, die Pfarrerin, begegnete ihr eines Tages und war betroffen von dieſer wunderbaren Schönheit. Sie blieb ſtehen und lud ſie ein, nach dem Pfarrhaus zu kommen.

Bis dahin hatte Hyacinth keine Stellung in der Geſellſchaft eingenommen. Man hatte ſie ſtets hoch über die übrigen Dorfbewohner geſtellt. Wie gering auch ihres Vaters Einkommen, ſo war er doch ein feingebildeter, unabhängiger Mann. Die Ariſtokratie aber hatte ihn nicht erkannt. Er ſelbſt frug nichts nach Geſellſchaften. Frau Morleys Einladung jedoch öffnete ihm die Augen und erinnerte ihn daran, daß wenn er auch nicht an ſich gedacht hatte, er nun an ſeine Tochter denken müſſe.

Hyacinth war überglücklich, das Pfarrhaus besuchen zu können mit seiner liebenswürdigen Herrin, den lieblichen Kindern, den gewählten Gästen, die man stets dort fand, war eine so unsagbar köstliche Aussicht, daß sie kaum zu hoffen wagte, sie werde auch wirklich in Erfüllung gehen.

II.

Hyacinth Vane trat an einem Juninachmittag in ihrem festlichen Anzug so reizend vor die Augen ihres Vaters, daß er in die unbedachten Worte ausbrach:

„Hyacinth, meine Liebe, Du bist wahrhaftig ein schönes Weib!" Noch Stunden darauf tönte ihm ihr glückliches Lachen in den Ohren wieder.

„Ein Weib, Papa? Nein, ich bin ja nur ein Kind."

Er sah bekümmert und verwundert aus.

„Wie alt bist Du?" fragte er; und sie antwortete:

„Sechzehn, Papa."

„Sechzehn?" sprach er sinnend. „Mir ist es, als sei es gestern gewesen, als ich Dich in Deiner Mutter Armen liegen sah. Sechzehn? Ist es möglich, daß schon sechzehn Jahre darüber hingegangen sind?"

Philosoph, Studirender, Gelehrter der er war, sah er nicht, daß Jahre und Jahre dahingerollt waren, während er sich in seinen Büchern vergraben und zugeschaut hatte, wie die Lindenblüten kamen und wieder fielen. Er blickte seine Tochter gedankenvoll an.

„Ich muß anfangen, mehr an Dich zu denken; ich habe nicht bemerkt, wie schnell die Zeit enteilt."

Hyacinth lachte. Die Jahre, welche ihrem Vater wie im Traum verflogen, waren ihr sehr lang und ereignißlos vorgekommen.

Sie ging nach dem Pfarrhaus und Frau Morley war entzückt von ihr, ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihr seltsamer Ernst, ihre reiche Phantasie machten sie zu der reizendsten Gesellschafterin.

Am Abend nachdem sie gegangen, trat Frau Morley zu ihrem Mann, dem braven Pfarrer, der nach den Worten lebte, welche er predigte.

„John", sagte sie, „Du wirst mir sagen, daß in diesem Fall Tugend sich selbst belohnt. Ich muß ein gutes Werk thun."

„Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, daß ich helfen will; Güte erfreut mich stets", erwiederte der Pfarrer.

„Ich möchte Hyacinth Vane ein wenig in gute Gesellschaft bringen", fuhr Frau Morley fort. „Seit Jahren habe ich kein so reizendes Wesen gesehen, und sie muß sehr einsam leben, denn ihr Vater verbringt die meiste Zeit bei seinen Büchern. Er ist keine Gesellschaft für sie und sie ist solcher in der That."

Es ist ein einsames Leben", gab der Pfarrer zu. „Was gedenkst nun zu thun?"

‚Nur sie einführen, dann wird sie schon selbst ihren Weg finden. Wenn Lady Rosedene sie sähe, würde sie sie nach Dene Hall laden. Sie sagte mir erst vergangene Woche, daß sie den Mangel an hübschen Mädchen mehr als alles Andere beklage. Ich bin überzeugt, daß sie sich ihrer annehmen würde, und es sollte mich nicht wundern, wenn sich das

Mädchen mit einem solchen Gesicht gut verheirathete und eine Königin der Grafschaft würde."

„Du bist sehr sanguinisch", lachte der Pfarrer.

„Das Kind hat keine Mutter mehr und es wäre ein gutes Werk, wenn man sich ihrer annähme", sagte Frau Morley.

„Wenn es Dir recht ist, wollen wir ein Picknick im Dunwolder Wald veranstalten, bei dem die schöne Hyacinth Vane die größte Anziehungskraft sein soll. Ich werde Lady Rosedene dazu auffordern und Du wirst sehen, daß ich richtig prophezeiht habe."

Der Pfarrer war mit Allem einverstanden und das Picknick war bald veranstaltet. Hyacinth lächelte mit ungläubiger Verwunderung, als man ihr die Einladung überreichte.

„Ich bin wirklich erwachsen", sprach sie zu sich selbst mit glücklichem Lächeln. „Wer hätte je gedacht, daß ich zu einem Picknick gehen würde, Papa?" rief sie in die lautlose Stille des vielgeliebten Studirzimmers hinein, „lies dieses Billet und begreife dann, wenn es Dir möglich ist, wie erwachsen ich nun bin. Ich werde ein hübsches Kleid haben müssen, einen Hut, Handschuhe, ach so Vielerlei. Glaubst Du, daß Du es wirst ermöglichen können, mich gehen zu lassen?"

„Wir wollen sehen", entgegnete er lächelnd; „wir müssen Miriam zu Rathe ziehen.

Das Resultat seines „Sehens" war, daß Hyacinth in einem hübschen weiß und blauen Costüm lieblicher aussah, denn je, und ein Lächeln auf den Lippen, ihrem Schicksal entgegen, in den prächtigen Junitag hineinschritt; mit einem Gesicht so schön wie eine Blume, einem Herzen so leicht wie das eines Vogels, die Augen strahlend von Glück, das goldene Haar wie einen Heiligenschein um den Kopf. Francis Vane folgte ihr mit liebevollem Blick, und den Moment der Freude und unverhohlenen Stolzes auf sein Kind trübte ihm kein Schatten einer Gefängnißzelle.

Frau Morley sprach stets von dem Picknick als von einem der größten Erfolge ihres Lebens, keine geladene Gesellschaft hätte sich besser amüsiren können. Lady Rosedene war, wie die gute Pfarrerin vorausgesehen, entzückt von der schönen Debütantin.

„Ist ihr Vater ein feiner Mann?" flüsterte sie Frau Morley zu. „Sie selbst ist entzückend, ist sie aber auch presentabel?"

Die Gefragte gab in ihrer Gutmüthigkeit einen so schmeichelhaften Bericht über den Gelehrten, daß Lady Rosedene den Wunsch hegte, ihn kennen zu lernen.

„Soll ich den Vater mit einladen?" fragte sie und fühlte sich etwas beleidigt, als Frau Morley ihr versicherte, das werde nicht den geringsten Erfolg haben.

„Sie haben vermuthlich nie von der romantischen Liebe und El Francis Vanes gehört", sagte Frau Morley. „Nie ist mir in dieser Welt so wahre, treue Liebe wieder vorgekommen. Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß sein Herz in seiner Gattin Grabe ruh Alle seine Nachbarn sind freundlich gegen ihn gewesen, haben ihn eingeladen, doch man sah bald, daß ihm Einladungen nur lästig waren jetzt läßt ihn ein Jeder in Frieden."

„So meinen Sie also, er würde nicht kommen, wenn ich ihn ei

lüde?" sagte Lady Rosedene. „Ich habe gewöhnlich meine eigene Art mit Menschen zu verkehren."

„Ich glaube nicht, daß Sie in diesem Falle etwas erzielen würden", entgegnete Frau Morley; „auch halte ich das Verlangen nicht für gütig. Wenn eines Mannes Herz und Seele so viel im Himmel ist, dünkt es mich fast ein Unrecht, ihn wieder in so nahe Berührung mit der Welt zu bringen."

Lady Rosedenes Augen hatten während die Pfarrerin sprach auf dem schönen, heiteren Gesicht des jungen Mädchens geruht. Plötzlich wandte sie sich dieser wieder zu und sagte:

„Ich habe von Blumen gelesen, deren Liebreiz an eine Einöde verschwendet ist, von Veilchen, welche ungesehen blühen und ihren Duft den Winden spenden. An dergleichen glaube ich nicht. Nehmen Sie das große Reich der Blumen an, hier und da ist stets eine jener hervorragenden Schönheiten, vor der Jedermann stehen bleibt, um sie zu bewundern. Mir scheint, daß wir in der Welt schöner Frauen hin und wieder ein Antlitz finden, welches so bezaubernd ist, daß die ganze Welt es sehen und bewundern sollte. Ich werde ein Werk der Barmherzigkeit thun, wenn ich dieses Gesicht bekannt mache."

Doch des Pfarrers Frau schüttelte den Kopf. Solch eine Lehre stand nicht ganz im Einklang mit ihres Mannes Predigten.

„Das weiß ich nicht", sagte sie. „Jedes Gesicht ist, ich möchte sagen der Schleier oder die Decke einer unsterblichen Seele, und ich sollte meinen, jede Seele wäre gefährdet, deren Eigenthümerin ihrer Schönheit halber verehrt wird. Ich halte es nicht für ganz recht, daß man die Schönheit so eifrig bewundert."

„Es ist die Art der Welt", lachte Lady Rosedene. „Wir einfachen Frauen können Gott danken, daß große Schönheit und große Talente nicht immer Hand in Hand gehen; wäre es so, dann hätten wir nur wenig Chancen. So aber schätzt Mancher natürlichen Verstand und Geist höher als Schönheit. Ich werde mir Fräulein Vane zur Freundin machen. Bevor noch wenige Monate um sind, werden wir mehr von ihr hören, passen Sie auf."

Und sie hatte recht.

III.

Lady Rosedene auf Dene Hall zählte zu den gefeiertsten Frauen der Grafschaft, in welcher Dene lag. Sehr jung schon zur Wittwe geworden, war sie Herrin einer stolzen Besitzung und eines ungeheuren Vermögens. Bei ihrer Jugend, ihrem Geist erwartete alle Welt, daß sie sich wieder verheirathen würde; doch Lady Rosedene war klüger. letztverstorbene Lord war ein großer Tyrann und ein unliebens- iger Charakter gewesen. Sein junges Weib, eine heitere, offene, liche Natur, litt entsetzlich darunter. Als Lord Rosedene starb, ge- sie sich, ihren Nacken nie wieder unter das Joch zu beugen, das so r zu ertragen war. Sie beschloß ihr Leben zu genießen und als Bedingung, als das sicherste Mittel, sich jenen Genuß zu sichern, sie sich vor, der Liebe stets fern zu bleiben.

Wenn ich mein Leben genießen, mir mein gutes Aussehen bewah-

ren will, darf ich nie etwas zu thun haben mit der Aufregung und dem Fieber, genannt Liebe."

Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatte, fing sie in ihrer eigenen Weise an, ihr Leben zu genießen und ihr Plan gelang ihr vortrefflich. Als eine der reizendsten und bestrickendsten Frauen hatte sie zahllose Verehrer. Sie erfreute sich der Freundschaft der geistreichsten, zartfühlendsten Männer, sie duldete deren Bewunderung, freute sich ihrer Eroberungen, weigerte sich aber standhaft, etwas mit Liebe zu thun zu haben, selbst in der mildern Form des Kokettirens.

Fünfzehn Jahre hindurch war sie „die Königin der Gesellschaft" gewesen. Die Fêten und Gesellschaften auf Dene Hall waren in der Nachbarschaft ringsum berühmt, kein Anderes gab solche Gesellschaften, solche Bälle, solche Picknicks, kein Anderes gab so reizende Gartenfeste. Die jungen Mädchen der nächsten Umgebung beteten Lady Rosedene an.

Sie selbst wollte nichts von Liebe hören; nichts aber konnte sie glücklicher machen, als wenn sie solche bei Anderen sah. Liebesangelegenheiten flößten ihr das lebhafteste Interesse ein. Sie war keine Heirathenstifterin, niemals hätte Jemand eine solche Bezeichnung für die hochgebildete, geistreiche Lady Rosedene wählen können, aber sie liebte es, junge Leute zusammenzubringen. Sie hatte eine ganz wunderbare Art von Instinct, das ihr sofort sagte, welche Personen sich für einander eignen würden. Man fand bei ihr nie eine schlecht zusammengestellte Gesellschaft, nie fiel der geringste Schatten auf die Erfolge, die sie mit ihren Festlichkeiten erzielte.

Sie war berühmt dadurch, daß sie mehr Heirathen befördert hatte, als sonst Jemand in der Grafschaft. Mütter, denen es schwer fiel, ihre Töchter zu verheirathen, sahen die Schwierigkeit beseitigt, sobald sie sich an Lady Rosedene wandten. Sie pflegte ein junges Mädchen nach Dene Hall zu laden, sie mit heirathsfähigen Herren bekannt zu machen und das Weitere dem Glück zu überlassen. Das endete gewöhnlich mit einer Hochzeit. Sie war in ihren Unternehmungen so glücklich gewesen, daß hübsche, junge Mädchen in der Nachbarschaft von Dunwold eine Seltenheit geworden waren, Alle hatten sich verheirathet und waren fortgezogen, so daß die gütige, glückliche Wittwe nun etwas in Verlegenheit um junge Rekruten war.

Sie fing an, sich einzubilden, daß auf einem oder zweien ihrer Bälle vollständiger Mangel an hübschen Gesichtern gewesen sei, daß die Aufführungen an Interesse verloren und daß ihren Gesellschaften Neues, Anregendes fehle. So kam es, daß sie mehr als erfreut war, als Frau Morley ihr Hyacinth Vane vorstellte; hier war in der That etwas Neues, ein Mädchen schöner als sie je ein solches gesehen, mit einer Stimme, süßer als Musik und einem Lächeln wie Sonnenschein, ein Mädchen, bei der eine jede Bewegung voll so reizender Harmonie w , als ob sie den Tönen einer nur ihr vernehmbaren Musik folgte.

Lady Rosedene wandte ihr sofort ihr ganzes Herz zu.

„Ihr Vater ist Gelehrter, man sagt mir, er lebt nur seinen Büch und achtet der Außenwelt gar nicht. Ihn nach Dene Hall einzulad würde zur leeren Höflichkeit werden, er würde nicht kommen; doch wünschte von ganzem Herzen, er gestattete Ihnen, mich zu besuch Glauben Sie, daß er das thun wird?" sprach Lady Rosedene zu ihr

Hyacinth hob die vor Glück strahlenden Augen zu dem freundlichen Gesicht auf und entgegnete:

„Ich denke, er würde es mir gern erlauben. Mein Vater ist nicht ganz so wie andere Menschen, es ist, als ob er in einer andern Welt lebte, ich glaube nicht, daß er die Welt, in der Sie sich bewegen, so recht verstehen könnte."

„Wahrscheinlich nicht", bemerkte Lady Rosedene entzückt von dem Mädchens Ernst und Schönheit; „doch Sie werden sie verstehen."

Sie mußte über das Feuer lächeln, mit welchem das Mädchen die kleinen weißen Hände faltete und erwiederte:

„Ich glaube, ich würde sie mehr lieben als jede andere Welt."

Ein reizendes Erröthen flog über ihr schönes Gesicht, ihre Augen leuchteten wie ein Paar Sterne.

„Nun", sagte Lady Rosedene, „Sie sollen sie kennen lernen. Seien Sie auf vier Wochen mein Gast, wenn Sie so lange von Haus wegbleiben können. Ich will Ihnen gewiß keine Schmeichelei sagen, doch wer ein Gesicht hat wie Sie, dem muß die ganze Welt zu Füßen liegen."

Hyacinth Vane vergaß diesen Tag nie. Sie war gewöhnt, Lady Rosedenes Namen stets als einen der mächtigsten des Landes nennen zu hören, und nun begegnete ihr diese hohe, mächtige Person nicht allein freundlich, sondern bat sie thatsächlich um ihre Gesellschaft und Freundschaft! Das war gar zu wundervoll! Sie wußte nicht, daß Lady Rosedene bei Auftreibung hübscher Gesichter mit ihrer Weisheit fast zu Ende war und daß sie ihren Nimbus bald schwinden sehen würde, wenn sie nicht eine neue Schönheit einzuführen hatte. Hyacinth wußte davon nichts und begriff nicht, warum die geistvolle, verwöhnte, hochgestellte Dame sich so eifrig um ihre Freundschaft bewarb. Sie war entzückt, ihr reizendes Gesicht wurde schöner, ihre Augen glänzender, ihr Lächeln lieblicher.

Das Picknick blieb ihr unvergeßlich, alle Einzelheiten prägten sich ihrem Gedächtniß fest ein, und in den traurigsten Stunden ihres Lebens kehrte in ihrer Erinnerung jene Einzelheit mit allen ihren Qualen wieder.

Als Lady Rosedene sie an jenem Abend nach Hause brachte, sagte sie:

„Ich nehme Sie beim Wort, Fräulein Vane, und komme morgen herübergefahren, um Ihren Papa zu fragen, ob er Sie vier Wochen entbehren kann. Es wird Ihnen schon in Dene Hall gefallen."

„Das weiß ich", entgegnete Hyacinth einfach.

Lady Rosedene war glücklich. Nun konnte sie eine Schönheit in die Gesellschaft einführen, wie sie in diesem Theil des Landes noch nie Jemand gesehen und somit den Nimbus retten, den sie durch den Mangel an hübschen Gesichtern fast verloren hätte.

Hyacinth kam nach Hause und schwieg ihrem Vater gegenüber von dem bevorstehenden Besuch. Zum ersten Male wurde es ihr klar, in welch verschiedenen Welten sie beide lebten.

Wie tiefe, schweigende, geheimnißvolle Nacht umfing es sie, als sie stille Haus betrat. Sie begab sich sogleich auf ihres Vaters Studirner, der Klang heiterer Stimmen, die Töne der Musik, der silberne von Complimenten und Schmeicheleien, alles das tönte ihr noch Ohr, der Glanz schöner Gesichter, die Pracht reicher Gewänder und elen stand ihr noch vor Augen. Ihr Vater saß, da er sein heutiges werk vollendet hatte, am Fenster, den Blick auf die Linde gerichtet,

unter denen sein junges Weib schlummerte. Als Hyacinth die Thür öffnete, hörte sie ihn flüstern:

„Wie lange, Elsie, wie lange wird es dauern, Geliebte?“

Tiefe Ehrfurcht beschlich sie. Es war ihr, als habe sie plötzlich eine hohe Kathedrale betreten, die Welt war vergessen.

Sie dachte weder an Lady Rosedene, noch an den versprochenen Besuch und trat leisen Schrittes zu dem einsamen Mann, dessen Herz im Grabe ruhte, während sein Körper noch fortlebte. Sie schlang die Arme um seinen Hals, neigte das liebliche Gesicht über ihn und flüsterte:

„Papa, kannst Du nie vergessen, auch nie ein wenig?“

„Nein, mein Liebling, auch nicht ein wenig. Ich lebe mehr in jenem grünen Grabe, als hier. Heute Abend liegt ein Schatten auf mir, das Gefühl nahenden Unheils, und ich durchlebe innerlich noch einmal jeden glücklichen Tag, den ich mit ihr verbrachte. Setze Dich hier zu meinen Füßen nieder, Hyacinth, und laß mich Dir erzählen, wie sie lebte und starb.“

In der feierlichen, schönen Abenddämmerung, während die Bäume rauschten und der Wind begleitend flüsterte, lauschte sie noch einmal der Erzählung, wie ihre Mutter mehr Geist, mehr Engel gewesen sei, als Frau, wie sehr sie die weißen Hyacinthen geliebt, und wie sie, ihr Kind in den Armen, dahingeschieden sei.

Kein Wunder, daß das Mädchen den erwarteten Gast sowohl, als den bevorstehenden Besuch vergaß. Der letzte Moment dieses ereignißreichen Tages, dessen sie sich erinnerte, war, daß sie ihrem Vater mit gedämpfter süßer Stimme vorsang, bis der Ausdruck unbefriedigten Verlangens aus seinen Zügen wich und er schlief.

Das war eine so ganz andere Welt als das heitere, lachende Leben, welche sich heute Nachmittag zum ersten Male vor ihr entrollt hatte. Sonderbarer noch erschien es ihr, als am folgenden Tage Lady Rosedenes Wagen vor der „Weinrose“ hielt und ein Diener in glänzender Livree scharf an der Klingel zog.

Wie seltsam sich die elegante Dame mit der heitern Miene, der prächtigen Toilette in dem Zimmer ausnahm, wo der einsame Mann stets saß, damit er das Grab seiner Gattin immer vor Augen hatte!

Mit dem ihr eigenen Tactgefühl fand Lady Rosedene schnell den Weg zu seinen Herzen. Sie streifte ihre netten Capricen, ihren Stolz, ihre halb sarkastische, halb lachende Weise ab; erkannte sie doch sofort, daß sie tiefem Kummer gegenüberstand, und das ging nicht spurlos an ihr vorüber. Der bleiche Gelehrte, dem der Kummer eines ganzen Lebens auf dem Gesicht lag, machte ihr tiefen Eindruck. Sie zeigte sich ernst, aufrichtig, freundlich und wahr. Der Gedanke, Hyacinth vier Wochen lang auf dem Schloß zu lassen, erschreckte ihn fast und er bemerkte:

„Ich fürchte, daß meine Tochter dort lernen wird Ansprüche zu machen, die ich ihr niemals befriedigen kann.“

Lady Rosedene lachte.

„Ueberlassen Sie das ganz mir. Weder Sie noch ich können wissen was Ihrer Tochter Gutes noch bevorsteht.“

Soweit war der erste Act des Dramas in Scene gesetzt. In der folgenden Woche sollte Hyacinth nach Dene Hall kommen.

IV.

Dene Hall war der geeignete Platz für Jemand, der die Freuden des Lebens studiren wollte. Es gehörte zu den schönsten Besitzungen Englands. Es war nicht großartig, majestätisch, sondern malerisch, künstlerisch schön. In seiner Architectur lag kein ausgeprägter Stil, nicht zwei Zimmer sahen sich ähnlich. Manche hatten tiefe, französische Fenster, welche nach dem Park führten, andere hohe Bogenfenster, von denen aus man eine köstliche Aussicht auf das ringsum liegende Land hatte. Manche waren groß und prächtig, andere klein und lauschig; da sah man jede Mannigfaltigkeit, sah man jede Form; jeder Geschmack konnte befriedigt werden. Die Zimmer waren in der verschiedensten Weise möblirt, manche mit Prunk, manche mit einfachem, künstlerischen Geschmack; Alle aber waren sie malerisch, viele mit lauschigen Plätzen, wo man stundenlang unbemerkt plaudern konnte, viele voll Perlen der Kunst. Es war ein Ort, an dem sich Jedermann glücklich und behaglich fühlen mußte; da waren seltene Bücher für Studirende, Instrumente, Noten, für Solche, die Musik liebten, Gartenspiele für die, welche Vergnügungen im Freien vorzogen, schattige Gänge, über denen die sich zu einander neigenden Zweige gleichsam ein grünes Dach bildeten für Solche, welche die Einsamkeit suchten.

Lady Rosedene war niemals allein. Sie wußte gar nicht, was Einsamkeit heißt und hatte auch nicht die Absicht, es kennen zu lernen. Sie sammelte stets eine gutgewählte Gesellschaft von Gästen um sich und frohlockte nun im Stillen, daß sie ihren Freunden ein Gesicht vorführen konnte, wie sie noch keins geschaut hatten. Lady Rosedene schwärmte stets für ihren letzten Protégé und war von Hyacinth ganz besonders entzückt.

Diese war wegen ihrer Toilette ganz im Unklaren gewesen. In ihrer Verzweiflung hatte sie sich an Frau Morley gewendet, die ihr in ihrer Noth geholfen. Francis Vane blickte seine Tochter mit etwas wie ein Lächeln im Gesicht an, als er ihr eine Summe reichte, die ihr ein kleines Vermögen dünkte.

„Alles das zu meiner Toilette, Papa?“ rief sie. „Wie, dafür ließen sich Bücher für Dich kaufen, die länger als ein Menschenalter dauern!“

Er ließ ein ruhiges, sanftes Lachen hören, wie sie es von ihm nicht kannte.

„Meine liebe Hyacinth, Kleider müssen augenblicklich Deine Bücher sein und Du wirst an diesem Studium Gefallen finden.“

Als sie zu ihm kam, um Abschied zu nehmen, sah er sie voll Bewunderung an und sagte:

‚Einen vollen Monat lang soll ich Dich missen? Wir sind noch nie v einander getrennt gewesen!“

Sie drückte den Kopf an seine Schulter und flüsterte, daß sie früh ja auch keine Veranlassung gehabt habe, ihn zu verlassen und bat ih die Stunden ihrer Abwesenheit nicht in einsamer Wacht über dem g en Grabe zu verbringen.

Es war ihr, als gehe sie aus einer Welt in die andere, als sie aus d einsamen Studirzimmer hinaustrat in den hellen Sonnenschein, wo

Lady Rosedenes elegante Equipage sie erwartete. Eine Fahrt von mehreren Meilen in einem prächtigen Wagen durch die schönste Gegend Englands rief in ihr neue Empfindungen wach.

Sie hatte sich ängstlich und unruhig gefragt, wie sie sich unter lauter Fremden fühlen werde, doch jetzt wich jeder Gedanke an sich selbst. Des Mädchens ganze Seele schien von Allem, was sie sah, zu neuem frischen Leben zu erwachen. Die Fahrt war ihr ein Traum von Sonnenschein und Laubwerk, von glänzenden Strömen und purpurnen Hügeln, von breiten schattigen Landstraßen und grünen Feldern.

Die Pracht des Parkes und der malerische Anblick des Schlosses überwältigte sie. Ihr ungeprüfter Muth sank ihr, als sie all die Herrlichkeit ringsum erblickte; doch ihr innerlicher Stolz und ihre Unabhängigkeit kamen ihr zu Hilfe.

Die stets liebenswürdige, rücksichtsvolle Lady Rosedene empfing sie in der Vorhalle und des Mädchens Herz flog ihrer gütigen Wirthin sofort entgegen.

Lady Rosedene wollte Hyacinth selbst auf ihr Zimmer geleiten.

„Ich habe Sie in meiner Nähe einquartirt", sagte sie, „damit Sie sich nicht einsam fühlen und meine Kammerjungfer Sie bedienen kann, da Sie sich natürlich keine mitgebracht haben."

Hyacinth mußte über die Bemerkung lachen, denn sie dachte an die einzige alte Magd zu Hause. Sie fühlte sich Lady Rosedene gegenüber sehr behaglich, konnte deren Liebenswürdigkeit doch niemand lange widerstehen.

„Sie werden sich gewiß gern ein wenig im Schlosse orientiren wollen, bevor wir hinuntergehen", sagte sie. „Ehe Sie Toilette machen, will ich Ihnen eine kleine Schilderung meiner hervorragendsten Gäste geben. Die Primadonna augenblicklich, das heißt die Dame, welche am besten singt, unsere Charaden- und Theateraufführungen leitet, ist Fräulein Sant. Sie gehört in ihrer besondern Rolle zu den geistreichsten Mädchen Englands."

„Welches ist ihre Rolle?" fragte Hyacinth, interessirt von dieser neuen Welt.

„Ich möchte sagen, Andere zu amüsiren. Sie ist klug und schön und an ihre Person knüpft sich eine Tragödie, was ein Fremder nie vermuthen wird."

„Was ist das für eine Tragödie?" fragte Hyacinth, welche bei diesem Worte nur an griechische Schauspiele und Shakespearesche Werke dachte.

Lady Rosedene zögerte einen Moment.

„Ich kann es Ihnen ja sagen, hier weiß es ein Jeder und Sie werden die Sache erwähnen hören, sobald Sie erst einige Tage hier sind. Fräulein Sant war verlobt, und wenige Tage vor dem festgesetzten Hochzeitstage ging ihr Bräutigam mit ihrer liebsten Freundin durch.

Hyacinth, welcher alle Sünden und alle Falschheit der Welt ebenso fremd waren wie deren Vergnügungen, erblaßte bei den Worten. Die einzige Art von Liebe, von der sie je gehört, war die, welche ihr Vater für ihre Mutter empfand.

„Wie entsetzlich!" rief sie und riß die Augen weit auf vor Staun.

Lady Roſedene lächelte über dieſen Ernſt. Es war klar, der Liebe Falſchheit war dem Mädchen fremd. Sie fuhr fort:

„Fräulein Sant brach das Herz nicht nach der gewöhnlichen Regel. Sie lachte, als ſie eingeſtand, wie ſehr ſie betrogen war, aber ſie iſt ſeit dem nicht mehr die Alte. Sie hat etwas Hartes, Cyniſches, Satiriſches angenommen, das Niemand zuvor an ihr bemerkt hatte. Auch hat ſie viele Heirathsanträge zurückgewieſen und iſt meiner Anſicht nach eine der glänzendſten Frauen der engliſchen Geſellſchaft."

„Ich hätte geglaubt, ſie müßte eine der unglücklichſten ſein, bemerkte die einfache Hyacinth.

Lady Roſedene lachte.

„Sie werden finden, wenn Sie die Geſellſchaft erſt beſſer kennen, daß wir Frauen zwei Leben haben und daß das äußere völlig verſchieden iſt von dem innern. Frauen lachen oft am heiterſten, wenn ihnen das Herz bricht, doch das iſt eine ſchmerzliche Lehre!"

„Ich könnte niemals lachen, wenn mir das Herz weh thäte", warf Hyacinth ein.

„Hoffentlich wird Ihnen das Herz nie weh thun. Aber ich darf nicht ſo lange bei der Schilderung meiner Gäſte verweilen, ſonſt läutet die Tiſchglocke, bevor Sie die Hälfte derſelben kennen. Der Graf und die Gräfin von Soldana werden Ihnen gefallen; er iſt Spanier, ſie Italienerin, unſtreitig das reizendſte Ehepaar, das ich kenne."

„Das iſt viel geſagt", bemerkte Hyacinth; „denn ich ſollte meinen, in dieſer heitern Welt müßten viele Menſchen ſehr reizend und glücklich ſein."

„Hoffentlich", erwiederte Lady Roſedene. „Fräulein Letchfred werden Sie bewundern. Sie iſt eine dunkle Brünette, äußerſt lebhaft, gebieteriſch, ſehr umſchwärmt, beſitzt aber einen gewiſſen Stolz, der die Meiſten fern von ihr hält."

„Die Beſchreibung von ihr gefällt mir", ſagte Hyacinth feurig; „ich werde ſie lieb gewinnen."

„Wir werden ſehen. Dann kommt ein Vetter von mir, Major Tarne, ein Held im wahrſten Sinn des Wortes, ein Invalid, der in Indien am Wundfieber faſt geſtorben wäre, ein Mann treu in Wort und That."

„Ihn werde ich gern haben", ſagte Hyacinth mit einer Treuherzigkeit, die Lady Roſedene erfreute.

„Das hoffe ich", erwiederte ſie. „Dann iſt Kate Hulton da, die Jedermann gern hat, ſie iſt das offenherzigſte, aufrichtigſte Mädchen von der Welt. Brav, hochherzig und furchtlos wie ſie iſt, hat ſie in ihrem ganzen Leben noch kein unehrliches Wort geſprochen, noch keine unrechte Handlung begangen, davon bin ich überzeugt und außerdem iſt ſie ſehr [illegible]ch, heiter und klug, wenn auch nicht ſchön. Sonſt iſt augenblicklich [illegible]och Sir Harry Beauvoir unſer Gaſt, und an ihm iſt nichts Be[illegible]nswerthes."

[illegible]yacinth brach in das glückliche, ſonnige Lachen aus, welches Lady [illegible]ene ſo gern hörte.

[illegible]ch ſollte meinen, er könnte demnach hier nicht recht an ſeinem [illegible] ſein, wo ein Jeder dieſe oder jene beſondere Eigenſchaft hat."

[illegible]ir Harry trägt dazu bei, all die beſonderen Eigenſchaften meiner

wohlgewählten Gesellschaft hervorzuheben. Es müssen stets ein oder zwei Alltagsmenschen da sein, um den Anderen als Folie zu dienen. Soll ich Ihnen nun meine Kammerzofe schicken, damit sie Ihnen beim Ankleiden behilflich ist?"

Hyacinth sah sie verlegen an.

„Ich denke, ich werde besser ohne sie fertig. Ich bin an keine Zofe gewöhnt."

„Ganz wie Sie wünschen, meine Liebe, doch bedenken Sie, daß das erste Erscheinen Alles ist, und ich habe mir in den Kopf gesetzt, daß Sie einen gewissen Effect machen sollen und würde enttäuscht sein, wenn sich mein Wunsch nicht erfüllte." Sie legte die Hand liebkosend auf des Mädchens üppiges, goldenes Haar. „Nur ein Künstler könnte diesem Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie thäten wirklich besser, wenn Sie meine Zofe kommen ließen, sie ist eine echte Pariserin, sie weiß genau bis auf den Schatten eines Blattes und das Binden einer Schleife, was einer Jeden am besten steht. Ich möchte gern, daß Sie die Schönste der Schönen sind."

Wie gewöhnlich, so setzte auch diesmal Lady Rosedene ihren Willen durch. Hortense kam und war entzückt von der wunderbaren Schönheit des jugendlichen Gastes. Zum ersten Mal wurde es Hycinth klar, daß ihr eine ungewöhnliche Schönheit verliehen und daß Schönheit an sich selbst eine Macht war.

Hortense plauderte unaufhörlich. Sie gehörte zu Lady Rosedenes bevorzugten Untergebenen, zu denen, welche nie einen Zoll breit über die Grenze hinausgingen, die den Verkehr zwischen Herrin und Kammerzofe bezeichnet. Sie gab sich mit Hyacinth die größte Mühe. Das goldene Haar frisirte sie in so schöner, kunstvoller Weise, daß Hyacinth kaum glauben konnte, es sei das ihre. Auf dem Bett lag das einfache, weiße Kleid; die Französin machte es mit Hilfe leicht hängender grüner Blätterzweige elegant und malerisch, dann band sie von grünen Blättern und weißen, leuchtenden Blüten einen hübschen Haarschmuck.

„Bin ich es wirklich?" fragte das junge Mädchen einfach und betrachtete erstaunt ihr schönes, liebreizendes Bild. Vor ihren Blicken war ein liebliches, unschuldiges Antlitz, klare Augen, ein süßer, rother Mund, üppiges, weiches, glänzendes goldenes Haar. Sie sah Hals und Arme weiß wie Milch, so vollkommen, als habe sie eines Bildhauers Hand geformt.

Hortense lächelte über die Worte und erwiederte:

„Dichter haben gesagt, daß Schönheit keines Schmuckes bedarf, aber meiner Idee nach, Fräulein Vane, verschönt nichts eine Dame, sei sie jung oder alt, so viel als die Toilette. Das ist die Tischglocke. Die gnädige Frau sagte, sie wollte Sie selbst in das Empfangszimmer hinunterführen."

So trat Hyacinth Vane, die Wangen geröthet von dem Bewußtse ihres Liebreizes, mit Lady Rosedene in das hübsche Gemach, wo sie vo Spannung erwartet wurde.

V.

Hyacinth, die bisher nur ihres Vaters trauriges Gesicht und die Lindenblüten kannte, welche sich über ihrer Mutter Grab neigten, glaubte sich in ein Märchenland versetzt. Sie hatte versucht, sich eine Vorstellung von dem Leben zu machen, doch das war ihr nicht gelungen. Ihr Vater verstand darunter nur Liebe und Schmerz, sie Verlangen und Hoffen. Jetzt sah sie, was Andere darunter verstanden, lieben, lachen, singen, Glück, Lust und Freude jeder Art. Sie sah die lächelnden Mienen schöner Frauen, ihre Juwelen, ihre glänzenden Toiletten, ihre anmuthigen, sanften, zärtlichen Manieren, ihre tausend Reize. Sie sah Männer mit dem ritterlichen Wesen und den Köpfen, wie sie sich nur von den Rittern der Vorzeit hatte träumen lassen. Sie sah Lichter, Blumen, lauter Herrliches, Prächtiges, und sie erwachte plötzlich zu dem Bewußtsein, was das Leben sei. Ihr ganzes Herz flog diesem Leben entgegen, sie breitete so zu sagen die Arme aus, um es an sich zu drücken.

Der erste Abend verging reizend. Man bewunderte sie mehr noch, als Lady Rosedene geahnt hatte. Fräulein Sant fand sofort Gefallen an ihr; doch in ihrer ungewöhnlich offenen, geraden Weise bemerkte sie gegen Lady Rosedene:

„Ich bezweifle im Grunde aber doch, daß Sie gut daran gethan haben, das liebliche Kind in die Gesellschaft einzuführen, auf ihrem Antlitz liegt die Morgenröthe einer Tragödie. Jetzt schön, lieb und unschuldig, wird der Tag kommen, wo eine ganze Geschichte darauf steht und Sie werden dafür verantwortlich sein. Mir ist noch nie ein Mädchen mit so entzückenden Veilchenaugen vorgekommen, die nicht ihre eigene Geschichte hatten und zwar eine traurige."

„Sie ist die Tochter eines Gentleman", entgegnete Lady Rosedene. „Ich kann nicht finden, daß ich etwas Ungewöhnliches gethan habe, indem ich sie zu mir einlud."

„Ich will hoffen, daß Sie es nie zu bereuen haben. Aber ich sehe in des Mädchens Gesicht viel mehr als ihre Schönheit; Poesie, Leidenschaft, Liebe, Eifersucht sprechen sich darauf aus. Seien Sie vorsichtig, ein Menschenherz ist kein Spielzeug. Versuchen Sie nicht, sie zu gut zu verheirathen und lehren Sie sie einem Manne ihr Herz schenken, der sie wahrhaft liebt."

So sehr Lady Rosedene ihre offenherzige Freundin auch liebte, war sie ihr für diese Warnung doch wenig dankbar. „Es ist ja im Grunde ziemlich gleichgiltig, was Andere sagen", sprach sie zu sich selbst.

Die heiteren Tage flogen dahin. Hyacinth lernte Mancherlei, reiten, tanzen, fahren; die Herren waren erfreut, es sie lehren zu dürfen. Sie war so ungezwungen, so schön, so unberührt von der Welt, so frisch, so einfach, so natürlich, daß sie erklärten, sich mit Fräulein Vane zu unterhalten wäre besser als Gedichte lesen. Neben Hyacinth konnte keine andere Dame aufkommen; ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihr Geist, ihre Einfachheit, ihr heller Verstand machten sie zur Königin der glänzenden Gesellschaft, in der sie sich befand.

Eine Woche war vergangen. Sir Harry erklärte, er sterbe vor Langeweile, Major Tarne sagte nicht so viel, war aber sichtlich gefesselt von

der lieblichen, jugendlichen Schönheit. Hyacinth lachte darüber. Die schmeichelhaften Uebertreibungen Sir Harrys, wie die Liebeszeichen des hübschen Majors gingen alle spurlos an ihr vorüber. Sie verlachte beide. Sie waren nicht im Stande, in ihr den leisesten Schimmer von Zärtlichkeit zu erwecken, oder sie auch nur einen Moment lang ernst zu stimmen. Lady Rosedene versuchte ein Mal, aber auch nur ein einziges Mal, sie zu leiten, doch das mißlang ihr vollständig.

„Mein liebes Fräulein Vane", sagte sie, „Sie sind sehr grausam gegen Ihre Liebhaber."

„Ich habe keine Liebhaber", entgegnete das Mädchen, während ihr flammende Röthe in die Wangen stieg.

„Ihre Bewunderer dann. Major Tarne wartete sichtlich nur auf die rechte Gelegenheit und er ist eine gute Partie; es giebt wenig bessere."

„Eine gute Partie? Für wen oder was?" fragte Hyacinth und ein wunderbarer Strahl der Verachtung schoß aus ihren Augen.

Jetzt erst fiel es Lady Rosedene ein, daß der Jargon der feinen Welt dem Kinde Francis Vanes eine unbekannte Sprache war.

„Mit einer guten Partie meine ich, daß er ein großes Vermögen besitzt, sehr einflußreiche Verbindungen hat und in der militärischen Welt eine hohe Stellung ausfüllt."

Etwas wie Verwunderung malte sich in den lieblichen Zügen.

„Und würde ihn ein Mädchen einzig um dieser Vorzüge willen heirathen?"

„Gewiß, sogar sehr wahrscheinlich."

„Ich niemals", sagte Hyacinth mit reizender Miene der Entschiedenheit. „Mein Vater sagt, ohne Liebe könne es keine wahre Ehe geben."

„Gewiß nicht", gab Lady Rosedene zu, da sie seiner treuen Liebe gedachte und nicht recht wußte, was sie erwiedern sollte.

„Kann man einen Mann lieben, nur weil er viel Geld oder eine hohe Stellung hat?"

„Nein, aus diesen Gründen allein gewiß nicht", antwortete Lady Rosedene.

„Nun, wenn er um ihretwillen nicht geliebt werden kann, dann sollte er um ihretwillen auch nicht geheirathet werden", lautete die triumphirende Erklärung.

„Hyacinth", sprach Lady Rosedene ernst, „thun Sie nicht, was ich unbedingt für den größten Fehler halte, den ein weibliches Wesen machen kann, bauen Sie nicht Ihr ganzes Leben auf die Liebe. Kind, als ich mir vornahm, mein Leben zu genießen, sagte ich mir, daß ich der Liebe fern bleiben müsse. Ich weiß wohl, wir Aelteren mögen lehren und predigen; Ihr Jungen hört uns lächelnd an, aber glauben Sie mir, die Liebe hat weit mehr Schmerz als Freude im Gefolge. Sie ist ein Fie r, welches brennt, doch niemals kühlt, eine Blume mit spitzen Dornen, in Abgrund, den die schönsten Blüten verbergen, manchmal wohl ein Se n, doch weit öfter ein Fluch."

„Mein Vater sagt, sie sei eine Gabe des Himmels", warf H cinth ein.

„Meine Liebe, wenige Männer lieben so, wie Ihr Vater. In r Regel, glaube ich, machen die Männer das Weib, welches sie lie n,

eine kurze Zeit sehr glücklich und dann entsetzlich unglücklich. Hyacinth, hören Sie meinen Rath; lassen Sie sich durch die Liebe Ihr Leben nicht zerstören. Sie sind schön, Sie können sich Reichthum, Rang, Stellung, Alles, was das Leben heiter macht, gewinnen. Trachten Sie danach, heirathen Sie einen Mann, der Sie reich und geehrt macht, der Ihnen Diamanten, Wagen, Pferde, ein Loge im Opernhaus, Villen und Paläste zu geben vermag, und achten Sie nicht der Liebe."

Ernstes Staunen trat auf das kindliche Gesicht.

„Sie sind sehr gütig, Lady Rosedene, aber ich werde Ihrem Rathe doch niemals folgen. Wenn ich heirathe, so thue ich es nur aus Liebe, aus solcher Liebe, wie sie mein Vater fühlt, und von der er mir gelesen hat."

Lady Rosedene hob in komischer Verzweiflung die Hände.

„Sagen Sie mir, was Sie glauben, daß Liebe sei?" fragte sie.

Ein verlegenes, süßes Lächeln umspielte den rothen Mund, das goldene Köpfchen senkte sich herab, dann erhob sich das schöne Haupt wieder stolz.

„Sie werden lachen und wie immer sprechen, ich sei einfach oder natürlich, oder sonst etwas der Art. Doch ich will es Ihnen sagen. Ich denke Liebe ist etwas so Herrliches, daß Worte nicht ausdrücken können, was ihr gleicht; es giebt eben keine Worte dafür. Wie ihre ganze Entfaltung sein muß, weiß ich nicht, wenn das erste Dämmern davon, der leiseste Schatten schon die ganze Seele erbeben macht."

„Meine liebe Hyacinth!" rief Lady Rosedene, doch diese ließ sich nicht unterbrechen.

„Es ist in Ihrer Welt nichts Ungewöhnliches, der Liebe zu lachen, sie zu verhöhnen, sie allem Andern unterzuordnen, sie zu einem Spielzeug zu machen, so daß sie keinen Mann und kein Weib veredeln kann", fuhr sie fort, „mir aber erscheint sie als die Krone, welche ein Leben segnet und verherrlicht. Hoffentlich wird sie auch das meine krönen. Und, Lady Rosedene, heirathe ich überhaupt einmal, so geschieht es aus Liebe und aus Liebe allein."

„Dann kann ich nur noch sagen, daß ich von Herzen wünsche, Ihre Liebe möge auf die rechte Person fallen", erwiederte Lady Rosedene.

„Das steht bei Gott", sagte Hyacinth. „Mein Vater sagt, Ehen werden im Himmel geschlossen. Er erzählt mir oft von jenem Sommerabend, an dem er meine Mutter zum ersten Male sah. Die Sonne ging eben unter und er hörte liebliche Musik ertönen und dann kam aus der Kirchthür eine sanfte, stille Gestalt, die ihm wie die verkörperte Liebe erschien. Er sagte zu mir, daß die Liebe, die damals sein Herz erfüllte, dieselbe sei, welche dereinst seine Seele erfüllen würde, wenn er meine Mutter im Himmel wiederfindet."

e weiche Stimme erstickte in einem leisen, unterdrückten Seufzer.

Rosedene schaute ernst auf.

Wir betrachten die Liebe von verschiedenen Seiten. Ich habe sie ...lsaal studirt, Sie an einem Grabe."

Es ist noch ein Unterschied", bemerkte Hyacinth sanft. „Ihre ... wechselt mit jeder Mode, sie dauert niemals ein Leben hindurch, ...end die, von welcher mein Vater spricht, auf Erden beginnt, um ... Himmel zu enden."

Lady Rosedene seufzte. Sie blickte voll Bewunderung das Mädchen an, das so unerfahren in der Welt, doch eine viel tiefere Weisheit besaß, als sie selbst, eine so milde, so einfache Weisheit. Sie sagte nichts weiter, spielte Hyacinth gegenüber aber niemals wieder auf eine gute Partie an.

Diese wurde mit jedem Tage beliebter. Die einfache milde Weisheit, die sie von ihrem Vater gelernt hatte, schien ein Theil ihrer Schönheit zu sein. Ihrer Umgebung war jene eben so neu, wie der entzückende Liebreiz ihres kindlichen Gesichts.

Eines Abends als die Lilien und Rosen schon schlummerten und die ganze Welt in tiefem Frieden lag, als der Mond hell leuchtete und die Nachtigallen in dem grünen Walde sangen, legte Hyacinth Vane den Kopf auf die weißen Kissen und träumte den Traum glücklicher Jugend, den Traum, in dem das glänzende Mondlicht der Spender eines goldenen Reifes war, der auf sie herabfiel und sie umschloß, ein schöner Kopf, den sie aber nicht deutlich sehen konnte, starke Arme, die sie umfaßten, doch Alles wie ein Schatten, eine leise Stimme, die ihr zärtliche Worte zuflüsterte, von denen sie keins klar verstand, Träume, von Wonne, Musik und Gesang, welche beim Erwachen noch auf ihren Wangen glühten.

Die Sonne schien hell an ihr Fenster, die Ringeltauben gurrten, nicht ein einziges weißes Wölkchen stand an dem blauen Himmel, die ganze strahlende, lachende Welt schien sie zu neuem Leben, neuem Lichte zu rufen.

„Mir ist", sprach Hyacinth Vane, als sie das vergitterte Fenster öffnete, um die balsamisch duftende Luft hereinzulassen, „als ob sich heute etwas ereignen müsse."

Es war eine seltsame Regung in dieser jungen Seele, ein neues Gefühl von Leben und Glück — war es nur die Pracht des Sommertages, der warme Sonnenschein, der Blumenduft, oder war es der Schatten eines kommenden Schicksals, der auf der reinen jungen Seele ruhte?

Die Sonne stieg ihr noch an manchem Morgen auf, doch kein Tag dämmerte für sie mit demselben milden Lächeln heran. Nie wieder blickte sie so unbefangenen, unbekümmerten Herzens zu dem Gitterfenster hinaus. Die Morgenröthe ihres Schicksals nahte sich, der tiefe Schatten senkte sich auf sie nieder, sie sollte den Frieden eines jungen Mädchenherzens nicht mehr kennen.

VI.

Der größte Theil der Gäste war bereits im Frühstückszimmer versammelt, als Hyacinth Vane hinunterging und milde, süße Musik ihr aus dem Herzen in Bruchstücken von Liedern auf die Lippen stieg. Es war ein Morgen, der die Alten sich wieder jung fühlen und die Jugend in ihrer eigenen Jugend und ihrem Glücke schwelgen ließ. Als sie das Zimmer betrat, schaute Lady Rosedene zu ihr auf.

„Ich habe Neuigkeiten, die Ihnen gefallen werden, Fräulein Vane", sagte sie, „wenn Ihnen die Leute auch fremd sind. Der Meierhof Elsthorpe liegt bei Dunwold, nicht wahr?"

„Ja", antwortete Hyacinth, „er liegt zwei Stunden vom Dorf entfernt.

fernt, der Weg hin führt durch den schönsten Wald. Doch der Meierhof steht jetzt leer und ist verschlossen."

„Nicht mehr", sagte Lady Rosedene. „Elmsthorpe mit dem ganzen dazugehörigen Grundbesitz ist das Eigenthum eines meiner jungen Freunde, Alan Branstone, geworden, er ist der nächste Verwandte des letzten Besitzers, welcher sein Leben im südlichen Frankreich beschloß. Der alte Herr war sehr reich und hat sein ganzes Vermögen Alan Branstone hinterlassen."

Hyacinth wiederholte innerlich den Namen. Er klang ihr so angenehm, es lag so viel Musik und Frische darin, etwas, was ihr Herz und Seele erwärmte. Lady Rosedene fuhr fort:

„Sie haben jedenfalls von dem alten Herrn gehört, Fräulein Vane?"

„Ich habe von ihm reden hören", erwiederte sie. „Mein Vater sah ihn einmal vor vielen Jahren; seit damals stand der Meierhof leer und verlassen."

„Das wird er nun nicht länger", meinte Lady Rosedene. „Alan Branstone bezieht ihn sofort. Es ist bereits eine ganze Armee von Arbeitern auf dem Wege. Er wird ein ganzes Vermögen daran wenden, und ihn zu einer der stolzesten Besitzungen Englands machen. Der junge Edelmann hat beschlossen, vier Wochen mein Gast zu sein, damit er die wichtigsten Verbesserungen persönlich überwachen kann. Ich erwarte ihn noch diesen Morgen."

Einige der Gäste ließen noch ein paar Bemerkungen über die Sache fallen, dann wandte sich das Gespräch anderen Dingen zu. Doch Hyacinth schien über etwas Wichtiges nachzudenken. Es war bisher ihre Gewohnheit gewesen, nach dem Frühstück ihren Hut zu nehmen und in den Park zu gehen, wohin ihr gewöhnlich ein kleiner Hofstaat von Bewunderern folgte, heute Morgen aber ergriff sie ein sehnsüchtiges Verlangen nach Einsamkeit und sie schaute den galanten Officier, der sich ihr nahte, mit bittendem Blick an.

„Lassen Sie mich meine Rosen diesen Morgen allein pflücken, Major Tarne", sprach sie und es blieb ihm nichts weiter übrig, als zurückzubleiben.

Sir Harry wurde mit reizendem Schmollen und einem Blick empfangen, der deutlich sagte: „Bitte, plagen Sie mich nicht", so daß er sich enttäuscht verneigte und sie verließ.

Sie lachte heiter vor sich hin und schritt die lange Lindenallee hinunter, während sie sich fragte, warum es sie heute so dringend nach Einsamkeit verlangte und was wohl in diesem Sommermorgen für sie schlummern mochte. Und dann dachte sie an Alan Branstone und an die Waldungen von Elmsthorpe. Sie hatte dieselben so sehr geliebt und
n gewohnt gewesen, stundenlang in jener grünen Einsamkeit zu weilen
n ie fragte sich, ob er Fremden den Zutritt wohl gestatten würde.

Alan Branstone von Elmsthorpe" — der Name klang so schön, er
b eine wunderbare Anziehungskraft für sie. Langsam wanderte sie
n r, bis sie das Ende der Allee erreicht hatte: hier fing der grüne,
n nde Park an. Das üppige, saftige Gras lud sie zum Ausruhen
e ie ließ sich nieder und in dem Rauschen der Bäume über ihr schien
f ieder und immer wieder des jungen Squires Namen zu vernehmen.

Plötzlich fiel ein langer Schatten über das Gras und als sie den Blick hob, sah sie in das Gesicht, das ihr zum Verhängniß werden sollte. Zwei hellglänzende, dunkle Augen begegneten den ihren und schienen sie gefangen zu halten, bis der Herr seine Fassung wieder gewann und mit tiefer Verbeugung einen Schritt näher kam. Sie sprang hastig auf und stand nun, das goldene Haupt und das blumengleiche Antlitz von den Strahlen der Sonne beleuchtet, vor ihm, das lieblichste Bild, auf dem eines Mannes Auge ruhen konnte.

„Lassen Sie sich durch mich nicht stören", sagte er, und wieder war es, als ob die wunderbare Macht seiner Augen sie gefangen halte. „Ich bin so unglücklich, vom Wege abgekommen zu sein, ich ging durch den Park. Können Sie mir wohl sagen, welcher Weg nach dem Schlosse führt?"

„Die Lindenallee", antwortete sie. „Ich gehe — doch nein, Sie werden sich leicht allein zurechtfinden."

„Wenn Sie nach jener Richtung hin gehen", rief er eifrig, „seien Sie versichert, daß ich Ihnen außerordentlich dankbar wäre, wollten Sie mich führen."

Er sah so hübsch aus und blickte sie so bittend an, daß sie meinte, es könne ja nichts schaden, wenn sie ein paar Schritte wenigstens mit ihm ginge.

So schritten sie zusammen der Lindenallee zu und da kam es auf ganz sonderbare Weise heraus, daß er Alan Branstone von Elmsthorpe war. In ihrem ganzen Leben vergaß sie nicht wieder den kleinen Fleck gelber Blumen zu ihren Füßen, die hohen Bäume über ihrem Kopfe, die Fingerhutblüten, welche schwankten, als sie an ihnen vorbeistreifte. Das kleinste Detail prägte sich ihrem Gedächtniß ein, um ihm bis an ihr Lebensende nicht wieder zu entschwinden.

Sie hob den Blick zu ihm auf und sagte:

„Sie sind der neue Squire?"

Er lächelte verwundert darüber, daß sie entdeckt hatte, wer er war. Lange bevor er mit eifrigen Fragen über Dunwold fertig war, hatte sie das Ende der Allee erreicht und das malerische Schloß lag vor ihnen.

„Nun habe ich Sie den ganzen Weg gebracht", sagte Hyacinth unwillig. „Dort ist das Haus. Lady Rosedene ist im Garten."

Er schaute nach der bezeichneten Richtung und bevor er noch ein Wort reden konnte, war sie fort, fort wieder nach dem Park, wo er sie vor einer halben Stunde gefunden hatte. Jetzt aber war ihr die ganze Welt wie verwandelt, der Sonnenschein kam ihr heller, das Gras üppiger, saftiger, grüner vor. Es war ja nichts geschehen, und doch sah ihr Alles anders aus und sollte ihr auch nie wieder in dem alten Lichte erscheinen.

Die Frühstücksstunde fand sie ziemlich befangen. Als sie die Gartenanlage kreuzte, sah sie den Major ihrer warten und auch Sir Ha[illegible] in der Ferne auftauchen. Beide blickten sie einigermaßen neugierig [illegible], es lag ein neuer Ausdruck in ihren Zügen. Das war nicht mehr das [illegible]sicht eines Kindes. Die Morgenröthe der Leidenschaft und Jungfräul[illegible]keit lag darauf.

Im Speisezimmer wurde viel geplaudert und gelacht. Inmit[illegible] einer kleinen Gruppe sah sie Alan Branstone mit Lady Rosedene red[illegible], die sich bei Hyacinths Eintreten schnell zu dieser wandte.

„Die junge Dame hier ist Ihre nächste Nachbarin, Herr Branstone, erlauben Sie, daß ich Sie Fräuleine Vane vorstelle."

Das liebliche, erröthende Gesicht senkte sich vor dem feurig bewundernden Blick, der sie aus seinen Augen traf. Keins von Beiden erwähnte der vorherigen Begegnung mit einem Wort. Lady Rosedenes scharfem Auge entging des Mädchens Erröthen nicht und ein plötzlicher Gedanke schoß ihr durch den Kopf; bei ihrem gewöhnlichen Ungestüm würde sie ihm Worte verliehen haben, doch sie bezwang sich, ein einziges Wort hätte den ganzen Plan zerstören können, der plötzlich in ihrem Innern entstanden war. Alan Branstone muß Hyacinth heirathen. Er war reich, besaß ein schönes, altes Herrnhaus und jeden nur denkbaren Luxus; sie war schön, liebenswürdig und geistreich.

„Das ist der Rechte", sprach die Lady zu sich selbst. „Ihn hat die Vorsehung geschickt, es kann gar kein passenderes Paar geben."

Zum ersten Male in ihrem Leben ließ sich Lady Rosedene zu ruhigem Ueberlegen Zeit, dann entfernte sie sich, damit sie durch keine Silbe zerstören konnte, was ihr als die beste Idee erschien, die sie je gehabt.

„Werden Sie einige Zeit hier bleiben?" fragte Alan, als er sich Hyacinth allein gegenüber sah.

„Lady Rosedene lud mich auf vier Wochen ein", antwortete diese, „vielleicht auch bleibe ich länger. Wenn aber mein Vater nach mir verlangt, kehre ich sofort nach Hause zurück."

„Dann hoffe ich, daß Ihr Vater nicht nach Ihnen verlangt", sprach Alan. „Wenn Sie jetzt weggingen, fühle ich, daß ich alles Vergnügens beraubt sein würde, das ich von meinem Aufenthalte hier erwartet habe. Ich erwähnte Lady Rosedene gegenüber nichts von unserer Begegnung."

Wieder flog ein liebliches Erröthen über ihr Gesicht und gesenkten Blickes fragte sie:

„Warum nicht?"

„Weil ich in Ihren Augen zu lesen glaubte, daß es Ihnen lieber sein würde, wenn ich darüber schwieg."

Ihr Herz klopfte höher bei diesen Worten und lachend entgegnete sie: „Ich wußte nicht, daß meine Augen solche Geschichten erzählten; da werde ich sie wohl geschlossen halten müssen."

„Thäten Sie das, so würde es mir sein, als wäre die Sonne untergegangen", sagte er und die Worte klangen ihr nicht wie Schmeichelei.

Der hübsche junge Squire übte eine seltsame Anziehungskraft auf sie aus, eine Wonne kam über sie, wie sie dieselbe nie zuvor gekannt. Sie hatte das seltsame unbestimmte Gefühl, als concentrire sich plötzlich die ganze Welt auf jenen Fleck, auf dem er stand, so daß sie beim Klang der Ankleideglocke ein Gefühl der Ungeduld durchzuckte; sie bedauerte [illegible]rt zu werden.

Seine Augen folgten ihr, bis sie das Zimmer verlassen hatte, dann [illegible]le er schwer auf, wie Jemand, der plötzlich aus einem Traum erwacht. [illegible] reizende, zierliche Mädchen mit den sanften Kinderaugen und dem [illegible]ichen Mund eines Weibes, mit der weichen, melodischen Stimme und [illegible] Lachen, das wie Silberglöckchen erklang! Ein solches hatte er noch [illegible] gesehen. Währenddessen ging Hyacinth auf ihr Zimmer, im Herzen [illegible] neue Welt.

Die hübschen hellseidenen, die klaren, weißen Mousselinkleider, die reizenden weißen Spitzen lagen zur Auswahl vor ihr und sie, die am vorhergehenden Tage über die Zahl ihrer Kleider gelacht hatte, seufzte jetzt, weil ihr keins hübsch genug dünkte. Hortense wurde ganz ungeduldig.

„Sie können gar kein hübscheres Kleid haben als dieses, Fräulein Vane", sagte sie; „das Blau ist so matt und die weißen Spitzen machen das Kleid so reich und elegant."

So saß Hyacinth mit sanftem, träumerischen Blick da, während Hortense die goldenen Wellen ihres Haares kämmte. Nachdem ihr diese das hübsche Kleid angelegt hatte sah sie aus wie ein aus dem Rahmen geschnittenes Bild, mit ihrem blumengleichen Gesicht, dem lieblichen Lächeln, welches ihre frischen Lippen theilte, dem weißen Hals und den entblößten runden Armen, so schön, so mild, umflossen von dem Reiz der Jugend und der ersten schwachen Morgenröthe der Liebe, die ihr eine Schönheit verlieh, die nichts auf Erden zu geben vermag.

VII.

Alan Branstone kam Alles so seltsam vor! Er hatte schon Hunderte schöner Frauen gesehen, Liebe in den Augen, Liebe auf den Lippen, es hatte ihn keine gefesselt. Er hatte Hofschönheiten, schöne Damen großer Städte gesehen, keine hatte in seinem Herzen fortgelebt. Doch dieses Mädchen hatte mit den süßen, sanften Kinderaugen in die seinen geschaut und seine ganze Seele war ihr entgegengeflogen. Nach diesem einen Blick stand sie ihm höher als die ganze Welt. Was immerhin auch geschehen mochte, die eine große Liebe seines Lebens gehörte ihr, und nimals sollte eine Andere sie besitzen.

Voll Ungeduld erwartete er sie im Empfangszimmer. Mochte Lady Rosedene sagen, was sie wollte, er würde sie jedenfalls zu Tisch führen und an ihrer Seite sitzen. Er empfand schon eine Art von Eifersucht, daß ihm Jemand zuvorkommen könne und stellte sich in die Nähe der Thür, damit er sie gleich empfangen konnte.

Jetzt wurde die Thür geöffnet und Hyacinth trat herein, lieblich, golden, strahlend, so schön, so reizend wie eine Rose. Und als sie sich ihm nahte, warf sie ihm den innigsten Blick zu, der je eines Mannes Herz höher schlagen, das köstlichste Lächeln, das je eines Mannes Herz erbeben ließ. Es gab eine Kraft, ein Etwas, das sie zu einander hinzog, keins von Beiden verstand es, sie wußten nur, daß es süßer, stärker war, als alles Andere, was das Leben zu bieten vermag.

Lady Rosedene billigte den Wunsch seines Herzens. Sie bat n. Fräulein Vane zu Tisch zu führen. Keins von Beiden sah weder ie Corridore noch die Thüren. Sie saßen an der reichbesetzten Mitte s- tafel fast ohne zu wissen, was darauf stand. Die ganze Welt war ir sie verherrlicht. Sie aßen Ambrosia von goldenen Schüsseln, tra en Nektar aus goldenen Pokalen.

Lange bevor das Diner zu Ende war, hatte sich Alan Brans. ne in dem Lichte von Hyacinths Augen verloren. Mehr als eins der n-

wesenden lächelte, als sie bemerkten, wie die Beiden die ganze Welt ringsum vergaßen. Manche seufzten während sie lächelten, denn die goldenen Stunden der Jugend und Liebe fliegen so schnell dahin. Es war ein reizendes Bild: Er so hübsch, so galant, so liebenswürdig, ein heiteres Lachen auf den Lippen, ein glückliches Lächeln in den Augen, seine Stimme so voll und wohltönend, seine Bewegungen so leicht, so ritterlich. Man konnte ihn das beau idéal eines Liebhabers nennen, feurig, poetisch, liebenswürdig in jedem Wort, jedem Blick, mit einer stolzen Beschützermiene, der man nicht widerstehen konnte. Sie so entzückend in Form und Farbe, so vollendet in ihrem frischen, mädchenhaften Liebreiz, daß sie mehr einer jener süßen Blumen glich, deren Namen sie führte.

Es war reizend, das Leuchten ihrer Augen und das Erröthen der Erwartung auf ihrem Antlitz zu sehen, als die Damen im Empfangszimmer das Kommen der Herren erwarteten. Wie mit unsichtbarer Gewalt zog es Alan sofort an ihre Seite. Er nahm den Stuhl neben ihr ein und blieb dort, wie sich Lady Rosedene innerlich ausdrückte, den ganzen Abend wie festgebannt sitzen. Eine „barmherzige Dame", so nannte sie Alan in seinem Herzen, setzte sich an den Flügel und nun konnte er, durch die Musik geschützt, ungestört mit Hyacinth plaudern.

„Ich habe mir überlegt", sagte er, „an was mich ihre Augen eigentlich erinnern. Das Blau derselben ruft mir etwas in das Gedächtniß zurück und doch weiß ich nicht recht, was. Jetzt hab ich es!" rief er plötzlich. „Sie tragen dieselbe Farbe wie die tiefblauen Kornblumen, welche in Frankreich wachsen."

„Die wachsen auch in England", antwortete Hyacinth.

„Ja, aber die sind ganz verkommen im Vergleich zu denen, welche unter Frankreichs warmem Himmel blühen. Ich werde mir die Kornblume zu meiner Lieblingsblume erwählen, wie Napoleon das Veilchen und die Bourbonen die Lilie, werde unser Familienwappen ändern und ihm eine Kornblume beifügen."

„Und das Alles, weil meine Augen blau sind?" fragte sie lachend.

„Ich fange an zu glauben, daß das Schönste stets blau ist. Blau ist die Farbe des Himmels, der südlichen Seen, der Kornblumen und Ihrer Augen."

Sie lachte.

„Das klingt wie Schmeichelei."

„O nein", rief er. „Es ist die lauterste Wahrheit. Wie seltsam, daß ich gerade herkommen mußte, während Sie hier sind! Wäre ich nicht nach Dene Hall gekommen, so hätte ich Sie nie gesehen."

„Und dann?" fragte sie, während leichte Blässe ihr liebliches Ge[illegible]eckte.

[illegible]ann? Nun dann würde die Welt anders ausgesehen haben, [illegible]", und der Abend war vorüber als er für sie kaum begonnen h[illegible]

[illegible]eißen Sie wirklich Hyacinth?" fragte er ein paar Tage darauf. „[illegible]orte Lady Rosedene Sie so nennen."

[illegible]a. Meine Mutter wählte den Namen", entgegnete sie einfach u[illegible]m erzählte sie ihm, wie stolz ihre junge Mutter auf die schönen,

weißen Hyacinthen gewesen war, und wie sie sterbend noch gebeten hatte, ihrer Tochter diesen Blumennamen zu geben.

In seine Augen trat ein zärtlicher Glanz, als sie ihm von ihrem stillen Heim sprach, und von dem einsamen Manne, dessen einziges Glück darin bestand, über seines Weibes Grab zu wachen.

„Wie vertraut Ihnen Alles sein muß", sagte er, „wie vertraut alle Liebe und aller Kummer!"

„Sind sie Ihnen nicht vertraut?" fragte sie.

„Ich glaube die Berührung mit der Welt raubt gewissermaßen den meisten Dingen den Ernst und das Wesenhafte. Die Leute versuchen in der Welt ihrem Kummer zu entfliehen, und sehen die Liebe für einen Scherz an; Ihnen ist Beides heilig."

„Liebe und Kummer sind Schickungen des Himmels", antwortete sie einfach. „Mein Vater sagt, die Liebe ist ein Baum, dessen Wurzeln auf Erden und dessen Blüten im Himmel sind; und Kummer ist das Feuer, welches uns für den Himmel stählt."

Er schaute ihr in das liebliche, unschuldige Gesicht.

„Und Sie glauben ohne Zweifel an die Lehren Ihres Vaters?"

„Gewiß. Ich halte meinen Vater für einen der klügsten sowohl als für einen der einfachsten Männer der Welt."

Wie gern sie sich hinausstahlen in die Anlagen, in dem Glauben, es bemerke es Niemand! Wenn Lady Rosedene sie in der Lindenallee erblickte, pflegte sie scherzend zu sagen:

„Geht nicht hin unter die Linden, unser junges Liebespaar ist dort."

Major Tarne und Sir Harry gaben die Hoffnungen auf. Ein Jedes im Hause schien an Fräulein Vane und Herrn Branstone freundlich Interesse zu nehmen. Die Alten fühlten sich wieder jung beim Verfolgen dieses hübschen Liebesgedichtes.

Hyacinths Gesicht war gar lieblich anzuschauen, wenn sich Alan in der Nähe befand. Ihr zeitweises Erröthen, ihr glückliches Lächeln, die liebeglühenden Augen, das Sonnenlicht, welches von ihr auszustrahlen schien, ließen Alles um sie her in erhöhtem Glanze erscheinen. Lady Rosedene war glücklich. Sie hatte, wie die Welt zu sagen pflegte, schon manche gute Partie zu Stande gebracht, doch hier war es etwas ganz Anderes. Hier lag wahre Liebe zu Grunde, mit der sie selten zu thun gehabt hatte und sie fühlte sich wie verjüngt, wenn sie das glückliche Liebespaar beobachtete.

Hyacinths schönes Gesicht, welches einer im Thau gebadeten Rose glich, bot ein süßes Bild. Wiederholt trug sie eine Blume, von ihres jungen Verehrers Hand gepflückt, an der Brust.

Die alte, alte Geschichte! Es kamen Liebesstreite, halbe Stunden, in denen Beiden die schöne, lachende Welt wie ein Grabgewölbe aussah, jede Hoffnung gescheitert schien und die Veranlassung dazu vielleicht nur ein einziges mißverstandenes Wort gewesen war. Stunden, in denen sie überzeugt war, sie sei ihm gleichgiltig und er fürchtete, es sei ein Irrthum, zu glauben, daß sie ihn liebe. Es kam zwischen ihnen zu genetten Liebeszwisten, in denen so viel Tragisches lag, daß man hätte weinen, und wiederum so viel Komisches, daß man hätte lachen mögen, die alte Geschichte wieder und wieder mit demselben Rhythmus, ir-

selben Musik, demselben Lächeln, denselben Thränen, die sie überall begleiten.

Alan Branstone war so glücklich, wie es ein Mann nur sein kann, muthig, schnell, entschieden, feurig, voll Hoffnung, während sich Hyacinth einer leidenschaftlichen Glückseligkeit hingab, die beinahe mitleiderregend anzusehen war.

Der Tag kam, an dem Alan sein schönes, junges Lieb aufsuchte und sie bat, sein Weib zu werden, keins von Beiden vergaß ihn in den trüben Stunden, welche die Zukunft ihnen brachte. Eines Nachmittags war Alan die Geduld gerissen und er hatte sich gesagt, daß er noch an dem nämlichen Abend mit ihr reden und ihr das Versprechen abnehmen müsse, ihm für immer angehören zu wollen. Die Gelegenheit war für ihn günstig. Während eine der Damen sang, konnte er seiner Auserkorenen unbemerkt zuflüstern:

„Hyacinth, die Nacht ist sternenklar; würden Sie sich wohl auf fünf Minuten hinausstehlen können in die Lindenallee? Ich habe Ihnen etwas zu sagen; die Worte verbrennen mir das Herz. Wollen Sie?"

Sie warf ihm einen flüchtigen, scheuen, süßen Blick zu und fragte schüchtern:

„Was können Sie mir so Wichtiges zu sagen haben?"

„Können Sie es nicht errathen, mein Liebling? Ach, Hyacinth, machen Sie es möglich! Ich muß Sie sprechen."

„Sie sprechen ja mit mir", sagte sie mit seligem Lächeln.

„Ja, während vierzig Augen auf uns gerichtet sind! Kommen Sie hinaus, mein Liebling, unter den freien Sternenhimmel. Ich muß Sie allein sehen, wo ich Ihnen etwas zuflüstern und Ihre liebe, kleine Hand in der meinen halten kann. Wollen Sie kommen, mein Liebling? Man wird Sie während dieser fünf Minuten nicht vermissen und ich kann Ihnen in der Zeit Alles sagen, was ich Ihnen zu sagen habe."

Das Herz schlug ihr hörbar, sie mußte die Augen vor seinem feurigen Blick zu Boden senken. Die Leidenschaft seiner Worte berührte sie ganz eigenthümlich.

„Ich werde kommen", sagte sie.

Sie wußte zwar noch nicht recht, wie sie es ermöglichen sollte, doch einige Minuten später wurden mehrere der Gäste durch scherzhafte Aufführungen so gefesselt, daß sie sich, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, entfernen konnte.

Eilig schlang sie den weißen und blauen Shawl um den goldenen Kopf und weißen Nacken, verschwand dann schleunigst durch eine der Seitenthüren und war bald in der Lindenallee.

So schnell sie auch gewesen, er war ihr doch noch zuvorgekommen.

„Mein Liebling", rief er, „wir haben nur fünf Minuten Zeit. Ich [illegible] Ihnen sagen, wie sehr ich Sie liebe, und Sie fragen, ob Sie mein [illegible]b werden wollen?"

Er zog sie zu sich heran und schlang die Arme um die zierliche [illegible]alt, es schien, als fehle ihm die Geduld, zu warten, bis die Antwort [illegible] ihren Lippen komme. Wieder und wieder sprach er:

„Ich liebe Dich, mein Liebling, mein ganzes Leben gebe ich Dir zu [illegible]. Mein Herz gehört Dir bis zum Tode. Sprich, Geliebte, sage, [illegible] Du mein Weib sein willst."

Sie hob den Kopf von seiner Brust und schaute zu ihm auf.

„Wollen Sie wirklich mich zur Frau haben?“ fragte sie mit lieblich bebender Verwunderung.

„Mehr als das“, erwiederte er, ihre Lippen mit Küssen bedeckend; „ich flehe Dich an, mein Weib zu sein und schwöre Dir zu, daß wenn Du mich zurückweisest, ich nicht einen Augenblick länger leben möchte. Liebst Du mich, Hyacinth?“

„Ja“, flüsterte sie.

„Willst Du mein Weib sein?“ und ihre Antwort, eine einzige Silbe, klang süßer, als das süßeste Flüstern des Sommerwindes über einem Lilienbeet.

Nun kamen für die Beiden Minuten, in denen sie sich in das Elysium träumten.

(Fortsetzung folgt.)

Lenzfeier.

Schöpfungsgedanken
Brausen in Lüften,
Grünende Ranken
Sprießen aus Grüften.

Sonne küßt glühend
Der Erde Wange,
Weckt sie, daß blühend
Als Braut sie prange.

Siegreich kehrt wieder
Der Lenz als Freier.
Wonnige Lieder
Rufen zur Feier.

Hymnen der Liebe
Jauchzen dem Meister
Laut im Getriebe
Schaffender Geister:

„Ihm laßt uns gleichen!
Er soll uns lehren
Starres erweichen,
Stumpfsinn bekehren.

Edele Keime
Fruchtbar enthüllen,
Freudig geheime
Ahnung erfüllen.

Hoffnung erwecken
Den Hoffnungslosen,
Grüfte bedecken
Mit Epheu und Rosen.

Irrende leiten,
Wahrheit erstreben,
Klarheit verbreiten,
Wo Schatten schweben.

Trost und Erbarmen
Gefallenen schenken,
Liebreich der Armen
Im Reichthum gedenken.

Göttliches preisen
In jubelnden Tönen,
Uns unterweisen
Im Dienst des Schönen.

Theobald Nötl.

Neuer Dramenspiegel.

Ein Brief an die gnädige Frau.

Es ist nun schon eine geraume Zeit über das Land gegangen, daß ich dem Vergnügen entsagen mußte, die Reize Ihrer Gesellschaft und einer schönen Natur zu genießen. Ich weiß, Sie lieben die Gegensätze, Ihr Leben und Ihre Conversation werden von epigrammatischen Spitzen getragen. Und ganz haben Sie sich in Ihrer ländlichen Einsamkeit den Reizen und Interessen, wie sie das bunte Stadtleben bietet, doch nicht entziehen können, gern brachten Sie die Unterhaltung mit mir auf die Neuigkeiten der Bühne und verfolgen mit stetem Eifer den Gang unserer modernen Theaterliteratur. Ihre rege Theilnahme an der dramatischen Poesie bürgt mir dafür, daß Sie mit frischer Empfänglichkeit auf das Leben und seine Interessen sehen; die Lust am Schauspiel entspricht einem tiefen menschlichen Bedürfniß und die Bühne ist oder soll doch der Schauplatz sein, wo die innersten Kräfte der Menschen zur schönsten, reinsten und gewaltigsten Entfaltung sich emporringen. Im Drama offenbart sich voll und ganz das menschliche Herz, der dramatische Dichter öffnet uns die Brust seiner Helden und wir schauen dort die geheimsten Regungen der zuckenden Lebensmuskel. Und das Interessanteste für die Frau ist doch immer das menschliche Herz. Da es Ihnen gegenwärtig nicht vergönnt ist, das Theater selbst zu besuchen, so leiste ich Ihrem Wunsche um so gehorsamere Folge, Ihnen über den Zustand der Bühnenliteratur Mittheilungen zu machen, und hoffe, daß meine Briefe Ihnen über Werth und Richtung der dramatischen Poesie unserer Tage ein anschauliches Bild zu geben vermögen.

Auf meinem Schreibtisch liegen mehrere ältere und neue Theaterstücke von bekannten und unbekannten Verfassern in reizender Unordnung, wie sie der Zufall in seiner ironischen Laune durch die Hand der alten Martha, meiner Aufwärterin, zusammengelegt hat. „Ach, Herr Doctor, was haben Sie da für schöne Sachen!“ entgegnete mir die treue Person bei meiner Zurückkunft von der Reise. Sie hat in der [illegible] meiner Abwesenheit die Bücher durchgelesen und auf manchen [illegible] derselben glaube ich eine große, dicke Thräne zu entdecken, welche [illegible] Rührung aus den Augen der Alten gepreßt hat. „Nein, sind das [illegible] Stücke“, sagte sie immer wieder, die fleischigen Arme in die [illegible] schen Hüften gestemmt. Und gleich darauf regte sich bei ihr doch [illegible] kritischer Skepticismus, „ist denn das Alles in der Welt geschehen, die Poeten da schreiben?“ fragte sie mich, die Falte des Argwohns [illegible] em welken Gesicht. „Märchen, noch so wunderbar, Dichterkünste

machens wahr", antwortete ich ihr mit Emphase und Goethe, und mit diesem Trost verließ sie mich endlich.

Das erste Drama dieser Serie ist „Der Herrgottschnitzer von Ammergau", Volksschauspiel von Ganghofer und Neuert, das im Theater am Gärtnerplatz zu München eine glänzende Aufnahme gefunden hat. Unsere dramatische Literatur ist an guten Volksstücken ziemlich arm und es berührt uns um so erfreulicher, wenn uns einmal ein wahrhaftes Stück echten und unverfälschten Volkslebens geboten wird. Nur zu oft weht durch die Bauernhütten unserer Dorfpoesie das Parfüm eleganter Salons und bricht aus der Unterhaltung der einfachen Leute ein Ton hervor, der jeder ursprünglichen Empfindung bar ist. Man hat sich daran gewöhnt, jedem Schauspiel, das sich als Volksstück anzeigt, ein gehöriges Theil Mißtrauen entgegenzubringen; die Helden derselben tragen gewöhnlich nur das Costüm des einfachen Volkes, aber ihre Anschauungen und der Herzschlag ihrer Empfindungen wissen nichts von seiner Natur und seinen Bedürfnissen. Das Volksleben bietet dem Dichter eine bunte Fülle der interessantesten Motive, die Leidenschaften haben bei diesen einfachen Leuten noch etwas Elementares, ihr Denken und Fühlen athmet eine frische Ursprünglichkeit, welcher die Menschen der Salons, deren Leben und Herzen von tausend Aengstlichkeiten, Bedenklichkeiten und Rücksichten eingeschnürt werden, nur zu leicht verlustig gehen. Dieser Reiz des rein Menschlichen hat schon vielen Dramatikern Anregung zur Production gegeben, und Männer, wie Mosenthal, Anzengruber, Schmid und Andere haben sich auf diesem Feld einen guten Namen erworben. Zu ihnen gesellen sich in der neuesten Zeit Ganghofer und Neuert. In dem „Herrgottschnitzer" offenbart sich uns das Volk wahr und frisch, wie es lebt, leidet und liebt. Die Handlung dreht sich um eine einfache Herzensgeschichte, die sich im bayrischen Hochland abspielt. Der Herrgottschnitzer aus Ammergau, Pauli, liebt die Pflegetochter des Klosterwirthes zu Groswang, sie aber mag den Bauernkünstler wegen seiner Unmännlichkeit und Energielosigkeit nicht leiden, wie sie seinen stillen, verschlossenen Charakter auffaßt. Sie ist ein echtes Kind der gewaltigen Bergwelt, frisch wie das Grün der Matten ist ihr Denken und Empfinden, gleich stark im Haß und der Liebe ihr Herz. Ihre Neigung will sich an einem kräftigen Stamm aufranken; von dem, der sie gewinnen will, verlangt sie Kühnheit und Markigkeit der Empfindung. Aufrichtig und mit Entschiedenheit weist sie auch einen reichen Freier, den Sohn des Röthelbachbauern, Mückl, zurück, denn bei seinem Anblick fühlt sie ihr Herz nicht höher schlagen und eine Heirath nach altem Brauch, wo der Bauer zum Bauern sagt: gieb mir Dein Mädchen, ich gebe Dir noch fünfzig Gulden und eine Kuh darauf, will sie nicht. Freilich schlägt sie damit eine glänzende Partie aus, denn sie ist ein gelegtes Kind, Findelloni nennen sie Manch im Dorfe. Und das fühlt sie selbst tief schmerzlich, ihren Eltern kan sie es nicht vergeben, daß sie von ihnen ausgesetzt worden ist und wer ihr Pflegevater sie auch hegt wie sein eigenes Kind, die wahre Kinde liebe trägt sie ihm doch nicht entgegen. Sie hat sich an den alten Ped lerlehnel angeschlossen, der ihr überall hinfolgt, wie ihr eigener Schatte und sie auch auf die Alm begleitet, wohin Loni geht, um die Senneri zu entsetzen, die zur Hochzeit ihrer Schwester zu Thale steigt. Dies

Gelegenheit benutzt der abgewiesene Muckl, in unredlicher Absicht besteigt er zu nächtlicher Zeit den Berg, auf dem er mit dem alten Pechlerlehnl zusammentrifft. Muckl schlägt ihn zu Boden, wird aber von Pauli in die Flucht getrieben, den die Sehnsucht der Liebe auf die hohe Alm treibt. Dort erfährt Pauli von dem verwundeten Alten, daß Loni das Kind desselben ist; um es den Kümmernissen eines armseligen Lebens zu entziehen, hat es der Vater mit blutendem Herzen ausgesetzt. Auf der Hochzeit im Dorfe giebt Muckl, über das Mißlingen seines Planes erbittert und durch die festliche Stimmung erregt, Pauli dem Spott und Gelächter der Gäste preis und verdächtigt ihn des nächtlichen Besuches auf der Alm. Da bäumt sich Lonis ganzer Mädchenstolz hoch auf, im Verlangen nach Rache für den Schimpf läßt sie sich soweit hinreißen, dem schweigenden Pauli einen derben Backenstreich zu versetzen. Pauli sucht die Schmach zu überwinden, er schließt sich von der Gesellschaft seiner Genossen aus, in der Beschäftigung mit seiner Kunst sucht er Geschehenes zu vergessen. In seinen Arbeiten wird er von einem Maler aus der Stadt unterstützt, der in dem unglücklichen Herrgottschnitzer ein großes Talent entdeckt zu haben meint und ihn zur Ausbildung seiner künstlerischen Fähigkeiten in die Stadt zu ziehen bestrebt ist. Pauli setzt freilich dem Wunsche des Malers einen hartnäckigen Widerstand entgegen und so veranlaßt jener Loni zu einer Unterredung mit dem eigensinnigen Bauernburschen zu dem Zweck, daß sie ihn bewog, mit dem Maler die Stadt zu besuchen. Nach langem Widerstreben geht Loni auf die Absichten des alten Herrn ein, sie glaubt Paulis Glück begründen zu können und glücklich möchte sie ihn wissen, denn er ist ihrem Herzen nicht mehr so gleichgiltig wie ehedem. In der Unterredung mit Pauli bricht ihre verhaltene Liebe mächtig hervor, und anstatt ihn zum Gehen zu bestimmen schlingt sie ihre Arme um ihn und hält ihn fest an ihrem Herzen. Paulis Unschuld wird offenbar und der alte Pechlerlehnl erfreut sich des Glückes und der Verzeihung seines Kindes, das er in der Bedränguiß seines Lebens verlassen hatte.

Sie sehen, gnädige Frau, mit welch einfachen Mitteln eine dramatische Handlung stufenweise in psychologischer Entwickelung aufgebaut werden kann. Das ist eine Geschichte, wie sie sich tagtäglich ereignet. Und eben deshalb ist sie auch von mächtiger Wirkung; Einfachheit und Wahrheit sind die Pole eines jeden dramatischen Conflictes. Wo wir aber einer mattgehetzten Phantasie auf der Jagd nach dem Actuellen und Sensationellen begegnen, ist im Augenblick unser Interesse gelähmt. Durch die Handlung muß ein gesunder Herzschlag zu hören sein, das ergreift uns. Leider wird dieses Erforderniß in den Werken der heutigen Bühnenliteratur nicht oft genug berücksichtigt und am wenigsten noch in den socialen Schauspielen, welche also einen Gegensatz des gesellschaftlichen Lebens zum Thema einer dramatischen Dialectik machen.

s sociale Drama hat seine Hauptstätte in Frankreich, dort ist es das ma, und man kann den Bestrebungen der französischen Dramatiker : Anerkennung nicht versagen. Ihre Absicht wird wenigstens von m großen, edlen Gedanken getragen, die Reformirung socialer Mißde durch eine pathologische und therapeutische Behandlung der äden. Dem Antlitz der Zeit wird auf der französischen Bühne ein r Spiegel vorgehalten, und wenn das Spiegelbild mit häßlichen

Zügen den Schauenden anblickt, ſo trägt eben die Zeit die Schuld daran. Allerdings kann man der franzöſiſchen Dramatik eine gewiſſe Monotonie in der Stoffwahl und Charakteriſtik nicht abſprechen, ſie ſucht ihre Motive gewöhnlich auf einem ſocialen Gebiete, durch welches man nicht leicht ſchreitet, ohne ſich zu beſchmutzen. Zugleich muß man ihnen aber das Geſtändniß machen, daß ſie das Leben, welches ſie ſchildern, kennen. Sie erfinden nicht vom Schreibtiſch aus, ſie greifen ins Leben hinein, ſie zeigen uns die wirkliche Geſtaltung der Dinge, niemals weichen ſie von der reellen Grundlage, auf der allein das Drama einen feſten Stand einnehmen kann. Der Repräſentant dieſer Richtung iſt noch immer Victorien Sardou, der im Winter die Pariſer Salons beſucht, die Geſtalten, die ſich auf dem glatten Parkett bewegen, ſtudirt, ihre Leidenſchaften belauſcht und im Sommer auf ſeiner Villeggiatur in geiſtiger Sammlung das Reſultat ſeiner Beobachtungen in einem Bühnenwerk niederlegt. Dieſe Tendenz, nicht nur zu unterhalten, ſondern auch zu nützen, nicht nur zum Lachen, ſondern auch zum Nachdenken anzuregen, iſt auch bei vielen jüngeren deutſchen Theaterſchriftſtellern das Schibolet ihres Strebens geworden, deſſen Wahrhaftigkeit und ſittlicher Ernſt zu rühmen iſt. Freilich findet ſich in der Maſſe dieſer Schöpfungen auch manche verfehlte und als ſolche muß ich Ihnen, gnädige Frau, „Ein Traum“ von Julius W. Braun, bezeichnen, ein Schauſpiel, das eine alte Frage von Neuem ventilirt, den Conflict zwiſchen Adel und Bürgerthum. Daß ein Schriftſteller, der es ſich zur Aufgabe macht, das Leben und die Menſchen zu ſchildern, auch die Wirklichkeit und die Triebfedern menſchlicher Neigungen kenne, ſcheint mir eine Prämiſſe zu ſein, die aus der Natur der Sache folgt. Inwieweit der Verfaſſer von „Ein Traum“ derſelben Genüge leiſtet, wird Ihnen eine kurze Inhaltsangabe des Stückes erweiſen. Ein adeliges Fräulein, der letzte Sprößling eines alten freiherrlichen Geſchlechts, das durch die Ausſchweifungen ſeiner Glieder in tiefe Armuth gerathen iſt, hat einen Bürgerlichen geheirathet und zwar einen Mann, der durch ſeiner Hände Werk ſein Brod verdient, nämlich einen Schloſſermeiſter. Aus dieſer Ehe ſtammt eine einzige Tochter, Clara, zu welcher der Obergeſelle der Schloſſerei eine herzliche Zuneigung gefaßt hat. Der alte Mortorell ſieht die Neigung des braven Rudolph nicht ungern, der zwar kein Vermögen, aber als Aequivalent dafür ein tiefes Gemüth und einen regen Fleiß beſitzt. Hat ſich doch Mortorell durch ſeine Schloſſerei ein ſchönes Stück Geld verdient und dabei ſich einen offenen und edlen Charakter bewahrt, ſein Herz iſt weich geblieben und empfänglich für menſchliche Freuden und Leiden, wie er denn auch bereitwillig die arme Familie ſeines Obergeſellen unterſtützt. Er lebt mit ſeiner Frau, geb. Freiin von Lerſtell, in Zufriedenheit und Wohlſtand, aber am Geburtstag ſeines fünfundzwanzigjährigen Glückes, wie Br··n ſchön den Feſttag der ſilbernen Hochzeit nennt, trübt ſich der Eheſta··· himmel. An dieſem Tage erinnert ſich Madame Mortorell, daß noch jung iſt, und ſeltſame Gedanken ſteigen da in ihr auf, ſagt Verfaſſer ſelbſt. Der Stolz ihrer adeligen Abkunft iſt im Verl eines Vierteljahrhunderts nicht gebrochen, die Hammerſchläge in Schloſſerwerkſtatt haben das Bewußtſein ihrer blaublütigen Abſt mung nicht übertönen können. Jetzt tritt ſie plötzlich anmaßend

herrschsüchtig gegen ihren Gatten auf, sie fühlt die ganze Würde ihres Geschlechts in sich vereinigt. Der alte Mortorell soll das Geschäft aufgeben, da ihm das seine Mittel ja erlauben, und „ihren berechtigten Ansprüchen in Etwas Rechnung tragen." Der Zufall fügt es — was fügt nicht der Zufall, meine Gnädige? — daß am selben Tage ein Graf Curt von Wetzel mit dem alten Mortorell persönlich in Geschäftsverbindung tritt. Madame ist natürlich von dem distinguirten Benehmen des interessanten jungen Mannes ganz bezaubert, zumal der sie einladet, seine Tante auf dem benachbarten Schloß zu besuchen, das, wie er erfährt, das Stammschloß der Frau Schlossermeisterin ist. Curt spricht da zwar von „Stätte der Jugend wiedersehen", aber Hermine hat es jetzt vergessen, daß sie noch jung ist. Der alte Mortorell ahnt nichts Gutes, er verbietet seiner Frau den Besuch auf dem Schloß und trifft nichtsdestoweniger daselbst mit ihr zusammen, wohin ihn Geschäftsangelegenheiten in Betreff der Ausnutzung naher Bergwerke seitens einer Actiengesellschaft, deren Präsidentschaft Curt übernommen, und sie die Sehnsucht, das Haus ihrer Ahnen wiederzusehen, getrieben haben. Hier versteht es der Dichter, den Charakter Claras in kurzen Strichen prägnant zu zeichnen. Sie ist in der Begleitung ihrer Mutter, denkt aber als eine gehorsame Tochter des väterlichen Verbotes, ja als sie eben in den Empfangssalon des Schlosses mit Hermine eintritt, gestaltet sich ihr kindliches Pflichtgefühl zum effectvollen Widerstand gegen die Mutter. „Mutter, ich gehe nicht weiter, ich gehe zurück nach Hause", sagt sie. Nur schade, daß sie schon da ist! Da Mortorell auf dem Schloß in der Ehrerbietung, wie sie einer Geborenen von Lerstell zukommt, nicht vollkommen nach dem Ceremoniell handelt, so entdeckt Madame in ihrem Gatten jetzt einen Tyrannen, sie fühlt sich unglücklich und, ein Zeichen, wie groß ihre Verstimmung ist, spricht von entflohener Jugendzeit. Sie verlangt daher von ihrem Manne Scheidung und erhebt zugleich auf die Hälfte des in der Ehe erworbenen Vermögens Anspruch und dies Alles kraft ihres Rechtes. Was das für ein Recht ist, ist mir unerfindlich. Es ist ein Glück, daß wir wenigstens in gesitteteren Rechtsanschauungen leben. Halten Sie den Verfasser von „Ein Traum" für einen Rechtsanwalt, meine Gnädige? Ich nicht. Doch es kommt gar nicht bis zur Anrufung des Gerichtshofes, das eheliche Gewitter zieht vorüber, Mortorell mahnt die junge Frau an ihre Verpflichtung als Mutter, sie bleibt und er trägt ihren berechtigten Ansprüchen in Etwas Rechnung. Er giebt die Schlosserei auf und lebt von seinen Zinsen; das ist doch des Gemals einer Freiin von Lerstell würdiger. Freilich wird ihm diese Unthätigkeit auf die Dauer unerträglich. „Nein, ohne Thätigkeit kann ich nicht sein! Erstens — weil ich eben nicht kann — und zweitens — ja zweitens — weil ich mehr verdienen muß, als zuvor!" sagt er selbst in einem Monolog, dessen Gedankenreichthum man leicht aus der Fülle der Gedankenstriche errathen kann. Zumal des zweiten Grundes wegen fängt der alte Schlosser an, sich auf Speculationen zu legen, er beabsichtigt, die Berge durch Kauf an sich zu bringen und bedient sich dazu eines irischen Barons, der nicht einmal deutsch sprechen kann. Die natürliche Folge davon ist, daß der Graf den Agenten Mortorells übertölpelt. Curt steckt die Summe ein, kokettirt noch ein Weilchen mit Madame, ver-

lobt sich mit Clara gegen ihren und des Alten Willen und begiebt sich darauf auf eine kleine Reise, nachdem er sich die nöthigen Mittel zu einem bequemen Leben durch Frau Mortorell verschafft hat, welche Wechsel auf den Namen ihres Gatten auszustellen sich nicht scheute. Dem Grafen wird mancher liebe Wunsch von Hermine nachgeschickt, von der Staatsanwaltschaft aber nur ein Steckbrief. Mortorell, dem die Wechselgläubiger anliegen, kämpft in seinem Busen einen Riesenkampf, ob er seine Frau dem Gericht übergeben oder ihr verzeihen soll. Endlich siegt in ihm die Liebe, er verzeiht der Gattin die Uebertretung des § 268 des Reichsstrafgesetzbuches, befriedigt die Gläubiger und wird so zum armen Mann. Doch kann ihm geholfen werden. Rudolphs Mutter schickt einen Theil der Unterstützungen des Meisters an ihren Sohn zurück, und da der alte Mortorell einmal Geschenktes nicht wieder annehmen will, schenkt der treue Obergeselle die Summe an Clara, Clara dieselbe wieder an Rudolph, und in die Arme stürzen sich Beide. Finden Sie das nicht reizend, gnädige Frau? Uebrigens ist die Verfügung über das Aufführungsrecht der Agentur der Genossenschaft dramatischer Autoren zu Leipzig übertragen. Das Reproductions- und Uebersetzungsrecht ist vorbehalten. Der Vorhang wird im Stück fünfmal aufgezogen, und wie viel Mal das Publikum? Nun, wenn es Sie nur amüsirt hat, gnädige Frau. Spaß muß sein, das sagt auch meine alte Martha.

Mit einem durchaus modernen Stoff, der Corruption der Presse, beschäftigt sich das Lustspiel „Die neuen Journalisten" von Ferdinand Groß und Max Nordau. In diesem Drama, das von dem Geist der beiden bekannten Feuilletonisten ein glänzendes Zeugniß ablegt, wird eine ganze Naturgeschichte der Leute gegeben, welche ihren Beruf verfehlt haben. Freilich läuft dabei auch viel Carricatur mit unter, manche Scenen dienen nur dem Zweck, einen guten Witz an den Mann zu bringen, viele Charaktere sind nur Feuilletoncharaktere, sie entbehren der festen Einfügung in die Handlung. Da machen wir Bekanntschaft mit einem Pseudomitarbeiter der „öffentlichen Meinung", der sich auf jedem Gebiet der Literatur heimisch fühlt, von allen das meiste für diese Zeitung schreibt und nur das Unglück hat, daß seine Artikel nicht abgedruckt werden. Da begegnen wir einem lyrischen Genie, dessen Lieder den Fehler haben, schon von Heinrich Heine vorgeahnt zu sein, und der jeden neuen Bekannten mit der Widmung seiner Gedichte injuriirt. Uebrigens treibt er die Poesie rein aus Neigung, denn als Sohn eines reichen Hausbesitzers hat er es nicht nöthig zu dichten. Da lernen wir einen Journalisten kennen, der zwar nicht ein Mann der Feder, aber der Scheere ist, und auch der unvermeidliche Interviewer und der Revolverjournalist fehlen nicht. Sie sehen, gnädige Frau, das Stück ist reich an Episoden, aber es scheint mir damit überladen zu sein. Die schlanken Säulen der Handlung sind mächtig mit dem Blätterschmuck und Schlingpflanzen der Episode belastet und man hat immer das ängstliche Gefühl, daß sie einmal unter dem Druck des schweren Ornaments zusammenbrechen könnten. Auch die Misère des Theaterlebens bleibt uns nicht erspart, der Schauspieler Goldoni, der in verächtlicher Weise der Kreatur den Hof macht, repräsentirt leider eine große Kategorie von Reclamehelden der Bühne. Ob es gerechtfertigt ist, dem Publikum einen freien Einblick in das Leben hinter den Coulissen zu gestatten, scheint mir fr

lich eine Frage zu sein, über die sich streiten läßt. Allerdings hat der Lustspieldichter das Recht, über jede Thorheit und Lächerlichkeit jeder Menschenklasse die Geißel der Satire zu schwingen, aber dem Zuschauer, der ein imaginäres Spiel menschlicher Kräfte und Leidenschaften zu sehen kommt, von vornherein die Illusion zu zerstören, schlägt leicht zu einem mißlichen Unternehmen aus. Mit all diesen Eintagsmenschen söhnt uns der Redacteur der „öffentlichen Meinung" Dr. Schwarz, aus, der im Mittelpunkt der Handlung steht. Diese ist folgende: Doctor Schwarz' bester Freund auf der Universität Heidelberg war Bornig, sie genossen Beide ein seliges Studentenleben in überschäumendem Jugendmuth und durchglüht von rosigen Hoffnungen. Freilich gingen ihre Wege bald auseinander. Bornig mußte nach dem Tode seines Vaters das Bankgeschäft desselben übernehmen und da er als ein Mann der Wissenschaft das Geschäft allein zu leiten nicht im Stande war, nahm er den ersten Buchhalter, Eduard Neuhold, zum Compagnon. Leider hatte Bornig sein Vertrauen einem Unwürdigen geschenkt; als er mit seiner jungen Frau von der Hochzeitsreise zurückkehrte, stand er an dem Ruin des angesehenen Bankgeschäftes. Wegen betrüglichen Bankerotts in Untersuchungshaft genommen, machte er seinem Dasein mit einer Kugel ein Ende und hinterließ eine hilflose Frau, die nach einigen Monaten einem Mädchen das Leben schenkte. Neuhold, dem der Thatbestand eines Betruges nicht nachgewiesen werden konnte, ging nach Amerika und erwarb sich dort ein colossales Vermögen. Aber das Heimweh und das Verlangen, in der Heimat eine große Rolle zu spielen, zogen ihn wieder über den Ocean nach dem Vaterland zurück, nachdem er zur Vermeidung unliebsamer Scenen mit der Genehmigung der Behörde seinen deutschen Namen in Newman hatte umändern lassen. In der Heimat betheiligt sich Newman an den finanziellen Unternehmungen des Landes und wird von der Regierungspartei als Candidat für das Parlament aufgestellt. Bei seiner politischen Thätigkeit findet er an Dr. Schwarz einen heftigen Gegner. Schwarz hat seine juristische Laufbahn aufgegeben und sich vollständig der Journalistik gewidmet. Sein Ziel ist das Wohl des Landes, mit Wort und Schrift verficht er die Interessen des Staates und bekämpft energisch die Wahl Newmans, dessen egoistische Operationen er klar durchschaut. Newman, von seinen politischen Feinden energisch verfolgt, sucht vergeblich im Kreise seiner Familie Entschädigung für die Mühseligkeiten des politischen Wahlkampfes; sein Sohn, für den allein er die drückende Last einer aufreibenden parlamentarischen Thätigkeit auf die Schulter nehmen will, um ihm eine glänzende Stellung zu erringen, verliebt sich in eine Schauspielerin Ida Börne. Da Newman in eine Verheirathung seines einzigen Kindes mit einer Komödiantin niemals einzuwilligen gedenkt, strengt
[illegible] alle Mittel an, Ida das Bühnenleben zu verbittern und sie so zu
[illegible]lassen, der Kunst zu entsagen; er besticht den Theaterkritiker der
„[illegible]ntlichen Meinung", schreibt statt seiner die Recensionen und greift
[illegible] naßloser Heftigkeit ihre künstlerischen Fähigkeiten an, obgleich Ida,
[illegible]e mit unterlegtem Engagementscontract spielt, großen Beifall findet.
[illegible] untergräbt damit freilich nicht nur ihr Renommée als Schauspie-
[illegible], ihre ganze Existenz hängt von dem Zustandekommen des Engage-
[illegible]s ab, denn sie ist die Tochter einer armen Wittwe, der Wittwe

Bornigs, und Börne ist nur ihr Theatername. Schwarz, welcher der Vergangenheit seines politischen Antagonisten Newman nachgegangen ist, erhält von der Manipulation Ottos Kenntniß und sucht, da er die Identität Idas mit der Tochter seines armen Studienfreundes festgestellt hat, eine Ausgleichung der Schuld Newmans gegen seinen ehemaligen Compagnon durch die Vereinigung ihrer Kinder herbeizuführen. Unter der Androhung, der Welt die Geschichte eines gewissen Neuhold mitzutheilen, nöthigt er dem alten Newman die Einwilligung zur Ehe seines Sohnes mit der Tochter des unglücklichen Bornig ab und veranlaßt ihn zugleich zum Verzicht auf seine Candidatur. So dient Schwarz seiner alten Jugendfreundschaft und zugleich dem Vaterland, das er vor den eigennützigen Finanzoperationen eines verwegenen Millionenjongleurs rettet. Sie sehen, gnädige Frau, mit Freytags „Journalisten" haben „Die neuen Journalisten" wenig gemein.

Eine frische Episode aus Lessings Studentenzeit führt uns Wilhelm Henzen in seinem einactigen Zeitbild „Studiosus Lessing" vor, es behandelt den Conflict des jungen Theaterdichters mit seinem orthodoxen Vater und Beider Versöhnung. Wir werden in das Pfarrhaus zu Kamenz eingeführt, volle Gestalten mit Fleisch und Blut bewegen sich dort, ihre Anschauungen und der Ton ihrer Rede athmen den Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Das Stück, dem ein echt dramatischer Aufbau der Handlung eigen ist, ist am Leipziger Stadttheater mit gutem Erfolg zur Aufführung gekommen. „Ein lustig Spiel vom Gott Humor" von Johannes Proelß ist ein Schwank im Stil des Hans Sachs. Es ist mit großer Kenntniß der Eigenart des poetischen Schuhmachers geschrieben und voll Frische der Lebensanschauung und Prägnanz der Diction. Solche gereimten Stücke im Costüm des Reformationsjahrhunderts, wie Proelß's origineller kecker Schwank, erwecken den Wunsch, es möchten mehr dergleichen Abstecher in das Gebiet Hans Sachs'schen Muse gemacht werden.

Für heute leben Sie wohl, gnädige Frau! In vier Wochen wird sich erlauben wiederzukommen Ihr

E. T.

Besorgte Mütter.

Nach dem Originalgemälde von F. W. Pfeiffer.

HPS.

Die Lungenentzündung.

Ein Wort zur Aufklärung über einen gefährlichen Feind.

Der Name Lungenentzündung sagt uns deutlich, daß wir es mit einer Erkrankung des Athmungsorganes zu thun haben, und zwar mit einer durchaus nicht ungefährlichen Krankheit, wie der Leser aus eigener und aus fremder Erfahrung weiß. — Die Lungen sind ein paariges Organ, welches einen großen Theil der Brusthöhle ausfüllt; die rechte Lunge liegt in der rechten, die linke in der linken Brusthälfte. Zwischen beiden liegt die Wirbelsäule, die Speiseröhre, die Luftröhre, die großen Stämme des Arterien- und Venensystems und das Herz. Von der Bauchhöhle sind die Lungen getrennt durch das Zwerchfell, auf dem sie gewissermaßen ruhen.

Jede Lunge hat eine ungefähr halbkegelförmige Gestalt, die Farbe der Lunge ist grauroth, untermischt mit vielen schwarzen Flecken, welche von der Ablagerung von amorphem Pigment herrühren und bei älteren Individuen in größerer Menge vorzukommen pflegen.

Der Bau der Lunge ist der Art, daß in derselben eine nur durch dünne Wände geschiedene Berührung des Blutes mit der äußern Luft stattfinden kann, indem die Gefäße der Lungen in ein feines Adernetz aufgelöste kleine blasige Hohlräume umspinnen, welche mit atmosphärischer Luft gefüllt werden können. Durch die Gesammtheit dieser Bläschen, den zugehörigen Adern und durch die Verzweigungen der Luftröhre wird die Substanz der Lungen zur Hauptsache gebildet.

Ist nun eine Lungenentzündung vorhanden, von welcher Krankheit der pathologische Anatom (das heißt der Anatom, der sich die durch Krankheiten veränderten Organe des thierischen Körpers zum Studium gewählt), drei Stadien unterscheidet, so findet man im ersten Stadium die Lungencapillaren oder Lungenhaargefäße (weil sie mikroskopisch klein sind) strotzend mit Blut angefüllt, geröthet und in den Lungenbläschen eine seröse Flüssigkeit. Im zweiten Stadium der Lungenentzündung ist diese seröse Flüssigkeit geronnen, wodurch die Lunge ein leberartiges Ansehen erhält. Im dritten Stadium ist die Lunge mit Eiterkörperchen durchsetzt und das Lungengewebe leicht zerreißlich.

Aus allen diesen Stadien ist eine Rückkehr zur normalen Structur der Lunge, also Heilung möglich. Der physiologische Proceß dieser Heilung ist ungefähr folgender: die fibrinöse Substanz in den Lungenbläschen verwandelt sich in eine käseartige Substanz, geht dann in Fett über, wird flüssig und wird alsdann von den Sauggefäßen der Körper

aufgesaugt und dem Blute zugeführt. Sind die Lungenbläschen also wieder frei, ist die Entzündung gehoben und fließt das Blut in den Haargefäßen wieder normal; ist das Organ überhaupt in seinen normalen Zustand zurückgekehrt, so ist der Mensch genesen.

Das erste Symptom der Lungenentzündung ist ein Unwohlsein und ein heftiger Schüttelfrost. Später mehr oder minder Schmerzen in der Brust, Husten und Auswurf eines klebrigen Schleimes mit etwas Blut untermischt, der, weil er ähnlich wie Pflaumenbrühe aussieht, von den Aerzten pflaumenbrühartiges Sputum genannt wird. Dieses Blut stammt aus den Haargefäßen, die, weil sie strotzend gefüllt sind, hier und da platzen und das Blut austreten lassen. Doch kommen auch Lungenentzündungen vor, bei denen der Auswurf keine Blutspuren zeigt. Der geehrte Leser erlaube uns hier eine kleine Abschweifung betreffend des Aufgebens von Blut: Wenn zu wiederholten Malen eine größere Quantität Blut aufgegeben wird, so ist das bedenklich, besonders wenn dasselbe aus den Lungen stammt. Das Blut stammt aber nicht immer aus den Lungen, es kommt aus der Schleimhaut der Luftröhre, des Kehlkopfes, aus der Nase, aus dem Munde, aus der Speiseröhre und aus dem Magen und die bekannte Furcht vor dem Blutsturz alarmirt den Kranken und macht ihn für sein ganzes Leben zittern, da, wo ein Nasenbluten während der Nacht die unschuldige Ursache war. Der hintere Theil der Nase steht nämlich mit dem Schlunde in Verbindung. Beim Liegen fließt nun das aus der Schleimhaut der Nase stammende Blut anstatt nach außen durch den Schlund in den Magen hinab. In diesem wird es entweder theilweise verdaut und durch den Darm aus dem Körper entleert oder es wird durch Erbrechen nach oben entleert. Kommt nun, was in den meisten Fällen geschieht, beim Erbrechen oder beim Hinabfließen des Blutes in den Magen eine geringe Quantität in den Kehlkopf, wie der obere Theil der Luftröhre genannt wird, so entsteht Husten und der Patient ist der Meinung, das Blut ausgehustet zu haben. Dasselbe kann der Fall sein, wenn das Blut aus der Schleimhaut des Magens kommt, aus der Speiseröhre oder aus den Zähnen. Die Unterscheidung, woher das Blut stammt, ist nicht leicht. Allerdings ist das Blut aus der Lunge durch beigemengte Luft schaumig und hellrother als das aus dem Magen, dem zuweilen Speisereste beigemengt sind. Dennoch kann dasselbe aus der Lunge stammen, in den Magen anstatt in den Mund geflossen sein und jetzt wieder aus ersterm herausbefördert werden. Die Ursachen der Blutungen sind immer Berstungen von Blutgefäßen (Adern), ausgenommen bei Verwundungen, wo die Gefäße durch Instrumente verletzt werden. Bersten die kleineren Gefäße bei Blutüberfüllungen oder Entzündungen, so hat das eher einen heilsamen als einen nachtheiligen Zweck, und der Patient braucht sich keine große Sorge zu machen. Dagegen sind Blutungen aus größeren Gefäßen, auch wenn sie nicht aus den Lungen komm gefährlich. Hat man constatirt, daß das Blut aus den Lungen stam so wende man sich an den Arzt. Da dieser aber nicht immer an S und Stelle ist, so verschlucke man einen Theelöffel voll Kochsalz, rid sich im Bett auf, stecke die Hände in warmes Wasser und verme jede körperliche Anstrengung. Hat man Eis zur Hand, so schlucke m Eisstückchen. Letzteres thue man auch, wenn die Blutung aus d

Magen kommt, oder man nehme Säuren, z. B. Essigsäure. Vor Allem vermeide man warme Speisen und warme Getränke innerhalb des kürzeren Zeitraums, in dem die Blutungen stattfinden. Nasenblutungen, wenn sie nicht zu lange anhalten, läßt man ausbluten.

Doch kehren wir jetzt zur Lungenentzündung zurück. Ein weiteres Symptom als die genannten ist die Kurzathmigkeit, welche dadurch entsteht, daß die Lungenbläschen, in denen zur Hauptsache der Austausch von Luft zwischen Lunge und Blut stattfindet, der Luft zum Theil unzugänglich geworden sind. Auch die Blutüberfüllung der Lunge führt Kurzathmigkeit herbei, gleichzeitig auch ein verstärktes Herzklopfen. Das Herz ist bekanntlich die Triebquelle des Blutes. Findet dasselbe nun einen Widerstand, wie bei jeder Blutüberfüllung eines Organes durch langsameres Fließen, so ist es gezwungen, diesen Widerstand zu überwinden und dieses geschieht durch verstärkte Zusammenziehungen seiner Wände (verstärktes Schlagen). Das verstärkte Herzklopfen findet daher nicht allein bei der Lungenentzündung statt, sondern stets dann, wenn es mehr leisten muß, als den normalen Kreislauf zu unterhalten. Außer anderen Gefahren bietet die verstärkte Herzaction die Gefahr der Herzvergrößerung, denn jeder Muskel, der stark agirt, nimmt an Volumen zu, indem die Muskelsubstanz sich vermehrt. Wir sehen dieses an den Armmuskeln der Schmiede, an den Wadenmuskeln, kurzweg Waden, der Bergbewohner. Auch an den markirten Zügen der Schauspieler: durch die Mimik werden ihre Gesichtsmuskeln mehr angestrengt, als die anderer Menschen, sie verstärken sich in ihrer Substanz und markiren sich alsdann unter der Haut. Ein Muskel, der gar nicht agirt, wird schwach dadurch, daß sich seine Substanz vermindert. Unter Umständen schwindet die Muskelsubstanz ganz und gar und geht in Fett und Bindegewebe über. Die Gefahr, die hieraus erwächst, liegt nahe einzusehen. Bei der vermehrten Muskelsubstanz geht die Gefahr vom Herzen aus; die äußeren Muskeln sind nur gefährlich für die zweite Person, etwa, wenn man von einem Schmiedegesellen oder einem Matrosen eine Ohrfeige erhält, oder von einem tyroler Bauern während des Tanzes einen Fußtritt. Bei der vermehrten Muskelsubstanz des Herzens kann dieses so groß werden, daß es die es umschließenden Lungen drückt. Es kann auch, indem es in Folge der verstärkten Muskelsubstanz das Blut durch stärkeres Zusammenziehen mit größerer Kraft durch die Adern treibt, Apoplexien verursachen, besonders bei Greisen, bei denen oft eine Erkrankung der Arterienwände, die Arterienbrüchigkeit, vorhanden ist.

Man hat in dem Extract des rothen Fingerhutes (Digitalis purpurea) ein vorzügliches Mittel gegen die verstärkte Herzaction, doch darf man dasselbe nur auf Verordnung des Arztes anwenden, da Umstände vorhanden sein können, welche die Anwendung des Medicamentes gefährlich machen. Auch bei der Lungenentzündung wird die Digitalis angewendet, wenn nämlich durch die verstärkte Herzaction zu viel Blut in den Lungen angehäuft ist. In diesem Falle sind auch Blutentziehungen durch Aderlasse am Platze.

Gegen die genannten pathologischen Veränderungen in den Lungen legt man kalte Umschläge auf die Brust, oder auch warme, wenn der Patient die Kälte nicht vertragen kann. Man muß die Umschläge so heiß wie möglich sein lassen, sonst beengen sie dem Kranken den Athem.

Die Diät muß eine sehr leichte sein, weil durch die aus der Blutüberfüllung der Lungen resultirende Blutüberfüllung der Magenschleimhaut die Verdauung gestört ist. Nur sehr leichte Speisen, die der Arzt verordnen muß, dürfen von dem Patienten genossen werden. Zum Getränk gebe man Limonade, am besten Citronenlimonade, da diese auch gegen das stets vorhandene Fieber wirksam ist. Allerdings darf man auch Essiglimonade geben, jedoch frage man allemal den Arzt; nach eigenem Gutdünken zu handeln oder nach dem Rathe eines quacksalbernden Schulmeisters oder einer alten Frau, dazu ist das Menschenleben zu kostbar.

In vielen Fällen gesellt sich der Lungenentzündung eine Brustfellentzündung hinzu und dann können sich zwischen Lungen und innerer Brustwand wässerige, eiterige oder blutige Ergüsse bilden, wodurch die Krankheit natürlich in hohem Grade gefährlich wird. Doch wird ein tüchtiger Arzt, wenn die Natur der Krankheit disponirt, den Heilproceß einzuschlagen, auch hier Hilfe bringen. Das Heilverfahren, das hier eingeschlagen werden muß, ist von den Umständen abhängig und diese variiren so sehr, daß es den Leser ermüden würde, wollten wir dieselben hier anführen; zweitens würde der gemessene Raum in diesem Blatte dasselbe nicht gestatten.

Die Ursache der Lungenentzündung ist nicht bekannt, man kann daher keine speciellen Schädlichkeiten anführen, denen man aus dem Wege gehen muß, doch sind hier, wie überall, gewisse Allgemeinschädlichkeiten nicht außer Acht zu lassen. Leute, die an Lungenentzündung gelitten haben, thun gut, einen Respirator zu tragen, um rauhe oder staubige Luft abzuhalten, ferner ist ihnen zu rathen, nicht stundenlang in dem Tabaksqualm der Bierhäuser zu sitzen, sondern wenn sie ihre Werkstatt oder ihr Comptoir ꝛc. geschlossen haben, sich hinaus zu begeben in die freie Natur. Ferner ist Baden anzurathen, doch bleibt es dem Ermessen des Arztes anheimgestellt, ob ein kaltes Flußbad oder ein warmes Wannenbad zu nehmen sei. Wer so vermögend ist, ins Bad zu reisen oder auf die Berge, der versäume es nicht, er thut sich und seinem Arzte, der unter allen Berufsclassen wohl am meisten der Erholung bedarf, einen großen Gefallen.

Es hieß oben, daß die Ursache der Lungenentzündung nicht bekannt sei und es war damit die von selbst entstehende Krankheit gemeint; die Fälle, in der sie durch äußere Ursachen entsteht, sind natürlich davon ausgeschlossen. Es giebt z. B. Krankheiten, wo die Speisen und Getränke, die der Mensch genießt, anstatt in den Schlund zu gelangen, in die Luftröhre und Lungen sich verirren und von da, weil der Kranke zu schwach ist, durch Husten nicht entfernt werden können. Um der Lungenentzündung in solchen Fällen vorzubeugen, muß der Kranke mittels der sogenannten Schlundsonde ernährt werden. Auch die Absonderungen von Geschwüren ꝛc. im oberen Theil des Halses, wenn sie die Luftröhre hinabfließen, verursachen unsere Krankheit. Um dieses viel wie möglich zu vermeiden, muß man die Jauche oder den Eit durch Betupfen mit Schwämmen zu entfernen suchen und den Kranke so lagern, daß das Secret nach außen fließe. Auch ätzende Substanze wenn sie in die Lungen gelangen, rufen dort die Entzündung hervo Die Pocken sind sehr oft mit Lungenentzündung complicirt, und ist die

die Haupturſache der ſo häufig bei dieſer epidemiſchen Krankheit eintretenden Todesfälle.

In neuerer Zeit hat man die Belladonna als Mittel gegen die Lungenentzündung kennen gelernt. Möge es der Wiſſenſchaft recht bald gelingen, über eine größere Reihe Mittel gegen dieſe und jede Krankheit zu gebieten. Die Krankheit unter allen Umſtänden zu beſiegen, wird wohl erſt dann gelingen, wenn gegen den Tod ein Kraut gewachſen iſt.

Dr. S. Behrend.

Mei Himmi.

(Oberbairiſche Mundart.

(Siehe die Illuſtration „Freudige Ueberraſchung".)

I woas an bſundern Himmi,
Da hauſt koan Heiliger drin,
Und dangerſcht is der Himmi,
Wie oaner nach mein Sinn.

Der Himmi is a Hütten,
Und juſt dees gfollt mir dro,
Wie's drin ſo ſchö und liebli,
Man ſiechts ihm gar nit o.

I moan, Du kunſts derrothen,
Was in dem Himmi woar,
Ja, ja, es is mei Dirndl,
Und die is ſo viel roar.

Und kumm' i in den Himmi,
So traum' i ſelgen Traum.
Mei Herz, mei Schatz, mei Hünderl,
Die hoaben drinnen Raum.

Nach Franz von Kobell.

Literarische Entdeckungsreisen.

II.

Die Liebe ist ein unerschöpfliches Thema. Sie ist ein Kampf des Lebens, ein Kampf der Herzen und als solchen hat sie auch ein geistvoller Autor in einem Buch behandelt, welches der Entdeckung seitens aller über die Liebe nachdenkenden Leser werth ist. Strategie der Liebe, Studie von Adolf Silberstein heißt das im Verlag von Richard Eckstein in Leipzig erschienene Werk, dem wir nachfolgend einige strategische Regeln und Lehren bezüglich des Eroberungskrieges in der Liebe entnehmen.

Die Eroberung.

I.

Die Macht der Liebe besteht in der Fülle von Glückseligkeit, welche sie bereitet. Des Menschen ganzes Wesen strebt nach Glückseligkeit. In der Auffassung dieses Glücks sind die Naturen verschieden. Es wäre vergebliche Mühe, eine bestimmte Art von Glück für alle Geschöpfe festzusetzen. Jeder ist nur glücklich in der ihm eigenen Sphäre. Dem Fischlein ist's wohlig im kühlen, feuchten Grunde, dem Vogel im grünenden Walde, vom freien Aether umwebt. Die Palme verkümmert im Norden. Die Tanne ragt gern in hohe Regionen empor. Diogenes schwelgte in der Bedürfnißlosigkeit. Alexander hüllte sich in Purpur und Seide. Der Heilige flieht die Welt und findet die höchste Wollust im Geißeln des eigenen Körpers. Der Kaufmann häuft Waarenvorräthe und ersättigt kaum seinen gierigen Blick an blinkenden Goldhaufen und glückverheißenden Papieren.

Johann, der muntere Seifensieder, war unglücklich, als er ein reicher Mann geworden war um den Preis, nicht mehr singen zu dürfen. Schließlich gab er alle Schätze zurück für seine Lieder. Spinoza schliff Brillen und ernährte sich kümmerlich, um seinen Gedanken, die einst eine Welt beherrschen sollten, nachzuhängen. Allen Gnaden, die ihm Fürsten anboten, zog er die Genüsse seiner philosophischen Entdeckungen in stiller Dachkammer vor.

Es läßt sich darum schwer sagen, was das Glück ist, worin es bestehe. Es zeigt sich eben Jedem in anderer Gestalt, dem als schönes Weib, jenem als Goldhaufen, dem Dritten als Scepter und Krone, dem Vierten als leuchtende Wahrheit. Thatsache ist nur, daß Alle das Glück suchen, wobei die besondere Form ganz gleichgiltig ist.

Liebe giebt Glück, das wird Jeder bestätigen, der sie gefühlt.

Aber nicht Alle fühlen sie. Nicht einmal Alle kennen sie. Und nicht einmal Alle, die sie kennen, kennen sie ganz.

Die Natur, die zu ihren Absichten stets nur die wirksamsten, nicht immer die edelsten Mittel wählt, hat dafür gesorgt, daß auch ohne die erhabeneren Formen der Liebe diese ihre Allgewalt behaupte.

Die Liebe geht aus von den Sinnen. Und hierin steht die Liebe des rothen Indianers auf derselben Stufe mit der Liebe Faust's und Don Juan's.

Die Liebe veredelt sich, indem sie das Herz, den Sitz der Wünsche und Neigungen in Mitleidenschaft zieht.

Der Reiz der Sinne ist vergänglich. Liebe, auf äußern Reiz gebaut, trete Anfangs noch so heftig auf, ist nach allen Erfahrungen raschem Tode geweiht. Mit der Befriedigung der Sinne stirbt sie gewöhnlich ab. Die Natur hat ihren Zweck erreicht und hat keine Moral.

Man täuscht sich oft über die Form der sinnlichen Liebe. Wie häufig irrt sich die Welt, indem sie behauptet, diese oder jene Ehe sei „aus Liebe geschlossen" und müsse darum „glücklich" werden. Man wundert sich, wenn man Diejenigen, die man durch himmlische Gewalten zusammengeführt glaubte, nach Jahren, oft unvermuthet, gleichgiltig oder gar mit Haß im Busen, von einander scheiden sieht.

Die sinnliche Liebe ist eine prächtig blühende, glühende, schimmernde Rose; ein Himmel voll electrischer Gewitter.

Die Rose verblüht.

Des Gewitter tobt sich aus.

Und doch ist sie schön und gewaltig, die Liebe, die aus dem Naturgrund der Sinnlichkeit hervorsproßt. Sie ist gewaltig, wie die Natur. Die Majestät der Leidenschaft zeigt sich in ihr. Sie rast, Orkanen gleich, die Meere aufpeitschen und Wälder entwurzeln. Sie ist ein Dämon, der den Menschen, den er befällt, verkehrt, verwandelt, ihn oft erhöht und ihn Wunder wirken läßt. Leander durchschwimmt den Hellespont, um in dem süßen Schooß seiner Hero ruhen zu können. Romeo bahnt sich durch Degenspitzen seinen Weg zu Julie, nächtlicher Weile dringt er, wie ein Wolf in die Lämmerherde, durch den Balkon zu dem stillen, ringsum bewachten Kämmerlein seiner Geliebten. Nachdem er einmal aus dem Flammenbecher ihrer Küsse getrunken und ihn ein unerbittliches Schicksal von ihr wegjagt, ist er der Verzweiflung nahe und er trinkt Gift, um sich mit ihr im Tode zu vereinen.

Mit wunderbarer Symbolik lassen antike und moderne Dichter flammende Liebe früh, nach kurzem Rausche, sterben. Die Liebe stirbt sonst selbst — in der Ernüchterung. Die Natur berauscht uns, bis sie ihren Zweck erreicht hat, und wir reiben uns dann die Augen, als ob irgend ein dämonisches Blendwerk uns getäuscht hätte.

Faust, der Denker, bedarf des Verjüngungstrankes, um den Rausch der Liebe kosten zu können. „Mit diesem Trank im Leibe, sieht er Helenen in jedem Weibe." Er sieht Gretchen und liebt sie bis zum Wahnsinn, er „verpufft Sonne, Mond und Sterne", um in den Besitz der Geliebten gelangen zu können. Er genießt und — „im Genuß verschmachtet er nach — Begierde." Er verläßt Gretchen. Der Zweck der Natur ist erreicht. Denn nicht alle Gretchen sterben als — Kindesmörderinnen.

Um Helena bekriegten sich Ost und West. Für der Minne süßen Sold gingen die Ritter des Mittelalters in Tod und Verderben, sangen die Troubadours ihre herrlichsten Lieder. Tagtäglich berichten die Zeitungen von Selbstmorden und Doppelselbstmorden aus unglücklicher Liebe. Ueberall sehen wir die Macht und Glut der Sinne als bestimmend für das Leben der Individuen, als Ursache ungewöhnlicher Entwickelung oder tragischer Katastrophen auftreten. Die Natur scheut eben nie und nirgends ein Mittel, um ihren Zweck durchzusetzen.

Wir wollen absichtlich nicht zu lange auf diesem Gebiete verweilen, das sich eng mit dem der Physiologie berührt.

Aber jeder Liebende, der die Naturgrundlage der Liebe ignorirt, — denn es giebt ja Liebende von idealerem Denken — wird sich grausam bestraft finden. Die Sinne des Weibes sind das offene Thor zu seinem Herzen. Das Nervenleben überwiegt im Weibe. Es empfindet rascher, heftiger, tiefer, es ist Eindrücken leichter zugänglich, seine Erinnerungen sind fester und treuer.

Darum ist der erste Eindruck so entscheidend für das Weib. Dieser Eindruck bleibt. Spielend erobert der Günstling der Natur die Herzen aller Frauen. Um den schönen Leicester befehden sich Elisabeth und Stuart, die klügste und die schönste der Frauen. Für den Günstling spricht das Herz des Weibes noch lange, lange, wenn ihr Verstand und ihr Charakter ihn längst verurtheilt haben. Das Weib unterliegt hier unbewußt dem Banne der Natur.

Die Natur hat nur ihren Zweck im Auge, möglichst vollkommene Individuen zu erziehen. Ein Fatum treibt das Weib blind, vernunftlos in die Arme des Verführers. Der Günstling der Natur tritt herum auf Weiberherzen. Keine Fürstin ist ihm zu hoch, keine Schönheit zu stolz. Die Natur kennt ja keine Fürstenkronen und keinen Hochmuth der Stellung und Geburt.

Wir schreiben nicht für den Günstling der Natur.

Die Kunst beginnt dort, wo die Natur uns im Stiche läßt.

Wir dürfen dieses Thema nicht zu sehr ausbeuten. Es genüge Dem, der denken folgern kann, der Hinweis auf die vorzugsweise sinnliche Natur des Weibes.

Schwachheit, Dein Name ist Weib!

Damit beginne die erfolgreiche Strategie der Liebe! Darauf hoffe der verlähte Liebende! Er bestehe das Auge, das Ohr! Form, Ton, Bewegung — dazu en sich ja so viele Gelegenheiten in Spiel, Tanz und Gesang — seien einnehmend! **m die Natur gewinnende Schönheit versagt hat, der kann durch Geschmack und zie viel ersetzen. Oft siegt geistvolle Anmuth über ausdruckslose Schönheit.**

Der antike Ovid durfte in diesem Kapitel bis an die äußersten Grenzen gehen. durfte die Geheimnisse des Händedrucks, die Gunst der unmittelbaren Nachbar-

schaft dogmatisch verwerthen. Wir geben flüchtig über dieses Kapitel hinweg und es genüge uns, darauf hingewiesen zu haben, wie unmittelbar und groß die Gewalt der Sinne beim Weibe ist, daß wer die Sinne bestochen, sein Spiel halb gewonnen hat, daß Zeit und Gelegenheit, Laune und Verdruß, Sehnsucht und Verzweiflung, mit einem Worte alle abwechselnden Stimmungen des Weibes je nachdem als Förderungen oder Hindernisse für die Liebesstrategie auftreten.

Dichter und Romanschreiber wissen viel von dem Einfluß des Mondscheins, von dem berauschenden Duft einer Jasminlaube, von den Gefahren der Einsamkeit, von den Stadien der Erinnerung als von begleitenden Umständen der Eroberung von Frauen zu melden.

Es wird darin unsäglich viel übertrieben, aber ein Körnchen Wahrheit liegt darin, daß die schwächste Vertheidigung des Weibes ihre Sinne sind.

Freilich giebt es eine weibliche Tugend, die selbst die Schwäche der Sinne besiegt.

Doch nun zum zweiten Strategem!

II.

Wir wagen den Ausspruch, es sei weit leichter, die Gunst einer Frau zu erringen, als zu verlieren.

Es hängt dies mit der gesellschaftlichen Stellung der Frauen im Allgemeinen zusammen. Die Frauen sind fast rechtlos, sie sind in der Ehe meist die Dienerinnen und Wärterinnen des Mannes. Alle Lebensgenüsse erreichen sie nur unmittelbar durch den Rang ihrer Gebieter. Der Mann ist das nächste und höchste Forum der Frau, die Quelle ihres Wohlergehens, ihres Reichthums, ihres Ansehens. Es ist kein Wunder, wenn die Frauen die Männer vergöttern, die ihnen vielfach als höhere Wesen erscheinen müssen. Die Manner sind der Hort aller Macht und alles Glückes auf Erden. Die sociale Unterordnung der Frauen, die nur allmälig gemildert und wohl erst in ferner Zukunft ganz aufhören wird, giebt auch dem weiblichen Charakter etwas unbewußt Sklavisches, Demüthiges, Biegsames.

Wer kann so zärtlich sein, so heucheln und schmeicheln, wie eine Frau? Wer ist so schlau und listig, so findig in der Erreichung ihrer Ziele, als eine Frau?

Die Falschheit der Frauen, die so gern zum Thema der Poesie und männlicher Bosheit gemacht wird, ist nichts als eine sociale Erscheinung, die überall sich bildet, wo Unterdrückung herrscht, ob Mann oder Weib, ob gar dieses oder jenes Volk davon betroffen wird.

Nur der Freie ist aufrichtig, nur der Starke hat Charakter.

Die Heuchelei der Höflichkeit, die Koketterie sind nirgends so sehr ausgebildet, wie beim Weibe. Das sind aber nicht durchweg verdammenswerthe Eigenschaften, sondern nothwendig begründet in dem Kampfe des recht- und machtlosen Weibes um das Dasein.

Es ist unedel, Schwächen auszubeuten, obwohl alle, selbst die größten Erfolge in der Welt, auf der Ausbeutung menschlicher Schwächen beruhen. Ist es aber unedel, wenn Derjenige, der von einer wahren Leidenschaft zu einem liebreizenden weiblichen Wesen ergriffen ist, sich diese Schwächen zur Erringung seines Glückes zu Nutze macht?

Im Kriege ist Alles erlaubt, was zum Siege und damit zum Frieden führt. Da die Frauen stets in Abhängigkeit gehalten werden, von dem absoluten Willen der Eltern unmittelbar in den Absolutismus der Ehe gerathen, so muß ihnen Alles, was Freiheit und Macht heißt, mehr als alles Andere begehrenswerth und kostbar erscheinen. Das erste Geschenk, welches der Liebende dem Gegenstande seiner Neigung entgegenzubringen hat, ist seine eigene Freiheit. Wir gestehen ein, daß dies nur zum Schein zu geschehen hat, denn das natürliche Verhältniß des machtgebietenden Mannes zum machtlosen Weibe kann nicht ohne Weiteres in das Gegentheil umgewandelt werden.

Aber dieser Schein täuscht und erobert sicher.

Indem das angebetete Weib sich als Herrin und Gebieterin über ein freies und mächtiges Wesen, wenn auch nur zum Schein, fühlt, genießt sie das seltene Glück der Freiheit und Herrschaft und wird, wenn sie diesen Genuß erst kennen gelernt hat, nicht sobald denselben aufgeben wollen.

Die erste Form, in welcher der Mann seine kostbare Freiheit dem Weibe gegenüber aufzugeben scheint, ist die der Aufmerksamkeit.

So unbedeutend dieser Factor zu sein scheint, so unbedingt ist er die Thür zu jeder Gunst, bei Männern sowohl wie bei Frauen.

Die Aufmerksamkeit auf die Wünsche und Bedürfnisse Anderer ist ja die erste Entäußerung des Ich, der erste Gegensatz der Selbstsucht, und Nichts gewinnt den Andern so sehr, als wenn er im Andern sein Ich, theilweise oder ganz, wiederfinden kann.

Die Aufmerksamkeit kann sich zur Liebenswürdigkeit steigern, welche nicht blos auf die Wünsche und Bedürfnisse Anderer Bedacht nimmt, sondern fähig ist, ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse nöthigenfalls denen Anderer zu opfern.

Es sind dies Eigenschaften, die sich Jedermann aneignen sollte, nicht nur im Umgang mit Frauen, sondern auch mit Männern.

Da aber der Umgang mit Frauen Aufmerksamkeit erfordert und zur Liebenswürdigkeit erzieht, so hat der Umgang mit Frauen, abgesehen von ihrem Abscheu gegen alles Rohe und Verletzende, jene bildende Wirkung, die ihm allgemein zugeschrieben wird. Die Roheit der Sitten eines Volkes wirft immer ein schlechtes Licht auf die Frauen dieses Volkes.

Die Formen der Aufmerksamkeit sind, wie sie der alte erotische Lehrmeister Ovid entwickelt, sehr verschiedenfach.

Die meisten derselben sind zu bekannt, als daß wir sie ausführlich erörtern müßten. Die kleinen Dienstleistungen der Höflichkeit in Gesellschaft, beim Tanze, beim Spaziergang, bei Tafel, die Vorschriften, der Auserwählten möglichst oft zu begegnen, ihr im Theater gegenüber zu sitzen, zu applaudiren, wenn sie applaudirt, zu loben, was sie lobt, zu tadeln, was sie tadelt — das sind die ersten Kunstgriffe der Galanterie, die nicht weiter erwähnenswerth sind, obwohl sie nie zu häufig und nie zu fein nüancirt sein können, vorausgesetzt, daß sie nicht aufdringlich erscheinen.

Die Aufdringlichkeit der Complimente macht die Frauen vorsichtig. Daß wir sie wirklich für schön und begehrenswerth halten, wird uns eine Frau nie zur Sünde anrechnen. Die kleinen Kunstgriffe der Galanterie, die Aufmerksamkeiten, Promenaden, schmachtenden Blicke und die Blumensprache haben keinen andern Zweck, als der Ausdruck dessen zu sein, daß wir uns vorzugsweise mit unserer Herrin beschäftigen. Durch unsere Aufmerksamkeit fesseln wir ihre Aufmerksamkeit und damit ist die erste Bresche geschlossen.

Eine weitere Etappe zu ihrer Gunst ist der Reiz der Conversation.

Es ist dies eine geistige Waffe von nicht allzumächtiger, aber auch nicht zu unterschätzender Wirkung. Im Allgemeinen langweilen sich die Frauen, wenn sie allein sind, wenn ihre häusliche Thätigkeit feiert. Sie haben zu wenig Bildungsquellen, auch zu wenig anregende Arbeit, um die Langweile besiegen zu können. Die Frauen wollen amüsirt sein.

Das Conversiren, namentlich in geistreicher, amüsanter Weise ist eine Kunst, die gelernt und geübt sein will, viel Zeit und Geduld braucht.

Eine Frau, die sich in deiner Nähe nie gelangweilt hat, wird Dir viel Dank schulden, aus doppelten Gründen, erstens weil das Amüsement ihr Lebenselement ist, zweitens weil sie in deinen Bemühungen um sie das Maß deines Interesses schätzt.

Es giebt Frauen, deren Tugend felsenfest zu sein schien und die nach jahrelanger Belagerung capituliren, weil sie sonst das einzige, ihnen unentbehrlich gewordene Attachement zu verlieren fürchteten. Solche Frauen opfern sich um den Preis einer dauernden Anhänglichkeit, die ihnen vielleicht für alles übrige Lebensglück Ersatz bietet. Und wir verdammen solche Frauen nicht.

Und die glücklichen Eroberer waren nichts weniger, als Seladons, wie es denn überhaupt falsch ist, anzunehmen, Liebe entstehe bloß blitzartig zwischen zwei auserwählten Individuen.

In der Conversation mit Frauen, die du erobern willst, mußt du vor allen Dingen sehr praktisch versirt erscheinen. Alle Verhältnisse, die sie interessiren, müssen dir bekannt sein. Sei nie verlegen um eine Antwort! In der Conversation hast du tausendfache Gelegenheit, deiner Herrin deine Gefühle merken zu lassen. Gewöhne sie allmälig daran! Alles Verhüllte, Räthselhafte, Halbangedeutete hat seinen Reiz. Wo man das Gefühl nicht plötzlich entzünden kann, dort muß man ihm einen Weg bahnen. Das Gefühl schleicht sich unbemerkt ein wie ein Regentropfen, der zum Quell und endlich zum gewaltig flutenden Strom wird.

Ehe wir zum nächsten Kapitel übergehen, ermahnen wir dich, deiner selbst sicher zu sein, bevor du das höhere Strategem beginnst.

Wenn in dir ſelbſt nur ein halbes Gefühl lebt, wie kannſt du erwarten, ein ganzes Gefühl erwecken zu können?

Und ſelbſt wenn du nur leidenſchaftlich und heftig, nicht innig und tief fühlſt, mußt du die ganze Kraft und Entſchloſſenheit haben, dieſes Gefühl vom Angriff bis zum Sieg ganz und gar zu heucheln. Nur die wirkliche Kraft kann erobern, ſoweit die Kraft eben reicht, ſei es nun die wahre, ewige Kraft eines wirklichen Gefühls, ſei es die Illuſion der Leidenſchaft.

Wir kommen nun zu bedeutſameren Strategemen!

III.

So wie kein Blatt am Baume dem andern, gleichet keine Schöne der andern. Die Pſychologen thun Unrecht, das Frauengeſchlecht nach einer Schablone zu ſchildern. Setzet ſechs Frauen daſſelbe Problem vor, jede wird es anders beantworten.

Nur das geſteigerte Nervenleben iſt ein Grundzug, der durch die ganze Klaſſe gleichmäßig geht; darüber hinaus bilden Erziehung, Sphäre, Neigung tauſentfache Variationen. Schon in der äußern Erſcheinung, welche mehr oder weniger der Spiegel der Seele iſt, welche unendliche Mannigfaltigkeit! Die Botanik kennt ſo und ſo viele Spezies Blumen. Es giebt aber auch ſo und ſo viele Spezies Frauenſchönheiten, und in jeder Spezies iſt jede individuell ſchön.

Zwei Frauen oder Mädchen können einander frappant ähnlich ſehen, und doch iſt der individuelle Unterſchied ein außerordentlicher. Ein beſtimmter Blick, ein beſtimmter Zug um die Lippen kündigt dir dort die Grazien des Geiſtes, Lebhaftigkeit, Schelmerei, hier den niedrigern Flug der Seele an.

Die weibliche Flora bildet eines der intereſſanteſten naturwiſſenſchaftlichen Studien.

Wenn wir früher bei der Strategie Amors in der ſinnlichen Seite des Weibes den erſten Angriffspunkt fanden, ſo gilt dies nicht ohne beſtimmte Ausnahmen.

Wir ſprechen nunmehr von ſolchen Mädchen und Frauen, welche einen vollkommeneren Begriff der Weiblichkeit darſtellen.

Wir ſprechen von ſolchen liebenswürdigen Weſen, in denen der äußere Reiz durch das Gemüth veredelt, durch den Geiſt verfeinert iſt, von Weſen, welche die menſchliche Harmonie zu ſchönem Ausdruck bringen und damit den Männern als das erſcheinen müſſen, was ſie wirklich ſind, als ideal höhere Geſchöpfe, deren Neigung und Beſitz zu den höchſten, erſtrebenswertheſten Gütern männlichen Daſeins gerechnet werden muß.

Wir haſſen jenen Cynismus, der alle Frauen nur als gleich ſchale Objecte vergänglicher Luſt betrachtet. Dieſer Cynismus iſt nur in niederen Sphären gläubig und wird in höheren Regionen des Gemüths und Geiſtes oft beſchämt.

Wir halten die Erzählung von der Lucretia für keine Fabel.

Merkwürdigerweiſe hat die Geſchichte mit Vorliebe die Namen der Frauen verewigt, welche ſich im Schlamme der zügelloſeſten Sinnenluſt wälzten.

Daß Sitten, Gebräuche und Erziehung den Frauencharakter ſelbſt bei ganzen Nationen oft tief herabwürdigen, ſoll nicht geleugnet werden. Wer trägt aber die Schuld an allen ſolchen bedauerlichen Erſcheinungen? Geſetze und Erziehung gehen von den Männern aus, und Männer, welche Frauen wie Waare behandeln, können dann nicht auch Seele, Tugend und Charakter von dieſer Waare verlangen.

Nur wo der Mann der Frau mit Achtung entgegenkommt, wo er ihr die gebührende geſellſchaftliche Stellung einräumt, wird die Frau auch jede Achtung verdienen.

Wenn wir uns unter den gebildeten Nationen umſehen, werden ſich die Millionen und Millionen Beiſpiele häufen, in denen die Frauen das geradezu ſittlich erhaltene Moment des Volkswеſens, durch die von ihnen als heilig verwaltete W e des Familienlebens bilden.

Es läßt ſich die Wahrnehmung durch alle Jahrtauſende verfolgen, daß die I t-heit des Familienlebens mit der Kraft der Völker gleichen Schritt gehalten hat.

Römer, Juden, Germanen, Franzoſen, Briten beſtätigen dieſen Satz.

Es giebt halbgebildete Nationen, in denen der Sport der Störung des Fam. t-lebens allen moraliſchen Halt unterwühlt hat. Sehr oft geht dieſer Sport von n aus und die Halbbildung iſt am eheſten geneigt, ſich durch hohe Beiſpiele leit- u laſſen.

Es erhebe dann keiner die Hand gegen ſeinen Nächſten, es deute niemand it

Fingern auf diese oder jene Frau! Solche Männer verdienen keine anderen Frauen und der Schuldige darf nicht Kläger sein.

Wenn wir dennoch hier die Grundsätze der Liebesstrategie entwickeln, so geschieht dies unter der Voraussetzung, daß sie nur edlen Zwecken dienen sollen.

Denn die Liebe ist das oberste Gebot der Natur. Liebe läßt die Sterne um die Sonne kreisen, hält Atom fest an Atom, führt den Menschen zum Menschen, veredelt das Ich in dem Du.

Studire die Frauenflora nach ihrem ganzen Wesen! Vergiß nicht die, daß die schöne Hülle nur die Form ist, in welcher sich das unsterbliche echte Menschliche: Gemüth und Geist manifestiren.

Werfen wir einen raschen Blick über die verschiedenen Species von Frauenerscheinungen!

Herrlich schwebt sie vor dir. Ihr Gang ist wie der von Gazellen. So schreitet nur süße Unschuld. Der lichte Mondschein muß sich in diesen Zügen vergessen haben, so mild und beseligend strahlt er aus ihnen zurück. Die Aeugelein, bald kindlich ernst, bald bewußt schelmisch blickend, haben das herrliche Blinken und Funkeln des Sterns am mitternächtlichen Himmel.

Mild und ernst können oft diese himmlischen Züge sein. Bald äußert sich aber eine Fülle innern Lebens in ihnen und um die süßen, karminrothen Lippen zuckt es, bald wie inniges Gefühl, Schmerz, bald wie gedämpfte Lust und sinniges Behagen. Holder Zauberspiegel einer reinen, klaren Seele!

Blasirter Seladon, glaubst Du diese gerade, kräftige, von der ganzen Frische der liebenden Natur umwehte Seele mit dem gewöhnlichen, schalen Phrasenthum deiner stark parfümirten Salons einnehmen können?

Fürchte den ästhetischen Blick, die frische, ungebrochene Kraft der Empfindung bei dieser Species! Dort giebt es nur ein Forum: das Herz. Dieses Herz kann mit voller Kraft hassen, verabscheuen, aber auch mit aller Kraft lieben. Hier heißt der Einsatz Herz gegen Herz. Was sie erfaßt, erfaßt sie ganz, sie liebt bis in den Tod.

Poesie und Geschichte verherrlichen diese Spezies in den Namen Penelope, Nausikaa, Lucretia, Cornelia, Genofeva, Judith, Chriemhilde, Helene Zriny u. s. f.

Eine zweite Spezies:

Südliche Glut, feuriges, blitzendes Auge, eine Fülle von Genie. Die Männer liegen ihr rudelweise zu Füßen. Sie verachtet die Männer gründlich, weil sie die Erbärmlichkeit ihrer Begierden kennt.

Hier mußt du mit dem ganzen Aufgebot männlichen Geistes und männlicher Bedeutung kämpfen. Du glaubst, ein freundliches Lächeln von ihr bedeute etwas. Thor, aus solchen Siegen knüpft sich nur eine unzerreißbare Kette für dich! Du wirst bald in den Staub gedemüthigt, um Gnade flehen, sie wird vor deinen Augen den schwächsten Nebenbuhler begünstigen und du wirst die Hand küssen müssen, die dich züchtigt.

Das sind die dämonischen Frauen, von der mythologischen Circe angefangen, bis zu den berühmten Frauen auf Thronen, auf den weltbedeutenden Brettern und an der Spitze der Gesellschaft.

Gewöhnlich wird diese Spezies falsch beurtheilt. Sie ist zum Herrschen geboren und sie herrscht, sie durchbricht die Schranken der Schwäche, welche dem weiblichen Geschlecht gezogen sind. Aus dieser Spezies gehen die weiblichen Genies hervor, welche zwar viel Unheil angestiftet, aber auch bleibende Spuren in der Geschichte der Civilisation hinterlassen haben. Und es ist merkwürdig, daß selbst diese starken weiblichen Geister wie Kinder schwach waren, wo ihr Herz wirklich sprach.

Brunhilde konnte ihren Gemal Gunther verachten und verabscheuen, aber sie wurde weich und flehend wie ein Kind vor Siegfried, der sie verschmähte, weil ihn, den wahren Mann, nur das wahre Weib — Chriemhilde — mit ihrer Liebe beglücken konnte.

Wir haben in dem sanften, unschuldigen, naturfrischen Mädchengemüth und dem dämonischen Weibe die beiden Pole der Frauenseele berührt. Wir übergehen die unendlosen Variationen und Zonen, welche innerhalb dieser Pole liegen. Es war uns nur darum zum thun, auf die gänzliche Verschiedenheit der Frauengemüther und die daraus nothwendigerweise sich ergebenden Verschiedenheiten der Liebestactik hinzuweisen.

Aber Eines merke dir!

Beherrscht werden wollen Alle. Jede ringt nach dem Sieg, aber Jede wünscht

und hofft insgeheim, beſiegt zu werden. Denn ſo will es die Natur. Darum vertraue auf Ovid, der in ſeiner heidniſchen Unbefangenheit ſo weit geht, zu behaupten, daß jede Frau — ohne Ausnahme — zu erobern iſt, ja daß Jede ſelbſt in ihrem heftigſten Widerſtande nichts ſehnlicher wünſcht, als erobert zu werden.

Ein weibliches Herz zu erobern, es ganz und gar für ſich zu gewinnen — ein Lohn, für den nicht nur die Paladine des Mittelalters Gut und Blut auf das Spiel ſetzen — dazu iſt vor allen Dingen Charakter nothwendig.

Wir verſtehen unter Charakter jene ſpröde Kraft des Willens, die ſich ihrer Ziele bewußt iſt, keinen Moment von dieſem Ziele abweicht und Alles an die Erreichung dieſes Zieles ſetzt.

Dem Charakter beugt ſich Alles in der Welt, um wie viel mehr ein zartes, der Stütze bedürftiges weibliches Gemüth.

Je weiblicher ein Weib iſt, deſto mehr wird es ſich zu dem echt männlichen Charakter hingezogen fühlen.

Der Charakter, das iſt die Kraft des Willens, prägt ſich verſchiedenfach aus, und es handelt ſich bei der Strategie gegen ein weibliches Herz nur darum, ihm das Bewußtſein unſerer Kraft einzuflößen. Das Weib muß uns achten lernen.

Die Achtung iſt ein nicht gering zu ſchätzender Zugang zum weiblichen Gemüth. Wenn zwei Rivalen mit einander kämpfen, von denen der Eine blos ſinnlich blendet, während der Andere unbedingten Anſpruch auf Achtung erhebt, ſo kann der Letztere immer noch den Vorſprung haben.

Wir ſprechen nicht von Fällen, wo das weibliche Herz bereits entſchieden hat; denn wo die Liebe zur Leidenſchaft geworden, räumt ſie erbarmungslos Alles aus dem Wege, was ſie von dem Beſitze des erſehnten Gegenſtandes trennt.

Sehr oft aber iſt das weibliche Herz noch unentſchieden, oft ſtreitet der Kopf mit dem Gemüth und hier kann die Dynamik der Seelenkräfte mit Erfolg zur Anwendung kommen.

Ja, noch mehr, Liebe auf Leidenſchaft gebaut, iſt unbedingt vergänglich, wenn nicht Achtung als Bindemittel dient. Die Sehnſucht ſchwindet mit der Befriedigung und ſelbſt der verſchmähte Liebhaber, vor dem aber die Achtung nicht geſchwunden iſt, kann die Zeit ruhig abwarten, die für ihn kommen muß.

Dazu aber, um den Sieg unter allen Umſtänden, ſei es in der erſten oder zweiten Schlacht, zu gewinnen, iſt Beharrlichkeit eine unentbehrliche Eigenſchaft des Liebesſtrategen.

Ein Weiſer ſagte, Liebe, Geld und Ehre ſeien drei Gegenſtände, deren jeder Einzelne den ganzen Menſchen für ſich in Anſpruch nimmt. Wer in der Tactik der Liebe von Ungeduld, Launen, Empfindlichkeiten und Zerſtreutheit geplagt wird, der mag ſich dann ſelbſt ſeine Niederlage zuſchreiben.

Die Zuverſicht beſeele dich, räth Ovid, daß du ſiegen mußt, wenn du ſiegen willſt!

Um die Achtung einer Frau zu gewinnen — und Achtung iſt etwas, was von jeder Frau arglos gewährt wird — zeige dich von deinen beſten Seiten! Verſäume nie, deine Talente, deine Errungenſchaften, deine Macht, deinen Einfluß, deine Hoffnungen ins günſtigſte Licht zu ſtellen! Viele greifen zum Schein, um ihren Zweck zu erreichen und dieſer Zweck iſt oft erreicht worden. Die Rache ſtellt ſich wohl ſpäter ein.

Ein Mittel giebt es, welches leider alle Welt mit Achtung erfüllt, das iſt das Geld. Für ſolche Glückliche, die mit Geld geſegnet ſind, ſcheint eigentlich jede Strategie überflüſſig zu ſein.

Philipp von Macedonien formulirte die damalige Staatskunſt in dem draſtiſchen Satze, daß ein mit Gold beladener Eſel die ſteilſten Feſtungsmauern erſteigen könne. Die griechiſche Mythe erzählt von der Königstochter Danae, die von ihrem eiferſüchtigen Gebieter in einen Thurm, abgeſchnitten von jedem Verkehr mit der Außenwelt, eingeſchloſſen wurde. Was that der ſchlaue Zeus, um zu der ſchönen Königstoch zu dringen? Er verwandelte ſich in einen Goldregen, der durch alle Ritzen des Th mes drang und Jupiter den Weg zu den Reizen der ſchönen eingemauerten Köni tochter bahnte.

Wir wollen nicht ſo weit gehen, wie einige geiſtreiche Männer, die behaup man könne für Gold nicht blos vorübergehende Gunſt, ſondern auch wirkliche Li erwerben. Wir wollen nur zugeben, daß Gold den Beſitz in den meiſten Fäl ſichert, daß aber die Frauen das Herz nicht immer zugleich mit der Hand verge

Ovid räth dem Liebenden, im letztern Falle keine Skrupel zu hegen, da der nuß durch den Mitbeſitz oder durch den Beſitzwechſel durchaus nicht verringert wer

Wir theilen nicht diese epikuräische Auffassung, da wir es nur für edel halten, wenn Herz gegen Herz ganz eingesetzt wird.

Der Epikuräer Ovid hat auf die Theorie des Mitbesitzes eine ganze Reihe von Rathschlägen, denen Wirksamkeit nicht abgesprochen werden kann.

Zu dieser Diplomatie der Liebe gehört die Behandlung der Umgebung der Angebeteten.

Er ertheilt verständlich Rathschläge über die Behandlung der Zofen, erörtert geistvoll genug die Frage, ob und wann die bloße Blokirung oder auch die vollständige Eroberung der Zofen zum Ziele führen kann.

Nicht genug kann es der Epikuräer Ovid einschärfen, den Mann der Angebeteten als wahren Freund zu behandeln, ein Jesuitismus, der schon an den Verfall der Sitten in der römischen Kaiserzeit erinnert.

Andere Mittel können wir billigen, welche auf die Schwächen der Frauen basiren.

Wir unterscheiden hier die eigentliche Schwäche oder Schwachheit des Weibes, das ist den Schwächen, unter denen die hervorragendste die Eitelkeit ist.

Dieser Mangel an Widerstandskraft macht die Beharrlichkeit zu einer siegreichen Eigenschaft des Mannes.

Die Beharrlichkeit erscheint in verschiedenen Formen; sie muß oft die Form der Kühnheit annehmen, sie muß den Widerspruch nicht scheuen.

Laß dich hundertmal von der Schwelle der Geliebten verjagen, um das nächste Mal zu triumphiren! Schreibe ihr, wenn Du nicht sprechen kannst, schreibe wenn sie nicht antwortet! Genug, wenn sie liest, was du schreibst.

Daß hier männlicher Tact jenes Maß einzuhalten wissen muß, welches die ritterliche Achtung vor dem Weibe verlangt, ist selbstverständlich. Aber aus der Weigerung und dem Widerstande eines Weibes, aus ihrem Zögern, Abwehren und Verneinen braucht man nicht immer ungünstig für sich zu schließen. Merke dir, die Frauen wollen erobert sein — die Sitte verbietet ihnen ja jedes Entgegenkommen — sie werden dir niemals die Schlüssel der Festung selbst übergeben, sondern sie wollen gezwungen scheinen, selbst dort, wo sie gern gewähren! Selbst diejenigen, die gern sündigen, wollen die Mängel an Widerstandskraft, von andern Verantwortlichkeit für diese Sünde auf den Eroberer schieben.

Sie wird weinen, wenn sie in deinen Armen liegt, aber diese Thränen werden dein Glück gewiß nicht vermindern. Ovid behauptet, die Frauen sind im Allgemeinen leidenschaftlicher als die Männer, nur seien sie auch geschickter, ihr Gefühl zu verbergen.

Wir wollen diese alte Streitfrage nicht entscheiden, obwohl wir zu Gunsten der Frauentugend neigen.

Da eine Frau ihrer selbst nie ganz sicher ist und immer Bollwerke für ihre Tugend braucht, sei es selbst der Stahl eine Lucretia, so ist selbst der unwahrscheinlichste Erfolg im Grunde wahrscheinlich.

Shakespeare war gewiß ein Verehrer der Frauen und der gründlichste Kenner ihrer Herzen. Und er war es, der die Elfenkönigin Titania in einem schwachen Moment einen Eselskopf küssen ließ. Ein tiefer Sinn im Märchenscherze!

Wer alle unsere Rathschläge in nuce zusammengefaßt sehen will, der erinnere sich an die Scene, in welcher der ungestalte Richard, später als König der Dritte genannt, der Frau des von ihm Gemordeten, an der Bahre ihres Gatten, während noch die Zähren ihre Wimpern netzen, Gram über den Todten und Haß gegen den Mörder ihren Busen erfüllen — den Verlobungsring an den Finger steckt. Was männliche Kraft, Beredtsamkeit, was die Rechnung auf die Schwäche und Eitelkeit des Weibes für fast unglaubliche Erfolge erringen können, das hat Shakespeare in dieser Scene in colossalen ewigen Umrissen geschildert.

Salonpost.

A. v. L. in Dr. Die Fürstin Jurgewskaja (Fürstin Dolgorucki) dürfte jetzt etwa 33 Jahre alt sein. Es war Anfangs der sechziger Jahre, als Kaiser Alexander seine jetzige Gemalin, die damalige Pensionärin Fürstin Katharina Dolgorucki, im Petersburger Katharinenstift bei einer daselbst veranstalteten Festlichkeit zum ersten Mal sah; einem Feste, dem beizuwohnen die ganze kaiserliche Familie in diesem vornehmsten aller Petersburger Erziehungsinstitute erschienen war. Auf das damals noch sehr empfängliche Herz des Kaisers machte die hervorragend schöne Erscheinung der kaum 16jährigen jungen Dame mit ihrem wundervoll statiösen Wuchs und den gleichmäßig feinen Zügen, welchen der Hauch rosigster Jugend und zarter mädchenhafter Schüchternheit noch ganz besonders Anziehendes verlieh, von vorn herein den tiefsten Eindruck. Die spätere Intimität des Kaisers mit der Fürstin, die bis zur Heirath führte, ist ja seit dem Tode der Kaiserin Maria Alexandrowna allgemein bekannt geworden.

Frau Emma Croon in Aachen. Ihr Gedicht auf Pablo de Sarasate würde den trefflichen Geiger sehr erfreuen. Wir können hier jedoch nur den Anfang wiedergeben:

Wenn Du Deiner schwarzen Locken
Fülle schüttelst, Sarasate,
Wenn sich Deiner bleichen Stirne
Ein verklärend Leuchten nahte,
Wenn Du Deine Geige fassest,
Wenn die ersten Töne rauschen,
Dann entflehet tiefes Schweigen,
Staunend athemloses Lauschen.

Wie geführt von Geisterhänden,
Rührt Dein Bogen an die Saiten,
Unsichtbare Genien scheinen
Deine Weisen zu begleiten,
Aus geheimnißvollen Fernen,
Wohin Sterbliche nicht dringen,
Scheinen Deine süßen Klänge
Leises Grüßen uns zu bringen.

Emil G. in B. Von den hervorragendsten Künstlern Wiens erhalten die folgenden folgende Gagen: Am Burgtheater die Damen: Wolter 12,000 G., Buska 7000 G., Wessely 5000 G.; die Herren: Regisseur Sonnenthal 14,5000 G., Regisseur La Roche 11,500 G., Robert 8000 G., Regisseur Lewinsky 9500 G., Meixner 6500 G.; am Hofoperntheater die Damen: d'Angeri 14,000 G., Bianchi 17,000 G., Ehnn 16,000 G., Materna 19,000 G.; die Herren: Labatt 13,000 G., Scaria 15,000 G., Walter 16,000 G.; am Carltheater die Herren: Tewele und Knaack je 10,000 G., Blasel und Matras je 9000 G.; am Theater an der Wien die Herren: Schweighofer (für 5 Monate) 4400 G., Girardi (für 6 Monate) 5200 G., Fräulein Meyerhoff (für 5 Monate) 8000 G.

Fr. P. in Breslau. Daß die russische Gesellschaft innerlich faul und ohne Halt ist, das hat schon der russische Schriftsteller Pisemski seinerzeit drastisch genug in den Worten ausgesprochen: „Früher war in Rußland der Geliebte ein Halbgott; jetzt ist er ein General in spe oder der Besitzer von fünfhundert Seelen. Träumerei, Empfindsamkeit — davon ist jetzt nicht mehr die Rede. Eitelkeit und Eitelkeit, äußerer Glanz und innere Leere haben die jungen Herzen verdorben. Für einen Wagen auf Springfedern, für eine Sammetmantille mit Schwan, für ein Brillant-Collier sind die heutigen Mädchen bereit zu jeder möglichen ehelichen Pein". Und an einer andern Stelle heißt es: „Für uns Kinder des jetzigen Jahrhunderts sind Ruhm, Liebe, kosmopolitische Ideen, Unsterblichkeit nichts gegen den Comfort. Jenes ist uns als zufällig; der Comfort allein steht vor unserm Wege in seiner unermeßlich anziehenden Kraft. Auf ihn richten wir alle unsere Anstrengung; er ist unser Gott und ihm bringen wir Alles zum Opfer, was uns theuer ist. Wir reißen uns von dem, was unserm Herzen am nächsten steht; wir öffnen uns die Adern, verströmen unser Blut, aber nur nahe zu den Füßen unseres goldenen Kalbes. Für den Comfort führen wir ein Leben voll fieberhafter Arbeit; für den Comfort beugen wir, demüthigen wir uns, handeln wir gegen das Gewissen jahrzehntelang; für den Comfort verlassen wir Familie und Heimat, reisen wir um die Welt, erfra

Poetiſches Turnier.

XVI.

Als letzte Ueberſetzungsaufgabe gaben wir folgende Verſe:

On parle fort diversement,
Des effets que produit l'absence,
L'un dit qu'elle est contraire à la persévérance
Et l'autre qu'elle fait aimer plus longuement.
Pour moi voici ce que j'en pense:
L'absence est à l'amour ce qu'au feu le vent,
Il éteint le petit, il allume le grand.

Bussy-Rabutin.

Für die gelungenſten Verdeutſchungen halten wir die nachſtehenden:

Verſchieden ſpricht man von den Trennungstagen
Und von dem Einfluß, den Entfernung übe;
Sie mache unbeſtändig, hört man klagen,
Sie tödte, ſagt ein Andrer, Treu und Liebe.
Ich kann darüber nur das Eine ſagen:
Entfernung wirkt auf unſre Herzenstriebe,
Wie auf das Feuer wirkt des Windes Wehen
Das Schwache muß vor ſeinem Hauch vergehen,
Das Starke treibt er auf zu Himmels Höhen.

Auguste C. in Stolp.

Daß „aus den Augen" „aus dem Sinn" bedeute,
Behaupten nach dem Sprichwort kluge Leute,
Und Andere, die gleichfalls Anſpruch machen,
Daß man ſie weiſe und erfahren nenne,
Beweiſen, daß die Liebe recht entfachen
Nur eigentlich die lange Trennung könne.
Doch ich vergleiche kühn das Fernſein mit den Winden,
Die kleines Feuer löſchen, großes hell entzünden.

Sigismund Frank in Stuttgart.

Ob Liebe Trennung überwindet,
Und ob ſie dann beſtändig iſt?
Wie oder ob ſie drein ſich findet,
Und die Geliebten raſch vergißt.
Ich überlege mirs zuſammen,
Und denke: Trennung gleicht dem Wind,
Der höher facht die großen Flammen,
Jedoch die kleinen löſcht geſchwind.

O. H. in Hannover.

Was iſt der Trennung ethiſches Motiv?
So jüngſt die Schar der Philoſophen rief!
Der Eine ſprach: „Da kann kein Zweifel walten,
Sie macht die Liebe und die Treu erkalten!"
Indeß der Andere uns ſchon belehret,
Daß Trennung ja die Liebe nur vermehret
Und ſie beſtändig macht und wahr und tief;
Ich aber rathe, daß in dieſer Sache
Man doch geſchwind die Feuerprobe mache:
Denn wie im Wind die ſchwache Flamme ſchwindet,
Die Mächtige ſich aber heiß entzündet —
So iſts mit Liebe, die im Herzen ſchlief.

T. R

Ferner gingen noch recht anſprechende, aber nicht immer formreife und dem Inhalt des Originals nicht ganz gerecht werdende Uebertragungen ein von: Benno N. in Dresden, Albertine Z. in Hannover, W. Pehler in Darmſtadt, A. Müller in Stuttgart, Gräfin B. W. in D. bei H., Udo Ehrhardt in Coburg, Julius Altrichter in Frankfurt a. d. Oder, Dorette Zwirnemann in Caſſel, Louiſe Fiſcher, W. v. Gr. in C., Anna Salzberger in Culm, Dr. Heinrici in B., Ottilie Wermann in St, R. P. in Sorau, Anna W. in Bremervörde, M. St. in Berlin, A. S. in Rotterdam, H. S. in München, Sibylle, Cz. Poſen, C. Altrichter in Wuſterhauſen, Woldemar v. O. in R., Hauptmann B. in C.

Als nächſte Ueberſetzungsaufgabe (Nr. XVII.) geben wir folgende italieniſche Verſe:

Il Tempo.

Il passato non è, so lo finge
La viva rimembranza;
Il futuro non è, se lo pinge
La credula speranza.
Il presento sol è, ma en un baleno
Passa del nulla en seno.
La vita è dunque appunto:
Una memoria, una speranza, un punto.

wir und sterben Hungers in der Steppe; für den Comfort suchen wir auf reinlichen und unreinlichen Wegen Erbschaften, nehmen wir Bestechungen und begehen wir schließlich Verbrechen.

H. M. in Bamberg. Die sehr beherzigenswerthen Bemerkungen Heinrich's von Treitschke im Reichstage über die neue Orthographie lauteten wie folgt: Es stände gut mit uns in Deutschland, wenn uns der Schuh nirgend anderswo drückte, als in unserer deutschen Rechtschreibung. Wenn man sich die Regel gemerkt hat, daß das h im Deutschen als Dehnungszeichen dient, so kann man behaupten, daß jedes deutsche Wort so geschrieben, wie es gesprochen wird. Das ist ein Vorzug unserer alten Orthographie. Die Freiheit ist die Macht und Schönheit der deutschen Sprache. Warum sollte der Eine nicht „gescheidt" mit einem dt, der Andere mit einem d, der Dritte mit einem t schreiben, wenn sie nur Alle, die Schulmeister mit eingeschlossen, gescheidt wären. (Heiterkeit.) Alle überflüssigen Buchstaben haben wir schon weggeworfen; so ist das y aus rein-deutschen Wörtern schon verschwunden. Dem einfachen und praktischen Bedürfniß entspricht die Rechtschreibung, welche unter erwachsenen Männern herrscht. Der eigentliche Jammer fängt hauptsächlich erst in der Schule an. Seitdem die germanistischen Studien so weit gekommen sind, fühlt sich jeder Candidat berechtigt, auf diesem Gebiete Thaten zu thun, natürlich Thaten ohne „h". (Heiterkeit.) Außerdem ist hierbei die Bequemlichkeit des Lehrerstandes zu berücksichtigen. Die Herren denken nur daran, wie sie sich den orthographischen Unterricht erleichtern können; dem empfänglichen Gedächtniß des Knaben schadet es gar nichts, wenn er ein paar Regeln lernt. Mein Junge soll von mir das Rechtschreiben lernen, und ich bin durchaus nicht der Meinung, mich von meinem Sohne des Besseren belehren zu lassen. Auch kenne ich keinen Schriftsteller, der von seiner gewohnten Orthographie abweichen will. Daraus folgt, daß die Schulkinder, wenn sie für unsere Schriften das Verständniß bekommen haben, nun erst wieder anfangen müssen, sich Alles abzugewöhnen, was sie der neuere Schullehrer gelehrt hat. Die Frage steht einfach so: entweder Einheit der Orthographie, oder Neuerung. Beides zusammen können wir nicht durchsetzen. Unser Bundesrath und Reichstag besitzen dazu nicht die wissenschaftlichen Kräfte, erheben auch nicht den Anspruch darauf. Eine Anstalt, wie die französische Akademie, können wir freie Deutsche auch nicht gebrauchen. Wir wollen sprechen, wie jedem der Schnabel gewachsen ist, und schreiben, wie jedem der Schnabel spricht, damit die Individualität gewahrt bleibe. Mögen sich die deutschen Bundesregierungen, das ist mein Schlußwunsch, wenn sie sich über die Sache zu verständigen suchen, daran halten, daß dieses keine Sache der Gelehrsamkeit ist, sondern daß die gesammte Nation daran mitzuwirken habe, und mögen sie ausgehen von dem wahren Grundsatze, daß die Schule dem Leben zu dienen hat, nicht aber das Leben erwachsener Männer der Schule. (Lebhafter Beifall, links.)

Albertine Sch. in Hamburg. Für eine der ansprechendsten Compositionen auf dem Gebiete der Kinderlieder halten wir die kürzlich bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienenen „Zwölf Kinderlieder" mit Pianofortebegleitung von Albert Völkerling. Ursprüngliche Frische, melodiöser Reiz und ein durchweg glücklich getroffener, dem Kindessinn adäquater Ton, zeichnen diese Lieder aus, die sowohl für frische Kinderkehlen, als auch zum Ergötzen der Erwachsenen geschaffen sind. Seit Taubert das Genre der Kinderlieder salonfähig gemacht hat, haben viele berufene und unberufene Tonsetzer Reinicks, Hoffmann von Fallerslebens, Gülls und Löwensteins Kinderlieder in Musik gesetzt. Jedenfalls gehört Albert Völkerling zu den Berufenen und es ist seinem erfreulichen Talent ein voller Erfolg zu wünschen.

Olga Seiffert in Breslau. Ihre Uebertragung der Verse Bussy-Rabutins ist formell recht hübsch, inhaltlich dem Origiaal gegenüber zu frei. Uebrigens war uns Ihre Mittheilurg interessant, daß es bei Geibel heißt:

„Kleines Feuer verlischt im Wind,
Großes lodert auf, das merke!
Kleines Lieben, getrennt, zerrinnt,
Großes fühlt erst seine Stärke."

Entweder waren also Bussy-Rabutins Verse Geibel bekannt oder beide Dichter haben — allerdings zu sehr verschiedenen Zeiten — dieselben Gedanken gehabt.

Neueste Moden.

Nr. 1. Unterrobe in tunesischer und gestreifter Häkelei für ein Kind.

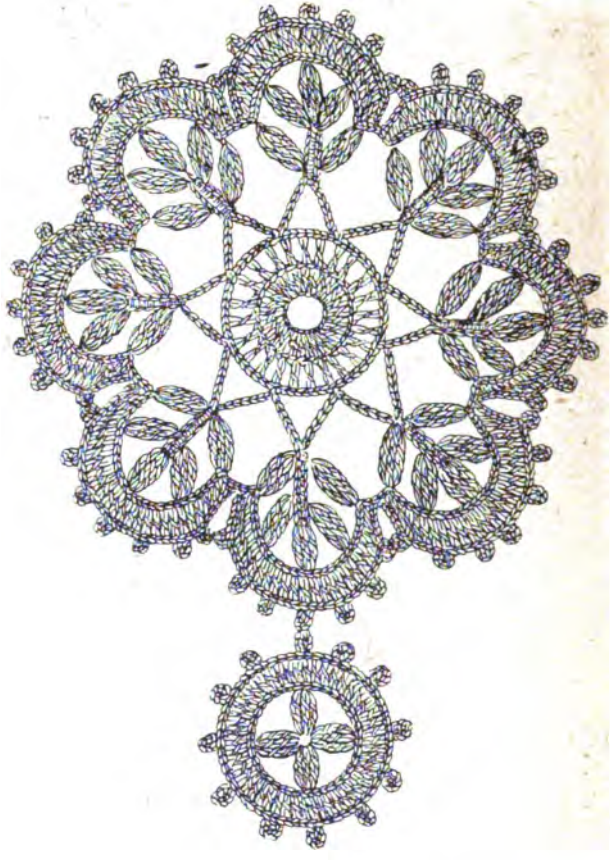
Zu dieser kleinen Unterrobe für ein Kind von zwei bis drei Jahren braucht man 230 Gramm fünfdrähtige sächsische Wolle und eine beinerne Häkelnadel. Der Rock ist in gestreifter und die Taille in tunesischer Häkelei. Diese beiden Theile sind daher zuerst jedes für sich apart herzustellen. Für die Taille muß man einen, dem Körper des Kindes angepaßten Papierschnitt als Unterlage zur Hand haben. Für die Rückenlänge, vom Hals bis an den Gürtel, wird eine Kette von etwa 37 Maschen gemacht, an welche 6 Reihen im gewöhnlichen tunesischen Stich gehäkelt werden; für das Zunehmen der Taille werden die ersten 8 Maschen übersprungen, ohne sie aufzunehmen und der Rest derselben ist wie gewöhnlich zu machen. Bei der folgenden Reihe werden von oben 10 M. übersprungen und dann 12. Bei der folgenden Reihe sind alle Maschen zu häkeln und so ist fortzufahren bis zum Aermel-

Nr. 1. Unterrobe in tunesischer und gestreifter Häkelei für ein Kind

ausschnitt; das Vordertheil wird bis zum andern Ausschnitt gerade und die andere Hälfte des Rückens ebenso gearbeitet wie die erste. Für die Knopflöcher wird die Wolle einmal um die Nadel geschlungen und eine M. übersprungen, ohne sie zu häkeln. Für die Schultern sind zwei kleine Streifen zu machen und an die Taille zu nähen. Für die Aermel wird eine Kette von 6 M. angeschlagen und ein Stück von der Weite des Aermelloches gehäkelt, dessen beide Enden mit einander verbunden und mit Wolle an die Taille genäht werden. Um die unteren Enden der Aermel und um den Hals ist ein Rand in folgender Weise zu arbeiten. 1. Reihe: 1 Kettmasche in eine der Maschen auf der tunesischen Nadel, 2 Lm., 2 M. überspringen. Wiederholt. — 2. Reihe: 1 Dm. unter 2 Lm., 5 Lm. Wiederholt. — Für den Rock. 1. Reihe: 1 Dm. in alle M. — 2. Reihe: 1 Dm. in alle horizontalen Schlingen auf der Nadel. Diese zweite Reihe wiederholt sich, bis der Rock die genügende Länge hat. Um den Rock kommt unten ein gleicher Rand wie um die Aermel. Beim Anheften des Rockes an die Taille zieht man erstern ein wenig zusammen, so daß sich von oben ab kleine regelmäßige Falten bilden.

Nr. 2. Gehäkelter Stern.

Die innere Partie dieses Sternes ist so einfach, daß eine eingehendere Erklärung wohl überflüssig wird. Bezüglich der kleinen, das Blätterwerk bildenden Zweige mag der Arbeitsgang eines derselben genügen. Den Anfang machen: 7 einfache Maschen, 1 dreifaches Stäbchen in 1 Stich; 2 M., 1 dreif. St.; 1 M., 1 dreif. St.; dann wird herabgegangen; 1 M., 1 dreif. St.; 2 volle M., 1 dreif. St.; 7 einf. M. in einen Halbstich gestochen. Alle 8 St. werden durch eine Kette verbunden, auf welche eine Reihe volle, durch Picots verzierte Stäbchen gearbeitet wird.



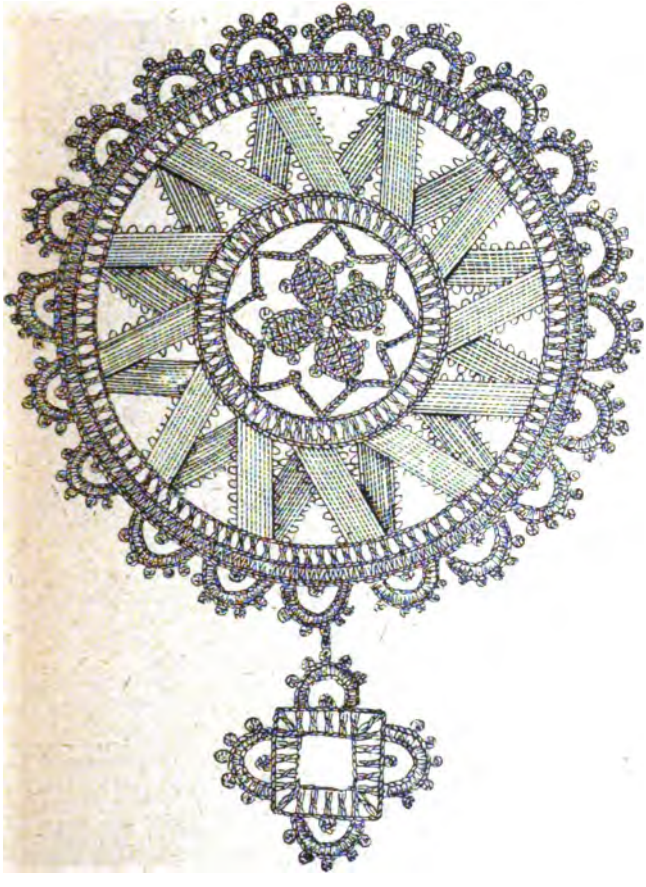
Nr. 2. Gehäkelter Stern.

Nr. 3. Gehäkelter Stern mit Renaissance-Spitzenbändchen.

Der Anfang wird mit den die kleine Blume in der Mitte bildenden Blättern und den in den obern Theil jeder Spitze gestochenen Luftmaschen gema Der soweit fertige Stern wird auf Wachsleinwand geheftet und dann ebenso Spitzenbändchen in der Form, wie im Dessin angegeben. Zwischen dem Stern dem Spitzenbändchen ist so viel Raum zu lassen, um die beide miteinander verbi bende Stäbchengalerie ausführen zu können. Was noch zu thun übrig bleibt, aus dem Dessin leicht ersichtlich. Der kleine angehängte Stern, welcher als V bindungsglied zwischen den großen dient, stellt ein kleines Carré dar, dessen M von einem Stückchen Spitzenbändchen ausgefüllt wird und das der Stäbchenr randung als Stützpunkt dient.

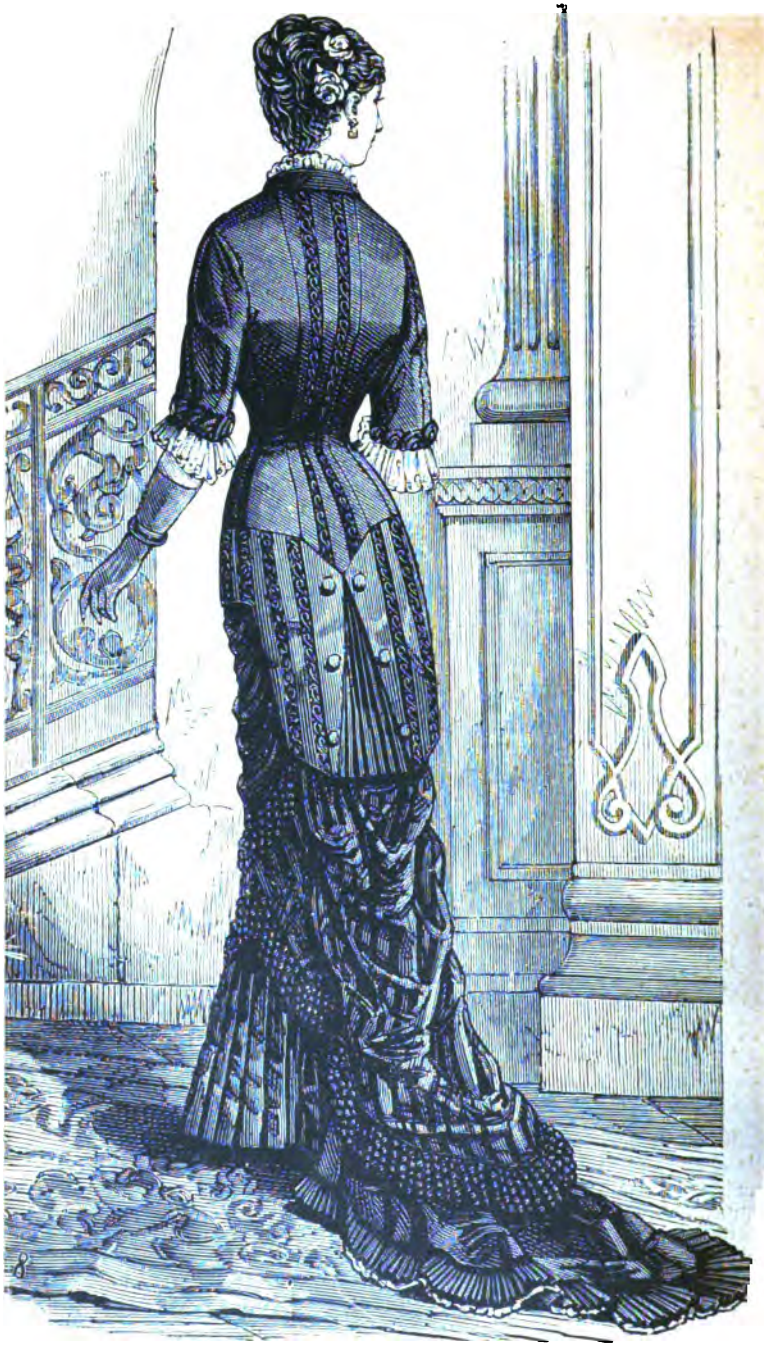
Nr. 4 u. 5. Diner-Anzug. (Rück- und Vorderansicht.)

Der Rock von façonnirtem Atlas ist mit zwei feinen Plissés umgeben. Am Vordertheil drei weitere Plissévolants von Faille, welche mit drei glatten Volants von façonnirtem Atlas abwechseln. Eine mit façonnirten Schrägstreifen eingefaßte Failletunica tritt als Ueberrock über dem Rock auseinander; die beiden Ränder derselben sind mit Passementerietressen und olivenförmigen Metallknöpfen garnirt. Darüber kreuzen sich zwei mit façonnirten Schrägstreifen eingefaßte und mit Schleifen verzierte Draperien, die bis zur Mitte des Rockes herabreichen. Schleppe von



Nr. 3. Gehäkelter Stern.

fa ..irtem Atlas. Die Fracktaille ebenfalls von façonnirtem Atlas mit vorn kurz g .ittenem Schooß, unter welchem ein kleines Atlasplissé hervorsteht; auf der R seite werden die langen Fracschöße in der Mitte durch eine ziemlich große B .balgfalte unterbrochen. Am Taillenausschnitt ein Shawlrevers von glattem A ., unter welchem in drei Falten gebrochene Schrägstreifen ein Gilet bilden. B unter den Ellbogen herabgehende halblange Aermel, mit einem Atlasplissé und ei : Bandschleife garnirt. In den Auffassungen von Vorder- und Rückansicht hat fi .er Zeichner unserer Abbildungen beziehentlich Rock und Schleppenbesatz, sowie in ..stellung des Stoffes der Fracktaille und sonst noch Kleinigkeiten, einige Va-



Nr. 4. Diner-Anzug. (Rückansicht.)

Nr. 5. Diner-Anzug. (Vorderansicht.)

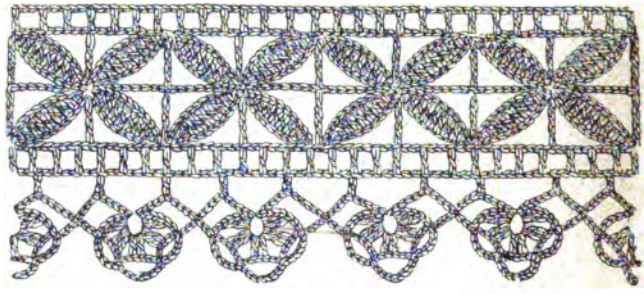
rianten erlaubt, welche bei Nachfertigung vielleicht zu weiterem eigenen Nachdenken anspornen.

Nr. 6. Gehäkelter Einsatz mit Spitze.

Der den Anfang machende Fuß besteht aus Stäbchen mit je 2 Stäbchen Zwischenraum. — **2. Reihe:** 7 Luftmaschen, 1 Doppelstäbchen, 10 Lm.; in die vorhergehende Reihe vor das Dst. gestochen, dann in die Mitte zurückgegangen und 10 St. in die 10 Lm. gemacht, 10 Lm.; in die vorhergehende Reihe nach dem Dst. gestochen, 10 St. in die 10 Lm. und dann in die Mitte zurückgegangen; 7 Lm., 1 Dst. — **3. u. 4. Reihe:** Ebenso wie die zweite. — **5. Reihe:** 7 Lm.; in die vierte Lm. zurückgegangen, um ein Picot zu bilden; 3 Lm., 1 St., 7 Lm., 1 St. — **6. Reihe:** 2 St. in das Picot der vorhergeh. Reihe, 1 Lm., 2 St. Dies fünf Mal wiederholt; 2 Lm. In die mittelste M. der vorhergeh. Reihe gestochen. — **7. Reihe:** 5 Lm; in die vorhergeh. Reihe gestochen; 5 Lm. u. s. w.

Nr. 7. Gehäkelter Einsatz.

Jeder Stern wird besonders gearbeitet und die Mitte eines jeden besteht aus vollen Maschen. Für die erste Reihe sind auf das Rund acht Stäbchen zu machen, zwischen welche 7 Luftmaschen kommen. — **2. Reihe:** 5 Lm., 1 St., 3 Picots; 5 Lm. von einem Halbstich umstochen, 5 Lm.; 1 St., 3 P., 5 Lm. 2c. — Die Sterne werden miteinander verbunden und der Einsatz aus einer durchbrochenen Galerie von Stäbchen gebildet, welche die Sterne zu jeder Seite einschließen und der Arbeit das vollendete Aussehen geben.



Nr. 6. Gehäkelter Einsatz mit Spitze.

Nr 8 u. 9. Ball-Anzüge.

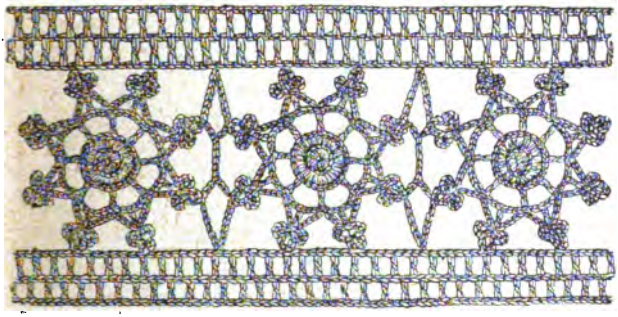
Nr. 8. Der Rock von malvenfarbener Surah ist durchaus mit weißen Spitzenvolants bedeckt, welche an den Seiten von kegelförmigen Puffenreihen unterbrochen werden. Die unteren Enden dieser Reihen sind mit Schleifen verziert. Ophelia-Schleppe von silberbesticktem damassirten Seidenzeug. Die Tunica ist aus einer damassirten Schärpe gebildet, welche vorn gerafft und mit weißer Spitze garnirt ist; an der Seite ist sie ebenfalls unter Schleifengruppen mit silberbestickten Enden gerafft; auf der Rückseite sind die beiden Bahnen der Schärpe übereinander gelegt, wo sie dann auf die Schleppe herabfallen. Die Randgarnirung der Schleppe besteht aus einem malvenfarbenen Surahplissé, einem weißen Spitzenvolant und einem Plissé von Ophelia-Atlas mit Kopf. Cürastaille mit vorn waagerecht geraden, über den Hüften bogig ausgeschnittenen und hinten spitz geschnittenen Schößen, deren Rand mit einer malvenfarbenen und mit Silberlahn durchflochtenen Spitze garnirt ist. Um den Halsausschnitt eine Berthen-Draperie von malvenfarbener, mit Silberfäden durchzogener Gaze; darüber eine Spitzenrüsche und unten eine Franse. Auf der Taille und in den Haaren ein Blumenbouquet.

Nr. 9. Rock von strohgelbem und kapuzinerrothen Atlas mit hohen, schmal gelegten Falten vorn und an den Seiten. Die Schleppe von strohgelbem und kapuzinerrothen Lampas ist mit einem kapuzinerrothen Plissé und einer muschelförmigen weißen Spitze umrandet. Cürastaille von strohgelbem Atlas. Eine auf der Taillenspitze mittels einer strohgelben und kapuzinerrothen Atlasschleife zusammengezogenen und mit weißer Spitze garnirte Schärpe ist auf der Rückseite durch ein

Schnur mit großen seidenen, mit vielfarbigen Perlen durchflochtenen Quasten gerafft. Eine andere doppelte Schärpe, deren beide Ränder mit Spitze garnirt sind, geht unter der ersten Schärpe von der rechten Hüfte aus, zieht sich schräg über das Vordertheil des Rockes und ist unten an der linken Seite unter einer langen Quaste befestigt. Um den Halsausschnitt eine rüschirte Berthe. Auf den Aermeln ein Bouquet von Kapuzinerkresse und Feldblumen.

Nr. 10 u. 11. Anzug für Mädchen von 10 bis 15 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)

Kurzer schottisch gefältelter Rock von Wollenstoff; auf der Rückseite zu schnürende und vorn in Reihfalten gezogene kindliche Taille. Die in vier Falten gelegte Schärpe von Merveilleux-Atlas umschließt die Hüften und ist auf der Rückseite unter einer in vier Falten gelegten Bahn verbunden. Letztere fällt auf den Rock herab und vertritt somit eine kleine Schleppenbahn. Die darunter noch hervorfallenden Enden sind mit einer kurzen Franse garnirt. Marinekragen und runde Aufschläge von Merveilleux-Atlas. Dieser Anzug kann in allen beliebigen Nüancen von glattem Wollenstoff angefertigt werden. Die Schärpe kann in gleicher oder abstechender Farbe, als rubinroth auf fischotterbrauner oder blauer Robe, blaßblau auf myrthengrüner, mausgrauer ꝛc. Robe gewählt werden.



Nr. 7. Gehäkelter Einsatz.

Nr. 12 u. 13. Englischer Mantel für ein Mädchen von 15 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)

Zum Mantel selbst ist Phantasietuch in's Auge gefaßt; die Taschen, Aermelaufschläge und Revers sind von Atlas. Die spitze Kapuze ist mit Florence gefüttert und mit Atlasrevers garnirt. Plüschhut mit drapirter Surahschärpe und Federn an der Seite.

Nr. 14 u. 15. Braut-Anzug. (Vorder- und Rückansicht.)

Der Rock von Merveilleux-Atlas ist unten nur mit einem Volant und zwei Drittel des Rockes mit 16 übereinander gestellten Püffchenreihen garnirt. Auf diese [illegible]zt eine sehr hohe Puffenreihe, welche in der Mitte durch einen schmalen gepufften [illegible]reifen unterbrochen und zusammengezogen ist. Die langen Schöße der Cüraß[illegible]lle sind von der Büste ab abgerundet und zu beiden Seiten in je sieben sich [illegible]ter dem den Schooßrand garnirenden Spitzenbesatz verlierende Falten drapirt; [illegible]f der Rückseite sind sie in zwei kleine, mit einer Schluppengruppe verzierte Puffs [illegible]rafft. Das nach unten sehr spitz auslaufende Gilet ist, wie der Rock, quer ge[illegible]ft und mit weißer Spitze als Revers garnirt. Um den Hals eine Fraise in [illegible]anzösischer Form. Halblange Aermel mit Spitzengarnirung. Schleppe von [illegible]:eat mit cascadenförmig herabfallender und unten ringsum fortgesetzter weißer [illegible]tze als Besatz. Der halbgeöffnete Seidentüllschleier ist unter einer Halbkrone [illegible] Orangeblüthen befestigt, welche sich in Traubenbüscheln an die Seiten legen. [illegible]n Haaren außerdem gemischte Blüthenknospen.

Nr. 8 u. 9. Ball-Anzüge.

Nr. 16. Große gehäkelte Spitze mit Renaissance-Spitzenbändchen.

Diese Spitze eignet sich als Garnitur für écru Leinwandschürzen und Bettdecken. Ausgeführt wird sie mit écru Renaissance-Spitzenbändchen, auf welches

Nr. 10 u. 11. Anzug für ein Mädchen von 10 bis 15 Jahren. (Vorder- u. Rückansicht.)

Muschen in feiner Wolle oder in rother Floretseide mit Häkelgarn gestickt werden.
Das Spitzenbändchen wird übereinstimmend mit dem Dessin gebrochen; in
Innere der Muschel kommen zwei Halbstäbchen in das Picot der rechten Seite
Falte, 3 Lm., 1 Dm. in die Mitte der Falte, 3 Lm., 2 Halbstäbchen in das

gende P., 5 Lm., 2 P. übersprungen, 1 Dm. in das folgende, 5 Lm., 2 P. überspr., 1 Dm. in das folgende, 3 Lm., das Spitzenbändchen noch einmal gebrochen, 1 Dm. in die Mitte der Falte, 3 Lm., 1 Dm. in das folgende P., 5 Lm., 2 P. überspr., 1 Dst. in das folgende, 2 P. überspr., 2 dreif. St. in das folgende, das

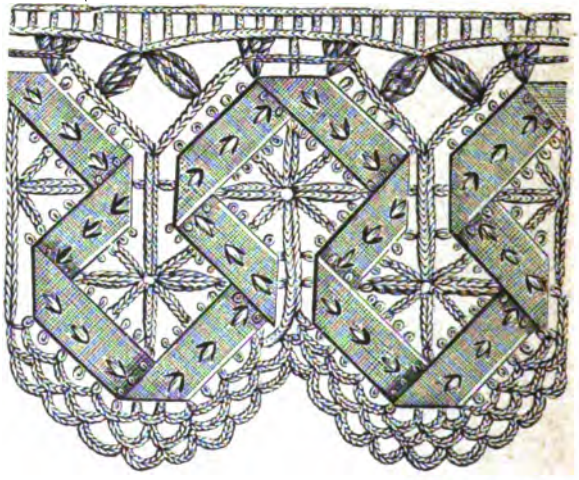
Nr. 12 u. 13. Englischer Mantel für ein Mädchen von 15 Jahren. (Vorder- u. Rückansicht.)

Spitzenbändchen umgebrochen, 2 P. überspr., 1 Dst. in das folgende, 2 P. überspr., das Spitzenbändchen umgebrochen, 2 dreifache St. in das folgende P., 2 P. überspr., 1 Dst. in das folgende, 2 P. überspr., das Spitzenbändchen umgebrochen, 2 dreif. St. in das folgende, 2 P. überspr., 1 Dst. in das folgende, 5 Lm., 2 P.

Nr. 14. Braut-Anzug. (Vorderansicht.)

Nr. 15. Braut-Anzug. (Rückansicht.)

überspr., 1 Dst. in das folgende, 3 Lm., umgebrochen, 1 Dm. in das folgende P., 3 Lm., 1 Dm. in das folgende, 5 Lm., 2 P. überspr., 1 Dm. in das folgende, 5 Lm., 2 P. überspr. und vom Anfang an wiederholt. Bei der letzten Lm. der Muschel wird der Faden über die correspondirende M. der andern Seite gezogen, um die Muscheln oben zu verbinden. — Für die obere Partie der Spitze: 1. Reihe: 1 St. in jede der ersten 4 M. der vorhergeh. Reihe, 2 Lm., 2 M. überspr., 1 St. in die folgende, 2 Lm., 2 M. überspr., 1 St. in jede der 4 folgenden M., 6 Lm., 3 dreifache St. in die folgende Dm. der vorhergeh. Reihe; die Schlingen auf der Nadel behalten, 3 dreif. St. in die mit der andern Seite der Muschel correspondirende Dm., die Schlingen auf der Nadel behalten und alle zusammen quer überziehen, 6 Lm. und vom Anfang der Reihe an wiederholt. — 2. Reihe: 1 durch 1 Lm. getrenntes St. in alle 2 M. der vorherg. Reihe. — Für die untere Partie: 1. Reihe: 1 durch eine Lm. getrennte Dm. in jedes der drei ersten Picots rechts der Muschel, 3 Lm., 1 P. überspr., 1 Dm. in das folgende, 4 Lm., 1 P. überspr., 1 Dm. in das folgende, 3 Lm., 1 Dm. in das folgende, 3 Lm., 1 St. in die Falte des Spitzenbändchens, 3 Lm., 1 St. in das Spitzenbändchen, 3 Lm., 1 Dm. in das folgende P., 3 Lm., 1 Dm. in das folgende P., 4 Lm., 1 P. überspr., 1 Dm. in das folgende, 3 Lm, 1 P. überspr., 1 Dm. in das folgende, 3 Lm., 1 P. über-



Nr. 16. Große gehäkelte Spitze mit Renaissance-Spitzenbändchen.

spr., 1 Dm. in das folgende, 3 Lm., 1 St. in das Spitzenbändchen, 5 Lm., 2 P. überspr., 1 Dst. in das folgende, 2 P. überspr., 2 dreif. St. in das folgende, 2 P. überspr., 1 Dst. in das folgende, 2 P. überspr., 2 dreif. St. in das folgende, 2 P. überspr., 1 Dst. in das folgende, 2 P. überspr., 2 dreif. St. in das folgende, 2 P. überspr., 1 Dst. in das folgende, 5 Lm., 2 P. überspr., 1 einf. M. oben über das in das Spitzenbändchen gemachte St. und 1 Dm. in die Falte, womit die Muschel fertig ist. 2 Lm., 1 Halbst., 3 Lm. Wiederholt. — 2. Reihe: 1 St. in die erste Dm. der vorherg. Reihe, 3 Lm., 4 M. überspr., 1 Dm. in die folgende M., * 5 Lm., 4 M. überspr., 1 Dm. in die folgende. 8 Mal vom Sternchen wiederholt. 3 n., 4 M. überspr., 1 St. in die folgende. Wiederholt. — 3. Reihe: 1 Dm. i die mittelste der 3 Lm., 3 Lm., 1 Dm. in die mittelste der 5 Lm., * 5 Lm., 1 m. in die mittelste der folgenden 5 Lm. 6 Mal vom Stern an wiederholt. 3 n., 1 Dm. in die mittelste der 3 Lm. Wiederholt.

Nr. 17. Dessin für eine Steppdecke. (Tunesische Häkelei.)

Die Ausführung geschieht in fünfdrähtiger Wolle in zwei Nüancen, einer n- keln und einer hellen, und zwar mit einer beinernen tunesischen Häkelnadel. ie Kette für die erforderliche Länge wird in der dunkeln Wollennüance nicht zu aff

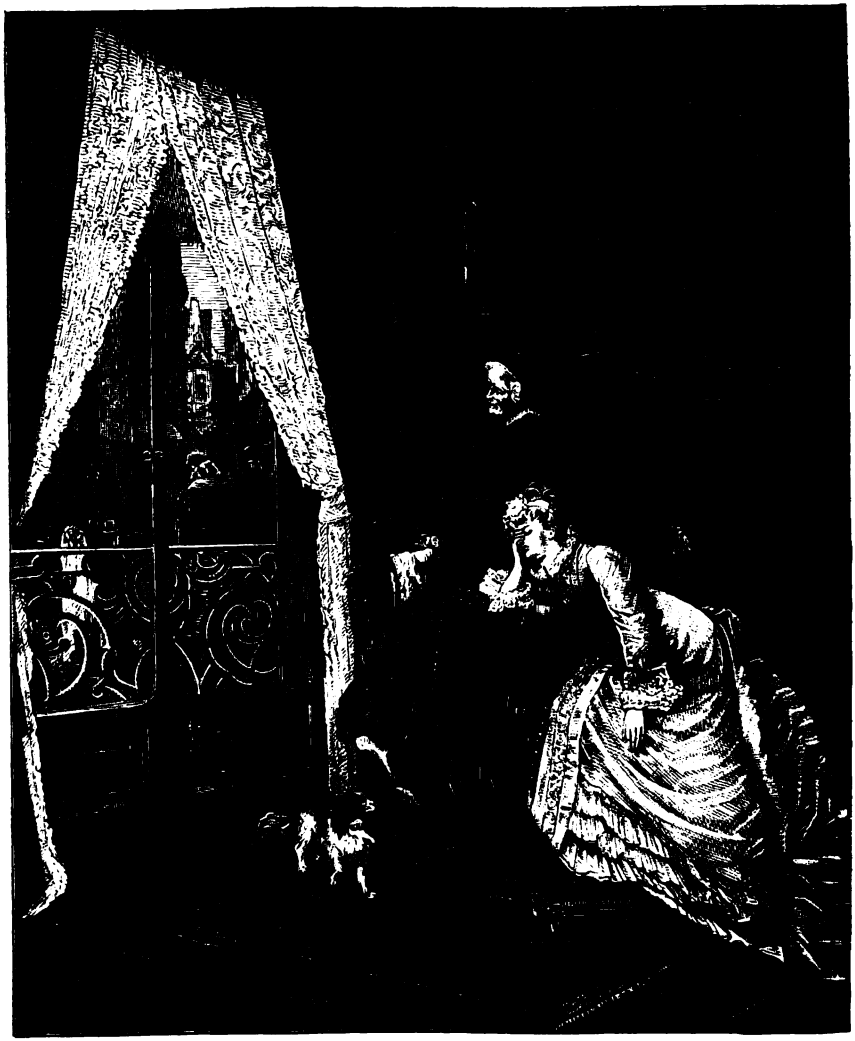
angeschlagen. Hierauf kommen fünf Maßliebchen-Reihen, die wie folgt auszuführen sind: Es werden 5 Maschen angeschlagen, welche in eine Schlinge zusammengezogen werden, * 1 Lm., 1 Schlinge über die M. ziehen, welche die Schlingengruppe zu-

Nr. 17. Dessin für eine Steppdecke. (Tunesische Häkelei.)

sammenhält, eine Schlinge über den Faden hinter der letzten Masche der Gruppe, eine Schlinge über die Luftmasche, d. i. die letzte Masche der Gruppe, in welche gestochen worden, eine Schlinge über die beiden folgenden M. der vorhergehenden

Reihe, den Faden über alle Schlingen ziehen, welche ſich zugleich auf der Nadel befinden. Vom Sternchen an wiederholt. Die Nadel in jede Reihe geſtochen, um in der erſten Oeffnung der Muſchel der vorhergehenden Reihe eine neue Gruppe anzufangen. Von der ſechſten bis zur neunten Reihe eine durch eine Lm. getrennte Dm. unter jede der Maſchen der vorhergehenden Reihe. Die zweite dieſer drei Reihen wird mit der hellern Wolle gehäkelt. — **10. Reihe** in heller Wolle: Um die erhabene Partie zu machen, wird der Faden ein Mal um die Nadel geſchlungen und unterhalb der letzten Lm. der vorhergeh. Reihe eingeſtochen; eine ſehr loſe erhabene Schlinge, * der Faden noch einmal um die Nadel geſchlungen, unter die nämliche M. geſtochen, eine weitere erhabene Schlinge. Zwei Mal vom Sternchen an wiederholt, dann alle Schlingen zuſammen abgezogen mit einer Dm., 1 Lm. Vom Anfang der Reihe an wiederholt. — Von der 11. bis 13. **Reihe** mit dunkler Wolle, wie von der ſechſten zur neunten Reihe. — **14. Reihe** mit heller Wolle, wie die 10. R. Zwei Mal von der erſten Reihe an wiederholt, oder bis zur erforderlichen Länge der Steppdecke. Für den Rand ſind zu machen: 1 Dm. unter eine der vorhergehenden M., * 5 Lm., 1 Dſt. in die letzte Dm., 3 M. überſprungen, 1 Dm. in die folgende. Wiederholt vom Sternchen bis zum Ende. Beendet wird die Arbeit mit einer aus beiden Wollnüancen melirten Franſe.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirſch in Leipzig.
Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Ueberſetzungsrecht ſind vorbehalten.



Verlorenes Glück.

Nach dem Gemälde von J. Leisten.

Der Salon.

Der russische Oberst.

Eine Erzählung nach der Wirklichkeit von **Max Vogler.**

Es war eine jener dunklen, fragwürdigen Gestalten, welchen man in der schweizerischen Universitätsstadt so oft begegnen kann. Man wußte nicht, von wannen er kam, man wußte ebensowenig, was Zweck und Ziel seines Lebens war. In den kleineren Kreisen, in deren Nähe er wohnte und denen er öfter zu Gesicht kam, ging das Gerücht, er habe daheim auf einen General geschossen und daher sein Vaterland auf heimlicher Flucht verlassen müssen. Er mied mit einer gewissen Scheu, mit seiner Umgebung in engere Berührung zu kommen und selbst seinen russischen Landsleuten, die, weil sie in ihm einen politischen Märtyrer witterten, ihn gern in ihre Gesellschaft gezogen hätten, ging er geflissentlich und mit offenbarer Absicht aus dem Wege.

Nur zweierlei konnte man mit Bestimmtheit von ihm behaupten: erstens, daß er ein ungewöhnlich schöner Mann war, und dann, daß er ohne Zweifel große Reichthümer besaß. Von hohem, schlanken Wuchs, entbehrte sein Aeußeres dabei nicht der Kraft und Fülle, und wenn die straffe Haltung der breiten Schultern unschwer auf gewohnheitsmäßig geübte Zucht des Körpers schließen ließ, so bekundete der feste, elastische Schritt auf den ersten Blick nicht minder den Militär. Aus seinem vollen, trotz des leicht gelblichen Anhauchs, der allen seinen Landsleuten gemeinsam ist, blühend gesund aussehenden Antlitz, das ein voller, schwarzer, schon etwas ins Graue schimmernder Bart umschloß, funkelten ein paar große, tiefschwarze Augen mit lebhaftem Feuer, und wenn die einen etwas herben, bitteren Ausdruck tragenden Züge des Gesichts auf Strenge und Kälte seines Wesens deuten konnten, so verrieth der Blick dieser Augen mit seiner geheimnißvollen Glut, mit seinen oft fast stechenden Blitzen desto unverkennbarer die leidenschaftliche Bewegtheit seines Innern. Die weißen wohlgepflegten Hände waren mit Ringen dicht besetzt, und wenn die Rechte, wie es mit Vorliebe geschah, durch das starke, fast struppige, kurzgeschnittene Haar strich, so funkelte es, zu den völlig dunklen Farben des letzeren doppelt wirksamen Gegensatz bildend, von dem Zeigefinger aus großen, klaren Demanten fast augenblendend auf. Seine stets tadellose Kleidung und seine Manieren waren die eines vollkommenen Weltmannes, und wenn er seine gewohnte täg-

liche Spazierfahrt unternahm und die prachtvolle Equipage mit den feurigen, in das ſilberne Gebiß ſchäumenden Rappen aus dem Gartenthor der Villa, deren ganze erſte Etage er bereits ſeit einem Jahre bewohnte, herausrollte, oder wenn er auf ſeinem ſtolzen, ſchneeweißen Schimmel langſam die Straße hinabritt, ſo hätte kein Fürſt einen imponirenderen Eindruck hervorzubringen vermocht. Man erzählte ſich übrigens auch, daß er von älteſtem, angeſehenſten ruſſiſchen Adel ſei.

Die näheren Familienverhältniſſe des etwa im Anfang der fünfziger Jahre ſtehenden Mannes waren ebenſo unbekannt, wie alle ſeine anderen Lebensumſtände. Während die Einen behaupteten, er habe ſeine Gattin nebſt den Kindern infolge des ihm zugeſchriebenen politiſchen Verbrechens in Rußland zurücklaſſen müſſen, weil der dem Hofe naheſtehende Vater der erſteren die Scheidung verlangt, wollten Andere wieder wiſſen, daß er überhaupt niemals verheirathet geweſen ſei. Die Wahrheit war, daß er ſeine, einer hocharistokratiſchen Familie entſtammende Frau nach zehnjähriger, kinderlos gebliebener Ehe vor einer Reihe von Jahren ſchon durch den Tod verloren hatte und ſeitdem unvermält geblieben war.

Selbſt der Beſitzer der Villa, in welche er ſich eingemiethet hatte, hätte über die beſonderen Lebensumſtände Alexander von Korſakoffs, ſo nannte ſich der Fremde, nicht die geringſte Auskunft zu geben vermocht. Nur daß er ein penſionirter ruſſiſcher Oberſt ſei, hatte er, als er die Wohnung miethete, geſagt: Er pflegte, wie mit Niemandem im Hauſe, ſo auch mit der Familie ſeines Wirthes nicht den geringſten Verkehr, ſelbſt mit ſeinem Diener und dem Kutſcher, beide Schweizer, die er alsbald in ſeinen Dienſt genommen hatte, ſprach er nur, was eben nöthig war, um ſeine Wünſche kund zu geben. Die beiden Letzteren ſchüttelten oft die Köpfe über die Verſchloſſenheit ihres Herrn und ſuchten ſich Beide — freilich mit der gleichen Erfolgloſigkeit — über die Vergangenheit und das gegenwärtige Thun und Laſſen deſſelben auszuforſchen.

Man ſprach ſich aber auch jetzt, bei einer Sylveſterfeier in der Familie des Hauswirths, in Vermuthungen über die Herkunft und das Treiben des Oberſten aus. Die Penſionäre, die außer Letzterem und dem Beſitzer die Villa bewohnten, hatten ſich Alle zu der kleinen Feſtlichkeit eingefunden, jüngere Damen und Herren, verſchiedenen Nationen angehörend, die ſich entweder zur Förderung ihrer Bildung in der reizend gelegenen Stadt aufhielten, oder denen die Ausgiebigkeit ihrer Mittel bald da, bald dort, ganz nach Wunſch und Neigung zu leben erlaubte. Der ruſſiſche Oberſt war der Einzige von allen Bewohnern des Hauſes, der in dem fröhlichen Kreiſe fehlte. Freilich, man hatte ihn auch nicht eingeladen, weil man von vornherein einer Ablehnung von ſeiner Seite ſicher ſein zu müſſen meinte.

„Aber wir hätten es doch verſuchen können, Theodor“, redete jetzt eine junge, blühend ausſehende Dame zu dem neben ihr ſitzenden Beſitzer des Hauſes und heutigen Gaſtgeber, „vielleicht meint er ſich zurückgeſetzt, und es wäre ja immerhin möglich geweſen, daß er zugeſagt hätte.“

„Du irrſt Dich, mein Kind, glaub' ich, und ſchließlich werden wir es nicht allzuſehr zu bedauern haben, daß Herr von Korſakoff nicht unter uns iſt. So wie er ſich nun einmal zeigt, würde ſeine Anweſenheit hi

wie ich fürchte, einem Mißton in der ſchönen Harmonie unſerer fröhlichen Geſelligkeit gleichgekommen."

Der Andere gab dieſe Worte mit völliger Unbefangenheit und doch mit der offenbaren Vorſicht, jedes irgendwie anſtößige Wort über den Oberſten zu vermeiden, zurück. So einleuchtend und ſchonend dieſe Antwort Jedem, der mit an derſelben Feſttafel, an der ſie ausgeſprochen wurde, ſaß, erſcheinen mußte, glitt doch ein raſch aufblitzender Blick faſt der Ueberraſchung und der Unzufriedenheit aus den tiefſchwarzen Augen der jungen Dame, die ſie veranlaßt hatte, an dem Geſicht des neben ihr ſitzenden Mannes herab. Zugleich ging es ihr mit tiefem plötzlich gekommenen Roth über Wangen und Schläfe und ſie ſah faſt verſchämt auf den blinkenden Teller vor ſich nieder.

Unter den in dem eleganten Salon verſammelten Damen war keine von ſo eigenthümlicher, anziehender Schönheit, wie die, von der ich ſoeben geſprochen. Schon das üppige, zu ſchweren Flechten zuſammengewundene kaſtanienbraune Haar hätte hingereicht, um ſie zu einer auffallenden Erſcheinung zu machen. Die feingeſchnittenen, heiterſte Jugendfriſche wiederſpiegelnden Züge aber, die Glut der großen, dunklen Augen, die volle Büſte, und wenn ſie ſich erhob, die ſchlanke, hohe Geſtalt verliehen dieſem Weibe einen geradezu beſtrickenden, unwiderſtehlichen Reiz.

Wer war ſie? Zählte ſie auch zu den Ausländerinnen, die als Gäſte an dieſem Orte weilten, oder gehörte ſie zur Familie des Gaſtgebers ſelbſt?

Man hätte ſie, aus dem vertraulichen Verhältniß, in welchem ſie offenbar zu ihm ſtand, zu ſchließen, für des Letzteren Tochter halten können. Der Abſtand der Lebensjahre, in welchem ſie ſich zu einander befanden, hätte wenigſtens dieſer Meinung nicht widerſprechen müſſen; denn während jener offenbar über das kräftigſte Mannesalter ſchon hinaus war, hatte dieſe wohl kaum ſchon das dritte Jahrzehnt ihres Lebens beendet. Die vertrauliche Anrede von vorhin ſchien indeſſen die Richtigkeit einer ſolchen Annahme auszuſchließen. Der Geſichtsausdruck zweier kleinen Blondinen von freundlichem, einnehmenden Weſen, die neben dem Herrn des Hauſes, an deſſen linker Seite ſaßen und die dieſer öfter mit ihrem Vornamen bezeichnete, ließ denn auch viel eher auf einen derartigen Grad intimſter Blutverwandtſchaft zwiſchen dem behäbigen Manne und dieſen ſchließen, als das Letzterem gegenüber durchaus verſchieden geartete Aeußere jener Anderen. Gleichwohl würde man das Richtige getroffen haben, wenn man ſie für ein Mitglied der Familie hielt.

Wer war ſie alſo?

Sehr wenig, wenn man um ihre Herkunft wußte.

Als ganz kleines Mädchen hatte ſie ihren Vater, wenn er fremden ten bei der Ernte half, in einem ſchlichten Körbchen das Veſperbrot das Feld getragen und die Aehren geleſen, die noch herumlagen, m der Wind über die Stoppeln ging. O, ſie war ſchon ſehr ſtolz eſen, wenn ihr der kleine Willy, der Sohn des reichen Gutsbeſitzers, dem der Vater im Tagelohn ſtand, den Korb auf den Rücken gehoben r, neben ihr her plaudernd, ihr den Spaten ein Stück getragen hatte. ng im Ernſt, es hätte völlig ihrer Neigung entſprochen, damals ſchon

die Gattin des kleinen Willy zu werden, wenn es eben nur möglich gewesen wäre!

Noch nicht zwanzig Jahre alt, wurde sie wirklich die Frau eines nicht unbegüterten Städters, der in einer engen Sackgasse wohnte, unweit des breiten, längs der blaugrünen Fluten des Flusses sich hinziehenden Quais, jener breiten, mit Asphalt belegten Straße, deren reich ausgestattete Schauläden sie immer mit glänzenden Augen, mit brennenden Blicken betrachtet und bewundert hatte. Freilich, der junge Mann, der um sie, die Tochter des Tagelöhners in einer der Ausgemeinden draußen, geworben hatte, er war fast häßlich, er besaß eine elende, trübselige Wein- und Schnapsschenke, wo nur schmutzige und zerlumpte Leute aus den untersten Volksschichten verkehrten, denen gegenüber sie die Wirthin spielen sollte; aber sie kam doch an einen eigenen Herd, Matthias Strombach besaß doch ein selbstständiges Geschäft, er war doch sein eigener Herr, entgegen der erbärmlichen Stellung ihres Vaters, der wie ein armes Thier seine Dienste thun mußte, bald hier, bald dort, wohin man ihn rief, wohin man ihn stieß, er war an einem heftigen Blutsturz gestorben, auf offenem Felde, hingestürzt wie ein geschossenes Wild. O, sie sah das rothe, rauchende Blut noch deutlich vor ihren Augen, die Katharina Strombach, wie es dem alten, grauköpfigen Mann aus Mund und Nase schoß und über seine schwieligen Hände lief und mit dem ersten warmen Frühjahrsregen in die Erde tropfte. Sie hatte damals erst geweint, heiße, bittere Thränen, ganze Nächte hindurch, sie hatte nicht essen und trinken mögen, dann aber die kleinen Hände geballt und etwas sehr Unheiliges gesprochen — am liebsten hätte sie mit den niedlichen Füßchen die ganze Welt und Alles, was darauf, in den Boden gestampft. Nun war sie allein, einsam unter den Menschen allen. Ihre Mutter hatte sie nie gekannt.

Sie war damals gerade siebzehn Jahre alt. Um ihr Unterkommen zu finden, trat sie bei einer wohlhabenden Herrschaft in der Stadt in Dienst. Hier lernte sie den Matthias Strombach kennen. Es hatte wohl draußen, wo sie ihre Kinderjahre verlebt, schon ein junger, hübscher Bursche um sie gefreit, und eine Zeit lang schien es, als ob sie ihn wirklich gern leiden möge. Aber er nährte sich von denselben niederen Diensten, wie die des Vaters gewesen waren, diejenigen eines Tagelöhners, und sie hatte nun einmal einen Abscheu vor solch einer Lebensstellung. Daß sie dem armen Burschen, dessen Sinne sich an der blühenden Schönheit des Mädchens entzündet hatten, das Herz brach, daß sie durch ihren Treuebruch ihm fast den Verstand raubte, kümmerte sie wenig. Als Matthias Strombach kam, war sie schnell entschlossen und reichte ihm die Hand! Ich habe schon gesagt, daß Matthias Strombach sein „eigener Herr" war, daß er ein selbstständiges Geschäft betrieb, das des Wirthes einer elenden, schmutzigen Wein- und Schnapsschenke.

In dieser Spelunke die Frau Wirthin zu spielen, machte offenbar der jungen hübschen, noch nicht zwanzigjährigen Ehegattin Katharina Strombach nur ein sehr mäßiges Vergnügen. Reinlich und geschmackvoll wie sie immer gekleidet war, erschien sie wie ein fremdes Wesen unter den schmutzigen, derben Gesellen, zwischen denen sie sich in ihrer weißen Schürze hindurchwand, um bald diesem, bald jenem einen neu gefüllten Schoppen hinzureichen und die geleerten von den einfachen, plumpen

Tiſchen zu nehmen. Die Lebhaftigkeit des Verkehrs in der trübſeligen Schenke, in der an weniger hellen Tagen ſchon am Vormittag das Gaslicht angezündet werden mußte, ließ nichts zu wünſchen übrig. Bereits am frühen Morgen kamen die Dienſtmänner in ihren blauen Blouſen, an einem Cigarrenſtumpf kauend und fröſtelnd ein Glas Branntwein verlangend, kleine Handelsleute, die ſorgenvolle Geſchäftsunruhe ſchon ſo zeitig auf die Beine trieb, dann auch Fiſch- und Obſthändlerinnen, die den Gäſten ihre Waaren feil boten, zerlumpte Viehtreiber und liederliche Muſikanten, und dann ein Durcheinanderſchwirren, Streiten und Fluchen, ein Qualm und Rauch von ſchlechtem Tabak den ganzen Tag, daß es kein Wunder war, daß Madame Strombach ſpät am Abend, wenn die letzten Gäſte die rothen, aufgedunſenen Geſichter in die Hände ſtützten und der Eine oder der Andere die Stirn auf die Tiſchkante gelehnt, zu ſchnarchen begann, ziemlich müde und verdroſſen dreinſah und die durch den beißenden Tabaksqualm entzündeten Augen rieb.

Matthias Strombach, ein ſtarkknochiger Mann mit rothen, borſtigen Haaren, meinte natürlich, ſeine Ehehälfte paſſe nicht zum Geſchäft und ſah ſie zuweilen mit ſehr unfreundlichen Blicken an. Manchmal hatte er auch ſchon geflucht wie die anderen rohen Leute, die in dem verräucherten Loche ihren Schoppen tranken. Es mußte auch wirklich dem Matthias Strombach ärgerlich ſein, eine Frau zu haben, die an dem Geſchäft, das ihm ſo viel Geld einbrachte, ſichtlich nur ſehr wenig Gefallen fand. Sie waren noch kein Jahr verheirathet, als die Beiden ſchon miteinander zankten und es jeden Tag mehr zu offener Fehde zwiſchen ihnen kam.

Da geſchah etwas Wunderbares. Man hätte es nicht glauben ſollen, daß ein ſo ſtarker, kräftiger und noch dazu ſo junger Mann eines ſo ſchnellen Todes ſterben würde, aber es mußte doch geſchehen ſein: eines Tages unmittelbar nach dem Morgenkaffee war er auf ſeinem Stuhle zurückgetaumelt und nicht wieder aufgeſtanden. Es hieß, er hätte den Schlag bekommen. Und wirklich, bei Leuten, denen der unmäßige Genuß ſchwerer Weine und Spirituoſen zur Gewohnheit geworden, iſt ein ſolcher Lebensausgang nichts Seltenes.

Nun war Katharina ganz ihre „eigene Herrin“; denn daß ſie es bis jetzt ſchon als die Gattin Matthias Strombachs geweſen, hatte ihr einigermaßen zweifelhaft geſchienen. Sie wurde die Erbin ihres Mannes — baare 7000 Francs hatte er ihr hinterlaſſen, das nicht mit eingerechnet, was als ſeine noch außenſtehenden Forderungen in ſeinem Geſchäftbuche verzeichnet war, eine ganz erkleckliche Summe noch, die ſie jeden Tag eintreiben konnte. O, ſie athmete förmlich auf, wie ſie ſich als alleinige Beſitzerin dieſer Reichthümer fühlte, die nun ihren Weg gehen durfte, wie ſie wollte, ganz wie ihr beliebte!

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß ſich jetzt Männer geringeren u höheren Alters in ziemlicher Zahl einfanden und alle in dem Beſtr ben miteinander wetteiferten, die Gunſt der jungen, ſchönen, bemittelte Wittwe zu erwerben. Und es gehörte gewiß nicht zu den verfehlten S eculationen, wenn die meiſten dieſer Bewerber daran dachten, mit de Gelde der umſchmeichelten Frau das Geſchäft des verſtorbenen M tthias Strombach an demſelben Orte, in demſelben Hauſe weiter zu füh en.

Aber Katharina, ſo angenehm ſie die zahlreichen Anträge jener berührten, war gar nicht geneigt, die elende Schenke beizubehalten und noch ferner das „plebejiſche Volk“ zu bedienen. So pflegte ſie ſich nämlich, ſeit ſie Katharina Strombach hieß, auszudrücken. Sie verkaufte vielmehr ihre Vorräthe an einen Nachfolger, der ſich raſch fand, und errichtete nach der Art, wie dies an den Hauptſtationsorten des Fremdenverkehrs im Alpenlande häufig geſchieht, in einem herrlich am See gelegenen und trefflich zu ſolchem Zwecke geeigneten Hauſe, deſſen größten Theil ſie miethete, eine Penſion.

Wer hätte zweifeln wollen, daß ihr Unternehmen vom Glück begünſtigt werden würde?

Die jungen Engländer, Franzoſen und Italiener jagten ſich förmlich um die auf das Eleganteſte möblirten Wohnungen, die die ſchöne Wittwe vermiethete, der Speiſeſaal im Parterre reichte kaum aus, um allen den Fremden, die bei ihr zur Koſt gingen, Platz zu geben, und es wurden die außerordentlichſten Preiſe gezahlt.

Jetzt war die Katharina Strombach doch unter anſtändigen Leuten. Katharina Strombach! — Der Name des Budikers ärgerte ſie noch, daß ſie ihn hören mußte! Sie ging in der Geſellſchaft ihrer vornehmen Penſionäre ſpaziren und die Vorübergehenden wendeten die Köpfe nach ihr um, eine ſo originelle, blendende Erſcheinung war ſie. Und noch dazu: die Wittwen von zweiundzwanzig Jahren haben immer einen beſondern eigenthümlichen Reiz. In der Veranda vor ihrem Hauſe ſaßen ariſtokratiſche Ruſſinnen mit langen, ſchwarzen Haaren und ſchlugen zu den Tönen des Pianos, die aus einem der Fenſter von oben herabklangen, mit ihren Reitgerten den Tact auf die marmorne Platte des eleganten Gartentiſches und im Weinberg drunten am See ſpielten blonde Engländerinnen Croquet, während von den grünblauen, ſonnenbeglänzten Fluten, welche die jungen Esquires in ganz ſchmalen Kähnen pfeilſchnell durchſchnitten, ein munteres, weithin ſchallendes „haiho, haiho!“ an die Meeresküſte der Heimat gemahnend, herübertönte.

Das war ſo ein Leben, der ſchönen Katharina ganz nach dem Sinne. Und dabei mehrte ſich ihr Reichthum von Tag zu Tag; ſchon fünf Jahre nachdem ſie ihr Penſionat errichtet, wäre ſie im Stande geweſen, das Haus mit dem ganzen Grundſtück in ihren eigenen Beſitz zu bringen und die Kaufſumme faſt vollſtändig baar zu bezahlen. Wer hätte jetzt noch an die kleine, barfuß nach dem Felde laufende Tochter des armen Tagelöhners gedacht, die ſie einſt geweſen?

Ob Katharina nicht Luſt hatte, ſich wieder einen Mann zu nehmen? Sie ſchien nicht daran zu denken, ſo glücklich fühlte ſie ſich als „eigene Herrin“, und ſie hätte ſich am liebſten auch eine Reitgerte mit goldenem Knopf und einen arabiſchen Hengſt gekauft, wie die jungen ruſſiſchen Damen, die bei ihr wohnten, um auf dem ſchönen gera[illegible] Wege, der ſich am See hinzieht, über den Kies zu ſtürmen, nach [illegible] vielbeſuchten Vergnügungsort, dem Rendezvous der faſhionablen [illegible] hinaus, wo, wenn man vor dem Gartenthor anritt, elegante Caval[illegible] herbeieilten und ſich gegenſeitig in Liebenswürdigkeiten überboten, [illegible] den ſchlanken, üppigen Schönen die ſilbernen Bügel zu halten, wenn [illegible] aus dem Sattel ſtiegen!

Daß es Katharina an Gelegenheit ſich wieder zu vermälen nicht fehlte, wenn ſie nur den Willen dazu gehabt hätte, verſteht ſich von ſelbſt, aber ſie wollte nun einmal nicht.

Um ſo mehr mußte es überraſchen, daß ſie ganz plötzlich einem älteren Herrn über dem See drüben ihre Hand bot.

„Was thut Madame Strombach?“ hieß es im Hauſe. „Iſt ſie auf einmal über Nacht eine Andere geworden?“

„Dieſen alten, dicken Herrn!“ ſagten die jungen Penſionärinnen zu einander.

„Ich habe ihn geſtern einſteigen ſehen, als er wieder wegfuhr!“ rief eine junge muntere Miß unter fröhlichem Lachen aus. „Es iſt ein bärtiger, plumper Kauz von mindeſtens fünfzig Jahren, den will Madame im Ernſt nehmen, o, die Erdkugel muß eine andere Bewegung genommen haben!“

Ja, ſie hatte recht, die kleine Tochter Albions mit den matten, waſſerblauen Augen, die Fünfzig lagen mindeſtens hinter ihm; aber man mußte, um den raſchen Entſchluß Katharinas zu verſtehen, wiſſen, daß Theodor Kreuzer, ſo hieß der Mann, zu den reichſten Angeſeſſenen nicht blos der Stadt, ſondern ſelbſt der weiteren Umgegend gehörte. Die ganzen ausgedehnten Weingelände, die ſich am obern Theil des linken Seeufers eine Stunde lang hinzogen, waren in ſeinem Beſitz, und außerdem nannte er die prachtvollſte Villa ſein eigen, die es überhaupt auf den jene Seiten des Geſtades begrenzenden Höhen gab.

Nur ein Umſtand war der jungen Wittwe, der es nicht beikommen konnte, eine ſo glänzende Partie auszuſchlagen, gewiſſermaßen ſehr fatal: daß Theodor Kreuzer ihre Vergangenheit, zu einem Theil wenigſtens, kannte, daß er ihr ſchon begegnet war, als ſie noch die Gattin Matthias Strombachs hieß und in deſſen Schenke die Gäſte bediente.

Aus dieſer Zeit eben ſchrieb ſich ſeine Bekanntſchaft mit ihr. Er hatte, als großer Weinbergsbeſitzer, mit Matthias Strombach zuweilen ein kleines Geſchäft gemacht und war aus dieſem Anlaße gelegentlich in deſſen Haus gekommen. Die junge dralle Wirthin hatte dem kleinen behäbigen Mann ſchon damals bedeutend imponirt, was Wunder, daß es, als ſeine Gattin plötzlich mit Tode abgegangen, ihm in den Sinn kam, die ebenfalls ledig und frei gewordene Katharina könnte ſein Weib werden?

Brauchte er ſich doch ihrer nicht zu ſchämen, nachdem ſie als vermögende Penſionswirthin eine geachtete Stellung in der Geſellſchaft einnahm. Und an äußerem Schliff, um die Repräſentantin ſeines Hauſes würdig vorzuſtellen, fehlt es ihr ebenſowenig wie an einem gewiſſen Maß von Bildung, welche ſie ſich in der vortrefflichen Volksſchule der Ausgemeinde, in der ſie geboren, erworben und dann im Umgang mit der vornehmen Geſellſchaft, die ſie in ihrer Penſion beherbergte, ſtetig mehrt und erweitert hatte. Zudem brachte ſie ihm keine Kinder in Ehe, denn ihr Bund mit Matthias Strombach war kein geſegneter eſen und da auch er nur zwei ihm von ſeiner erſten Gattin hinterne erwachſene Töchter beſaß, denen die Freier auf den Ferſen waren, urfte er ſich eines heiteren, glücklichen Zuſammenlebens, eines ruhibehaglichen Alters an der Seite dieſes ſchönen, reizenden Geſchöpfes hen.

Er war fünfundfünfzig, ſie ſiebenundzwanzig Jahre alt, als die junge blühende Frau in ſeiner Villa auf der Höhe einzog. Ein Vierteljahr vorher hatte ſich der ruſſiſche Oberſt in der erſten Etage derſelben eingemiethet.

In den erſten Monaten nach der Verheirathung ſchienen ſich die Beiden in der That vollſten Glückes zu erfreuen, und auch jetzt bei der fröhlichen Sylveſterfeier, von der ich erzählte, widerſprach in ihrem gegenſeitigen Verhalten etwas Aeußeres dieſer Meinung nicht.

Mann müßte denn in jenem kurzen, ſtechenden Blick, den Katharina Kreuzer — das war ein ganz anderer Name als Katharina Strombach! — ihren Gatten nach der Erwähnung des Oberſten von Korſakoff zuwarf, ein Merkmal gefunden haben, das in einem ſolchen Sinne zu deuten geweſen wäre.

Aber nein! Denn gleich darauf, als die Gläſer wieder in der Runde erklangen und auch Theodor Kreuzer mit ſeinem jungen Weibe anſtieß, winkte und lachte ſie ihm ſo freundlich in die Augen, daß man an dem vollen Einverſtändniß ihrer Herzen nicht zweifeln durfte.

Dann, mitten unter dem muntern Geplauder und fröhlichen Lachen, dem Klirren der Gläſer und Teller und Eßgeſchirre, ſchlug es zwölf Uhr, erſt deutlich vernehmbar, in ſchweren, langſamen Schlägen vom Großmünſter der nahen Stadt, dann in hellen reinen Tönen der reich vergoldeten Stutzuhr im Zimmer hinterdrein.

Die ganze Geſellſchaft erhob ſich. Man umringte zuerſt den mit einer feierlichen Miene den Glockenſchlägen nachhorchenden Hausherrn und Gaſtgeber, um mit ihm anzuſtoßen und ihm herzlichen Neujahrsgruß auszuſprechen. Seine links neben ihm ſitzenden Töchter, jene beiden Blondinen, umarmten ihn und drückten ihm innigen Kuß auf die Wangen; dann legte auch ſeine ſchöne Frau ihren vollen, aus roſarothem Spitzenbeſatz des Kleides hervorſchimmernden linken Arm um die Lehne des Stuhles, auf dem er ſaß, und küßte ihn leiſe und vorſichtig auf den Mund. Es ſah ordentlich komiſch aus, wie der kleine, dicke Mann, ſteif in den Stuhl zurückgelehnt, ſich das Alles gefallen laſſen mußte und nach dem zärtlichen Liebesbeweis der Gattin mit lebhaftem Ausdruck ſeines Geſichts, wie noch einen zweiten Kuß von dieſer verlangend, zur Seite blickte und das Auge einen Moment auf dem goldenen funkelnden Medaillon an ihrem weißen Halſe ruhen ließ.

Nach dieſen Ceremonien ſtießen auch alle Anderen kräftig mit einander an und ſchüttelten ſich die Hände und drückten ſich, mehr oder minder beredt und wortreich, ihre Wünſche beim Jahreswechſel aus.

Sein Glas mit Champagner füllend und, indem er auch ſeiner Gattin und der ihm zunächſt ſitzenden ſeiner Töchter ihre Gläſer vollſchenkte, die Gäſte ein Gleiches zu thun auffordernd, erhob ſich darauf Theodor Kreuzer, um allen Anweſenden ſeinen Dank und dieſelben herzlichen Wünſche auszuſprechen.

Nun ſchienen die Zungen erſt recht gelöſt und wie die letzte der alten, ſo rann auch die erſte Stunde des neuen Jahres der kleine Feſtgenoſſenſchaft in heiterſter Stimmung, bei ausgelaſſenſter Laune dahin. Dann ſetzte ſich einer der jungen Herren an den Flügel und man begab ſich in den größern Nebenſalon hinüber, wo ein munterer Tanz ſeinen Anfang nahm. Unter den erſten Paaren, die ſich nach der

Tacte der Muſik im Kreiſe drehten, war auch der Hausherr ſelbſt mit ſeiner ihn um Haupteslänge überragenden ſchlanken Frau. Sie redeten während des Tanzes fröhlich ineinander hinein und man mußte glauben, daß es kein glücklicheres Paar geben könne. Im Saale und in dem kleineren Salon, wo vordem die Tafel aufgehoben worden war, bildeten ſich darauf engere Gruppen, die auf den Sammetpolſtern ringsherum beieinanderſaßen und ſcherzten, lachten und flüſterten, Jeder, wie es die Laune der guten Stunde ihm eingab. In den Terrinen auf dem Büffet ſummte und ſurrte der angenehmen Wohlgeruch ausathmende Thee und brodelte und dampfte der heiße Punſch und wer etwas naſchen wollte, den luden die aufliegenden reizenden Biscuits und allerhand anderes köſtliches Backwerk ein, ſich volles Genüge zu thun.

Des ruſſiſchen Oberſten wurde während der folgenden fröhlichen Stunden mit keinem Worte Erwähnung gethan. Ob er jetzt überhaupt im Hauſe weilte, ob er ſich ebenfalls freute, ob er ſich grämte, ob er ſchon im Schlummer lag, Niemand fragte danach.

Droben über der Decke, die ſich mit ihren herrlichen Malereien über den heiteren tanzenden Paaren ausſpannte, ſtand er im vollen Anzug vor einem der Fenſter, die heiße Stirn dicht gegen die eiſig kalten Scheiben gepreßt und ſah in das bleiche, zitternde Mondlicht über der glatten ſchneebeſtreuten Straße hinaus . .

Es war ein ſehr ſeltener Beſuch, der ſich am folgenden Vormittag in der Wohnung Theodor Kreuzers einfand. Herr von Korſakoff kam, um ſeine Neujahrsviſite abzuſtatten. Zum erſten Mal geſchah es, daß er, ſeit er in der Villa wohnte, den Fuß über dieſe Schwelle ſetzte. Kein Wunder, daß Kreuzer und ſeine junge Frau einigermaßen große Augen machten.

Dabei ſchien Alexander Korſakoff nicht im mindeſten verlegen, ſo erklärlich einige Befangenheit an ihm im Hinblick auf die ſonſtige Abgeſchloſſenheit ſeines Lebens, auf ſein gewohntes zurückgezogenes Verhalten allen Perſonen im Hauſe gegenüber auch geweſen ſein würde. Er trat im Gegentheil mit einer Sicherheit und einem Geſchick auf, als ſei das Zimmer, in welchem er ſich befand, ihm ſchon längſt ein vertrauter Ort. Ein ſo ſicheres, feſtes Auftreten, eine ſo freie, ungezwungene Bewegung bei aller durch die Umſtände gebotenen Reſervirtheit konnte nur eben bei einem ſo vollkommenen Manne von Welt gefunden werden, wie der Oberſt von Korſakoff einer war.

Man empfing ihn, wie geſagt, mit nicht geringer Verwunderung, aber mit ausgeſuchteſter Höflichkeit und Freundlichkeit. Und es war nichts Geheucheltes dabei; der alte Kreuzer freute ſich wirklich, daß ſein vornehmer Miethsbewohner aus ſeiner Zurückgezogenheit herausging, daß er ſich ſeiner Familie näherte, daß er einen Neujahrsbeſuch bei ihm machte. Er fühlte ſich in ſeiner kleinen Eitelkeit geſchmeichelt, den Mann, der Allen ein Räthſel war, zu ſich kommen zu ſehen — wie würden die Millionäre im Hauſe die Köpfe ſtrecken, wenn ſie erfuhren, daß der ruſſiſche Oberſt bei ihm zu Viſite geweſen!

Und ſeine junge Frau?

Sie hatte ihre Toilette noch nicht völlig beendet gehabt, als Herr von Korſakoff gemeldet worden war. Auch die beiden Blondinen, Kreuzers Töchter, ſtanden noch in ihren Zimmern vor dem Spiegel

und ſchraubten ihre Coiffüren in die Höhe. Bei der Nachricht, daß der ruſſiſche Oberſt drüben im Salon anweſend ſei, fuhren ſie wie elektriſirt zuſammen und die kleinen Finger begannen mit noch lebhafterer Behendigkeit zu arbeiten, um den Kopfputz fertig zu machen, die Schleifen zu plätten und auch die letzte Falte der Gewandung zu ordnen.

Aber das ſchöne, junge Weib ſchien ſie Beide an Behendigkeit überboten zu haben. Nach einer ganz kleinen Weile — Herr von Korſakoff ſaß noch nicht zehn Minuten neben Theodor Kreuzer im Fauteuil — ſchritt ſie raſch über den Corridor und in das luxuriös ausgeſtattete Prunkgemach, wo der Beſuch weilte.

Wie reizend und anziehend ſie an dieſem Morgen ausſah!

Sie trug ein ziemlich einfaches, aber äußerſt geſchmackvoll gearbeitetes Kleid von ſchimmernder meergrüner Seide, mit einer kurzen, von Falbeln und Spitzen gezierten Schleppe, die mit ſchwebender Leichtigkeit über die Teppiche dahinrauſchte, wie der helle Aufblitz einer ſpielenden, ſonnenbeglänzten Welle. Auf ihren Wangen lag trotz des Ausdrucks jugendlicher Friſche, den ihnen auch die lange Aufregung und Nervenanſpannung der Nacht nicht hatte nehmen können, doch ein leiſer Anhauch wie von Müdigkeit und Ueberreiztheit; aber ihre leichtgeſchloſſenen rothen Lippen und die glutvollen funkelnden Augen konnten nichtsdeſtoweniger in jedem Augenblick einen lebhaften Ausbruch munterſter Laune und heiterer Schalkhaftigkeit erwarten laſſen.

Mit einer leichten, geſchmeidigen Verbeugung und einigen freundlichen zu ihm geſprochenen Worten begrüßte ſie Herrn von Korſakoff und ließ ſich ihm gegenüber nieder.

Durch eine geſchickte Wendung wußte der Oberſt, nachdem die formelle Ceremonie, der ſein Beſuch galt, auch der jungen Frau gegenüber ſtattgefunden, die Letztere in das Geſpräch, das er mit Kreuzer zu führen begonnen, hineinzuziehen. Er ſprach gemäß ſeinem ganzen Auftreten, ſelbſtbewußt und ſicher; aber ein aufmerkſamer Beobachter würde dem Eindruck nicht haben ausweichen können, daß er, ſo oft er ſein lebhaft flammendes Auge auf das Geſicht des ſchönen Weibes gerichtet hielt, eine gewiſſe Unruhe, eine Art von ſeltſamer Scheu zeigte, die ihn den Blick öfter als einmal mit faſt unnatürlicher Bezwingung ſeiner ſelbſt von ihr abwenden ließ.

Die junge Frau dagegen war nicht im Geringſten befangen, ſo daß ſie ſich hätte irgend welchen Zwang anthun müſſen; ihre Augen ruhten vielmehr mit ſo großen, vollen, tiefen Blicken auf den energiſchen, wie aus Marmor gemeißelten Zügen des Oberſten, als hätte ſie ihm ſchon hundertmal ſo wie jetzt gegenübergeſeſſen und vertraulich mit ihm geplaudert. Bei alledem hielt ſie mit ihren Worten ziemlich zurück und hörte mehr, als ſie antwortete. Nur als nach kurzer Zeit auch die beiden Töchter hereinkamen, um den ſeltenen Gaſt zu begrüßen, wurde ihre Rede etwas lebhafter, indem ſie dieſen zu bewegen ſuchte, mehr [illegible] ihre Gedanken einzugehen, als die Anweſenheit der jungen Blond[illegible] mit conventioneller Höflichkeit, indem er dem Geſpräch auch für ſie [illegible]tereſſe zu verleihen ſchien, ſonderlich zu beachten.

Der Beſuch währte noch nicht eine halbe Stunde lang. The[illegible] Kreuzer begleitete den Oberſten hinaus bis an die Thür des Vorſ[illegible] und ſprach ihm den Wunſch aus, ihn recht bald wieder bei ſich zu ſ[illegible].

Am folgenden Tage ſtattete er ihm einen Gegenbeſuch ab, damit war die Neujahrsceremonie beendet.

Wer hätte vorausſehen könne, welche Folgen ſie hatte?

Vielleicht war es nicht einmal auffallend, daß Herr von Korſakoff, nun eine Annäherung an die Kreuzerſche Familie ſtattgefunden hatte, zu wiederholten Malen in derſelben vorſprach, vielleicht mußte es nur natürlich erſcheinen, daß infolge dieſer nach und nach entſtehenden engerer Beziehungen der ruſſiſche Oberſt auch öffentlich zuweilen mit Theodor Kreuzer und ſeinen Angehörigen geſehen wurde.

Freilich die beiden blonden Töchter winkten ſich verſtohlen mit den Augen und flüſterten ſich heimlich in die Ohren, nicht, daß ſie geglaubt hätten, ſie ſelbſt wären der Grund der plötzlichen Herablaſſung des Oberſten und ſeines Anſchluſſes an die Familie, aber deſto ſicherer wollten ſie wiſſen, daß ihre Mutter, die junge Frau — — —

Indeſſen ſo lebendige, unruhige junge Dinger wollen etwas zu ſchwatzen haben, ſie ſehen Alles mit ganz anderen Augen an als der ältere, erfahrene Menſch, ſie wittern überall etwas Sonderbares, Geheimnißvolles, das ihre Neugier anzieht und anſpannt, ſie ſind ſtets befliſſen, Stoff zu kleinen Romanen zu ſuchen, wo Andere nichts als die nackte, dürre Proſa zu ſehen vermögen.

Mit ſolchen Gedanken ſuchte ſich auch der behäbige, gutmüthige Papa Kreuzer über einige Bedenken hinwegzuhelfen, die ihm ob einzelner verſchämter Andeutungen der Töchter über den in der That ſehr warmen Ton, der im Verkehr des Herrn von Korſakoff mit der ſchönen jungen Frau waltete, aufgeſtiegen waren. Dummes Zeug, die ſchmachtenden, liebebedürftigen Blondinen ärgerten ſich vielleicht nur, daß der ruſſiſche Oberſt nicht ihnen ſtatt dieſer den Hof machte, es war eitel Neid und Eiferſucht, die aus ihnen ſprach und Theodor Kreuzer that ſich förmlich etwas darauf zu gute, daß er, der bejahrte Mann, noch ein ſo reizendes junges Geſchöpf beſaß, das ſchön und anziehend genug war, um ſelbſt einen Cavalier von ſo hohem Rang und ſo vornehmer Herkunft wie Herrn von Korſakoff zu feſſeln. Und Alexander von Korſakoff war, wie er ſich einredete, viel zu edler ariſtokratiſcher Natur, als daß von ihm irgend etwas Unerlaubtes in ſeinem Verkehr mit dem Weibe eines Andern zu befürchten geweſen wäre! Es war ihm gerade ganz recht, daß ſich Korſakoff mehr mit ſeiner Frau zu ſchaffen machte, anſtatt etwa ſeine Töchter zu umwerben und bei den heißblütigen Mädchen unerfüllte Hoffnungen und Heirathsideen rege zu machen. Denn erſtens hatte er für dieſe Beiden ſchon die entſprechenden Ehemänner auserſehen und zweitens würde er ſich, auch abgeſehen davon, doch erſt haben beſinnen müſſen, ob er darein willigen könne, daß eine ſeiner Töchter dem ruſſiſchen Oberſt die Hand biete. So wenig er nämlich auch daran zweifeln mochte, daß dieſer ein Ehrenmann ſei, ſo er[illegible] n ihm auf der andern Seite die Perſönlichkeit deſſelben doch noch [illegible] räthſelvolles Dunkel gehüllt, war er über die näheren Lebensver[illegible]aiſſe deſſelben ſo vollſtändig im Unklaren, daß er ſchon bei dem [illegible]en Gedanken, ihn durch Bande des Bluts an ſich zu knüpfen, ein [illegible]s, unerklärliches Schauern empfand. So oft er ſich bemühte, dieſes [illegible]ühl abzuſchütteln und ſich, ſo bald es ihn beſchlich, einen Thor nannte, [illegible]ochte er es doch niemals völlig los zu werden Es wirkte eben

immer noch der Eindruck heimlich in ihr fort, den er von der Perſönlichkeit des ruſſiſchen Oberſten in ſich aufgenommen, als dieſer ſich noch in völliger Abgeſchloſſenheit von ſeiner Umgebung hielt und jede Berührung mit derſelben faſt ſcheu und ängſtlich mied.

Ob für ſeine Gattin die Perſönlichkeit des Herrn von Korſakoff noch eben ſo dunkel und geheimnißvoll, oder ob ihr mehr bekannt war von der Vergangenheit und den Schickſalen deſſelben?

Wir vermuthen weiter nichts, als daß er einſt ein ungeliebtes Weib beſeſſen und daß ihm aus Gründen, die ſich näherer Erörterung entzogen, die Heimat verleidet worden.

Es würde demnach wohl keinem Zweifel unterlegen haben, daß ihr noch gar viele, viele Punkte in dem Leben des Oberſten verſchleiert und dunkel geblieben ſein mußten; aber vielleicht war es gerade dieſe Ungewißheit über ſo Manches, worüber ſie gern noch Klarheit gehabt hätte, das Geheimnißvolle, Räthſelhafte, was für ſie immer noch mit der Perſönlichkeit Korſakoffs verbunden war, was ihr Herz, das Herz eines Weibes, mit faſt dämoniſcher Gewalt anzog und in ihr einen unwiderſtehlichen Reiz, in ihn hineinzuforſchen, wachrief und in fortwährender, ſtets erhöhter Spannung erhielt

Das ſchien wenigſtens die erſte, am nächſten liegende Urſache zu ſein, weshalb auch ſie mit unverkennbarer Wärme und einer gewiſſen Theilnahme an Allem, was ihn anging, mit ihm verkehrte, weshalb ſie ſchon nach dem erſten gegenſeitigen näheren Bekanntwerden einen ganz ungewöhnlich innigen, faſt vertraulichen Ton im Geſpräch mit ihm anſchlug.

Wer hätte auch an einen andern Beweggrund, der ſie dabei antrieb, denken mögen?

Und wieder: wem wäre es möglich geweſen, das nicht minder als die Perſönlichkeit des ruſſiſchen Oberſten geheimnißvolle Herz dieſes Weibes zu ergründen?

Wer es hingegen ergründet hatte, wem es erſchloſſen war, wem es offen lag in allen ſeinen geheimſten Falten und Winkeln, der konnte nicht zweifeln, dem mußte es faſt wie eine Naturnothwendigkeit erſcheinen, daß es noch eine mächtigere, lebendigere Triebfeder gab, als der blaſſe Reiz des Räthſelhaften und Unerklärten an der Perſon des Oberſten, als lediglich weibliche Neugierde und Luſt am Fragen und Forſchen, eine viel ſtärkere Triebfeder, in welcher der Grund ihrer Vertraulichkeit dem Letzteren gegenüber lag. Denn eine Macht, ein Verlangen bewegte alle Kräfte dieſes Herzens; ein Zug ging durch alle ſeine Regungen, ein Ziel immer ſchwebte ihm als das erſtrebenswertheſte, höchſte, als die Aufgabe dieſes ganzen Lebens vor, und dieſem Ziele mußte es dienen, wenn ſie etwas mit Ueberlegung that.

Und wenn ſie ſich bemühte, zu Herrn von Korſakoff in ein möglichſt intimes, vertrauliches Verhältniß zu treten, ſo that ſie es n Ueberlegung.

Ja, ſobald ſie den Oberſten das erſte Mal geſehen und mehr, gewaltſamer noch, ſeit ſie ihn geſprochen, beherrſchte ſie nur der eine Gedanke: ihm ſo nahe wie möglich zu kommen, ihm ebenbürtig zu werde an ſeiner Seite zu ſtehen, zu ſeiner Höhe emporzuklimmen. Denn d er, was die äußere Seite des Daſeins angeht, auf einer ſolchen Hö

stand, darüber war in ihr, nach Allem was sie von diesem seinen äußern Dasein bemerkte, kein Zweifel. Ueber diese in die Augen fallenden Umstände des Lebens, über den trügerischen Glanz und Schimmer von Reichthum und Rang, über dieses blendende Flitterwerk an dem alleinigen, werthvollen Kern des Lebens, darüber hinaus konnte sie nicht.

Das Andenken an das Elend und die entwürdigende Niedrigkeit ihrer Kinderjahre war ihr nicht geschwunden, das Glück, wenn man so sagen darf, das nachher ihr Begleiter gewesen, es hatte sie nicht mit der Erbärmlichkeit und der Nacktheit ihres früheren Lebens versöhnt. Unter entsetzlichem Grimme zitterte es noch in ihr nach, was sie sich einst an der blutenden Leiche ihres auf offenem Felde, wie ein Wild, wie ein Hund, verendeten armen Vaters gelobt: so wahr sie heißes Blut in ihren Adern rollen fühlte, so wahr ihre Muskeln und Sehnen von Kraft strotzten, so wahr das verführerische und verzehrende Feuer dämonischer Leidenschaftlichkeit aus ihren Augen sprühen konnte, so gewiß sie schön war, sie sollte nicht so sterben, sie wollte sich emporringen, sich ein besseres Loos schmieden und wenn sie dabei Andere aus dem Wege stoßen mußte; was hätte man viel geredet, wer hätte danach gefragt, wenn sie, zermartert und zertreten, mitten auf dem Wege blieb?

Und sie ging hin und der Born, aus dem sie schöpfte, quoll von Gift.

Hätte sie ehrlich hineingefragt in ihre Brust, geprüft und erwogen, was sie bei edlem Willen und redlichem Fleiß sich und den Menschen leisten, nützen konnte, wäre sie sich der besseren Triebe, die auch ihre Seele barg, bewußt geworden, hätte sie selbst oder hätten Andere diese zu wecken vermocht, es wäre ihr vielleicht fehl gegangen das Zauberbild des Reichthums und Glücks, wie es ihr vorschwebte und dem sie von nun an nachjagte; sie hätte es vielleicht nie erreicht, aber sie wäre dabei inne geworden, was des Menschen wahrer Werth, was ihm seine Würde, seinen gerechten Anspruch an das Leben und seine Güter verleiht, sie würde jetzt zu jenen echten Menschen gehören, deren Auge von dem eitlen Glanz und der betrügerischen Pracht äußeren Ranges und Besitzes nicht geblendet und betrogen werden kann, die im besten und edelsten Sinne ihres Glückes Schmied sind, des Glückes in der eigenen Brust.

Aber das ist ja eben das Verhängniß der verwahrlosten Zeit, daß sie dieses Glück nicht kennt, daß sie es nicht gelten lassen will, oder daß ihr wenigstens der Weg bis zu ihm zu beschwerlich und zu lang ist.

Die tolle Faschingszeit mit ihren mancherlei Vergnügungen hatte begonnen. Seit Wochen sprach man in den vornehmen Kreisen der Stadt von nichts Anderem, als von jenem großen Maskenball, der, wie alljährlich um dieselbe Zeit, so auch im gegenwärtigen Carneval in der Tonhalle, dem größten, dicht am See gelegenen, öffentlichen Vergnügungsort der Stadt, abgehalten werden sollte und von jeher den Glanzpunkt der ganzen Saison gebildet hatte. Es verstand sich von selbst, daß Theodor Kreuzer mit seiner jungen lebenslustigen Frau und den beiden hübschen Töchtern dabei nicht fehlen durfte.

Heute sollte das Fest stattfinden. Hatte man in der Kreuzerschen Familie aus Anlaß desselben schon die Zeit vorher alle Hände voll zu

thun gehabt, so herrschte hier an diesem Tage in noch erhöhterem Maße reges, geschäftiges Leben, um die Toiletten, in denen man sich zeigen wollte, vollends in Ordnung zu bringen und zum Anlegen zurecht zu machen. Katharina Kreuzer hatte sich für die zwar einfache, aber um so kleidsamere Tracht eines italienischen Landmädchens entschieden. Wenn man auch meinen konnte, daß diese Wahl im Widerspruch zu den sonstigen Neigungen der schönen, prunkliebenden Frau stehe, so mußte man doch zugeben, daß es wohl kaum möglich gewesen wäre, ein hübscheres, ihr besser angepaßtes Kostüm als eben dieses auszudenken. Sie sah wirklich entzückend aus in dem bunten, gestreiften Rock, der noch lange nicht bis auf die Knöchel herabreichte und die zierlichen Schnallen an den blendend weißen Strümpfen und die kleinen Füßchen in den niedlichen, kostbar gestickten Schuhen erkennen ließ, während aus dem rothen, mit goldenen Ketten geschmückten Mieder, das die volle Brust umschloß, Krausen und Spitzen in schneeigem Glanz duftig und durchsichtig hervorquollen, und das von Blumen und blitzenden Edelsteinen durchwundene tiefdunkle Haar, zu üppigen, dichten Locken aufgelöst, sich über den schönen, weit entblößten Hals, den wieder eine schimmernde Korallenkette umzog, hinabringelte.

In der Hand wollte sie ein Körbchen mit natürlichen frischen Blumen tragen und sie stand eben an einem der marmornen Pfeilertischchen ihres wie alle Gemächer der Familie im Parterre der Villa gelegenen Zimmers, bemüht, die duftigen Blüten und Ranken noch geschmackvoller, als es ihrer Meinung nach der Gärtner gethan hatte, in das zierliche Korbgeflecht hineinzuordnen und mit Sorgfalt zu gruppiren, als ihr Gatte hereintrat, um Nachfrage zu halten, ob sie zum baldigen Aufbruch nach dem Festorte bereit sei. Er trug nur einen schlichten, schwarzen Anzug, der einfachen, gemessenen Art seines ganzen Wesens entsprechend. Es war sechs Uhr Abends. An dem prachtvollen, mit Gold und Silber verzierten Leuchter an der Decke des Zimmers brannten alle vier Flammen und verbreiteten durch ihre matten, rothen Glasglocken ein, wenn auch mildes und gedämpftes, so doch reines und helles Licht in dem von angenehmem Wohlgeruch durchathmeten Gemach.

Bei dem Eintritt ihres Gemals sah sich Katharina fast erschreckt um und fuhr unwillkürlich leise zusammen. Sie that sogar rasch ein paar Schritte zur Seite, als wolle sie versuchen, durch die offen stehende Thür in das anstoßende Nebengemach zu entfliehen.

Sie war seither immer so sorgfältig bemüht gewesen, ihrem Gatten zu verschweigen, welchen Anzug sie an dem heutigen Feste tragen würde, nun wußte er Alles, nun hatte ihr der plumpe Mensch, wie sie bei sich selbst sagte, den ganzen Scherz verdorben. Sie hätte mit dem Fuße stampfen können vor Aerger und Zorn!

Die Augen Theodor Kreuzers umschlossen, sobald er über die Schwelle getreten war, ihr reizendes Bild, und aus der Tiefe derse[illegible]n schimmerte es voll freudigen Entzückens und mit dem Ausdruck un[illegible]r kennbarer Zärtlichkeit auf. So schön, wie sie hier, von dem mattro[illegible]n Lichtschein umflossen, an dem Tischchen stand und, sich unbeoba[illegible]t glaubend, mit stillem Lächeln Blume auf Blume in dem Körbchen [illegible]recht legte, im genügevollen Bewußtsein ihres zauberischen Reizes, i[illegible]r Unwiderstehlichkeit, so schön, so entzückend hatte er sie noch nic[illegible]

ſehen. Kein Wunder, wenn er raſch auf ſie zutreten und ihre Hand ergreifen wollte.

„Katharina“, ging es ihm über die Lippen, und ſeine Blicke ſtrahlten.

Aber ſie ließ ihn nicht weiter reden, ſondern biß erſt verdrießlich die Lippen aufeinander und warf ihm einen ſtechenden, unwilligen Blick aus der Tiefe ihrer Augen zu, ganz wie an jenem Abend, als er auf eine ihrer Bemerkungen entgegnete, daß die Abweſenheit des Herrn von Korſakoff aus der damals in dem eleganten Salon verſammelten Geſellſchaft kein Unglück und nicht gerade zu beklagen ſei.

Indeß ſchien ſie ſich plötzlich zu beſinnen.

„Dann, Theodor, dann“, ſagte ſie kurz, indem ſie ſeinen nach ihrer Hand ausgeſtreckten Arm ſanft abwehrte und zu lächeln verſuchte.

Und mit ein paar raſchen Schritten war ſie wirklich, das Blumenkörbchen auf dem kleinen Marmortiſche zurücklaſſend, in das anſtoßende Zimmer hinübergeeilt.

„Ich bittte aber, es iſt ſechs Uhr vorbei, ſpäteſtens in einer halben Stunde, Katharina!“ rief er ihr nach, während er vom Fenſter, wo er eben neben ihr geſtanden, zurückgegangen und an den großen, runden Tiſch neben dem Divan mehr in der Mitte des Zimmers getreten war.

Er würde, auch wenn er gewollt hätte, dieſen ſeinen letzten Worten nichts mehr hinzugefügt haben; denn wie er einen flüchtigen Blick auf die mit Confect und allerhand Näſchereien gefüllten Porzellanfruchtſchaale, die unter anderen Nippſachen auf dieſem Tiſche ſtand, hingeworfen, war ihm, obenauf liegend, ein kleines, loſe auseinandergefaltetes Papier in die Augen gefallen, welches jetzt ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen ſchien.

Er gehörte gerade nicht zu jenen, für die es einen unwiderſtehlichen Reiz hat, in den Geheimniſſen Anderer herumzukramen. Aber die Bewohnerin des Zimmers, in dem er weilte, ſchien ja gar nicht die Abſicht zu haben, den Inhalt dieſes Billets geheim zu halten, ſonſt würde ſie es zweifelsohne an einem ſchwerer auffindbaren Orte verborgen und nicht ſo offen für Jedermanns Augen, der das Gemach betrat, haben daliegen laſſen. So ſtreckte er denn faſt unwillkürlich den Arm aus, fuhr, es leicht glättend, mit der Hand über das niedliche Blatt hin und las:

„Nariſchna, Einzige, Beſte! . . . Dieſe ganze Woche alſo das erſte Mal wieder allein, wie ſchlägt mir das Herz, wie jubelt es empor bei dem Gedanken, Dich wieder in meine Arme zu ſchließen! Wie träge und eintönig ſchlichen die Tage, in denen Du mich freiwillig von Dir verbannt. Nicht erſt um zwölf, nein, um elf Uhr heut Abend. Wenn Du mich eine rothe Roſe an die Bruſt ſtecken ſiehſt, dann bitte, folgſt Du mir Ich werde dann wiſſen, wo wir ungeſtört beiſammen ſein können, zwe Glückliche, zwei Selige. Der ewig und unabänderlich Deine —.“

Theodor Kreuzer wußte nicht, ob er träumte.

Nariſchna.“ Er kannte den Namen nicht, er hatte ihn nie gehört, was mochte er bedeuten, wen mochte er nennen?

Einen Augenblick kam es ihm, als ſollte er auf die Schwelle des Nebenzimmers, wo ſeine Gattin weilte, treten und hinüberfragen, ob ſie

wisse, wie dieses seltsame Papier in ihr Gemach gekommen, an wen es gerichtet sei, wer es geschrieben habe. Denn die flüchtig auf das grauweiße Blatt hingeworfenen Zeilen trugen keine Unterschrift, sondern schlossen mit einem kurzen, dicken Gedankenstrich ab.

Dann fuhr er sich rasch über die Stirn und nickte, als sei ihm plötzlich eine Erklärung gekommen, stumm in sich hinein, während sich ein Zug tiefsten Schmerzes über sein Antlitz breitete und gleich darauf dunkle Röthe sich über seine Wangen ergoß und bis hoch in die Schläfe hinaufflammte. Hierauf steckte er das Blatt rasch zu sich und ging geräuschlos aus dem Zimmer hinaus. Als er über den Corridor schritt und gedankenabwesend durch die auf den Flur führende Glasthür nach dem Eingang des Hauses hinsah, rollte gerade die Equipage des Obersten über den Hof und der Pforte des Gartens zu. Herr von Korsakoff fuhr ohne Zweifel schon zum Ball.

Es war ein häßliches Thauwetter. Der schmutzige Regen tropfte aus den Dachtraufen des Hauses unaufhörlich und eintönig auf die Steintrottoirs, das die Villa auf allen Seiten umfriedete, nieder, der Wind sauste und heulte um die weißgetünchten Mauern und durch die kahlen Bäume und Sträucher des dunklen, verödeten Gartens, dessen sonst so reinliche, elegante Sandwege von Schmutz und Koth und halb geronnenem Eiswasser kaum noch zu erkennen waren, die verrostete Wetterfahne knarrte und ächzte und stöhnte auf dem First des Hauses.

Alexander von Korsakoff hatte sich tief in seinen Pelz gehüllt, als er in seine Equipage eingestiegen war und er zog die Falten desselben noch dichter zusammen, als er, vor dem großen Hauptportale der Tonhalle angekommen, den Wagen verließ.

In den weiten, auf das prachtvollste decorirten Sälen, in denen der Ball abgehalten werde sollte, war schon eine ziemlich zahlreiche, elegante Gesellschaft versammelt, als der Oberst eintrat. Er trug sich gleichfalls sehr einfach; ein schwarzer Domino umhüllte seine hohe, kräftige Gestalt und das Gesicht wurde von einer dunkelgrauen Maske aus starker, dichter Gaze verdeckt. Gleichwohl lenkte er, wie er festen Schrittes über den Parquetboden dahinschritt und sich dann schweigsam an eine von Guirlanden umwundene Säule lehnte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Seine schlanke, imponirende Figur, sein sicherer Schritt, die gerade, entschlossene Haltung seines Kopfes machte ihn allerdings auf den ersten Blick schon zu einer auffallenden Erscheinung.

Die Musik hatte bereits seit einer halben Stunde zu spielen begonnen und ihre Klänge wogten mit weihevoller Feierlichkeit, die Gemüther zum Feste stimmend, durch den weiten Raum.

Jetzt ertönte sie in einem rascheren Tacte, in fröhlicher Tanzmelodie; die Polonaise, die den Ball eröffnete, nahm ihren Anfang. Korsakoff engagirte keine Dame zum Tanz, sondern blieb stumm und seine Blicke beobachtend durch den Saal schweifen lassend, abseits an seinem Platze stehen. Er hatte die Linke in die Seite gestützt, während er den rechten Arm unter den Falten des Mantels, über seine Brust gelegt, halb verborgen hielt. Zuweilen wippte er nach dem Tacte des volltönenden, rauschenden Orchesters leicht mit dem Fuße oder wiegte das schöne männliche Haupt. Dann richtete er das letztere plötzlich hoch empor und blickte die Reihen der Tanzenden hinab: ganz unten hatte sich diesen soeben in

Paar angeschlossen, in welchem er sofort Katharina Kreuzer und ihren um Haupteslänge kürzeren Gemal erkannte, während zwei andere Damen von ziemlich derber Taille und mittlerer Größe, die unmittelbar hinter jenen eingetreten waren und gleich darauf von mehreren in der Nähe stehenden Herren zum Tanze gebeten wurden, sich unschwer als die beiden Töchter der Familie errathen ließen.

Die Augen des Obersten starrten wie gebannt nach der Stelle, wo Katharina emporgetaucht war; ohne sie abzuwenden und das Haupt vorgestreckt, folgte er dem Zuge der Paare und das Herz begann ihm lauter und lauter zu klopfen, wie er das berückende Weib an der Seite Theodor Kreuzers näher kommen sah.

Er athmete kaum noch, wie sie nach dem gemessenen Tempo der Polonaise elastisch dicht an ihm vorüberschritt und er schauerte selig zusammen, als sie mit geschickter Hand aus dem Blumenkörbchen, das ihr am Arme hing, ihm ein niedliches, duftiges Veilchenbouquet zuwarf. Er hatte es in der süßen Erregtheit, in welcher er sich befand, nicht zu erhaschen vermocht und beugte sich jetzt auf den Boden nieder, um es aufzuheben und fast mit Inbrunst an die Lippen zu führen. Welch' ein feiner, zarter Duft das war, ihn selig an den Lenz gemahnend, der seinem alternden Herzen mitten in den Winterwettern noch gekommen!

Theodor Kreuzer mochte, was seine Frau soeben gethan nicht bemerkt haben, so schwer und gleichgiltig schritt er neben ihr hin, sich mehr von Jener führen lassend, als sie selbst geleitend und wenn er es gesehen hatte, was weiter? Es gehörte ja eben zu den hübschen Eigenthümlichkeiten einer Maskerade, daß eine Dame sich einen derartigen Scherz, eine solche liebenswürdige Freiheit selbst gegenüber ihr sonst ganz Fremden erlauben darf.

Nach Beendigung der Polonaise, während deren sich die Räume immer dichter mit Festtheilnehmern gefüllt hatten, begann ein munteres, zwangloses Treiben, theils in den Hallen und grünen Lauben ringsum, hinter den mancherlei ausgestellten Blattpflanzen und den Statuen und Bildgruppen dazwischen, ein neckisches Spielen und Scherzen, Winken, Neigen und Grüßen, Flüstern, Kichern und Lachen um die schimmernden Perlenregen ausstreuenden, hochaufspringenden Fontainen, die, angenehme Kühlung und Frische spendend, hier und da eingerichtet worden waren, und theils in der Mitte des großen, mit Blumen und Laubgewinden verschwenderisch durchzogenen Hauptsaals, wo die Paare, in den mannigfaltigen Trachten ein außerordentlich buntes, abwechselungsreiches Bild bietend, garziös dahinschwebten oder im wilden Flug durcheinander wirbelten. So flossen die Stunden rasch dahin.

Man hatte die hohe, breitschulterige Gestalt des russischen Obersten wiederholt an der Seite jenes schlanken, bald hier, bald da ein paar duftige Blumen spendenden und sich geschmeidig durch die Reihen windenden italienischen Landmädchens gesehen, jetzt — es war noch nicht ganz elf Uhr — schritt er aus einem der weniger umfangreichen, von schwirrendem Durcheinander belebten Nebensäle durch die vorher leicht angelehnte Thür in ein kleines, ganz am hintersten Ende der Festräumlichkeiten gelegenes Kabinet, und nach wenigen Minuten folgte ihm dieses in das nämliche Gemach. Sobald er sie neben sich sah, schloß der Oberst hastig die Thür ab, in fast ein und demselben Augenblick fielen die Masken

von den Gesichtern der Beiden: Katharina Kreuzer und Alexander von Korsakoff standen sich gegenüber, waren zusammen allein.

Mit einiger Scheu nur blickte die reizende Italienerin noch um sich und drückte die Linke fest auf das glänzende Mieder, als wolle sie das Klopfen ihres Herzens besänftigen, dem heftigen Wogen ihres Busens wehren, dann funkelten ihre Blicke mit leidenschaftlichem Ausdruck in die dunklen, ebenfalls feurig aufblitzenden Augen Korsakoffs hinein. Mit unsäglicher Zärtlichkeit ruhten die Letzteren noch einige Augenblicke auf ihrer schönen graziösen Gestalt, als wollten sie gleichsam das entzückende Bild dieses Liebreizes noch voller und unauslöschlich in sich aufnehmen, dann streckte der Oberst seinen Arm aus und zog sie in heftigem Ungestüm an sich.

Strahlend, glutvoll, wie von aller Seligkeit, die die Erde kennt, erfüllt, sah sie zu ihm auf, ihre wogende Brust innig gegen die seine gedrängt, er, nur von wenig höherer Gestalt als der bezaubernde, verlockende Dämon, der an seinen Halse hing, beugte sich leicht zu ihr nieder und küßte ihre von dichtem, dunklen Gelock umwallte Stirn — und dann ihren Mund.

„Narischna, mein Himmel, mein Alles, könntest Du erst völlig mir gehören, ganz und für immer mein eigen sein!“ sprach er halblaut, während seine Lippen noch leis an den ihren hingen, und sie erwiederte ihm, ihre Arme noch fester um seinen Hals schlingend, ihn noch inniger an sich pressend, mit einem langen heißen Kuß.

„Narischna.“ — Das klang Einem, der hinter der schweren Portière, die dieses Gemach von einem etwas größeren Zimmer trennte, gestanden, und der, wenn er auch nicht Augenzeuge der letzten Scene gewesen war, doch diesen Namen und die weiteren Worte gehört hatte, wie ein Todesurtheil.

Erst hatte er die Portière auseinanderreißen und in das Kabinet hinüberstürmen wollen, mit so wildem Zorn war es ihm, brennend und zuckend, durch Herz und Hirn gegangen, er hätte sich zwischen sie werfen, sie zu Boden schlagen mögen, die drüben frevelten und ihn heimtückisch betrogen. Dann aber streckte er beide Hände nach seinem eigenen Haupte aus und preßte es in wüthendem Schmerze zusammen, zerrte sich krampfhaft am Haar, als wolle er sich Erleichterung schaffen von der heißen, stechenden Glut, mit der ihm das siedende Blut in den Schläfen sauste und wallte; nun taumelte er rückwärts über den Teppich, der den Boden des Zimmers bedeckte, drüben zur Thür hinaus, und, sich an dem Gewände der letzteren anhaltend, sank er in einer der Lauben, die sich, wie überall so auch in diesem Nebensaal aneinanderreihten, auf den ersten der mit rothem Sammet gepolsterten Stühle, den sein flirrendes Auge sah, nieder. Glücklicherweise war die kleine Laubhalle leer. Er stützte die Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf in beide Hände und stierte, während ihm das Blut noch immer kochte und seine Augen vor Zorn und Schrecken brannten, eine Weile vor sich hin.

Es war, so wenig es wahrscheinlich schien, doch Theodor Kreuzer nicht entgangen, daß seine Frau vorhin, gleich am Anfang des Balles, der hohen, kräftigen Gestalt im schwarzen Domino jenen Veilchenstrauß zugeworfen und der an sich so harmlose Scherz hatte es ihm zur Gewißheit gemacht, daß die dunkle Maske, die sich unverwandt auf sie

Gattin gerichtet hielt, kein anderes als das Gesicht des Obersten verbarg. So war ihm jener Scherz in Bezug auf diesen gewissermaßen zum Erkennungszeichen geworden, das ihn auf den richtigen Weg wies, um die Beiden während des Abends erfolgreich beobachten zu können.

Denn daß er im Laufe dieser Stunden die Blicke nicht von ihnen wenden wollte, stand bei ihm fest, sobald er jenes erst für ihn so räthselhafte Blatt, das ihm in dem Gemach seiner Gattin in die Augen gefallen, zusammengefaltet und schweigend zu sich gesteckt.

Nun war ihm gar nichts mehr räthselhaft und geheimnißvoll, außer dem Klang des Namens, den die Ueberschrift jener Zeilen zeigte, an sich etwa.

Er hatte seine Gattin und Korsakoff den ganzen Abend nicht aus den Augen gelassen, er hatte diesen in jenes Kabinet eintreten, seine Frau ihm folgen sehen und er war zeitig genug in das daneben liegende Zimmer gekommen, um — in einem so eigenthümlich nüancirten und accentuirten Tone, der darüber, daß der Oberst sprach, nicht den geringsten Zweifel lassen konnte — jene mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hervorgebrachten Worte deutlich zu vernehmen. Narischna — Katharina: es war ihm gewesen, als wären diese beiden Worte in demselben Moment zusammen in seinem Ohr erklungen. . .

Was ihm wie eine dunkle schmerzliche Ahnung aufgestiegen, nachdem seine Blicke jenes Billet überflogen, nun konnte er es nicht mehr von sich zu weisen, sich auszureden suchen, die scharfblickenden Töchter hatten doch recht gehabt, als sie heimlich miteinander flüsterten und, was sie meinten und fürchteten, ihn errathen ließen. O, er hatte nie an der Treue seines Weibes, die ihn nach freiem Entschluß, ohne Drängen und Schmeicheln von Seiten des Bewerbers, genommen, er hatte nie an ihrer Treue gezweifelt, er hätte den aristokratischen, reichen Obersten nie für so gemein und niedrig halten können, er war zu wohlmeinend, zu kurzsichtig, zu nachgiebig, zu gutmüthig gewesen, er mußte jetzt ordentlich über die Klugheit und den Scharfblick der beiden Mädchen, welche die Sache doch wahrlich weniger anging als ihn selbst, staunen, er bewunderte sie fast, die blonden schlauen Dinger!

Theodor Kreuzer gehörte zu Jenen, deren erster Gedanke, wenn sie sich betrogen sehen, die Rache ist, und eine wilde, furchtbare Rache, die sie auch, ohne lange zu reflectiren, um ihrem verletzten und empörten Gerechtigkeitsgefühl Genüge zu thun, und sei es um den Preis ihres eigenen Untergangs, stehenden Fußes zu nehmen pflegen.

Ja, Niemand hätte es ihm ausreden können — Theodor Kreuzer wollte sich furchtbar rächen, süß sollte ihm die Genugthuung sein, — süß . . .

Er knirschte es im Gefühl einer Art grausamer Wollust in sich ..., wie er noch an derselben Stelle saß, wo er vorhin, seiner selbst) kaum mächtig, auf einen Stuhl gesunken war, aber er hatte jetzt t mehr den Kopf in die Hände gestützt, sinnend, was zu thun sei vor hinstierend — wer ihm ins Gesicht sah und die Züge des Menschenlitzes zu erklären wußte — die allgemeine Demaskirung war eben lgt und Theodort Kreuzers schwarze Halbmaske, die er sich schon dem vom Angesicht gerissen, lag vor ihm auf dem Tische — mußte offenbaren energischen Ausdruck festester, unbeugsamer Entschlossen-

heit in seinen von glühender Röthe überzogenen Zügen finden. Er hatte Anfangs nach dem Gemach, in welchem er Korsakoff mit seiner Gattin belauscht hatte, zurückkehren wollen, um zu sehen — was weiter geschah. Aber er gab diesen Gedanken sofort wieder auf — was sollte er noch Worte hören, von denen jedes sein Innerstes wie ein Schwertstich treffen mußte, warum sein Herz noch weiter auf die Folter spannen? Er wußte genug.

Und er wußte auch jetzt schon sehr genau, was er ferner thun wollte.

Vor ihm stand eine schon über die Hälfte geleerte Flasche Champagner auf dem Tische. Als er sich mehrere Paare seinem versteckten Plätzchen nähern sah, schenkte er den Rest des Inhalts, rasch nach einander sein Glas füllend, vollends aus und stürzte ihn hastig hinunter. Der Boden brannte ihm unter den Füßen, in seinen Wangen und Schläfen glühte es heißer und heißer, mit einer entsetzlichen Klarheit im gräßlichsten Lichte sah er, was ihm geschehen, welche Schmach, welchen Schimpf man ihm angethan — er hätte keine Viertelstunde länger in dieser Stätte zu weilen vermocht. Mit heftigem Schritt ging er bereits draußen über den Corridor; nach weniger als zehn Minuten befand er sich unter strömendem Regen, Schmutz und Koth, die sein Schuhwerk durchnäßten, nicht achtend, schon auf dem Heimweg.

Der Ball nahm unterdessen weiter seinen fröhlichen, muntern Verlauf. Theodor Kreuzer wurde von seiner Gattin und seinen Töchtern, die im tollsten Taumel der Lustbarkeit schwelgten, kaum vermißt. Einmal nur hatte jene, hatten auch diese ihn aufsuchen wollen; da sie ihn nicht fanden, beruhigten sie sich leicht mit der Erklärung, daß er wohl in irgend einer Ecke mit Freunden und Bekannten im Gespräch oder beim Whist sitzen würde, und tauchten rasch wieder unter im bunten Durcheinander der Tanzenden.

Erst als gegen drei Uhr Morgens die weiten, lichtdurchstrahlten Räume sich allmählich leerten und, getroffener Anordnung gemäß, die Equipage unten am Portale hielt, um die Familie heimzubringen, spähte man ernstlich nach ihm aus und wurde, weil man ihn nirgends entdecken konnte, einigermaßen besorgt. Indeß war man viel zu angenehm erregt durch die Vergnügungen des Balls, in viel zu heiterer Laune, als daß man sich allzu großen Befürchtungen um seiner willen hingegeben hätte, und fuhr, indem man sich sagte, daß er sich wohl bereits nach Hause begeben, heim. Würde man ihn hier noch nicht antreffen, meinte man, so könne ja die Equipage noch einmal herabgeschickt werden, um ihn nach der Wohnung zu bringen. Unterwegs aber schon wurde man durch die Mittheilung des Kutschers völlig beruhigt, daß dieser bei seiner Abfahrt das Zimmer seines Herrn erleuchtet gesehen und daß derselbe daher wohl ohne Zweifel sich schon daheim befinde. Die I
saſſen des Wagens, der jetzt am Quai dahinrollte, ergingen sich auch ni
lange in Ausdrücken der Verwunderung und des Entsetzens, daß d
Gatte, der Vater sich nicht gescheut habe, bei diesem unausstehlich
Wetter zu Fuß nach Hause zu gehen, die beiden Blondinen schwärmt
von den Erlebnissen des Balls und die junge Frau saß, wie sie sag
abgespannt und erschöpft, das Haupt weit in die Polster zurückgeleh
in der Ecke des Hintersitzes und sprach weiter kein Wort. Im Still

aber kreuzten ihr die wunderlichsten, verschiedenartigsten Gedanken durcheinander. Sie grübelte allerdings darüber nach, was ihren Gatten wohl veranlaßt haben könne, sich allein und ohne Abschied von dem Feste zu entfernen. Sollte er vielleicht um Alles wissen, sollte er sie mit Korsakoff belauscht haben? Und es peinigte sie, daß sie nicht wußte, wo das Billet, das ihr der Oberst am Mittag vorher im Vorbeigehen in die Hand gedrückt und das sie, ganz mit den Gedanken an ihre Toilette beschäftigt und im süßen Vorgefühl des kommenden Ballabends schwelgend, achtlos in jener Fruchtschale hatte liegen lassen; es peinigte sie, daß sie nicht wußte, wo es hingekommen, und sie machte sich heimlich heftige Vorwürfe, daß sie nicht vorsichtiger gewesen. Sie hatte es, seit sie es in den ersten Nachmittagsstunden an jenen Platz gelegt, nicht wieder in die Hand genommen, konnte aber auch nicht sagen, ob, während sie sich dann zeitweise aus ihrem Zimmer entfernt, Jemand sich darin aufgehalten und hatte somit nicht den mindesten Anhaltepunkt, zu entscheiden, ob ihr Gatte oder eine andere Person sich in den Besitz des Billets gesetzt habe.

Als man in der Villa angekommen war, gingen die Töchter rasch nach der Thür des Zimmers, in welchem ihr Vater zu schlafen pflegte, und riefen, als sie dieselbe geöffnet und den Letzteren ruhig in seinem Lehnstuhl sitzend fanden, flüchtig eine „Gute Nacht!" hinein, um dann, voll beruhigt, ihre eigenen Gemächer aufzusuchen und zur Ruhe zu gehen. Katharina warf ebenfalls einen raschen Blick durch die Thür in jenes Gemach, bot dem Gatten ebenso schnell einen Gruß zu sanftem Schlummer und begab sich, eilig wie die Anderen, in ihr Zimmer.

Eine Weile stand die schöne Frau hier noch in dem Kostüm des Abends an einem der Fenster und sah in die trübe, sternenlose Nacht hinaus. In Einem fort rauschte der Regen hernieder und schlug an die Scheiben und der heulende Wind ging gespenstig um das Haus herum. Nach wenigen Minuten ließ sich draußen wieder leichter Pferdetrapp und dumpfes Rollen von Rädern vernehmen, es kam von der Equipage des Obersten, der jetzt ebenfalls heimkehrte. Bald konnte man auch seinen festen, schweren Tritt durch den Flur hallen hören und Katharina wandte sich unwillkürlich um, ging nach der Thür und sah aufmerksam lauschend in den langen Corridor hinaus. In demselben Augenblick hielt der hallende Schritt im Flur draußen an, Alexander von Korsakoff stand an der hohen Glasthür, durch welche man sonst einen Theil des Corridors übersehen konnte, flüsterte einige unverständliche Worte und machte, tiefaufathmend, wie zum Gruß, eine langsame Handbewegung hinein. Nur ein ganz matter Dämmer herrschte drinnen auf dem Corridor, er mochte von dem röthlichen Lichtschimmer herrühren, der durch den Spalt der Thüre aus Katharinas Wohnung drang. D jungen, schönen Frau begann das Herz unruhig zu klopfen, und es el sie ein heimliches, süßes Beben und Zittern an. Dann hörte sie w der Oberst langsam die Treppe hinaufschritt und zog, indem sich ein fa mißmuthiger Ausdruck über ihr Antlitz legte, leise die Thür hinter fi zu. Sie sah wirklich etwas abgespannt und überwacht aus, die schöne F u, wie der lange, goldglänzend umrahmte Spiegel zwischen den bei- de Mittelfenstern des hohen, luxuriös eingerichteten Zimmers ihr sch nkes, bezauberndes Bild zurückwarf.

Und dann hörte man nichts mehr knarren und hallen, es war Alles still im ganzen Hause . . .

Nein, es war nicht Alles still.

In seinem Zimmer ging Theodor Kreuzer unruhig umher und nur die Teppiche, die über den Fußboden gebreitet waren, dämpften das Geräusch seiner Schritte.

Er hatte die letzten Stunden, seit er sich wieder im Hause befand, fürchterliche Qualen erduldet. Dieses Haus, in welchem er fast alle Jahre seines Lebens verbrachte, erschien ihm mit einem Male wie umgewandelt und verändert von unten bis oben, es kam ihm lange nicht mehr so traut und heimlich vor wie sonst, Alles um ihn her machte ihm den Eindruck des Fremdartigen, Theilnahmlosen, Abstoßenden, er fühlte sich plötzlich wie abgetrennt und gesondert von Allen, die mit ihm unter demselben Dache wohnten, ein trostloses Gefühl schrecklicher Vereinsamung bemächtigte sich seiner. Ihn mit Entsetzen erfüllend, stiegen in seiner Einbildung Scenen vor ihm auf, die sich vorher innerhalb dieser Mauern ereignet hatten, grauenhafte Scenen voll unerhörten Frevels, Schandthaten hinterlistiger Untreue und raffinirten Ehebruchs, die ihm das Blut in die Schläfe trieben und ihn heimlich bejammern ließen, daß er Theodor Kreuzer hieß, daß mit seinem Namen der Name eines ehrlosen, nichtswürdigen Weibes verbunden war, welches man Katharina nannte, welches er selbst unzählige Mal, täglich, mit Zärtlichkeit so genannt. Und man hatte ihn in diesem Hause hintergangen, betrogen, während er selbst ahnungslos und mit heiterem Genügen im reinen Gemüth neben jener schändlichen Person, die es ihm angethan, einherging und freundliche Worte zu ihnen sprach mit stiller Glückseligkeit und uneigennützigster Freude die Pflichten des Vaters, des Gatten erfüllte und redlich seinen Besitz nicht zu seinem eigenen, sondern zum Vortheil derer die ihm angehörten und die er Alle mit gleicher herzlicher Innigkeit liebte, zu mehren suchte, o, es war gräßlich, unerhört niederschmetternd, was sich ereignet, wie man ihm vergolten!

Der arme Mann stöhnte laut auf und preßte in wüthendem Schmerz die brennende Stirn gegen das blanke, polirte Holz des Schreibsecretärs, neben dem er stand, es stach ihm heiß und zuckend, wie mit Nadeln durch das ganze Haupt und weißer Schaum trat ihm vor innerer Wuth vor den Mund. Er zitterte am ganzen Leibe, es rüttelte und schüttelte ihn wie im Fieber, er wollte und konnte seiner Frau am nächsten Vormittag nicht ruhig gegenübertreten, er vermochte unter solchen Umständen nicht länger zu leben.

Mit äußerster Heftigkeit griff er nach dem Tische und riß das Blatt hinweg, das er am Abend vorher in dem Gemach seiner Frau zu sich gesteckt, in drohender entschlossener Haltung richtete er sich empor, warf die Thür hinter sich zu und stand, nachdem er mit raschen Schritten über den Corridor geeilt war, in den nächsten Minuten Katharinen gegenüber.

Er hatte die Thür zu dem Zimmer der Letzteren noch unverschlossen gefunden und war, ohne anzuklopfen, hineingestürmt. Die junge Frau stand in der Mitte des Gemachs und hatte begonnen, sich langsam auszukleiden; eben war die Korallenkette, die sie sich vom Hals genommen, ihrer Hand entglitten, und die kleinen Finger bemühten

jetzt, indem ſie leiſe gähnte, die feſt zuſammengezogenen Schnüre des Mieders zu löſen. Zur Hälfte war dies ſchon geſchehen.

Sie fuhr zuſammen wie vom Blitz getroffen, als ſie Theodor eintreten ſah und kreuzte haſtig die Arme über der bereits halb entfeſſelten Bruſt. Der wilde Zorn, der aus ſeinen Augen und Zügen leuchtete, ſetzte ſie ſo in Schrecken, daß ſie nicht einmal ein Wort fand, um auch nur kurz ihre Verwunderung über ſeinen unverhofften Eintritt zu äußern. Aber auch wenn ihr nicht dermaßen Zunge und Lippen gelähmt geweſen wären, würde ſie Mühe gehabt haben, zu reden. Denn ſchon war ihr Gatte dicht vor ſie hingetreten und hatte ihr jenes Billet ganz nahe vor die Augen gehalten, daß ſie, auf das Aeußerſte betroffen, einige Schritte von ihm zurückzugehen ſich veranlaßt ſah.

„Von wem iſt dieſes Blatt beſchrieben — an wen iſt es gerichtet, — Nariſchna — wer hat Dich mit dieſem Namen getauft?“ brauſte er auf, in ſeiner Erregtheit mit dieſen letzten Worten gewiſſermaßen die eine der beiden erſten Fragen ſchon ſelbſt beantwortend.

Sie mußte die Arme von der Bruſt hinwegnehmen und vor ſich ausſtrecken, denn er drohte noch weiter auf ſie einzudringen und ſie an den Schultern zu erfaſſen.

„Was willſt Du?“ ſtotterte ſie, das Blatt ihm aus der Hand reißend und, nachdem ſie flüchtig darauf hingeſehen, es zu Boden werfend. „Wie ſollte ich —“

„Schweig, Hetäre!“ donnerte er ihr entgegegen, indem er ausholte, ſie mit der Fauſt vor den Mund zu ſchlagen. „Es iſt des Betrugs und der Heimtücke genug!“

Er ſchien keine Luſt zu haben, ſie lange reden zu laſſen und etwa ihre Ausflüchte anzuhören. Mit derſelben Heftigkeit, mit der er hereingeſtürmt, ging er wieder hinaus, in ſein Zimmer hinüber, nach einigen Augenblicken war er aber auch ſchon wieder zurück.

Katharina hatte einige Secunden wie betäubt an der Kante des Tiſches, der ſich ſeitswärts vor ihr im Zimmer befand, einen Halt, eine Stütze ſuchend, dageſtanden, als er hinausgegangen. Dann ſchien es ihr klar zu werden, daß er augenblicklich wieder zurückkehren würde, und ſie raffte ſich auf und ſprang nach der Thür, um ſie von innen zu verriegeln. In dieſem Moment jedoch trat der wüthende Mann ſchon wieder herein, ſchleuderte ſie mit einem kräftigen Ruck weit von ſich und eilte ihr dann nach, um ſie wieder zu erfaſſen.

In ſeiner rechten Hand blitzte ein Revolver.

Die junge Frau erkannte mit der Angſt einer Verzweifelten das Gräßliche ſeiner Abſicht.

Sie flüchtete erſt in die äußerſte Ecke des Zimmers, eilte dann, im[illegible] von ihm verfolgt, im ganzen Gemach herum und verſchanzte ſich hi[illegible]r Stühlen, dem Tiſch, dem Sopha, dem erſten Beſten, was ihr in di[illegible]gen fiel.

[illegible]tzt, dicht vor ihrem Divan, hatte er ſie erreicht. Sie bebte am g[illegible]n Leibe vor Schrecken und Todesfurcht und wäre gern vor ihm m[illegible]ie Knie geſunken und hätte die Hände gefaltet und ihn angefleht, w[illegible]es ihr nur möglich geweſen wäre.

[illegible]ſtemmte ſeinen Ellenbogen auf ihre Bruſt und drückte ihr Haupt

weit gegen das Polster des Divans zurück — es entspann sich ein häßlicher Kampf, in dem es Tod oder Leben galt.

„Hilfe!“ schrie sie auf, „Himmel, Hilfe! Er ermordet mich!“

Sie hatte den fürchterlichen, angstvollen Ruf noch nicht ganz ausgestoßen, als das Feuer aus dem Revolver blitzte und ein Schuß hallte und gleich darauf ein zweiter und dritter — Katharina wand sich weit zurück und röchelte und stöhnte, ihr ganzes Gesicht röthete sich und wurde überströmt von Blut, das auf die weißen Spitzen und Krausen über ihrer Brust niedertroff und sie völlig durchtränkte, einige Schritte vom Divan entfernt, quer über den Teppich am Boden, lag ihr Gemahl, lag Theodor Kreuzer mit zerschmetterter Stirn.

Das Alles war in der kurzen Zeitspanne weniger Minuten geschehen.

Im Hause wurde es lebendig. Auf dem Corridor, wo sich die Wohngemächer der Familie Kreuzer befanden, zuerst. Durch den Knall der Schüsse und das diesen vorausgegangene laute Geräusch aus dem Schlummer aufgeschreckt, eilten die beiden Töchter in leichten Nachtgewändern herbei, auf die Thür des Zimmers zu, aus welchem ihrer Meinung nach der Lärm gekommen war. Sie erinnerten sich wieder des schnellen, heimlichen Wegganges des Vaters von dem nur wie ein schöner Traum vorübergeschwebten Fest und ahnten nichts Gutes.

Wie sie in das Gemach eingetreten waren und sich ihnen die gräßlichste Verwirrung und Unordnung darin darstellte, wie sie die Leiche des Vaters, blutüberströmt, am Boden liegen sahen, schrieen sie Beide wie aus ein- und derselben Brust auf und fingen an zu weinen und zu jammern und warfen sich über die Letztere hin.

Die Andere, die junge Mutter, schienen sie noch gar nicht bemerkt zu haben; wenn es aber geschehen, so bekundete ihr Gebahren unzweifelhaft, daß Jener ihrem Herzen im Leben näher gestanden, als die unter schmerzhaften Zuckungen zur Hälfte auf dem Divan ruhende Frau.

Dann regte es sich auch draußen im Flur. Die Schüsse waren ohne Zweifel auch in den anderen Stockwerken und in den Erkern des Hauses gehört worden, man kam die Treppe herab, ein Hausmädchen wurde herbeigerufen, schlaftrunken schlürfte es heran und öffnete die hohe Glasthür, die den Eingang zum Corridor und der Kreuzer'schen Wohnung bildete, fünf, sechs der Pensionärinnen hatten ihr Zimmer verlassen und schritten, mehr oder minder leicht und nachlässig bekleidet in den Corridor hinein und zur linken Hand nach dem Gemach, aus dem das laute Wehklagen der beiden Mädchen ihnen entgegendrang, hinunter.

Es gab herzzerreißende, erschütternde Scenen. Man schrie, man kreischte und zeterte, man rief um Hilfe, man schlug die Hände über den Häuptern zusammen, man taumelte halb ohnmächtig zurück, bedeckte sich die Augen, um das grause Bild, das vor ihnen aufgerollt war, nicht zu sehen. Einige junge Mediciner, die gleichfalls mit zu den Bewohnern des Hauses gehörten, untersuchten die schon nicht mehr allzuheftig bluten Stirnwunde Theodors Kreuzer's und bemühten sich, der jungen Frau einen Verband um das Haupt, über die Wangen zu legen.

Einer der Ersten, die von oben nach der Kreuzerschen Wohnung herabgekommen, war der russische Oberst gewesen. Er mußte, glei

atharina, noch eine Weile in seinem Zimmer wach geblieben sein, wenigstens deutete der schwarze Ballanzug, den er trug, darauf hin, daß er sich vorher noch nicht entkleidet gehabt hatte. Sein Gesicht zeigte den Ausdruck vollständigster Verwirrung und verzweifelten Entsetzens.

Wie ein Rasender, wie ein Wahnsinniger stürzte er an der Leiche Theodor Kreuzers vorüber, auf die Stelle zu, wo Katharina lag. Mit wilder Hast beugte er sich über sie, fuhr ihr mit der Hand über die Stirn und strich ihr die vollen, dunklen Locken zurück, im Augenblick klebte ihm das Blut an allen Fingern.

Es war ein gräßliches Bild, welches die verwundete Frau dem Auge darbot. Ihre sich keuchend auf- und abhebende, von dem unaufhörlich aus dem Munde hervorquellenden Blute rothgefärbte Brust sah aus dem halbgeöffneten Mieder hervor; die Krausen und Spitzen, welche die Kanten ihres Hemdes umsäumten, waren zerknittert und zum Theil zerfetzt und zerrissen, kaum noch konnte man die Züge ihres Gesichts erkennen, so vollständig waren sie vom Blut überlaufen. Dazu der bunte, ländliche Anzug mit seinen mancherlei Streifen in den verschiedensten Farben, den blitzenden Perlenschnüren und allerlei Flitterwerk, die schweren goldenen Spangen an den Handgelenken, die Blumen und Edelsteine in ihrem Haar — man hätte an eine Scene im Theater glauben können, wenn sich die Wirklichkeit nicht mit so fürchterlichem Ernst aufgedrängt und dem erschütterten Gemüth eingeprägt hätte.

Die Schüsse, die Theodor Kreuzer rasch nacheinander auf sie abgefeuert, hatten sie beide getroffen. Während die eine Kugel nur die äußere Stirnhaut leicht gestreift, war die andere ihr tief in die Wange eingedrungen, hatte den rechten Backenknochen zerschmettert und war an der entgegengesetzten Seite, ihre Lippen vollständig zerreißend, nahe dem Kinn wieder herausgebrochen. So zeigte sich das sonst so schöne, blühende Antlitz vollständig entstellt.

„Narischna, Narischna!“ rief Korsakoff, ihre Rechte fest umschlossen haltend, halb laut, halb leise in sie hinein, indem er, und noch tiefer zu ihr niedergebeugt, immer in seiner vorigen Stellung verharrte — sie antwortete mit keinem Laut, nur das gräßliche Röcheln aus ihrem Munde ging in einem fort, ihre Augen starrten glanzlos, mit einem sonderbaren Blicke in's Leere, und als Korsakoff wieder leidenschaftlich in sie hineinredete, wandte sie mit bemerkbarer Anstrengung ihrer schwindenden Kräfte das Gesicht halb von ihm ab.

Vor diesen Augen schwebte jetzt, ihre Seele auf das Grausamste peinigend und marternd, ein ganz anderes Bild, als das der schmerzvollen, besorgten Züge des russischen Obersten: auf einem derben, hölzernen Stuhle vor ihm saß ein junger, starknochiger, rothhaariger M-n mit plebejischem, in harten Lidern gezeichneten Antlitz, sie hatte n eben unbefangen mit ihm geplaudert, als sein Weib die Angelegenhe n des Hauses, der Wirthschaft erörtert — da entsank die Tasse, die er um Munde führen wollte, seiner Hand, das Wort erstarb ihm zu chen den Lippen, mit einem kurzen Seufzer, der tief aus seiner B ist heraufkam, taumelte er nach der Lehne des Stuhles zurück, se Züge verzerrten, seine Augen verdrehten sich seltsam, als suchten si hr Antlitz und könnten es nicht finden — noch einmal erhob er den

Arm und streckte ihn halb nach ihr aus, wie wenn er mit den Fingern auf sie zeigen wollte und sie sah das Alles an und rührte sich nicht, saß selbst wie angeschmiedet, angefesselt, vom Krampf befallen auf ihrem Platze, sie lächelte vielleicht — es hatte Alles kaum zwei Minuten gedauert, dann war er eine Leiche.

Sie warf den Kopf unruhig in die Höhe, sie bemühte sich, ihren Arm emporzuheben und nach den Augen zu führen, sie fühlte ein fürchterliches Drücken und Pressen auf ihrem Herzen.

„Matthias Strombach, Gnade, Gnade!" würde sie in dieser Angst der Todesstunde gerufen haben, wenn sie noch eines Wortes fähig gewesen wäre.

Denn — freilich Niemand, als ihr schwer belastetes Gewissen hatte es gewußt — Matthias Strombach, der so plötzlich und unerwartet aus dem Leben schied, war an jenem Morgen, während sie ihm ruhig plaudernd gegenübersaß, von ihr vergiftet worden. Sie hatte nicht mehr das Weib des Budikers bleiben, sie hatte sich aber auch nicht von ihm trennen wollen, ohne sich sicher im Besitz seiner Habe, seines Goldes zu wissen. Es war ja schon lange ihr klarbewußtes Bestreben gewesen, einen „höhern" gesellschaftlichen Rang einzunehmen, als der war, den ihr die Laune des Schicksals durch ihre Geburt verliehen, sie wollte emporsteigen, empor, immer empor, mit Reichthum und Glanz sich umgeben, und sie war emporgestiegen, um — frühzeitig desto tiefer zu fallen. —

Eine Stunde und länger kämpfte sie den qualvollsten Seelen- und Todeskampf, denn jenes gräßliche Bild wollte sie nicht verlassen und schreckte ihre fieberhaft erregten Gedanken immer auf's Neue, dann schwand ihr mit den physischen Kräften das Bewußtsein. Kurz nach sechs Uhr Morgens hatte ihr falsches, unruhiges Herz, das sie selbst betrogen, aufgehört zu schlagen.

Alexander von Korsakoff war nicht von ihrer Seite gegangen, er hatte ihren letzten Athemzug gehört.

Nun stand er auf, die Hände über den Schooß gefaltet, das gramdurchfurchte Antlitz tief auf die Brust herabgeneigt. Auf seinen Zügen lag eine leichenhafte Bläße, sein Haar schien noch um Vieles grauer geworden, als es vordem, da es nur einige Streifen durchzogen, gewesen war.

Noch standen die übrigen Bewohner des Hauses zum Theil umher und wandten Alles auf, um die unglücklichen, auch jetzt noch laut wehklagenden Mädchen, Theodor Kreuzer's Töchter, zu beruhigen und zu trösten. Als sich der russische Oberst erhoben hatte und mit schwankenden Schritten an ihnen vorbeigehen wollte, wichen sie scheu zur Seite und schielten mit fast angstvollen Blicken an seiner hohen, gebeugten Gestalt empor.

Jetzt endlich sah Korsakoff im Vorübergehen flüchtig auf den [illegible] immer am Boden liegenden Leichnam Kreuzer's, der sich mitten d[illegible] die Stirn geschossen und seinen Tod augenblicklich herbeigeführt h[illegible] hin. Einige Secunden blieb er neben ihm stehen, und in seinen schr[illegible]zen Augen unter den buschigen Brauen leuchtete es zuweilen [illegible]zo[illegible] auf.

„Wütherich, Unmensch!“ murmelte er halblaut und machte Miene, mit dem Fuße nach der Leiche des wackeren, unglücklichen Mannes zu stoßen Aber die schmerzerfüllt und wie drohend zu ihm emporgerichteten Blicke der beiden noch neben ihm knieenden Töchter mochten ihm in's Herz gehen, so daß er es unterließ.

Dann schritt er stumm, gebrochen und vernichtet wie ein verurtheilter Verbrecher, hinaus. —

Ungefähr vierzehn Tage waren, seit man Theodor Kreuzer und seine Frau begraben hatte, verflossen. Alexander von Korsakoff saß im Fauteuil vor seinem Schreibtisch und kramte in seinen Papieren, um einige Ordnung in dieselben zu bringen, bevor er die bisherige Wohnung verließ. Er war noch unentschlossen, wohin er gehen würde, ob nach Genf, Bern oder Montreux, Nizza, oder ob er nicht etwa an demselben Orte bleiben und drüben über dem See sein neues Asyl aufschlagen sollte. Den rauhen Februarstürmen waren linde Märzwinde gefolgt; er sah eben träumend in den Sonnenschein, der draußen über den Gärten und Weinbergen lag, hinaus und über die schimmernden Wasser nach der braunen, weiß durchfurchten Höhe, die auf der entgegengesetzten Seite die Ufer begrenzten, hinüber.

Es schreckte ihn förmlich aus seinen einsamen Gedanken auf, als sein Diener eintrat und ihm den Besuch zweier russischer Herren, die draußen warteten, meldete. Zweier russischer Herren — die Botschaft setzte ihn in Staunen, da er auch in der letzten Zeit mit keinem Einzigen seiner Landsleute, die sich an demselben Orte aufhielten, Umgang gepflogen hatte, sondern ihnen noch stets aus dem Wege gegangen war.

Nachsinnend, wen er wohl in den nächsten Augenblicken vor sich sehen würde, und ohne selbst recht zu wissen, was er sagte, gab er dem Diener die Weisung, den Besuch eintreten zu lassen und unmittelbar darauf schritten ein sehr distinguirt aussehender Herr von mittlerer Größe und ein Andrer von etwas höherer Statur über die Schwelle. Während der Letztere nach kurzem Gruß in sehr devoter Stellung an der Thür stehen blieb, ging Jener nach einer tiefen Verbeugung auf Korsakoff zu und redete ihn mit ausgesuchtester Höflichkeit in russischer Sprache an.

„Ich habe die Ehre, den Herrn Obersten Alexander von Smolenski begrüßen zu dürfen“, meinte er und ließ sein klares, scharfblickendes Auge auf dem seinen Ausdruck plötzlich verändernden Gesicht des Angeredeten ruhen.

Korsakoff, der sich erhoben hatte und den Eintretenden entgegengegangen war, stutzte und fuhr, daß es Jener merkte, zusammen. Er richtete sein Haupt ein wenig in die Höhe und umstarrte die Züge des vor ihm Stehenden. Er erwiederte Diesem nicht mit der sonst von ihm gewohnten raschen, energischen Entschlossenheit, sondern suchte offenbar nach einer ausweichenden Antwort.

„Allerdings“ sagte er langsam und etwas verlegen, während ein leichtes Roth seine Wangen überflog.

Da er auf die vorige Anrede nicht gleich geantwortet, hatte der fremde Herr weiter sprechen wollen und gerade in demselben Augenblick wie er begonnen, als Korsakoff ebenfalls die Lippen zum Sprechen öffnete, so daß ihre Worte fast zusammenfielen.

„Dann habe ich die Ehre, mein Herr Oberst, Ihnen mitzutheilen, daß mir der Befehl geworden, Sie zu verhaften. Hier ist meine Karte."

Korsakoff zuckte noch heftiger als vorhin zusammen und streckte die Hand mechanisch nach der dargebotenen Karte aus. Wie ihn diese unterrichtete, sah er den Polizeikommissar Michael Nerischoff aus St. Petersburg vor sich.

„Sie dürften sich irren, mein Herr", sagte er jetzt, indem er sich sichtlich bemühte, die große Verwirrung, die sich seiner nach den letzten Worten des Commissars bemächtigt, zu verbergen. „Ich verstehe in der That nicht, wie es Ihnen begegnen konnte —"

„Erlauben Sie, mein Herr Oberst!" fiel jetzt Jener, ihn nicht ausreden lassend, ein. „Wenn Sie diese Zeilen gelesen haben, werden Sie allerdings kaum noch zweifelhaft sein können, ob ich mir ohne Grund gestattet, Sie zu belästigen."

Er zog dabei aus seinem langen, dicken Civilrock von russischem Schnitt ein ziemlich umfangreiches Papier hervor, faltete es auseinander und reichte es abermals unter einer höflichen Verbeugung Korsakoff hin.

Hastig streckte dieser die Hand danach aus und überflog mit flirrenden Augen die großen, festen Schriftzüge des Schreibens. Man konnte kaum glauben, daß er dasselbe schon zu Ende gelesen, so schnell gab er es dem Criminalcommissar wieder zurück. Er stand wie gelähmt, keines Wortes mächtig. Der Verhaftsbefehl lautete in der That auf seinen Namen und war von der competenten Militärgerichtsbehörde ausgestellt.

„Mein Herr, Sie finden sich überwiesen", sagte nun der Commissar mit kürzerem Accent und fast schneidend, „ich werde Ihnen Zeit lassen, bis Sie Ihre hiesigen Angelegenheiten geordnet haben, ich denke zwei Tage werden zu diesem Besuche ausreichen, dann ersuche ich Sie, sich mit mir auf die Reise nach Petersburg zu begeben!"

Der Oberst stand noch immer wie vom Donner gerührt. Es handelte sich nach dem Inhalt des von ihm von Nerischoff überreichten Schreibens um einen sehr bedeutenden Diebstahl, der an der Kasse seines früheren Regiments vor länger als einem Jahre begangen worden war und dessen er beschuldigt wurde.

„Ich verkenne nicht, Herr Commissar", sagte endlich der Oberst dumpf, „daß es Ihre Pflicht ist, der Ihnen gewordenen Weisung nachzukommen; ich stehe zu Ihrem Befehl."

Der Kommissar verbeugte sich wieder höflich und stellte dann seinen an der Schwelle stehen gebliebenen Begleiter als einen ihm zur Unterstützung beigegebenen Polizei-Unterbeamten vor.

Ohne im Hause von irgendwem Abschied zu nehmen, verließ der Oberst mit dem Polizeicommissar die Stätte, die der Schauplatz eines sei schmerzlichsten und — wer mochte es sagen? — vielleicht auch se süßesten Erlebnisse gewesen, bezahlte am Bahnhof aus seiner eige Börse ein ganzes Coupé erster Classe und trat gegen Abend in Beg tung der beiden russischen Polizeibeamten mit dem Courirzug die R an. Sie sollte über München, Wien, Warschau nach Petersb gehen.

Korsakoff verhielt sich ernst und schweigsam. Wiederholt ma

der Commissar den Versuch, ihn zu einem Gespräch anzuregen, indeß vergebens, Jener antwortete kaum so viel, als ihm die Schicklichkeit befahl. Er lehnte tief in der Ecke des Coupés und blies den Rauch seiner Cigarette in großen Wolken, ganz in schweres Brüten und Grübeln versunken, weit von sich. Dann und wann hatte er den Kopf zum Fenster hinausgesteckt und die Blicke träumend über die sich allmählich in Dunkel hüllende Landschaft hingleiten lassen; als vollends die Berge und Höhen der Schweiz im Abenddämmern hinter ihnen versanken und das pustende Dampfroß in rasender Eile weiter und weiter flog, wurde er noch stiller und — so schien es — melancholischer, und Nerischoff vermochte ihm kaum noch ein Wort abzuringen.

Während der Nacht waren die beiden Beamten, die auf der anderen Seite des Coupés saßen, in einen tiefen Schlaf versunken und schnarchten miteinander um die Wette. Der Oberst schien keine Müdigkeit zu verspüren. Er zündete sich eine Cigarette nach der andern an und füllte den Raum mit dichtem, einen angenehmen Duft verbreitenden Rauch. Zuweilen sprach er leise mit sich selbst, als ob er phantasirte; dann stöhnte er halb laut auf und preßte den Rücken gegen die weichen schwellenden Polster oder schlug sich mit den Händen vor die Stirn. Es mußte Fürchterliches, Entsetzliches sein, was in seiner Seele vorging.

Draußen wehte eine milde, weiche Luft, und die bleiche Sichel des Mondes stand am Himmel und streute einen weißen, irren Glanz über die hügelige Landschaft hin. Als der Morgen graute und ein fahles, gespenstiges Licht das Coupé zu erhellen begann, befand man sich wieder in einer wilderen, mehr grotesken Gebirgsgegend, als die war, welche die Bahn auf der letzten Strecke durchlaufen hatte. Eben brauste der Zug auf einem hohen schmalen Uferdamme an der Seite eines weißschäumenden laut rauschenden Gewässers hin. Drunten im tiefen Flußbett stieg zackiges, zerrissenes und zerklüftetes Gestein über die tosenden, mit fast donnerähnlichem Geräusch einherstürzenden Fluten empor.

Die beiden anderen lagen immer noch in tiefem Schlaf. Korsakoff aber starrte in den Strudel der brausenden Wasser hinunter. Das webende Zwielicht machte seine Wangen noch bleicher, die tief eingesunkenen Augen waren ohne Leben und Glanz und aus seiner schwer athmenden Brust kam es in keuchendem Tone heraus. Drüben auf steiler Höhe über dem Fluß lag ein altes, zerfallenes Felsennest, vor dessen grauem Gemäuer eben ein großer schwarzer Vogel kreischend nach dem steinigen Ufer herniederflog.

Jetzt sah Korsakoff mit scheuem, forschenden Blick in das Coupé zurück; jene Beiden rührten sich nicht, sondern schnarchten mit abgewandtem Gesicht, die Köpfe tief auf die Brust herabgeneigt, in einem fort.

Der Oberst ließ sacht und behutsam das Fenster des Coupés herab, eilte, erhob sich leise, beugte sich weit vor und drehte draußen den Drücker am Thürschloß herum. Dann blickte er noch einmal rasch nach den Schlafenden um, athmete tief auf — versetzte der Thür entschlossen mit dem rechten Arm einen kräftigen Stoß und sprang nach einem kurzen schnellen Ansatz hinaus.

Unmittelbar darauf ertönte der Pfiff der Locomotive, man ließ den Dampf unten an der Maschine aus, die Räder drehten sich langsamer und knarrten und schnurrten, die Bremsen legten sich unter unangenehmem Geräusch fester und fester an, nun stand der Zug still, man befand sich auf einer Station.

Kaum hatten hier die Schaffner wahrgenommen, daß die Thür des Coupés, welches die drei Russen inne hatten, weit aufstand, als sie an der nach dem Perron des kleinen Bahnhofs zugelegenen Seite des Letzteren das Schloß öffneten und mit unwilligen Rufen die beiden Schlafenden aus dem Schlummer weckten.

Der Criminalcommissar rieb sich die Augen und rüttelte, im Augenblick die ganze Sachlage überschauend und schäumend von Zorn, den Andern mit sehr unsanften Händen und riß ihn empor. Dieser fuhr, erschreckt und am ganzen Leibe zitternd, zusammen. Nerischoff schimpfte und fluchte und hieb den Armen ins Gesicht, daß er laut aufheulte und sich vor ihm in die Kniee warf. Was hatte er sich vom Schlaf übermannen lassen, der Elende, wo ihm die Pflicht gebot zu wachen! Freilich, der Commissar hatte die gleiche Pflicht nicht gehabt und zerrte den Unglücklichen, rasend vor Wuth, in einem fort wetternd und wilde Drohungen wider ihn ausstoßend, an den schwarzen, borstigen Haaren.

Was sollte er nun? Nun, da der Gefangene entsprungen und nicht wieder zu erlangen war?

Wenigstens nicht lebend. Es würde ihm schlecht genug ergehen, ihm selbst, ihm zu allererst, daß er den Verbrecher hatte entschlüpfen lassen und ihn seiner Behörde nicht überbringen konnte, sagte sich Nerischoff, als er ausgestiegen war und, nachdem der Zug, ihn und seinen so arg gemißhandelten Begleiter zurücklassend, weitergesaust, am Eisenbahndamm hinauf ging.

Zwischen zwei zackige, ausgewaschene Felsstücke hineingeworfen und von diesen festgehalten, fand man den Obersten mit gebrochenem Arm und völlig zerschmettertem Haupte, die Hände krampfhaft zusammengeballt, mit ganz durchnäßter, beschmutzter Kleidung, den vornehmen, aristokratischen Obersten, der hier ein grauses, schmähliches Ende genommen.

Ein seltsames dunkel waltendes Geschick hatte die so verschiedenartig begonnenen Lebenswege des vornehmen russischen Adeligen und der hochfahrenden Tochter des armen Tagelöhners zusammengeführt und ihnen fast zu der nämlichen Zeit ein gleichartig plötzliches und trauriges Ziel gesetzt.

Es war ungefähr einen Monat vor jener Silvesterfeier in der Kreuzerschen Familie, mit welcher wir unsere Erzählung begannen, gewesen, als der Oberst, der eines namhaften Kassendefects wegen Rußland verlassen hatte, den ersten nachhaltigen Eindruck von der Erscheinung er schönen jungen Frau davongetragen. Er hatte sich vorher ebenson ig um sie bekümmert, wie um alle anderen Bewohner des Hauses. Dan s, als sich ihm mit einem Male ihr Bild unauslöschlich eingrub, wa s um die stille Dämmerstunde eines trüben melancholischen Winterta s. Er kam eben von einem kurzen Spaziergang heim und ging langsam in den Fenstern der Kreuzerschen Wohnung vorüber. Da stand si in einem der Letzteren mit frisch angehauchtem Gesicht, mit ernsten, tr- e-

riſchen Augen nach der Straße hinausſchauend, die rothen feinen Lippen halb, wie zu leiſem Flüſtern, geöffnet, mit der Linken zerſtreut das dichte tiefdunkle Haar zurückſtreichend — ein zauberiſches Bild. Sie trug einen mit feinſtem Zobel beſetzten Pelz und mochte wohl gleichfalls eben aus dem Freien nach Hauſe zurückgekehrt ſein.

Seit dieſem Augenblick konnte er das berückende Weib nie wieder vergeſſen. Es war, wie er ſie ſo am Fenſter zwiſchen den weißen Gardinen geſehen, etwas in ihm aufgeſtiegen, was er ſeit den Tagen der Kindheit, die er in der kleinruſſiſchen Steppe verlebt, nie wieder gefühlt, eine ſeltſam ſüße, weiche Stimmung hatte ihn überkommen, deren er ſein Herz zeither nimmermehr fähig halten konnte, ſo ganz verſchieden es jetzt in der Einſamkeit des ſelbſtverſchuldeten Exils auch darin ausſah gegenüber der Unruhe und der Ungeduld ſeines früheren wilden Lebens. Dieſe Einſamkeit und Stille hatte ihn oft ſchon zurückverſetzt, weite Jahre zurück, nach dem väterlichen Gute, um deſſen Mauern er ſich, ein ſechzehnjähriger Burſche, neben einem kleinen reizenden Mädchen herumgetummelt, einem Mädchen mit ſchwarzen Haaren und dunklen, feurigen Augen, mit einem roſigen, knospenden Mund und weißen, ſchneeweißen Zähnen und von dem er ſpäter glaubte, daß er ſie geliebt. Sie hatten mancherlei Fröhliches und Ernſthaftes mitſammen geplaudert und gethan, als ob ſie ſich nicht von einander trennen wollten, nie trennen könnten. Aber er war doch, als er das ſiebzehnte Lebensjahr hinter ſich hatte, von dem väterlichen Gute, aus der Steppe, die ſein Himmel war, entfernt und in die Uniform geſteckt worden, und er war nie wieder heimgekehrt und hätte ſpäter, auch wenn er an ſie gedacht haben würde, nicht ſagen können, wohin die Kleine gekommen, ob ſie ſich freute oder weinte, oder ſo dahin lebte, oder ob ſie am Ende geſtorben.

Nariſchna hatte ſie geheißen — nur das wußte er noch jetzt.

Und juſt ein ganz ähnliches, ſüßes Gefühl, wie er es empfunden, als er mit jenem kleinen Mädchen ſpielte und plauderte, und das ihm doch ſein ganzes Leben hindurch nicht wieder gekommen, begann ihn zu beſchleichen, als ſein Auge in jener Dämmerſtunde eines Wintertages mit Entzücken über Katharinas Züge gegangen. Und juſt die gleiche ſonderbare Scheu, wie oft, wenn er Nariſchna hatte etwas ſagen wollen, bemächtigte ſich ſeiner, ſobald er nur daran dachte, daß er der ſchönen Frau gegenübertreten, ihr ins Auge ſehen, mit ihr reden ſollte.

Aber er mußte dieſe Scheu überwinden, ſonſt hatte er für alle Zukunft keine Ruhe Tag und Nacht, er mußte ſich ihr nähern, wenn ihn nicht ſein dunkles, heißes Verlangen verzehren ſollte — an jenem Neujahrsmorgen, in deſſen erſten Stunden er in einſamer Pein in ſeinem Zimmer geſtanden und die heiße Stirn gegen die Scheiben gepreßt, während unter ihm luſtige Muſik ertönte und die Paare ſich im Tanze [illegible]ten, an jenem Neujahrsmorgen war es geſchehen.

[illegible]d der Beſuch, den er am Morgen dieſes erſten Tages des Jahres [illegible], war der Anfang ſeines Glücks und — auch ſeines Unglücks [illegible]orden.

[illegible], ſie erwiederte ſeine ſo ſpät noch wie von jugendlichem Feuer [illegible]yrte Neigung ſo ſchnell, daß er wieder an die Gunſt des Himmels [illegible]e glauben mögen, von dem er ſich ſo lange losgeſagt, den er ver[illegible]tet und verlacht.

Und warum ſollte ſie dieſelbe nicht erwiedern?

Er war zwar ebenfalls ſchon weit über ihre Jahre hinaus, und in ſein ſtarkes, dunkles Haar hatte ſich bereits Grau gemiſcht, gerade wie bei Theodor Kreuzer. Aber ſeine ſchöne, ſtattliche Erſcheinung, ſeine vornehmen Manieren lockten ſie an. Und vor Allem wollte ſie „höher" ſteigen; Alexander von Korſakoff trug einen vornehmen, adeligen Namen und ſein Reichtum mußte, wie ſie ſich ſagte, den Theodor Kreuzers noch weit übertreffend, unermeßlich ſein. Aber Beide ſollten nicht zuſammen, ſondern ſehr raſch nacheinander, einen andern, einen ganz andern Weg gehen, als ſie es Beide vorgehabt hatten.

Sie waren unter ſo durchaus verſchiedenen Umſtänden hin ins Leben getreten, Kinder derſelben Zeit — ſie hatten ſich krank getrunken an ihren Brüſten. In Herz und Hirn fraß und wühlte ihnen daſſelbe ſchleichende Gift, und ſie gingen zu Grunde, verdorben an den gleichen Sünden.

Verlorenes Glück.

(Siehe die gleichnamige Illuſtration.)

Es drängt ſich das Volk, vom Dom tönt Geläut,
Das reichſte Mädchen hat Hochzeit heut.
Schon fährt der Wagen zum Dom heran
Das geſchmückte Mädchen den, ſtolzen Mann.
Es murmelt die Menge mit neidiſchem Blick:
„Welch' köſtliches Glück!"

Doch drüben im ſtillen hohen Gemach
Da trauern zwei Frauen der Hochzeit nach.
Der Tochter iſt Haupt und Herz ſo weh,
Die Mutter ſtarrt, als ob Geiſter ſie ſäh'.
„Kind, halte die Thränen nicht zurück!
Dort endet Dein Glück!

Er brach Dir die Treue um Mammons Sold;
Und verkannte der echten Liebe Gold!
Sieh dort den Hund an, er hat mehr Treu'
Als er, dem Gott vergelte mit Reu'.
Gieb, Prieſter, wenn Du ſegneſt den Trug,
Dazu meinen Fluch!"

Sie aber, ſo edel, ſo jung, ſo ſchön,
Den Treuloſen will ſie noch einmal ſehn,
Den weichen Teppich durchfliegt ihr Fuß,
Sie eilt, ihm zu bringen den letzten Gruß:
„Fluch', Mutter, ihm nicht! Hart iſt ſein Joch!
Und ich lieb' ihn noch!"

F. H.

Schneewittchen bei den sieben Zwergen

HPS

Die Wahrheit über Rußland.

Von J. J. Honegger*)

Was ist Rußland?

Der Fürst Dolgoruki an der Spitze seines schneidend scharf geschriebenen Buches: „La verité sur la Russie", antwortet auf die Frage wie folgt: „Rußland ist ein ungeheures Gebäude mit europäischem Aeußern und geziert mit einem europäischen Giebelfeld, aber im Innern nach asiatischer Art möblirt und verwaltet. Die sehr große Mehrzahl der Staatsangestellten, in mehr oder weniger europäische Costüme gesteckt, verfahren in Ausübung ihrer Functionen als wahre Tataren." — Und weiter: „Kein Land der Welt ist reicher an Gesetzen, Verordnungen und Reglements aller Art; der russische Codex ist der umfangreichste, indem er über 1000 Seiten umfaßt; und jedes Jahr erscheinen neue Ergänzungen. Aber dieser Codex, so nützlich für das Gedeihen der Papierfabriken, ist für das Land ein todter Buchstabe. Der erste Artikel des ersten Bandes, welcher den Kaiser über alle Gesetze stellt, macht alle fünfzehn dicken Bände zum umfangreichsten aller schlechten Späße."

Eine Schmeichelei ist die Antwort nicht. Fest steht dies: Rußland ist das Land der ungeheuersten Gegensätze, innerlich wie äußerlich.

Sehen wir uns den eigentlichen Russen nach Wesen und Charakter an. Es wäre eine etwas maliciöse Untersuchung, wie weit heute noch das bekannte Sprüchwort auf ihn Anwendung finde: „Reibt ihm ein wenig die Epidermis ab, und ihr werdet auf den Tataren stoßen." — Von jener russischen Gesellschaft, die wir Abendländer zu allererst vor uns haben und oft eben einzig erblicken oder kennen, sagt K. E. Franzos in seiner geistreichen Weise: „Die Russen sind — sit venia verbo — bildungskrank; sie dichten im Zwielicht eines sonderbaren, krankhaften Culturlebens; die Gesellschaft, in der sie sich bewegen, zeigt, kaum den Kinderschuhen naiver Rohheit entwachsen, bereits den greisenhaften Zug der Arbeits- und Genußmüdigkeit. Daher ihre natürliche Verwandtschaft zu den Weltschmerzdichtern des Westens und ihre Abhängigkeit von den „Zerrissenen", den Byron, Musset, Heine; zur Masse ihres Volkes stehen sie in keiner Relation." Das trifft. — Das Volk aber, ein ganz anderes Compositum, steht heute noch auf sehr geringer Bildungsstufe.

Suchen wir nach einem hervorstechendsten Grundzug Aller, so erinnern wir uns der Antwort, welche Peter der Große den Juden gab, als sie ihn um Gestattung des Aufenthalts in seinem Reiche baten. Der scharfsi ge Monarch meinte: Es ist noch nicht Zeit, den Juden ihr An-

*) Obigen Artikel entnehmen wir einem neuerdings erschienenen Buche, welches die ussischen Zustände klar und scharf, mit unerbittlicher Kritik, aber wahr und unpar iisch behandelt. Es ist dies die „Russische Literatur und Cultur von J. . Honegger (Leipzig, J. J. Weber), ein Buch, das, wie die Probe des obigen rtikels ergiebt, gerade jetzt, wo der im Osten drohende eherne Koloß auf thönernei Füßen die Aufmerksamkeit Europas mehr als je auf sich lenkt, viele Leser finden dürf e. Die Red.

ſuchen zu gewähren; ihr Zuſtand in Rußland würde bedauernswerth ſein; denn wiewohl ſie in dem Rufe ſtehen, daß ſie in Handel und Wandel die ganze Welt betrügen, ſo fürchte ich doch, bei meinen Ruſſen würden ſie viel zu kurz kommen. — Illuſtration: die ruſſiſche Diplomatie.

Erſtes Hauptkennzeichen der alten Halbbarbarei und der Verderbniß zugleich iſt die unwürdige Stellung der Frau, eben ſo unorganiſch in der vornehmen Welt wie beim Bauernſtande. Ein ruſſiſches Bauernhaus iſt ſo wenig gemüthlich, ſo reizlos von außen wie das Leben der Bewohner drinnen; von Familienleben faſt Nichts anzutreffen, die ganze Exiſtenz kahl und nüchtern. Die Frau iſt die Sklavin des Mannes, ihr Loos gleich hart wie beklagenswerth, am ärgſten in den großruſſiſchen Dörfern. Die Rohheit gegen die Frau iſt den ruſſiſchen Bauern angeboren und anerzogen. Die geringe Schätzung des Weibes entſpricht der eben ſo niedrigen allgemeinen Anſicht von ihrer Faſſungskraft, wovon eine ganze Reihe nicht eben feiner Sprüchwörter zeugen, wie: Das Haar iſt lang, aber der Verſtand iſt kurz. Die Frau hat keine Seele, ſondern blos Dunſt. In zehn Weibern wohnt blos eine einzige Seele. — Die Frau ſtand von Alters her unter ewiger Vormundſchaft, erſt unter der des Vaters, dann irgend eines anderen Familiengliedes und hernach des Ehemannes. Sie ward nach den mönchiſchen Lehren angewieſen, dem Manne zu gehorchen wie der Sklave ſeinem Herrn, ſich als das Eigenthum, „die Sache" des Mannes anzuſehen, ſich nicht Herrin (gospoja) nennen zu laſſen, ſondern den Gatten als ihren Herrn zu betrachten. Geſchlagen mußte ſie werden, ſonſt hielt ſie ſich für vernachläſſigt; das ruſſiſche Sprüchwort ſagt: Ich liebe dich wie meine Seele und ſchlage dich wie meinen Pelz.

Der eigentliche Ruſſe beweiſt große Befähigung und auch durchgehende Neigung zur Selbſtregierung, ſoweit dieſelbe nicht durch autokratiſches Regiment und Polizei gehemmt wird. Dafür beſitzt dieſe Raſſe keinen Individualismus; ſie wirkt nur mittels der Corporation, an deren Einſetzung ſie ſich überall macht, wo man ſie frei ſchalten läßt. Wo irgend eine Claſſe, Geſellſchaft, Berufsart, vorübergehende Ortsbewohnerſchaft ꝛc. nächſte Berührung unter ſich hat, da tritt ſie ſofort zuſammen, bildet einen Artell (was man im Deutſchen etwa mit dem Ausdruck „bewegliche Genoſſenſchaft" wiedergegeben hat), wählt einen Vorſtand und fügt ſich blindlings ſeinen Weiſungen. Dieſes Princip beherrſcht Sinn und Leben des Volkes, ſoweit ihm irgend freie Hand gelaſſen wird. Uebrigens neigt die Naturart ſtark zum Myſticismus. Kurz, die Individualität iſt kraftlos und geht vollſtändig im Genoſſenſchaftsweſen auf, an dem ſie überall eine Stütze ſucht; von Selbſtſtändigkeit und wirkſamer Selbſtthätigkeit oben und unten keine Spur. Hinzu tritt als Hemmſchuh jeder conſtanten Entwicklung der nomadenhafte Charakter der Raſſe, willkürliches Umherſtreifen. — Die allgemeine Lauigkeit beweiſen ſchlagend die durchs Emancipationswerk Befreite Mehr als fünf Jahre nach Aufhebung der Leibeigenſchaft waren v[on] nahezu 10 Millionen männlichen Privatbauern nur etwas über 5 Millionen frei und ſelbſtſtändig, über 4,1 Millionen noch im Pflichtv[er]hältniß zu den Gutsherren verharrt, und von den erſteren hatten bl[oß] 514,710 ſich ohne Staatshilfe losgekauft.

Gründlich herabgebracht wurde die ſonſt gutmüthig angelegte Ma[ſſe]

durch die Leibeigenschaft, deren schreckliche Geschwister sehr gut die Branntweinpest und die Ruthenstrafe geheißen worden sind. Mickiewicz meint von den Menschen, die unter der russischen Knute aufwachsen: ihr Antlitz sei wie ihr Land, eine öde, flache, wilde Ebene, ihr Auge leer. Uebrigens liegt der zwingendste Grund des auffallenden Zurückbleibens in der Cultur ja nicht etwa in einem Mangel der Naturanlage, sondern in der heillosen mehrhundertjährigen Mongolenherrschaft, die alle aufkommenden Blüten erstickte und den traurigsten Stillstand auf noch weitere hunderte von Jahren erzeugte. — Die Leibeigenschaft hatte sich vorzubilden begonnen 1497 mit dem ersten Stoß auf die Unabhängigkeit der Bauern, die bis dahin als freie Pächter schalteten; 1601, als ihre Freizügigkeit aufhörte und sie an die Scholle gebunden wurden, nahm die Knechtschaft bereits festere Formen an und bildete sich dann vollends seit Peter dem Großen durch Mißbrauch der Gewalt aus. Von da bis auf den Krimkrieg herunter blieben die socialen Zustände abnorm schon aus dem einen Grunde: Neun Zehntel alles urbaren Bodens gehörten der Krone, dem Adel und den Stiftungen. — Offenbar wird der viel stumpfere russische Bauernstand weitaus mehr Zeit, des Lebens von Generationen bedürfen, um sich etwas aus der That- und Denkfaulheit des Leibeigenschaftszustandes herauszuheben, als der unvergleichlich geweckteren Neugriechen verbraucht, um die Verderbniß der türkischen Sklaverei aus seinem schwer inficirten Körper loszuwerden.

Wjäsemski hat dem Geiste seiner Nation gerade kein Compliment gemacht, als er den Russengenius in folgenden zwei Strophen besang:

Genius edler Annen-Ritter,
Herr der Knechte ohne Schuh',
Knechtisch denkender Bojaren,
Russengenius — das bist du!

Geist der Prügel und der Peitschen,
All des Volks, das uns lief zu,
Insbesondre Hort der Deutschen,
Russengenius — das bist du!

Heute noch bleiben für Land und Volk allgemein nur zwei Wege möglich: in Kunst und Wissenschaft, in Gewerbe und Verkehr noch langehin geleitet, abhängig vom Occident vorgehen oder in die alte asiatisch-tartarische Barbarei zurücksinken. Das Fortschreiten auf den Pfaden der europäischen Civilisation ist deshalb unausweichliche Lebensfrage geworden, weil eine innerlich nationale Cultur gar keine Grundlage hat. Die hohe Classe, die sich rühmt civilisirt zu sein, bediente sich bis vor Kurzem in der Gesellschaft einzig der fremden Sprache, und weder Mann noch Frau aus diesen Ständen konnten im heimischen Idiom eine Zeile richtig schreiben. Unter dem übrigen Adel bilden in diesem Punkt einzig diejenigen eine Ausnahme, die sich speciell mit heimischer Literatur beschäftigten — die kleinste Zahl. Die Abhängigkeit von der Fremde ist auf allen Punkten schlagend: wurde ja vor 1820 die Nationalhymne blos nach dem berühmten englischen God save the king abgesungen, darauf nach Sebastian Bach componirt. Es fruchtet nicht, wenn unter diesen Natur- und Geschichtsbedingungen dann und wann in einem

grundlosen Anlaufe zur Selbstständigkeit alles Fremde verdammt und der Patriotismus gensdarmerieartig commandirt wird, wie denn nach dem polnischen Feldzug Czar Nikolaus befahl, die vom Gensdarmenobersten Lwoff componirte nationale Hymne müsse in allen großen Concerten und Bühnenaufführungen gesungen werden. Freilich bleibt, weil die Kraft der selbstständig civilisatorischen Verarbeitung noch zu gering ist, jene Aufnahme des Fremden zumeist bloße Nachäffung mit dem Stempel der absoluten Unselbstständigkeit. Koschelew sagt dazu: „Vormals glaubten wir an Alles, was aus Frankreich und Deutschland zu uns kam. Wir waren Voltairianer, Anhänger von Rousseau, Helvetius und Locke (dieser natürlich in französischer Uebersetzung); wir waren Schellingianer, Hegelianer und Jünger der neuesten deutschen Philosophen. Wir waren Verehrer von Benjamin Constant, Royer-Collard, Adam Smith (wieder aus dem Französischen), Prud'homme und vielen anderen politischen Schriftstellern. Im Leben, in der Wissenschaft und Kunst nahmen wir alle möglichen Theorien eben so leicht an, als wir uns von ihnen wieder lossagten. Zuerst betrachteten wir Alles mit den Augen Frankreichs, hierauf setzte uns Deutschland seine Brillen auf; jetzt spricht Frankreich das eine, Deutschland das zweite, England das dritte, Amerika das vierte Wort; aber die eigene Sehkraft und den eigenen Verstand haben wir nicht geschärft, und deswegen befinden wir uns in dem kläglichsten, dem erbärmlichsten Zustande von der Welt."

Der Einfluß des deutschen Elements und deutscher Personen auf den ganzen politischen und Culturgang Rußlands in den letzten Jahrhunderten ist auf jedem Schritt und in jeder Hauptwendung der Geschicke des Landes nachweisbar; fast alle großen Facten führen entweder auf die Eingebung oder gradezu die unmittelbare Mitwirkung hervorragender Deutschen zurück. Das wissen Freunde und Feinde dieses Elementes in Rußland sehr wohl. Es ist zum Beweise nicht einmal nothwendig, auf jene spottende Antwort des Generals Jermolow (nach der Leipziger Schlacht) hinzuweisen, der auf das Erbieten einer Belohnung seiner Dienste erwiederte: „Macht mich zum Deutschen, und alles Andere wird von selber kommen!" — Die Liste der im Staats-, Hof- und Militärdienste seit Peter dem Großen heraufgekommen Deutschen ist höchst reich; etwas weniger allerdings diejenige der Namen, welche im Geistesleben, der Literatur und Wissenschaft als hervorragendste Spitzen mitzählen, und doch sind auch da dieselben Einflüsse mächtig genug. Das erstreckt sich bis auf folgende wahrhaft komische Erscheinung; Ein Deutscher war's, der unter den Fahnen der nationalrussischen Reaction gegen das deutsche Wesen nach Zeit und Bedeutung voransteht und förmlich die Losung ausspielte. Philipp Wigel, Sohn eines als Staatsrath verstorbenen Vicedirectors im Ministerium des Innern, ist Deutsch-Esthländer. Ihn hat die im Anfang der vierziger Jahre viel berufene, se[illegible] von Nationalrussen wegen ihres maßlos leidenschaftlichen Deutschhasses belächelte Brochüre „La Russie envahie par les Alleman[illegible] zum Verfasser.

Von russischer Civilisation als einer Einheit ist gar nicht zu re[illegible] Zwei riesige, ganz unvermittelte Differenzen klaffen in dem ungeheu[illegible] Reich auf: die Lebens- und Wirthschaftsbedingungen im Süden [illegible] Norden — im Lande der „schwarzen Erde" und außerhalb desse[illegible]

dazu eben dieselben nebst den Bildungszuständen in den Städten gegenüber dem flachen Lande, um nicht zu reden von der natürlichen, hier aber breiter als sonst irgendwo aufgerissenen Kluft zwischen den hohen und niederen Ständen. Das flache Land mit seinem Bauernvolk ist um Jahrhunderte zurückgeblieben: Mangel an Communicationsmitteln, allgemein an Allem, was über den Rahmen der primärsten Bedürfnisse hinausreicht, dazu Entfernung von allen schützenden Autoritäten fesseln und hemmen da.

Die zwei auseinanderfahrenden Schichten russischer Bevölkerung faßt der Slawophile Aksakow unter folgendem Bilde: „Unsre Aristokratie hat es gemacht, wie der Vorreiter eines lang bespannten Wagens zu thun pflegt, wenn dieser im Kothe stecken geblieben ist; er schneidet die Vorderpferde ab und galoppirt auf und mit ihnen lustig weiter, unbekümmert darum, ob die nachgekommenen Deichselpferde noch im Stande sind, das schwere Gefährt aus dem Fleck zu bringen oder nicht." So verhält sich in der That die Aristokratie der neuen Hauptstadt. Sie hat nie mit Land und Volk in irgend einem organischen Zusammenhang gestanden, hat sich von dem Wesen russischer Nationalität nie beeinflussen lassen und auch nie auf dasselbe rückgewirkt. Petersburg ist überhaupt die ausgesprochenst kosmopolitische Stadt Europas. Die „Gesellschaft", d. h. die Leute, die durchaus ans Hof- und Staatsleben gebunden sind, hält sich in steifster Abgeschlossenheit von der übrigen gemeinen Welt; es ist die Aristokratie der Geburt, das ganze obere Civil- und Militärbeamteneorps, in summa die courfähigen Kreise; erst in neuester Zeit sind die große Geldwelt und die Schichten der Unternehmer zu selbstständiger Bedeutung gekommen. Und Wolfsohn, in seinem Vorworte zu Helena Hahn, sagt über denselben Zwiespalt: „Das Mißverhältniß, das man in Rußland zwischen der gebildeten Gesellschaft und dem Volk findet, zeigt sich schon in den Principien, nämlich zwischen der Bildung, welche jene anstrebt, und der Nationaleigenthümlichkeit; darum wird es denn auch von edlen Geistern jetzt so schmerzlich empfunden. Dieses Mißverhältniß tritt uns ganz besonders in der weiblichen Erziehung entgegen; denn auf nationalem Boden führt diese jetzt zu gar keinem geistigen Interesse und in geistigen Interessen auf gar keinen nationalen Boden. Bei diesem Mangel in beiden Richtungen kommt es einerseits zu keiner Volksgesittung, andrerseits zu keinem Nationalgeiste; die Sittlichkeit fehlt im öffentlichen, die Oeffentlichkeit im sittlichem Leben."

Adel und Volk sind zwei ganz auseinanderstrebende Kreise, seit Peter dem Großen schon dadurch gründlich verschieden, daß jener nach Geschichte und Erziehung vollkommen geneigt ist, fremde Sitten und Institutionen aufzunehmen bis zum Aufgeben oder Wechseln jedes nationalen Typus, während der Bauernstand im Gegentheil entschieden conservativ, vom alten Brauch und der Tradition beherrscht geblieben ist. Es hat vor allem Andern die neue Hauptstadt gethan, die schon äußerlich ganz in westeuropäischem Stil gehalten ist, weil der specifisch russische sich nur für Holzbauten eignet. Meinte doch sein Erbauer, es müsse ein Fenster sein, durch welches seine Russen ins civilisirte Europa einschauen könnten." Und wohl hat es diesen Zweck erfüllt, aber freilich nur die feine Welt nachgezogen. Das russische Volk war bis auf den genialen Reformer herunter das conservativste und aller Neuerung

feindlichste in Europa und hielt sich an sein Sprüchwort „Neuerung ist Unglück.“ So ist das eigentliche Volk, resp. der Bauernstand, heute noch, der Adel und die gebildeten Stände also nach ihren fundamentalen Neigungen ganz ihm entfremdet. Asien und Europa!

Betrachten wir uns die junge Hauptstadt und ihre Gesellschaft. Das ist jenes prunkende, grandiosen Anblick im Ganzen bietende und durch das Gewaltige der Schöpfung imponirende Petersburg, welchem der Dichter Mickiewicz das Compliment macht:

Es haben Menschenhände Rom gegründet;
Der Götter Allmacht schuf die Stadt Venedig;
Doch sagen wird, wer Petersburg geschaut:
Die Teufel haben diese Stadt gebaut.

Graf Sollohub aber meint: „Wie soll man es anfangen, in einer Stadt zu leben, wo die Gassen feucht, die Herzen trocken sind?“ — Folgendes Bild vom Treiben in der Hauptstadt entwirft Custine, der gewiß ein scharfsinniger Beobachter und auch eingeweiht war: „Man muß Russe sein und selbst Kaiser, um der Ermüdung und Langeweile dieses Lebens Stand zu halten: des Abends Festlichkeiten, wie man sie nur in Rußland findet, des Morgens höfische Glückwunschvisiten, Ceremonien, Besuchsempfang oder Paraden zu Wasser und zu Land . . . In Petersburg langweilt man sich über Alles, selbst über die Vergnügen. Uebrigens ist nicht das Vergnügen Ziel der Existenz — Kinder, Weiber, Diener, Verwandte, Günstlinge, Alles muß hier dem Wirbel des kaiserlichen Hoftreibens folgen, indem man bis zum Tode lächelt; je näher eine Person der Sonne der Geister (dem Czaren) gestellt ist, desto mehr ist sie Sklave. —“ Aehnlich Fr. v. Gagern in seinen „Reiseerinnerungen“: „Zehnmal wird die Tagesordre gewechselt, damit Niemand einen Augenblick der Sammlung, des Nachdenkens und der freien Disposition über seine Person behalte.“ — Das sind Reflexe jener geistverlassenen Flachheit, Oede und Zielosigkeit eines unter bornirtester Despotie abgestumpften Salonsklavenlebens, wie es am ärgsten wurde unter dem Militärspieler und Polizeichef Nikolaus. Wer die modesüchtige Oberflächlichkeit und knechtische Unterwürfigkeit dieses Treibens recht werthen will, der erinnere sich an folgende Züge: Von jeher bildete eine Hauptsorge der weisen Regierung die Art, wie Militär und Beamtenthum sich zu kleiden und zu rasiren hätten. Unter Nikolaus war es höchlichst verpönt — das rangloſe Volk vorbehalten, das sich durch solche Kunstvorschriften nie hat bestimmen lassen, dafür aber auch nicht zählt — Bart oder gar russische Nationaltracht zu tragen, und ganz Petersburg bequemte sich zum Pariser Frack und glattrasirten Gesicht. Nachher kam die Mode des Barttragens aus Paris, und die gleichen Petersburger beflissen sich, im Auslande bärtig aufzutreten und bedauerten es d heim nicht zu dürfen. Endlich fanden die Pariser selbst das russisc Nationalcostüm so malerisch, daß sie ihre Kinder à la Russe kleid und sich das Haar à la Russe schneiden und frisiren ließen; sogle die Petersburger nach, à la Russe ward auch in Rußland Mode. Noch ein Kennzeichen der traurig-kleinlichen Aeußerlichkeit dieses Leben Die verschiedenen Arten und Abarten der russischen Orden mit Einre nung ihrer Classen, dazu der kaiserlichen Namenszeichen und der sog

nannten Schnallen, die Zahl der Dienstjahre tragend, steigen auf ungefähr 60 an. Man finde zuweilen auf einer Uniform 20 Ehrenzeichen beisammen. Die Anecdote ist charakteristisch, daß sich um 1830 ein Hofbeamter den Hals abschnitt, weil man ihm bei einer Feierlichkeit einen niedrigeren Sitz anwies, als ihm nach der hierarchischen Rangordnung zukam.

Die jüngste Generation dieser vornehmen Scheinwelt zeichnen die geistreichen „Bilder aus der Petersburger Gesellschaft" wie folgt: „Je höher hinauf, desto erschreckender ist die sittliche und die ästhetische Verwilderung, die während der letzten Jahre platzgegriffen und die Traditionen besseren Geschmacks, welche in besseren Tagen bestanden, erschüttert, wenn nicht entwurzelt hat." Also verschlechtert haben sich diese Kreise, so weit sie nicht in ihrem Fond immer die gleichen bleiben. Von sittlichem Ernst, von Unabhängigkeit des Charakters und der Gesinnung, von bedeutenden Zielen oder Begeisterung für etwas Hohes und Wahres ist bei diesen Jungen eben so wenig zu finden wie bei den Leuten des ancien régime. Die hochtönenden Phrasen dieser „nationalitätswüthigen" Jugend bergen hinter sich genau die alte Liederlichkeit, den Schmutz und Knechtssinn, das Kriechen vor jeder bestemten Tagesautorität, die alte Faulheit und Unbeständigkeit; daneben — und das ist komisch — bei allem heroischen Gebahren und Fuchteln für urwüchsige Nationalität die eingefleischt kindische Furcht vor Urtheil und Meinung jenes verpönten Occidents, wie Turgenjew sehr gut sagt: „Wir nennen ihn verfault, diesen Westen; aber er schlägt uns auf allen Punkten. Wir verachten ihn, den morschen Westen, und sind doch fortwährend mit der Meinung beschäftigt, die er von uns hat; an seiner Anerkennung ist uns unendlich viel gelegen, namentlich an derjenigen der Pariser Loretten." Das beweist übrigens auch Sprache und Conversation. Der General Jermolow meinte einst nach einem Diner: Es seien nichts als Ausländer da gewesen, weil alle Anwesenden französisch gesprochen. Noch jetzt kann sichs finden, daß in einem vornehmen Haus deutsche Amme, englische Gouvernante und französischer Lehrer neben einander leben. So werden die Kinder von frühester Jugend an den Gebrauch dieser drei Sprachen gewöhnt. Nimmt man den Vortheil hinzu, den ihnen die eigene so überraschend formen- und tonreiche Sprache an die Hand giebt, so ist die Leichtigkeit ihres Sprachtalents ohne Staunen zu erklären.

Wer specifisch russisches Leben studiren will, darf sich ja nicht an die neue Residenzstadt halten. Der kosmopolitische Charakter von St. Petersburg spiegelt sich deutlich in dem Nationalitätenconglomerat, und dieses wieder hat ein sprechendes Abzeichen in den Kirchenbauten: die Stadt zählt 191 russische Kirchen, Klöster und Kapellen, 6 katholische, 10 protestantische und 2 armenische Kirchen, eine Synagoge (der „gebeteten" Juden) und eine Moschee. Das wirkliche Rußland lebt in Moskau, wie Karamsin sagt: Wer Rußland kennen lernen will, der gehe nach Moskau. Die alte heilige Hauptstadt ist immer noch das Herz des Reiches, Centrum des volksthümlichen Lebens geblieben, das aus der Vergangenheit herausgewachsen; das weißsteinige, vielkuppelige Städtchen Moskwa, wie das Volk sie heißt, hat sein Herz für sich.

Das neue Rußland ist bekanntlich die Schöpfung des genialen Bar-

baren Peters des Großen, seine Geschichte sehr jung. Wie stellt es sich seither in Politik und Diplomatie, äußerer wie innerer?

Russische Diplomatie hat sich von langeher in dem Grade der westländischen überlegen erwiesen, wie umgekehrt Kunst und Wissenschaft des Landes weit hinter den übrigen Culturvölkern zurückgeblieben sind. Abgesehen davon, daß dieselbe sehr zu ihrem Vortheil — man verfolge im Gegensatze die deutsche! — eine große traditionelle Politik des Landes als Hebel und Rückhalt hat, besitzen die Russen von Haus aus ganz besondere Befähigung für die Diplomatenlaufbahn — byzantinische Geistesverwandtschaft, wie Napoleon I. richtig herausgefunden und zu seinem Unglück erfahren hat. Die russischen Staatsmänner lernen leicht fremde Sprachen, beobachten fein, sind gewandt und rasch in Auffassung schwieriger und verwickelter Verhältnisse, haben die nothwendige Uebung in Selbstbeherrschung und Verstellung und sind übrigens durchweg eifrige Patrioten, für Ruhm und Größe des Landes mit feuriger Begeisterung einstehend. Die Stärke und auch die constante Gefährlichkeit dieser Politik für Gleichgewicht und Ruhe Europas liegt darin, daß sie unentwegt, nie ablenkend nur von ihren eigensten Interessen sich regieren läßt. Ihre Vertreter gehen mit berechneter Absichtlichkeit darauf aus, der Welt und dem eigenen Volke zu beweisen, daß sie nach feststehenden Zielen steuern, welche traditionell von Herrscher auf Herrscher fortgeerbt seien. Und das Vorgeben ist kein leeres. Herrschaft über das baltische und — durch Eroberung Constantinopels — über das Schwarze Meer mit Bosporus und Dardanellen sind die fixen Augenpunkte. Was aber für den Westen russische Herrschaft in Constantinopel besagen würde, das liegt in einem Wort angedeutet, welches man Napoleon III. zuschreibt: Rußland in Constantinopel, das ist der Fuß des Kosaken auf dem Nacken Europas.

Ob sich nun — nach Berkholz — jenes Programm der Weltherrschaft, welches unter dem Namen „Testament Peter's des Großen" läuft, als eine Erfindung Napoleon's I. herausstelle, indem das früheste Auftreten des berufenen Documentes auf ein französisches Buch von 1812 zurückführe, mag für die Bedeutung der hier niedergelegten Grundstriche äußerer Politik ziemlich gleichgiltig sein; was darin gesagt ist, zeichnet immerhin den Gang jener Politik seit dem großen Regenerator. Auffallend aber ist die Composition. Man trenne Art. 13 und 14 von den zwölf vorausgegangenen ab; diese, kurz und scharf und präcis, behandeln — jene Zeit der Urheberschaft angenommen — bereits vollzogene Thatsachen; die letzteren, auch im Stil confuser, weit ausholend, in den Ideen verworrener, orakeln etwas pythisch aus Gegenwart und Zukunft.

Herzen bezeichnet die Zeit von 1812—1825 als die letzte organische Periode der sogenannten civilisatorischen Epoche russischen Lebens, wie sie von Peter I. eröffnet worden war; er findet, sie habe ihr Progra erfüllt, selbst überschritten. Wie dem in anderen Stücken sei, die Z der äußern Politik sind auch seitdem die gleichen geblieben, und eine größte wartet noch auf seine ungewisse Erfüllung.

In den Tagen der anscheinend imponirenden Weltstellung und besiegbarkeit waren die Beziehungen zu den christlichen Nationalit sehr einfacher und leicht zu regelnder Natur. Die bloße Rolle e

christlichen Schirmherrn verschaffte dem russischen Staat unermeßlichen Einfluß auf jene Christen des Orients, denen wahrscheinlich wegen ihrer Eingeschlossenheit durch die einst so furchtbaren Feinde des Christenthums, sonach der fortwährenden Bedrängung des Glaubens, die religiösen Fragen ungemeine Bedeutung haben. Seither hat sich diese Stellung für Rußland wesentlich verschlimmert und verwickelt; es hat neben dem religiösen das Nationalprincip ins Feld führen müssen und sich in schneidende Widersprüche verwickelt.

In unserm Jahrhundert lösen sich die Generationen und die civisatorischen Phrasen ab wie folgt:

Von dem Geschlechte, welches durch den ausgeprägtesten westländischen Einfluß des 18. Jahrhunderts hindurchgegangen, an ihm geschult und gezogen worden war, giebt uns A. Herzen das anschaulichste Bild, indem er (in seinen Memoiren) den eignen Vater als ausgeprägten Repräsentanten jener Generation zeichnet und dabei meint: die europäische Civilisation sei damals in seinem Lande noch so neu gewesen, daß man es allgemein nöthig gehalten habe, so wenig wie möglich russisch zu sein, um civilisirt zu erscheinen. Sein Vater habe bis zum letzten Augenblick besser französisch gesprochen und geschrieben als russisch, und ganz wörtlich genommen habe er nie ein russisches Buch vollständig durchgelesen, nicht einmal die Bibel (die er freilich auch in keiner andern Sprache las). Allgemein heißt es energisch und gut von jenen Geschlechtern: „Sie wurden keine historischen Berümtheiten, aber Sonderlinge. Fremdlinge zu Haus, Fremdlinge in Europa, unthätige Zuschauer, hatten sie nichts zu thun; für Rußland verdorben durch die Aufnahme der occidentalen Ideen, für den Occident verdorben durch die russischen Gewohnheiten, stellten sie eine geistreiche Nutzlosigkeit dar und verloren sich in einem künstlichen Dasein, in Vergnügungen, in dem Kreise von Festen und Schmausereien, in einer Existenz mehr oder weniger reich und schön, aber völlig egoistisch." Diese erschreckende Nutzlosigkeit des Daseins hat sich wie ein nationaler Fluch bis auf unsere modernen Generationen herübergeerbt; davon zeugen die höchst energischen Schilderungen der größten russischen Autoren. — Die wunderlichen Widersprüche, welche jene Bildungsphase des 18. Jahrhunderts erzeugte, zeichnen sich sehr genau ab in der kaiserlichen Familie selbst: die Söhne Paul's I. wurden erzogen in den philosophischen Humanitätsideen der Zeit, welche doch der wunderliche Vater thatsächlich fanatisch verfolgte. Das hatte die Folge, daß der junge Alexander den Hof und seinen künftigen Herrscherberuf fürchtete, ja haßte, während seine jüngeren Brüder umschlugen zur Verachtung aller Bildung und ihrer Träger.

Den nächsten gewaltigen Umschwung in Geist und Leben der Nation brachten die Ereignisse der Jahre 1812—15 mit sich, und er war ein da[a] ganze Volk erfassender. Schwerlich spricht dafür ein Zeugniß be- re r als die in einem Specialaufsatz über Puschkin angeführte That- sa ; ältere Männer aus jenen Zeiten hätten in ihren Gesprächen mit le idigem Eifer behauptet, seit jenen Tagen habe sich auch das Klima in ußland verschlechtert und Alles sei theurer geworden. Natürlich be ffen die guten Leute nicht, daß diese Preissteigerung Zeichen der hi ren Bedürfnisse einer fortschreitenden Civilisation sei. Die lebhafte [a]erührungen mit dem Abendlande trugen die liberalen Ideen auch

in den Staat des Ostens herein. Die Ereignisse und die beobachteten Zustände der Fremde thaten dabei das meiste, sie waren die wahre Propaganda. Natürlich nahmen von jenen Ereignissen auch die nationalen Elemente eine bedeutsame Erhebung. Beweise in der Literatur die Karamsin, Puschkin, Gribojedow. Von 1812—20 verbreiteten sich die liberalen Ideen unter kaiserlicher Aegide selbst. In diesen Wegen ging Alexander's I. Lieblingsidee von einem als selbstständiger Verfassungsstaat mit Rußland verbundenen Polen, von welchem wie von den Ostseeprovinzen aus ein cultivirend befreiender Einfluß auf das Innere von Rußland selbst sich erstrecken sollte. Und so zündeten 1818 die kaiserlichen Worte bei Eröffnung des polnischen Reichstages, worin für Rußland selbst frei constitutionelle Einrichtungen angekündigt wurden auf den Zeitpunkt, wenn die Grundlagen für ein so wichtiges Werk die nothwendige Entwicklung würden gewonnen haben. Seit der Heimkehr der russischen Armee in ihre Grenzen hatten sich politische Verbände gebildet, so wenig geheim, daß die Namen der Theilnehmer dem Kaiser selbst bekannt waren, und Constitutionsprojecte wurden dem Fürsten wiederholt vorgelegt.

Des Reiches glänzendste Stellung nach außen und auch noch die Fortdauer der von vornherein durch diesen Kaiser angeschlagenen freisinnigen Entwickelung im Innern fällt in die nächsten Jahre nach Napoleon's Fall. Damals sollte die europäische Politik wesentlich durch den Czaren Alexander geleitet werden, der in der Allianz der Großmächte ein Forum einheitlicher Beschlüsse und Maßnahmen mit Bezug auf die internationalen Fragen meinte gefunden zu haben. Gleichzeitig geplante innere Reformen berührten die Vermehrung und Verbesserung der höheren wie der niederen Schulen, Förderung der Industrie und Vervollkommnung der Verkehrswege, Vollendung des Gesetzbuches. Seine parlamentarische Verfassung für Polen aber, durch welche er überdies vermeinte, eine freiere, d. h. constitutionelle Periode in Rußland selbst einleiten oder vorbereiten zu können, erwies sich bald als ein Traumbild. Und gleichwohl! Selbst unter diesem milden Regenten, den nach dem wie vom Himmel gefallenen großen Sieg ein Schwindel überkommen mußte, weil die nationale Vergötterung ihn als „den Gesegneten" feierte, den „ange blanc", der „die Gallier sammt den 22 ihnen verbündeten Nationen" von dem heiligem Boden Rußlands weggefegt habe — selbst unter ihm machte eine unsägliche Willkürherrschaft sich geltend, mit ihr die zügellosesten Ausschweifung neben wahrhaft tollem Aberglauben. So war denn gleich der Umschwung vorgebildet, und er kam wesentlich seit 1818, d. h. nach Entdeckung der Geheimbünde im Lande, der spätern Dekabristen, die einen furchtbaren Eindruck auf das Gemüth des Kaisers muß gemacht haben. Von da an tritt in der heimisch russischen wie in der Haltung zur europäischen Politik eine volle Wendung ein: Selbsterhaltung der Autokratie wird wieder das alte und nur vorübergehen vergessene Losungswort, rasches Einlenken in die reactionären Wege b zur vollen, mehr und mehr willenlosen Hingabe an das gewaltsam rü. wärts steuernde System Metternichs.

Sollten so schon die Ausgänge Alexander's den freien und fr Aussichten bittere Enttäuschung bereiten, so wandten sich die Dinge lends zum Schlimmsten unter seinem gewiß rechtlichen und ehrbar

aber von der halsstarrig bornirten Despotie vom Scheitel bis zur Zehe inficirten Nachfolger. Allsofort trat die größtmögliche Wendung des öffentlichen Geistes ein. Das ganze Wesen, Thun und Treiben der hohen Gesellschaft kehrte sich vollständig um, als sie aus den Folgen des Aufstandes der unglücklichen Decembristen ersahen, daß die Beschäftigung mit den neuen Ideen zum Schaffot oder ins Exil führe. Kartenspiel, Zerstreuungen aller Art und leichte französische Lectüre kamen an die Tagesordnung. „Die französische Quadrille nahm den Platz von Adam Smith ein.“ Die nackte Nichtigkeit des Petersburger Lebens unter diesem Regiment ist dann im Verlauf ins Tolle gestiegen. Einige Müsterchen: Mitte der 40er Jahre war einmal das Spielen mit Seifenblasen salonfähig und der angebliche Erfinder dieser Kunst der Held des Tages. Die Frage: ob dem kaukasischen Armeecorps zucommandirte Gardeofficiere während ihrer Anwesenheit in der Residenz Mützen oder Hüte zu tragen hätten, habe bei einem bestimmten Anlaß zwei Commandeure und die ganze vornehme Gesellschaft auf Wochen hin in feindliche Lager getheilt und durch den Kaiser entschieden werden müssen.

Das ist die erste große Wendung im Leben des officiellen Rußland. Der zweiten, noch weit überraschenderen in umgekehrter Richtung begegnen wir beim Uebergang von Nikolaus zu Alexander II. Ein sprechendster Beweis von der lähmenden Gewalt jenes Absolutismus, der Alles auf Person und Belieben des Selbstherrschers abstellt.

Der Despotismus nikolaitischer Zeit, trés occupé à ne rien faire; ewig beschäftigt, absolute Gleichförmigkeit in einem Staatswesen zu erzwingen, das doch durch seine buntscheckigste Länder- und Volkszusammenwürfelung aller Gleichförmigkeit spottet; schonungslos revolutionär, um conservativ zu sein, kam doch nie an sein Ziel und konnte es nicht; denn eine stricte national-conservative Macht aus Rußland zu machen ist ein Phantasiebild. Es verhält sich eben in diesen Stücken genau so, wie A. Herzen gesagt hat: „Auch unser Despotismus lebt nur hinter hölzernen Mauern und hat keine Stabilität. Eine conservative Regierung, wie sie in Oesterreich bestanden hat, ist in Rußland niemals möglich gewesen; denn wir haben nichts zu conserviren, weil es bei uns nichts Stabiles giebt. Alle Einrichtungen einer russische Regierung, alle ihre Gesetze und Entwürfe sind vorübergehend, ohne Dauer, ohne Abschluß, ja ohne bestimmte Form..... Jede unsrer Regierungen stellt den größten Theil der bestehenden Rechte und Einrichtungen in Frage; heute verbietet man, was man gestern befahl. Weil man keine geschichtliche Basis hat, liebt man die Neuerungen bis zur Thorheit.“

Grimmige politische Verfolgungssucht unter Einführung von Todesstrafe, Verbannung und Gefängniß für die sogenannten Staatsverbrecher, Organisation der geheimen Polizei, religiöse Unduldsamkeit, Paßzwang und Censurdruck, schroffste Scheidung der Gesellschaftsclassen, complete Absperrung nach außen, Beschränkung jedweder Bildung, das sind so die Kundgebungen jenes Regiments.

In den unseligen 30 Jahren von 1825 bis 55 wandelte die conservative Polizei, die als das einzige Triebrad des erstarrten Staatswesens am Leben geblieben war, das ungeheure Reich in ein geweißtes Grab um. Stumm und bewegungslos waren die productiven Classen gezwun-

gen wurden, sich der vollen Verkümmerung und der Beraubung zu Gunsten eines doch auch gründlich verkommenen und schließlich selbst wieder vernachlässigten Militärs und einer noch viel gründlicher verdorbenen Büreaukratie zu unterwerfen, während die Aristokratie, um den Souverän und seine Werkzeuge geschaart, das Gefühl ihres Nichts in wahnwitzigen Orgien zu ersticken versuchte. Die wirklich nützlichen producirenden Classen im Staate durften sich wider die diebische Aussaugung nicht regen, noch reden, und die hohe Aristokratie betäubte den Gedanken der um Nichts geringen Knechtung im bacchantischen Taumel in einem auf die leerste und hohlste, aber geschäftige und prunkende Zeitvergeudung begründeten Treiben. „Gehorsam gegen die Obern" war das große Wort, das jeden Zauber löste, und wohl hatte jener französische Berichterstatter Recht, welcher fand, daß nie ein Mensch so gefürchtet worden sei wie dieser Monarch mit dem strengen, kalten Auge. Die Allgewalt der geheimen Polizei hatte das Aufkommen politischer Oppositionsparteien zur vollen Unmöglichkeit gemacht, von praktischer Politik war über's weite Land hin kein Wort zu hören. Sogenannte „Liberale" waren allerdings vorhanden; aber so lange der eiserne Czar das Scepter führte, konnten sie für todt gelten. Der Despot richtete die durch Paul I. abgeschaffte geheime Ueberwachungsbehörde — „geheime Inquisition" — wieder ein und erhob sie thatsächlich zur obersten Verwaltungsinstanz des Reiches. Diese Polizei mit dem unschuldig farblosen Titel „Sr. kaiserlichen Majestät höchst eigener Kanzelei dritte Abtheilung", stellte sich neben, im Grunde über die Ministerien. Ihre Machthöhe zeigten jene glücklichen Tage an, wo nach dem Ausspruch eines vornehmen Witzboldes „der Kaiser von Rußland nur zu niesen brauchte, damit die Hähne in Spanien eine halbe Stunde früher als gewöhnlich schlafen gingen." Sein kurzes politisches Glaubensbekenntniß lautete: Ein Gesetz, Eine Sprache und Ein Glaube.

Die furchtbar scharfe Zeichnung der Reichszustände ist niedergelegt in des Obersten Tschaadajew unerbittlich und verzweifelt in die Tiefe greifender Vivisection über das Resultat des 900jährigen Bestandes des russischen Staates. Sein berühmter Brief in Nadaschdin's „Moskauer Telergaph" 1836, wegen dessen die Despotie, die sich nicht feiner zu rächen verstand, den Verfasser kurzweg verrückt erklärte, ist an sich etwas Unerhörtes und Ungeahntes in jenem Leben, ein historisches Ereigniß. Mit Recht ist gesagt worden, dieses Document sei zugleich eine Buße und eine Anklage der Nation. Es geht in die furchtbaren Schlußfolgerungen aus: die Vergangenheit Rußlands sei leer, die Gegenwart unerträglich und eine Zukunft habe es nicht. Rußland sei nur ein Hiatus in der Geschichte des menschlichen Geistes und ein lehrreich warnendes Beispiel für andere Völker, um zu zeigen, zu welchem Ende Isolirung und knechtischer Gehorsam führen. Natürlich war das Aufsehen über die vernichtende Schärfe dieser Sprache ein ungeheures. Der Verfasser, ein o[illegible]neller, geistvoller und hochachtbarer Mann, hatte nach Vollendung sei[illegible] Studien eine Zeit lang im Militär gestanden, dann das Ausland bes[illegible] und lebte von 1828 bis zu seinem Tode, der 30 Jahre später erfolgte, una[illegible] gesetzt in Moskau. Uebrigens urtheilte der große Dichter Lermontow [illegible] nichts tröstlicher: „Ich betrachte unsre Generation mit Schmerz; ihre [illegible]kunft ist leer und düster; sie wird altern in der Unthätigkeit, wird unter [illegible]

Gewichte des Zweifels und einer fruchtlosen Wissenschaft lahm werden. Das Leben ermüdet uns wie eine lange Reise ohne Ziel. Wir sind wie jene vorzeitigen Früchte, die bisweilen, fremde Waisenkinder, sich unter die Blüten verirren; sie fallen ab im Augenblick, da sie reifen sollten. Wir stürzen uns dem Grab entgegen ohne Glück und ohne Ruhm, und vor dem Ableben werfen wir noch einen Blick bitterer Verachtung auf unsere Vergangenheit. Wir werden unbemerkt über diese Erde weggehen eine düstere, schweigsame und bald vergessene Masse. Wir werden unseren Nachkommen nichts hinterlassen, weder eine befruchtende Idee noch ein Werk des Geistes, und sie werden unsere Asche durch einen verächtlichen Vers beschimpfen oder durch den Sarkasmus, den ein ruinirter Sohn seinem verschwenderischen Alten entgegenhält." Die dritte Autorität ist Granowski, welcher sich bei Bilinskis Tod 1851 übereinstimmend ausspricht: „Wie glücklich ist Belinski, daß er zu rechter Zeit gestorben! Starke Männer sind der Verzweiflung verfallen und betrachten mit stummer Gleichgiltigkeit, was um sie her vorgeht. Wann wird diese Welt zusammenbrechen! Dumpfes Murren läßt sich auf allen Seiten hören, aber wo ist die Kraft? Wie schwer ist doch die Bürde unsres Lebens!" Mit Recht ist darauf verwiesen worden, daß der einzige in der nikolaitischen Periode zu allgemeinerem Ruf gekommene Maler Brülow in dem Hauptgemälde, das seinen Namen im Auslande geltend machte, eine Composition aufstellt, die das reine Sinnbild jener trostlosen Zustände heißen durfte: Auf einer ungeheuren Fläche Gruppen von erschreckten, überraschte niedergeschlagenen Menschen, die sich bemühen, sich zu retten, aber untergehen inmitten eines Erdbebens oder Vulkanausbruchs oder einer wahrhaften Sündflut; sie erliegen einer wilden, stupiden, ungerechten Gewalt, gegen welche jeder Widerstand unnütz ist.

Das also waren die in der Atmosphäre von St. Peterburg geschöpften Inspirationen.

Zum Ueberfluß haben wir auch schon aus den vierziger Jahren Turgenjews energisches Zeugniß; es ist nur Eine Verdammung auf die Willkür und erdrückende Härte des geistverlassenen Regiments.

Am beklagenswerthesten war das Schicksal der denkenden Köpfe, Schriftsteller und Docenten. Von dem einen wird erzählt, daß er aus Verzweiflung mit 35 Jahren starb. Ein anderer konnte den fürchterlichen Druck nicht mehr tragen, wanderte ohne Ziel und Mittel in die weite Welt hinaus, wo er matt und krank wurde; endlich ward er jesuitischer Priester und verbrannte in Irland protestantische Bibeln. Ein dritter ging in ein Civilkloster, diente im Ministerim des Innern und schrieb Artikel mit Texten nach Gottes Eingebung. Noch andere wurden flache und dürre Apostaten der Freiheit, egoistische Diener des mechanischen Despotismus. Von den Verfolgten und Gemarterten nicht zu sprechen. Das Schicksal ist das gleiche, nur die Formen wechseln. Politische Polizei und Censur wurden auf den Grundsatz geführt, den einst der erste Beamte in voller Sitzung des obersten Censurcollegiums ohne Hehl so formulirte: Tout écrivain est un ours qu'il faut tenir enchaîné. Oder, was auf Eins herauskommt, nach dem andern auch in voller Sitzung des Ministerraths von einem zweiten Chef vorgebrachten Axiome: Tout littérateur est un conspirateur né.

Man kann sich kaum eine ausreichend Vorstellung machen von den Bedrückungen der Censur. Die unter dem Vorgänger Alexander mit dem Visa der Censur gedruckten Bücher durften nicht mehr neu aufgelegt werden, es sei denn mit Auslassungen. Nero und Caligula, insbesondere aber der schreckliche Czar Iwan IV. durften ja nicht Tyrannen heißen. In einem Schulbuch über alte Geschichte lautete es: die Römer haben in einer Republik gelebt, weil sie noch nicht glücklich genug gewesen seien, die wohlthätige Macht der Autokratie eines einzigen Herrschers zu kennen. Streng verboten war zu sagen, daß das Haus Holstein-Gottorp das regierende in Rußland sei; es sei dasjenige der Romanow, mußte man vorgeben; streng verboten gleicherweise, die wahrhafte Geschichte von der Erwählung der Romanow zu erzählen; es ward vorgespiegelt, dasselbe habe den Thron nach dem Zweige des Hauses Rurik, welcher in Moskau geherrscht hatte, geerbt. Damals machte ein nicht eben durch Geist glänzender Censor Schwierigkeiten, in einem Buche drucken zu lassen: im siebenjährigen Kriege habe die russische Armee über den König von Preußen einen Sieg erfochten, und zwar aus dem genialen Grunde, daß das königliche Haus Preußen gegenwärtig dem kaiserlichen in Rußland verbündet sei. — Den Pferden Namen von Heiligen des Kalenders, Männern oder Frauen, zu geben, war verpönt; und in voller Sitzung des Censurcomités wurde darüber berathen, ob dieses Verbot sich nur auf den Kalender der Kirche des Ostens oder auch auf den abendländischen beziehen solle, und die letztere Meinung erhielt die Oberhand. Ein Mann, der seinen Hund tyran verloren hatte, durfte ihn in den öffentlichen Blättern durchaus nur unter dem Namen fidèle ausschreiben.

Die Stellung der Schriftsteller und der Literatur wurde völlig unausstehlich dadurch, daß ein Dutzend Censuren neben einander bestanden, je nach den Gebieten, auf welche sich das Geschriebene erstreckte. Aber damit noch nicht zufrieden, schuf Nikolaus im Jahr 48 ein weiteres Specialcomité mit dem Auftrag, nach dem Erscheinen der Bücher und periodischen Journale die Stellen, welche etwa der Wachsamkeit aller der obengenannten Instanzen entgangen sein möchten, sowie allgemein die besondere politische Tendenz eines jeden Schriftstellers zu überwachen und der Strenge der politischen Polizei zu empfehlen. Nach Schöpfung dieses literatischen Inquisitionstribunals sah man Werke, die das vorläufige Visa mehrerer Censuranstalten passirt hatten, auf's Neue eingeklagt und verboten, die Verfasser aber der Verfolgung preisgegeben. In den letzten Regierungsjahren von Nikolaus wurde gar die französische Gazette des tribunaux durch das Justizministerium verboten, und der lächerliche Erlaß war im Jahre 1860 zu Alexanders Zeit noch nicht aufgehoben.

Uebrigens macht man in diesem Lande die gleichen Erfahrunge wie mit so unsinnigen Prohibitionsmaßregeln in aller Welt: alle den baren Härten verhindern das Hereintreten und die Circulation der ve botenen Schriften nicht im Geringsten; je strenger ein Buch verfol ist, desto besser verkauft es sich; es steigt im Preis, und Leute, die son gar nicht lesen, legen sich eine Bibliothek verbotener Bücher an; den es gehört zum guten Ton, eine solche zu haben. So war es selbst i den schlechtesten Tagen des Czaren Nikolaus; dank der Käuflichkeit v

Polizei und Verwaltung war Alles zu haben und circulirte Alles. In diesem Medicum der allgemeinen Verderbniß ist dann hernach Herzen's „Glocke" der Cassationshof der öffentlichen Meinung, die Stimme des Volksgewissens geworden.

Noch im Jahre 59 konnten Circulare mit folgenden fast unglaublichen Bestimmungen erlassen werden: es sei Jedermann verboten, in Rußland zu reisen, um statistische oder ethnographische Erkundigungen einzuziehen, es sei denn mit specieller Autorisation der Regierung. — Dem Censurcomité von Moskau ward in den letzten Monaten des Jahres eingeschärft, die Presse ja nicht von Diebstählen und Erpressungen berichten zu lassen, wofern nicht die juristischen Beweise erstellt seien, und bei diesem Anlaß erging sich das ministerielle Schreiben in folgender Betrachtung: die Regierung findet die Oeffentlichkeit vollständig unnütz und würde ihrer Würde etwas zu vergeben glauben, wenn sie den durch die Presse aufgebrachten Klagen gegen Mißbräuche oder ihren Erzählungen von solchen die geringste Aufmerksamkeit schenken wollte. Dergleichen Erklärungen waren damals freilich bereits ein Anachronismus.

Turgenjew zeichnet die Stellung von Literatur und Schriftstellern unter der Knute des Czaren Nikolaus mit beißendem Sarkasmus: „Ueber die Schriftsteller insbesondre hing es wie eine unheilverkündende Wolke: Denunciationen und Verdächtigungen waren unser tägliches Brod. Hatte man sich Vormittags damit beschäftigt, von der rothen Tinte des Censors entstellte Correcturbogen, die vielleicht auf die Hälfte ihres ursprünglichen Inhalts gebracht worden waren, durchzusehen oder sich mit dem Censor in Erörterungen einzulassen und dessen irreparable, vielleicht völlig sinnlose und dazu noch verletzende Wahrsprüche hinzunehmen, und trat man dann auf die Straße, so begegneten einem die liebenswürdigen Gestalten der Herren Bulgarin und Gretsch; diese Leute spielten die Generale und Vorgesetzten, sie durften unsereinen entweder zerzausen oder, was noch schlimmer war, loben und ermuthigen."

Die Absperrung gegen das Ausland ward mit solcher Strenge durchgeführt, daß sie sich gegen jedwede Erweiterung oder Erleichterung des Verkehrs stemmte; sie wollte eben hermetisch sein. So durfte seit dem ungarischen Kriege von Erweiterung des Eisenbahnnetzes gar nicht mehr die Rede sein; das Prohibitivsystem überschritt 48—54 alle Schranken; fast alle hervorragenden Erzeugnisse der deutschen, französischen und englischen Literatur waren ausgeschlossen, dazu 90% aller Organe der westländischen Presse; das Reisen ins Ausland forderte directe kaiserliche Erlaubniß nebst Erlegung von 500 Rubel Silber jährlich; ausländische Künstler, Gelehrte und Industrielle, deren das Reich so sehr bedurft hätte, hatten mit den allergrößten Schwierigkeiten zu kämpfen, um hereinzudringen.

Wenn von Anfang an die Zügel furchtbar straff gezogen worden, so ging in der zweiten Hälfte dieses Regiments, in den vierziger Jahren bis zum Krimkriege, die eiserne Unterdrückung eben so sehr in das Tolle wie ins Unausstehliche. Jeder Entfaltung und jedem Ausdruck der freien Gedankens stand barbarischer Druck entgegen.

Den Universitätslehrern ward mit Absicht jede Gelegenheit geraubt,

den Fortschritten zu folgen, welche die Wissenschaft im Abendlande machte; die namhaften Lehr- und Schulbücher waren verboten; die Professuren der Philosophie und des allgemeinen europäischen Staatsrechts förmlich aufgehoben; die akademischen Lehrkörper statt durch selbstgewählte Rectoren durch kaiserliche Beamte regiert, die in der Regel wie in allen Verwaltungszweigen unwissende und einzig mit der hohen Weisheit des Corporalstockes vertraute Generale waren; die Studirenden cadettenmäßig behandelt und gehalten und zum Auswendiglernen ministeriell bestätigter Hefte verurtheilt. — Es ist, als wollte Nikolaus in allen geistigen Fragen mit jenem wieder corporalmäßigen Hohne verfahren, den er einmal bei offener Tafel brutal gegen eine Fürstin Galitzin herausgekehrt. Als diese ihm mit Freuden sagte: ihr Sohn sei auf der Moskauer Universität zum Doctor der Medicin promovirt worden, erhielt sie die höchstkaiserliche Antwort: Nun dann kann er meinen Grenadieren künftig Klystiere geben!

Wir berufen uns noch einmal auf den begeistert hochsinnigen Geschichtsprofessor Granowski. Als er im Jahre 1850 die Lage Tag um Tag unausstehlicher sich gestalten sah, schrieb er: „Jede Bewegung im Westen macht sich bei uns durch Bedrückungsmaßregeln geltend. Die Angebereien kommen zu Tausenden. Man hat die Absicht, die Universitäten zu schließen; vorläufig hat man sich auf eine Reihe drückender Präventivmaßregeln beschränkt. Das adelige Institut ist geschlossen; mehreren anderen Anstalten droht dasselbe Schicksal, so dem großen Petersburger Lyceum. Der Despotismus spricht es unverholen aus, daß er sich mit der Aufklärung nicht vertragen kann. Für die Cadettencorps sind neue Progamme gemacht, und die Jesuiten würden den kriegerischen Pädagogen beneiden, der sie entworfen hat. Den Priestern ist anbefohlen, die Cadetten zu lehren, daß die Größe Christi vorzüglich in seiner Ergebenheit gegen die herrschende Macht bestand, er wird dargestellt als ein Vorbild des Gehorsams und der Disciplin. Die Lehrer der Geschichte müssen die alten Republiken des Flittergoldes der Tugend entkleiden und die von den Historikern unverstandene Größe des römischen Kaiserthums beweisen, welches nur den einen Fehler hatte: es kannte die Erbfolge nicht!" — Und in einem seiner letzten Briefe: „Wo ist die Kraft des Widerstandes? wo der Widerstand selbst? Es ist eine schwere Zeit, und lebendig herauszukommen scheint unmöglich."

Zschokke sagt recht gut: „Nur in der kahlen Oede, welche vom czarischen Despotismus und einer erstarrten Staatskirche gleich einem Leichentuch über die Gesellschaft ausgebreitet ist, konnten die modernen Ideen des Abendlandes, in diesen fremden Boden verpflanzt, solche Früchte treiben, wie der russische Nihilismus ist."

Der Czar Nikolaus — das darf zu seiner Kennzeichnung nicht vergessen werden — führte die vor ihm thatsächlich beseitigte Todesstrafe durch einen Act der Ueberraschung wieder ein und legalisirte sie hernach in einem monströsen Criminalgesetzbuch, das von einem Deutsch-Polen Grube entworfen war. Die Unbeweglichkeit der Welt, so heißt das Ziel, dem seine Regierung mit barbarischer Härte zusteuerte; der Mann war ein vollständiger Anachronismus.

Katharina II. hatte die Isaakskathedrale zur Hälfte in Marmor aufgeführt; als Kaiser Paul auf den Thron kam, befahl er, daß sie in

Ziegelsteinen ausgebaut werden sollte. Einem Manne fiel ein, auf das Gebäude ein Distichon hinzusetzen des Inhalts: In Marmor angefangen, in Ziegelsteinen vollendet, ist dieses Gebäude der treue Repräsentant der beiden Regierungen. Der Polizei angezeigt, wurde der Unglückliche nach Sibirien abgeführt, nachdem man ihm Zunge und Ohren abgeschnitten. Binnen Kurzem aber bekam das Gebäude Spalten und Risse und mußte abgetragen werden. — Als im Jahr 1847 der Sohn eines Gensdarmerieofficiers zu Kiew mehrere Bewohner verklagte, Glieder einer geheimen Gesellschaft gewesen zu sein, befanden sich unter den fälschlich Denuncirten auch der vorzügliche Historiker Kostomarow und ein Maler und Dichter Schevtschénko; der letztere ward als gemeiner Soldat nach Orenburg geschickt mit dem Verbote zu schreiben oder zu zeichnen. — Die wegen revolutionärer Tendenzen Verurtheilten des Jahres 1849 wurden ungefähr auf den Fuß der unglücklichen Decembristen von 1825 behandelt. Als ein junger Mann zur Strafarbeit nach Sibirien verurtheilt worden, passirte er auf dem Transport die Stadt Njini, wo seine Eltern wohnten. Diese wünschten den Sohn zu sehen, erhielten aber die barbarische Antwort: ein Staatsverbrecher habe keine Eltern. Einer jener Verurtheilten konnte ungeachtet der sehr unvollständigen Amnestie von 1856 noch mehrere Jahre darauf beim Senate nicht einmal die Revision seines Prozesses durchsetzen und erhielt vom Justizminister die Antwort: eine vom Kaiser gebilligte Sentenz unterliege keiner Revision.

Was nun die letzten Ziele und zugleich die Thorheit und Stupidität des autokratischen Systems strictester Observanz betrifft, so sind sie zu suchen in byzantinischem Sklavensinn bei steifst büreaukratischer Gebundenheit, Vernichtung des eignen Selbst, Lossagung vom individuellen Willen und Denken und dabei dem übermüthigsten Druck jedes Höhergestellten auf jeden Niederen. Herzen malt dieses nationale Grundübel drastisch: Der Gutsbesitzer pflegt seinem Diener zu sagen: „Schweig, ich dulde keine Antworten. „Ein Departementschef wird blaß, wenn einer seiner Untergebenen ihm Einwendungen macht, und sagt ihm: Sie vergessen sich: wissen Sie wohl, mit wem Sie reden? Der Kaiser verweist „für Meinungen" nach Sibirien, quält Menschen wegen ein paar Versen in den Casematten zu Tod. Und alle drei sind eher bereit, Diebstahl, Bestechung, Raub und Mord zu verzeihen, als die Frechheit der menschlichen Würde und die Dreistigkeit freier Rede. — Bulgarin schrieb unter Nikolaus: Außer anderen Vortheilen, welche die Eisenbahn zwischen Petersburg und Moskau gewähre, sei einer, an den man nicht ohne Rührung denken könne: daß von nun an eine und dieselbe Person würde des Morgens ein Tedeum für die Gesundheit des Kaisers in der Kathedrale von Kasan hören können und des Abends in der Kathedrale des Ascension in Moskau. — Diese brutale Tölpelei im Kapitel des echens wurde noch übertölpelt von jenem Moskauer Professor, der, Tausende von Müßiggängern überblickend, welche sich versammelt hatum den Czaren ankommen zu sehen, meinte: „Ich bin sicher, daß ein Zeichen von des Kaisers Hand alle diese Tausende sich mit uden in den Fluß stürzen würden." Das schien denn doch auch dem for zu stark und zu dumm und ward gestrichen. Die Sklavennatur

n der Gemeinheit unerschöpflich.

Einige Kapitelchen zur Stupidität dieses Systems. Ein todtkranker Officier ward zu Kaiser Pauls Zeit als verstorben aus den Listen gestrichen, genas, ward aber von den Erben nicht anerkannt und kam so in schwere Noth. Er reichte beim Kaiser eine Bittschrift um Revision seiner Sache ein; es folgte Pauls eigenhändige Antwort: Da über den Herrn Officier N. schon ein Allerhöchster Befehl erlassen worden ist, so wird ihm seine Bitte abgeschlagen. — Kaiser Nikolaus ließ einen ganzen Band von allerhöchst bestätigten Kirchenfenstern herausgeben; wer eine Kirche bauen wollte, mußte durchaus einen von diesen Kronplänen wählen. — Behauptet wurde gar: er habe verboten, russische Opern zu schreiben, nachdem er gefunden, daß die vom Flügeladjutanten Lwoff in der dritten Abtheilung seiner höchsteigenen Canzlei componirten nichts taugten. — Als Herzen zur Strafe in der Eigenschaft eines Regierungsrathes nach Nowgorod geschickt worden war, wobei er fortwährend unter polizeilicher Aufsicht blieb, hatte er als Regierungsrath und Vorsitzender der zweiten Abtheilung alle drei Monate über sich selbst als einen unter Aufsicht der Polizei stehenden Menschen an den Polizeidirector Bericht einzuschicken, und dieser schrieb aus Höflichkeit in die Rubrik über das Betragen nichts, in die der Beschäftigung aber, „beschäftigt im Staatsdienst."

Kein Wunder, wenn auf einen Schlag das traurige System wie ein Kartenhaus zusammenbrach. Der Krimkrieg gab dem ganzen Regierungsprincip sammt seiner Gesellschaftsordnung den Todesstoß. Rußland war damit ins Herz getroffen und fühlte das des Lebhaftesten. Wo man hinblickte — Ruinen. Alle Welt war zum Verständniß der civilisatorischen Bedeutungslosigkeit aufgewacht, und mit entschlossener Unermüdlichkeit warf man sich in die Regenerationsarbeit. Die ganze Gesellschaft war bis in ihre Fundamente erschüttert, und die Regierung ergriff gleichen Geistes kühn die Initiative. Literatur und Presse blieben in diesem Lebenskampf einer neu ansteigenden Nation nicht unter ihrer Aufgabe. Da fand denn die naturalistische Schule ihre große und natürliche Wirkungssphäre. In den Köpfen Aller, welche sich unter dem gedankenlos knechtischen Regiment noch eine Spur freien Denkens gewahrt hatten, stieg das Bewußtsein von der nach innen greifenden Bedeutung des Kampfes schon gleich nach den ersten Schlägen auf. Handelte sich's doch um nichts Geringeres als um den totalen Zusammenbruch des alten Rußland! Jetzt kleckte alles Verheimlichen nicht mehr, eben so wenig wie die anfänglichen Fanfaronaden gegen die „Heiden" des Westens. Alle Anklagen auf das herrschende System, alle hinterhaltenen Berichte über den Stand der Dinge wurden begierig hervorgesucht und heißhungrig verschlungen. Ein im Jahre 1854 von dem nachmaligen Minister des Innern Walujew ausgegangenes Actenstück über die Mängel der Verwaltung soll binnen weniger Monate 100000 Abschriften erlebt haben. — An diesem Punkt also ist zu notiren der denkbar umfassendste Zusammenbruch eines bis dahin allmächtigen politischen Glaubens; das ganze Fundament des Staatsbaues wurde zusammengerissen und den im knechtisch gedankenlosen Staatsdienst Aufgewachsenen mußte sein, als falle die Welt zusammen. Negation alles bis dahin Geltenden galt auch den besten Köpfen als das einzige Heil, die schärfste Form der Verurtheilung schien allen Denken

den die einzig richtige. Mit Alexanders II. Eintritt in die Herrschaft — düster bekanntlich wie er gelebt, war der Vorgänger abgetreten — ging eine fieberische Erregung der Geister über's ganze Land aus. Die unwiderstehliche Wendung drückte sich in einer Masse von prosaischen und metrischen, gedruckten und ungedruckt cursirenden Schriften aus, die um so eifriger gelesen wurden, je bitterer und höhnischer sie waren. Die Philippiken auf alles Alte, Personen und Dinge, schossen aus dem Boden und circulirten in Hunderten von Copien. Eine wahre Flut von Schriften über die brennenden Tagesfragen, in allen Formen, als Skizzen, Anecdoten und Erzählungen, Entwürfen, selbst Komödien, Monologen und Zwiegesprächen tauchte auf, und Alles ward verschlungen, zumal die drastischen Zeichnungen von der Verdorbenheit der Beamten. Wallace meint: es sei gar nicht befremdend erschienen, daß ein Drama zur Vertheidigung des Freihandels, ein lyrisches Gedicht behufs Werthschätzung eines besondern Taxationsmodus geschrieben wurde, daß der eine Autor seine politischen Gedanken in einer Erzählung niederlegte und sein Widersacher in einer Komödie antwortete. Und ferner: Sogar die Grammatiker haben Anwandlungen von Reformgedanken verspürt, indem sie vorschlugen, summarisch alle überflüssigen Buchstaben aus dem russischen Alphabet zu streichen. Die Literatur, zuvor immerhin aristokratischen Wesens und Ursprungs, wurde vollständig democratisirt, seither freilich auch encanaillirt.

Großartige Hoffnungen und Aussichten knüpften sich an das Werk der Leibeigenenemancipation — eine neue Zeit und neue Geschichte sollten für das unermeßliche Reich aufgehen.

Haben sich die hohen Hoffnungen und Aussichten erfüllt? Bis heute nein.

Es stimmt die Erwartungen bedenklich herab, wenn wir noch im Jahre 59 russische Beobachter, Leute, die aus nächster Nähe und nach den persönlichen Erfahrungen des Tages urtheilen, über die Zustände im Lande sich aussprechen hören wie folgt: Die Landwirthschaft hat Rückschritte gemacht, die jeden Vergleich mit anderen Völkern und Zeiten ausschließen; die Production nimmt allenthalben ab; die Gutsbesitzer stehen am Rande des Bankerrotts; die Bauern sind ärmer, liederlicher und verkommener, als sie zur Zeit der Unfreiheit waren; die ländliche Justiz und Verwaltung stellt ein unentwirrbares Chaos dar.

Wie soll man diese betrübenden Widersprüche erklären? Die Summe aller Uebel liegt in der ungeheuren Incongruenz zwischen den Rechten des neuen Standes unbeschränkte Selbstverwaltung der ländlichen Bauerngemeinde und der ganzen moralisch intellectuellen Existenz einer ungeheuren Masse, für deren menschenwürdige Heranziehung bis dato viel als nichts geschehen; — Recht und Pflicht, Selbstleitung bei der öbsten Unfähigkeit und Verkommenheit. Daher sind nicht etwa blos nservative Reactionäre, sondern tiefer blickende und von hochklingen- n Parteischlagwörtern überhaupt nicht eingenommene Männer zu der orderung gekommen: Wiederherstellung der Autorität der Gebildeten, h. auf diesem Punkte der adeligen Grundbesitzer, Beschränkung der uerlichen Selbstverwaltung und Justiz. Natürlich daneben bessere orge für die geistige Hebung und Schulung des Bauernstandes. Ueber

das Grundverderben, das im ungetheilten Gemeindebesitz liegt, Genaues in der Folge!

Aber nicht blos die ländlich bäuerlichen Verhältnisse, die jüngsten Zustände allgemein bieten des Traurigen und Verkommenen noch übergenug. Koschelew in seinem Büchlein: „Unsere Lage" (1875) leitet das Gemälde mit den trostlosen Worten ein: „Unsere jetzige Lage ist eine harte, gedrückte; darin stimmen fast alle überein; nur diejenigen geben es nicht zu, welche aus dieser unglücklichen Lage Nutzen ziehen und denen daraus Vortheile erwachsen . . . . Vor unseren Augen gehen in unserm innern und äußern Leben so auffallende Ereignisse vor und offenbart sich ein solcher Verfall und eine solche Zersplitterung der moralischen Kräfte der Nation, daß sich das Bild davon unwillkürlich dem Geist einprägt und die Seele mit tiefem Kummer erfüllt."

Sollen wir auch da erklärend auf das Uebel aller Uebel abstellen, so ist es die Machtlosigkeit eines fälschlich so oft als allmächtig vor- und dargestellten Czaren, einer wohlgesinnten Regierung, die Machtlosigkeit aller Gesetze und Ukase gegenüber der überwuchernden Masse eines grundverdorbenen Beamtenpersonals. Die mangelnde oder gegenstrebende Executive macht die besten Absichten zu nichte.

Es liegt in dem alteingefleischten Charakter der Nation, dem Byzantinerthum, daß Büreaukratie und „Kronswesen" die tiefsten Wurzeln ins gesammte Leben geschlagen haben, daß ein förmlicher Cultus des Staatsdienerthums getrieben wird, daß der ganze Mensch in dem Beamten aufgeht wie sonst nirgend in Europa. Daher auch die Einwirkung dieses meist grundverdorbenen Beamtenthums auf den Volksgeist zehnfach ruinirend. Diesem Dienstgeiste hat Wigel in seinen Memoiren drastischen Ausdruck gegeben, indem er sagt: Staatsdienst und Leben sind im heutigen Rußland gleichbedeutende Begriffe; die Verabschiedung wird bei uns wie ein dunkles Grab angesehen, in dem es schauerlich zu wohnen ist und das man bei erster Gelegenheit wieder verläßt.

Das ganze Tschinownikthum (Cznownik, Kronbeamter, Staatsdiener) mit den seit Peter den Großen eingerichteten vierzehn Rangclassen kann füglich mit Wesen und Formalität der chinesischen Mandarinenhierarchie zusammengehalten werden. Es ist übrigens gut russisch, wenn ein Doctor der Philosophie, der in die achte Classe eingereiht wird, den Rang eines Majors oder Collegienassessors einnimmt, wogegen Alexander's Kutscher den eines Obersten hatte. Ein Fräulein vom kaiserlichen Hof hatte Capitäns-, der Bischof Generalsrang.

Die Beamtengrade sind der Hemmschuh, welcher das Aufkommen jedes Geistes in dieser verknöcherten und verdorbenen Welt hindert. Um eine Stelle einzunehmen, muß man sich zu dem entsprechenden Grade heraufgedient haben. Findet der Souverän für eine Function den ehrenwerthen und fähigen Mann — er kann ihn nicht berufen, wenn ihm der geforderte Rang in der Beamtenleiter fehlt. Diese Einrichtung i die festeste Stütze der Nullität und Kriecherei, der Mittelmäßigkeit un Käuflichkeit.

Bis zum Anfang des Jahrhunderts waren alle höheren Stellung am Hof, im Civil und Militär fast ausschließliches Eigenthum der gr ßen Adelsfamilien, ohne specielle Erziehung dafür, ohne Opfer un Dienst, weshalb es noch zu Alexander's I. Zeit höhere Beamte gab

„welche kaum wußten, wie die Thür ihres Collegiums an der innern Seite aussah.“ Unter diesem Kaiser änderte sich das mit Umwandlung von Peter's I. Regierungscollegien in gleichgestellte Ministerien und mit der durch die neubegründeten Universitäten und übrigen höheren Lehranstalten gegebenen Möglichkeit fachmäßiger Vorbildung für die Beamtenlaufbahn. Die ganze neue, auf Examina begründete Ordnung ging aus von dem ersten merkwürdigen Civilparvenü, dem zum Minister aufgerückten Popensohn Nadashdin, Grafen Speransky, blieb aber in hohem Grade mechanisch, das bunteste Vielerlei von Forderungen neben einander werfend und auf eine mehr oder minder oberflächliche allgemeine Bildung für alle Bestimmungen gleichmäßig abstellend.

Hat sich der Stand gebessert? Nein, auch wenn man absehen will von jener namentlich auf seine Beamten gehenden Meinung des Czaren Nikolaus: er habe nur Einen ehrlichen Diener in seinem Reiche, und das sei er selbst. Heute noch scheint eine stärkste Zahl des in den unteren Regionen sehr schlecht, auf den oberen Rangstufen dagegen brillant besoldeten und in übermäßiger Masse besetzten Standes wie ehedem schlecht, bestechlich und diebisch, unthätig und unfähig, dem Trunk ergeben, ohne Einsicht in seine Functionen und Pflichten.

Von langeher ist die ganze Büreaukratie von oben bis unten in der Masse des Volkes verhaßt und verachtet, und mit gutem Grunde. Puschkin hat diese Welt der sittlichen Fäulniß, Corruption und Versumpfung, die sich seit Peter dem Großen immer weitergreifend herausbildete, also gezeichnet:

. . . eine Welt von Thoren, Laffen,
Verkäuflicher Gerechtigkeit,
In Uniform gesteckter Affen,
Auswürfe jeder Schlechtigkeit,
Spione, frömmelnde Koketten
Und Sklaven, stolz auf ihre Ketten!
In dieser Welt der Heuchelei,
Des Lugs und Trugs, der Kriecherei,
Verschmitztheit, Rohheit, Alltagsleere,
Klatschsucht, Verleumdung, Unnatur;
In diesem Tugendgrab, wo nur
Das Laster kommt zu Ruhm und Ehre,
In diesem Sumpf, in welchem wir
Uns, Freunde, alle baden hier . . .

Und Wigel's Schilderung des Büreaukraten seiner Zeit ist mindestens so scharf, als sie bei irgendeinem der großen Novellenschriftsteller sich durchgeführt findet. Genug, wenn es heißt: Mitgefühl kennt er nicht, heilig ist ihm nichts auf dieser Welt, er ist ein civilisirter Räuber, der nicht den gehörigen Muth hatte, sein Gewerbe auf offener Heerstraße zu treiben. — Das also war die natürliche Frucht alles und jeden Mangels an politischen Idealen aller Barheit an Zielen, die auf's Allgemeine gerichtet wären. Es ist die Verwilderung des nikolaitischen Systems, das ja seinen Vernichtungskampf führte gegen jedwede Selbstständigkeit der Bildung oder des Charakters und aus welchem nachträglich als unvermeidlicher Rückschlag die äußersten nihilistischen Ideen ausgewachsen sind.

Am allerdrolligsten mit einem wahren Galgenhumor hat Alexander Herzen im ersten Theil seiner Memoiren insonderheit jene Beamtenclassen

abconterfeit, Männlein und Fräulein, die sich wesentlich aus Militärs recrutirten, welche infolge Verwundung abgedankt waren und nun halb Civil-, halb Militärangestellte wurden, vorzugsweise Polizeimeister und Executoren. Die Stelle bis herab auf den Passus:

Die Frau klagt über das Schicksal und über das Leben in der Provinz, nimmt alle möglichen Geschenke von den Einwohnern an, plündert die Krämer und Bittsteller und liebt bei mondhellen Nächten für Poesie zu schwärmen . . . ist unvergleichlich classisch. — Anderwärts zeichnet er mit noch grimmigerem Humor jene Ausbildung der Beamtenhierarchie, die sich seit Peter I. immer weiter streckte, um eine widernatürliche, ungebildete und hungrig am Blute des Volkes saugende Menschenclasse, die nichts kennt als „das Dienen", eine Art säcularer Geistlichkeit fortzupflanzen.

Die systematische Niederträchtigkeit und Augendienerei des Standes hängt zu allererst an dem unseligen Umstande, daß der Chef einer Behörde seinen Untergebenen ohne Weiteres des Dienstes entlassen kann, indem er ihn einfach als „unzuverlässig" bezeichnet, von einer vorgängigen Untersuchung ist keine Rede. — Stellen wir uns in dieser viel ventilirten und mißlichen Frage so objectiv als möglich, so hat uns schließlich Folgendes scheinen wollen: Es wirft ein eigenthümliches Licht auf den Stand, wenn bei allen Autoren, welche wir zu befragen Anlaß hatten, die mildeste Bemerkung, die wir über sein Verhalten verhalten verzeichnet fanden (sie ist von dem kühl beobachtenden Lengenfeldt) dahin geht: es stehe denn doch mit der Bestechlichkeit — sage überhaupt Corruption! — des russischen Beamtenstandes nicht so arg, wie man sich im Westen vorzustellen pflege. Eine relative Werthung fatalen Anstrichs!

Ein heilloses System ist's, daß fast durchweg Militärs der höheren Chargen, Generäle obenan, zu allen möglichen bürgerlichen Beamtenposten ohne Weiteres tauglich erachtet und ausgewählt werden. Herzen sagt, unter allem ihm zu Gesichte gekommenen Departementschef habe er einen einzigen gekannt, der seiner Stellung halbwegs gewachsen gewesen, und das war ein geborener Grieche.

Die Regel ist, daß der Beamte höchstens 3—4 Stunden arbeitet, wenn er überhaupt arbeitet. Die Zahl der nutzlosen Beamten, die ohne allen Schaden für das Staatsganze entlassen werden könnten, ist Legion, die Gehalte aller höheren Chargen und die Pensionen an Personen, die dem Staate nichts leisten und kein reelles Verdienst haben, verschlingen heute noch in dem seit dem letzten Krieg auch finanziell wieder gründlich heruntergekommenen Reich ungeheure Summen. Refrain: „Eine Weile mags noch so weiter gehen, und dann" —?

Staatsrath Wigel, gar gut bekannt, erzählt in seinen Memoiren von sich selber: Während Alexander's I. Zeiten sei er zwei volle Jahre lang in der Meinung gestanden, daß er Beamter des zum Ministerium des Innern gehörenden statistischen Comités sei, und habe erst hintennach erfahren, daß er während der ganzen Zeit verabschiedet gewesen. Ferner: Während seiner Dienste beim auswärtigen Amt haben seine Amtspflichten darin bestanden, daß er alle paar Wochen einmal im Vorzimmer des Fürsten Kurakin sitzen und etwa eintreffende Couriere bei diesem seinem Chef einführen mußte. — Der später bornirte Reac-

tionär Bludow, der als hochliberaler Beamter anfing, meinte im romantischen Literatenclub „Arsamaß", daß es passend wäre, über die Thür gewisser Minister zu schreiben: **Lasciate ogni conscienza voi chi entrate.**

Kein Wunder, wenn ein solcher Beamtenstand die erste Zielscheibe des Spottes aller geistreichen Autoren geworden. Der hohe Beamte Famussow in Gribojedow's Komödie war Senator, Mitglied des Moskauer Senatsdepartements. Von der Achtung, die man vor diesem Collegium hegt, und der Meinung von seinen Fähigkeiten zeugt die übliche Redensart: es sei Einer in den Senat „gefallen", — Gogols Gouverneur zeichnet sich einzig aus durch Geschick für Stickereien und andere weibliche Arbeiten. — Und noch neuestens, so in Turgenjews „Neuland": der Gouverneur, den er vorführt, gehört zu den humanen und verständigen und hat doch als Hauptkennzeichen nur einen ungewöhnlich reichen und wohlgepflegten Schnurrbart.

Ein Musterexemplar mag der alte Pestel heißen, Generalgouverneur von Sibirien und Vater des berühmten Dekabristen von 1825. Um dem Kaiser die unbegrenzte Unterthänigkeit zu beweisen, habe er in Gegenwart der Spione und Gensdarmen den verurtheilten Sohn mit Vorwürfen und Scheltworten überhäuft und seine Philippika mit der Frage geschlossen: Und was blieb dir denn zu wünschen? Der hochherzige Mann antwortete gelassen: Das ist zu lang, um es zu erzählen. Unter Anderm hatte ich im Sinn, solche Statthalter, wie Sie einer waren, unmöglich zu machen.

Was nun die Gegenwart betrifft, so ist es eine ganz feine Bemerkung, daß die Administration des Landes schon dann schlechter geworden sei, wenn sie sich im Verhältniß zu den früheren nur unbedeutend und nicht so weit gehoben habe, als die Anforderungen der neuen Lage des Landes erheischen. Aber sie leidet immer noch fort an den längst ihr eigenthümlichen und gewissermaßen in ihrer Natur liegenden Lastern, die man vermöge der erborgten Civilisation verallgemeinert und in ein vollständiges System gebracht hat. Diese unausrottbaren Uebel sind: Bestechlichkeit, zügellose Willkür nach unten, kriechende Willfährigkeit gegen die oberen Regierungsorgane, Trägheit und die Ansicht, mit Behandlung der Geschäfte auf dem Papier sei es gethan, und die Sachen machen sich von selbst, wenn sie nur geschrieben, rubrizirt und verordnet seien. Ein oberstes Grundübel resumirt sich sonach in dem Umstande: Während die Aufhebung der Leibeigenschaft nebst den anderen in diesem Sinne vorgenommenen Reformen die bürgerliche Existenz von Grund aus umkehrten, blieben Einrichtung und Thätigkeit der Verwaltungsorgane fast unverändert die alten, und sie erhoben sich nicht dazu, die Forderungen des erneuten Lebens zu beachten.

Der zur nikolaitischen Zeit aufgezogene jüngere Beamtenstand war ohne Kenntniß und Einsicht, oberflächlich und frivol. Und doch hing Wohl und Wehe des Staates einzig an dieser verwahrlost aufgewachsenen und maßlos schlecht geschulten Büreaukratie, die der einzige Factor war, welcher sich in diesem Staatswesen regte und regen durfte. Nach Nikolaus machte das Talent regelmäßig dem niedrigsten und verderbtesten Kammerdiener in Militäruniform Platz. So ward unter Nikolaus notorisch total unfähige Geheimrath Brak Finanzminister, als er

einmal verstand, kaiserlicher Forderung gemäß den Bericht über eine schwierige und verwickelte Angelegenheit auf fünf Minuten Zeit zusammenzudrängen.

Natürlich mußten sich die Uebel auch in die Regierung Alexander's II. herüberschleppen, die Uebel und der Unverstand mit den unter der vorausgegangenen Generation herangezogenen Leuten. Nehmen wir zum Beweise zwei Facten noch aus dem Jahre 59: Eine Verordnung der zuständigen obersten Behörde untersagte den Studenten jede Manifestation gegenüber den Professoren. Als nun an der Universität Kasan am Ende einer Stunde ein beliebter Professor beklatscht wurde, erklärte das der Curator, eine brutale Nullität, als strafbare Gesetzesverletzung und relegirte acht Stunden. Nun reichten acht Professoren mit nahezu 200 Stunden ihre Entlassung ein; 60 der letzteren wurden ergriffen und in verschiedene Städte an den Grenzen Sibiriens in das Exil geschickt.

Noch im gleichen Jahre gab ein geheimes Circular an die Commandanten und Officiere der kaiserlichen Garderegimenter folgende unwürdige Weisungen: die Commandanten sollen sorgfältig die Correspondenz überwachen, welche Unterofficiere und Soldaten mit ihren Verwandten und Freunden unterhalten, und sie sollen die Compagniechefs verantwortlich machen für alle falschen Gerüchte, welche auf diesem Wege entstehen könnten. Unterofficiere und Soldaten, welche bezüglich der Leibeigenenemancipation irrthümliche Versicherungen ausbreiten würden, unterliegen harter Strafe.

Was ist die endgiltige Schlußfolgerung? Die Büreaukratie ist das fast unerträgliche Krebsübel des Landes, die eifrigste Stütze und fortwährende Rathgeberin aller retrograden Parteien, die erbittertste Feindin der Oeffentlichkeit. Ferner: Das Grundübel des Landes beruht auf einer unbegrenzten Centralisation der Verwaltung, wovon man sich selbst in denjenigen Ländern des Westens, welche am stärksten über das gleiche Uebel klagen, keine Vorstellung machen kann. Und endlich: Das Beamtenheer ist ungeheuerlich. Schwerlich könnte die Aufzählung aller Räthe und Collegien ohne Lachen vorgenommen werden. „Rußland hat die weitaus größte Zahl von Räthen und verlangt am wenigsten Rath."

Den Schluß des furchtbar unerquicklichen Kapitels betitelt „Büreaukratie und Verwaltung" bilde ein Specialnachweis: Einer der lucrativsten Gegenstände des öffentlichen Diebstahls ist der Branntweinpacht. Die Summe, welche der Pächter einer ganzen Provinz an die Beamten der verschiedenen Grade vom Generalgouverneur an bis zum untersten Schreiber auswerfen muß, soll auf nicht weniger als 50000 Rubel (200 000 Frcs.) zu setzen sein; ein Districtspächter komme mit etwa 5000 Rubel weg. Wer diese Summen des privilegirten Betrugs ersetzen muß, ist klar — der Consument des unseligen Fusels.

Wir übergehen die detaillirten Schilderungen, welche Honegger von der Unzulänglichkeit des russischen Rechtslebens und den volkswirthschaftlichen Verhältnissen macht. Mehr dürfte uns gegenwärtig das Wesen der russischen Armee interessiren.

(Fortsetzung folgt.)

Hundert Jahre reine Vernunft.

Ein Säcular-Gedenkblatt von **Ludwig A. Rosenthal.**

Die „Kritik der reinen Vernunft" von Kant ist ein eigenartiges Geburtstagskind, das sich ein Jahrhundert hindurch als Führer und Warner der Denker bewährt hat, an dessen Werthschätzung das Schicksal der neueren Wissenschaft sich knüpft. Unser dankbares Zeitalter ist darum dazu berechtigt, den hundertjährigen Gedenktag des ersten Erscheinens zu feiern, und das kann wohl nicht würdiger geschehen, als wenn wir uns fragen: Was ist die Bedeutung dieses Werkes und wie hat es auf die neuere Wissenschaft gewirkt?

1781 ist ein wichtiges, bedeutungsvolles Jahr in der Geschichte unseres Geistesstrebens. Lessing, der Kämpfer, Umstürzer und Erbauer auf dem Gebiete der Kunst, der Feind alles Herkommens, der Verfechter der Selbstständigkeit und Geistesfreiheit war soeben gestorben; als sollte die freiheitliche Bewegung jenes Zeitalters, aus dem sich der kräftige Sinn unseres Jahrhunderts entwickelt hat, nicht stillstehen, kam gewissermaßen im Anschluß an die Lessing'sche Wirksamkeit die Kant'sche „Kritik" hervor, um mit den Irrthümern der Denker aufzuräumen und für ein gesünderes Streben Platz zu machen.

Es war ein harmloses Denkergeschlecht, mit dem Kant ins Gericht ging; trotz aller freiheitlichen Bestrebungen hing man einestheils zu sehr an des Meisters Worten und man theilte sich allen Ernstes in Spinozisten, denen sich die Leibnitz-Wolfianer entgegenstellten, wogegen man die Engländer am besten Cartesianer nennen konnte, denn sie zweifelten an Allem, ohne einem einzigen Gedanken Gewißheit zusprechen zu wollen. Kein Wunder; sie sahen einander so entgegengesetzte Lehren mit scheinbar unwiderruflichen Beweisen auftreten, von denen eine jede ihre begeisterten Anhänger hatte, die aber doch schon das Zeichen des inneren Widerspruchs an der Stirn trugen, weil beide Richtungen bestanden. Wenn Alles Wahrheit ist, so giebt es eben keine Wahrheit, unser Denken ist eine Selbsttäuschung, unsere scharfsinnigen Beweise sind Blendwerk, das Weltbild, was sich uns darbietet, ist selbst kaum als vorhanden zu betrachten, ist ein Gebilde unserer Einbildungskraft, und wir selbst sind nur Traumwesen. Es waren nicht die schlechtesten Denker, die so schlossen, die der Halle der Wissenschaft den Rücken zuwandten, sich blos auf Erforschung der Sinnenwelt legten und alles Trachten nach Erkenntniß des Uebersinnlichen für Thorheit ansahen. Aber auch sie waren insofern sehr harmlose Geister, als ihnen doch eins berechtigt, ja, wissenschaftlich festzustehen schien, die Gewißheit des Zweifels. Sie erhoben sich nicht zur Frage: Woher ist unser Zweifel gerechtfertigt? Ist er nicht eben so einseitig, wie der unbedingte Glaube an die Wissenschaft?

In diesen Wust von Sätzen und Gegensätzen griff mit seinem vor hundert Jahren erschienenen Hauptwerke der große Kant hinein. An Fragestellung liegt in der Wissenschaft sehr viel, und so kennzeichnete a die Richtung, die Kant seinem Werke gab, den zum Führer benten Weisen. Was Cartesius und Spinoza begonnen und wohllich, um mit ihrem Lebenswerke nicht in Widerstreit zu gerathen, en gelassen hatten, das führte Kant mit möglichster Entschiedenheit h, die Beantwortnng der Frage: Wie denken wir? Ihn leitete keine liebe für diese oder jene Weltanschauung, vielmehr sah er alle An-

ſichten mit demſelben Blick an und war von ihrem Werthe oder Unwerthe gleich durchdrungen. Ihm lag zunächſt nur daran, die Geſetze, nach denen der denkende Geiſt ſich bewegt, zum Bewußtſein zu bringen.

Der Beweis, auf den es dem Denker hauptſächlich ankommt, ſoll aus unwiderruflichen Vorausſetzungen in unwiderruflicher Weiſe Folgerungen ziehen, die ſich als nothwendig einem Jeden aufdrängen. Zum Beweiſe drängte es ja den Forſcher zu allen Zeiten, nicht etwa, um die Sinnenwelt zu erkennen, die ſich ja der Erfahrung beſſer darbietet, als der Folgerung, ſondern um für die wechſelnden Erſcheinungen eine Erklärung zu finden. Das ſich ſtets Wandelnde ſehen wir, wo iſt aber das Ewige, was ihm zu Grunde liegt und des Wechſels ſpottet, zu ſuchen? So fragte nicht blos der Wiſſensdurſt, ſondern man wollte daraus zur Folgerung eines Sittengeſetzes kommen, das ſich danach zu regeln hatte, wie der Denker das Verhältniß des Einzelweſens zur Geſammtheit feſtgeſtellt hatte. Es gibt nun, wie Kant zeigt, zwei Arten von Urtheilen: Die einen beſtimmen den Begriff, indem ſie nur die nothwendige, ſtete Eigenſchaft eines Gegenſtandes ausſagen; aber ſolche Sätze bereichern unſere Erkenntniß nicht, ſondern ſie laſſen uns in ſtetem Kreiſe uns um denſelben Punkt drehen. Dann giebt es begriffserweiternde Urtheile, die zum Gegenſtande gewiſſe zufällig daran haftende Eigenſchaften hinzufügend nennen; ſie haben aber nur die Erfahrung, nicht den Beweis für ſich. Die Wiſſenſchaft verlangt aber eine fortſchreitende Erkenntniß von Satz zu Satz, ſo daß der erſte den zweiten ſchon in ſich enthalten ſoll oder daß er daraus muß gefolgert werden können. Da waren denn die wiſſenſchaftlichen Beweiſe gewöhnlich folgendermaßen: Vorausgeſetzt, daß der Menſch ein mit einem Körper behaftetes Weſen iſt, hat jeder Menſch nothwendig einen Körper. „Iſt das eine nur wahr, iſt es das andere gewiß“, ſagt Schiller mit Recht. Wir haben hier gerade den nackteſten Ausdruck gewählt, um dieſe Kreiſellehre zu kennzeichnen. Wem die Geſchichte der Philoſophie nicht fremd iſt, der wird wohl wiſſen, wie verhängnißvoll es iſt, ſeine eigenen Erfahrungen zu Vorausſetzungen des reinen Denkens zu machen, um eben das Vorausgeſetzte ſpäter daraus folgern zu können. Welche Irrthümer mußten erwachſen, wenn man, mit ſolchen Sätzen bewaffnet, ſich in die Welt reiner Begrifflichkeit erhob! Kommt es nun ſchließlich auf unſere Zuſtimmung an, und Aehnliches wird uns als widerſpruchsloſe, allgemeine Wahrheit aufgetiſcht, ſo können wir die Entgegnung darauf bei Kant zwiſchen den Zeilen leſen: Können wir nicht uns eine Welt vorſtellen, wo Alles umgekehrt wäre? Wer hindert uns, dieſe Welt für einen Traum anzuſehen? Nicht die Nothwendigkeit, ſondern die Erfahrung, die ja anders wäre, wenn eine andere Welt mich umgäbe. So wird jede Meinung ihrem Widerſpruch begegnen und iſt ihm deshalb ſtets begegnet. Giebt es denn aber gar nichts Nothwendiges, wogegen ſich, ſelbſt wenn wir die zweifelvollſten Geiſter wären, kein Widerſpruch erheben ließe? Zur Beantwortung dieſer Frage heißt uns Kant die Art unſeres Denkens beachten. Die Anſchauungen, die von außen her in uns einziehen, müſſen doch ein Etwas in uns vorfinden, womit ſie ſich verbinden, wodurch eine Erfahrung erſt ermöglicht iſt. Wie äußert ſich nun dieſes Ding und durch welche Mittel bringt es ſeine Wirkungen hervor?

Wir ſehen — das iſt der Sinn von Kants wichtigen Antworten —

in der Welt zunächst ein wirres Durcheinander von Eindrücken, woraus unser Denken das herausgreift, was sich scheinbar als zusammengehörig bietet. So ordnet sich die Gesammtheit der Außenwelt zu Einzeldingen, indem wir gewisse räumliche Eindrücke, die wir oft in einer gewissen Weise vereinigt sehen, zu einem Ganzen machen. Wir legen der Außenwelt also räumliche Schranken an, die sie nicht besitzt, daher liegt das Wesen des Raumes nicht in den Dingen selbst, sondern in unserem Denken. Nun zeigt sich uns die Welt als in stetem Wechsel begriffen und die von uns selbst herausgezogenen Einzeldinge weisen in jedem Augenblick ein anderes Bild auf. Damit unsere Vernunft nun den Ueberblick nicht verliere, muß sie nicht nur das Nebeneinander, sondern auch die Aufeinanderfolge der Eindrücke regeln können. So erheben wir wechselnde Bilder, an einem Raume bemerkt, willkürlich zu einer Einheit. Dadurch wird erst der Begriff des Zeitlichen geschaffen, das ganz von unserer Vernunft abhängt und an den Dingen selbst nichts Wirkliches hat. Unser sinnliches Auge ermißt das Nebeneinander, unser geistiges erhebt das Nacheinander zur Einheit. Zur Vermittelung des Zeitlichen und des Räumlichen legen wir außerdem ein Ursachenverhältniß in das Bestehende hinein, wir bringen die Dinge in räumliche und zeitliche Beziehung zu einander und belieben dann, von Ursache und Wirkung zu sprechen.

Aus alledem folgt nicht, daß die Dinge in ihrer wahren Wesenheit solche Ganze oder solche Theile sind, daß sie so, wie wir es annehmen, in ursächlicher Beziehung zu einander stehen; es läßt sich blos erweisen, daß unsere Auffassung der Außenwelt, bedingt durch Zeit und Raum, nur eine solche und keine andere sein kann. Das Weltbild, das sich uns zeigt, ist keine völlige Täuschung, es gibt eine Wirklichkeit, der es entnommen ist; nur daß die Eigenart des Augenglases, durch welches die Dinge in uns einziehen, die Welt in willkürlich gestaltete Einzelgebilde für uns theilt, die die Grundlagen unserer Weltauffassung bilden. Spinoza hatte die Dinge weniger in ihrer Sonderstellung, als in ihrem ursachlichen Zusammenhange gesehen und hielt, was zeitlich und räumlich zu einander stimmte, für ein Ganzes. Mußte nicht schließlich die ganze Welt ein solcher Allgott werden, während jedes Wesen trotzdem die höchste Selbständigkeit in sich tragen konnte? Leibnitz hatte sich auf einen entgegengesetzten Standpunkt gestellt, ihm war die räumliche Sonderung ins Auge gefallen, er mußte demgemäß die innere ursachliche Verknüpfung läugnen und seine Welt wurde zur Vielheit, der der Lenker eine künstliche Einheit verlieh. War aber die Trennung als Wirklichkeit zu betrachten, oder war sie ein bloßer Nothbehelf der menschlichen Vernunft? Sowohl die Beweise für den Glauben, als die wissenschaftlichen Angriffe gegen denselben wurden auf diese Weise zunichte gemacht.

Kant hatte die Verhältnisse in einer Weise beleuchtet, die zuerst wahrhaft unheimlich wirken mußte. Doch hat er den Namen eines Allzerstörers kaum verdient, er leugnete den Inhalt der verschiedenen Denkgebäude nicht, mochten alle gleiche Wahrheit oder Unwahrheit enthalten; er griff nur die Beweisart an. Jede Lehre mochte einem einseitigen Standpunkte entsprechen und konnte nur dann verderblich wirken, wenn sie durch wissenschaftlich geometrischen Beweis sich als allgemeine Wahrheit ausgab und die Berechtigung aller anderen Ansichten leugnete; jede Weltanschauung war dagegen eine Bereicherung unseres Wissens,

ſobald ſie ſich der unbedingten Gewißheit ihrer Sätze begab. In ihrer Geſammtheit gaben alle Aufſtellungen ein Ganzes, das der allgemeinen Wahrheit jedenfalls näher kam, als eine einzelne derſelben. Jeder Denker verkörperte in ſeiner Lehre die Beſonderheit ſeines Weſens; zuſammen ſprachen ſie aber die Erfahrung und den Willen der ganzen Menſchheit aus.

Kant hat demgemäß nichts geleugnet, nur hat er dem Forſcher die abſchließende Behaglichkeit, das Gefühl des Wahrheitsbeſitzes geraubt. Ein Schopenhauer iſt deshalb zu Kant nicht in Widerſpruch getreten, wenn er als deſſen Anhänger trotzdem das Ding an ſich ſuchte, denn Kant wollte ein ſolches Streben; nur da erſt verließ ihn der kantiſch-kritiſche Geiſt, als er mit ſeinem Baue ſo ſehr zufrieden wurde und mit finſterem Blick auf alles Andere ſah. Diejenigen Denker der Neuzeit werden in ſeinem Sinne handeln, die mit gerechtem Sinne, mit ſtetem Zweifel und mit ſteter Anerkennung die Gedanken anderer Forſcher betrachten, die in Allem nur Beiträge zum Weiterbau der Wiſſenſchaft ſehen, aber keinen Abſchluß hoffen. Mit ſolchen Männern läßt ſich nicht rechten, ihr Standpunkt, der ſich nicht gewaltſam geltend macht, iſt der allein nach Kant gerechtfertigte, ſie werden bei aller Kühnheit und Entſchiedenheit ſtets die kantiſche Warnungsſtimme vernehmen: Es iſt unſere, nicht die allgemeine Wahrheit, die wir finden.

Damit hat Kant die Wiſſenſchaft einerſeits frei gemacht und ihr andererſeits wiederum ihre Schranken gewieſen. An Umfang hat ſie durch ihn nicht verloren, aber an Harmloſigkeit und Sicherheit. Ein Prunken mit leeren Formeln iſt durch ihn unmöglich geworden; er hat zugleich der Erfahrungswiſſenſchaft ihr Recht werden laſſen, indem er ſie — es war die nothwendige Folge ſeines Hauptwerkes — von jenen Grübeleien über die höchſten Räthſel losriß. Die Wiſſenſchaft der Thatſachen wird ſtets Fortſchritte machen, deren Erklärung ſtets wechſeln, wir ſchreiten von Ptolemäus zu Copernikus und von dieſem zu Kepler vor, um bei erweitertem Umfange unſerer Beobachtungen ſelbſt deſſen Standpunkt zu verlaſſen. Ueberhebe ſich daher der Erfahrungsforſcher nicht und halte ſeine Erklärungen nicht für allgemeingiltig, doch enthalte er ſich auch derſelben nicht, nur mit ſtetem Zweifel und mit höchſtem Streben nach Selbſterkenntniß.

Zu dieſer Auffaſſung der Wiſſenſchaften bringt uns Kant; von dieſem Standpunkte aus ließe ſich allein ein Ueberblick verſuchen über die hundert Jahre, die ſeither verfloſſen ſind; von hier aus wird man die richtige Schätzung des menſchlichen Forſchergeiſtes erlangen, ihn weder blind vergöttern, noch ſeiner Irrthümer wegen verachten. Wie im Leben, hat ſich in der Wiſſenſchaft unſer Streben einer Nothwendigkeit zu fügen: Erkenntniß unſerer Geiſtesſchranken iſt nothwendig; eine ſichere und kräftige Bewegung inmitten derſelben, ohne harmloſe Selbſtgefälligkeit, aber auch ohne die Zerriſſenheit des Zweifels, das hat Kant gewollt. Doch die Anforderungen eines ſolchen Rieſengeiſtes gehen immer weit als die Kraft des ihm folgenden Zeitalters zu erfüllen fähig iſt. T Geiſterkampf unſerer Zeit wird uns wohl eine würdige Begehung die Gedenktages um ſo nothwendiger machen; möge Kant für die Folge zu geiſtigen Führer unſerer Beſtrebungen werden, ſein befruchtender Ei fluß würde überall fühlbar ſein.

Eine Nacht im Gebirge.

Novellette von **Franz Hirſch.**

Schwül lag der Sommernachmittag auf der Gebirgslandſchaft. Nur hier und da kräuſelte ein leichter Windſtoß den Staub der Straßen in eine luftige graue Wolke, während hoch oben über dem prachtvollen Laubwald des Gebirges die Wolken des ſtahlblauen Himmels unbeweglich, ehern ſtanden. Staub überzog die Pflanzen und Gräſer, Staub lagerte ſich in dicken Schichten auf die Gewänder der Dorfbewohner, die müde und ſchweißtriefend die Feldarbeit beſtellten, überall Staub und das dumpfe Brüten des heißen Sommertages, an dem der große Pan ſchläft und die Gemüther der Sterblichen die kühlere Nacht herbeiſehnen mit ihren ſanften Träumen.

Auch in der Stimme der alten Dame lag etwas Träges, die auf der Veranda eines zierlichen, kleinen Landhauſes mit einer Handarbeit beſchäftigt war und wiederholt Anſtrengungen machte, Jemanden zu rufen.

„Adele", klang es matt von den Lippen der fleißigen Dame. Und immer wieder: „Adele!" bis endlich die würdige Stickerin kopfſchüttelnd ihren Sitz verließ und ſich gemächlich der Thür des Gartenſalons zu bewegte. Aber weiter kam ſie nicht; die Thür flog auf, zwei Arme umfingen die Würdige, ein helles Lachen ſchallte durch den Raum und zwei friſche, jugendliche Lippen drückten ſich auf den Mund der Dame, deſſen Inneres bereits eine etwas lückenhafte Verfaſſung aufzuweiſen hatte.

„Immer wild, immer ſtürmiſch; ach, mein Kind, wann wirſt Du anfangen zu bedenken, daß man anfängt, ein geſetztes junges Mädchen zu werden, wenn man ſiebzehn Jahre hinter ſich hat."

„Siebzehn Jahre, drei Monate und fünf Tage", lachte das ſchöne Mädchen, die eben der Gegenſtand des Tadels geweſen war. „Ach, liebe Tante, ich habe ſchon eine ſo erreignißreiche Vergangenheit, daß ich auf die Zukunft wirklich neugierig bin. Aber Du biſt nicht böſe, Tantchen, nicht wahr? Dein gutes Herz wird mir daraus kein Verbrechen machen, daß ich drinnen auf dem kleinen Sopha ein wenig eingeſchlafen war, eingeſchlafen war über der Lectüre des entſetzlich geiſtreichen Buches: „Hannchen und die Küchlein", das ja neben dem Scheiblerſchen Kochbuch unſere ganze Sommerbibliothek ausmacht."

Die Tante rümpfte ein wenig die Naſe und wollte einen ernſten [illegible] der anmuthigen Plauderin zuwerfen. Dann aber beſann ſie ſich [illegible] Andern, lächelte und ſtrich dem Mädchen über die lang herab[illegible]nden blonden Haare.

„Das iſt ja eben unſere Idylle!" meinte ſie darauf.

„Ja, ja, unſere Idylle, meine Idylle, eine köſtliche Idylle, liebe [illegible]e! Und wenn es auch ein wenig gar ſehr heiß iſt, ich führe dieſe [illegible]e auch jetzt fort. Sieh, Tantchen, hier ſetzte ich mich zu Dir auf

die Fußbank und während Du ſo fleißig biſt, daß ein armer Leinweber von Deinem Fleiß ſeine Familie von vierundzwanzig Waiſenkindern ernähren könnte, faullenze ich, lege den Kopf auf dieſen Seſſel und ſtarre in den blauen Himmel hinein. Nun, da ich A geſagt, will ich auch B ſagen. War ich es doch, die die Idee faßte, dieſen Sommer nicht im Bade, ſondern in der abgeſchiedenen Ruhe dieſes Gebirgsdorfes zuzubringen. Ach, der liebe, gute, ſelige Papa! Er ahnte nicht, daß dieſes Landhäuschen, das er für die kranke Mama hier erbaute, einſt ſeiner armen Adele zur einſamen Einſiedelei dienen ſollte!“

Sie weinte, das übermüthige Kind! Die Augen, die eben fröhlich gelacht, litten es, daß ſich unter ihren langen Wimpern heiße Tropfen hervordrängten, die dem Andenken des geliebten Elternpaares galten. Adele war eine Waiſe. Ihre Mutter hatte die Augen geſchloſſen, als ſie noch ein zartes Kind war; der Vater, ein reicher Fabrikherr in C., der nächſten großen Stadt am lieblichen Gebirgsdörfchen, freute ſich noch ein Decennium lang der aufblühenden Tochter, bis ihm ein Unfall mit ſeinem Pferde eine lebensgefährliche Verletzung zuzog, an der der kräftige Mann langſam hinſiechte. Nun waren zwei Sommer ſeit des Vaters Tode dahingegangen; den erſten hatte die junge Waiſe, die ſich nur ſchwer über den Verluſt des Vaters, der ſie auf Händen getragen, zu tröſten vermochte, in einem Nordſeebade verlebt. Im heurigen Sommer hatte ſie einen Lieblingsplan ausgeführt; ihr merkwürdiges Naturell, das aus Schwermuth und Heiterkeit zuſammengeſetzt war, ließ ihr den Gedanken abgeſchiedener ländlicher Stille, fern vom Geräuſch der faſhionablen Welt, höchſt wünſchenswerth erſcheinen. Die Gebirgsvilla des Vaters bot dies Aſyl und wenn auch die Tante Anfangs ein wenig murrte, ſo fügte ſie ſich doch ſchließlich der Laune Adelens. Die Tante war eben herzensgut. Sie war die Schweſter von Adelens Vater, die Wittwe eines angeſehenen Beamten und war bei der Nachricht von ihres Bruders Tod ſofort nach C. gereiſt, um bei der verwaiſten Nichte Mutterſtelle zu vertreten. Die kleinſtädtiſchen Eigenheiten, die altmodiſch ſchroffen und pedantiſchen Anſichten der Tante überſah Adele, die die Herzensgüte und die wahrhaft mütterliche, thätige Fürſorge der alten Dame wohl zu ſchätzen wußte.

Thränen trocknen ſchnell, wenn man jung iſt und glänzende Augen lachen lieber, als daß ſie ſich im Weinen trüben. Adele verſetzte ſich denn bald wieder in ihre Idylle.

Welch reizender Aufenthalt!“ rief ſie, „welch ſchönes Fleckchen Erde. Hier ruht es ſich doch herrlicher als auf den Sammetpolſtern unſeres Daheim in der Dammſtraße! Drüben die bewaldeten Berge, davor der rauſchende, blauwellige Fluß, der unſern Garten beſpült, weit, weit, von fern her, wie aus einer andern Welt tönt das Geräuſch der Dorfwelt zu uns herüber und ich bin hier allein mit Dir, Tantchen, und meinen Lieblingen, dem treuen Pluto und meinen Tauben, die mich mit ihrem Girren aus dem Morgenſchlafe wecken.“

„Ja, wer es noch ſo gut haben könnte“, ſeufzte die Tante. „Der ſelige Oberwaſſerbauinſpector hat das nie erreichen können. Clotilde, ſagte er mir oft genug, wenn er von der Regierung kam und den Actenſtaub ein wenig mit ſeiner Pfeife wegblaſen wollte, Clotilde, was meinſt Du zu einer Sommerwohnung? Und dabei blinzelte er ſo ſchlau, Dein

guter Onkel. Aber als er sich so viel zurückgelegt hatte, daß sein Plan Wirklichkeit zu werden nahe war, da legte er sich hin und ging in seine himmlische Sommerwohnung. Ach, und er liebte so sehr die Forellen! Gerade gestern, als wir das schöne Forellengericht zu Mittag hatten, konnte ich kaum mehr als drei davon essen, so sehr hatte mich die Erinnerung an Deinen seligen Onkel überwältigt!"

Adele streichelte die Wange der Tante. Plötzlich aber sprang sie auf und rief ihrem weißen Pudel, dem verwöhnten Pluto, der eben den Kiesweg vor dem Hause dahertrabte, ein gebieterisches Wort zu. Das Thier parirte nicht, aber flugs war das Mädchen bei ihm und riß ihm eine schöne rothe Rose aus dem Maul.

„O, meine Rose, meine schöne Rose!" rief Adele. „Sieh nur, Tante, das böse Thier hat mir die Rose aus dem Glase gestohlen; nichts ist ihm heilig, selbst nicht — meine Strumpfbänder", setzte sie erröthend hinzu. „Heute Morgen hat er sie gemaust und wenn Lisette ihm nicht schnell nachgelaufen wäre, so wäre er damit durchs ganze Dorf gelaufen."

„Entsetzlich!" rief die entrüstete Tante. „Auch ich habe ihn neulich in der Küche ertappt, als er die Schöpsenkeule so verdächtig beschnüffelte, daß sie für unsern Tisch unmöglich geworden war. Und es ist doch ein gewaltiger Unterschied zwischen einer Schöpsenkeule und einer Rose!"

„Ach, liebe Tante, es giebt Rosen, die ihre Geschichte haben, und so auch diese. Ich weiß freilich, Du hörst meine Geschichten mit rührender Geduld an und ich sollte Dich deshalb eigentlich damit verschonen. Aber Großmuth ist eben nicht meine starke Seite und so muß ich Dir beichten. Mache nicht so neugierige Augen, Tantchen, es ist eine ganz gewöhnliche Geschichte und doch wieder wie ein Märchen. Und ein Mann, und zwar ein schwarzer, kommt auch darin vor. Ob er aber Menschen frißt, das habe ich noch nicht herausbringen können."

„Ein Mann?" rief die Tante erschrocken. „Liebes Kind, Du wirst doch nicht —"

„Erschrick nicht, es passirt nichts Ungebührliches dabei und ich will mein Märchen auch nicht anfangen lassen mit: Es war einmal ein Mann. Sondern mein Märchen lautet so: Es war einmal ein junges Ding, die hieß Adele, hatte eine gute Tante und schlechte Angewohnheiten. Zu letzteren gehörte auch die Manier, mutterseelenallein in die Berge zu gehen, dort recht hinaufzusteigen, sich oben auf eine Moosbank zu setzen und dem Rauschen des Gebirgsbachs, dem Hacken des Spechts und dem Summen der Insecten zu lauschen. So war es denn auch eines schönen Morgens — sagen wir zum Beispiel heute — geschehen und die böse Adele war höher und höher hinauf bis zur hohen Remm und dem Andreaskreuz gestiegen, hatte hier und da Waldblumen gepflückt und sich einen Kranz daraus gewunden, den sie sich aufs Haupt setzte und ig den Bergweg höher und höher hinanstieg. Da, da — geschah das setzliche."

„Mein Gott", rief die Tante, „da hast Dus ja, wie oft habe ich h gebeten, diese unseligen einsamen Spaziergänge einzustellen!"

„Das Entsetzliche, liebe Tante, war plötzlich da, als ich um eine e der Ebernschlucht biegen wollte. Ich stieß einen Schrei des Schres aus, aber das Ungeheuer lachte, lachte, daß es das Echo der Berge

tauſendfältig weiter trug. Das Ungethüm beſtand aus einem großen, ſchwarzen Bart, einem braunen Filzhut, einer grauen Joppe und einem rieſigen Knotenſtock."

„Weiter, weiter", drängte die Tante, die vor Erregung ihre Handarbeit fallen gelaſſen hatte, mit der der dienſtfertige Pluto nunmehr die anmuthigſten Spiele trieb, ſo daß die ſorgſam aufgenommenen Maſchen zu einem unentwirrbaren gordiſchen Knoten wurden.

„Alſo das Ungethüm lachte und ich ſah dabei, daß es recht geſunde weiße Raubthierzähne hatte.

„Wenn ich ſtöre, will ich wieder gehen, mein Fräulein", ſagte das Ungethüm und machte dabei eine Bewegung nach ſeinem Filzhut.

„Der Wald iſt frei, mein Herr", erwiederte ich und wollte an dem wilden Mann vorbei. Der aber vertrat mir den Weg."

„Der Unverſchämte!" ſchnaubte die Tante.

„So laſſe ich Sie nicht vorbei, ſchöne Fee des Gebirges", ſagte das Ungethüm. „Sie müßten mich ſonſt für einen Unhöflichen halten."

„Vielleicht", war meine kurze Antwort. Ich glaube, ich wurde roth über die Zudringlichkeit des Menſchen.

„Vielleicht iſt eine zu unbeſtimmte Antwort für eine ſo junge, unſchuldige und zart blickende Fee. Auch die wilden Waldmenſchen vermögen der Jugend und Schönheit ihre Huldigung darzubringen. Sie beugen ihre Knie vor Ew. feenhaften Majeſtät und erklären, daß ſie nicht werth ſind, die Schuhriemen Ew. Herrlichkeit zu löſen, wenn ſie auch auf bedenkliche Riſſe im Piedeſtal dieſer vollendeten Statue aufmerkſam zu machen ſich erlauben müſſen."

Dabei war der curioſe Menſch auf die Knie geſtürzt und hatte meinen rechten Fuß ergriffen.

„Hinweg", rief ich empört. „Treiben Sie Ihre Keckheit nicht zu weit!" O, ich muß majeſtätiſch ausgeſehen haben in dieſem Moment."

Die Tante ſchauderte noch immer.

„In der nächſten Minute aber mußte ich herzlich lachen. Denn durch „den Riß geborſtner Klippen" war auch mein leichtes Schuhwerk ſtark verletzt worden; wahrſcheinlich war ich auf ſpitze Steine getreten, die mir das Oberleder des rechten Stiefels total durchſchnitten, ſo daß der weiße Strumpf zum Vorſchein kam und mein Piedeſtal wirklich in der preußiſchen Landesfarbe prangte. Ich hatte die Abſicht des Ungethüms verkannt. Er wollte mich wirklich aus tiefem Mitleid auf den jammervollen Zuſtand meines Stiefels aufmerkſam machen.

„Ein guter Arzt muß ſich durch die Undankbarkeit ſeiner Patienten nicht irre machen laſſen", ſagte der Waldmenſch ganz kaltblütig, indem er auf meine Entrüſtung gar nicht zu achten ſchien. Er zog vielmehr ein ſeidenes Taſchentuch aus der Rocktaſche, riß es in Stücken und band einen Streifen mit einer Schnur, die er von ſeinem Hute löſte, um die ſchadhafte Stelle und zwar ſo geſchickt, daß ich wirklich gut auftreten konnte. Ehe ichs mir verſah, war der häßliche Riß unſichtbar gemacht und mein kranker Stiefel geheilt.

„So werden Sie wenigſtens bis zum Ausgang des Waldes gehen können, ohne daß die böſen Mücken Sie durch den zartgewebten Strumpf ſtechen, und ohne daß das auf allen Wegen hindurchſickernde Gebirgswaſſer Ihre Füßchen benetzt, meine hochverehrte Fee!"

Stiefmütterchen.

„Ich muß Ihnen in der That dankbar sein, mein Herr. Ich erkenne jetzt, daß —“

„Daß Sie statt eines erwarteten Karl Moor einen barmherzigen Samariter fanden. So werden die besten Absichten immer von der schnöden Welt verkannt. Leben Sie wohl, mein Fräulein! Mein Entrée war etwas roher Art, ich weiß es wohl, und ich bitte nachträglich dafür um Indemnität. Aber auf Feen war ich eben nicht gefaßt. Eher auf alte Hexen, die ich in Menge hier oben auf dem Gebirge angetroffen. Sie werden verzeihen, nicht wahr?“

Denke Dir, Tante, das Ungeheuer blickte mich bei diesen Worten so freundlich mit seinen dunklen Augen an, wie Papa, wenn er mir etwas schenken wollte und doch wieder so ganz anders. Ich konnte ihm eigentlich nicht böse sein. Ja, ich stammelte sogar etwas wie von Dank, was freilich sehr ungeschickt herausgekommen sein mag.

„Den Dank, Dame, begehr ich nicht“, versetzte er, „wenngleich ich Ihre freundliche Erscheinung keineswegs mit der bitterbösen Kunigunde vergleichen möchte. Aber halt“, unter brach er sich, „Sie haben da ein so seltsames Ding von Kranz auf. Trägt man dergleichen vielleicht auf den Feenbällen? Und wie geschmackvoll Sie die Farben vertheilt haben; ein wenig weniger Grün neben den blauen Glockenblumen könnte nicht schaden. Wissen Sie, geben Sie mir den Kranz und ich will ihn als reichliches Arbeitslohn für meine Schuhflickerarbeit annehmen. Damit Sie aber sehen, daß Waldmenschen auch galant gegen höhere Wesen sein können, so wage ich es, Ihnen Ihr Ebenbild zu überreichen, hier diese Rose aus meinem unentweihten Knopfloch. Verschmähen Sie sie nicht. Sie wird schneller welken, als mein Andenken an diese Begegnung.“

Warum sollte ich ihm den Kranz nicht geben? Ich nahm ihn herunter und setzte ihn, während er mit närrischen Geberden niederkniete, auf seinen Kopf. Die Rose, die er mir bot, konnte ich doch nicht ablehnen, ohne ihn zu beleidigen. Schnell drehte ich mich auf den Hacken um, wie die Zauberer im Märchen, nickte ihm noch einen Abschiedsgruß zu und fort eilte ich, den Bergweg hinunter. Und das ist mein Märchen und das ist meine Rose. Beides, dünkt mich, gehört recht gut zu einer Idylle.“

Die Tante mochte darüber andere Gedanken haben. Sie schüttelte den Kopf, sagte aber nichts weiter. Der Ableiter ihres Unwillens ward diesmal der muthwillige Pluto, der ihr die Maschen in Unordnung gebracht hatte.

„Was war es denn für eine Art Mensch“, fragte die Tante nach einer Pause.

„Er sah sonst ganz reinlich aus, Tante, wenn er sich auch seit einiger Zeit nicht rasirt zu haben schien. Uebrigens habe ich keine Zeit gehabt, ihn mir genauer zu betrachten, wie das ja auch wohl für ein sittsames junges Mädchen nicht schicklich gewesen wäre. Nur das kann ich dir sagen, daß das Ungethüm gut gepflegte Zähne und Hände, ein paar schwarze Augen, eine Narbe an der rechten Schläfe, und ein sehr ordentlich geschlungenes Halstuch hatte.“

„Fehlte ein Knopf an seinem Vorhemdchen? Hatte er Handschuhe? Oder wenn das nicht der Fall, hast Du einen Ring an seinen Finger bemerkt?“ inquirirte die Tante.

Adele wurde roth. „Liebe Tante!“ ſagte ſie lächelnd.

„Du haſt Recht, Kind, es iſt unnütz danach zu forſchen. Ein Gentleman kann es nicht geweſen ſein, denn Gentlemen tragen keine Filzhüte, Knotenſtöcke und unordentliche Halstücher. Jedoch das ſeidene Taſchentuch! Sagteſt Du nicht, er hätte ein ſeidenes Taſchentuch gehabt? Indeſſen auch das kann trügen. Der ſelige Oberwaſſerbauinſpector hatte einmal einen ſolchen ganz merkwürdigen Fall. Der Kaſſenbote Habermeier bei unſerer Regierung bediente ſich immer eines ſeidenen Taſchentuches. Das fiel mir auf und ich weiſſagte dem Seligen nichts Gutes. Eines Tages war Habermeier mit einem großen Kaſſendefect — 5322 Thaler 18 Silbergroſchen 4 Pfennige — durchgegangen. Das war die Folge des ſeidenen Taſchentuches, das heißt ſeines Uebermuthes.“

Adele hatte dem Geplauder der Tante nur mit halbem Ohr zugehört. Sie blickte gedankenvoll ins Weite und der ſchmerzlich ſehnſüchtige Zug, der der mädchenhaften Blütezeit ſo eigenthümlich iſt und um die Lippen junger Mädchen einen unendlich milden und weichen Schmelz legt, wie den wolligen Flaum um die Pfirſich und den zarten Flügelſtaub auf den Schwingen der Schmetterlinge, trat mit ſeinem geheimnißvollen Reiz auf ihre Lippen, zuckte um ihre Wimpern und hauchte die weichgeſchwungenen Wangen in ein leiſes ſchüchternes Roth. Das ſchöne Kind ſah bald dem Wolkenzug träumeriſch zu, bald irrte ſein Auge um die blauen Linien der fernen Bergſpitzen, bald wandte es ſich der Straße zu, die an dem Landhauſe vorüber ging. Zuweilen auch erfreute ſie ſich an dem Duft der geretteten Roſe. Als ſie ihr der Fremde gegeben, war es noch eine Knoſpe, jetzt hatte ſie ſich zur vollen Blüte entfaltet, der der Duft der poetiſcheſten aller Blumen berauſchend entſtieg.

Die Tante unterbrach das Sinnen des Mädchens. „Du blickſt ja ſo ernſt und gedankenvoll, mein Kind. Glaubſt Du vielleicht — es iſt nicht unmöglich — der Fremde ſei auch von Habermeiers Sorte geweſen? Vielleicht nur ein feiner Betrüger, ein Bauernfänger, wie ſich deren leider bis in unſer Gebirgsdorf verirren können.“

Adele ſchreckte auf. „Ich ſah nach dem Himmel, Tante. Es fängt an bewölkt zu werden. Die Schwüle iſt dem Winde gewichen. Ich glaube, wir bekommen Regen. Was meinen Sie, Bergmann“, wandte ſie ſich an den alten Gärtner, der die Blumen vor dem Hauſe begoß.

„In ein paar Minuten, gnädiges Fräulein! Die Heerde vom Eulenbauer hat tüchtig Gras gefreſſen, als ſie hier vorbeitrieb. Vielleicht giebts ſogar ein Gewitter. So ein bischen Näſſe thut meinen Blumen gut.“

Und der Regen kam wirklich. Erſt ein Windſtoß, dann ein heftigerer, dicke Tropfen begannen das Vorpoſtengefecht, bis endlich ein gewaltiger Gußregen rauſchend niederfuhr ſo ſchnell und überraſchend, d die Frauen ſich kaum von der überſchwemmten Veranda in den Salo retten konnten.

Adele ſchüttelte lachend die Tropfen von ihrem Kleide und wa ſich dann auf eine Longue-Chaiſe. Die Thür öffnete ſie trotz des Pr teſtes der Tante und ſchaute dem erfriſchenden Regen zu, wie er he niederrauſchte in eintöniger Melodie. Indeß ließ die Tante das Aben

essen anrichten; das Mädchen zündete die Lampen an, deckte den kleinen Tisch zum Souper à deux und es ward nun in dem comfortablen hell erleuchteten Raum recht behaglich. Aber für das junge Mädchen wollte keine rechte Ruhe kommen. Sie schritt zum Flügel und intonirte mit vollem angenehmen Sopran das Schumannsche Volslied:

„Wenn ich ein Vöglein wär."

Als die schwermüthig reizvolle Melodie des Meisters durch das Zimmer hinaus in die Sommerluft drang, während der Regen nach wie vor sein Lied plätscherte, schien mehr Ruhe über Adele zu kommen. Das träumerische phantastische Element in ihr, das sie von der Mutter überkommen und das ihrem heitern Sinn die Wage hielt, ward wieder mächtig in ihr. Wie ein frischer Waldbach quollen die Töne aus ihrer Kehle und die Accorde der Begleitung tönten in harmonischem Verein mit der Singstimme durch den Sommerabend. Selbst die Tante war in lauschende Andacht versunken und gebot dem tischdeckenden Mädchen, nicht mit den Löffeln zu klappern und die Teller weniger laut auf den Tisch zu setzen.

Aber des Lebens ungemischte Freude wird bekanntlich keinem Sterblichen zu Theil und so auch der Tante nicht. Nicht etwa, daß Lisette, das Mädchen, ein paar Teller von dem „guten" Service oder die Glaskuppel der Hängelampe über dem Eßtisch zerschlagen hätte, so daß des Steinöls würzige wohlriechende Flut sich über Tischtuch und Speisen ergießt, nein, es sollte viel schrecklicher kommen.

Als Adele die letzte Strophe begann, fand sie, daß sie einen Partner gefunden hatte, der mit vollklingendem Bariton die zweite Stimme sang:

„Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
Da nicht mein Herz erwacht,
Und an Dich gedenkt;
Wie Du mir viel tausend Mal,
Wie Du mir viel tausend Mal,
Dein Herz geschenkt."

Adele sang ruhig zu Ende. Dann aber ging sie ruhigen Schrittes an der erstaunten Tante vorüber und schritt auf die Veranda hinaus. Auf den untersten Stufen stand im strömenden Regen ein Mann, dessen Aeußeres eben nicht Vertrauen erweckend erschien, am wenigsten für das garderobenstrenge Gemüth der Frau Oberwasserbauinspectorin. Des Filzhuts einst so stolz hinaufstrebende Krämpen waren trübselig und an der Welt verzweifelnd herniedergebeugt; die Haare des Fremden troffen von Regen, der durch die Dachrinnen gleichenden tropfenden Hutkrämpen noch reichliche Oberwasserzufuhr erhielt. Gleichwohl sang der unglückliche Wassermann noch wacker die letzte Strophe da capo, freilich nicht zweistimmig, aber doch mit einem gut geschulten Bariton.

Adelens schneller Blick hatte den Eindringling sofort erkannt. Es war der Waldmensch. Und doch wäre sie verlegen gewesen, was sie zu dieser Scene sagen sollte, wenn ihr nicht des Sängers Höflichkeit zuvorgekommen wäre.

„Also direct in den Feenpalast bin ich gerathen, meine gnädige Fee Egeria, Schumanneana und so weiter. Beurtheilen Sie mich nicht nach meinem Gesellschaftscostüm. Es ist etwas naß, da der Regen diese

schlechte Eigenschaft noch immer nicht ablegen will. Ich will mich nun aber auch sofort entfernen und wieder in die Nacht hinauseilen, wo solche Gesellen wie ich hingehören. Nur Ihr Gesang, hochwohlgeborene Loreley, hat mich herangelockt und nachdem ich meiner Pflicht als Sänger genügt, werde ich mich nunmehr schleunigst in Nordlands Wälder verkriechen, wo es nur böse Menschen giebt, die keine Lieder haben."

Adele machte eine einladende Handbewegung.

„Gehen Sie schnell hinein, mein Fräulein, auf daß Sie nicht von der Classe der Bergeister zu den Wassergeistern, den Undinen, degradirt werden. Nur wer die Sehnsucht nach einem anständigen Wirthshause und einem nicht ganz ledernen Beefsteak kennt, weiß was ich leide. Aber Beides suchte ich in diesem Gebirgslangweiler vergebens und so will ich denn wieder in die böhmischen Wälder flüchten, wo wir uns zuerst begegneten. Die Götter mögen Ihre anmuthige Gestalt segnen, und nun leben Sie wohl."

Er wandte sich um und schritt in den Regen hinaus. Unterdessen war die Tante Zeugin der Unterredung geworden und trotz ihres Abwinkens gelang es der menschenfreundlichen Adele, die Oberhand zu gewinnen.

„Wenn Sie unser Gast sein wollen", sagte das junge Mädchen mit der graziösen Würde eines mittelalterlichen Burgfräuleins, „so sind Sie willkommen."

Der Fremde lachte. „Sie sind eine großmüthige Fee", sagte er, „und ich bin ein elender Bettler. Nun denn aber, wenn Sie Ihr menschenfreundliches Herz dazu treibt, dem armen Wanderer Obdach und Atzung zu gewähren, so mag ich nicht nein sagen. Vielleicht vergelte ichs Ihnen ein ander Mal. Nur erlauben Sie mir, den wilden Mann jetzt für einige Zeit bei Seite zu legen. Diesen zerstörten Bau eines einstmaligen Hutmachermeisterstückes schüttle ich hier auf der geduldigen Veranda unter dem Schatten dieser prachtvollen Yuca aus; und nachdem ich die Stiefeln an diesem sehr würdigen Reibeisen abgerieben und den Regen aus meiner Joppe geklopft, werde ich mir erlauben, den beiden Damen — geehrte gnädige Frau, Sie werden sich erkälten, wenn Sie nicht augenblicklich in den Salon treten und mich meinen Toiletteſtudien überlassen — meine Aufwartung zu machen. Freilich ohne Frack und Lackstiefel, aber ein Schelm giebt mehr als er hat."

Die Tante beugte sich unter der Wucht der Thatsachen, trotzdem sie sich gern weniger nationalliberal und mehr particularistisch gezeigt hätte. Aber Adelens bittende Blicke besänftigten sie. „Er thut mir wirklich leid", flüsterte ihr das Mädchen ins Ohr; „er kann sich in dem Wetter den Tod holen und das Gasthaus soll wirklich nichtswürdig sein."

„Ja warum reist er aber so ohne Begleitung und überhaupt so **sans façon** in entlegene Gebirgsdörfer?"

Der Fremde, der nun ins Zimmer getreten war, hatte die Worte der Tante gehört. Er verbeugte sich mit der Eleganz eines Weltmannes und erwiederte: „Sie haben ganz Recht, gnädige Frau. Mein vagabundenhaftes Exterieur ruft wirklich bedenkliche Besorgnisse über meinen menschlichen und polizeilichen Charakter wach. Aber ich bin verirrt, factisch verirrt. Seit heute Morgen suche ich einen treuen Gesellen, der

mich in meiner Tour durch die nahen Basaltberge begleitete, mein Führer, Freund, Diener und noch einiges Andere war. In der Morgenfrühe verlor ich ihn in einer Schlucht des Unterwiesenthales und nun irre ich den ganzen Tag wie ein Verrückter herum. So begegnete mir das Fräulein heute Morgen und so begegnete ich dem Fräulein und Ihnen, gnädige Frau, heute Abend. Dem Selbstmord und dem Hungertode nahe, haben Sie, meine Damen, mich dem Leben wiedergegeben. Sie haben es vielleicht doch nicht einem so ganz Unwürdigen gegeben, wie es Ihr höhnisches Lächeln, mein Fräulein, zu vermuthen scheint."

„Sie irren mein Herr", antwortete Adele. „Ich habe immer Mitleid mit Verirrten gehabt."

„Sie sind sehr gütig, mein Fräulein." Er küßte Adelens Hand. Sie wollte sie ihm entziehen, er erschien ihr keck und je zuversichtlicher sein Auftreten wurde, desto mehr ergrimmte sie innerlich, daß sie jeden Streich nicht sofort zu pariren vermochte.

Die Tante bat zum Abendessen. Die Drei setzten sich an den Tisch, der Fremde, den man discret nicht nach dem Namen gefragt hatte, und der denselben kaum zu verschweigen schien, in der Mitte der beiden Frauen.

Der Regen goß noch immer in Strömen hernieder, durch die halbgeöffnete Glasthür rauschte es wie ein immerquellender Born, der den ermatteten Pflanzen des Gartens Erquickung brachte und die Schwüle des Tages in die erfrischende Kühle des regengetränkten Abends auflöste.

Die Gesellschaft da drinnen an dem behaglichen Tische merkte wenig von der Beharrlichkeit des allmächtigen Jupiter Pluvius; sie plauderte, aß und trank, scherzte und lachte. Und die gestrenge Tante lachte auch ganz herzhaft mit.

Diese merkwürdige Wandlung bewirkte der Fremde. Er hatte die beiden Damen so geschickt in das Fahrwasser einer pikanten und doch gemüthlichen Unterhaltung zu leiten gewußt, daß der Heiterkeit kein Ende war. Der Humor des Schwarzbartes war entschieden größer als sein Appetit; er aß wenig und wenn ihm nicht Adele einmal ein auserwähltes Stück Geflügel auf den Teller gelegt hätte, er hätte wohl fast gar nichts gegessen. Nur dem alten Bordeaux aus dem gut versehenen Keller, den die Oberwasserbauinspectorin, eingedenk der musterhaften Leistungen ihres Eheliebsten auf diesem Gebiet, hatte heraufholen lassen, sprach der Gast zu. Aber wieder in recht unverschämter Weise, wie Adele bei sich dachte. Was hatte denn der insolente Mensch für eine merkwürdige Manier, das Glas langsam zu erheben, es gegen das Licht der Lampenkuppel zu halten, um es dann mit einem durchbohrenden Blick auf Adele auf einen Zug zu leeren. Das war entschieden kein höflicher Zug von ihm. Ein so starres Anblicken konnte sie doch nur ve egen machen. Und doch ertappte sie der Fremde einmal, als er sic nbar die Stickereien seines Serviettenbandes musterte, über einem sc chenden neugierigen Blick, mit dem sie seine Züge studirte. Der Z ; war vielleicht nicht höflich von ihm, aber seine Züge schienen ihr de) der Untersuchung werth, wie ihm die echte hellrothe Farbe des gedi enen alten Bordeaux.

Sie hatten trotzdem recht viel gelacht während ihres Tricliniums. D : Fremde hatte so amüsante Geschichten aus allen Welttheilen erzählt,

so viel Anecdotisches in ergötzlichster Art vorgebracht, daß selbst die durch die geistreichen Collegen vom Wasserbaufach schier verwöhnte Tante nicht umhin konnte, ihn für einen recht „plaisanten Menschen" zu erklären.

Die Tafel wurde aufgehoben. Nachdem der Gast noch einen galanten Toast auf seine liebenswürdigen Wirthinnen ausgebracht, erhob man sich, wünschte sich gegenseitig gesegnete Mahlzeit und reichte sich die Hände, wobei es Adelen vorkam, als drücke der Fremde ihre Hand mit etwas mehr Wärme, als es selbst nach dem Temperaturgrade des heißen Tages zu entschuldigen war.

Sie mußte sich eben wieder ärgern. Das arme Kind! Wie sie ihre Locken schüttelte und die weiße Stirn in Falten zog, wie sie sich schnippisch umwandte und plötzlich für ihren Tischnachbar kein Wort mehr zu haben schien, war sie allerliebst. So schien es auch dem Fremden. Der Regen hatte endlich nachgelassen und der Unverschämte hatte Gelegenheit, als das schöne Mädchen die Stufen hinunterging, ihren kleinen Fuß zu bewundern.

„Es ist Alles zierlich und anmuthig an ihr", dachte er. „Und natürlich ist sie auch, trotzdem sie eine Großstädterin ist. Es ist doch ein süßes Ding um so eine herrliche Mädchenblüte, so einen Menschenfrühling, dessen frischduftigem Erwachen so ein alter blasirter Kerl wie ich nichts als die alten Kunstgriffe der frivolsten Routine entgegensetzen kann. Sie ist zu gut für meinesgleichen. Und ich tauge auch verflucht wenig zu einem Ehemann, was mein Gianotto bezeugen könnte. Ein Glas guten Weins und eine leidliche Cigarre sind am Ende doch eben so erquicklich, als Frauengunst und Sonnenschein. So schritt er gedankenvoll die Veranda hinunter zu den Frauen, die sichs in einer Laube des Gartens, die vor dem überhängenden dichten Laubwerk ziemlich trocken geblieben war, bequem gemacht hatten. Der Abend war wie mit einem Zauberschlage wieder schön und mild geworden. Die Hitze des Tages war gewichen, der Regen hatte die Luft gekühlt, ein linder Windhauch strich über die Landschaft, Glühwürmchen schwirrten in der Luft und die Heimchen zirpten ihr Lied mit der Beharrlichkeit ehrenwerther Insecten, die ihren Beruf als Heuschrecken verfehlt haben und nun durch ein eigenthümliches Geräusch, wie es grüner Grashüpfer würdig ist, für Abendconcerte der Natur genügende Sorge tragen.

„Es sind eben Künstlernaturen, diese Heimchen", meinte der schwarzbärtige Gast, „die sich nur in unbeschränkter Freiheit wohl fühlen. Wenn wir vagabundirenden Knaben die harmlosen Thierchen einfingen und sie in Papphäuschen setzten, in Windmühlen, die wir selbst zusammengekleistert und deren Flügel sie bewegen mußten, dann schwiegen die armen Kerle vor Unlust in ihrer Gefangenschaft und weder Arien noch Duette waren von ihnen zu erreichen. Ließen wir sie aber wieder frei, so zi ten und piepten sie wieder so lustig, daß sie ein heiserer Tenor hätte neiden können."

„Künstlernaturen", sagte Adele nachdenklich, „das müssen ganz s sonderliche Menschen sein."

„Da Sie einmal davon sprechen, mein Fräulein, so muß ich mi eben auch als Einer von der Zunft entpuppen. Sie haben mich, mei Damen, so gastfrei und liebenswürdig aufgenommen, daß es mir ni allein zur Pflicht wird, Ihnen meine Visitenkarte vor die süßen Fü

zu ſchleudern, ſondern auch zum Vergnügen. Wie heißt es doch im Homer, dem alten famoſen Burſchen, der auch die Vorzüge eines guten Soupers wenn auch nur auf dem Papier zu würdigen mußte?

„Aber nachdem die Begierde der Speiſ' und des Trankes geſtillt war"

„Nachdem dies würdige Geſchäft alſo beendet war, fragte man den Fremdling, woher er des Weges käme, welche Eltern ihn geſäugt, welcher Confeſſion er angehöre, ob er in der Einſchätzungscommiſſion unter oder über vier Ziffern abgeſchätzt war, ob er geimpft, nie in Unterſuchung geweſen und ſich niemals in einen Verwaltungsrath habe wählen laſſen. So auch ich, meine hochverehrten Gaſtgeberinnen. Ich bin, wie Sie ſehen, ein müder Wanderer, der auch vom Gebirge herkommt, aber nicht ſo viel ſeufzt wie beſagter Schubertſcher Handwerksburſche. Mein Handwerk braucht ſehr wenig Material: ein wenig Farbe, einen Pinſel, eine Palette und ein Stück Leinwand; damit bringe ich alle möglichen und unmöglichen Landſchaften fertig, die man thöricht genug iſt, mir auch zu bezahlen. Mit ein klein wenig Ultramarin- oder Berlinerblau mache ich Ihnen einen blauen Himmel, mit Grün das rührendſte Gras und mit den verwaſchenſten braunen Farben alte, des beſten Ofens werthe Baumſtämme. Die Leute ſind nun aber dumm genug zu behaupten, das Waſſer fließe auf meiner Leinwand, die Blumen blühten und der der Himmel lache oder weine, je nachdem. Daß man mich auch zum Profeſſor ernannt hat, verdanke ich nur einem glücklichen Zufall. Ich porträtire nämlich auch zuweilen, leider mit mehr Glück als Verſtand. Und da ich das Unglück hatte, den ziemlich confiscirten Kopf Sr. Hoheit des Prinzen Arthur von Schindelhauſen-Wartenburg-Rothlingen, eines nahen Verwandten des regierenden W.ſchen Königshauſes, mit einem guten Treffer in Oel zu verewigen, ſo gab man mir ein kleines Honorar und einen kleinen Titel dafür. Sie ſehen alſo hier den Herrn Profeſſor Georg Rautenbach von der B.ſchen Akademie vor ſich, einen Vagabunden vom reinſten Waſſer, der ſich nur dann wohl fühlt, wenn er die Sommerferien über unbekannte Gebirgspartien durchſtreifen und neue Geſichter und Landſchaften mitnehmen kann. Verzeihen Sie mir alſo, vergeſſen Sie, welchen Strolch Sie bei ſich bewirthet und laſſen Sie mich mit dem maleriſchen Effect meiner enthüllten Perſonalacten für immer ſcheiden!"

Der Tante hatte der enthüllte Profeſſor viel mehr imponirt als der Maler. „Ein Profeſſor alſo iſt er", flüſterte ſie der Nichte zu. „Es iſt doch immer ein Titel", meinte ſie. „Zwar es giebt viele Profeſſoren von mancherlei Art. Beim Regierungspräſidenten war auch einmal ein Profeſſor zur Geſellſchaft eingeladen. Er machte aber Kartenkunſtſtücke, ließ einen kleinen Pudel Whiſt ſpielen, ſchluckte Feuer und ließ ſich ein Meſſer von Präſidents feinem Silberſervice in den Hals ſtecken. Es ein erſtaunlicher Menſch. Aber es war doch immer ein Profeſſor und Gäſte meinten, er wäre auch ſehr unterhaltend geweſen. Und unter- nd iſt dieſer Profeſſor ja auch. Er wird alſo wohl ein „echter" ſein."

Adele hatte das Geplauder der Tante kaum beachtet. Sie wandte zu dem Maler und ihre großen ausdrucksvollen Augen tauchten voll zutraulich in die ſeinen.

„Ich danke Ihnen für Ihre offene Mittheilung", ſagte ſie. „Freilich e ich mir einen Künſtler etwas anders vorgeſtellt."

„Sie meinen mit langen Haaren, schwarzem Sammetrock und einer schwärmerischeren Visage, als mein profanes Profil sie aufweisen kann?“

„Vielleicht ist es doch kein „echter“ “, zischelte die besorgte Tante Adelen ins Ohr.

Das Mädchen lachte. „Ob Sie ein rechter Künstler sind, werden Sie selbst am besten beurtheilen können. Ich glaube an Ihren Beruf auch ohne Sammetrock und lange Haare.“

„Sanct Lucas' Segen über Sie, Madonna“, sagte der Maler, indem er Adelens Hand ergriff und innig drückte.

„Und Sie wollten hier im Gebirge Studien machen?“ fragte das Mädchen, indem sie sanft ihre Hand aus der seinen zog.

„Eigentlich landschaftliche, nun sehe ich aber, daß wohl ein Porträt daraus werden wird.“

„Das eines Herrn oder einer Dame?“ wenn man fragen darf.“

„Sie sind eigentlich etwas neugierig, mein Fräulein. Indessen, da es Sie angeht und ich die Rechnung doch nicht ohne den Wirth machen möchte, so vernehmen Sie: ich werde Sie selbst porträtiren. Und zwar als Waldnymphe, wie Sie mir oben in der Schlucht erschienen, mit dem Kranz auf den blonden Haaren und der Rose an der Brust. Oder noch besser als Schäferin, denn Sie leben ja hier factisch wie in einer Idylle des Theokrit abgeschieden von aller Welt, unter friedlichen Lämmern und Bauern. Wenn man Sie so mit Ihrem Schäferhut — der Sie übrigens besser kleidet, als es die verrückte Mode verdiente — umherwandeln sieht, an der Seite eines ungeleckten Schäfers, wie mich, so sollte man wirklich meinen, Sie hätten Ihr Lebtag nichts Besseres gethan, als solche Lämmer gehütet, wie ich eines zu sein mir schmeichle.“

„Ich will Ihnen ein blaues Bändchen um den Hals binden, um Sie als zu meiner Heerde gehörig zu bezeichnen. Oder was meinen Sie zu einer Glocke um den Hals? Sie tragen so schon ein so häßliches Halstuch.“

„Boshaft, zu boshaft“, meinte der Professor. „Aber meine fünfunddreißig Jahre ertragen solche Unbill noch ohne tiefe Empörung. Wer könnte Ihnen auch zürnen? Leben Sie wohl und denken Sie weniger an mich, als ich es mit Ihnen thun werde. Wir haben uns so in die Sommernacht hineingeplaudert, sind so leichtsinnig, ohne auf die gute Tante zu achten, durch den Garten promenirt, daß es bittere, aber unabweisliche Pflicht für mich wird, zu scheiden.“

„Also das mit dem Porträt war nur Scherz? Und ich freute mich wirklich schon darauf. Mich hat noch nie ein Maler porträtirt!“

„Es ist besser so — für uns Beide!“

„Und Sie wollten in die Nacht hinaus, ohne zu wissen, wo Sie Ihr Haupt niederlegen? Im Wirthshaus können Sie nicht übernachten, es gilt für unreinlich und außerdem für verdächtig. Die Wilderer vom Walde sollen dort verkehren. Dahin dürfen Sie nicht.“

„So werde ich im Freien campiren und mir den Duft frischen Heues wohlbekommen lassen.“

„Ich weiß Rath. Es ist vielleicht unpassend, was ich thue, aber Sie sind unser, mein Gast, und ich bin es Ihnen schuldig, jetzt einmal für Sie zu sorgen. Sie sollen unser Fremdenzimmer benutzen.“

„Sie sind großmüthig. Aber die Tante!“

„Die Tante nehme ich über mich. Sie armer Mensch verdienen es gar nicht, daß man Mitleid mit Ihnen hat, aber es ist Menschenpflicht, Sie vor Unheil zu retten. Der alte Bergmann, unser Gärtner, hat mir erzählt, die Gensdarmen wären seit einer Woche dem Fichtensepp, einem berüchtigten Wilddiebe und Raufbold, auf der Spur, der sich oben in den Bergen versteckt halten soll. Die Gegend ist daher unsicher. Wenn man Sie nun des Abends ausplünderte, vielleicht thätlich verletzte? Es wäre Barbarei, Sie so in die Nacht hinauszustoßen!"

„Es ist schade, meine hohe Protectorin, daß Sie den häßlichen Schäferhut aufgesetzt haben, der zwar zu Ihrer Idylle paßt, aber mir sehr unbequem ist. Ich gäbe was drum, wenn ich bei dieser kläglichen Glühwurmbeleuchtung den Ausdruck des Mitleids aus Ihren sanften Augen schimmern sehen könnte."

Adele eilte fort und zur Tante. Mit wenigen Worten setzte sie der würdigen Dame den Sachverhalt auseinander. Die Tante war Anfangs entrüstet über die Verletzung der Etikette. Ein Mann, ein junger Mann im Hause der Frauen! Und Adele hatte ihn gar aufgefordert, sein Nachtlager hier im Hause zu nehmen. Bis denn endlich der Diplomat, der in jeder Frau steckt, auch in dem jungen Mädchen siegreich durchbrach und Adele der Tante in glühenden Farben auseinandersetzte, wie in dieser unsichern Gegend die Anwesenheit eines männlichen Beschützers nur von Vortheil sein könne. Wenn man einbräche, plünderte, vielleicht gar mordete! Der alte Bergmann war doch zu gebrechlich und Lisette sei so furchtsam, daß eine Maus sie erschreckte. Der Professor aber, aus dessen Brusttasche sie sogar eine Pistole habe herausragen sehen, sei gewiß der rechte Mann, sie, die hilflosen Frauen, gegen alle Räuber der Welt zu schützen.

„Gut, so sei es denn", meinte die Tante schließlich. „Ich werde das grüne Oberstübchen für ihn herrichten lassen. Ob er wohl raucht? Wenn er mir nun beim Einschlafen die Cigarre brennen läßt und das Bett und das Haus in Brand steckt! Jedenfalls ist es ein Glück, daß er mir die grünen Vorhänge nicht so anschwärzen kann, als wenn es weiße wären."

Adele kam mit der Botschaft der oberherrlichen Genehmigung zu dem Maler, der unruhig auf dem knarrenden Kies des Gartenweges hin und herschritt.

„Ich danke Ihnen", sagte er darauf. „Sie haben ein besseres Herz, als es Schäferinnen, die meist durch den Umgang mit unvernünftigen Schafen stumpf werden, zu haben pflegen."

„Das Nachtlager haben Sie aber nicht umsonst", scherzte Adele. „Sie sollen uns als tapferer Paladin beschützen gegen Räuber und Mörder."

„Topp! So geschehe es. Ich fürchte aber, ich werde in dieser Branche ts zu thun bekommen. Am liebsten möchte ich einen zuverlässigen rrecher engagiren, um Sie ein wenig beschützen zu können. Der Pin- ist freilich eine schlechte Waffe, aber ein doppelläufiges Terzerol und gutes Taschenmesser führe ich bei mir. Also auf eine romantische bernacht! Schlafen Sie wohl!"

Adele rief dem Mädchen, die dem Maler sein Zimmer anweisen te und verabschiedete sich mit einem kurzen „Gute Nacht!" von ihrem

Schützling, den sie unter der Maske eines Beschützers bei der Tante eingeführt hatte. Sie machte sich im Grunde Vorwürfe, daß sie den Verstoß gegen das Herkommen begangen; eine flüchtige Röthe stieg ihr in die Schläfen, als sie in ihr Schlafgemach, das in derselben Etage wie das Fremdenzimmer lag, hinaufstieg. Sie wußte überhaupt nicht, welche Mischstimmung heute über sie kam. Bald lachte sie froh in sich hinein, bald schmollte sie mit sich selbst, daß sie sich dem fremden Maler gegenüber nicht zurückhaltender, förmlicher gezeigt und seinem muntern anregenden Geplauder so vergnügt gelauscht hatte. So kam sie in ihr Zimmer. Es war schon spät nach Mitternacht und doch noch unerquicklich heiß in dem Gemach. Sie riß die Fenster auf und legte sich hinaus, die Nachtluft mit vollen Zügen athmend. Auch da wards ihr noch zu drückend. Sie streifte das leichte Gewand ab, löste die lockigen, welligen Flechten und lehnte so zum Fenster hinaus. So ward ihrs wohl; sie schaute zum ausgestirnten Himmel auf und gab sich ganz der schweigsamen Pracht der Sommernacht hin. Die Quelle hinter dem Hause rieselte laut murmelnd durch die stille Nacht; nur eine hie und da fallende Sternschnuppe unterbrach die hehre Majestät der Ruhe am leuchtenden Himmelsdom. Es war so still, daß Adele das Klopfen ihres Herzens vernahm; in geheimnißvoller Wonne, berauscht vom Duft der Nacht und von dem Wellenspiel lieblicher und stürmischer Gedanken, wogte der junge Busen, seiner Hülle entledigt, geschwellt von den Träumen der Jugend.

Es war gewiß nicht unweiblich, was ihre junge Seele jetzt erfüllte, und nur ein mädchenhaftes Verlangen. Sie sehnte sich nach einem Herzen, das stark und edel sei, um sie zu leiten und zu führen, nach einem Arm, der sie beschützen könnte vor Unbill und Noth, nach einem Kopf, vor dessen Gedankenfülle sie staunende Bewunderung zu hegen vermöchte. Schwach, hilflos kam sie sich plötzlich vor, ihr bisheriges und ihr künftiges Thun erschien ihr zwecklos, thöricht, albern. An allen Männern, die ihr in ihrer Vaterstadt begegnet und in lauterer oder stillerer Huldigung genaht waren, war sie gleichgiltig vorübergegangen. Nun aber schien es ihr plötzlich, als ob es doch Männer geben könne, die ersehnenswerth wären. Und doch schämte sie sich wieder dieser ungeordneten Gedanken, die durch ihr Hirn brausten. Woher kam ihr plötzlich das Alles? Ein berauschender Duft stieg ihr empor; er kam von der Rose an ihrer Brust. Halb entblättert hauchte die Blumenkönigin doch noch ihren schönsten Wohlgeruch aus, gleich als ahne sie, daß sie vielleicht noch heute Nacht ein Spiel der Winde werde. Ja, die Rose wars, die ihre Gedanken betäubte. Die Rose, die der Maler ihr gegeben. Wie hieß er doch? Georg Rautenbach. Den Namen wiederholte sie wohl zwanzig Mal, bis sie zuletzt nur allein den Vornamen Georg vor sich hinsprach.

Gar zu leise mochte sie den Nachtwinden den Namen nicht vertraut haben, denn sie merkte bald, daß sie ein Echo fand. Ein großer Glühwurm leuchtete neben ihr auf, aber sie konnte doch bei der Dunkelheit nicht erkennen, wer leise in ihrer Nähe eine Melodie summte. Adele lauschte. Der Glühwurm war noch immer in der Nähe des Fensters und hielt sich scheinbar unbeweglich. Jetzt konnte sie auch die Melodie erkennen, die lauter als vorhin ertönte. O, sie erkannte die Männerstimme wohl, die in die Nacht hineinsang:

„Es vergeht kein Stund' in der Nacht,
Da nicht mein Herz erwacht,
Und an Dich gedenkt."

Georg war in ihrer Nähe. Vielleicht hatte er gehört, wie der Gedanke an ihn auf der Zunge lebendig wurde und ſein Name durch die Nacht erklang. Schnell wollte ſie ſich vom Fenſter zurückziehen, aber es war zu ſpät. Der Maler hatte ſie bemerkt. Sein Zimmer war nur durch ein einfenſteriges Cabinet von dem ihren getrennt und die Tante, die darin ſchlief, hatte einen ſehr feſten Schlummer. Der Geſang des Malers hatte ſie alſo nicht erweckt, aber die Unſchicklichkeit der Situation kam dem Mädchen doch bedenklich vor. Schon konnte ſie nicht mehr ausweichen. Das Glühwürmchen ſtieg plötzlich in die Höhe und ſenkte ſich wieder. Es war des Profeſſors glimmende Cigarre, die er zum Gruß gegen ſeine ſchöne Nachbarin wie ein Feuerſignal ſchwenkte.

„Prachtvolle Nacht, Signora! Man könnte ſich nach Italien träumen." Adele war ſchnell in das Zimmer zurückgeſprungen, um ſich ein Gewand über die weißen Schultern zu werfen.

„Sie könnten nicht ſchlafen, Herr Profeſſor? Und ich wähnte Sie ſchon im ſüßeſten Schlummer."

„Sie meinen, ein ſo würdiger alter Herr, wie ich, brauche den Schlaf mehr als Ihre Jugend? Sie könnten Recht haben. Aber pures Mitleid und die Reue über eine eben verübte Brutalität ließ mich nicht mit reinem Gewiſſen ſchlafen."

„Sie machen mich neugierig."

„Es war einmal ein verwogener Schmetterling in Ihrem Garten, Signora. Kein ganz übles Thier, nur etwas unvorſichtig. So umflattert denn beſagter Zweiflügler mein Nachtlicht mit einer merkwürdigen Conſequenz, bis er ſich darin die Flügel verſengt und matt und ſchwach zu Boden ſinkt. Grauſam wie ich bin, warf ich den armen Kerl vollends in die Flamme, um ſein Elend zu enden. Was wollte er auch im Licht! Das war meine Brutalität, die mir um ſo mehr ins Gewiſſen fällt, als ſie mir mein eigenes Selbſt ſpiegelt. Ich bin ſolch Schmetterling, und was das Licht betrifft, Madonna — —"

„Still, hörten ſie nichts im Garten?"

„Nichts als Ihren Athem, deſſen Weſen ich zu fühlen meine, wenn auch alle Tantenſchlafzimmerfenſter uns trennen ſollten! Wiſſen Sie, daß dieſe prächtige Nacht mich ſchwärmeriſch geſtimmt hat? Wiſſen Sie, daß ich jetzt — oh, denken Sie an den armen Nachtfalter — im Stande wäre, eine Thorheit zu begehen. Daß ich Ihnen geſtehen könnte —"

„Ich höre Schritte am Gartenthor. Horchen Sie nun!"

Der Maler lauſchte. „Per Dio, Sie haben Recht, Madonna, wenn auch eine recht profane Tücke ſolch nächtlicher Einbrecher iſt, die ſchen gerade dann zu ſtören, wenn ſie ſentimental und — noch s reden wollen. Es iſt vielleicht beſſer ſo. Bleiben Sie nur, mein rtes Burgfräulein, ruhig in Ihrer Kemnate und miſchen Sie ſich ar nichts. Ich will mit dem Patron da unten ſchon fertig werden, daß das Haus etwas davon ahnt."

Aengſtlich horchend, mit klopfendem Herzen, beugte ſich Adele zum ter hinaus.

„Sie dürfen nicht allein hinunter. Man ſchlägt Sie todt. Denken

Sie an den Fichtenſepp! Und wenn es nun gar eine ganze Bande wäre!“

„Ruhig Blut, mein Fräulein; mein Doppellauf iſt geladen. Das Fenſter iſt nicht hoch und Sie ſollen ſehen, wie ſchön ich an dieſem Mauervorſprung hinuntergleite und den nächtlichen Ruheſtörer in die Flanke faſſe.

„Ich will Bergmann rufen. Mein Gott, wenn man Sie verletzte! So warten Sie doch nur und gehen Sie nicht leichtſinnig ins Verderben.“

„Je mehr Lärm Sie machen, deſto eher entwiſcht der Burſche. Es iſt übrigens nur Einer, wenn nicht Andere im Hinterhalt ſtecken. Sehen Sie, jetzt ſchwinge ich mich zum Fenſter hinaus, ſo — jetzt bin ich auf dem Mauerabſatz und nun ein Sprung und ich bin unten.“

Adele beugte ſich ängſtlich hinaus und ſuchte den Bewegungen des Malers zu folgen. Die Finſterniß geſtattete ihr freilich nur, ſeine dunkle Geſtalt herabgleiten zu ſehen, bis ſie ein leiſer Tritt auf dem Kiesboden unter ihrem Fenſter überzeugte, daß er glücklich unten angekommen ſei.

„Nun halten Sie ſich ruhig“, flüſterte der Maler, „ſtellen Sie kein Licht ins Fenſter und ſchließen Sie hübſch Ihren kleinen Mund. Ich will das Terrain recognosciren.“

Die Nacht war ſo ſtill, daß Adele die vorſichtigen Schritte des Profeſſor genau vernehmen konnte, aber auch ſo dunkel, daß ihr ſeine Geſtalt bald in den Büſchen des Gartens entſchwand. Der Mond war durch eine Wolke verhüllt und nur ein fahler Schein am Horizont zeigte ſein Daſein an, wenngleich der bleiche Freier die Nacht incognito zu bleiben wünſchte.

Was war das aber für ein Geräuſch am Gartengitter? Es rüttelte Jemand am Thor, dann klirrte es wie ein ſcharfer metallener Gegenſtand, den man gegen das Gitter ſchlug, und dann — oh ſicher war eine ganze Diebesbande in der Nähe — erſcholl ein unheimliches Pfeifen durch die Luft.

Jetzt trat der Mond plötzlich aus der Wolke, langſam, aber in hellem Glanz. Für Adelen aber ward der tröſtliche Schimmer diesmal ſchreckenerregend. Ihr ſcharfes Auge ſah mit bebendem Herzen, wie eine große Geſtalt zwiſchen den Eiſenſtäben der Gitterthür auftauchte. Jetzt kletterte die Geſtalt auf die Thür, langſam mit den Armen vor ſich taſtend, ob nicht eine Spitze ſie verletze. Und jetzt konnte ſie beim wachſenden Mondlicht die Geſtalt erkennen. Das war nicht des Malers elaſtiſch ſchlanke Figur. Ein Herkules mit ganz bartbewaldetem Geſicht, einen hohen ſpitzen Hut auf dem Kopf, der ſeine Geſtalt noch größer machte, ſaß da oben auf der Gitterthür und fletſchte die weißen Zähne dem Monde entgegen. Eine Blouſe umſchloß die Hünengeſtalt, und ein rothes wildgeknotetes Halstuch quoll unter dem wilden Bart recht banditenmäßig hervor. Waffen ſchien der Bravo indeß nicht zu führen. Ja doch — in ſeiner rechten Hand funkelt etwas Glänzendes. Er hob jetzt den Arm und fuhr mit dem Metall auf dem Gitter herum, daß es einen ſchrillen Ton gab. Es war offenbar ein Einſchlagmeſſer, oder vielleicht eine Feile.

Lange hielts der Menſch übrigens auf ſeinem unbequemen Sitz nicht aus. Er ſprang in den Garten hinein und ſchlich wie eine Katze,

vorsichtig den Kopf wie lauschend erhebend, dem Hause zu. An den Gebüschen hielt er sich und vermied die hellen, mondbestrahlten Kieswege.

Himmel, jetzt muß der Bandit auf den Professor treffen! Adele ergriff schnell entschlossen einen Plaid, wickelte ihn um die Schulter, und gleich als erwarte sie Wunderdinge von seiner Unterstützung, bewaffnete sie sich mit einem Regenschirm, der eine starke eiserne Spitze hatte, wie ihr eben einfiel. Sie wollte heroisch dem Professor beispringen. Vielleicht ließ sich der Bandit von der Rückseite aus angreifen, während der Maler ihn vorn aufs Korn nahm. Aber wie sollte sie hinunter? Sollte sie den Sprung nicht ebensogut wagen wie der Professor?

Während das heroische Mädchen so erwägend dastand, war ihr Vertheidiger nicht müßig gewesen. Er hatte den Eindringling erst bemerkt, als er auf das Gitter geklettert war; der Mensch hatte ihm nicht das volle Gesicht zugewandt; gleichwohl schien ihm das ganze Gebahren desselben mehr als verdächtig, da er zum Hause nicht gehörte und für ein Rendezvous mit der Zofe wohl eine bessere Gelegenheit gewählt hätte. Georg spannte schnell entschlossen den Hahn.

In diesem Augenblick glitt der Mensch vom Gitter hinab und suchte sich, offenbar den Maler nicht bemerkend, durch den Garten zu schleichen. Georg rief ihn an.

„Heda, mein Freund, was verschafft uns die Ehre Eures etwas späten Besuches? Wenn Ihr Absichten auf fremder Leute silberne Löffel habt, so gesteht es offen. Aber in drei Secunden gebt Antwort, oder ich schieße!"

Der Riese war aus dem Gebüsch vorgetreten. Er schien jedoch zu zögern, ob er dem Frager Antwort geben sollte. Kaum zehn Schritte war er von diesem entfernt. Er drehte sich nur einen Moment nach dem Maler um, der im Dunkel stand, während das Mondlicht auf die wildartige Riesengestalt des fremden Menschen fiel. Dann stieß er einen unarticulirten Schrei aus und sprang mit einer elastischen Bewegung wie ein Tiger auf das Haus zu, gerade auf die Thür, die unter Adelens Fenster lag.

Der Maler eilte ihm nach. Als der Mensch gerade unter der Veranda stand, krachte ein Schuß durch die Stille der Nacht.

Georg hatte nicht getroffen. Mit einem halberstickten Wuthgeheul wandte sich der Mensch gegen den Angreifer. Im Nu hatte er den Professor an der Kehle gepackt und rang mit ihm auf Tod und Leben.

Der Maler umfaßte den Gegner kräftig und suchte ihn niederzudrücken. Das war freilich kein leichtes Stück, und die Muskelkraft des Riesen schien über Georg, dem die Kehle halb zugeschnürt war, und der schwer nach Athem rang, Herr zu werden. Das Terrain des Ringkampfes waren die Stufen der Veranda, als Georg eine Wendung machte, um die Linke des Gegner von seiner Kehle loszumachen, glitt aus und der Herkules kam auf ihn zu liegen.

Da riß plötzlich eine unsichtbare Gewalt den gefährlichen Gegner vor und Georgs Lage wurde frei. Er erhob sich schnell und mit dem Griff seines Terzerols schlug er sofort den Gegner zu Boden.

Sein Retter war Adele. Sie war zum Fenster hinabgeglitten gerade in dem Moment, als sie den Schuß durch die Nacht fallen hörte. Mit einem Blick hatte sie die Situation übersehen und schnell gefaßt, hatte sie

den Riesen an dem langen Haar gefaßt, so daß der überraschende Schmerz ihn einen Augenblick in der Niederhaltung des Gegners einhalten ließ.

Halb ohnmächtig, zitternd vor Aufregung war das kühne Mädchen in die Arme des Malers gesunken, der die Schwankende fest und fester hielt und ihr Stirn und Mund mit heißen Küssen bedeckte.

„Adele", rief er, „das hättest Du nicht thun können, wenn Du mich nicht liebtest!"

Sie schwieg und blickte Georg ernst und liebevoll in die Augen. Dann hob sie langsam ihre Lippen zu den seinen und preßte einen heißen, langen Kuß darauf.

So standen die Liebenden fest umschlungen, traumselig, weltvergessen, übergossen vom friedlichen Licht des uralten Freundes liebender Paare.

Indessen war es im Hause, dessen Insassen durch den Schuß aufgeschreckt waren, laut geworden, Lichter näherten sich, rufende Stimmen wurden laut und bald nahten sich die Bewohner ängstlich forschend und fragend, voran die Tante im sittsamen Nachtcostüm.

Die beiden Glücklichen lösten sich aus ihrer Umarmung. Schnell war das Abenteuer der Nacht berichtet und die schreckenhafte Veränderung der Tante und ihrer Untergebenen kannte keine Grenzen. Regungslos lag noch immer der zu Boden Geschlagene da, bis Georg Wasser holen ließ, seine Schläfen besprengte und das Gesicht des Mannes gegen das Licht wendete.

Ein staunender Aufschrei war Georges Erstes, als er die Züge seines Gegners genauer betrachtete. Dann riß er endlich dem Manne das rothe Halstuch herunter, befeuchtete die Kehle mit Wasser, rieb ihm heftig die Schläfen mit Weingeist und rief ihm laut etwas ins Ohr.

Der Mensch schlug langsam die Augen auf.

„Gianotto!" rief der Maler zärtlich und seine Finger redeten eine eigenthümliche Zeichensprache, die der Riese erwiederte und nach einem starren Anblick seiner großen schwarzen Augen zu dem Maler in ein Freudengeheul verwandelte, das seltsam und unheimlich verklang.

Im nächsten Moment war der Mensch auf seinen Füßen und umfaßte des Malers Kniee, küßte seine Hände und fletschte vor Freude seine weißen Zähne. Aber er sprach nicht und stieß nur unarticulirte Töne hervor.

„Der arme Bursche ist taubstumm", wandte sich Georg zu seiner neugierigen Umgebung. Sie würden Ihren Samariterdienst noch vergrößern, Frau Oberwasserbauinspectorin, wenn Sie meinem guten Gianotto ein Kämmerlein und ein Strohlager für die wenigen Stunden dieser merkwürdigen Nacht darbieten könnten. Gottes Lohn und der eines armen unglücklichen Burschen, den meine Hand arg zugerichtet über Sie!"

Die Tante stand noch sprachlos und kopfschüttelnd da, bis Adele Liesetten einen Wink gab und der Taubstumme auf ein Zeichen Georg der durch die Finger sprach, noch eine kurze Unterredung mit Gianotto pflog, dem Mädchen folgte, nicht ohne dem Maler die zärtlichsten Blicke und Kußhände zuzuwerfen.

„Ihren Fragen, meine Verehrte", wandte sich der Maler lächelnd zu der Tante, „will ich gern zuvorkommen. Das Abenteuer dieser Nacht

hat einen befriedigenden, wenn auch etwas tragikomiſchen Abſchluß gefunden. Dieſer Gianotto, den Sie für einen Räuber und Einbrecher hielten, iſt ein prächtiger Menſch; ein genueſiſcher Gipsfigurenhändler ſeines Zeichens, den ich ſeiner originellen pittoresken Perſönlichkeit halber gegenwärtig als Modell, Farbenreiber, Stiefelputzer, kurz als Factotum auf meinen Studienreiſen mit mir herumführe. Heute Morgen verlor ich ihn im Gebirge; ich hatte Durſt, meine Feldflaſche war leer und der arme Burſche war, um mich zu erquicken, auf die Quellenſuche weit ins unbekannte Gebirge hineingegangen. Dabei hatte er ſich verirrt und da er ohne mich mit ſeinem bedauernswerthen Gebrechen kaum auskommen kann und menſchenſcheu iſt, wie ein Haſe, ſo ſucht er mich wie das Küchlein die Henne den ganzen Tag über, wie er mir eben mittheilte. Er hatte meine Spur bis hierher auf eine unerklärliche Weiſe mit dem Inſtinct eines treuen Hundes verfolgt. Mein ſilbernes Feuerzeug, das ich verloren, ſah er in der Dämmerung hier am Gartenthor blinken. Er vermuthete, daß ich hier ſein müſſe und ſuchte mich auf alle Fälle hier auf. Freilich war die Nacht dazu eine ſehr unpaſſende Zeit; aber wenn Sie bedenken, daß der arme Menſch den ganzen heißen Tag über ſich müde gelaufen, kein Geld hatte, um ein Nachtlager zu bezahlen, (da ich ſein Bankier bin und dieſer Rieſe ohne mich hilflos wie ein Kind iſt), ſo werden Sie ſeine Verzweiflung und Sehnſucht nach mir wohl entſchuldigen können. Beinahe hätte ich den armen Teufel zum Lohn für ſeine Treue todtgeſchoſſen."

„Der arme Gianotto", ſagte die theilnahmsvolle Adele.

„Ein ſehr ſeltſamer Menſch", murmelte die verblüffte Tante.

„Was er für ſchöne weiße Zähne hat", meinte Liſette, die eben über die glücklich bewerkſtelligte Unterkunft des Modells Bericht erſtattet hatte.

Aber die ſchöne Yuca hat er mir ganz und gar umgebrochen", klagte der alte Bergmann.

„Es iſt das beſte Herz von der Welt, mein Modell, und dankbar. Ich entriß ihn einſt den Händen muthwilliger Buben, die ihn verhöhnten und ihm die ſchönſte ſeiner Gipsfiguren entzweigeſchlagen hatten. Damals tröſtete ich ihn, beſtrafte die Buben und erſetzte ihm ſeinen Schaden. Das hat er mir nie vergeſſen. Als ſein Kopf mir ganz beſonders gefiel, nahm ich ihn dann in meinen Dienſt und ich glaube, er wäre zu meinem Beſten aller Schandthaten fähig."

Der Profeſſor ergriff darauf Adelens Hand und führte die Geliebte der Tante entgegen.

„Tröſten Sie ſich, würdige Frau", ſagte er dann, „über die Störungen dieſer Nacht. Ihre Yuca iſt zertreten, aber es iſt in dieſer Nacht eine Blüte aufgegangen, die zwei Glückliche gemacht hat. Ihr gütiges Herz wird uns nicht zürnen!"

Die Tante ſah noch erſtaunter aus, als über den Anblick des Pſeuders. Sprachlos ſtand ſie da, das lächelnde Paar ſtarr betrachtend.

delе trat zu ihr. „Ich liebe ihn", flüſterte ſie leiſe. „Ich weiß ß ich nicht glücklich werden könnte ohne ihn."

„Nun denn", ſagte die würdige Frau, und die Thränen traten ihr ne Augen, „in Gottes Namen! Wenn das Dein guter Vater und e arme, liebe Mama erlebt hätte! Und der Oberwaſſerbauinſpector,

Dein Onkel! Er wünſchte ſich immer ſo ſehr Kinder, aber der Himmel wollte es nicht. Ich gratulire alſo, Frau Profeſſorin!"

Die Nacht wich langſam und die fernen Bergſpitzen rötheten ſich ſchon ſanft vom thaufriſchen Hauch der Morgenröthe. An Zubettgehen dachte Niemand mehr und nur der wackere Gianotto ſchlief in Bergmanns Kammer den Schlaf des Gerechten. Nach und nach erwachte die Lerche und ſtieg trillernd in die Höhe, die verſchlafenen Vögel ſteckten ihr Köpfchen aus dem Neſt und begrüßten zwitſchernd den friſchen Sommermorgen. Weiß und weißer wurde die gelbe Mondſcheibe und blaues Gewölk breitete ſeine unendliche Decke über die Wölbung des Himmels, deſſen reines Glück in den Augen der beiden Glücklichen wiederſtrahlte. Hand in Hand ſaß Georg mit der Geliebten auf der Veranda; Arm in Arm ſchritten ſie dann hinaus in den Garten und flüſterten ſich jene tauſend Geheimniſſe ins Ohr, die nimmer aufgelöſt werden, ſo lange es warme, jugendliche Herzen, rothe Lippen und verſtändnißinnige, unergründliche Augen giebt.

Noch ruhte die Roſe an Adelens Bruſt, wenn auch entblättert.

„Sieh, Geliebter", ſagte ſie, „da die eine Roſe verwelkt, blüht eine andere auf. Die ſoll aber keine Dornen haben."

Georg zog einen Kranz aus der Bruſttaſche, der noch den anmuthigen Blumenduft athmete. „Hier, meine Fee, Dein Kranz, der mir theurer ward, als aller Lorbeer, den mein ehrgeiziger Sinn erſehnte. Und damit unſer Blumengarten noch reicher werde, fügen wir bald den ſchönſten Schmuck hinzu, die Myrthe!"

Sie ſchlang die Arme um ſeinen Hals. Wie ſchön der Morgen iſt, wie thaufriſch und duftig! So ſchön denke ich mir auch unſere Zukunft, idylliſch ſchön, in Ruhe und Glück!"

„Wohl, meine Liebe", ſagte der Maler, indem er leiſe über die blonden Flechten ſeiner Braut ſtrich, „ſo fangen wir ein neues Leben an, voll Farbenglanz und Sonnenſchein. Und ſo endet das kriegeriſche Abenteuer dieſer Nacht im Gebirge.

Adolf Sonnenthal.

Ein Künſtlerporträt von Fritz Lemmermayer.

Es war im Mai 1856, als ein blutjunger Menſch vom Königsberger Stadttheater nach Wien kam, um hier als Mortimer, als Herzog in „der geheime Agent“ und als Don Carlos auf Engagement zu gaſtiren. Er hieß Adolf Sonnenthal. Heinrich Laube, der damalige Director des Burgtheaters, acceptirte für daſſelbe den zu großen Hoffnungen berechtigenden Anfänger, trotzdem ſich von mancher Seite Widerſpruch erhob. Und Sonnenthal hat jene Hoffnungen nicht nur erfüllt, ſondern weitaus übertroffen. Er, deſſen Talent vornehmlich durch Löwe, der bis in ſeine alten Tage hinein ein Löwe blieb, gefördert wurde, hat ſich allmälig durch Ausdauer und Fleiß vom ſinnigen Salonliebhaber hinaufgeſchwungen zum Tragöden, der ſowohl durch ſeine äußeren als innern Mittel zur Verkörperung großer Heldencharaktere geradezu prädeſtinirt iſt.

Sonnenthal bringt mit ſeinem Erſcheinen Leben und Bewegung auf die Scene, während im Zuſchauerraum eine athemloſe Stille lagert, welche jede Bewegung, jeden Laut des Künſtlers auffaugt, es iſt die Macht einer bedeutenden Perſönlichkeit, die ſich alſo äußert. Er beſitzt eine große, nicht zu große, männlich-kräftige und impoſante Geſtalt, welcher bei Hinneigung zu körperlicher Fülle keineswegs etwas Schlaffes, Schläferiges oder Träges anhaftet, ſondern Elaſticität, Behendigkeit, Eleganz, Grazie und Würde zu eigen iſt. Auf dieſem Körper ſitzt ein Kopf von großer Ausdrucksfähigkeit, dem es möglich iſt, heute nichtsſagend und bornirt, morgen durchgeiſtigt oder bedeutend zu erſcheinen, ein Kopf, der tauſend Masken in ſich birgt und vermöge einer glücklichen, nie verſagenden Beweglichkeit der Muskeln jedwede Regung menſchlicher Gefühle wiederzuſpiegeln im Stande iſt. Auf die Geſichtsmaske verwendet Sonnenthal eine große Sorgfalt, beſonders ſeitdem ſich hierin Roſſi und Salvini bei ihren Gaſtſpielen in Wien als unübertreffliche Meiſter präſentirt haben. An ſeinem Organ, wogegen das der meiſten jungen Leute, welche gegenwärtig an den Conſervatorien für dra-
ſche Kunſt zu ihrem künftigen Beruf, der häufig nicht ihr Beruf iſt,
ngebildet werden, kahl, zwerghaft, farblos, null und nichtig erſcheint,
ieſem Organ birgt ſeine Bruſt einen Schatz, an welchen er mit der
nſchelruthe ſeines Willens nur leicht zu tippen braucht, um lauteres
d zu Tage zu fördern. Es iſt ſonor, weich und wohllautend, jeder
dulation, jeder Nüance fähig und von außerordentlicher ſinnlicher
Fülle. Auch iſt es ausgiebig und an Umfang reich. Es beginnt im

Baß und reicht hinauf bis zum Tenor, hindurchgleitend durch wohl ausgeglichene Register, niemals versagend, niemals umschlagend. Und wie meisterhaft versteht er es, auf diesem prächtigen Sprachinstrument zu spielen! Jede Saite der Seele vermag er mit seiner Stimme anzuschlagen, für jeglichen Ausdruck der Leidenschaft findet er die adäquaten Töne; er kann wüthen und grollen mit solcher Macht und Kraft, als hagle es verderbliche Wetter herab, und er versteht es, mit solch unsäglichem Schmelz Liebesschwüre zu flüstern, daß dieselben nachzittern in die Herzen der Hörer und sie, zumal die weiblichen, hinreißen zu voller Begeisterung; er beherrscht ebenso die berückende, rhythmisch gehobene Sprache Schillers, als den leichten und anmuthigen Ton im modernen Conversationsstück; er verfügt ebenso über die richtigen Accente für das tragische Pathos, als für die feine humoristische Unterhaltung. Sonnenthal declamirt nie; der kalte, hohle, pathetische Ton ist ihm fremd; immer ist seine Rede, ob sie nun leidenschaftlich und wild dahinströmt oder langsam und ruhig einhergleitet, einfach, natürlich, wahr; jeder Ton, den er anschlägt, ist der echte volle Ton des Herzens, welcher seine Wirkung niemals verfehlt. Zur Mimik, Maske und Redeweise gesellt sich die Geste, die Mitarbeiterschaft des Körpers in allen seinen Theilen; und diese ist eine nicht minder glückliche. Sonnenthal verfügt über eine in allen ihren Details fein ausgearbeitete, von großem Fleiß zeugende, seltsame schauspielerische Technik, welche sich ebenso im Gebrauch der Hände, der Eselsbrücke im Schauspiel, manifestirt, als in der Bewegung der untern Extremitäten, im Neigen des Kopfes, im Wiegen der Schultern, in der Art und Weise des Gehens, Stehens, Sitzens, im Runzeln der Stirn, im Blick der Augen, und welche vollauf den in alle Bühnengeheimnisse eingeweihten Praktikus, wie den edlen, stylvollen Künstler erkennen läßt, der weiß, was er thut und warum er etwas thut, den Künstler, der Maß und Takt besitzt, welche ein Zuviel und ein Zuwenig nicht zuläßt, den Künstler, welcher in haushälterischer Vorsicht seine sprachlichen Mittel nicht gleich im ersten Akte verausgabt, sondern, wie es die Rolle erheischt, verständig vertheilt, den Künstler, der im Besitze eines feinen ästhetischen Formengefühls ist und der es versteht, den Ausdruck der Wahrheit mit dem der Schönheit harmonisch zu verbinden, ohne daß das eine auf Kosten des andern sich breit macht. Und hier ist der Punkt, wo sich Sonnenthals künstlerische Auffassung, sein ästhetisches Glaubensbekenntniß offenbart. Dieser Auffassung gilt es jetzo nachzuspüren, sie gilt es festzustellen.

Es ist eines der bedeutsamsten Merkmale unserer Zeit, daß sich in ihr ein tiefer Hang und Drang nach Wissen, Erkenntniß und Aufklärung der Gemüther bemächtigt hat, daß ein Suchen nach Klarheit, ein Streben nach Wahrheit, nach der Natur und dem Realen durch alle Richtungen unseres geistigen Lebens hindurchgeht. Sowohl auf dem Gebiete der Wissenschaft, als auf dem der Kunst offenbart sich dieses Streben; am deutlichsten aber und in die Augen springendsten auf dem Gebiete der Schauspielkunst. Dieselbe hat seit Goethe eine außerordentliche Wandlung durchgemacht und ist jetzt bei einem Extrem angelangt, welches gerade das Gegentheil von den Anforderungen bedeutet, welche der Altmeister, als er der Weimarer Bühne vorstand, an die Mitglieder derselben stellte: Goethe huldigte einer streng idealistischen Richtung, welche

jede freiere, jede gegen Rhythmus, Harmonie oder Schönheit verſtoßende Bewegung oder Betonung verpönte; ſeither hat ſich faſt unbemerkt im Laufe der Jahrzehnte ein ſcharf ausgeprägter Realismus auf der Bühne Geltung verſchafft. Dawiſon war einer der erſten, welcher mit der Rückſichtsloſigkeit des Genies mit den Traditionen der alten Schule brach und, alle Geſetze der Schönheit kühn überſpringend, ſein Augenmerk darauf richtete, allenthalben den Eindruck der Wirklichkeit hervorzubringen. Die zwei größten Schauſpieler der Gegenwart, Salvini und Roſſi, wie ſehr auch ſonſt von ihm verſchieden, theilen dieſes Streben mit ihm. Roſſi in noch höherem Grade als Salvini; er iſt ſchroffer, ſchrankenloſer, er giebt der Leidenſchaft einen rückhaltsloſeren Ausdruck und untermiſcht ſein Spiel mit pathologiſchen Elementen. Salvini iſt maßvoller, weicher und er liebt es, die nackte Wahrheit zur ſchönen Wahrheit zu geſtalten. Nicht ohne befruchtende Einwirkung iſt das Beiſpiel der beiden genialen Mimen auf Sonnenthal geblieben. Er hat, ſeit es ihm möglich geworden, die Kunſt der Menſchendarſtellung an jenen beiden Italienern auf der Höhe der Vollendung zu ſtudiren, ſowohl was Auffaſſung als Technik anbelangt, einen Aufſchwung gethan, welcher ihn mit einem Ruck an die Spitze der deutſchen Bühnenkünſtler ſtellte. Der Haupteinfluß zeigt ſich darin, daß er ſeither draſtiſcher und beſtimmter im Charakteriſiren, mit einem Worte realiſtiſcher geworden iſt. Realiſtiſch aber iſt jeder echte Künſtler, oder iſt keiner.

Der gegenwärtig mit ſouveräner Macht auf der Bühne herrſchende Realismus äußert ſich ebenſo in Bezug der Rollendarſtellung, als auch in Hinſicht der äußern Behelfe, der decorativen Ausrüſtung. In letzterer Hinſicht wird dort und da die wahre Grenze überſchritten. Die ſceniſche Ausſtattung, ein nicht zu unterſchätzendes, aber ſecundäres Element der dramatiſchen Kunſt, ahmt bisweilen das Naturwirkliche im Kleinen und Kleinſten mit minutiöſer Deutlichkeit und nutzloſer Akribie nach und entfaltet ſich manchmal mit ſolchem Aplomb auf der Bühne, daß durch ſie das, worauf es vor Allem ankommt, die Darſtellung der Dichtung, in den Hintergrund gedrängt wird. Das aber iſt vom Uebel. Die Bühne iſt nicht die Welt des Seins, ſondern des Scheins, der Illuſion und Fiction. Das Publikum, im Schauſpielhauſe ſitzend, muß ſich ſtets bewußt ſein, daß Alles, was zwiſchen den Couliſſen vorgeht, nur eitel Spiel iſt, nicht die brutale Wirklichkeit ſelbſt, ſondern bloße Nachahmung der Wirklichkeit, bloße Täuſchung. Und eben darin beſteht der äſthetiſche Genuß, den das Drama gewährt. Mit dieſem Bewußtſein zugleich würde der äſthetiſche Genuß ſchwinden und Entſetzen, Gräuel und Wahnſinn an ſeine Stelle treten. Das Theaterpublikum weiß, daß es getäuſcht wird; und es will getäuſcht ſein, es will das reale Leben, das ja die Domäne der Verwirrung iſt, der Hemmung und Beſchränkung, der Schauplatz des Egoismus, des Gebundenſeins an Zweck und Abſicht, geſſen über dem Scheinleben der Bühne, welches die menſchlichen Inte, Leidenſchaften und Gefühle in typiſchem, dichteriſch vergrößertem iegelbilde furchtbar dräuend vorführt. Das Publikum weiß, die eaterſchwerter ſind nicht echt und ſchneidig, das Theaterblut iſt kein ſiſches, die Theaterwunden ſind keine chirurgiſchen; und was es mit fort nimmt, iſt das Gefühl, daß Alles, was es geſchaut, ihm ſelbſt hrend des Wandels auf Erden begegnen kann, und daß die großen

Leidenſchaften ſtets in furchtbarer Selbſtzerſtörung enden. In dieſem Gefühl, welches die Schaubühne in der Bruſt des Zuſchauers wachruft, und wozu ſich noch das eigener Schwäche und eigenen Unwerths geſellt, liegt ihre reinigende und läuternde Macht und ihre ſittliche Bedeutung. Der Menſch mit Allem, was in ihm treibt und gährt, mit all ſeinen Tugenden und Laſtern, Fehlern und Fehlerchen, ausgerüſtet mit all ſeinen phyſiſchen und pſychiſchen Häßlichkeiten iſt der Gegenſtand, mit welchem ſie ſich unabläſſig beſchäftigt. Im Aufgehen der eigenen Perſönlichkeit zu Gunſten einer andern, vom Dichter geſchaffenen, im Entſagen des eigenen Denkens und Fühlens um eines Fremden willen liegt das Alpha und Omega der darſtellenden Kunſt und liegt die Urſache, daß ſo viele Männer, unter ihnen Sokrates und Solon, im Schauſpiel eine gefährliche Veranlaſſung zur Lüge und Heuchelei erblickt und ganze Völkerſchaften den Stand des Schauſpielers mit dem Banne der Verachtung belegt haben. Der Mime muß ſeine Geſtalt wechſeln wie Proteus, ſeine Farbe verändern wie das Chamäleon. Wenn heute der prunkende Purpur des Königs von ſeinen Schultern wallt, ſo deckt morgen das zerſplitſſene Kleid des Bettlers nothdürftig die Blöße ſeiner Glieder; wenn er heute als der Inbegriff des Edelmuthes unſer Gemüth ergreift, ſo ſchreckt er uns morgen in der abſcheulichen Geſtalt des Laſters. Der Schauſpieler nun muß es verſtehen, dieſe Wandlungen täuſchend ins Werk zu ſetzen. In je höherem Grade es ihm gelingt, den bürgerlichen Menſchen mit dem Theatermenſchen zu vertauſchen, dem fremden Daſein das eigene zu opfern, ein um ſo größerer Künſtler iſt er; je lebensvoller, wahrheitlicher und plaſtiſcher er ſeine Rolle geſtaltet, um ſo vollkommener iſt die Illuſion des Publikums, um ſo nachhaltiger und machtvoller iſt die Wirkung. Aus dieſem Grunde iſt der Realismus in der Menſchendarſtellung das Einzige und Höchſte und aus dieſem Grunde konnte oben geſagt werden, realiſtiſch iſt der echte Künſtler, oder er iſt keiner. Sonnenthal iſt es. Daher kommt es, daß ſein Spiel überzeugt, packt und überall den Eindruck der Natur hervorruft. Doch iſt ſein Realismus nie nervös oder unruhig, durchbricht niemals die Schranken der Schönheit und ſchlägt niemals ins fratzenhaft Verzerrte um. Es weht ein idealer Hauch durch ſeine Darſtellungen hindurch, welchem es zu danken iſt, daß, wie markerſchütternd er auch einen Charakter verſinnlicht haben mag, niemals Bewegung, Unruhe, Opiumrauſch im Zuſchauer zurückbleibt, ſondern beruhigende Verſöhnung. Obwohl er jede ſeiner Schöpfungen mit einer Fülle glücklich erfundener Details ausſtattet, mit einer Reihe von Punkten, Kommas, von Gedankenſtrichen, Ausrufungs- und Fragezeichen ausfüllt, ſo verſteht er es doch meiſterlich, alle dieſe Details zu einem einheitlichen und harmoniſchen Geſammtbilde zuſammenzufügen, welches durch keinen Makel entſtellt wird. Bei ſeinem Spiel gewinnt weder das recitirende noch das mimiſche Element, aus welchen die Schauſpielkunſt beſteht, die Oberhand. Und mit Recht: beide gehören zuſammen und erläutern, verſtärken, ergänzen ſich gegenſeitig. Die Geſt verleiht dem geſprochenen Wort eine größere Plaſtik, das geſprochen Wort vergeiſtigt die Geſte. Man kann von Sonnenthal weder ſagen er ſei ein Meiſter der Rede, noch er ſei ein Meiſter des Mienen- ur Geberdenſpiels, er iſt das eine und andere, und weiß das eine mit de andern in Einklang zu bringen.

Sonnenthals Rollenfach hat sich im Laufe der Jahre beträchtlich erweitert. Seine eigentlichste Domäne war lange Zeit und ist zum Theil noch das feine moderne Lustspiel und das französische Sittenbild. Doch bewältigt seine bedeutende Gestaltungskraft auch Rollen höheren Styls, und namentlich ist er trefflich in der Darstellung eines leidenschaftlichen Charakters und einer edlen Mannesnatur. Im feinen Conversationsstück excellirt Sonnenthal durch transparente Vornehmheit. Er ist der vollendete Cavalier, der Weltmann mit den elegantesten Manieren, die Zierde des distinguirten Salons. Solche Rollen, in welchen er sich hauptsächlich durch edle und adelige Haltung auszeichnet, sind: Major Tellheim in „Minna von Barnhelm", Graf Prachs in „Ein Attaché", von Meilhac, Saalfeld in Freitags „Valentine", Herzog in „Der geheime Agent", Baron Ringelstern in „Bürgerlich und Romantisch", Fürst Lübbenau in Bauernfelds „Aus der Gesellschaft", Thorane in „Der Königslieutenant", neben einer reichen Anzahl Anderer. Im modernen „Ehebruchsdrama" fällt ihm fast immer die Rolle des beleidigten Gatten zu, wozu ihm sein sinnlich leidenschaftliches Naturell und seine Hinneigung zu lyrischer Weichheit vorzüglich zu Statten kommt. Hiervon sind als unvergleichliche Leistungen vor Allem zu nennen: Gontram in Feuillets „Eine vornehme Ehe", dann Havelin in „Der Fabrikant" und Risler in Daudets „Fromont junior und Risler senior", in welch letzterer Rolle er wahrhaft Großartiges leistet. Er spielt den Risler mit einer Wahrheit der Empfindung und Leidenschaft, welche tief ergreift, mit einem Realismus, welcher mächtig erschüttert, namentlich in jener Scene, wo die Erkenntniß, daß seine Frau eine Ehebrecherin, mit einer Allgewalt, welche seine Mannesnatur in ihren Tiefen aufwühlt, auf ihn hereinbricht. Seine Force sind ferner Rollen von zweifelhaftem Charakter, wie Clavigo und Antonius in Shakespeares „Antonius und Kleopatra", dessen Sterben ein Cabinetsstück zu nennen ist. Eine Riesenleistung war sein Nero in Wilbrandts gleichnamigem Stück, welches indeß bald von der Bühne verschwunden ist. Sonnenthal ist das gute Princip der Tragödie, der weiche, gefühlvolle Mann, der opferwillige, hilfbereite Freund. Daß ihm derlei Charaktere so vortrefflich gelingen, hat zum Theil seinen Grund in dem weichen, seelenvollen Ton, den er anzuschlagen vermag, in der Sentimentalität, die er darüber zu breiten liebt. Hierher gehören beispielsweise: Graf Appiani in „Emilia Galotti", der Secretär in Hebbels mächtigem Trauerspiel „Maria Magdalena", König Heinrich VI., eine in ihrer Schlichtheit ergreifende Leistung, Marquis Posa, welcher indeß einen andern, der Rolle nicht gewachsenen Interpreten gefunden hat. Von Liebhaberrollen, in welchen das Wiener Publikum seinen Liebling nicht oft genug sehen kann und welche er mit hinreißendem Feuer und sinnlicher Kraft darstellt, mögen angeführt werden: Egmont, Graf Waldemar, Reinhard in „Dorf und Stadt" und Rowland Rochester in „Die Waise von Lowood", Marcel de Prie Bildfeuer", Marquis von Champcy in „Ein verarmter Edelmann", ière in „Das Urbild des Tartüffe", Georg Ludovici in „Die deut Komödianten", Fox in „Pitt und Fox", Konrad Bolz in „Die nalisten". Rollen, welche eher dem Charakterfache angehören und m zum Mindesten einen interessanten Repräsentanten finden, sind: Acosta, Narciß und Hamlet, zu welchen ihm nichts fehlt, als dia-

lektiſche Schärfe und ſubtile Spitzfindigkeit. Was nun insbeſondere die Darſtellung des Hamlet betrifft, ſo verſteht es Sonnenthal, die ſchwermüthigen Züge im Charakter des tiefſinnigen peſſimiſtiſchen Dänenprinzen anſchaulich wiederzugeben, ebenſo deſſen Hang zur Reflexion, wie auch die leidenſchaftlichen Momente. Doch ermangelt ihm der Ausdruck des tragiſchen Witzes. Ueberhaupt ſteht unſer Künſtler auf dem Höhepunkte ſeines Könnens, wenn er eine plötzlich aufflackernde, wuchtige Leidenſchaft darzuſtellen hat. Derlei Darſtellungen wohnt eine naturunmittelbare, elementare Kraft inne. Das aber iſt das Höchſte, was man von einem Schauſpieler ſagen kann. Dieſe ſo unmittelbar wie ein Naturereigniß oder eine Shakeſpeareſche Tragödie auf den Zuſchauer einwirkenden Momente in Sonnenthal's Spiel ſind es eben, welche das Publikum ſo häufig zu ſpontanem Beifallsjubel hinreißen — ſie ſind Sache ſeines ſtarken Naturells. Nur ein Beiſpiel ſei angeführt: Man giebt „Die Jungfrau von Orleans", er ſpielt den Grafen Dunois. Es kommt zu jener Scene, wo er die Franzoſen zur Befreiung des gefangenen Heldenmädchens, dem ſein Herz gehört, aufruft. Es ſind nur ſechs Verſe, aber er reißt hin zu hell auflodernder Begeiſterung, es iſt die Unmittelbarkeit des Spiels, es iſt der volle Herzenston, der alſo elementar wirkt.

Wenn es wahr iſt, daß Sonnenthals Bedeutung in einer großen ſchauſpieleriſchen Technik und in der Urſprünglichkeit des Ausdrucks liegt, ſo iſt damit nicht ausgeſchloſſen, daß er Geiſt beſitzt. Ehe er die Scene betritt, hat er ſeine Rolle wohl durchdacht und derſelben nach allen Gängen und Winkeln nachgeſpürt, um ſie getreu den Intentionen des Dichters zur ſinnlichen Erſcheinung zu bringen. Er überläßt ſich wohl ſelten der Inſpiration, und ſein Schmerzensſchrei iſt — wie Diderot vom Schauſpiel im Allgemeinen ſagt — in ſeinem Ohr notirt. Sonnenthal hat genau ſtudirt, wann er ein Sacktuch zu ziehen, wann er einen Seufzer auszuſtoßen, wann er einen zu unterdrücken hat; er hat auswendig gelernt, wann die Stirn in Falten zu legen iſt, wann die Augen zu rollen ſind; jedes Heben und Senken der Brauen, jedes Zucken der Hand, jeder Tritt und Schritt iſt fein berechnet und ausgeklügelt, aber der Zuſchauer merkt es nicht, auf ihn macht es nicht den Eindruck des Studirten, ſondern den urſprünglicher Natürlichkeit; und eben dies iſt die Kunſt, die große Kunſt. Daß Sonnenthal über ſeine Rolle nachdenkt und ſie durchgeiſtigt, davon ein flagrantes Beiſpiel. Als er bei ſeiner erſten Darſtellung des Hamlet zu den Worten im weltberühmten Monologe „Sein oder Nichtſein" kam: „ — — das unentdeckte Land, von deß Bezirk kein Wandrer wiederkehrt" — ſetzte er entgegen der Shakeſpeareſchen Interpunktion in ſeiner Betonung ein Fragezeichen davor. Dies unentdeckte Land iſt bekanntlich das Jenſeits. Sonnenthal calculirte ſo: Hamlet ſagt, vom Jenſeits kehrt kein Wanderer wieder. Und doch — erſcheint nicht der Geiſt ſeines verſtorbenen Vaters zu wiederholten Malen den Soldaten und endlich ihm ſelbſt? Hat er nicht eine lange Unterredung mit ihm? Spornt der Geiſt den grübelnden, thatloſen, von der Gedankenbläſſe angekränkelten Sohn nicht zur Rache? — Es kehrt alſo wohl zu Zeiten ein Wanderer vom Jenſeits wieder. Sonnenthal verbeſſerte den großen Britten, eingedenk Leſſings, welcher ſagt, der Schauſpieler dürfe den Dichter corrigiren, wo er gefehlt habe. Sonnenthal hatte nun freilich in dieſem Falle Unrecht:

der Gedankengang des Monologes „Sein oder Nichtsein" läßt eine fragende Betonung des besagten Passus nicht zu, sondern nur eine bestimmte, positive. Doch liefert dieser Zug immerhin ein Zeugniß von Sonnenthals Denkfähigkeit und Geist. Ein geistloser Schauspieler wäre niemals darauf gekommen. Jetzt hat unser Künstler die fragende Betonung wieder aufgegeben.

Adolf Sonnenthal ist ordentlich sichtbar für das Publikum von Rolle zu Rolle, von Abend zu Abend gewachsen und erst jetzt ein wahrhaft bedeutender Tragöde geworden, dem es sogar gelingt, den Faust in bemerkenswerther Weise darzustellen. Was ihm bisher versagt blieb und was er, ein Künstler, der in seltener Selbsterkenntniß sich niemals an Aufgaben machte, denen er nicht gewachsen, sich selbst versagte: die Verkörperung der großartigen tragischen Charaktere Shakespeares, wie Lear, Macbeth, Othello, mit deren Studium er sich seit Langem beschäftigt, er wird sie, wie verlautet, in Bälde vornehmen. Für Othello kann kaum ein geeigneterer Darsteller auf der deutschen Bühne gedacht werden. Das Werden und Anwachsen der schrecklichen Leidenschaft des Mohren kann Sonnenthal nicht anders als bedeutend versinnlichen. Für die Gefühlsmomente im Charakter des Othello, sowie für dessen Sinnlichkeit wird er den richtigen Ausdruck nicht verfehlen. Sein durch den Krieg veredeltes, einfach schlichtes, naives Wesen, hinter welchem übrigens das Raubthier der Wüste lauert, wird er trefflich spielen. Nicht auf gleicher Höhe dürfte sein Macbeth stehen. Zu diesem fehlt ihm der dämonische Zug, wie ihn beispielsweise Rossi besitzt. Uebrigens seit wir Sonnenthal als Fabricius gesehen haben, glauben wir ihn jeder Rolle gewachsen, und glauben, daß in ihm endlich der Nachfolger des großen Anschütz gekommen ist.

„Die Tochter des Herrn Fabricius" (wozu das „Herr"?) ist, bei aller Achtung vor Wilbrandts eminentem Talent, ein verfehltes Stück, welches ohne Sonnenthals geniale Leistung wahrscheinlich bald **ad acta** gelegt worden wäre, so aber sich als Zugstück bewährt. Sonnenthal steht als Fabricius auf dem Gipfelpunkte seines Schaffens. Er liefert mit ihm ein Meisterstück, sowohl was Technik als psychologische Vertiefung anlangt. Anfangs frappirt er durch seine Maske. Fabricius ist ein entlassener Sträfling, der vierundzwanzig Jahre im Zuchthaus saß, und zwar wegen eines Verbrechens, das zu diesem enormen Strafausmaß in keinem Verhältniß steht. Sonnenthal nun stellt diesen Unglücklichen in einer Weise dar, welche Mitleid und Angst zugleich einflößt. Mitleid erregen die tiefen Spuren des Jammers, welche in das Gesicht des Sonnenthal-Fabricius gegraben sind, Mitleid erregt die Jammergeschichte, welche er so rührend erzählt. Angst erweckt die confiscirte Sträflingsphysiognomie, die sich wohl Jedem aufprägt, der vierundzwanzig Jahre als Zuchthäusler unter Zuchthäuslern lebt, Angst erweckt das ...nschenscheue, verlegene Thun, die mit seltenem Scharfsinn ausgewählte ...acht. Wie nur versteht es der Gentleman Sonnenthal, sich in diesen ...eidern, in diesen groben Schuhen so gewandt und natürlich zu bewe...n, als hätte er all seine Tage nichts anderes getragen? Woher nur ...t er die Manier des Zuchthäuslers? Woher nur das klägliche, fettig ...geschwemmte, mit üppigen Bartstoppeln übersäete, an die Gefangenen ...le gemahnende, blasse Gesicht? — Das eben ist sein Geheimniß, viel

mehr das ſeiner Kunſt, welche ſo groß iſt, daß kaum eine größere gedacht werden kann. Fama ſagt, er habe die Strafanſtalten Niederöſterreichs beſucht, um an Ort und Stelle ſeine Studien zu machen. Ich weiß nicht, ob Fama lügt oder die Wahrheit ſpricht, gewiß iſt, daß Sonnenthal durch ſein wahres, einfaches und darum ſo gutes Spiel als Fabricius tief ergreift.

Wenn man gewahrt, wie ein echter Künſtler mit allen Fibern ſeines Körpers an der wahrheitsgetreuen Wiedergabe ſeiner Rolle arbeitet und menſchliche Gefühle ſo überzeugend zum Ausdruck bringt, ſo drängt ſich Einem unwillkürlich die Frage auf, ob er bei der Darſtellung mit empfindet oder ob ſein Herz kalt bleibt, ob er im buchſtäblichen Sinne des Wortes in die Geſtalt des Dichters aufgegangen iſt, oder dieſelbe nur zum Schein angenommen hat. Wie aus verſchiedenen Andeutungen und Ausſprüchen hervorragender Bühnenkünſtler hervorgeht, bleibt der Schauſpieler beim Spiel kalt. So erzählt eine Anecdote von Talma, daß er ſich einmal durch die Wahrheit im Spiele ſeiner Partnerin völlig hinreißen ließ, bis er von ihr durch die zugeflüſterten Worte: „Nehmen Sie ſich in Acht, Talma, Sie ſind gerührt", zur Beſinnung gebracht wurde. Aehnlich ſagte einſt Molé von einer ſeiner Darſtellungen, daß er mit ihr nicht zufrieden ſei aus dem Grunde, weil er nicht Herr ſeiner ſelbſt geweſen und zu lebhaft in die Situation eingetreten ſei, weil er nicht mehr der Acteur, welcher da ſpielt, ſondern die Perſon ſelbſt geweſen. Auch Diderot meint, der Schauſpieler dürfe ſelbſt von ſeinem Spiele nicht ergriffen werden, ſondern müſſe kalt bleiben. Coquelin, ein hervorragendes Mitglied der Comédie française, theilt die Anſicht Diderots und meint, der Schauſpieler dürfe, während er ſpielt, nicht empfinden und rühre um ſo ſicherer, wenn er ſelbſt nicht gerührt iſt. Und ſo iſt es. Der Schauſpieler braucht nicht wirklich Thränen zu vergießen, es genügt, wenn er in uns die Vorſtellung des Weinens hervorruft. Iſt ja doch alle Kunſt ſymboliſch. Der Realismus des täglichen Lebens läßt uns kalt und widert uns an, der poetiſche auf den Brettern der Welt in nuce, ergreift und erſchüttert uns; die wirklichen Leidenſchaften des Lebens wirken nicht äſthetiſch, ſondern pathologiſch, äſthetiſch wirkt nur die künſtleriſche Nachahmung der Leidenſchaft. — So mag auch Sonnenthal trotz der Wahrheit ſeines Spiels, trotz des Eindruckes der Innerlichkeit bei ſeiner Darſtellung kalt bleiben. Es iſt für uns im Grunde gleichgiltig.

Durch volle vierundzwanzig Jahre wirkt er am Burgtheater, dieſem unerreichten Muſter des deutſchen Schauſpiels. Er iſt, wenn nicht alle Anzeichen trügen, bei einem großen Wendepunkt ſeines Lebens angelangt. Erſt jetzt kommt ſeine Glanzzeit, erſt jetzt wird ſich die Kunſtkritik eingehend mit ihm zu beſchäftigen haben. Er wird als Schauſpieler und als Oberregiſſeur noch manch bedeutende künſtleriſche Aufgaben zu löſen haben. Möge es ihm gelingen.

Die Nachwelt flicht dem Mimen, einem unſterblichen Worte Schillers zufolge, keine Kränze. So möge ihm wenigſtens die Mitwelt mit dem Tribut des Dankes lohnen, den der edle Künſtler in ſo hohen Maße verdient.

Die Königsschwärmerin.

Eine heitere Reiseerinnerung von **Nataly von Eschstruth.**

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell!

Fast niemals haben wir uns gezankt, oder ernstlich mit einander geschmollt im Leben, theure Freundin Heidchen, Du warst zu phlegmatisch, ich zu vernünftig dazu, erst lag zwischen uns die versöhnende Breite des Schultisches, später die ganze Ausdehnung der lieben Mark Brandenburg, und außerdem hatte ich Dich von früh an so wohlerzogen, daß Deine Briefe stets nur den einverstandenen Punkt hinter meine drei Monate reiferen Ansichten bildeten! Sollten wir nun jetzt noch in unseren alten Tagen diese schöne Harmonie an den Nagel hängen und wegen einer kleinen Indiscretion meinerseits die Reichspost um ihre vierzehntägige Groschenneinnahme unserer so beglückenden Correspondenz bringen? Zwar bin ich von Natur kein Hasenherz, vor Deinem Groll aber zittere ich, und benutze in Folge dessen den günstigen Moment, wo Du ahnungslos im fernen Neapel das dolce far niente studirst und hoffentlich den „Salon" nur im Traume zu sehen bekommst, um der Oeffentlichkeit ein kleines Erlebniß zu übergeben, welches in Deinem Tagebuch bei zugeklebten Seiten schwarz umrändert ist.

— Adelheid peccavi! — Auch in der großen Welt schlagen noch fühlende Herzen, welche unter Deinen Schmerz ein beileidvolles p. c. setzen werden! — —

Wir waren noch in der Pension der Frl. v. B. in Berlin, Backfische von reinstem Wasser und vollendete Damen nach unserem Begriff, ausgestattet mit all jenen Eigenschaften, welche sich nun einmal seit anno ewig grün und lauwarm in den Falten des Flügelkleides bergen! Wir hatten Alle gesegneten Appetit, Alle eine unbezwingliche Abneigung gegen Wörterbücher und Exempel, Alle — ein Ideal! — Ja, Ideale gehörten in der Pension zum guten Ton, und je platonischer, verrückter und grenzenloser diese Schwärmerei war, desto höher stand man in den Augen der kittelschürzigen Leidensgenossinnen, welche kein höheres Märtyrerthum kannten, als eine unglückliche Liebe! Ich selber härmte mich in einer tiefen Neigung zum großen Kurfürsten ab, bei dessen Namensnennung in der Geschichtsstunde ich so tief und schmerzlich aufstöhnte, daß der mitleidige Lehrer frug: ob ich vielleicht Magenschmerzen hätte? Meine Nachbarin aß den Namen „Conradin von Hohen-
[illegible]en" vor Leidenschaft auf Butterbrod und die anderen jungen Damen
[illegible]lten „Körner", „Gustav Adolph", „Goethe", „Karl der Große" und
[illegible]unter Abwechslung die weiteren Namen ihrer Träume auf Tische,
[illegible]hle und Thürpfosten, ja eine kleine Schwäbin vergötterte sogar Ab-
[illegible]slung halber den König David, und meine Cousine, Comtesse Else,
[illegible]e für Blücher das Leben gelassen! Von uns Allen zeichnete sich
[illegible] Freundin Adelheid aus.

Unsere Ideale waren fast sämmtlich droben in dem unermessenen Reich des Lichtes zu suchen, unerreichbar und nie geschaut, das wohlgenährte Heidchen aber zog das bequemere Verfahren auf dem Festlande des Realismus vor, auf ihrem Löschblatt stand in unzähligen Verschnörkelungen, Vergißmeinnicht- und Herzumrahmungen der Name „Ludwig" träumerisch hingemalt, manchmal nur eine Königskrone darüber, oft auch in verrätherischer Ausführlichkeit: „Ludwig, König von Bayern."

Wer unser Heidchen bei Tische gesehen hätte, wie sie unverdrossen die Reihen der Cottelettes lichtete und manch schwere Wunde in die Puddings und Geburtstagskuchen schlug, vor dem Mittagbrod in einer Conditorei sechs gefüllte Pfannkuchen aß, und mir dann wehmüthig zuflüsterte: „Du, jetzt muß ich aber aufhören, sonst merkt Tante Louise bei Tisch, daß ich „genascht" habe!" (Tante Louise merkte jedoch nichts) der würde schwerlich geglaubt haben, daß dasselbe Heidchen am Abend mit aufgelöstem Haar und thränenfeuchten Augen auf dem Schlafstubenfensterbrett saß, hinaus in die Berliner Hintergärten blickte, und mir gramgebrochen zuhauchte: „Dort hinten liegt Hohen-Schwangau, da steht der Lohengrin in schaukelndem Nachen, und seine Schwäne dürfen empor in sein göttliches Antlitz sehen!" Glückliche Schwäne, allerärmstes Heidchen! —

Ich war Heidchens Vertraute, stand sogar in ihrem Stammbuch als: „Deine, Dich bis in den Tod treu liebende Freundin ꝛc." (nach dem heutigen Attentate werde ich aber wohl herausgerissen werden!) und wurde auch allein Zeugin, oder besser gesagt: „Zuhörerin" ihrer sentimentalen Verslein, welche sie auf Kosten eines Federhalters dem Pegasus abquälte; unsterbliche Reime, denn sie stehen in ihrem Tagebuch und fangen meistens mit einem leidenschaftlichen: Ach! oder einem tiefzerknirschten Oh! an.

Trotzdem ich ihre Begeisterung absolut nicht theilte, war ich doch freundschaftlich genug, ihren Thränen in herzbrechendster Weise zu secundiren und mich in dem Liebesdienste aufzuopfern, stundenlang vor der Reihe der königlichen Photographien zu sitzen, welche Heidchen mit wahrhaftem Heißhunger in allen Größen und Positionen aufkaufte, und welche zum Ruin ihrer Monatsgage wurden.

Tempi passati!

Nach Nord und Süd hat uns Alle das grausame Schicksal zerstreut, die Pension ward zum Nebelbilde und kehrt nur noch in beängstigenden Träumen wieder, die unglücklichen Lieben sind hinab in die Gräber ihrer Ideale gesunken, sogar der König David ist mit der Zeit pensionirt und wird von einem wackeren badenser Hauptmann in befriedigendster Weise ersetzt. Auch meine Schwärmerei für den großen Kurfürst ist auf eine patriotische Verehrung reducirt, welche es dem großen Helden bei jedem flotten Walzer von Neuem dankt, daß er uns das stehende Heer, inclusive Gardelieutenants, so weise und vorsorglich gegründet hat.

Von uns Allen verschieden ist wieder meine Freundin Heidchen!

Rosen, Tulpen, Nelken,
Alle Blumen welken,
Auch das Eisen bricht,
Nur „ihre" Liebe nicht! —

Adelheid hat mal wieder den Vogel abgeschossen, sie schwärmt noch immer.

Als sie aus der Pension entlassen war und in den Schloßhof des elterlichen Familiengutes einfuhr, stand bereits ein freundlicher Vetter mit wüthendgroßem Bouquet hinter der Mama, küßte dem reizenden Cousinchen ausdrucksvoll die Hand und legte ihr die Blumen mitsammt der Versicherung unwandelbarsten Gehorsams zu Füßen.

Vettern sind stets gefährliche Leute, namentlich wenn sie junge, niedliche Bäschen haben. Heidchen schrieb mir umgehend acht Seiten, jedes Schnurrbarthaar des „netten Cousin Ernst" wurde mir beschrieben; er mache schrecklich komische Witze, behandle sie ganz wie eine Dame und habe dasselbe Leibgericht wie sie, Maccaroni mit Schinken! Am Schluß stand allerdings: ich gehe jetzt mit meinen süßen Photographien in den Park und träume von meinem Lohengrin — und dahinter war ein Herz gemalt. —

Der Vetter war mir unheimlich. Ich habe zwar nie viel Anlage zum Laubfrosch gehabt, aber ich prophezeite: „Gebt mal Acht, das giebt etwas!" Und, parole d'honneur, es gab auch etwas, nämlich eine Verlobung. Heidchen legte ihr seufzendes Herz in die große, thätige Hand des landwirthschaftlichen Cousin, Baron v. S. und lud mich anstandshalber auch als Kranzeljungfer zur Hochzeit ein.

Herr v. S war ein lieber, seelensguter Mann, frisch und natürlich, bis über die Ohren in sein kugelrundes Weibchen verliebt und nur dann kollerig, wenn die Rede auf die „schwerenoth'schen Pensionsschmachtereien" kam. Doch war dies meist sein Scherz, au fond amüsirten sie ihn.

Wie die Katze ihre Jungen, schleppte Heidchen ihre kostbaren Photographien von einem Sicherheitsverließ zum andern, obwohl es ihrem gutem Ernst nicht im Traume einfiel, darauf zu straßenräubern.

Verschiedene Reisen hielten mich einige Monate im Süden auf und führten eine verzeihliche Lücke in unserer bis dato sehr regen Correspondenz herbei.

Da war es denn im Sommer des vergangenen Jahres, als ich mit meinen Eltern an sehr regnerischem Vormittag in den Bahnhof von München einfuhr. Das Gedränge war groß, kleine Ellbogenrencontres unvermeidlich. Dazu rauschte der Regen unverdrossen wie dicke Bindfaden durch die grau in grau schimmernde Luft, und meine Gummischuhe steuerten kampfesmuthig durch die rinnenden Straßenbächlein, der fernwinkenden Droschke entgegen.

Da plötzlich höre ich eine sehr bekannte Stimme hinter mir:

„Nr. 206!" ruft es in höchst ausdrucksvollem Mezzo-Sopran und „da steht sie ja, Ernst! Dort die letzte mit dem Schimmel!"

Ich mache frappirt Halt, hebe den Schirm und suche durch die Regenufen die Sprecherin.

An dem Arm eines schlanken Herrn sehe ich — geschürzt wie Iris dem Sprung, mit einer rothen Juchtentasche am Riemen und einem, allen Farben durcheinanderschwimmenden, randabtropfenden Strohhütchen, ein kleines, blutjunges, regenmantelgewickeltes Frauchen und —

„Heidchen, Heidchen!" hört mans schallen,
Durch die öden Seligkeiten.

Sprachlos lagen wir uns in den Armen, unzählige naſſe, kalte, ſchleiergeſtörte Willkommenküſſe, unerſättliches Händeſchütteln, Sturm auf die mir nachfolgenden Eltern, ſich gegenſeitiges verwundertes Ueberſchreien, obligates Entzücken dieſes Wiederſehens, Nennung des betreffenden Abſteigequartiers, Verſicherung ſehr baldigen Aufſuchens, Hilfeleiſtung beim Einladen in die, während dieſer Zeit vorgefahrene Schimmelkaroſſe, Kußhändchen, Nicken, Fenſterſcheibenbearbeitung und dahin fuhr die Droſchke Nr. 206, und dorthin fuhren wir. Heidchen in München! Wehe, mir ahnte Böſes!

Schon am nächſten Morgen ſaß man zuſammen im Reſtaurant und gabelfrühſtückte gute Biſſen und Souvenirs. Der Regen ſchien der Anſicht zu ſein, daß in München noch viel Platz für Waſſerpfützen ſei, und trommelte mit naſeweiſen Fingern an die hohen Spiegelſcheiben, als ſeien dieſelben extra zu ſeiner muſikaliſchen Beluſtigung dahin geſtellt. Mit nach und nach beſſer werdender Laune erzählte mir Frau Heidchen die neueſten, hochwichtigen Ereigniſſe von Haus und Hof und ſchloß endlich mit den näheren Details über ihr überraſchendes „Hierweſen.“

Die kleine Baronin hatte es als wohlgeartete Evastochter verſtanden, das weiche Herz des Gatten mit unmenſchlichſter Zärtlichkeit und öfterem Maccaroni mit Schinken zu einer Sommerreiſe zu bewegen, und zwar das Eiſen geſchmiedet ſo lange es heiß und Herr Ernſt noch als junger Ehemann galant war.

„Ernſt!“ hatte ſie voll Pathos geſagt, „reiſe mit mir nach München und laß mich nur einmal im Leben mein Ideal von Angeſicht zu Angeſicht ſehen, dieſer eine Augenblick ſoll die Krone und der Schluß meiner Schwärmerei ſein, ich werde mein Tagebuch zuſchließen und die Photographien einſiegeln, ich will nie wieder den Namen Ludwig vor Dir erwähnen!“ So ungefähr hatte Frau Adelheid geſprochen und die alten Linden des Schloßparks hatten dazu genickt und mit ihren Wipfeln gerauſcht: „thue es, Ernſt, thue es!“ Da war Baron Ernſt lächelnd einverſtanden geweſen, hatte ſeinem Frauchen einen tüchtigen Kuß gegeben, und ließ eilends die Koffer packen. Und nun waren ſie endlich am heiß erſehnten Ziel — und es regnete!

Nichts kann mehr alteriren, als ſolch ewiges Regenwetter; all die niedlichen eleganten Sommerkleidchen lagen unangerührt im Koffer, die Straßen und nahen Luſtorte luden zu Gondelfahrten ein, und kein Menſch machte ein freundliches Geſicht, höchſtens die Schirmfabrikanten.

Naß wie die gebadeten Katzen, aber unverdroſſen und unermüdlich wanderten wir jeden Tag umher, mehr wie eine Fenſterparade wurde dem König abgeſtattet, mehr wie ein Plan geſchmiedet, ihn hier oder dort zu ſehen. Alles umſonſt, Se. Majeſtät blieben unſichtbar und es regnete, regnete, regnete!

Heidchen war troſtlos und rang die Hände. Ihr Mann machte boshafte Witze und goß damit Oel ins Feuer, ich weinte zwar nicht mit, wie ehemals in der Penſion, aber ich trocknete ihr doch die Thränen, welche ſchließlich ungeduldig zu beiden Seiten der kleinen Stumpfnaſe hernieder-rollten. So vergingen acht lange, ſchreckliche Tage.

Dank meiner excellenten Kunſt, den Eltern etwas abzuſchmeicheln, ward auch unſer Aufenthalt in München länger als zuerſt beabſichtigt

ausgedehnt und mit fiebernder Spannung sahen wir dem Mondwechsel entgegen, welcher ja endlich besseres Wetter mitbringen sollte.

Am elften Morgen endlich, Wunder über Wunder, fluthete heller, goldener Sonnenschein durch unsere Fenster, und kaum, daß ich die letzte Hand an meine Toilette gelegt hatte, stürmte auch schon Heidchen lachend, strahlend, rosig von Kopf bis zu den Füßen zur Thüre herein, stülpte mir ohne jegliches Wort der Begrüßung und ohne Rücksicht auf meine delicaten Stecklocken, den ersten besten Hut auf den Kopf und zog mich in sprachloser Hast zur Thür.

„Heidchen, Du bist wohl nicht recht gescheidt, ich habe ja noch keinen Kaffee getrunken!" sträubte ich mich aus Leibeskräften, aber Heidchen wandte sich mit rädergroßen Augen zurück und flüsterte dumpf geheimnißvoll: „Um Himmels willen, schnell, ehe es zu spät wird!" Und wie der Wind sauste sie an dem entsetzten, tassenklirrenden Kellner vorbei, die Treppe hinab auf die Straße, ich voll brennender Neugierde im Galopp hinterher.

Die kleine Frau bog hastig um die nächste Ecke, traversirte die Straße und stürzte sich an das Schaufenster eines sehr zweifelhaften Cigarrenladens, um das Gesicht spähend an die Scheiben zu pressen.

„Gott sei Dank, er ist noch drin!" athmete sie hochroth vor Aufregung auf, „jetzt aufgepaßt, daß wir ihn abfassen!"

„Den König?" schrie ich fast entsetzt auf.

„Unsinn! Aber seinen Lakai!"

„Ach so", entgegnete ich enttäuscht, stellte mich gehorsam neben sie und streifte meine Handschuhe an.

Wie viel Kau- und Schnupftabak der dienstbare Geist da drinnen wohl einkaufte! Es dauerte eine wahre Ewigkeit.

Frau von S. stand in kampfbereiter Position neben mir, wie ein Wiesel, welches einem unglücklichen Opfer auflauert, behielt sie die Ladenthür im Auge, jede Fiber des niedlichen Gesichtchens arbeitete vor Aufregung. Entweder hielten uns die braven vorbeieilenden Münchner für geheime Polizei, oder die verlassenen, rachebrütenden Angebeteten des hier im Laden residirenden Cigarrencommis.

Endlich ging es dreimal recht heiser und übelgelaunt: Bim, bim, bim. Es war die Glocke der Ladenthür, welche das Herannahen des königlichen Lakaien annoncirte, und eine Secunde später erschien lupus in fabula mit einer furchtbar qualmenden Stieftochter Havannahs zwischen den Lippen.

„Isch scho' gut, Kamm'rad!" wandte er sich zu dem kupfernäsigen Kaufmann zurück, welcher es sich nicht nehmen ließ, den hohen Gast bis an die Treppe zu geleiten, „will no' mal drübbe insch Bräuhaus schlüpfe, ehsch's z' spät wird, adjies!" und mit leutseligem Nicken zog er die Thür [illegible]r sich zu. Bim, bim, bim!" raisonnirte die Glocke, der Herr Lakai [illegible] überflog mit einem Blick ruhiger Würde die vor ihm liegende [illegible]aße und stieg alsdann mit angeborener Grandezza die Steinstufen [illegible]h. Nun schnell, ehe die Brandung wiederkehrt!

Heidchen befahl sich Gott, gab ihrem Köpfchen einen energischen [illegible]. und avancirte gegen den ahnungslosen Betreßten, es sichtlich ver[illegible]nd, ihm zuallererst durch möglichst wuchtige Schritte zu imponiren.

Ich folgte im zweiten Treffen und bemühte mich, als Anstandsdame ein verheirathetes Gesicht zu machen.

„Mein Herr!“ begann Heidchen mit etwas vibrirender, aber sehr von oben herab klingender Stimme, riß sich drei Mark von der Seele und drückte dem verblüfften Reitknecht Sr. Majestät freundlich die Hand, „ich ersuche Sie um eine kleine Gefälligkeit!“ (kleine Pause, tiefes Athemholen.) „Schon seit elf Tagen sind wir hier in München und bemühen uns auf alle erdenkliche Weise, Se. Majestät den König einmal zu sehen, aber leider vergeblich! Sie sind doch nun am Hof, wissen, wenn Se. Majestät ausfahren — könnten Sie uns nicht sagen, wo und wann wir König Ludwig heute begegnen oder antreffen könnten?“ — Sie hielt inne, athemlos lauschte sie zu dem Mann empor, dessen breites, geröthetes Gesicht voll unsagbarster Verlegenheit zu der eleganten kleinen Sprecherin herniedersah, und bald einen schmunzelnden Blick auf diese, bald einen noch wiederholteren auf den Thaler zwischen seinen Fingern warf. Endlich fuhr die gewaltige Hand nach dem Kopf und zog dessen würdevolle Bedeckung herab, er suchte sichtlich nach Worten.

„Ich danke auch schön, Fräulein!“ klang es mit einer tiefen Verbeugung in ceremoniellem Hochdeutsch zu uns hernieder, während der Thaler behend in die Westentasche versenkt ward. „Das Wetter ist halt gar z'schlecht zum Ausfahren gewesen, da glaub' ich's schon, daß Sie vergeblich nach Sr. Majestät ausgestreift sind. Und nun —“ er hielt momentan inne und schaute verlegen von einer zur andern, „nun ist's heute Morgen eben a bischen besser geworden, die Sonne kam heraus und der Himmel hat kein Wölkchen vorgezeigt, da ist Se. Majestät um sieben Uhr in aller Stille nach Schloß Berg am Starenberger See abgereist, und wird wohl vor den nächsten vier Wochen nicht wieder in München eintreffen. Da müßten sich die Fräuleins eben schon nach dem Starenberger See aufmachen und in der Nähe des Schloßparks ein bischen umherspazieren. Viel nützen kanns freilich nicht, der König macht sich selten heraus, weil sie ihn von München aus gar zu gewaltig belagern aber — wer grad's Glück haben soll, der hats auch! Wünsch den Damen ein' recht guten Erfolg und bedank' mich nochmals unterthänigst!“ Und mit einer abermaligen, freundlichst grinsenden Reverenz hielt der Lackgestiefelte die Audienz für beendet und zog sich in halbrechter Direction über den Straßendamm zurück.

O Heidchen, hätte sich die Erde plötzlich geöffnet und ganz München in ihren schwarzen Schlund herabgeschlungen, und hätte der Himmel seine Schleußen aufgethan und Feuer und Schwefel auf die arme Bayernstadt herniedergeschüttet wie seiner Zeit über das unglückliche Sodom, es hätte Dich nicht besser zur Salzsäule wandeln können, als diese Hiobspost aus dem Munde des königlichen Stallknechts.

König verloren, Thaler verloren, Alles verloren! Und dies Alles bei meinem leeren Magen, den Heidchen auf dem Gewissen hatte.

Stumm, langsam, wenn es zu arrangiren gewesen wäre, mit verhängtem Zügel, seufzten wir in das Hotel zurück. Heidchen warf sich auf das Sopha und philosophirte Weltschmerz, ich trank vorsichtshalber kalt gewordenen Kaffee.

Dann kam eine blamable Stunde, nämlich die Mittheilung dieses neuen Schreckens an Heidchens Mann und meine Eltern. Ich mußte natür-

lich reden, während Frau v. S. in ihrer Aufregung mit meiner bis dato ängstlich gehüteten neu erstandenen Flasche Eau de Cologne eine wahrhaft nervös machende Verschwendung trieb. Der gute Baron lachte, daß ihm der Bart wackelte, meine Eltern begann dieses Abenteuer selber zu interessiren und ehe eine Viertelstunde vergangen war, stand der allseitige Entschluß fest: „Wir folgen dem König an den Starenberger See!"

Heidchen lag tiefgerührt in den Armen ihres Gatten und ich stürmte davon, um das Handgepäck zu ordnen; also wirklich, die kleine Frau maintenirte ihren Posten, und die neue Parole hieß: „Auf nach Valencia!"

Schon am nächsten Morgen tranken wir den Kaffee in Leoni am Starenberger See und nachdem uns die gemüthliche Wirthin genau über den Weg orientirt hatte, zogen wir durch den köstlichen, walddurchdufteten Sommermorgen dem Schloß Berg entgegen.

Tiefe Enttäuschung! der Park war geschlossen, von dem König keine Spur zu sehen, nicht einmal die seiner Wagenräder im Sande, es lag tiefe, feierliche Stille über dem fürstlichen Idyll. Noch war Heidchen voll Zuversicht, sie war sogar recht heiter und ausgelassen und freute sich wie ein Kind über die entzückende Umgebung, die weitglänzende Silberflut des Sees und die darauf kreuzenden Gondeln, Dampfschiffe und neckisch treibenden Segelboote.

Kaum konnte sie es erwarten, bis wir selber in buntgeflaggtem Fahrzeug durch die geheimnißvollen Wellen schnitten, weit zurückgelehnt und träumerisch den Blick auf die weiter und weiter zurückbleibenden Baumwipfel der nächsten Umgebung Bergs haftend. Drei, vier Tage verstrichen, König Ludwig blieb so unsichtbar wie vorher. Heidchen ward ganz melancholisch. Am fünften Tage rieth unsere brave Wirthin eine sehr lohnende Partie nach der Rottmannshöhe an, wir acceptirten in der Hoffnung auf eine angenehme Abwechslung in diesen beständigen Promenaden nach Berg.

Der kommende Morgen war so sonnenhell und thaufrisch wie noch nie. Heidchen hatte darauf bestanden, daß wir bereits um sechs Uhr von Leoni aufbrachen, um noch genügend Zeit vor uns zu haben, den Rückweg über Schloß Berg nehmen zu können; und so wanderten wir denn in den himmlischen Morgen hinein, lustig und guter Dinge, bis auf das arme Heidchen, welches in tiefen Gedanken an meiner Seite und auf all meine zärtlichen Fragen nur ein tiefaufseufzendes „ach ja!" oder „ach nein!" hatte.

An den Rasenhängen blitzten tausend Thautropfen, flimmernde Spinnwebenschleier spannen sich von Blume zu Blume, und droben in dem dunkelschattigen Baumlaube zwitscherte und jubilirte es aus Gott preisenden Vogelkehlen. Frei und wolkenlos wölbte sich der Sommerhimmel, wie wogendes Silber dehnte sich der See vor unseren Blicken, die ganze Welt athmete tiefe, feierliche Ruhe und fast überschwängliche [illegible] benpracht, Alles war angethan zu entzücken, nur der — König fehlte!

Endlich hatten wir die Rottmannshöhe erreicht. Wir hielten Rast [illegible] ben, frühstückten, sangen, wünschten uns Maler zu sein und schieden [illegible] dem festen Vorsatz, recht bald diese Tour zu wiederholen.

Nun ging es den Fahrweg nach Schloß Berg hinab, außer uns [illegible] ie sich keine menschliche Seele weit und breit, Heidchen hatte meinen [illegible] n genommen und versicherte mir voll dumpfen Schmerzes: „Und

sollte die Welt darüber untergehen, ich muß erst den König sehen! Da klingt Hufschlag an unser Ohr, näher und näher kommt es, nun noch die Wegbiegung.

„Heidchen, der Vorreiter!“ schrie Baron S. plötzlich mit einer Stimme, als gälte es „Feuerjo!“ zu alarmiren. Wie electrisirt war plötzlich das Häuflein unserer Getreuen. Erst leichenblaß, dann glühendroth wie der nickende Coquelicot am Rasenhang drüben, stand Heidchen neben mir, sie zitterte vor Alteration wie Espenlaub. Da sauste auch der schmucke Vorbote Sr. Majestät schon heran, und „Front bilden!“ commandirte mein Vater mit dem Feuereifer des alten Husaren. Wie der Blitz standen wir sämmtlich längs des Straßengrabens in Reih und Glied.

„Jetzt oder nie!“ raunt mir die kleine Baronin voll fiebernder Aufregung zu.

Da rollt es gedämpft auf der Chaussee, näher und näher klingt es wie königliches Wettergrollen. Nun noch die letzte Biegung, jetzt, jetzt, da ist der Wagen.

„Grüßen!“ flüstert Papa. Noch einen Moment, der Wagen ist uns fast vis-à-vis, tiefe, allgemeine Verneigung unsererseits zur Erde und — ein leiser, entsetzter Aufschrei, die Equipage des Königs donnert vorbei, das lachende Gesicht Sr. Majestät neigt sich noch einmal zurück, dito dasjenige seines Adjutanten, und Staubwolken ringsum, hinter deren Deckung das Gefährt im nahen Walde verschwand.

Heidchen! — Aber um Himmelswillen, wo war Heidchen? — — Drunten im Chausseegraben gewahrte ich ein verzweifeltes Chaos von menschlichen Gliedern, Seidenplissés und duftigen Kleiderwogen, zwei Schritte davon den umgestülpte Regenschirm, auf der andern Seite das zusammengerollte Plaid. — Tableau!

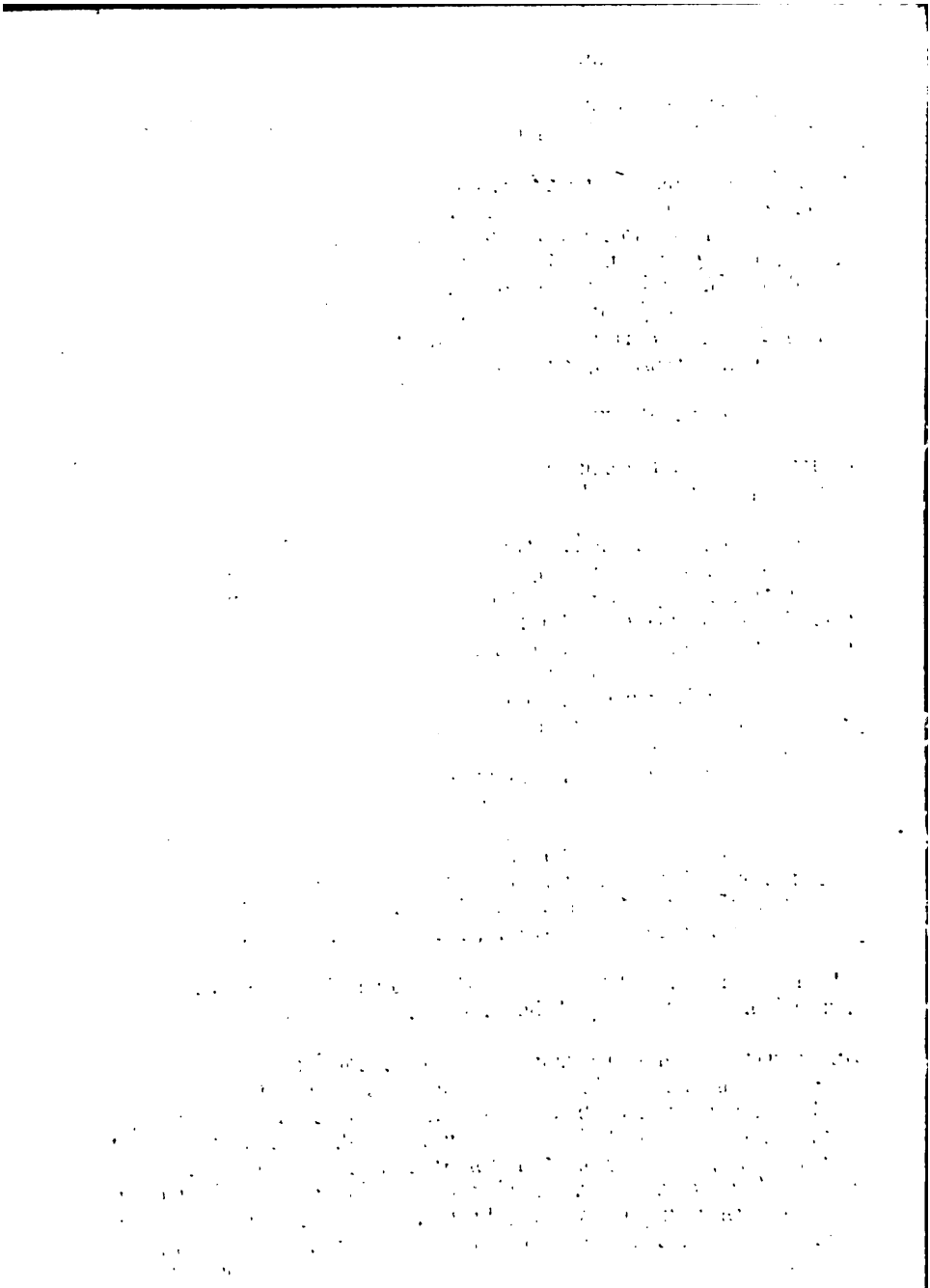
Da war Heidchen! —

Erschrocken sprang ihr Mann herzu und half ihr sich erheben — Unglückliches Heidchen! So gewaltig hatte Dich das Nahen Deines Ideales verwirrt, daß Du selbst den Abgrund hinter Dir vergaßest, und Dein Compliment tiefer ausfiel, als es je die höchste irdische Größe verlangen kann.

Mit keinem Blick hatte sie den König gesehen und der Gedanke, von ihm ausgelacht zu sein, trieb ihr noch lange die bittersten Thränen in die Augen.

Am folgenden Tage reisten wir zusammen nach München zurück und am nächstfolgenden trennten sich unsere Wege für lange Zeit.

Heidchen hat Wort gehalten, ihr Tagebuch ist verschlossen; die Photographien ihres Ideals träumen zwischen Milch- und Getreiderechnungen in dem Schreibpult ihres Gatten, und die Begegnung mit dem König von Bayern wird nie mit einer Silbe erwähnt; nach der Münchener Reise ist Frau Adelheid eine praktische, tüchtige Gutsfrau geworden, frei von jeglicher Schwärmerei — so lange nämlich nicht von dem König Ludwig die Rede ist.



Meister Murr auf der Staarenjagd.

Nach einer Originalzeichnung von C. Kröner.

Die Tochter des Idealisten.

Frei nach dem Englischen von J. P.

(Fortsetzung.)

VIII.

Zur Freude der ganzen Nachbarschaft war Alles bestimmt. Alan Branstone, der junge Squire von Elmsthorpe Grange sollte Hyacinth Vane, die Tochter des stillen, einsamen Mannes heirathen, dessen Herz bei seiner Gattin Tod gebrochen war. Die Damen der Grafschaft, die es am Liebsten gesehen, wenn ihre Töchter den Preis errungen hätten, sagten, es wäre ein Glück für Fräulein Vane, doch man müßte noch abwarten, wie Alles enden würde. Es war ja richtig, Fräulein Vane war eine Lady, aber es lag doch ein großer Unterschied in der Stellung dieser Beiden. Alan Branstone war ein reicher Squire. Hyacinth Vane hatte, trotzdem ihr Vater ein Gentleman und Gelehrter war, kein Vermögen, kurz nichts als ihr schönes Gesicht zur Mitgift. Obgleich echt weltlich gesinnte Matronen aber die Achseln zuckten, lächelte die Welt im Allgemeinen doch beistimmend.

Lady Rosedene war entzückt. Noch nie hatte eine Verlobung sie so befriedigt; es war das größte Glück, das sich je ereignet hatte. Sie lächelte mit der holdesten Genugthuung bei dem Gedanken, wie man von Lady Rosedene und ihrem bewunderungswürdigen gesellschaftlichen Tact reden werde. Noch nie war sie so zufrieden mit sich selbst gewesen.

Nachdem Hyacinth mit brennenden Wangen und hochklopfendem Herzen sich auf ihr Zimmer begeben hatte, ging Alan muthig zu Lady Rosedene und gestand ihr Alles.

„Morgen gehe ich zu Herrn Vane", sagte er, „einstweilen aber wollte ich es Ihnen mittheilen."

Sie war so erfreut, daß sie ihm am liebsten auf der Stelle um den Hals gefallen wäre.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich darüber bin", rief sie. „Ich kenne wenige Männer, die ich Hyacinth Vanes für würdig halte. Sie haben ein vortreffliche Wahl getroffen, Herr Branstone, die Sie niemals werden zu bereuen haben."

* * *

„Hyacinth, ich will heute Morgen nach Dunwold hinüber, um Deinen Vater zu sprechen, Du weißt weshalb."

Flammende Röthe ergoß sich über ihre ganzes Gesicht, selbst bis in den äußersten Spitzen ihrer zierlichen Ohren.

„Meinetwegen?“ fragte sie verlegen.

„Ja, Deinetwegen, mein Liebling. Ich muß ihm sagen, daß Du mir gelobt hast, mein Weib zu werden.“

Er lächelte über den Ernst, mit dem sie die Hände faltete und ruhig sagte:

„Ich bin überzeugt, daß mein Vater nicht zugeben wird, daß ich mich schon verheirathe, Alan. Er wird sagen, ich sei noch zu jung.“

„Dann wollen wir ihn überzeugen, daß er im Irrthum ist“, lachte Alan. „Was kann ein Vater zwei Liebenden gegenüber thun? Du wirst sehen, wie schnell wir ihn bestimmen werden, seinen Sinn zu ändern.“

Der einsame, in seinen Büchern vergrabene Gelehrte war einigermaßen überrascht, als der hübsche junge Mann gemeldet wurde und plötzlich in das Studirzimmer trat. Francis Vane vermochte nicht zu fassen, daß Jemand um die Hand von Elsies Kind werben, daß die kleine goldhaarige Hyacinth, die er in seinem erstorbenen Gemüth stets mit den schönen, weißen Blüten in Verbindung gebracht hatte, geliebt und zum Weibe begehrt werden könne. Es war gar zu wunderbar! Er schaute dem jungen Freier in das heitere Gesicht und sagte:

„Hyacinth ist noch ein Kind, ein vollständiges Kind. Sie sind Squire Branstone von Elmsthorpe Grange, sind reich; doch meine Hyacinth ist noch ein Kind, ein vollständiges Kind.“

„Verzeihung“, entgegnete Alan; „sie mag in manchen Dingen Kind sein, aber sie besitzt die Macht zu lieben, die Seele, die Schönheit eines Weibes!“

„Hyacinth heirathen?“ fragte der Gelehrte sinnend. „Was würde ihre Mutter dazu sagen?“

Alan schwieg eine kleine Weile, er konnte wohl Bitten an Lebende stellen, doch nicht an Todte. In leisem, weichen Tone, der ihm Francis Vanes Herz gewann, erwiederte er:

„Gewiß würde es ihrer Mutter Wunsch sein, sie möge gesegnet werden mit der Liebe eines liebenden Gatten, die auch dieser selbst zu Theil geworden.

„Das Kind ist aber noch so jung“, beharrte Francis Vane.

„Ein Fehler, der sich mit jedem Tage bessert“, lachte der glückliche Freier. „Kommen Sie, mein Herr, ein jeder Vogel hat sein Nest. Seien Sie gütig gegen uns und geben Sie Ihre Einwilligung.“

„Es ist wahr, es ist wahr“, sprach der einfache, von der Welt zurückgezogene Mann. „Ich liebte ihre Mutter und heirathete sie. Sie erschien mir als ein Theil des milden Sommerabends, als sie durch die weichen Schatten dahinschritt. Die grauen, stillen Abende bringen sie mir wieder zurück und ich sehe sie noch immer darin wandeln.“

Alans betroffener Blick brachte ihn wieder zu sich.

„Sie wollen also Hyacinth heirathen? Was meint das Kind dazu Als sie mich verließ, war sie ein Kind und hatte keinen ernsteren Gedanken als an eine Bandschleife oder eine Blume ins Haar. Und Sie sagen mir, sie sei in dieser kurzen Zeit vom Kind zum Weibe herangewachsen? Was sagt sie?“

„Sie ist hier, mein Herr. Ich brachte sie und Lady Rosedene mit, wollte zuerst aber allein mit Ihnen reden. Lady Rosedene ist in das Dorf gefahren, doch Hyacinth ist im Garten. Soll ich sie holen?“

Aus des Gelehrten mildem, bekümmerten Geſicht leuchtete ein wunderbares Licht, als er das junge Mädchen in das Zimmer treten ſah. Schnell lief ſie auf ihn zu und barg ihr Geſicht, das ſeine küſſend, an ſeiner Bruſt.

Er richtete es in dem vollen Liebreiz des Erröthens auf, wandte es dem Lichte zu und blickte ihr mit forſchend zärtlichem Blick hinein.

„Mein Liebling", ſprach er dann, „ich ſehe, daß es wahr iſt. Du gingſt von mir als ein Kind und kehrſt mir zurück als ein Weib. Die Liebe eines Weibes leuchtet aus dieſen theuern Augen und zittert auf dieſen reizenden Lippen. Liebſt Du ihn wirklich, Hyacinth, dieſen Deinen edeln, jungen Freier?"

„Ich brauche mich ja nicht von Dir zu trennen", erwiederte ſie, und beide Herren mußten über die kindliche Zuſtimmung lächeln, die in ihren Worten lag.

„Liebſt Du den Mann, der Dich zur Frau begehrt, Hyacinth?" fragte er weich und lächelte wieder faſt traurig, als er ſah, wie ihr die Röthe bis zu den Haarwurzeln hinaufſtieg.

„Ja, ich liebe ihn", lautete die ruhige Antwort und Francis Vane ſchwieg.

„Sie ſehen, mein Herr, daß es ſo iſt", ſagte Alan, „wie ich Ihnen ſagte. Ich werde Hyacinth behüten wie meinen Augapfel, auch will ich ſie Ihnen nicht entführen, ich will Ihnen ſelbſt Sohn ſein."

„Sie ſind ſehr gut", ſprach der Gelehrte. Dann wandte er den milden Blick dem grünen Grabe unter den Bäumen zu, wie immer, wenn er des Rathes bedurfte. Sie hörten ihn etwas über Elſie ſagen.

Nach einer Weile ſchaute er wieder auf das ſchöne, junge Antlitz, das an ſeiner Bruſt ruhte und ſagte:

„Mein Liebling, Du biſt ſo jung, es kann ſo viel geſchehen, Du könnteſt Deinen Sinn ändern, könnteſt bereuen, und ſo denke ich, es wäre beſſer, Du ließeſt mir Zeit, zu prüfen, ob dies auch wirkliche Liebe und nicht nur Einbildung iſt. In Deinem Alter, Kind, iſt es ſchwer, das eine von dem andern zu unterſcheiden. Ich will meine Einwilligung zu Eurer Verbindung geben, doch darf dieſe nicht vor Ende nächſten Jahres ſtattfinden. Es iſt gewiß nicht unbillig, daß ich dieſen Aufſchub verlange."

Nach vielfachen Erörterungen blieb es dabei, und Alan mußte ſich beſcheiden laſſen. Im Grunde war es nur vernünftig. Sie war noch ſehr jung und die Zeit würde ſchnell vorübergehen. Wie glücklich wollten ſie ſein! Faſt all die Monate konnte er mit ihr zuſammen verleben.

Nun kam auch Lady Roſedene und nachdem ſie zuſammen gefrühſtückt hatten, Letztere in dem netten, ruhigen Wohnzimmer, in dem die ſchöne [illegible] einen ſo kurzen Sonnenſchein verbreitet hatte, ruhte und Alan zu Pferden ging, um zu ſehen, ob ſie gut verſorgt wären, ſchritten [illegible]ncis Vane und ſeine Tochter durch den Garten dem Kirchhof zu und [illegible]den bald an dem grünen Grabe. Er legte die Hand auf ihr ſchönes, [illegible]zendes Haupt.

„Hyacinth, hier liegt Deine Mutter. Mir iſt es oft, als ſähe ich [illegible]eichtes, weißes Wölkchen über dem Graſe, und als ruhte ſie darauf. [illegible]e mir, liebſt Du Alan Branſtone?"

„Von ganzem Herzen, Vater.“ Und er entnahm ihrem ruhigen, sich bezwingenden Tone, wie tief ihre Liebe war.

„Ich möchte Dich vor etwas warnen, Kind. Du hast noch keine andere Liebe kennen gelernt, als die meine und die ist treu gewesen. Ich liebte Deine Mutter so lange sie lebte, und habe sie als Todte nicht minder geliebt. Das Grab, in dem sie schlummert, ist mir theurer, als das lebende Herz jedes andern Weibes. Doch Hyacinth, mein geliebtes Kind, Du darfst nicht eine solche Liebe erwarten, weder so tief, noch so treu, noch so stark. Sie fällt nicht oft dem Loose eines Weibes zu.“

„Dem meinen wohl, Vater“, erklärte sie im Tone fester Ueberzeugung.

Er blickte sie traurig an.

„Du darfst nicht zu viel erwarten. Die Liebe, welche wir auf Erden geben und erhalten, ist nicht wie die des Himmels. Kind, setze nicht Deine ganze Hoffnung auf Dein Leben, auf Deine Liebe.“

„Thatest Du es, Vater?“

„Ja, und eben weil ich es that, kann ich Dich warnen.“

Sie lächelte, als sie erwiederte:

„Ein großer Dichter sagt, keine Warnung nützt der Liebe. Nein, keine Warnung nützt. Ob meine Liebe mein Leben aufbaut oder zerstört, ist von wenig Bedeutung. Ich habe mein Leben daran gesetzt.“

Während sie sprach, fiel ein Sonnenstrahl über das grüne Grab. Es war, als ob die Todte die Lebende hätte warnen mögen. Darauf kehrten Vater und Tochter wieder nach dem Hause zurück.

IX.

Die heiteren Tage des glücklichen Winters gingen vorüber und das Haus des einsamen Gelehrten wurde erhellt durch die Liebe und das Glück des jungen Brautpaares. Auch sein Leben wurde Dank der beständigen Güte des Squire erheitert. Alan Branstone ließ ganze Körbe voll Wildpret, Treibhausfrüchte und was Francis Vane mehr schätzte als Alles, eine Menge Bücher kommen. Es charakterisirte ihn, daß er nie so vergnügt war, als wenn er den Gelehrten mit Güte überschütten konnte. Er machte es zum Gesetz, daß man ihm gestattete, Hyacinth zu schenken was er wollte. Francis Vane machte zwar einige Einwendungen, doch er wurde besiegt.

„Sie leben außerhalb der Welt, ich aber lebe in ihr“, entgegnete er ihm. „Ich sehe, was Hyacinth braucht, Sie sehen das nicht. Wenn Sie mir nicht erlauben, zu schicken, was ich will, so muß ich ja glauben, Sie zweifeln an meiner Liebe zu ihr.“

Der Vater äußerte darauf keinen Einwand mehr und der galante junge Bräutigam überschüttete seine schöne Verlobte mit den kostbarsten Geschenken.

Francis Vane besaß noch ein kleines Legat, das bestimmte er zu seiner Tochter Ausstattung. Er übergab es Frau Morley, die hocherfreut war, ihre Hilfe in Anspruch genommen zu sehen. Es war eine köstliche Woche, die Hyacinth in London verbrachte, um mit Frau Morlei Einkäufe zu machen. So wurden die Wintermonate ausgefüllt und dem Hause kehrte ein Theil der Heiterkeit alter Zeiten wieder.

Das strenge Gesicht des Winters machte dem Lächeln des Frühlings Platz. Schneeglöckchen, Veilchen, Crocus, Primeln, alle kamen sie hervor. Die Hagedornhecken blühten weiß und roth, die dunklen Zweige bedeckten sich mit frischem Laub, die Wiesen waren voller Leben und als der süße, wonnevolle Mai sich nahte, füllte Lady Rosedene ihr Haus wieder mit Gästen. Sie hatte eine neue Schönheit entdeckt und brauchte einen liebenswürdigen Freundeskreis, um jene willkommen zu heißen. Sie lud auch Hyacinth ein, die mit Freuden zusagte.

„Sie müssen einige Ihrer neuen Kleider mitbringen, Hyacinth", sprach die Lady. „Sie müssen der Wahl des Squires Ehre machen."

Als Alan Branstone hörte, daß sie nach Dene Hall gehen würde, belagerte er Lady Rosedene so lange, bis sie ihre Einladung auch auf ihn erstreckte.

Sie hatte ein Vorgefühl kommenden Unheils, denn sie sagte zu ihm: „Kommen Sie, wann Sie wollen, aber ich denke, es wäre besser, wenn Sie Ihre Zeit dazu verwendeten, Elmsthorpe Grange für Ihre Gemalin vorzubereiten."

Sie lachte, während sie sprach und er lachte, als er entgegnete, daß er seine Zeit viel besser anwendete, wenn er seiner zukünftigen Gemalin den Hof mache.

Die Gesellschaft versprach eine sehr angenehme und harmonische zu werden. Hyacinth sah ihr mit der größten Freude entgegen. Sie gedachte am zweiten, Alan am vierten Mai auf dem Schlosse einzutreffen. Francis Vane schied von ihr, nichts Schlimmes fürchtend, in dem Bewußtsein, daß er sie bald ganz verlieren würde. Doch als er am Abend still am Fenster saß, war es ihm, als ob eine seltsame Wolke über seiner Gattin Grab schwebe.

Hyacinth Vane glaubte nie einen Ort mehr lieben zu können, als Dene, da sich dort ihre ganze Liebesgeschichte abgespielt hatte. Wie köstlich war es, in den Gärten und Anlagen zu weilen, sich in den Zimmern umzuschauen und all der Erinnerungen zu gedenken, die sich daran knüpften. Lady Rosedene freute sich, ihre junge Freundin wiederzusehen. Sie war in der besten Stimmung.

„Man hat Recht, wenn man mein Haus anziehend nennt", sagte sie. „Habe ich doch jetzt zwei der reizendsten Frauen Englands darin und das Wunderbare daran ist, daß Ihr Euch gegenseitig zu Folie dient. Sie sind so licht, wie eine Lilie des Nordens; während mein neuer Gast so dunkel ist, wie eine spanische Signora, die schönste Brünette, die ich jemals gesehen habe, jede Andere wird von ihr in den Schatten gestellt. Ich ziehe aber doch Blondinen vor."

Als Hyacinth hinunterkam in das Empfangszimmer, fand sie Gelegenheit, selbst zu urtheilen. Viele der alten Bekannten begrüßten sie, — jeder war erfreut, das schöne junge Gesicht wiederzusehen; doch r ihnen sah Hyacinth auch ein stolzes, schönes Frauenbild mit jen, dunklen Augen, aus denen Feuer und Leidenschaft funkelten, einen Mund wie Rosenknospen. Sie war ein Bild des Liebreizes, hes kein Mensch unbewegt anschauen konnte.

Hyacinth hatte nie eine Erscheinung gesehen, die dieser geglichen .e. Sie trug ein schwarzes Sammetkleid, welches den herrlich genten Hals und Schultern mit der warmen Färbung und die runden

Arme, an denen reiche, goldene Armspangen glänzten, frei ließ. In der Hand hielt sie einen mit Juwelen besetzten Fächer und in dem vollen dunkeln Haar trug sie Diamanten, die ihr wie eine Krone an dem Haupte saßen. Und ihr herrliches Antlitz zeigte die majestätische Schönheit, die man im Alterthum den Göttinnen beilegte.

Sie sah das Erstaunen in Hyacinths sanftem, ernsten Auge und lächelte. In ihrem Lächeln lag noch mehr Charakter als in ihren Zügen, es kam langsam und mußte jedem scharfen Beobachter grausam erscheinen. Lady Rosedene stellte ihr Hyacinth vor. Lady Fraser lächelte wieder und sah sich nun ihrerseits ihre goldhaarige Rivalin genau an.

Hyacinth klang der Ton ihrer Stimme sehr weich. Sie betrachtete sie voll Bewunderung. Noch nie hatte sie Jemanden so schön und so prächtig gekleidet gesehen.

Lady Fraser war mehrere Jahre älter als Hyacinth und der Contrast zwischen dem hellen, frischen, goldhaarigen Mädchen und dem schönen, dunkeläugigen Weibe war in seiner Art ganz wunderbar.

Lady Fraser bezauberte Hyacinth, es war eine merkwürdige Thatsache, daß wenn man sich einmal die Mühe nahm, einem Gesicht zuzulächeln, sie den Eigenthümer desselben sofort gefangen nahm. Keine Macht konnte ihr widerstehen; sie besaß eine ganz wunderbare Kraft zu bezaubern. Sie lächelte ein wenig über des Mädchens unbewußte Huldigung.

„Wir werden sehen, was wir sehen werden", sagte Lady Fraser.

Am vierten Mai kam Alan Branstone; als er im Schlosse eintraf, war Lady Fraser in die Anlagen gegangen. Hinter den blühenden Hollundersträuchen hatte sie einen angenehmen Sitzplatz gefunden. Es wehte dort ein leichter Westwind, süßer Duft umfing sie und die warmen Sonnenstrahlen konnten sie nicht erreichen. Unter den anwesenden Gästen befand sich keiner, den sie für würdig genug hielt, sie zu erobern und so hatte sie den Morgen dazu bestimmt, Gedichte zu lesen.

Plötzlich, als sie aufblickte, gewahrte sie einen Fremden, der sofort ihr Interesse erregte, ein großer, hübscher Mann, jung, mit freundlichen, doch energischen Zügen und dunklen Augen, ein Mann, aus dessen stolzer Haltung, leichten Bewegungen und seinem Wesen deutlich der Gentleman zu erkennen war. Wer mochte er sein?"

Sie beantwortete sich ihre eigene Frage. Natürlich der Squire, Alan Branstone, Fräulein Banes Verlobter, und ein schöner Verlobter in Lady Frasers Augen. Als das Paar völlig in einander vertieft, die ganze Welt vergessend, an der Hollundergruppe vorüberschritt, hörte sie Alan sagen:

„Ich sehe Schönheit in keinem andern Gesicht als in dem Deinen, Geliebte. Alle anderen Gesichter sind für mich leer."

Sie gingen weiter; doch den Klang dieser Worte im Ohr, trat ein böser Geist in des schönen Weibes Herz. Sie lachte hell auf, ein grausames Lachen.

„Welcher Wahnsinn", sprach sie zu sich selbst. „Ich werde ihn lehren, daß ihm nicht alle Gesichter leer sind. Mein Gesicht soll es ihm nicht sein. Das also ist der Bräutigam jenes Kindes. Nun, er ist galant, groß und hübsch, aber auch einfältig, wenn er ihr Gesicht für das einzige der Welt hält, welches werth ist, daß man es ansieht."

Sie besaß eine unersättliche Eitelkeit. Man hatte sie in ihrem Leben schon so viel ihrer wunderbaren Schönheit wegen verehrt, daß sie das Herz eines jeden Mannes, mit dem sie in Berührung kam, als ihre gesetzliche Beute betrachtete.

Es bedurfte auch nicht vieler Mühe, sie zu gewinnen. Ein Blick aus ihren funkelnden Augen, ein Streifen ihrer weißen, diamantengeschmückten Hand, ein Flüstern ihrer musikvollen Stimme, ein Lächeln von ihren schönen Lippen, und die schwachen Herzen der Männer flogen ihr entgegen, gleichviel, was sie sonst auch band. Es hatte sie nie die geringste Mühe gekostet, eine Eroberung zu machen. Die festesten und klügsten Männer waren vor ihr niedergefallen wie Blätter von den Bäumen.

Sie war grausam. Es war ihr ein Leichtes, eines Mannes Herz in ihre weiche, weiße Hand zu nehmen und nachdem sie eine Zeit lang damit gespielt hatte, es zu zerreißen wie ein Rosenblatt. Ihre Eitelkeit war ohne Grenzen, nichts schreckte sie. Wenn ihr Jemand gefiel, oder wenn sie glaubte, die Eroberung einer besondern Persönlichkeit würde ihren Ruf als Schönheit und Herzensbezwingerin noch erhöhen, so verfolgte sie diese Persönlichkeit bis zu deren bitterem Ende. Mochte ein weiches, liebendes Frauenherz brechen, mochte sich die Liebe einer Braut in Gram und Bitterkeit verwandeln, Lady Fraser lachte nur darüber. Und Alles, was ihre Opfer als Erwiderung erhielten, war ein Lächeln, ein Stelldichein, die Treue einer Woche, dann mußte sie einem Andern den Platz räumen.

Ihrer Aussage nach war es langweilig in Dene; es waren wohl mehrere Herren da, doch keiner, den zu gewinnen es sie gelüstet hätte. Der hübsche junge Squire jedoch erregte ihr Interesse und sie nahm sich lächelnd vor, ihn zu gewinnen.

„Ein so kindische Liebe, solcher Unsinn, nur ein Gesicht für ihn in der Welt! Es wird hohe Zeit, daß er zwei sieht. Ich werde ihm etwas Gutes erzeigen, werde ihn erziehen. Ein wenig Kokettiren mit einem Weib wie ich, ist für seinesgleichen die möglich beste Ausbildung. Auch dem Mädchen thue ich damit etwas Gutes, wenn er in solcher Weise zu ihr redet. Sie muß ja sonst glauben, sie sei ein Engel."

Während der nächsten Wochen hatte sie nichts weiter, das sie beschäftigte und es würde nicht gut sein, aus der Uebung zu kommen. Wäre in Dene Hall eine hübscherer, reicherer Mann gewesen, so würde sie Alan nicht gestört haben, aber er sah so hübsch, so galant aus, dazu das unwiderstehliche Reizvolle, daß er bereits einer Anderen gehörte, die Thatsache, daß es ihr eine Unterhaltung sein und ihr die Langeweile während ihres Aufenthaltes im Schlosse vertreiben würde, bestärkten sie in ihrem Entschluß, ihn gefangen zu nehmen. Es würde ganz amüsant werden, denn Anfangs würde er sich zweifellos wehren. Im Grunde g es Niemand etwas an, wenn sie Lust hatte, ihn zu erziehen und ihm zeigen, daß das Leben ihm noch mehr biete, als er bisher geubt hatte. Wenn sie ihren Theil an dem Vergnügen dann genossen, irde sie Dene verlassen, um ihn vielleicht nie wieder zu sehen. Sie irde es auch gar nicht wünschen — ein paar Wochen waren gerade geg für solch eine arme Motte.

Sie lachte leise vor sich hin, als sie sich vorstellte, wie das blonde

Mädchen in Staunen und Verwunderung und Zweifel und dann wieder in Freude gerathen würde, wenn sie ihren Geliebten zurück erhielt.

Gemächlich ging sie nach dem Schloß zurück.

„Ja", wiederholte sie sich leise, „ich habe nichts Besseres zu thun. Ich will versuchen, ob ich ihn nicht für mich gewinnen kann."

Und sie kleidete sich mit ungewöhnlicher Sorgfalt und lächelte dabei in dem Gedanken, wie leicht ihr diese Eroberung fallen würde.

X.

„Er ist des Eroberns werth", lautete Lady Frasers Urtheilsspruch, nachdem sie einen Abend in Alans Gesellschaft verlebt hatte.

Es ist wahr, er hatte sich ausschließlich Hyacinth gewidmet; aber sie hatte so recht Zeit gehabt, seine schönen Züge und sein leichtes Wesen zu beobachten und Lady Rosedene hatte ihr gesagt, daß er reicher sei als die meisten Squires, so reich, daß Fräulein Vane den Neid sämmtlicher junger Damen der Grafschaft war.

Lady Fraser öffnete ihre schönen Augen. Sie konnte sich doch gewiß keinen bessern Gatten als diesen hübschen, jungen Squire wünschen, der reich genug war, jede Laune zu befriedigen? Doch das Heirathen war eine Frage der Zukunft. Darüber brauchte sie sich jetzt keine Gedanken zu machen.

Sehr bald gelang es ihr, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Sie hatte ihn aus seiner Ruhe gerissen. Er hatte ihr in die tiefen herrlichen Augen geschaut und sich einen halben Moment darin verloren. Er hatte sich gestehen müssen, daß sie wunderbar schön sei und hatte sich dann Hyacinth mit verdoppelter Liebe wieder zugewandt. Es war wie das Ruhen in mildem Mondlicht nach den überwältigenden Strahlen der Sonne.

„Er wird mich nicht wieder vergessen", sprach Lady Fraser zu sich. „Jetzt weiß er, daß es noch ein zweites schönes Gesicht in der Welt giebt, und bald wird er in Verlegenheit sein, welchem von beiden er den Preis zugestehen soll."

Als die Zeit kam, wo man sich zurückzog, wünschte ihr Alan „Gute Nacht." Wieder senkten sich jene wunderbaren Augen in die seinen und schienen einen ganzen Strom elektrischen Lichtes hineinzugießen. Hyacinth, die in der Nähe stand, sah den Blick und bebte davor zurück.

Sehr zufrieden begab sich Lady Fraser auf ihr Zimmer.

„Er wird an mich denken", sprach sie zu sich, „und morgen wird er ängstlich bemüht sein, mich wieder zu sehen. Heute wird er von anderen Dingen träumen, als von einem Kindergesicht und goldenen Haaren."

Sie saß in ihrem Ankleidezimmer in den Stuhl zurückgelehnt, während ihr das Kammermädchen das lange, weiche, dunkle Haar bürstete. Sie blätterte ein Album mit Photographien durch und lächelte bei dem Gedanken, daß sie wahrscheinlich der Zahl der vorhandenen auch die Alans bald hinzufügen würde.

Das erste Porträt, das sie mit leichtem Lachen betrachtete — das Original hatte sich ihretwegen einfach ruinirt — glaubte an ihre Treue und bat sie um ihre Hand; nachdem sie ihn verlacht, hatte er seiner

Carrière entsagt, sich einem schlechten Leben zugewandt und endlich aus Verzweiflung erschossen.

Ihr schönes Antlitz erblaßte ein wenig, als sie daran dachte und mit einem Seufzer wandte sie das Blatt um. Dann kam der jüngste Sprosse eines edlen Hauses. Ihn würde sie geheirathet haben, wenn er Geld gehabt hätte, doch das fehlte ihm. So ließ sie ihn laufen, während der beste Theil seines Lebens bei ihr zurückblieb. Dann kam der Mann, dem sie sich vermält hatte, ein Edelmann, dessen Gattin sie ein kurzes Jahr gewesen war. Es war ein alter, strenger Kopf, voller Falten und Runzeln mit finsteren Augen und hartem Munde. Sir Hariot Fraser war ihr aber ein guter Eheherr gewesen und hatte ihr sein ganzes Vermögen ohne Bedingung, ohne Beschränkung vermacht. Sie gab sich nicht den Anschein, als betraure sie seinen Tod, trug aber ihr Crêpekleid nach der sie am besten kleidenden Mode und beschloß, sich ein paar Jahre zu amüsiren und sich dann wieder zu verheirathen.

Man fragte sich, wer Lady Fraser eigentlich sei. Niemand wußte etwas über sie. Sie selbst sagte, sie gehöre der Familie Lanche von Durham an; doch dieser und jener meinte, sie sei die Tochter einer französischen Modistin, die sich mit dem Kapitän eines spanischen Schiffes verheirathet habe. Aber Lady Fraser war so schön und besaß ein so ungeheures Vermögen, daß die Welt keinem für sie nachtheiligen Gerücht Gehör schenken wollte. Wäre sie häßlich oder unvermögend gewesen, so würde man nimmermehr geglaubt haben, sie wäre eine Lanche von Durham; doch mit einem solchen Gesicht und solchem Vermögen hätten sie behaupten können, zu sein, wer sie wollte.

Schnell ging sie über den Edelmann hinweg, der ein Jahr lang ihr Gemal gewesen war. Es folgten Andere, brünette, blonde, junge, alte, alles Männer, die sie so sicher zu Grunde gerichtet, als hätte sie Gift oder Stahl angewendet. Als sie an das Porträt des Grafen Fieschi kam, das eines Mannes mit schönen, leidenschaftlichen, grausamen Zügen, eines Mannes mit erbarmungslosem Blick und sinnlichem Munde, verschwand ihr Lächeln. Ihre Augen ruhten eine Weile auf diesem Bilde.

Es rief tausend Erinnerungen in ihr wach. Im vergangenen Jahre war sie mit einigen Freunden nach Italien gereist, in Ravenna waren sie geblieben. Sie gedachte einer hellen Mondnacht dort im Garten des Palazzo Micheli, als der hübsche Graf mit seiner Liebe zu ihr zu kämpfen schien. Und schließlich — schließlich hatte er doch seinen Patriotismus und Alles der Liebe geopfert, während sie ihn nur angelockt hatte, um ihn zurückzuweisen, weil er ihr den Luxus nicht zu bieten vermochte, wie sie solchen liebte. Sie erinnerte sich noch eines zweiten Abends, an dem die feurige Liebe eines Italieners ihn in die heftigste Wuth versetzte, es war der letzte Abend vor ihrer Rückkehr nach England und er hatte zu ihr gesagt:

„Nimm Dich in Acht! Wenn Du gehst, so folge ich Dir, und wenn ich Dir folge, werde ich Dich zu finden wissen, und wenn ich Dich gefunden habe, werde ich Dich tödten, bevor es Deiner Schönheit gelingt, das Leben noch eines Mannes zu Grunde zu richten!“

Ihr Lachen war in dem sanften Sommerwind verhallt, weich und matt, wie die Rosenblätter, die der Wind bewegt; in seinem Antlitz aber war kein Lächeln, in seinen Augen kein Erbarmen.

„Wenn er mich findet, bin ich verloren", sprach sie zu sich. „Aber er wird mich nicht finden, ich bin sicher vor ihm. Und wenn er mich findet — wir leben ja im neunzehnten Jahrhundert, er kann mir nichts anthun."

Sie schaute aber doch nicht gern in dieses kalte, schöne, grausame Gesicht.

„Das war wohl der einzige Fehler, den ich machte, ich will ihn vergessen."

Noch über manches Bild glitt ihr Blick, dann kam sie an einen leeren Fleck.

„Hier", dachte sie lächelnd, „soll Alan Branstone, Squire von Elmsthorpe Grange hinkommen", dann legte sie das Album mit einem Seufzer bei Seite und wandte ihre Aufmerksamkeit dem Ordnen ihres Haares zu.

Sie hatte bald jeden ernstern Gedanken vergessen und fragte sich, welche Tracht den Squire wohl am meisten anziehen würde.

Der folgende Morgen war köstlich und beim Frühstück machte Lady Rosedene ihren Gästen den Vorschlag, eine alte Ruine, genannt Elmhurst, zu besuchen, ein altes Kloster, von dem nur die Mauern und Fensterhöhlungen noch übrig waren. Man war allgemein damit einverstanden.

„Willst Du gehen oder fahren, Hyacinth?" fragte Alan. „Was Du auch vorziehst, ich werde Dein Begleiter sein."

„Ich will Ihnen sagen, was mir wirklich ein großes Vergnügen sein würde", sprach Lady Fraser plötzlich dazwischen, während ihre schwarzen Augen funkelten und sie mit ihrem reizendsten, süßesten Lächeln den anmuthigen Kopf Alan zuwandte. „Wie ich höre, sind Sie ein vorzüglicher Reiter. Reiten Sie mit uns, das heißt, mit Fräulein Vane und mir!"

„Ich reite nicht gern", warf Hyacinth ruhig ein.

Die schöne Wittwe lächelte.

„Je öfter Du reitest, desto mehr Gefallen wirst Du daran finden", meinte Alan.

Hyacinth hoffte innerlich, er werde sich weigern, es betrübte sie schon, daß Jemand die Absicht hatte, ihr schönes tête-à-tête zu stören, Lady Rosedene that dies niemals.

Alan aber fühlte sich geschmeichelt. Gesagt hatte Lady Fraser nicht viel, doch ihre zauberhaften Augen sprachen deutlich aus, daß sie sein Reiten bewundern und mit ihm zu reiten wünsche.

„Woher wissen Sie, daß ich gut reite?" fragte er, und sie sah, welch günstigen Eindruck ihre Worte auf ihn gemacht hatten.

„Es sprach mir Jemand davon, ich kann mich nicht mehr erinnern, wer es war", lautete die sorglose Entgegnung, „aber ich würde gern selbst eine Probe davon sehen."

„Es wird mir ein Vergnügen sein, mit Ihnen zu reiten", sagte „Hyacinth, Du hast ja Dein Reitkleid mit hier, ich weiß, Du wirst ni lange zum Umkleiden brauchen."

Lady Fraser lächelte sanft und fragte:

„Ist Fräulein Vane so besonders schnell beim Ankleiden?"

„Fräulein Vane ist in Allem vollkommen", lachte der junge Squ

während Hyacinth ging, ſich umzukleiden, doch nicht mit ihrer gewöhnlichen Heiterkeit.

Warum mußte Lady Fraſer auch ihre Pläne zerſtören und ſich ihnen anſchließen? Hyacinth war keine geübte Reiterin und als ſolche ſtets mehr in Angſt als vergnügt. Lady Fraſer hingegen zeigte ſich nie vortheilhafter als auf Pferdes Rücken.

Je länger Hyacinth über den gemachten Vorſchlag nachſann, deſto unliebſamer wurde er ihr. Sie hatte ſich an ihres Bräutigams Seite gedacht, wie ſie zuſammen durch die grünen Felder und Wieſen wanderten, hin und wieder ſtehen bleibend, um ein paar Hagedornzweige zu pflücken oder den Klee anzuſchauen.

Sie warf ſchnell ein paar einfache Worte auf ein Billet hin:

„Liebſter Alan! Bitte ändere Deinen Beſchluß; ich reite ſo ungern. Wir brauchen keine Begleitung. Ein Anderer wird nur zu glücklich ſein, mit Lady Fraſer reiten zu können.“

Sie ließ ſich nicht träumen, daß er ihrem Wunſche nicht aufs Eifrigſte nachkommen würde und war daher im höchſten Grade überraſcht, als ſie folgende Antwort erhielt:

„Mein Liebling! Wie leid mir das thut! Aber ich habe mit Lady Fraſer Alles ſo beſtimmt verabredet, daß ich ſie unmöglich enttäuſchen kann. Sie hat mich gebeten, ihr die verſchiedenen intereſſanten Orte in der Nachbarſchaft zu zeigen, ich kann nun nicht mehr zurücktreten, ſonſt würde ich es ſicher thun. Ich werde große Sorge für Dich tragen, mein Liebling.“

Die Röthe ſtieg ihr beim Leſen dieſer Zeilen in die Wangen. Das erſte ſchwache Flämmchen der Eiferſucht entzündete ſich in ihrem Herzen, ein Flämmchen, das mit der Zeit zur wilden Feuersbrunſt anwachſen ſollte. Es lag ihm alſo mehr daran, Lady Fraſer zu gefallen, als ihr. Nun würde ſie überhaupt nicht mitkommen, ſie ſollten allein reiten. Als man aufbrach, ließ ſie ſich entſchuldigen, ſie wolle lieber zu Hauſe bleiben. Es war nun zu ſpät, als daß Alan noch andere Anordnungen hätte treffen können.

Lady Fraſer bemerkte den finſtern Blick, der über Alans Geſicht glitt. Er ſollte in den nächſten Tagen dafür büßen! Ihre Augen waren voller Sanftmuth, ihre Stimme voller Muſik, als ſie ſagte:

„Es thut mir ſehr leid, Herr Branſtone, ich trage die Schuld daran, daß Fräulein Vane nicht mitkommt.“

Sie bot aber Alles auf, ihm zu gefallen, ſo daß er nicht umhin konnte, ſich des Spazierrittes zu erfreuen. Lächelnd kehrte er nach dem Schloß zurück, während die ſchöne Wittwe ſtrahlte. Das war die erſte Wolke an Hyacinths Himmel.

XI.

Die ſchöne Wittwe verfolgte ihren Plan mit doppeltem Eifer, als den erſten ſchmerzlichen Zug in Hyacinths Antlitz entdeckte. Die e zu erringen, die ihr noch nicht gehörte, war ihr ein Triumph, ein chen, jünger als ſie, eiferſüchtig werden zu ſehen, ein zweiter und viel erhebenderer.

Hyacinth hatte ihrem Verlobten gegenüber kein Wort des Vorwurfs, mit ihrem feinen, weiblichen Instinct fühlte sie, daß er nicht zu den Männern gehörte, welche sich die Vorwürfe und Thränen eines Weibes gefallen ließen. Er sagte ihr, wie es ihn verdrossen hätte, Lady Fraser statt ihrer als Begleiterin gehabt zu haben. Sie fragte ihn, ob er sich auf dem Spazierritt amüsirt hätte und er antwortete herzlich lachend: „Ja", und wiederholte ihr mehrere von Lady Frasers witzigen Reden, als ob sie ihn sehr amüsirt hätten.

„Lady Fraser ist sehr geistreich", sagte das junge Mädchen, und er sah nicht den ängstlich forschenden Ausdruck in den Augen, welche er mit Kornblumen verglichen hatte, die unter der brennenden Sonne Frankreichs blühen.

Sie kam ihm auffallend still vor. Nach einer Weile legte sie ihre weiche Hand auf die seine und sagte:

„Ich wünschte, ich wäre geistreich, Alan."

„Das bist Du, mein Liebling", lachte er.

„Nicht so geistreich wie Lady Fraser."

„Ich möchte gar nicht, daß Du in der Weise geistreich wärest. Lady Fraser hat, was wir „Chic" nennen, Du hingegen bist natürlich und poetisch, was weit besser ist."

„Glaubst Du auch gewiß, daß das besser ist?"

„Ja, darüber ist gar kein Zweifel", antwortete er und die Worte gefielen ihr.

Am andern Morgen aber setzte Lady Fraser in ihrer koketten Weise einen kleinen Auftritt wegen eines Zweiges Apfelblüten, den sie soeben gepflückt hatte, in Scene. Sie trat zur Frühstücksstunde in das Speisezimmer, die Wangen angehaucht von der frischen Morgenluft, die Augen leuchtend wie der Sonnenschein selbst, den Zweig in der Hand.

„Sehen Sie", sprach sie zu den Herren, welche sich um sie schaarten, „sahen Sie je einen so kleinen, entzückenden Zweig?"

Sie hielt ihn so, daß Alle die reizenden, zarten Blüten sehen konnten; und das Bild der schwarzäugigen Frau mit dem Apfelblütenzweig in der Hand blieb Denen, welche es schauten, unvergeßlich. Staunend auch lauschten sie ihren Worten; sie hatte so viel nette Phantasien über den Zweig, sie wußte hundert hübsche, poetische Dinge zu sagen, wo Andere geschwiegen hätten.

„Wem soll ich ihn schenken?" Und lachenden Auges blickte sie um sich. „Wer verdient ihn am meisten?"

„Ein jeder der Herren behauptete ein Recht darauf zu haben. Alan war der Einzige, der Nichts sagte. Lächelnd wandte sie sich zu ihm:

„Sie haben geschwiegen, Ihnen gebührt der Preis!"

Ihre Augen begegneten sich, sowohl wie ihre Hände, während er den Apfelblütenzweig von ihr empfing.

Mehr als ein verwunderter Blick, mehr als ein bedeutungsvolles Lächeln traf die Zwei. Es war genugsam bekannt, daß Alan mit Hyacinth verlobt war, so daß mehr als ein Auge ihr Gesicht suchte und sah, wie bleich es geworden. Sie versuchte diesen Eindruck hinwegzulachen; im Grunde war es ja nicht Alans Schuld, daß diese schwarzäugige Frau ihn bewunderte, wer konnte das ändern? Sie sagte sich, sie

müßte eigentlich ſtolz darauf ſein und nahm ſich vor, niemals eiferſüchtig zu werden.

An demſelben Nachmittag machte Lady Fraſer die Entdeckung, daß ſich keine Stimme ſo wohl mit der ihren verſchmelze, wie die des jungen Squire; ſie hatten zuſammen ein Duett probirt, wobei ſie ihm mit freudigem Entzücken geſagt hatte:

„Was für eine prächtige Stimme Sie haben, Herr Branſtone, und wie ſonderbar, daß ſie ſo vollkommen mit der meinen verſchmilzt! Verſuchen Sie noch ein paar Duette mit mir, wollen Sie?“

„Es wird mir ein ganz beſonderes Vergnügen ſein“, erwiederte Alan, für den der Lady Altſtimme einen wunderbaren Reiz beſaß.

Die Folge davon war, daß Alan die Stunde vor dem Diner, welche die Liebenden bisher ſtets für ſich allein zugebracht hatten, Lady Fraſer widmete, die wie eine Sirene ſang, während Hyacinth in ihrem Ankleidezimmer ſaß und verſuchte, den entſetzlichen Schmerz zu verſtehen, der ihr das Herz verzehrte.

Was war es denn weiter? Alan liebte ſie ja, was konnte daran liegen, ob er mit Lady Fraſer zuſammen ſang oder nicht? Ihr gegenüber war er doch immer der Alte.

Eines Abends, kurz vor dem Diner, trat ſie in das Empfangszimmer. Gewöhnlich war ſie die Erſte dort geweſen und Alan hatte es zur Regel gemacht, ihr auf dem Fuße zu folgen; er meinte ſcherzend, er müſſe doch ſehen, ob die Blumen in ihrem Haar in Ordnung ſeien. Heute aber fand ſie Lady Fraſer, Diamanten in dem ſchwarzen Haar und eine Granatblüte an der weißen Bruſt, im Stuhl zurückgelehnt, während Alan ſich über ſie neigte und eifrig zu ihr ſprach. Hyacinth durchſchaute nicht, daß dies nur eine Scene war, welche Lady Fraſer zur Förderung ihres Planes auf die Bühne gebracht hatte. Sie hatte Alan an ihre Seite gerufen und befragte ihn über Elmsthorpe Grange, als ſeine Verlobte ihn ſo eifrig reden ſah.

Hyacinth zögerte einen Moment in der Thür, während ihr ſchönes junges Geſicht erbleichte. Lady Fraſer ſchaute, Triumph im Auge, auf.

„Ich bitte um Verzeihung“, begann Hyacinth ſanft.

Es blieb ihr nicht Zeit, den Satz zu vollenden; zwei oder drei der anderen Perſonen traten hinter ihr herein und ſie ging an das andere Ende des Zimmers, wo Niemand den Schmerz ſehen konnte, den ſie nicht zu unterdrücken vermochte.

Mit Hilfe irgend welchen geiſtreichen Scherzes war es Lady Fraſer gelungen, bei Tiſch den Platz neben Alan zu erhalten, und die kleinen Anecdoten, welche ſie ihm erzählte, waren ſo geiſtreich und ſo luſtig, daß er ihr faſt ausſchließlich ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte. Da war es, als Lady Roſedene den verhängnißvollen Fehler beging, Hyacinth enüber von der Wittwe zu reden und dadurch die Eiferſucht, welche ier in des Mädchens Herzen geſchlummert hatte, zu entſetzlichem, igen, wilden Leben wachzurufen.

„Hyacinth“, ſagte die gutherzige Herrin von Dene Hall, „ich muß ien Etwas ſagen. Wie, Kind, Sie verlieren ja Ihre ſchönen Farben! e ſehen in der That aus wie eine weiße Hyacinthe. Sie müſſen auf ıy Fraſer nicht eiferſüchtig ſein.“

In den blauen Augen, die ſich zu ihr aufrichteten, lag tiefer Schmerz.

„Ich bin nicht eifersüchtig", sprachen die Lippen, aber Lady Rosedenes Ohr entging das schmerzliche Vibriren der klaren jungen Stimme nicht.

„Es hält Niemand viel von Lady Frasers Handlungen und Reden. Wollte eine Andere sich so benehmen wie sie, so würde man entsetzt sein. Sie ist vom Kopf bis Fuß eine Kokette. Ich glaube, sie könnte ebensowenig einen hübschen Mann sehen, ohne es darauf anzulegen, daß er sich für sie interessire, wie eine Katze einen netten, kleinen Sperling erblicken kann, ohne den Wunsch zu hegen, ihn zu verzehren. Es ist nichts Aufrichtiges an ihr; ihr Kokettiren dauert nie lange. Ich würde an Ihrer Stelle gar keine Notiz von ihr nehmen."

„So glauben Sie also wirklich, daß sie mit Alan kokettirt, Lady Rosedene?"

Diese ganz offene Frage setzte die Angeredete ein wenig in Verlegenheit.

„Ich glaube, Liebe, sie versucht es; doch bin ich überzeugt, daß es ihr nicht gelingen wird. Alan liebt seine Hyacinth viel zu sehr, als daß er an eine Andere denken könnte."

„Er liebte mich — er liebt mich noch!" sagte das Mädchen, durch ihre Stimme aber klang Verzweiflung hindurch.

„Ich würde darüber lachen", fuhr Lady Rosedene fort, „und die Sache durchaus nicht ernst nehmen. Lady Fraser widmet sich stets dem anziehendsten Herrn im Hause, gleichviel, wer er ist. Hier ist Alan der schönste und liebenswürdigste."

„Aber er ist mein!" rief Hyacinth.

„Gewiß. Ich weiß, daß er es ist und ewig bleiben wird. Ihm ist Lady Fraser vollkommen gleichgiltig, nur kann er nicht unhöflich gegen sie sein. Folgen Sie meinem Rath, Hyacinth, und seien Sie nicht eifersüchtig."

„Nein", sprach das arme Kind, „ich werde es nicht sein. Ich bin es nicht."

„Sie haben auch keine Ursache dazu", erklärte Lady Rosedene, „wenn ich glaubte, Sie hätten solche, so würde ich gewiß die Erste sein, welche eingreifen würde, das wissen Sie."

Doch auch Lady Rosedenes Vertrauen wurde an jenem Abend etwas erschüttert, als sie Alan mit Lady Fraser zusammen singen sah.

„Gertrud ist grausam", meinte sie. „Sie interessirt sich nicht für den Squire. Warum sollte sie das arme Kind unglücklich machen? Ich werde ernstlich mit ihr reden, sobald es angeht."

Von Alan befürchtete Lady Rosedene nichts; sie zweifelte nicht im Mindesten an seiner Treue und der Beständigkeit seiner Liebe zu Hyacinth; aber sie konnte es nicht ertragen, zu sehen, wie das liebliche Gesicht seinen heitern Ausdruck und die sanften Augen ihren Glan verloren.

Fortwährend fanden kleine Scenen statt, die Anderen vollständ entgingen, den Betheiligten aber reine Tragödie waren. An einem d lieblichen Maimorgen befanden sich die Gäste auf der Terrasse, d Wittwe wie gewöhnlich als der Mittelpunkt einer heiteren, lachend Gruppe. Alan und Hyacinth standen nicht weit von ihr. Sie gab vo den Charakter eines Jeden der Anwesenden aus der Blume, die er

meiſten liebte, zu erkennen. Sie machte einige ſehr treffende Bemerkungen, zum Beiſpiel war es, als Kapitän Clifton den Mohn als ſeine Lieblingsblume nannte, außerordentlich pikant, wie ſie den Charakter eines tapfern, unerſchrockenen Soldaten darin zu erkennen behauptete. Alan hörte ihr voller Bewunderung zu. Plötzlich wandte ſie ſich an ihn.

„Welches iſt Ihre Lieblingsblume, Herr Branſtone?“

Er lachte, als er entgegnete:

„Meine Neigung iſt zwiſchen zwei getheilt und dieſe ſind ſehr verſchieden.“

„Wie heißen ſie?“

„Es iſt die weiße Hyacinthe und die blaue Kornblume.“

Sie lachte, ein leiſes, ſilberhelles Lachen, das wie der Klang eines Glöckchens erſcholl.

„Daß Sie Ihre Zuneigung zweien ſchenken, iſt ein Beweis, daß Sie keine vorziehen. Ihre Lieblingsblume ſoll ein Apfelblütenzweig ſein, daraus will ich Ihnen Ihren Charakter ſchildern.“ Und mit wenigen poetiſchen Worten lieferte ſie von Alan eine Beſchreibung mit ſo treffenden Einfällen, daß Alle ſich darüber amüſirten, nur Hyacinth nicht. Sie verſuchte ſich ſelbſt einzureden, daß in allem Dem nichts liege; trotzdem aber drohte ihr die hochauflodernde Eiferſucht das Herz zu verbrennen. Stillſchweigend zog ſie ſich von der lachenden Gruppe zurück, und Alan war ſo ſehr in Lady Frafers ſprudelnden Witz vertieft, daß er ſie nicht vermißte.

Eine Stunde ſpäter fand er Hyacinth im Garten.

„Mein Liebling“, ſagte er, „warum verließeſt Du mich? Ich ſah Dich gar nicht weggehen.“

Er ſetzte ſich neben ſie und zog das ſchöne, bekümmerte Geſicht dicht an das ſeine heran.

„Alan“, fragte ſie, „liebſt Du mich wirklich?“

„Welche Frage, wenn wir ſo bald uns ganz angehören werden?“ erwiederte er.

„Liebſt Du mich aber auch wirklich mehr als jede Andere?“ fuhr ſie fort.

„Ja, zehntauſendmal mehr. Ich liebe Dich mit der ganzen Kraft meines Herzens, wie meiner Seele. Ich habe keinen Gedanken, keinen Wunſch, kein Verlangen, keine Hoffnung, die nicht in Dir beginnt und in Dir endet, Hyacinth.“

„Warum marterſt Du mich dann ſo?“ rief das Mädchen. „Ja, Alan, warum marterſt Du mich ſo, wenn Du mich liebſt?“

Er ſah ſie in höchſtem Staunen an. „Ich Dich martern, Hyacinth? Mein Liebling, ich könnte Dir nicht ein Haar Deines Kopfes krümmen. Wieſo martere ich Dich?“

„Du verſtehſt mich nicht“, ſagte ſie mit einem bittern Aufſchrei ging, damit er die Thränen nicht ſehen ſollte, die ſie nicht zurückhalten konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Salonpost.

Rath Bl. in P. Zum Besten von Schillers Wittwe und Kindern fand am 9. Mai 1806 am Berliner Hoftheater auf Befehl des Königs eine Vorstellung der „Braut von Messina" statt, welche eine Einnahme von 2335 Thalern erzielte. Aus seiner Chatouille legte der König noch 100 Friedrichsd'or hinzu.

Bella N.

„Die schöne Form macht kein Gedicht,
Der schöne Gedanke thut's auch noch nicht —
Es kommt drauf an, daß Leib und Seele
Zur guten Stunde sich vermäle."

E. Gr. in Suhl. Wenden Sie sich bezüglich des Nervenleidens an Professor Siebert in Jena.

H. W. in O. bei Reichenberg. Muth, verehrte Frau! Die Leiden sind wie Gewitterwolken — in der Ferne sehen sie schwarz aus, über uns kaum grau. Das ist ein gutes Wort von Jean Paul.

Olga L. in H. Wenn „Wir Komödianten" nur nicht so behaglich breit wären!

K. v. R. in L. Ein berühmter Parlamentarier hat einmal gesagt: „Nur wer mit voller eigener Ueberzeugung spricht, darf hoffen, Andere zu überzeugen. Dasselbe gilt auch vom Dichter.

Bela W. in Oedenburg. Wissen Sie nicht, daß Moral die Grammatik der Religion ist und daß es leichter ist, gerecht als schön zu handeln?

A. Pr. in Rawitsch. Die Auszeichnung der Fürstin Katharina Dolgorucki seitens des Petersburger Hofes ist eine Fabel. Die Fürstin Dolgorucki erschien bei Hofe; doch kaum eine Festlichkeit, kaum ein Hofball verging, ohne bittere Thränen und spätere Beschwerden an allerhöchster Stelle im Gefolge zu haben. Was half es, daß General Rilejew, das bekannte Factotum des Hofes und der Intime des fürstlichen Hauses, in eindringlichster Weise darauf aufmerksam machte: „Madame la Princesse habe zu dem und dem Tanze noch kein Engagement angenommen" — die Träger der vornehmsten Namen bedauerten stets, sich bereits für sämmtliche Tänze gebunden zu haben. An sie speciell war aber jene Aufforderung gerichtet, denn an weniger vornehmen Tänzern mangelte es der Fürstin ja nicht. Auch zu ihren eigenen kleinen Gesellschaften gelang es nur selten, diejenigen Persönlichkeiten heranzuziehen, welche man dort besonders gern gesehen hätte. Neu ernannte Hofchargen konnten wohl nicht umhin, der Fürstin ihre Antrittsvisite abzustatten; damit hatte es denn aber auch in den meisten Fällen sein Bewenden.

A. R. in O. Ein schönes Geschenk für die Hochzeit Ihres Neffen, der, wie Sie schreiben, lange in Glasgow gelebt, dürfte das im Verlag von Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig erschienene Prachtwerk „Nordlandfahrten" sein. Das mit mehreren hundert Holzschnitten vornehmster Art gezierte Werk erscheint in Lieferungen und führt uns malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst der geschilderten Gegenden vor. Der Norden Europas ist bisher immer von der Touristenliteratur stiefmütterlich behandelt worden. Noch besitzen wir keine den modernen literarischen Anforderungen entsprechende Reisebeschreibung Schwedens und Norwegens. Das Hirtsche Werk macht einen sehr glücklichen Anfang dazu und giebt in prägnanter, farbenfrischer Schilderung einen auch für phantasielose Gemüther — denen die schönen Illustrationen das Deficit der Anschauung decken — anregend wirkenden Führer durch die landschaftlichen und ethnographischen Originalitäten des Nordens ab. Schottland ist in Theodor Fontanes Werk „Vom Tweed bis zur Pentlandfähre" interessant, aber nicht erschöpfend geschildert. Auch über das von Walter Scott mit dem Zauber unvergänglicher Poesie umwebte Land finden sich warme und stimmungsvolle Schilderungeu in der fünften Lieferung. Am besten scheint uns Irland von Francis Broemel charakterisirt zu sein. Aus diesen Reproductionen der Eindrücke, die die wundervolle Smaragdinsel giebt, leuchtet eine Glut, eine Sympathie für die armen Kinder Erins hervor, wie man sie bisher vom zahmen Touristenton nicht gewohnt war. Neben Broemel sind unter den textlichen Mitarbeitern Richard Oberländer, Johannes Proelß, Adolf Rosenberg zu erwähnen. Das ganze Werk macht einen literarisch vornehmen Eindruck.

Neueste Moden.

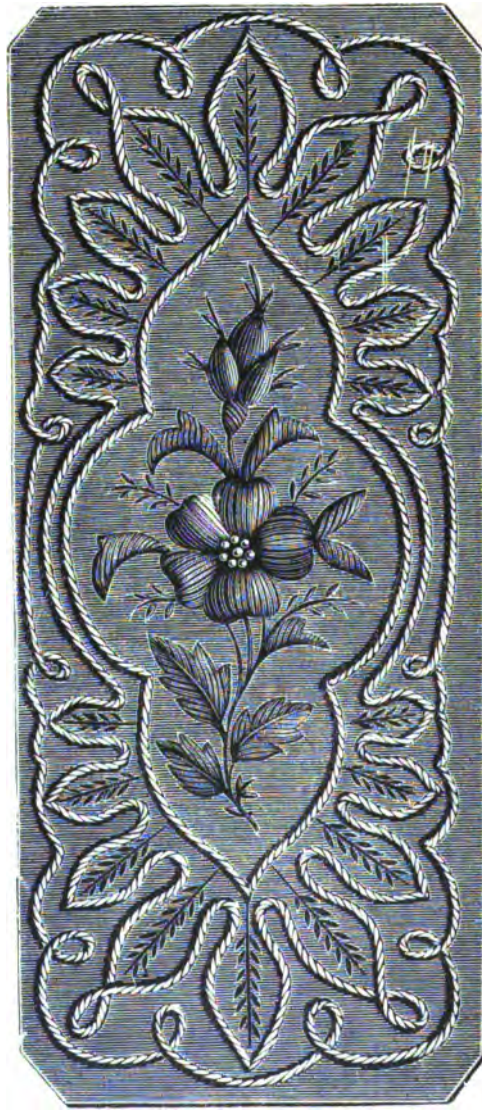
Nr. 1 u. 2. Kinder-Anzüge.

Nr. 1. Anzug von fischotterbraunem Wollenstoff für ein Mädchen von 8 bis 10

Nr 1 u. 2. Kinder-Anzüge

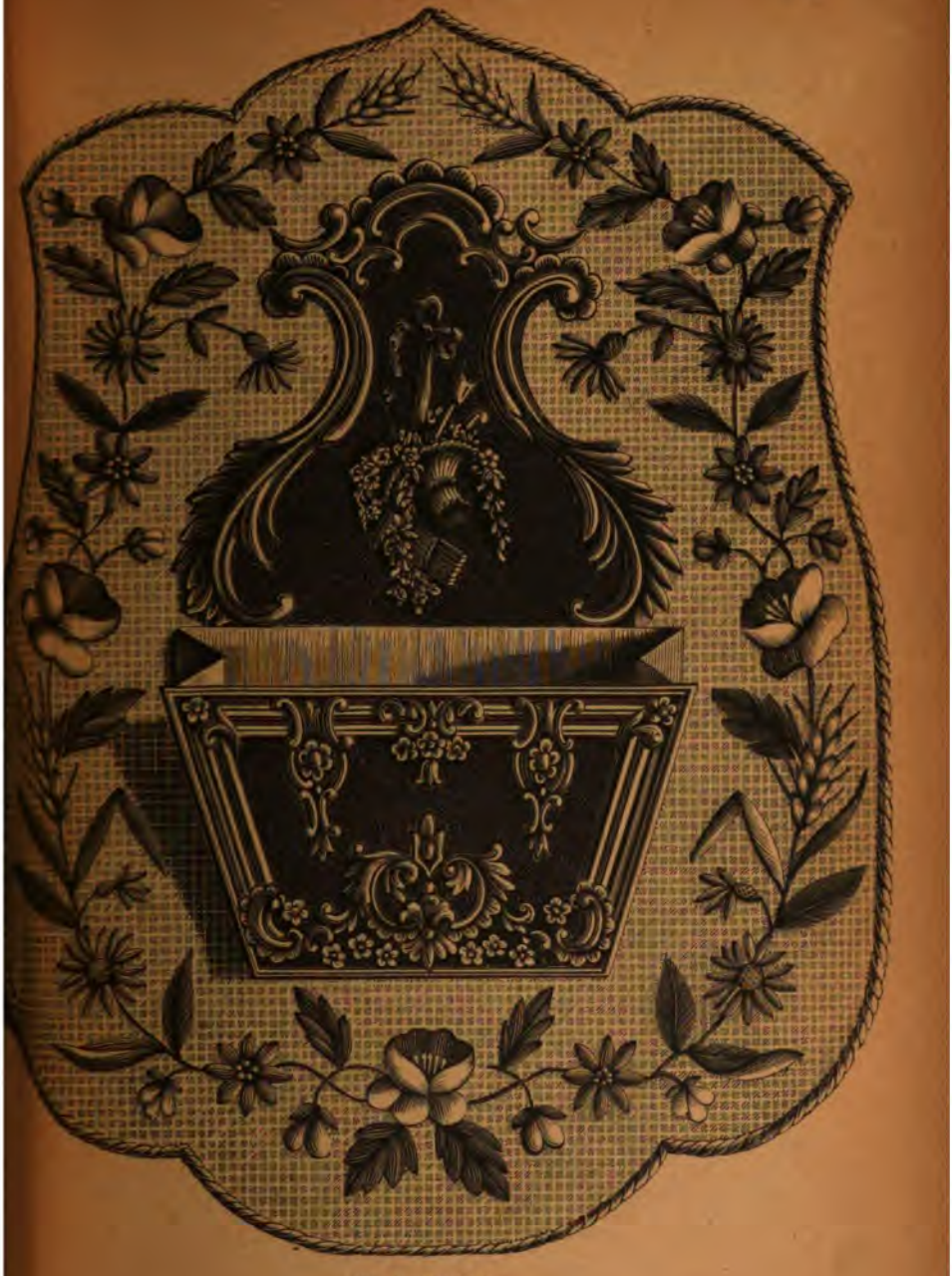
Jacke. — Am glatten Rock zu beiden Seiten je ein, aus vier übereinandergesetzten Platten gebildeter Kegel; vorn eine Schleife und auf der Rückseite ein Puff.

Die vorn sehr lange Niedertaille ist über ein in Plissés gefälteltes Blousenleibchen mit Goller geschnürt. Das Blousenleibchen ist in der Taille durch einen Bund mit dem Rock zu verbinden. Anliegende Aermel mit Aufschlägen. Runder Hut mit fischotterfarbenen Schleifen.



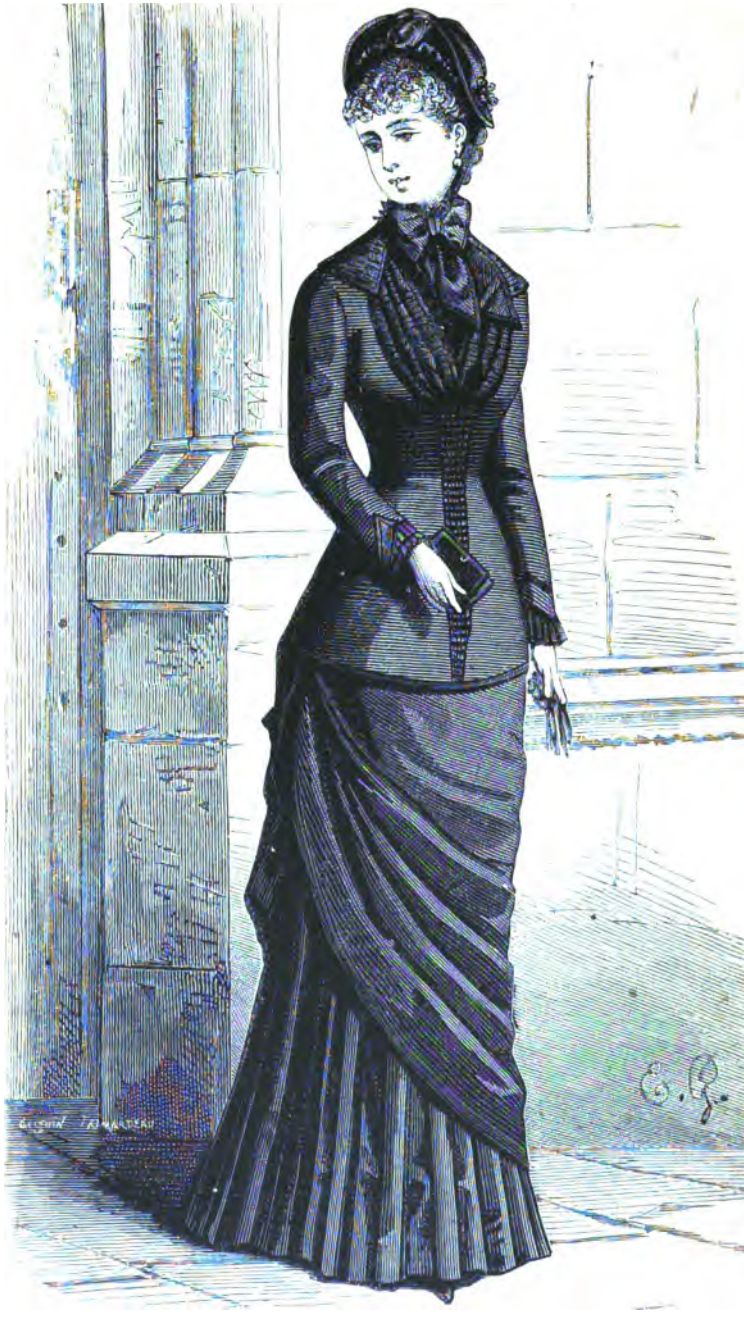
Nr. 3. Oberblatt zu einem Cigarrenetui.

Nr. 2. Anzug von Beige-Wollenstoff für ein Mädchen von 4 bis 6 Jahren. – Robe mit 21 Cmtr. hohem Plissé, dessen Kopf eine Schärpe mit Bandschleife ist der Rückseite verdeckt. In Falten gezogenes und in eine scharfe Spitze auslau

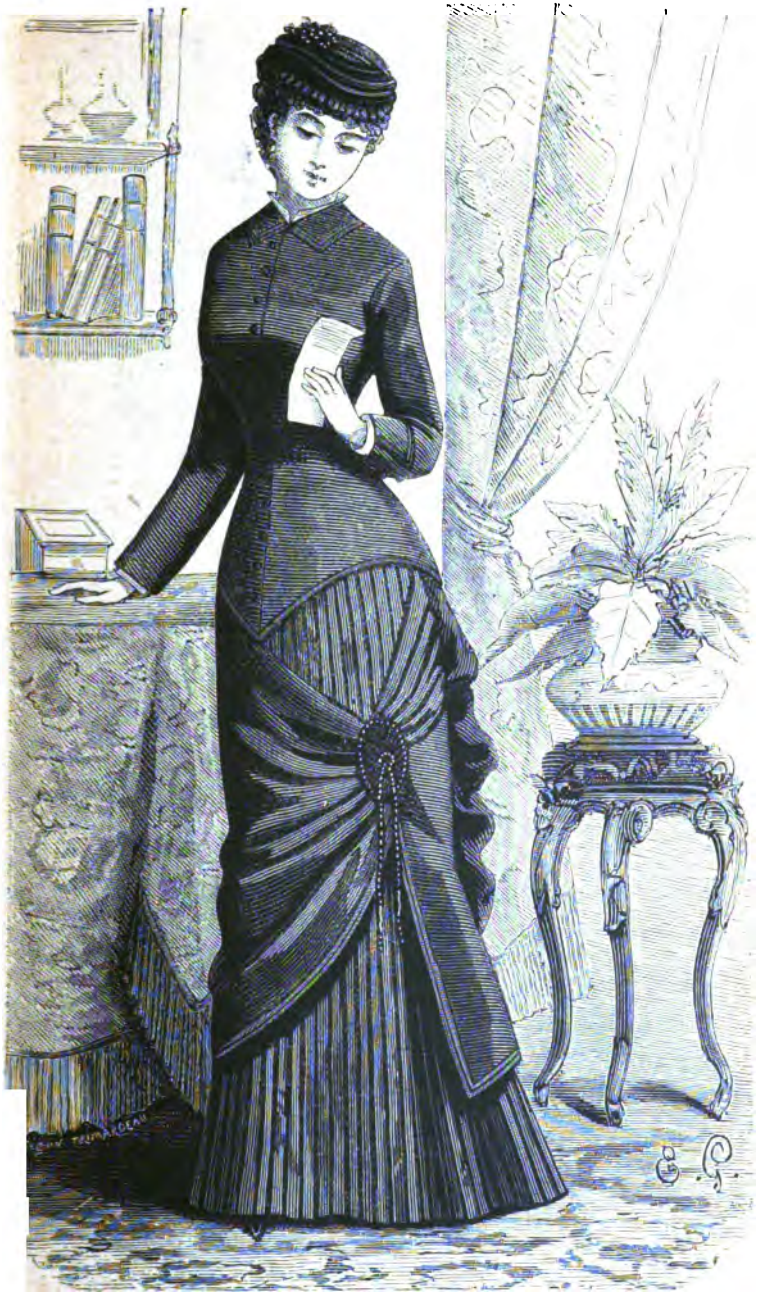


Nr. 4. Briefhalter.

des Plastron. Anliegende Aermel mit Aufschlägen. Runder Hut mit emporgebogenem Rand, der mit in Puffen gereihter Surah unterfüttert ist. Oben eine Schleife.



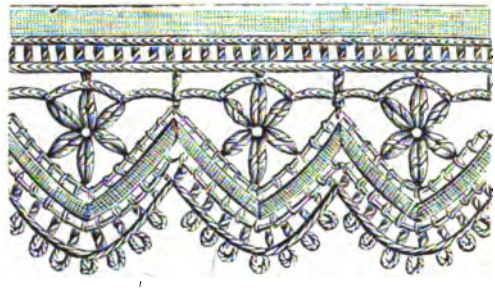
Nr. 5. Trauer-Anzug.



Nr. 6. Trauer-Anzug.

Nr. 3. Oberblatt zu einem Cigarrenetui.

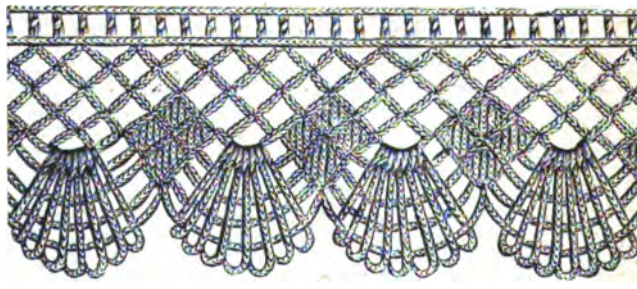
Auf graues, mit Calicot gefüttertes Leder stickt man mit Soutache die Arabesken in Napolitaine in derselben Nüance und in die Mitte in hohem Relief die wilde Rose und die Knospe in grauschillernder Seide mit einigen kleinen Strichen Golddraht schattirt. Auf die andere Seite des Etuis wird nur eine Einfassung von Napolitaine gestickt. In der Mitte läßt sich dann noch ein Namenszug in Golddraht anbringen.



Nr. 7. Gehäkelte Spitze mit Renaissance-Spitzenbändchen.

Nr. 4. Briefhalter.

Auf ein 32 Cmtr. hohes und 24 Cmtr. breites Stück Penelope-Canevas stickt man im Hochstich eine Guirlande von Feldblumen in Wolle und mit Seide hervorgehoben: Klatschrosen, Maßliebchen, Kornblumen und Aehren in natürlichen Farben. Der Grund ist im Kreuzstich in granatrother Wolle. In der Mitte wird der Briefhalter von gepreßtem Leder mit Rücken und zu beiden Seiten je einer Falte von grünem Atlas auf grünem Sammetgrund befestigt. Der Canevas wird auf ein mit Satinet gefüttertes Stück Carton gespannt und mit einer assortirten Schnur eingefaßt.



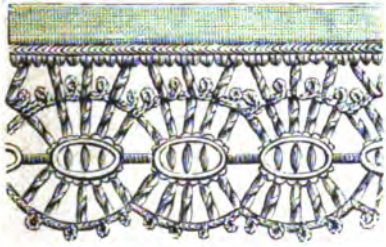
Nr. 8. Gehäkelte Spitze.

Nr. 5. Trauer-Anzug.

Gefältelter Caschmirrock. Die Tunica von glattem Caschmir ist an der ein Seite hoch gerafft und auf der Rückseite in einen Puff geknüpft. Taille mit rund dem Schooß. Kragen und Fischü von englischem Krepp. Das Fischü ist unterhalb der Brust in sehr enge Fältchen gereiht und endigt am untern Rande des Schooßes in eine Spitze. Anliegende Aermel mit kleinen spitzen Revers über ein doppeltes Krepp-Plissé. Capotenhut von Krepp mit leicht emporgebogenem, mit Krepp gefüttertem Rande. Oben eine Kreppdraperie.

Nr. 6. Trauer-Anzug.

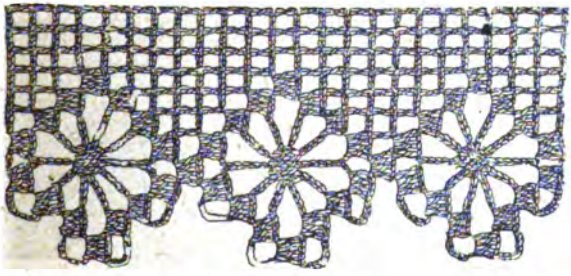
Durchaus gefältelter Rock von indiſchem Caſchmir. Die mit Surahlitze umrandete Tunica iſt an der Seite unter einer mit Jet verzierten Paſſementerie-Agraffe drapirt. Unter dem Schooß iſt die Tunica offen, ſo daß der gefältelte Rock ſichtbar wird. Auf der Rückſeite ein Puff. Die über den Hüften bogig ausgeſchnittenen Schöße der Taille ſind mit Surah-Litze umrandet. Kragen und Aufſchläge von Surah. Mit engliſchem Krepp überzogener Toque; am Rande ein kleines Pliſſé und ringsum eine Schärpe; oben eine Jetblume. Gerader Kragen und Manſchetten von Leinwand.



Nr. 9. Gehäkelte Spitze mit Medaillon-Spitzenbändchen.

Nr. 7. Gehäkelte Spitze mit Renaiſſance-Spitzenbändchen.

Dieſe Spitze wird in der Mitte angefangen. — **1. Reihe:** Man nimmt eine gewiſſe Länge Spitzenbändchen und macht in ein Picot deſſelben 1 Doppelmaſche, 4 Luftmaſchen, der Faden vier Mal um die Nadel gewickelt, 6 Picots des Spitzenbändchens überſprungen und 2 Doppelſtäbchen in das folgende P.; die Schlingen dieſer St. auf der Nadel behalten, 4 P. überſpr., 2 Dſt. in das folgende P., die Schlingen der auf der Nadel behaltenen St. zuſammenziehen. Mit den übrigen beiden Schlingen wird verfahren wie für ein Dſt., um den erſten Strahl des Sternes zu bilden, 1 Dſt. in den obern Theil des Strahles am untern Ende des Sternes, 3 Lm., 2 dreifache Stäbchen in dieſelbe M., 3 Lm., 2 Dſt. in dieſelbe M., 4 Lm. Wiederholt. — Für den obern Theil: 1 Dm. zwiſchen die 2 St. in der Mitte

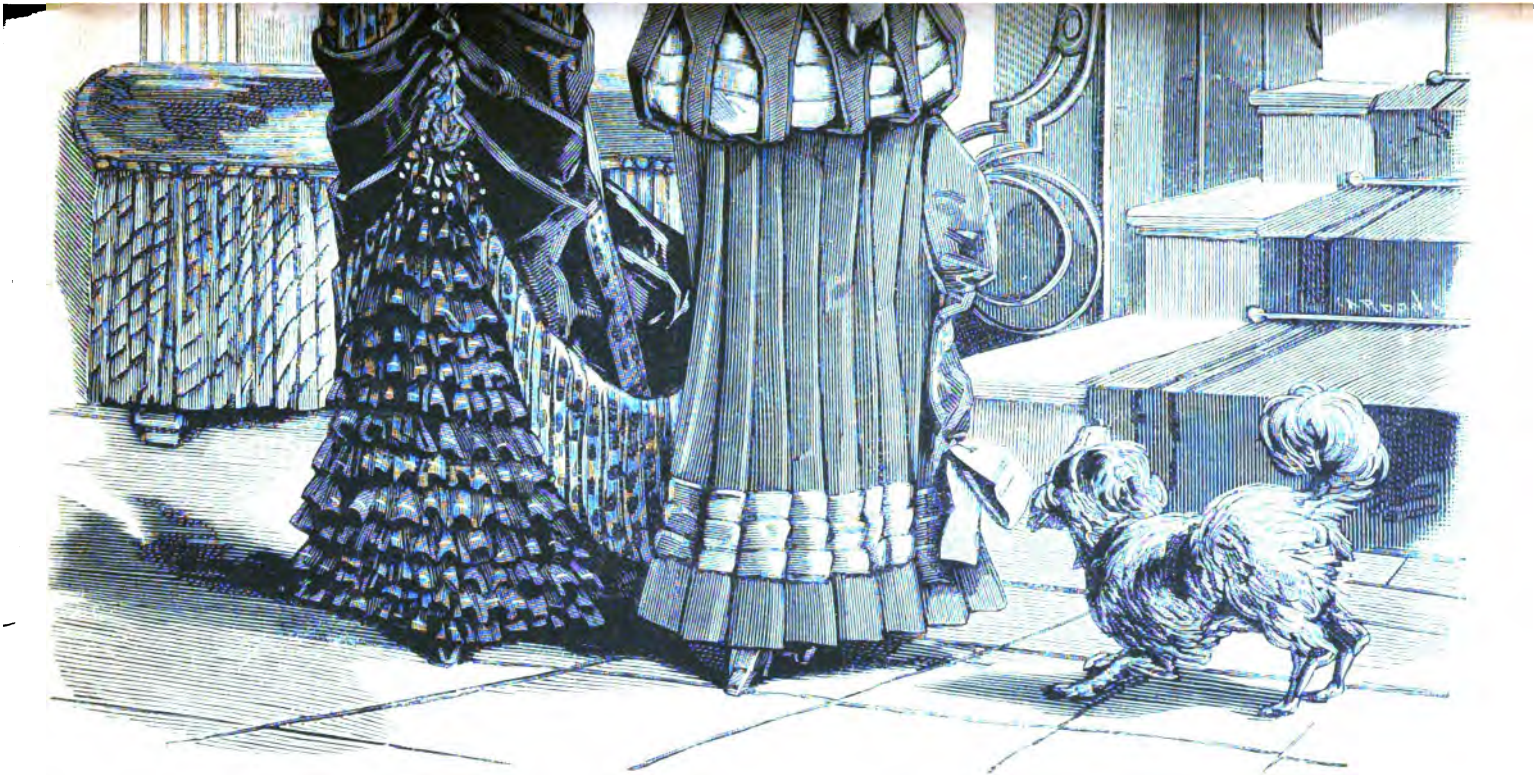


Nr. 10. Gehäkelte Spitze.

vorhergehenden Reihe, 5 Lm., 1 Dm. in die Dm. der vorherg. Reihe. Wieder- — **2. Reihe:** 1 durch 1 Lm. getrenntes St. in alle 2 M. der vorherg. Reihe. — den untern Theil: Das Spitzenbändchen wird gebrochen, wie es das Deſſin ebt, dann eine einf. M. in das dritte P. von der Falte des Spitzenbändchens, m., 1 P. überſpr., 1 Dm. in das folgende P. *, 5 Lm., 1 einf. M., 1 P. rſpr., 1 St. in das folg. P. Vom Sternchen an 6 Mal wiederholt, 2 Lm., 1 überſpr., 1 einf. M. in das folgende. Vom Anfang der Reihe an wiederholt.

Nr. 8. Gehäkelte Spitze.

Kette von beliebiger Länge. Der Faden wird vorn angeknüpft und am



Nr. 11 u. 12. Promenaden-Anzüge.

Ende jeder Reihe wieder abgeschnitten. — 1. Reihe: 1 durch eine Lm. getrenntes St. in alle 2 M. der Kette. — 2. Reihe: 1 Dm. über 1 St., 5 Lm., 1 St. übersprungen. Wiederholt. — 3., 4. u. 5. Reihe: 1 Dm. in die mittelste M. der 5 Lm., 5 Lm. Wiederholt. — 6. Reihe: 2 Halbst. in die vierte und fünfte der 5 Lm., 1 St. in die Dm., 2 Halbst. in die erste und zweite der 5 folgenden Lm. 5 Lm., * 1 Dm. in die dritte der 5 folg. Lm., 5 Lm., vom Sternchen an 1 Mal wiederholt, 4 Lm., vom Anfang der Reihe an 1 Mal wiederholt. — 7. Reihe: 2 durch 1 Lm. getrennte Halbst. über das St. der vorherg. Reihe, 1 St. in den obern Theil des letzten Halbst. und in die erste und zweite der 4 Lm., 1 Dm. in die dritte, 2 Lm., 1 Halbst. in die zweite der 4 folg. Lm., 1 St. in die dritte und vierte Lm., 1 Lm. Wiederholt. — 8. Reihe: 3 St. unter die Lm. der vorherg. Reihe, 1 Dm. über das zweite und dritte St., 2 Lm., 1 St. in den obern Theil jedes der 8 St. der vorherg. Reihe, 2 Lm., 1 Dm. in das mittelste der 3 folgenden St. Wiederholt. 9. Reihe: 1 Dm. in das mittelste der 3 St. der vorherg. Reihe, 3 Lm., 1 durch

Nr. 13. Arbeitskorb mit Zugbeutel. (Mit Dessin.)

1 Lm. getrenntes St. in jedes der St. der vorherg. Reihe, 3 Lm. Wiederholt. — 10. Reihe: 1 Dm. über die Dm. der vorherg. Reihe, 3 Lm., * 1 St., 5 Lm., 1 Dst. in die zweite der 5 Lm., vom Sternchen an 6 Mal wiederholt, 1 St. über das letzte St., 5 Lm. Wiederholt.

Nr. 9. Gehäkelte Spitze mit Medaillon-Spitzenbändchen.

1. Reihe für den untern Theil: * 1 Stäbchen in das erste Picot, 5 Lm., 1 einf. M. in das zweite, 1 St. in das folgende. Vom Sternchen an 3 Mal wiederholt, dann die Reihe wieder angefangen. — 1. Reihe für den obern Theil: Wie vorher. — 2. Reihe: 1 durch 2 Lm. getrenntes St. zwischen jedes der 4 Picots der Muschel. Wiederholt. — 3. Reihe: 1 Dm. unter jede Kette der vorhergehenden Reihe.

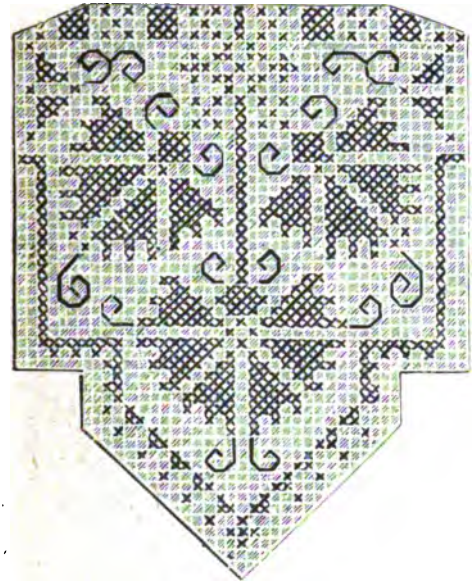
Nr. 10. Gehäkelte Spitze.

Diese Spitze ist eine von denen, welche quer gehäkelt werden. Die gegeben

Abbildung stellt den übrigens sehr einfachen Gang der Arbeit so deutlich dar, daß eine Beschreibung des Details überflüssig erscheint. Wegen ihrer Solidität eignet sich diese Spitze besonders als Garnitur für Hemden, Pantalons und Kinderroben.

Nr. 11 u. 12. Promenaden-Anzüge.

Nr. 11. Anzug von blauer und Phantasie-Surah. — Der Rock von glatter Surah ist vorn mit zwölf bis dreizehn kleinen rüschirten Volants, welche die Schürze bilden, garnirt. Von glatter und Phantasie-Surah gemischte Draperien bilden oben Paniers-Bahnen und unten Revers. Die lange Schleppe von glatter Surah ist auf der Rückseite an zwei Stellen durch mehrere gefältelte Reihen zusammengezogen und endet in zwei rüschirte Volants. Zwei sich nach oben verjüngende Revers von Phantasie-Surah trennen die Schleppe von der Schürze und eine von einem Passementeriemotiv übersetzte glatte Surahschleife ziert den untern Theil des Rückens. Die Vordertheile der Taille sind mit einem, aus einer gefältelten glatten Surahdraperie bestehenden Fischü garnirt. Die Spitze desselben ist mit einem harmoniren-



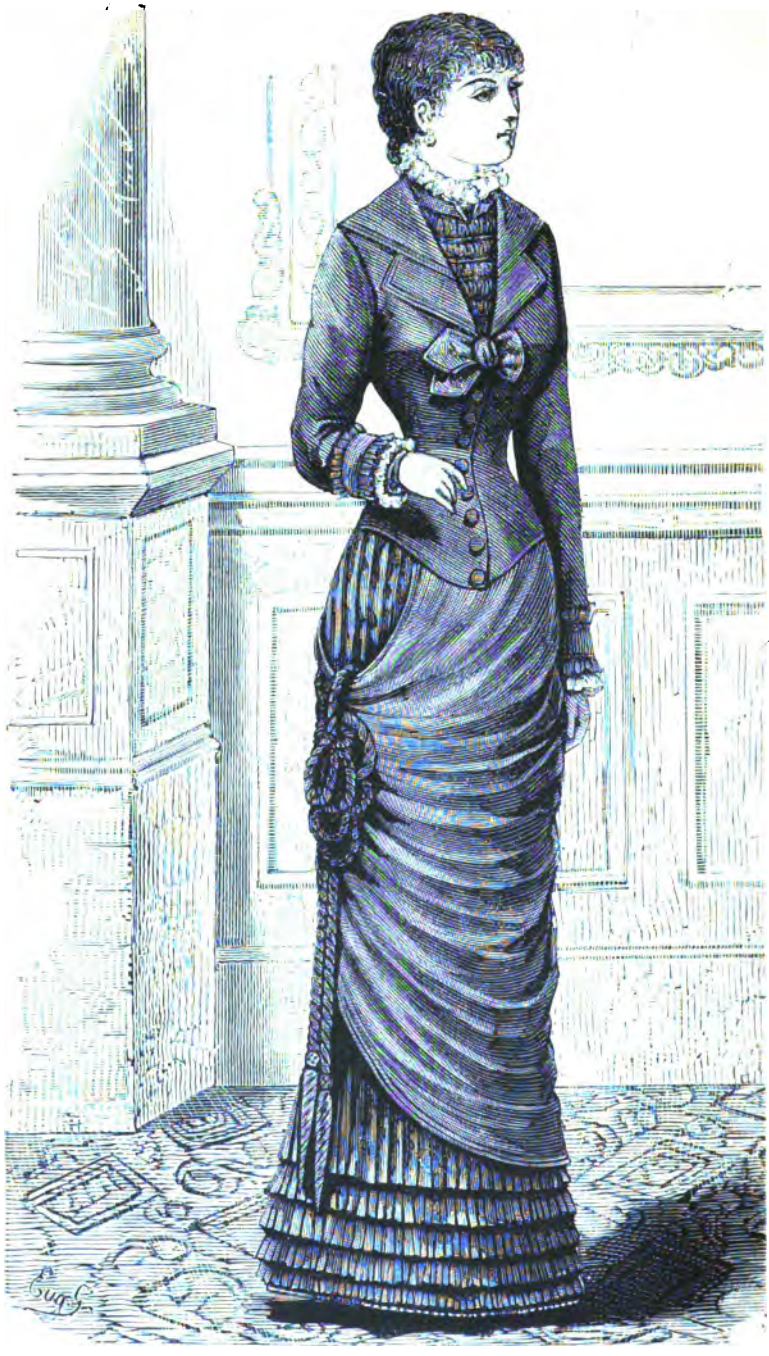
Nr. 14. Dessin zum Zugbeutel.

den Passementeriemotiv mit auf die Schürze herabfallenden Quasten garnirt. Großer Hut von gepuffter Surah mit Federn und breiten Bindebändern.

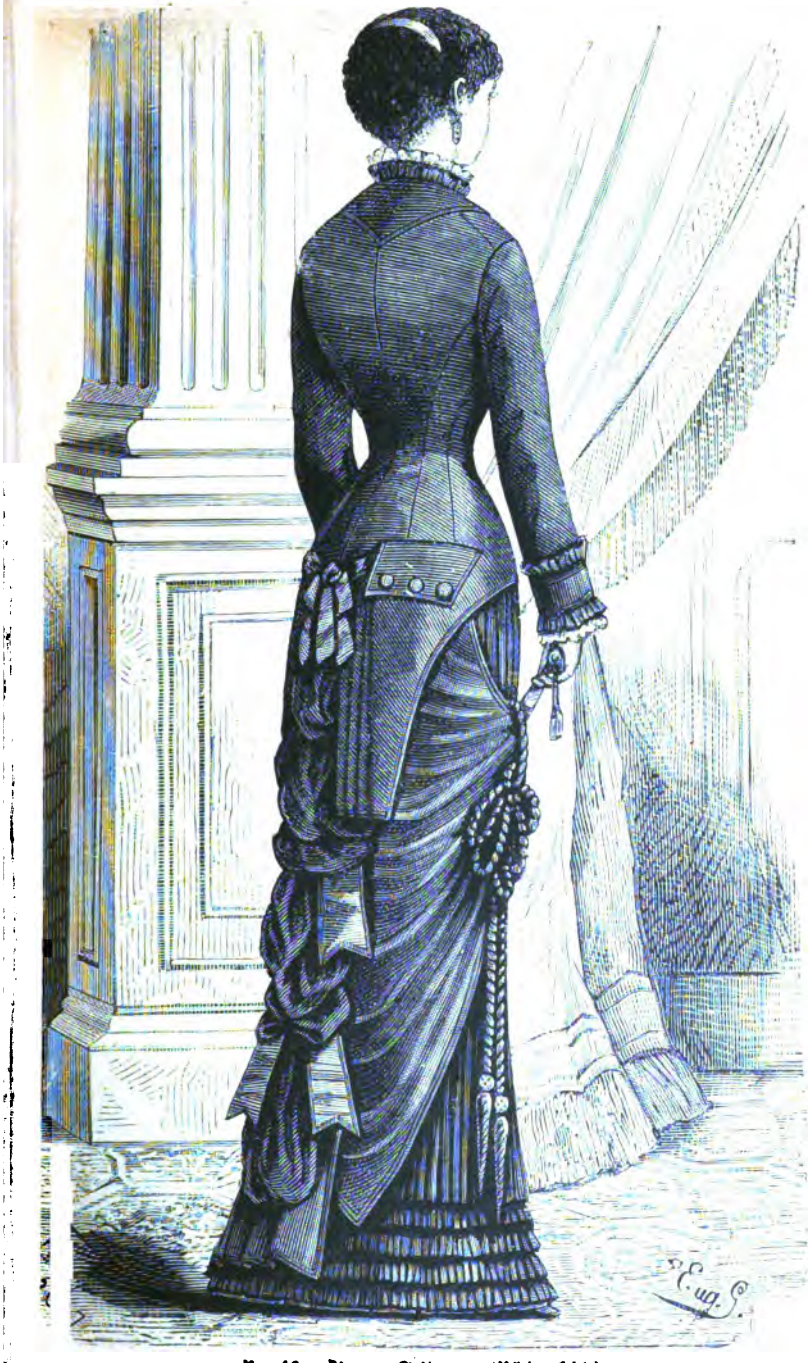
Nr. 12. Anzug von pflaumenblauem Caschmir und lachsfarbener Surah. — Kurzer, in Nonnenfalten gebrochener Caschmirrock, unten mit drei Failleschrägstreifen als Besatz. Vorn bildet die Tunica eine Art langes Jacket, das in von einer abstehende Schluppen endet, zwischen denen sich eine Schärpe von gefältelter lle zeigt. Ueber dem Plastron von ebenfalls gefältelter Faille schließt sich die lle mittels einer Reihe kleiner Patten. Der Rücken in Prinzeßform bildet einen f, welcher unten unter einer großen Gruppe schmaler, mit Faille gefütterter hmirschleifen zusammengezogen ist. Der Ellbogenärmel ist vorn, wie die Taille, oben bis unten offen. Durch die Oeffnung tritt ein Theil des durch kleine ten gehaltenen Faillepliffés hervor. Großer pflaumenblauer Hut mit Federn in er Nüance.

Nr. 13 u. 14. Arbeitskorb mit Zugbeutel. (Mit Dessin.)

r Korb ist von façonnirtem Weidengeflecht und im Innern mit olivengrünem



Nr. 15. Zimmer-Toilette. (Vorderanſicht.)

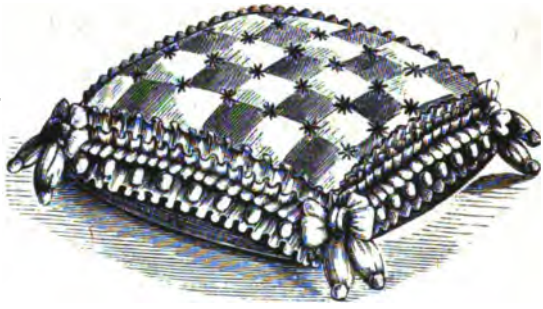


Nr. 16. Zimmer-Toilette. (Rückanſicht.)

Caschmir gefüttert. Zu dem durch einen Zug zu schließenden Beutel ist derselbe Stoff genommen. Rings um den Korb wird ein Lambrequin von Java-Canevas angebracht, das mit dem unter Nr. 18 gegebenen Dessin in kirschrother Seide im Kreuzstich gestickt ist. Der Canevas ist mit Satinet von der gleichen Farbe unterfüttert und mit einer assortirten Seitenfranse garnirt. Zur weitern Verzierung hängt man Quasten von olivenfarbener und kirschrother gekämmter Wolle zwischen die Zacken des Lambrequins.

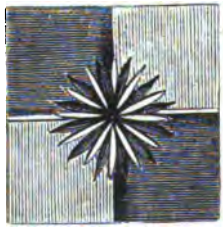
Nr. 15 u. 16. Zimmer-Toilette. (Vorder- und Rückansicht.)

Rock von fischotterbraunem Atlas, unten mit vier kleinen Röhrenvolants gar-



Nr. 17. Nadelkissen für den Toilettetisch. (Mit Dessin.)

nirt; die ganze obere Partie ist bis unter die Taille gefältelt. Die Tunica von gazellenfarbenem Grain de Poudre wird an der rechten Seite durch ein Passementerie-Schnurenmotiv zusammengehalten; der offene Raum darüber läßt die Hüftenpartie des gefältelten Rockes sehen. Das Schnurenmotiv bildet eine Gruppe Kleeblätter und endigt in zwei lange Enden mit Nestelstiften. Die hintere Partie ist mittels Bandschluppen in kleine Wellen gerafft. Die Schöße der Fracktaille von Grain de Poudre sind mit Atlaslitze von gleicher Nüance umrandet. Nach Innen



Nr. 18. Dessin zum Nadelkissen.

ist bei den langen Frackschößen je eine Atlasfalte eingesetzt. Den Zwischenra- füllt oben eine Atlasschleife aus. Zu beiden Seiten eine viereckige Tasche mit Knöpfen. Gefältelte Aufschläge, doppelter, mit Atlas überzogener Shawlkra, welcher sich über ein in Puffen gereihtes Surah-Chemisett öffnet. Am Abschluß untern Shawlkragens eine Atlasschleife mit nur einer Schluppe und zwei Enden

Nr. 17 u. 18. Nadelkissen für den Toilettetisch. (Mit Dessin.)

Das unter Nr. 18 gegebene Detail zu diesem Nadelkissen stellt in vergrößert Maßstabe die Art und Weise dar, wie dasselbe zu arbeiten ist. Es werden näm zwei Längen Atlasband so ineinander verflochten, daß das Ganze einem Damen

ähnelt. Auf die Kreuzungspunkte wird im Lanzettstich ein Stern in zwei Nüancen Seide, z. B. goldgelb und hellbraun, gestickt. Das gepolsterte Kissen wird dann

Nr. 19. Cylinderhütchen.

mit einer mit weißen Perlen verzierten Bandrüsche und an den Ecken mit hübschen Schleifen verziert.

Nr. 19. Cylinderhütchen.

Diese kleine Arbeit wird in weißen Röhrenperlen ausgeführt, welche auf weißseidene Fäden gereiht und dann auf einem Gerippe von Eisendraht, dessen Form

Nr. 20. Japanesischer Lampenschirm.

der Abbildung ersichtlich ist, befestigt werden. Die Contouren desselben garnirt mit einer rothen Chenille.

Nr. 20. Japanesischer Lampenschirm.

Zu diesem Lampenschirm in echt japanesischem Geschmack braucht man 12 nach dem Modell geschnittene Blätter Bristol-Carton von hell Chamoisfarbe. Auf den Flächen sind japanesische Figuren und Arabesken ausgeschlagen und diese mit dünnem Papier mit schwarzen und rothen Dessins überklebt, so daß sie transparent erscheinen. Die Blätter werden einfach durch einen losen Festonstich in rother Wolle mit einander verbunden. An jede der oben ausgehenden Spitzen befestigt man eine kleine Quaste von rother gekämmter Wolle.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Venezianisches Rendezvous.

Nach dem Gemälde von Ludwig Passini

Der Salon.

[illegible]

[illegible]

An einem der [illegible]
dem Theater noch [illegible]
mit einem Glase [illegible]
erwärmen. Mit [illegible]
welchem nur ein [illegible]
nächst liegenden [illegible]
mein Interesse hätte [illegible]
Seite. Dabei streifte [illegible]
bar, dessen Auge [illegible]
weg, als ich [illegible]
sagte:

„Ich täusche mich [illegible]

Am Klange [illegible]
Antlitz sich im Laufe [illegible]
es mir fremd erschienen [illegible]

War das [illegible]
bernd „Apoll" [illegible]
statt des Uebermuthes [illegible]
Melancholie. [illegible]
das Augenlid [illegible]
Das Gesicht [illegible]
einer Wunde der [illegible]
[illegible], daß es [illegible]

„Robert [illegible]
Hände entgegen. [illegible]

„Seit gestern."

„Und warst [illegible]

„Wer weiß, [illegible]
[illegible], daß wir uns [illegible]

Er sagte das [illegible]

„Ich danke, [illegible]
[illegible] liebenswürdige [illegible]
[illegible] fehlt Dir?"

Der Salon.

Ein Opfer.

Novelle von E. Gregor.

An einem der kälteſten Decembertage des Jahres 187. war ich nach dem Theater noch in eine vielbeſuchte Reſtauration eingetreten, um mich mit einem Glaſe Grog für den weiten Weg nach meiner Wohnung zu erwärmen. Mit kurzem Gruß ließ ich mich an einem Tiſche nieder, an welchem nur ein Herr ſaß und griff faſt mechaniſch nach dem mir zunächſt liegenden Zeitungsblatt. Daſſelbe enthielt jedoch nichts, was mein Intereſſe hätte feſſeln können, und ſo warf ich es bald wieder bei Seite. Dabei ſtreifte ich unwillkürlich mit den Blicken meinen Tiſchnachbar, deſſen Auge voll und forſchend auf mir ruhte. Er ſah auch nicht weg, als ich ihn fixirte, ſondern legte ſeine Hand auf meinen Arm und ſagte:

„Ich täuſche mich nicht, Felix, Du biſt es.“

Am Klange ſeiner Stimme erkannte ich den Jugendfreund, deſſen Antlitz ſich im Laufe von zehn Jahren ſo weſentlich verändert hatte, daß es mir fremd erſcheinen konnte.

War das der einſt ſo ſchöne Graf Bredow, den alle Welt bewundernd „Apoll“ genannt? Das früher farbenfriſche Antlitz war bleich; ſtatt des Uebermuths, der es ſonſt erhellte, waltete jetzt darauf eine trübe Melancholie. Am meiſten aber fiel der Mangel des einen Auges auf; das Augenlid war tief in die Augenhöhle geſunken und hob ſich nie. Das Geſicht zeigte viele Narben und zweifellos hatte auch in Folge einer Wunde der einſt ſo ſchöne Mund ein ſo ſchiefes Ausſehen bekommen, daß es trotz des Vollbarts Niemandem entgehen konnte.

„Robert Bredow?“ rief ich beinahe erſchrocken und hielt ihm beide Hände entgegen. „Seit wann biſt Du in D.?“

„Seit geſtern.“

„Und warſt noch nicht bei mir?“

„Wer weiß, ob ich Dich überhaupt aufgeſucht hätte! Doch es iſt g t, daß wir uns hier treffen. Erzähle, wie es Dir ging und geht.“

Er ſagte das Alles in abgeriſſenem Tone, unruhig, gezwungen.

„Ich danke, mir geht es recht gut, bin glücklich verheirathet, habe d ei liebenswürdige Kinder, aber Du, lieber Robert, ſcheinſt mir bedrückt, u as fehlt Dir?“

Er ließ den Blick über die geräuschvolle Menge schweifen und ein schmerzliches Lächeln umspielte seine Lippen, als er sagte:

„Was mir fehlt? Alles!"

„So rede deutlicher."

„Seit wann sahen wir uns nicht, Felix?"

„Seitdem ich die Universität verließ, also seit zehn Jahren."

„Ja, ich besinne mich. Das vor zwei Jahren projectirte Wiedersehen kam nicht zu Stande. Du weißt, daß ich noch zwei Semester länger blieb, um endlich ernstlich zu studiren."

„Ja, doch das ist Alles, was ich weiß, denn Du schriebst nur einmal an mich, solange Du noch in L. warst. Es handelte sich um die Flucht nach einem unglücklich ausgefallenen Duell."

„Ich erinnere mich! Die Sache war schließlich nicht so schlimm, als wir Anfangs glaubten. Ich bedurfte Deiner nicht und kam also auch nicht. Freilich, ich hätte Dir schreiben sollen, Felix. Laß dies Schweigen jetzt nicht als Vorwurf dienen! Ich will Dir meine Lebensschicksale mittheilen, wenn Du sie hören willst." — Und dabei hatte seine Stimme einen fast wehmüthigen Klang wie früher niemals."

„Das bedarf wohl kaum der Versicherung", erwiederte ich. „Vielleicht wird Dir durch das Aussprechen gegen einen alten, noch immer wohlmeinenden Freund Erleichterung."

„Ich hoffe es selbst, ich habe bis jetzt zu Niemandem darüber gesprochen. Doch bitte ich Dich, mit mir in mein nahegelegenes Hotel zu kommen, hier in diesem Menschengewirr kann ich unmöglich reden."

Auf seinem Zimmer begann er dann: „So verändert Du mein Gesicht siehst, so verändert bin ich auch im Innern. Als Du L. verließest, hatte Graf Reitzenstein statt Deiner die Rolle eines warnenden und tadelnden Protectors übernommen und erreichte durch seine wirklich gutgemeinten Worte ebenso viel wie Du, also nichts! Ich befand mich nach wie vor entweder auf dem Paukboden und in der Kneipe oder ich studirte auf meinem Zimmer die alten Classiker und machte Verse, anstatt über die Gesetze des heiligen deutschen Rechts Collegia zu hören. Um einer Lappalie willen kam es zwischen einem der gefährlichsten Paukhähne und mir zu einem Duell. Dabei wurde mir das Gesicht auf eine Weise zerhauen, daß ich nach der Heilung vor mir selber erschrak und es schließlich für verzeihlich hielt, daß die schöne Gräfin Reitzenstein, welche früher meine Narben auf Stirn und Wangen nur interessant gefunden, einen andern Verehrer begünstigte und mir Malicen zu sagen begann. Bald darauf verlor ich in einem Duell mit diesem Verehrer mein Auge. Niemand außer unserm Secundanten und den Aerzten erfuhr den wahren Sachverhalt. Meine Mutter errieth ihn und beschwor mich, nicht wieder nach L. zurückzukehren, sondern auf einer andern Universität zu studiren was mir beliebe. Bald darauf starb mein Vater ganz unerwartet und allerlei unvorhergesehene Fatalitäten, welche durch dieses und andere ernste Familie = ereignisse hervorgerufen wurden, nahmen meine Zeit, meine Gedank t lange und völlig in Anspruch. Um meiner tiefbetrübten Mutter Z = streuung zu bereiten, reiste ich mit ihr nach Italien und als wir zurü = kehrten, meldeten sich Verwandte bei meiner Mutter zum Besuch a : Camilla Erbach, eine reizende Frau von sechsundzwanzig Jahren, der t viel älterer Gatte kürzlich gestorben war, und ihre zehnjährige Schwest r

Leonie. Es war der Wunsch meiner Mutter und wie ich wußte, trotz meiner abschreckenden Häßlichkeit auch Camillas sehnlichster, daß wir ein Paar würden, und da ich absolut nichts an Camilla auszusetzen hatte, so wurde ich nach Ablauf des Trauerjahres ihr Gatte.

Ich genoß lange Zeit ein Glück, Felix, wie ich es um Camilla nicht verdient hatte. Niemand ist erfinderischer als ein liebendes Weib! — Tausend liebenswürdige Ueberraschungen, das unverkennbare Erlauschen meiner unausgesprochenen Wünsche und ihre über alle Erwartung schöne Erfüllung nöthigten mich zu der Ueberzeugung, daß ich sie innig, leidenschaftlich liebte. Ich war drei Jahre jünger als Camilla, doch war sie in ihrem Aeußern und in ihrem ganzen Wesen der holdesten Mädchenknospe zu vergleichen, während mein Gesicht schon damals so zerrissen und wieder geflickt und durch das fehlende Auge entstellt war.

Auf Camillas Wunsch blieben wir vorläufig auf ihrem Schloß im südlichen Bayern, weil wir Beide kein Bedürfniß fühlten, in der lauten Welt zu leben und ich mir von vornherein vorbehalten hatte, Leonie zu unterrichten. Das Kind hatte sich schon während des Besuchs bei meiner Mutter vertrauensvoll an mich angeschlossen und als ich ihr selbst erzählte, daß ich ihr Lehrer und Erzieher werden wollte, fiel sie mir laut jauchzend in die Arme und entwarf zahllose heitere Zukunftspläne. Sie saß auf meinem Schoß, den Kopf an meine Schulter gelehnt, sah mich mit den tiefblauen Augen an und sagte:

„Du siehst aus, Onkel Robert, als wüßtest Du wunderschöne Märchen; „warum erzählst Du sie nicht?“

Stundenlang mußte ich ihr im Winter am Kamin unsere deutschen Märchen, spannende Reisebeschreibungen und eigene Erlebnisse aus der Residenz erzählen. Camilla saß mit einer Arbeit dabei und freute sich über das schöne Verhältniß zwischen Lehrer und Schülerin.

In jener Zeit erhielt ich die Aufforderung eines mir persönlich bekannten Redacteurs, für seine Zeitschrift Schilderungen meiner italienischen Reise zu liefern. So befremdend mir Anfangs diese Bitte war — sie geschah in Folge einiger gelegentlichen Mittheilungen in meinem Privathause — so reizte mich doch diese Thätigkeit. Ich schrieb unter fremdem Namen viele Reisebriefe und wob, wo es sich thun ließ, novellistische Ereignisse hinein. Ohne recht zu wissen, wie es kam, war ich Novellist geworden und bald nicht mehr im Stande, allen Anforderungen Genüge zu leisten. Du wunderst Dich, Felix?“

„Muß ich nicht? Wer Dich in L. gekannt, konnte nicht ahnen, daß Du dem Rausche des Lebensgenusses so schnell entsagen und Dein Dasein auf einem einsamen Schlosse verträumen würdest, Du, der übermüthige, vergnügungssüchtige Graf Bredow —“

Er sah lächelnd vor sich nieder und sagte ruhig:

„Und doch war das die schönste Zeit meines Lebens! Du allein hast mich in L. oft weich, tief bewegt gesehen, wenn ich des Lärms, des tollen Narrenspiels müde war; Du könntest wissen, daß ich mich nach Frieden, nach Stille sehnte. Doch zurück zu meiner Erzählung.

Sechs Jahre waren verflossen, als eine Aenderung getroffen, ein längst erdachter Plan zur Ausführung gebracht werden sollte; ich ahnte nicht, daß dadurch meinem Glück plötzlich ein Ende gemacht werden würde. Leoniens eminent musikalisches Talent nämlich ließ uns alle

Standesrücksichten überwinden und wir gaben sie von uns hierher nach D., damit sie sich in der Musik weiter ausbilden ließe. Kapellmeister R., der uns persönlich befreundet war, nahm sie um so lieber bei sich auf, da er selbst kinderlos war. Er versprach, ihr stets ein väterlicher Freund sein zu wollen. Nie werde ich den Tag des Abschieds vergessen! Auf ihr inständiges Bitten begleitete ich Leonie und R. wenigstens bis zur Eisenbahnstation und als sie mir dort zum letzten Mal die blühenden Lippen zum Kusse bot und meine Hand gar nicht freigeben wollte, da, Felix, fiel es mir wie Schuppen von den Augen — Leonie liebte mich — und ich? Ich dachte mit Entsetzen an die Rückkehr in das leere Schloß. Mein Weib und zwei Kinder, meine Kinder, harrten dort mein, um mich jubelnd zu empfangen, ich mußte mit ihnen lachen und scherzen und in mir brannte die Sehnsucht nach der Geschiedenen. Sieh dies kleine Oelbild; sie schickte es auf meine Bitte drei Wochen nach ihrer Abreise. Sie ist es und sie ist es nicht. Es sind dieselben goldblonden Locken, die großen, märchenhaften Augen, der liebliche Mund, aber der Ausdruck im Antlitz ist so unendlich wehmuthsvoll, so sehnsüchtig bang, daß ich mich beim Anblick des Bildes kaum der Thränen erwehren kann. Das Kind war ein liebendes Weib geworden, ohne daß einer von uns es geahnt hatte.

Camilla war die zärtlichste Mutter und machte sich viel mit den Kleinen zu thun; Leonie überließ sie mir und glaubte sie in den besten Händen. Das liebenswürdige Kind zu unterrichten war in der That ein Genuß. Größere Empfänglichkeit für alles Schöne, tieferes Verständniß für wissenschaftliche Probleme auf den verschiedenen Gebieten, sowie besseres Gedächtniß für das nöthige praktische Wissen dürfte bei einem Weibe ihres Alters kaum möglich sein. Für Musik und Sprachen hatten wir eine Erzieherin engagirt, doch in den Freistunden war Leonie gewöhnlich bei mir. Entweder half sie mir beim Aufkleben der gepreßten Pflanzen in die Herbarien, schrieb mir wissenschaftliche Aufsätze ab, übernahm die Correcturen der eingesandten Druckbogen und was dergleichen mehr war, oder wir wanderten zusammen in die Berge, um Blumen, Käfer, Schmetterlinge und Steine zu sammeln; ihr heiteres Lachen, ihre anmuthigen Scherze waren mein Entzücken gewesen und ich wußte das erst, als sie schied. Erst jetzt verstand ich das Wesen der Liebe. Mein Gefühl für Camilla war Dankbarkeit für ihre Liebesbeweise, war Mitleid für ihre Empfindungen gewesen. Wie schwer es mir wurde, in der bisherigen Zärtlichkeit gegen mein ahnungsloses Weib nicht nachzulassen, kann ich Dir nicht sagen, und sie sprach selbst immer und immer nur von ihrer fernen geliebten Schwester. Welche Freude, als der erste Brief kam! Ich nahm es fast übel, daß er nicht direct an mich gerichtet war und hoffte vergeblich auf ein Wort, das ihre Sehnsucht nach mir verrathen mußte.

Drei Monate waren vergangen und ich hatte nie einen besondern Brief von Leonie erhalten. Sie schrieb an ihre „Geliebten daheim", klagte über Heimweh und schrieb dann wieder mit der übergroßen Schwärmerei der Jugend von den musikalischen Genüssen, die ihr geboten wurden, von den Huldigungen, die man ihres Talentes wegen ihr darbrachte, aber mit keinem Wort gedachte sie der Wanderungen mit mir und es schien, als ob sie dieselben gar nicht vermisse. Bald schlich sich der Glaube bei mir ein, daß ich mich in Leoniens Empfinden getäuscht

hätte und während mich dieser Gedanke um ihretwillen für kurze Zeit beruhigte, quälte mich doch die Gewißheit, daß ich seit lange nur für sie gelebt und immer für sie leben würde und noch war mir die Entsagung, die hier doch durchaus geboten war, eine Eigenschaft, eine Fähigkeit, wenn man so sagen darf, die ich nicht erringen zu können glaubte, ein Opfer, das wie ein Schreckgespenst mich ruhelos umhertrieb.

Meine Sehnsucht nach dem jungen Mädchen, das, mehr als je meine Gattin, mein Denken und Empfinden verstanden und getheilt, war oft so mächtig, daß ich beschloß, sie sofort zu besuchen. Zufällig sah ich mich genöthigt, in Familienangelegenheiten nach Norddeutschland zu reisen und machte bebenden Herzens Camilla den Vorschlag, ob sie nicht mitreisen wolle, um dann Leonie zu besuchen. Wie ich erwartet hatte, wollte sie sich von unseren Kleinen nicht trennen, rieth mir aber sehr, bei der Rückkehr den Umweg über D. zu machen und Leonie Muth zum Ausharren bis zum Weihnachtsfest zuzusprechen. Sorglich wie immer traf sie alle Vorkehrungen zu meiner Reise und entließ mich mit Thränen in den Augen, indem sie sagte:

„Wie beneide ich Dich um das Wiedersehen mit Leonie! Bleibe nur so lange bei ihr, als Du willst und kannst, lieber Robert; wir haben Dich ja dann doch viel länger bei uns."

Armes Weib! Sie ahnte nicht, was ich empfand. In fast fieberhaftem Zustande langte ich wenige Tage später hier in D. an und begab mich noch an demselben Abend in die Wohnung des Kapellmeisters. Ich konnte den Moment kaum erwarten, wo ich Leonie in meinen Armen halten sollte. Jeder aufquellende Gedanke an Selbstbeherrschung, Entsagung wurde vernichtet von den Flammen meiner Leidenschaft.

Als ich das Mädchen, welches die Thür öffnete, nach Leonie fragte, erhielt ich die Antwort:

„Heute früh ist das gnädige Fräulein abgereist; das Heimweh ließ ihr keine Ruhe mehr, sie wollte die Ihrigen überraschen, wie sie sagte."

„Hat man das Fräulein allein abreisen lassen?" fragte ich weiter.

„Nein, ein Neffe des Herrn Kapellmeisters ist mit ihr gereist."

Auf die Frage nach diesem erhielt ich die Antwort, daß er in Gesellschaft sei. Ich eilte, um auf den Bahnhof zu kommen. Angst, Sehnsucht, Eifersucht, Zorn quälten mich. Wer war jener Neffe? Einen ganzen Roman spann meine erhitzte Phantasie aus, während ich doch eine glücklichere Lösung als die durch ein anderes Verhältniß meiner Schwägerin zu einem vielleicht liebenswerthen Manne kaum wünschen konnte. Ich war aber maßlos in meinem Egoismus und es regte sich seit langer Zeit zum ersten Male wieder die alte Wildheit in mir, die Euch so oft in Schrecken setzte.

Mit Extrapost, vierspännig legte ich die Strecke von der Bahn bis zu unserm Schlosse zurück. Der Postillon jagte auf mein fortwährendes ängen wie toll über die gefährlichsten Stellen der bergigen Gegend weg und ich athmete erst auf, als ich die Zinnen des Thurmes in der rbstsonne funkeln sah. Ob man mich erwartete? Ich blickte forschend h dem chinesischen Häuschen, das im Park auf einem kleinen Hügel erhob; zuerst ließ sich nichts entdecken, dann flatterte ein weißes ch aus einem der geöffneten Fenster und bald darauf eilte eine Ge- t im hellen Kleide die Stufen des Pavillons hernieder nach der klei-

nen Pforte zu, welche sich an dieser Seite der Mauer befindet; sie mühte sich jedoch vergeblich, den eingerosteten Riegel zu öffnen. Ich sprang aus dem Wagen, lohnte eiligst den Kutscher und schwang mich wenige Secunden später über die Steinmauer.

Leonie fiel fast leblos in meine Arme.

„Verzeih, daß ich schon kam, Onkel", rief sie, „ich konnte ohne Dich nicht leben!"

„Du hattest Heimweh, armes Kind!" sagte ich.

„Heimweh nach Dir. So lange habe ich Dich entbehren müssen und doch sind mir die letzten Stunden, die ich hier auf Dich wartend zugebracht, die qualvollsten gewesen."

„Du hattest ja Deine Schwester und die Kleinen", war meine schwer errungene Antwort.

„Ach, was sind sie Alle gegen Dich, Onkel! Ich weiß ja, daß auch Du mich mehr liebst als die Andern mich lieben, denn Du kennst mich ja am besten und weißt, wie sehr ich mich immer bemüht, nur Deine Wünsche zu erfüllen, Dir, nur Dir Freude zu machen. Weißt Du das nicht selbst? Hast Du mich nicht mehr lieb, Onkel?"

Sie schlang den Arm um meinen Hals und sah mich mit den unergründlichen Augen so schmerzlich an, daß ich sie an mich zog und einen langen leidenschaftlichen Kuß auf ihre Lippen drückte.

„Muß ich es Dir erst sagen, daß ich Dich noch immer über Alles liebe? Trieb mich nicht auch die Sehnsucht zu Dir?" flüsterte ich überwältigt.

„Ich ahnte es", sagte sie mit strahlendem Antlitz. „Wie gern hätte ich Dich schon früher gerufen, aber ich fürchtete durch das Geständniß meiner Sehnsuchtsqualen die Deinen zu vermehren, zu verschlimmern, ich behielt alle Briefe an Dich zurück. Ich begreife gar nicht, wie man Jemand so unendlich lieb haben kann, daß man alle Anderen darüber vergißt und ich weiß, Du hast mich ebenso lieb wie ich Dich" — und wieder umschloß sie mich mit ihren weichen Armen und küßte mich leidenschaftlich."

Robert machte eine Pause in seiner Erzählung, die mich zu der unvorsichtigen Bemerkung veranlaßte, daß diese Scene die Folge des dreimonatlichen Aufenthaltes in der Residenz sei. Die junge Dame mißfiel mir durch ihren Mangel an Selbstbeherrschung durchaus. Doch Robert erwiederte:

„Du wirst Dich bald von Deinem Irrthum überzeugen; Leonie ahnte nicht die Bedeutung dessen, was sie sagte und that und was sie hätte unterlassen sollen. Ihre Zärtlichkeit war der reinste Ausdruck ihres natürlichen Gefühls, welches zu verbergen sie in ihrer Naivetät keine Ursache fand, weil sie nie zuvor weder durch mündliche Mittheilungen, noch durch Romane von der dämonischen Liebe zwischen Mann und Weib etwas gehört. Du schüttelst den Kopf, Felix; ich werde Dich überzeugen.

„Laß uns jetzt zu Mama gehen", rief Leonie, mich mit sich fortziehend, und Du hättest ihr strahlendes Antlitz sehen sollen, als sie Camilla zurief: „Er ist da, Schwester, er ist da!"

Camillas arglose Freude an Leonies Jubel gab mir Fassung genug, um meine zwischen Glück und Qual schwankenden Gefühle nur in väter

lichem Wohlwollen, freundſchaftlicher Zärtlichkeit zu äußern, doch als wir uns ſpät am Abend getrennt, machten mich die Ereigniſſe des Tages faſt ſinnlos. Wir konnten und durften nicht alle drei ſo beiſammen bleiben und da Camilla auf Leoniens inſtändige Bitten derſelben erlaubt hatte, daheim zu bleiben und ihre Muſikſtudien aufzugeben, bis wir Alle in eine große Stadt gezogen ſein würden, war ich es, der am eheſten eine mehr oder weniger lange Reiſe unternehmen mußte und zwar ſo bald als irgend möglich. Ich beſchloß, am andern Tage zu erklären, daß ich in literariſchen Angelegenheiten nothwendig auf acht Tage verreiſen müſſe; war ich erſt fort, ſo ließ ſich der Termin der Rückkehr von Woche zu Woche verſchieben. Was dann, das wußte ich freilich nicht; doch dieſer Ausweg war vorläufig der einzige, den ich ſah, vielleicht fand ſich in der Zeit der Abweſenheit ein weiterer, um Unheil von uns Allen abzuwenden.

Nach einer ſchlafloſen Nacht ſah ich Leonie am Frühſtückstiſch wieder. Sie reichte mir freundlich lächelnd die Hand, aber ſah mich nicht an.

„Nun“, rief Camilla. „Bekommt der Onkel nicht mehr wie ſonſt ſeinen Gutenmorgenkuß?“

Ach, Felix, wie dieſe Ahnungsloſigkeit mich folterte!

Um Leonie aus der ſichtlichen Verlegenheit zu retten, küßte ich ſie ſchnell und bemerkte dabei, wie heftig ſie zitterte. Während des Frühſtücks nahm ich Gelegenheit, über die erlogene Nothwendigkeit meiner Reiſe zu ſprechen und da Camilla ſich mit Recht wunderte, daß Leonie dieſe Mittheilung ohne die geringſte Widerrede hinnahm — ich begegnete nur eine Secunde ihrem erſchrockenen, fragenden Blick — ſo fragte ſie theilnehmend:

„Du biſt heute ſo auffallend ſtill, Kind! Biſt Du krank?“

„Ich glaube es nicht, Camilla, ich bin nur müde, weil ich in der vergangenen Nacht kaum eine Stunde ſchlief.“

Camilla ſtrich ihr zärtlich die Locken von der Stirn und da dieſe fieberhaft glühte, rieth ſie Leonie, ſich niederzulegen, um ernſtlichem Unwohlſein vorzubeugen. Camilla verließ zuerſt das Zimmer, um wie gewöhnlich ihre täglichen Hausfrauenpflichten zu erfüllen; Leonie und ich waren allein.

„Wann gedenkſt Du abzureiſen?“ fragte ſie leiſe ohne aufzublicken.

„Morgen!“ erwiederte ich.

„Ich danke Dir, Robert, daß Du jetzt gehſt“, ſagte ſie, und es war das erſte Mal, daß ſie ſtatt der aus ihren Kinderjahren her üblichen Anrede „Onkel“ meinen Vornamen nannte; wenn Du zurückkehrſt, werde ich wieder in D. ſein.“

„Du willſt wieder fort?“ rief ich faſt vorwurfsvoll, aber ſchon im nächſten Augenblick war ich wieder Herr meiner ſelbſt und ſagte mit möglichſter Faſſung:

„Es iſt ſeit geſtern eine ſeltſame Veränderung in Dir vorgegangen, ie; Dein Verſtändniß für die unausgeſprochenen Gründe, welche) zur Reiſe beſtimmen, muß mir räthſelhaft ſein. Weshalb dankſt mir heute für die grauſame Trennung, in welche Du geſtern nur Thränen gewilligt hätteſt?“ Sie erwiederte:

„Weil ich geſtern Abend auf meinem Toilettentiſch ein Buch fand, hes wahrſcheinlich Camillas neues Kammermädchen dort abſichtslos

liegen ließ. Ich blätterte zuerst nur darin; bald aber wurde ich von dem Inhalt so sehr gefesselt, daß ich das Buch vom Anfang bis zum Ende las. Jetzt weiß ich, Robert, warum Du mir so wenig Bücher in die Hand gabst, mir lieber das Wichtigste, wie Du es nanntest, daraus vorlasest; hätte ich den Roman schon in D. gelesen, ich wäre nicht so plötzlich nach Hause zurückgekehrt." Sie hielt inne und trocknete ihre Thränen.

„Was enthielt der Roman?" fragte ich beklommen.

„Du magst ihn lesen, wenn Du willst: Die Frau des schönsten, liebenswerthesten Mannes liebte einen Andern. Alle drei gehen elend zu Grunde, weil keiner zu entsagen vermag. Das Schicksal dieser Menschen mußte mir den Schleier von den Augen reißen, Robert. Ich habe, ohne es zu wissen und zu wollen, mich zwischen Dich und meine gute Schwester gedrängt. Wie hätte ich die Gefahr ahnen können, die für uns Alle dadurch heraufbeschworen werden konnte! Noch ist es Zeit, sie abzuwenden. Du wirst morgen abreisen und nicht eher zurückkehren, als bis ich Gelegenheit gefunden, Camilla auf irgend eine Weise, welche jeden Verdacht unmöglich macht, meinen Entschluß, bald wieder nach D. zu gehen, mittheilen konnte. Willst Du mir das versprechen?"

Erlaß mir die Schilderung meiner Empfindungen, Felix, ich konnte gar nicht an den Abschied glauben und vor Allem nicht begreifen, wie aus dem heitern, nur glückathmenden Kinde so plötzlich ein edles, heroisches Weib geworden war. Sie, die sich sonst zärtlich an meinen Arm hing oder auf einem Schemel zu meinen Füßen saß oder mich umschlingend ihren Kopf an meine Schulter lehnte, sie stand jetzt hochaufgerichtet vor mir, den sonst so lieblich geneigten Kopf stolz erhoben; nur die Augen, welche mir sonst so freundlich entgegengeleuchtet, hielt sie gesenkt. Ich erwiederte:

„Es bleibt kein anderer Ausweg, Leonie, als die Trennung, vielleicht ist das Schicksal barmherzig und läßt Dich zum Lohn für Deine Opferwilligkeit, Deine Pflichterfüllung, bald ein anderes, schöneres Liebesglück finden —"

Sie sah mich jetzt mit ihren großen Augen seltsam an, reichte mir dann schnell die Hand und sagte fast herbe:

„Lebewohl!"

Ich fühlte, daß meine letzten Worte sie beleidigt hatten und fragte, ob sie mir zürne.

„Warum der fromme Wunsch in dieser Stunde? Du liebst mich nicht, wie ich Dich liebe, und es ist auch gut so."

Ihr Lächeln hatte beinahe etwas Unheimliches für mich; ich zog die Widerstrebende neben mich auf das Sopha und sagte:

„Wir wollen uns die Abschiedsstunde nicht verbittern, Leonie — es wäre jedoch thöricht, wollte ich Dich in diesen letzten Minuten noch von der Tiefe meiner Zuneigung zu überzeugen suchen. Laß mich noch einmal in Deine schönen, märchenhaften Augen blicken, es wird dann so lange, lange düstere Nacht um mich sein."

Wir genossen noch einige Minuten des seligsten Glückes und nie in meinem Leben werde ich die in herzzerreißender Qual gesprochenen Worte vergessen: „Ach, Robert, wie schwer trennt es sich von Dir!"

Dann klagte sie über heftigeres Unwohlsein und verließ mich mit

Thränen in den Augen, in dem Wahne, daß wir uns nicht wiederſehen würden.

Doch es kam anders.

Leonie wurde ernſtlich krank; ein Nervenfieber hatte ſie ergriffen und lange fürchteten die Aerzte, daß ſie nicht geneſen würde. Camilla war die aufopferndſte Krankenpflegerin und wußte mich, wenn Leonie in lauten Fieberphantaſien lag, ſtets unter irgend einem Vorwande zu entfernen; ich wußte nur zu gut den Grund. Leonie verrieth in den lauten Träumen Alles, was bisher der armen Camilla ein Geheimniß geblieben war und mein edles Weib wollte uns die Peinlichkeit erſparen, die meine Gegenwart hervorgerufen haben würde. Sie ſuchte die Mitwiſſenſchaft unſerer Zuneigung auf alle Weiſe zu verbergen, aber wenn man Jahre lang mit einem geliebten Menſchen täglich verkehrt, ſo wird eine Täuſchung über ſeinen Gemüthszuſtand kaum noch möglich ſein.

Leonie überwand die Krankheit, ihre erſte Frage in der Stunde, wo das Bewußtſein wiederkehrte, war nach mir. Ich erzählte ihr in Camillas Gegenwart, daß ich die Reiſe um ihretwillen verſchoben hätte, aber in den nächſten Tagen fahren wolle. Sie lächelte ſtill und legte meine Hand auf ihre Stirn. Als Camilla das Zimmer verlaſſen wollte, ſagte ſie:

„Bleibe doch hier, Schweſterchen, ſetzte Dich auch an mein Bett!“

Camilla küßte ſie mit Thränen in den Augen. Was muß die Aermſte gelitten haben! Sie gab ſich augenſcheinlich die größte Mühe, heiter und glücklich zu ſcheinen, aber ich ſah mit unbeſchreiblichem Weh ſie täglich blaſſer und ſtiller werden.

Als Leonie ſoweit geneſen war, daß ſie ausfahren durfte, reiſte ich endlich ab. Mit jedem Briefe ſandte meine Frau beſſere und erfreulichere Nachrichten über Leoniens Geſundheitszuſtand. Die Briefe waren zwar kurz, aber innig und heiter und enthielten Nichts, was mich hätte ſchließen laſſen können, daß — doch ich will nicht vorgreifen —. Fünf Wochen war ich abweſend von den Meinen, als eine Depeſche mich ſofort nach Hauſe rief. Leonie hatte dieſelbe abgeſchickt, ſie lebte alſo, aber was war geſchehen? In namenloſer Angſt um die Meinigen kam ich zu Hauſe an und wurde von Leonie mit leidenſchaftlichen Vorwürfen empfangen:

„Warum kamſt Du nicht gleich, als ich Dir ſchrieb? Ich habe ſeit acht Tagen ſtündlich auf Dich gewartet.“

„Du mir geſchrieben? Ich erhielt keinen Brief! Was iſt geſchehen? Ich flehe Dich an, rede!“

„Camilla —“, das arme Kind rang vergebens nach Worten und ich erfuhr in abgebrochenen Sätzen etwa Folgendes:

Bald nach meiner Abreiſe, welche wahrſcheinlich zu erſchütternd auf die arme Frau gewirkt, die ihren Schmerz nicht ausklagen konnte, ſo ern in ihrem Herzen zu bewältigen ſuchte, war Camilla oft ſo ei thümlich erregt geweſen, daß die Andern darüber die Köpfe ge- ſch ttelt und man nach unſerm alten Hausarzt geſendet hatte. Er habe la je mit Camilla geſprochen und es habe den Anſchein gehabt, als w de ſie ruhiger, aber ſchon nach wenigen Tagen habe ſie wie im F ber geredet, Dinge, die keinen Sinn hatten und Alles, was ſie ge- th n, ſei thöricht geweſen. Leonie und die Kinder habe ſie dabei mit

Zärtlichkeiten fast erdrückt. In Folge dessen hatte Leonie sofort an mich geschrieben, doch war der Brief auf unerklärliche Weise verloren gegangen.

Camillas Zustand hatte unaufhörlich zwischen Aufregung und Ermattung geschwankt, der Arzt habe alle Mittel, alle Ueberredungskunst, die hier vielleicht das Wichtigste war, aufgeboten, sie zu heilen — umsonst! In einem unbewachten Augenblick habe sie — die Nachricht traf mich wie ein Donnerschlag, Felix — habe sie Gift zu sich genommen! Ich konnte das Entsetzliche im Augenblick gar nicht fassen; vor einer Todesnachricht hatte ich gebebt — auf einen Selbstmord war ich nicht gefaßt! Ich wankte zum nächsten Stuhl und Leonie fiel mir zu Füßen, laut schluchzend und uns anklagend. So hatte das Schicksal, das wir versöhnen wollten, dennoch sein Opfer gefordert. Ich fürchtete mich vor mir selbst in jenen Tagen und ich dachte oft, ich dürfte selbst nicht weiterleben, aber was wurde dann aus Leonie und den Kindern? Ich mußte leben mit diesen Vorwurfsqualen! Erst nach langer Zeit wagte ich mich zu entschuldigen und mir zu sagen, daß ich unschuldig zu ihrem Mörder geworden, ja, ich grollte oft mit der Vorsehung wegen einer so harten Strafe für ein Unrecht, das ich absichtslos meinem Weibe zugefügt; doch noch jetzt macht der Schmerz um die Todte mich zuweilen fast sinnlos.

Niemand außer unserm Hausarzt und einer alten Verwandten erfuhr die traurige Todesart meines edlen Weibes und nur Leonie und ich ahnten, wußten die Motive. Oder hatte Camilla sich dem Arzt entdeckt? Ich bezweifle es, denn er behauptete mit ziemlicher Harmlosigkeit, Camilla habe in einem Anfall von fast unerklärlicher Schwermuth — auf seine darauf bezüglichen speciell ärztlichen Urtheile konnte ich unter den obwaltenden Umständen keinen Werth legen — das Schreckliche vollbracht. Er konnte Recht haben, doch gab das für Leonie und mich keine Beruhigung. Die Schwermuth — es ist der gelindeste Ausdruck für Camillas Zustand — hatten wir Beide hervorgerufen. Leonie war so unglücklich, daß ich bei ihrem Anblick die eigenen Qualen oft vergaß. Vergeblich suchte ich sie davon zu überzeugen, daß sie völlig unschuldig an dem Tode Camillas sei, daß, wenn überhaupt von Schuld die Rede sein könnte, ich allein sie trüge. Nie flog wieder ein Lächeln über ihr Antlitz und um meinen zwei kleinen Söhnen das Haus der Trauer nicht zu trübselig erscheinen zu lassen, mußte ich ihnen die heitere Mutter, die fröhliche, sonst oft so übermüthige Tante zu ersetzen suchen.

Ein Jahr war längst dahingegangen, Leonie trug noch immer ihre tiefschwarze Kleidung und trotz aller Liebenswürdigkeit und Sanftmuth, welche sie wieder für die Kleinen hatte, behandelte sie mich fast wie einen Fremden oder wie einen Vorgesetzten, dem sie Rechenschaft über ihr Thun und Lassen, soweit das Bezug auf Aeußerlichkeiten im Haus stand hatte, schuldig sei, der aber im Uebrigen keine Ansprüche an sie an ihr Herz habe. Sie wußte, wie tief mich das schmerzte, aber sie war erbarmungslos.

Eines Tages beschloß ich, dem Jammer ein Ende zu machen und bat sie mit den rührendsten Worten, ihren Selbstvorwürfen und Selbstqualen ein Ziel zu setzen und ihre Pflichten gegen die Lebenden zu er

füllen. Sie fragte, ob es den Kindern an etwas mangele, sie sei gern zu größerer Aufopferung, zur Erfüllung aller kleinen Wünsche bereit, die ich nur auszusprechen hätte. Ich sagte ihr, daß sie mich absichtlich mißverstände. Von äußeren Bequemlichkeiten hinge das Wohl und Wehe der Hausbewohner nicht allein ab, nach dieser Richtung hin ließe es ihre sorgende Hand an Nichts fehlen, doch würde sie nicht leugnen wollen, daß Jeder in unserm Hause eine fast beängstigende Luft athmen müsse und daß selbst die Knaben in ihrer Gegenwart kaum laut zu reden wagten.

„Sind wir nicht in einem Trauerhause?" fragte sie erstaunt und vorwurfsvoll.

„Glaubst Du nicht", erwiederte ich, „daß Camilla schmerzlich berührt sein würde, wenn sie wüßte, wie schwer wir uns das Leben machen?"

Sie sah mich noch immer verwundert an, sagte aber weich:

„Können wir je aufhören, Robert, um Camilla zu trauern?"

Sie hatte nach langer Zeit zum ersten Male wieder meinen Vornamen genannt und da ich einen Klang von Zärtlichkeit darin zu hören glaubte, sagte ich schnell:

„Gewiß, Leonie. Du darfst Dich dieser Stimmung nicht länger hingeben, es ist meine Pflicht, Dich dem Leben, der Freude, dem Glück entgegenzutragen; wenn Du mich noch liebst, wie ich Dich liebe, so werde jetzt mein Weib —"

Ich wollte ihre Hand fassen, doch sie zog sie schnell zurück und rief, sich von mir entfernend:

„Niemals! Die Gestalt meiner armen Schwester würde sich immer zwischen uns drängen, ich könnte mit Dir nie ganz glücklich werden."

Alle ferneren Vorstellungen waren vergeblich, sie verharrte bei ihrem Entschluß, und nur mit Mühe, vor Allem durch das Versprechen, ihr nie mehr von ähnlichen Wünschen sprechen zu wollen, konnte ich sie bestimmen, ferner im Verein mit einer alten, fast tauben Verwandten in meinem Hause zu bleiben und meinen Kindern die Mutter zu ersetzen

Seit jenem Tage waren wieder Monate verflossen. Ich ertrug es kaum noch, das schöne, einst so jugendmuthige Mädchen in düstern Gewändern mit tieftraurigem Antlitz umherwandeln zu sehen, und ich beschloß, eine Zeit lang der Pein zu entfliehen, wenn das überhaupt möglich war; wohin, das war mir gleichgiltig. Ich hatte in der letzten Zeit so anstrengend gearbeitet, daß eine Erholung, d. h. eine Zeitlang Müßiggang sehr wohl thun mußte.

Leonie ging mit einem Eifer, einer Sorgsamkeit an die Vorbereitungen zu meiner Abreise, daß ich beinahe glauben könnte, sie wollte mir verbergen, daß sie mich ungern gehen sähe und ich machte deshalb eine nicht mißzuverstehende Bemerkung. Ihre einzige Antwort war:

„Denke an Dein Versprechen; mich kann nur der Tod erlösen, t Du!"

Als der Wagen vor dem Portal hielt, suchte ich sie vergebens; lich kam ein Mädchen mit einer Karte, welche einige Abschiedsworte ranzösischer Sprache enthielt.

Tief gekränkt reiste ich ab und doch, wer weiß, ob das arme Kind ,t heimlich bittere Thränen vergoß!

Seit drei Wochen bin ich unterwegs, seit gestern hier und würde vielleicht schon abgereist sein, wenn ich nicht verschiedene Briefe hier erwartete. Nun sage, Felix, findest Du mich verändert?"

„So verändert, daß ich fast glauben möchte, aus Dir spräche der Novellendichter. Gerade Du, dem man am wenigsten eine so verhängnißvolle Leidenschaft zugetraut hätte, mußte ihr verfallen. Was hoffst Du jetzt von der Zukunft?"

„Nichts!" sagte er tonlos.

„Leonie wird Deinen Wünschen nachgeben, denn die Zeit heilt alle Wunden, auch die selbstgeschlagenen. Leonie wird zur Einsicht kommen, daß sie genug gebüßt hat."

„Ich hoffe nichts! Leonie liebt mich nicht mehr, sonst würde mein Wunsch auch der ihre sein. Doch nun genug davon! Wann sehe ich Dich morgen?"

„Willst Du nicht gleich jetzt mit zu mir kommen? Du kannst bei uns wohnen."

„Nein, ich danke Dir; laß mich hier in meinem Zimmer! Da ich augenblicklich eine langweilige und traurige Gesellschaft bin, möchte ich vorläufig Deine Familie nicht sehen. Komm morgen früh zu mir und dann wollen wir das Weitere besprechen."

Mit diesen Worten trennten wir uns. Als ich am andern Morgen zu Robert kam, fand ich ihn in großer Aufregung und beschäftigt, seinen Koffer zu packen.

„Willst Du schon abreisen?" rief ich ihm entgegen.

„In einer Stunde!" sagte er, tief aufathmend, und reichte mir einen Brief. Er war von Leonie und lautete:

„Mein lieber Robert!

Vor etwa acht Tagen erst fand ich durch Zufall in einem lange nicht geöffneten Fach meines Nähtischchens einen an mich adressirten Brief meiner seligen Schwester. Er ist etwa zehn Tage vor ihrem Tode geschrieben und hat folgenden Inhalt:

Meine geliebte, theure Leonie!

Zürne Deiner Schwester nicht wegen eines Schrittes, den sie vielleicht thut, nur um sich von jahrelangen, Dir aber immer verhehlten Qualen zu befreien. Mein geliebter Mann wird Dir bestätigen, daß ich von einem unheilbaren Leiden gequält wurde —

Du, mein geliebtes Kind, sollst Allen meine Abschiedsgrüße bringen, auch Robert, den Du von jetzt an nur noch viel zärtlicher lieben mußt, damit er mir verzeiht, was ich gethan. Vertritt Mutterstelle an Deinen kleinen Neffen und gieb Dich selbst nicht zu sehr der Trauer hin, damit die Heiterkeit der Kleinen nicht getrübt wird. Ich wünsche nicht, mein süßes Kind, daß Du mich beklagst; der Tod war mir Erlösung. Weniger ruhig würde ich sterben können, wenn ich meine Kinder nicht in den besten Händen wüßte. Glaube mir, Leonie, Robert gehört zu den besten und edelsten Männern, die je existirt haben und meine letzte Bitte an Dich ist die, alle seine Rathschläge zu befolgen, seine Wünsche zu erfüllen; er wird nie etwas Unedles von Dir verlangen. Ich verlasse die Erde in der Zuversicht, daß Du durch verdoppelte Zärtlichkeit und Deine

heitere Liebenswürdigkeit meinem lieben Robert das Leben bald wieder zu einem Paradies des Glückes gestalten wirst.

Mit innigen Abschiedsgrüßen an alle meine Lieben

Deine Dich noch im Tode segnende Schwester.

Ich gab den Brief der Tante Friederike, die ihn zweimal aufmerksam las und auf meine Frage nach Camillas Krankheit ganz erstaunt fragte, ob ich nichts davon gewußt. Nicht wahr, Du dachtest auch nicht, lieber Robert, daß meine arme Schwester wegen körperlicher Qualen die That begangen? Wahrscheinlich waren neue heftige Schmerzen Schuld an dem Ausbruch ihres merkwürdigen Seelenzustandes.

Ich kann Dir nicht sagen, wie vorwurfsfrei und leicht mein Herz sich fühlt, seit der Brief in meinem Besitz ist. Ich wollte Dir nicht früher Mittheilung davon machen, als bis ich meine einstige Heiterkeit wieder gefunden, doch das ist überraschend schnell von Statten gegangen Verzeih mir, daß ich so lange meine Pflichten gegen Dich verletzte, komm sobald Du kannst, ich will Alles gut zu machen suchen und keiner Deiner Wünsche soll unerfüllt bleiben, hörst Du, lieber Robert? Keiner!

Mit sehnsüchtigen Grüßen

Deine Dich zärtlich liebende

Leonie."

„Du scheinst Dein Glück noch nicht fassen zu können, Robert, Du siehst sehr ernst aus", sagte ich, ihm den Brief zurückgebend.

Er erwiederte, mit den Thränen kämpfend:

„Camillas Opfer ist mir nie so rührend erschienen, hat mich nie mehr erschüttert, als heute —"

„Nun, die Krankheit —?"

„Ist erdichtet! Camilla war gesund; ihr unheilbares Leiden war der Schmerz um den Verlust meiner Liebe!"

„Armes Weib!" theilnahmsvoll drückte ich dem Freunde die Hand.

„Glaube mir", erwiederte er, „sie selbst hielt sich nicht für beklagenswerth. Ein edles, liebendes Weib wie sie findet ihr Glück immer nur, indem sie das ihrer Lieben begründet, und Camilla liebte Leonie und mich mit der Wärme eines echten Frauenherzens."

Calderon.

Ein Gedenkblatt zu des Dichters zweihundertjährigem Todestag.

Wenn wir zur Verherrlichung des Tages, an welchem Calderon von allen Völkern gefeiert wird, ebenfalls unser Scherflein beitragen wollen, so dürften wir nicht vergessen, daß der so eigenthümlich in der Geschichte der Poesie dastehende Calderon nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden kann, daß alle Gesetze der Dichtkunst, selbst soweit sie uns berechtigt scheinen, wirkungslos sind dem großen Spanier gegenüber. Läßt doch selbst Lessing, wenn er vom spanischen Schauspiel spricht, die Art seiner Beurtheilung, den aristotelischen Standpunkt, völlig fallen, ohne der Gattung seine Anerkennung zu versagen. Calderon drängt sich eben gebietend unserer Empfindung auf und behauptet sein Recht allen nüchternen Klügeleien gegenüber, wie weit er sich auch von der Weltauffassung eines Shakespeare oder Sophokles entferne. Zeigen wir uns nun an diesem Tage wahrhaft deutsch, indem wir das Fremdartige und uns Fernstehende nach seinen eigenen Gesetzen beurtheilen; dadurch sind wir ja der Mittelpunkt der Weltliteratur neuerer Zeit geworden.

Betrachten wir den Lebensgang und das Zeitalter Calderons, dann wird er selbst uns als Dichter und Denker begreiflicher werden.

Calderon wurde am Neujahrstage des Jahres 1601 in Madrid geboren, als wäre er dazu bestimmt, dem geistigen Streben Spaniens in jenem glanzvollen Jahrhundert, das mit ihm begann, herrschend gegenüberzutreten. Er wurde bald dem Jesuitencollegium in Madrid übergeben und fand hier die geeignete Schule, seine Anlagen zu entwickeln. Ihm mußte der Katholicismus in der Weise nahetreten, wie ihn die Schüler Loyolas lehrten, nicht finster und weltentsagend, sondern freundlich, farbenprächtig und mit schwärmerischem Anflug. Wie alle jugendlichen Kräfte, so wußten die frommen Väter auch Calderon so zu erziehen, daß er seine Bestrebungen ganz der Verherrlichung der römischen Kirche weihte. Es war ihre Logik, die dem Geiste Calderons die Bahn angab, ihre blendende Beredtsamkeit, die seinen Dichtertrieb beeinflußte. So wurde er mit allen der Kirche zu Gebote stehenden Mitteln zum begeisterten Sohn derselben gemacht. In Salamanca beschäftigte er sich dann mit geschichtlichen, juristischen und philosophischen Studien; freilich kannte die spanische Wissenschaft nicht die Rücksichtslosigkeit, mit der der menschliche Geist gerade im siebzehnten Jahrhundert alle bestehenden Weltanschauungen zu untergraben und zu zersetzen begann, weder ein Bako, noch ein Carteſius konnte im Lande der Autodafés sich erheben; aber gerade diese Beschränktheit verlieh den Gegenständen des Wissens eine stolze

Feſtigkeit, ließ ihnen das glänzende Gewand, welches das Mittelalter ihnen umgehängt hatte, ſo daß ſie in dieſer Geſtalt ſich dem Dichter leicht zur Verwendung darboten. Es mangelte einem ſolchen Geiſte nicht an Veranlaſſung, ſich hervorzuthun, man wurde auf ihn aufmerkſam; bedeutende Gönner empfahlen ihn dem Hofe zu Madrid, er verließ im Jahre 1625 die Hochſchule und kehrte in ſeine Vaterſtadt zurück. Das Hofleben ſagte zuerſt ſeinem aufſtrebenden Sinne nicht zu, er fühlte als Dichter die Nothwendigkeit in ſich, das Leben von der ernſten Seite kennen zu lernen, der Thatendrang ſeines Jahrhunderts riß ihn mit fort, er wollte, wie Cervantes, einen Theil ſeiner dichteriſchen Stoffe auf dem Schlachtfelde ſuchen. Er ging als Officier mit den ſpaniſchen Truppen nach Mailand ab, blieb auch den Kämpfen mit den Niederländern nicht fern und zog durch Muth und Entſchloſſenheit die Augen der Großen auf ſich. Aber ſeine hochgeſtellten Freunde merkten, daß ein anderes Kampfgebiet ihrem hochbeanlagten Landsmann winkte und er wurde zum zweiten Male ehrenvoll nach Madrid gerufen. Der kunſtſinnige König zog ihn mit Vorliebe in die glänzenden Kreiſe des damaligen Spaniens, Calderon lernte den glanzvollen Schimmer kennen, der den Thron umgab, ohne weiterhin dem eigentlichen Leben des ſpaniſchen Volkes und den wahren Verhältniſſen ſeines Vaterlandes näher zu treten. Seine erſten Arbeiten dienten den Hoffeſten, ſie mußten alſo viel Sinnbildliches enthalten, während, wie es bei ſolchen Gegenſtänden der Fall iſt, weniger ſcharfgezeichnete und beſtimmte Charaktere darin handelnd auftraten. Sein dankbarer König ernannte ihn zum Ritter von Santiago; es wurde ihm jedoch nur die Ehre ohne die Mühe zu Theil, da ihn der kunſtſinnige Fürſt von den Kriegszügen, zu denen die Ritter ſich verpflichten mußten, befreite.

Doch ließ es ihn nicht ruhen. Sein certamen de amor y zelos war zu Buenretiro dem erſtaunten und entzückten Hofe in glanzvoller Ausſtattung entgegengetreten, als es den Dichter wieder zu den Waffen trieb. Er kämpfte in Catalonien unter den Fahnen des Grafen von Olivarez, wurde aber wieder an den Hof zurückberufen, der ſeinen Lieblingsdichter nicht mehr entbehren mochte. Eine Penſion von dreißig Goldſkudi monatlich verſicherte ihn der weiteren Gunſt ſeines Fürſten.

Bisher hatte Calderon ſeiner Kirche und ſeinem Vaterlande mit den Waffen in der Hand wie auch durch ſeine Dichtungen genützt. Nun wollte er ſich ganz dem geiſtlichen Stande widmen, wozu der König ihm gern die Erlaubniß ertheilte. Im Jahre 1653 erhielt er die Capellanſtelle bei der erzbiſchöflichen Kirche in Toledo; der Hof mochte jedoch wiederum den Dichter nicht miſſen, ſein König zog ihn nach Madrid zurück, indem er ihn 1663 zum Ehrencapellan der Hofcapelle ernannte und ſeine Einkünfte nicht unbeträchtlich vermehrte. Seine Reichthümer ...chſen immer mehr an, beſonders als die großen Städte Spaniens) an ihn wandten, mit der Bitte, ihnen für die hohen Kirchenfeſte chtungen zuzuwenden. Die Congregation von San Pedro nahm ihn 3 in ihre Mitte auf, übertrug ihm manche Ehrenämter, und als er 25. Mai 1681 ſtarb, fand man, daß er dieſer Geſellſchaft ſein gan= Vermögen vermacht hatte.

So glich das Leben des großen Dichters einem Frühlingstage, jen ſonniger Schein von Wolken nie verdunkelt wurde. Ruhmvoll

und dennoch mühelos war seine Bahn, voll reicher Abwechselung und Bewegung, aber seine Unternehmungen trugen die Gewißheit des Gelingens in sich. Ihm strömten Erfolge zu, die er nicht suchte, ein heftiges Ringen nach einem hohen Ziele hat er nicht gekannt. Sein Glaube war ihm die unantastbare Wahrheit, worauf alles Große seines Zeitalters begründet schien. Die Kämpfe Spaniens waren Glaubenskämpfe, die Hoffeste Feste der Kirche, und diese selbst eine höfisch zugeschnittene Staatsanstalt. Das damalige Spanien glich nicht dem aufstrebenden, geistig regsamen England, das uns einen Shakespeare geschenkt hat; nicht dem weltlichen Frankreich mit dem leichten Spott der Zweifler und dem großen Sinne eines Corneille; nicht war Spanien der Kampfplatz neuer Geistesrichtungen wie Deutschland zur Zeit Lessings, Goethes, Schillers: es war vielmehr ein im Traume der Schönheit und Ueppigkeit versunkenes Zauberland, wo das Leben selbst zum leichtsinnigen Märchen wurde. Daher konnten Calderons Dichtungen, so reich sie an äußerem Leben sein mochten, das Innere des krampfhaft ringenden Menschen nicht wahrhaft darstellen, kein Faust, noch Hamlet, kein Wallenstein, noch Cinna konnte aus der Hand des glücklichen Spaniers hervorgehen: was er nicht selbst durchlebt, das konnte den Inhalt seiner Dichtungen nicht ausmachen. Dieselben bieten uns vielmehr ein Spiegelbild seines eigenen heiteren und ungetrübten Lebens, der stolzen, von Zweifeln unberührten Seelenruhe, der durch stetes Glück beschwingten Einbildungskraft. Da konnten nur Werke von einer eigenartigen Richtung entstehen, in ihrer Art gewiß das Größte, was die Dichtung hervorgebracht hat.

Wenn das Trauerspiel uns eine innere Einheit der Handlung und einen daraus begründeten unglücklichen Ausgang zeigen soll, so können wir behaupten, daß eine nach aristotelischen Begriffen reine Tragödie bei Calderon nicht zu finden ist. Wenn ein Sophokles die Ereignisse mit tiefem Blick in einander begründet, wenn bei ihm selbst der herbe Schicksalsgedanke im Hinweis auf eine gewisse Willensfreiheit milder wird; wenn Shakespeare aus der Umgebung und dem Lebensgange eines Menschen dessen besonderes Wesen mit überzeugender Wahrheit vor uns wachsen und werden, sich verändern und doch sich treu bleiben läßt, So ergreift den Spanier gerade das Unbegreifliche und Märchenhafte eines Stoffes; aber nicht durch Begründung sucht er es begreiflich zu machen und uns unmerklich und dennoch bestimmt einem Ziele näher zu bringen, sondern er läßt dem Gegenstande den Zauber des Räthselhaften und baut darauf seine Dichtung auf. Weil er der unerbittlichen Wirklichkeit des Lebens eigentlich nie nahegetreten ist, so glaubt er nicht, daß uns die reine Darstellung derselben in die Welt der Dichtung versetzen könne; er greift deshalb in das Bereich des Wunderbaren hinein, um dort zu finden, was ihm die Erfahrungswelt nicht zu bieten scheint.

Betrachten wir von diesem Standpunkte aus eines seiner bekanntesten und bedeutendsten Dramen, „Das Leben ein Traum". Calderon hatte eine sinnreiche und zugleich märchenhafte Erzählung vorgefunden, die tiefe Wahrheiten zu enthalten schien, und sie ergriff wegen des Wunderbaren und Tiefsinnigen in ihr mächtig seine Dichterseele. Ein Shakespeare hätte den Charakter des Sigismund vor uns werden lassen, wir hätten in jedem Worte, an jeder Bewegung den wilden Höh-

lenſohn erkannt, der nun bei der Berührung mit der Menſchenwelt nothwendig ſtraucheln muß; dabei würde das Zauberhafte wohl nicht verloren gehen, jedoch mehr der nüchternen Beobachtung nahegeführt werden; der Schickſalsgedanke beſonders, der hier Calderon beſchäftigt, hätte ſich in begreiflicher Weiſe mit der Selbſtſtändigkeit und Freiheit der Entſchließung vereinigt. Calderon läßt dem Sigismund wohl die Unbändigkeit und Wildheit des in der Abgeſchiedenheit erzogenen Königsſohnes, aber er hat ihm die Unbefangenheit und Harmloſigkeit genommen, die Urſprünglichkeit des Weſens, die allein ein ſolches Aufbrauſen der thieriſchen Natur möglich macht. Die Fellkleider, die den Sigismund umhüllen, ſcheinen uns einem philoſophiſchen Einſiedler anzugehören, denn alle Weisheit der Hochſchule zu Salamanca ertönt hier aus dem Munde deſſen, der die Geſellſchaft nicht kennt; er bewegt ſich ſpäter am Hofe mit einer beneidenswerthen Sicherheit; ſo heftig er ſich zeigt, den Damen gegenüber entwickelt er ſofort alle Liebenswürdigkeit eines am Hofe erzogenen Edelmannes. Aber durch einen einzigen Zug hat der Dichter dieſen Umſtand uns näher zu führen geſucht, er hat dem unglücklichen Prinzen einen weiſen Erzieher, den Clotald, verliehen, der ihn über die Wunder ſeiner Wildniß belehrt und ihm in der Natur das Spiegelbild der menſchlichen Geſellſchaft und ihres geſammten Treibens darlegt. Wunderbar ergreift uns der Gegenſatz des urſprünglichen Naturlebens und des glanzvollen, von Ränken erfüllten Hofes; die Sehnſucht und das ahnungsvolle Verlangen Sigismunds nach einem Zuſammenſein mit der Menſchheit. Um dieſe Empfindung in uns hervorzurufen, mußte Calderon ſeinem Helden die völlige Bewußtloſigkeit rauben, ihm einen hohen Stolz, einen mächtigen Thatentrieb einflößen, ihn ſo als einen gefangenen Prometheus uns entgegenführen. Der Schickſalsgedanke iſt in ſeiner herbſten Geſtalt aufgefaßt, und es iſt dem Spanier angemeſſen, bei der unerbittlichen Nothwendigkeit eine thatloſe Ergebung in den Beſchluß derſelben zu predigen. Dieſe Auffaſſung mag eine berechtigte Seite haben; gewiß hätte ein Shakeſpeare ſich heftig gegen dieſelbe geſträubt, hätte ein Sophokles ſie gemildert, Beide kannten bei ähnlichen Stoffen nur einen vernichtenden Abſchluß. Calderon läßt ſeine Helden glücklich werden, nachdem ſie die Unabänderlichkeit des Schickſals erkannt, das durch ihr Eingreifen nur beſchleunigt, nicht gehemmt werden kann. Wir ſehen in allen Geſtalten der Dichtung das Bewußtſein Calderons arbeiten, ſeine Logik, ſeine Metaphyſik belebt ſich bei ihnen in dichteriſcher Herrlichkeit. Mit welcher Sicherheit bewegt er ſich in dem kantiſchen Gedanken, daß unſer Leben möglicherweiſe nur Traum und Täuſchung ſein könne, daß uns nur das Bewußtſein, ſelbſt im Traum Edles gewollt zu haben, unentreißbar bleibt, daß der höchſte Zweifel uns demnach nicht das Recht

[illegible]t, unſerer Leidenſchaft die Freiheit zulaſſen! Wie hat er die Hand-

[illegible]g ſelbſt ſo traumartig an uns vorüberziehen laſſen und alle Wunder,

[illegible]ſeine dichteriſche Begeiſterung uns vorzaubert, durcheinander un-

[illegible]ifelhaft gemacht! Führe er uns auch ſo ſeltſame Geſchöpfe vor, wie

[illegible]e amazonenartigen Roſauren und Eſtrellas, ein unbegreiflicher Zau-

[illegible]hält uns bei ihnen feſt! Wer vermag ſich darüber klar zu werden

war es Calderon doch wohl ſelbſt kaum — wie der große Dichter-

[illegible]t dieſe buntſchillernden Einzelheiten zu einem unzerreißbaren Ganzen

vereint? Wohl kennen seine Helden nicht den Trotz, den die Shakespeareschen Riesen dem Schicksale entgegensetzen — selbst sein standhafter Prinz, der edle Fernando, ist eine leidende Größe, ein williges Opfer des Glaubenshasses, seine Zenobia zeigt uns, sowie das Unglück ihr nahetritt, nur die Kraft des leidenden Weibes — die Gesetze des Aristoteles bleiben dem großen Spanier gegenüber also wirkungslos: Der Grundgedanke seines Werkes steht aber, ohne daß die Handlung in trocken lehrhafter Weise sich bewegt, in staunenswerther Klarheit vor seinem Zuschauer da, er wirkt, wie er es beabsichtigt. Der Grazioso, bei Calderon oft eine so tief angelegte Persönlichkeit, zeigt stets die Kehrseite des Grundgedankens, er schützt die Dichtung vor Verschwommenheit, indem die ätzende Schärfe eines sehr derben, oft mehr als volksthümlichen Witzes überall wohlthätig merkbar wird.

Das leitet uns zum Calderonschen Lustspiel hinüber und auch hier dürfen wir keine Molieresche Klarheit und Vollkommenheit erwarten. Nicht in der Tiefe des Gemüthes oder der eigenthümlichen Geistesanlage des Helden begründet er seine Wirkungen, sondern in der schnellen Folge überraschender Ereignisse. Daß ein von seiner Donna Verschmähter dem Freunde, der seine elenden Liebesversuche zufällig kennt, seine großen Erfolge bei der Damenwelt rühmt, während im Nebenzimmer der Beweis des Gegentheils sich vorbereitet; daß ein Anderer mit seiner Raufluft und des großen Muthes in Zweikämpfen sich brüstet, während ein angeblich von ihm Erstochener wohlbehalten hereintritt und nur den Zeugen seiner Feigheit abgiebt; daß ein Vater in der Tugend seiner Tochter wohlgefällig sich spiegelt und deren Entführung unbewußt selbst vorbereiten hilft; daß Jemand in höchster Eifersucht und Blindheit seinen Nebenbuhler selbst bei sich beherbergt: Das und noch mehr gehört zu den Mitteln des spanischen Lustspiels. Heimliche Thüren, verfallene Thürme, schauerliche Gärten sind die bald gütigen, bald feindlichen Mächte, die die Ereignisse hemmen oder fördern. Wollte man den Maaßstab der ernsten Wirklichkeit an diese Werke legen, so würde man so manche Charaktere verzerrt finden. Denken wir an Gomez Arias, der seine ihm folgende, dem Vater entfliehende Braut Dorothea zweimal dem Mauren Canjeri von Benonnegi verkauft, ebenso seinen Diener, den Grazioso; der Donna Beatrice ebenfalls als gute Waare losschlagen möchte, wenn ihn die strafende Gerechtigkeit der Königin Isabella nicht hinderte. Aber solche Gestalten verlieren alles Abstoßende und Unleidliche in der Mitte der blendenden Ereignisse und überraschenden Wendungen, an denen das spanische Lustspiel so überreich ist. Wie rührend und zart hebt sich jedoch von dem bunten Gewirr die Gestalt der liebenden und duldenden Dorothea ab, eine der schönsten Frauengestalten Calderons! Man darf diesen Reichthum an Ereignissen nicht mit den abgedroschenen und sich stets wiederholenden italienischen Possen der commedia de l'arte verwechseln; bei Calder n ermüden wir nicht, sondern sehen mit ungeschwächter Theilnahme i d Spannung der Lösung des Knotens entgegen. Es liegt in seiner u :- schöpflichen Mannigfaltigkeit, daß er selbst da uns neu scheint, wo :r einen Diebstahl an sich selbst begeht. Folge man dem Liebhaber s Gespenst nur durch alle Irrgänge des unheimlichen Gartens, wie :r durch die sinnreichsten Streiche seinen mächtigen Nebenbuhler überli :t,

wie aus abenteuerlichen, wohl ausgesparten und berechneten Irrungen der seltsame Faden der Handlung sich weiter fortspinnt, und man wird begreifen, daß hier eine Fundgrube für spätere Dichter war, welchem Volke sie auch angehörten. Aus einzelnen Auftritten ließen sich von den Nachgeborenen völlige Lustspiele gestalten, so unendlich ist der Reichthum Calderons. Es gehört ein tiefer Blick dazu, aus diesem scheinbaren Wirrwarr heraus die weise Absicht des Dichters zu erkennen, der in dem angegebenen Stück „der Liebhaber als Gespenst" die Macht der treuen und aufopferungsvollen Liebe und deren Sieg über mächtige und listige Angreifer hervortreten läßt.

Seine Autos sacramentales, die das Frohnleichnamsfest zu verherrlichen bestimmt waren, entfernen sich durch ihre Stoffe wohl am weitesten von unseren heutigen Neigungen und Anschauungen. Wer sich aber in die Seele des harmlos Gläubigen zu versetzen weiß, wer begeistert ist für die Herrlichkeit seiner Kirche, wer für sie gekämpft hat und dessen Bestrebungen ihren Glanz allein zum Ziele hatten, der wird es begreiflich finden, daß er an diesem Altar geopfert hat. Man muß freilich bei so manchen Absonderlichkeiten, die uns abzustoßen geeignet wären, stets bedenken, daß man den Sohn des kirchlichen Spaniens im siebzehnten Jahrhundert vor sich hat. Daß er, wenn die Anschauungen seiner Zeit ihn nicht bestimmten, zu echt weltbürgerlicher Gesinnung sich dennoch erheben konnte, zeigt gerade sein standhafter Prinz, in welchem Trauerspiel er mit dichterischer Wärme die Gleichberechtigung aller Glaubensformen ausspricht und edle Vertreter des Muhamedanismus zeichnet, wie ja auch sein oben erwähnter Maure Tanjeri eine edle Lichtgestalt ist dem Christen Gomez Arias gegenüber. Gerade die Autos enthalten bei aller beschränkt kirchlichen Weltauffassung das Tiefste, was je ein ahnungsreicher Dichter über die Geheimnisse des Glaubens und der Schöpfung geäußert.

Sollen wir noch von den unzähligen Vor- und Zwischenspielen Calderons sprechen, die ebenfalls beredte Zeugnisse seiner unermüdlichen Kraft und seines unerschöpflichen Reichthums sind? Wir wollen ja kein umfangreiches Werk, sondern nur ein bescheidenes Gedenkblatt den Manen des Großen weihen.

Was sollen wir zum Preise seiner Dichtersprache sagen, die nur empfunden, nicht beurtheilt werden kann? Der kühle Beobachter würde sie leicht überladen finden. Und in der That ist seine Bildersprache nicht die Shakespearesche, die in ihrem Reichthum knapp ist und ein helles Licht auf den dichterischen Gedanken wirft; sie ist der Ausdruck einer übervollen Dichterseele, die all ihre Empfindungen ausströmen muß und die kaum Raum genug zu finden scheint, um uns ihre tiefen Gedanken mitzutheilen. Alle Herrlichkeit und alles Grauenvolle der uns umgebenden Schöpfung spricht sich darin ergreifend aus und wird erhabener Bildlichkeit auf das innere Leben des Menschen angewandt.

Fragen wir darum, wenn uns Calderon entzückt, nicht zu kleinlich danach, ob die Quelle dieser Empfindung eine berechtigte ist? Bietet er uns keine Werke, die sich unserm Maßstabe fügen, so sind es Zauberkinder der Calderonschen Muse, die uns in ihrer wunderbaren Eigenartigkeit hinreißen.

In den Zeiten ängstlicher Regeldichtung wird der große Spanier stets in den Hintergrund gedrängt; darum war er den Verehrern Boileaus ein Gräuel, und Gottsched durfte den Bann über ihn aussprechen. Als die spanischen Dichter selbst zu den entarteten Nachtretern der französischen Größen, eines Corneille und Rammie zählten, da glaubten sie sich mächtig über ihn erhaben, weil ihnen der Maßstab für den Dichterriesen fehlte. Unserm Lessing gebührt der Ruhm, in der Dramaturgie mit Liebe auf das verachtete spanische Theater, also auch auf Calderon, wieder hingewiesen zu haben. Als unsere Dichtung freiere Bahnen beschritt, wandte man sich ihm mit hingebender Verehrung zu, und Schiller eignete sich für seine „Jungfrau" meisterhaft die Weise Calderons an. Die Romantiker, die Vertreter einer thatenarmen und schwärmerischen Zeit, vergötterten ihn, während er in neuerer Zeit von dem Geschlecht der Wirklichkeit und der Thatsachen wiederum vielfach verunglimpft wurde. So hat er das Schicksal aller großen Dichter, daß er zwar in verschiedenartiger Weise beurtheilt, aber von den Wogen der Jahrhunderte nicht hinweggeschwemmt werden kann.

Wenn an seinem Ehrentage alle Völker sich voll Begeisterung ihm zuwenden, so wird Deutschland nicht fehlen. Wir vergessen der Großen nicht, die auf uns gewirkt haben, und werden das Unsrige dazu beitragen, in echt deutscher Weise eine unparteiische und gerechte Schätzung des großen Mannes zu erzielen.

Ludwig Rosenthal.

Wahrheit und Lüge.

Die Wahrheit, bald ein ungesehner Stern,
Und bald ein Stern so leuchtend, daß er blendet,
Gleicht einem Boten, über Land gesendet
Von einem unbeliebten, stolzen Herrn.

Die Lüge fliegt dahin mit Schwalbenflügeln,
Auf wildem Rosse mit verhängten Zügeln,
Man bahnt den Weg ihr, öffnet ihr das Thor!

Die Lüge sitzt wie Satan in den Bügeln,
Ein wilder Reiter, über Thal und Hügeln
Dringt wachsend, sich vermehrend stets sie vor!

Die Wahrheit folgt der Menschheit nur von fern,
Wenn die ihr auch den Rücken zugewendet,
Sie gleicht der Sonne, welche Strahlen spendet
Dem fernsten Thal aus ew'gem Feuerkern!

Alfred Friedmann.

Die Wahrheit über Rußland.

Von J. J. Honegger.

(Fortsetzung.)

Militär und Kriegswesen betreffend, steht es folgendermaßen: Erst unter Alexander I. nahm die Armee jene ungeheure Ausdehnung an, welche eine Drohung ist für Europa und der wirthschaftliche Ruin des Landes. Und daß dabei keineswegs blos die Nothwendigkeitsfrage in der Vertheidigung gegen Napoleon mitspielte, wird deutlich bewiesen durch die Thatsache, daß gerade nach dem allgemeinen Frieden die Armeen auf die höchste numerische Stärke gebracht wurden. Von da an datirt das fortwährende Recrutiren zur Vervollständigung der Armeelisten. Uebrigens blieb die Organisation zumeist ganz äußerlich, und die innere Stärke der Armee zerfiel gründlich selbst unter dem enragirten Militärfreunde Nikolaus. Von dem im ganzen übrigen Europa aufgenommenen System der Reserven und Ersatzmannschaften, womit ein verminderter Präsenzstand zur Friedenszeit geschaffen ist, war dieses Reich durch die Leibeigenschaft ausgeschlossen. Der ins Heer tretende Leibeigene erwarb für sich und seine Kinder die Freiheit, konnte aber zum Genusse dieses Rechtes erst kommen, wenn er beurlaubt oder verabschiedet wurde, und diese Bestimmung hatte die entsetzliche Länge fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit zur Folge. Daran knüpfte sich aber weiter die vollständige Unbrauchbarkeit einer aus moralischen und physischen Halbinvaliden bestehenden Armee, die auch durch eisern knechtende Disciplin und jammervolles Verpflegungswesen heruntergebracht war. Da die Armee in den Augen des Czaren Nikolaus Alles war, hatte man wiederholt (1826, 36 und 39) ihre Reorganisation angegriffen; die versuchten Reformen liefen aber in die gewohnte bequeme Phrase aus, „die Zeitverhältnisse machten die weitere Beschäftigung mit dem Gegenstand unmöglich", weil man sich eben schließlich um keinen Preis dazu verstehen wollte, das Uebel an der Wurzel anzufassen, d. h. die gesellschaftliche Classenstellung umzuformen und die Fragen des volkswirthschaftlichen Gedeihens verstehen oder würdigen zu wollen. Eine Illustration zu

rühmlichen Gewohnheit, Kleidung und Ausrüstung des Militärs : für die Parade zu berechnen, liefert folgende komische Anecdote: Nach n großen 12er Feldzug rief Alexanders Bruder, der Großfürst Konstin, zubenannt le corporal par excellence, als er das Regiment Jäger zu Fuß, das natürlich nach den erlittenen Strapazen nicht ır paradehaft daherkam, mit scharfem Tadel aus: diese Leute verjen blos sich zu schlagen! — Der Krimkrieg hat die Untauglichkeit ganzen Militärorganismus zum Schrecken von Nation und Fürst

unwiderleglich dargethan. Wenn irgend noch militärischer Geist da war, so führt seine Erhaltung auf die Kaukasuskriege zurück; diese Feldzüge, denen das Land fast zwei Jahrhunderte über die Blüte seiner Mannschaft geopfert hat, machten seine große Militärschule aus, gerade wie Frankreich sie in Algier gesucht hat.

Fragen wir nach den geistigen Lebensbedingungen der Nation, den Unterrichts- und Bildungszuständen, den unteren (elementaren) wie den höheren Schulen, — in dem Kapitel ist wenig, gar wenig Tröstliches zu berichten! Russisches Schulwesen, Nationalerziehung — inhaltarme Worte!

Die deutsche Bildung im russischen Leben ist durchaus nicht organisch vermittelt, sondern mit ihrer scharf ausgeprägten fremden Volksthümlichkeit gewaltsam importirt; nicht durch ein allgemein menschliches Medicum wie die altclassische Bildung im Abendland natürlich eingelebt, sondern in ihrer dem Russenthum vollständig widerstrebenden deutschthümlichen Form.

Kenntniß der Alten ist unter den wirklichen Russen eine seltenste Ausnahme. Der geist- und kenntnißreiche Autor der „Bilder aus der Petersburger Gesellschaft" meint: zu seiner Zeit hätte er schwerlich in der gesammten höheren Regierung mehr als zwei Mitglieder finden können, die im Stande waren, den Horaz in der Ursprache zu lesen. Ebenso waren gradezu Ausnahmen die Russen, welche sich in ihrer Muttersprache correct und annährend so gut wie in der französischen ausdrücken konnten. Die Herrschaft des Französischen constatirt nach Gribojedow, welcher in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Meinung ausruft: „Du kannst vor französischen Büchern nicht einschlafen, und ich habe mich über russischer Lectüre krank geschlafen." Die Regel hatte festgestellt, daß der vornehme Russe zur Sprache seines Landes nur greift, wenn er flucht, betet oder rechnet. Bekanntschaft mit heimischen Zeitungen galt für kleinlich. — Der als selbstbewußter Dilettant in der Diplomatie, dem Staatsbeamtenwesen und der Literatur bekannte Fürst P. A. Wjäsemski hatte Recht zu sagen: „Was uns bei den Franzosen anzieht, ist nicht das lateinische, sondern das gallische Element ihres Wesens; weil dieses Element dem russischen congenial ist, verstehen wir die Franzosen besser als alle übrigen Europäer, ist ihr Theater das unsrige geworden. Gleich ihnen sind auch wir leichtlebig und gesellig, — mon jour est mon siècle, ist unsere und ihre Devise — Von Alters her sind wir gewohnt, an der Newa den Regenschirm auszuspannen, wenn es in Paris regnet." — Zur classischen Bildung meinte derselbe Mann, der aus Erfahrung reden konnte: „Bei uns Russen schlagen die classischen Sprachen überhaupt nicht Wurzel, weil wir für dieselben weder einen historischen noch einen nationalen Boden haben." Das ist neuestens noch viel schlimmer geworden. Der verbohrte Panslawism der extreme Materialismus mit seinem tollen Anhängsel im Nihilism die verkehrten Erziehungsgrundsätze: sie alle haben das classische E ment in der Erziehung mit systematischer Absicht verfolgt. Da h es: die Entwicklung Rußlands ruhe auf ganz anderen Grundlagen die des Westens; jenes könne deshalb mit dem Classicimus nichts fangen; das „Gefühl der Jugend" sträube sich gegen die alten Sp chen — und was dergleichen Gemeinplätze mehr sind.

Woher bei diesem Geiste die hochtönend so geheißenen „tiefsinnigen Platone und geistesmächtigen Newtone“ Lomonossow's kommen sollten, ist noch ein Räthsel.

Folgendes war die adelige Erziehung seit den Anfängen des Jahrhunderts: Das Lyceum zu Zarskoje Selo, in welchem Puschkin erzogen wurde, hatte zum Lehrer des Französischen einen leiblichen Bruder des furchtbaren revolutionären Schreckensmannes Marat, und mit rühmlicher Offenheit bekannte sich der Professor dieses ausgesuchten kaiserlich russischen Erziehungsinstitutes bis an sein Ende zu den Grundsätzen des blutigen Terroristen, ohne daß Jemand an diesem Erzieher der Söhne des hohen Adels den geringsten Anstoß nahm. Hatte er ja „zur Vermeidung von Aergerniß“ durch Katharina II. den officiellen Namen Mr. de Baudry erhalten, das war für die vornehmen Herren und Damen vollkommen beruhigend! Franzosen mußten's nun einmal sein, und wenn sie nur correct sprachen, so kümmerte man sich in dieser Scheinwelt um nichts weiter. So waren's wunderliche Heilige, denen Zufall und Speculation die Erziehung des vornehmen russischen Adels zuwarfen: in holder Eintracht hochadelige Emigranten mit den Maximen des ancien régime, Aufklärer und Voltairianer mit Grundsätzen und Allüren der Revolution, endlich elegante Jesuiten mit römisch-katholischen Tendenzen und Bekehrungsgelüsten. Der niedere und Provinzialadel aber behalf sich mit zugestutzten Lakaien und Abenteurern, in Pädagogik machenden Tanzmeistern und Corporälen. Nach dem Jahre 1813 recrutirte sich der höhere Unterricht auf zwei Jahrzehnte hinaus wesentlich aus den gefangengenommenen Veteranen der großen Armee, und bis in die dreißiger Jahre blieb es an einer starken Anzahl der öffentlichen Petersburger Lehranstalten Sitte, die meisten Unterrichtsfächer in französischer Sprache zu lehren. — Das anmuthende Kapitel: Pädagogik in Rußland gewinnt noch besonderes Colorit durch Wigel's Schilderung von dem Treiben einer der zwanzig Pensionen in und um Moskau. Es war bei der um die Wende des Jahrhunderts aufwachsenden Generation die reinste Dressur zur Nullität und Geistesverflachung unter fremdländischem Modeeinfluß. Und gleichwohl galt das so herangezogene Geschlecht für bedeutend civilisirter und auch humaner als das nachher unter dem stockrussischen nikolaitischen System in den Cadettenhäusern der dreißiger und vierziger Jahre gedrillte. Aber kurz, zu Kaiser Pauls Zeiten war die französische Emigration in allen Familien vertreten und führte in den meisten das Regiment. Es heißt von jenen Franzosen: sie seien ouchitels (Hauslehrer) oder große Herren geworden. Und Eckardt bestätigt nach Wigel's Aufzeichnungen: es habe zu Kaiser Paul's Zeiten kein Regiment gegeben, in welchem nicht zwei oder drei Franzosen mit hochklingenden (sehr oft usurpirten!) gräflichen oder freiherrlichen Titeln dienten; kein aristokratisches Haus, in welchem sie nicht die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts geleitet hätten.

Die öffentlichen Unterrichtsanstalten standen in den ersten Jahrzehnten, d. h. genau bis zu Alexander's I. Tod und dem Decemberaufstand, unter der Leitung gebildeter Ausländer, die immerhin besser als Einheimischen befähigt waren, ihren Zöglingen die Grundlagen wirklicher Bildung zu geben. Nachher wurden auch sie in die Hände unbrauchbarer alter Soldaten überliefert und systematisch heruntergebracht.

Beginnen wir an der Spitze, mit den Universitäten. Im Jahre 1805 bestanden zufolge kurz vorher vorgenommener Reorganisation fünf Universitäten; jetzt sind es neun, wozu noch andre Institute kommen, denen gleicher Rang beigelegt wird (Summa 18).

Schon in den dreißiger Jahren wurde mit Rücksicht auf den verdächtigen und verpönten Geist an der Moskauer Universität ein ganzes Heer von Verordnungen und Reglements erlassen, um Leben und Lernen einzudämmen und vor den Gefahren liberaler Verirrungen zu bewahren. In jenen Jahren fand sich allerdings an dieser Hochschule ein Kreis strebsamer Studenten, für welche das Interesse an der frisch importirten deutschen Philosophie, namentlich an Schelling's und Hegel's Lehren, einen starken Vereinigungspunkt bildete. Auffallend scheel wurden insbesondere die classischen Studien angesehen. Ein im Jahre 1845 für die Militärlehranstalten ausgearbeitetes Programm besagt: ganz besonders sei vor der gradezu unverantwortlichen Verehrung zu warnen, welche unbegreiflicherweise der Geschichte der alten Römer und Griechen in den Schulen gezollt werde und wesentlich zur Verbreitung republikanischer Grundsätze beigetragen habe. Bei jenen unglücklichen Völkern des Alterthums könne die Vorliebe für republikanische Staatsformen höchstens durch die Unkenntniß des Segens monarchischer Einrichtungen entschuldigt werden.

Die physikalischen Instrumente an den Hoch- und Fachschulen wurden den jungen Leuten nicht zur Benutzung freigegeben, damit sie auf den Fall eines plötzlichen kaiserlichen Besuchs möglichst sauber blieben. Freilich beehrte Czar Nikolaus während fünfundzwanzig Jahren die Petersburger Hochschule ein einziges Mal mit seiner hohen Gegenwart; das war am Ende seiner Herrschaft, im Jahr 1854, als die Studenten militärische Uebungen abhalten mußten, um allenfalls zur Vaterlandsvertheidigung vorbereitet zu sein. — Bis 1848 hatten übrigens die Universitäten eine ganz demokratische Organisation: Geöffnet waren sie für jeden Freien, der ein Examen bestehen konnte; Kronbauern bedurften zum Besuch einer Erlaubniß von der Gemeinde; etwas Weniges wurde beim Eintritte bezahlt, 60 Mark ungefähr im Jahr, und auch dieser Betrag konnte durch ein Armuthszeugniß leicht umgangen werden. Aber nach der achtundvierziger Revolution führte Nikolaus gegen diese Anstalten die ärgsten Streiche: die Zahl der Studenten wurde beschränkt, die Aufnahme durch verwickelte Formalitäten erschwert, die Aufnahmegelder — einzig die armen Studenten vom Adel ausgenommen — stark erhöht. Sehr erklärlich, daß unter solchem Regiment Curiosa möglich wurden wie das folgende: A. Herzen erzählt aus der Zeit seiner Studien von einem Professor an der Moskauer Universität, welcher in fünfzehn Jahren ein einziges Buch gelesen habe, nämlich einen Theil des Cursus der Mathematik von Francoeur, und auch den blos bis zu den Kegelschnitten. — Das nikolaitische Erziehungssystem ward in allen Stücken geleitet nach dem Schiboleth der Namen: Orthodoxie, Autokratie, Nationalität.

Die Reaction auf ihrer unerträglichsten Höhe (seit 1849) trug sich mit dem wahnwitzigen Plan, die längst verdächtigen Universitäten ganz aufzuheben und an ihre Stelle militärisch zugeschnittene und zerstreut auseinander liegende Fachschulen zu setzen. Wirklich durchgeführt wurde

Folgendes: Den Universitäten ward das Recht der Rectorwahl genommen, die Lehrstühle für allgemeines europäisches Staatsrecht aufgehoben, das Studium der Philosophie in die Hand von Priestern der griechisch-orthodoxen Kirche gelegt, die Aufsicht über Lehrer und Studenten verschärft. Einzig Dorpat und Helsingfors als außerhalb Altrußlands und eigentlich fremde Organismen — deutsch und schwedisch — behielten ihre besondern Rechte und Gesetze.

Der unerträglichste Formen- und Formelzwang herrschte, der Curator griff überall nach Willkür ein, und was für Leute diese auch wieder mit Vorliebe dem Militärstand entnommenen Curatoren waren, davon erzählen zahlreiche Anecdoten: So ließ Magnitzki die bei der Universität Kasan aufbewahrten anatomischen Präparate feierlich bestatten, weil es ordnungswidrig sei, daß menschliche Körper oder Körpertheile, die zur Auferstehung bestimmt seien, unbestattet bleiben. Und Fürst Sergei Galitzin zu Moskau war ein so steifer Ordnungsmensch, daß er gar keine Vorlesungen wollte ausfallen lassen; es sollten deshalb „der Tour nach" für erkrankte oder sonst verhinderte Professoren ihre Collegen ohne Unterschied der Facultät eintreten, wie A. Herzen mit charakteristischem Spott illustrirt: der Geistliche, der für Logik eingestellt war, sollte gelegentlich die geburtshilfliche Klinik leiten, und der Accoucheur die Lehre von der Empfängniß durch den heiligen Geist behandeln.

Auf den innerrussischen hohen Schulen war überall die steif abgesonderte Haltung der Professoren gegen die Studenten geboten, diesen jedes Zusammentreten in wissenschaftliche oder gesellige Vereine untersagt, der Besuch bestimmter Collegien vorgeschrieben, und das „Hospitiren" als unnütz erklärt, die Hefte der Professoren und die gebrauchten Handbücher streng controlirt; endlich ein unsinnig quälendes Examiniren betrieben, wonach der Student in jährlichen Cursexamen über die angehörten Collegia Rechenschaft geben mußte und nur im Falle der Approbation in den folgenden Curs versetzt wurde. Unregelmäßiger Collegienbesuch, Beschäftigung mit heterogenen Fächern oder nicht genehmigten Büchern wurden mit strengen Strafen belegt.

Auch dieses chinesische Unterrichtswesen brach nach dem Falle des nikolaitischen Systems auf Einen Schlag wie ein Kartenhaus zusammen und machte an den gleichen Anstalten dem zügellosesten Radicalismus Platz. Als dagegen eingeschritten und wieder in die alten verrosteten Geleise eingelenkt werden sollte, folgten Studentenaufstände und der gradezu die Regierung zwingende Druck der öffentlichen Meinung. Thörichte Repressivmaßregeln von oben und Mißbrauch der Freiheit von unten lösen sich ab. Unbestand und Schwanken in Allem

Der Volksschulunterricht blieb bis in die Zeit Alexanders II. hinein [illegible], der Begriff des Volksschullehrers unbekannt, auf dem flachen [illegible]nde der Pope einziger Träger der Bildung — und was für einer! [illegible] häufig genug fand sichs, daß da selbst die adelige Jugend, die Söhne [illegible]: kleinen Gutsbesitzer ohne alle Zucht und Schulung aufwuchsen. Die [illegible]huljugend machte in den meisten Gouvernements kaum 2% der Bevölkerung aus, und noch im Jahr 1868 ergab die amtliche Nachforschung, daß mit Noth $4^1/_2$% aller zum Militärdienst ausgehobenen [illegible]ecruten lesen konnten. In den Städten war es wenig besser bestellt.

Als die besten Unterrichtsanstalten im ganzen Reich standen die der Deutschen da, die sogenannten deutschen Kirchenschulen. — Das ganze mittlere Unterrichtswesen wird als ein trauriges, ja in verzweifeltem Zustande sich befindend geschildert. Das haben zu gleichen Theilen die Nachäffung des westländischen Doctrinarismus und die Büreaukratenherrschaft verschuldet. Jene Stufe der Anstalten dient eher der Verdummung als der Bildung. Lateinische und griechische Sprache, wohlverstanden blos Sprachformelkenntniß im ausgedörrtesten Philologenstil, wurden da längstens als der Schlüssel zur Allwissenheit betrachtet und behandelt; dreizehn Stunden wöchentlich verwendete man auf diese Sprachen allein, nur zwei oder drei auf's Russische, acht oder neun auf alle andern Wissenschaften zusammen. Mit daher mag die neueste Reaction im umgekehrten Sinne rühren, wovon unten! — Etwelcher Aufschwung hat sich allgemein vollzogen infolge der befreiend reformirenden Gesetze von 1861 und 1863. Das erwies sich u. A. bald an dem raschen Anwachsen der akademischen Jugend; von 3000 im Jahr 1853 hat sich die Zahl der Studenten bis 1868 auf beinahe 7000 gehoben. Die Anzahl der Knabenschulen stieg von 128 auf 326; es sind 133 Gymnasien und 69 Progymnasien, 53 Real-, 11 Special- und 60 Normalschulen. Zahl der Mädchenschulen 1866, 94, heute 66 Gymnasien mit 148 Progymnasien, also 214. — Die Frage des öffentlichen (elementaren) Volksschulunterrichts dagegen wird immer noch lässig betrieben, und noch ist die Zahl der Schulen im Verhältniß zur Einwohnerzahl außerordentlich gering: auf 10,000 Einwohner entfallen 150 Elementarschüler, in Oesterreich 830, in Belgien 1140, in Frankreich 1160, 1580 in Holland, 1400 in England und 1520 in Preußen.

Das neueste Unterrichtswesen hat sich gemäß einem längst schon der Mehrzahl unter den modernen liberalen Russen innewohnenden Zuge ganz überwiegend von dem classischen Unterrichtssystem ab- und der rein realistischen Richtung zugewandt. Das wurde mit ein dem berufenen Nihilismus zutreibender Factor: die an Zoologie, Physiologie und Anatomie großgezogenen Schüler vergröberten sich zu einer Rasse ohne Pietät, ohne Neigung und Verständniß für jedwedes gründlichere Studium oder eigentliche Geistesbildung; sie verfielen dem nackten Materialismus oder gar Atheismus. Uebrigens brach die crasseste Vermaterialisirung deshalb herein, weil die Leute, um Carriere zu machen, es vorziehen, aus der Gelehrtenlaufbahn, ehe sie sie recht betreten, auszuscheiden und sich in die glänzender bezahlten Inspectors- oder Subinspectorsstellen der Branntweinpacht zu drängen, einen Dienst, der geistloser, mechanischer und widerwärtiger nicht kann gedacht werden. Daher kommt es, daß Jahre lang die Hälfte aller akademischen Lehrstühle in den russischen Städten unbesetzt blieben, die Stipendien an Unwürdige vergeben werden mußten und für den classischen Unterricht keine brauchbaren Gymnasiallehrer mehr zu finden waren. An den kleineren Universitäten seien einzelne Fächer Jahrzehnte ohne Vertretung; ja in Jahr 1873 brachte der Golos über die Zusammensetzung der Juristen facultät an der relativ berühmten Moskauer Hochschule folgende interessante Angaben: Staatsrecht — nicht gelesen, römisches Recht — nicht, Civilrecht — einem erst zur Ausbildung im Auslande befindlichen jungen Aspiranten übergeben, Criminalrecht — in Nothvertretung be

sorgt, Criminalproceß — nicht gelesen, Civilproceß — einem an der mathematischen Facultät aufgewachsenen und juristisch gar nicht graduirten Advokaten übertragen, Völkerrecht — unbesetzt, russisches und slawisches Recht — unbesetzt. Wenn das am grünen Holze geschieht ꝛc.

Der Lehrermangel ist in diesem Lande heute noch enorm, von oben bis unten. 1871 waren von 420 höheren Lehrstühlen 202 unbesetzt, so daß an einigen Universitäten $^1/_3$, an denen von Charkow und Kasan gar die Hälfte der Lehrer fehlte. — Traurig ist's um den Volksschulunterricht bestellt; eine ungeheure Anzahl von Schulen mit Lehrern ausgestattet, die kaum zur Hälfte lesen und schreiben können; die durchschnittlichen Leistungen gehen überhaupt nicht über ein mechanisches Lesen und Schreiben hinaus. So wurden noch im Jahr 1872 3138 Schulen erwähnt mit fast unbrauchbarem Lehrpersonal, während 352 gar keine Lehrer hatten. In jenem Jahr bestanden 19,658 Volksschulen mit 761,129 Schülern, worunter blos 135,345 Mädchen. Dazu kamen 42 Lehrerseminare mit 2374 Zöglingen; jetzt seien sie über 60 gestiegen. Bei einer jüngsten Recrutenaushebung haben von 130,150 nur 14478 lesen können, also genau $^1/_9$. Rußland hat im Durchschnitt 9 bis 10% die lesen und schreiben können; Oesterreich, selber arg zurück, 29%, Frankreich 77.

Im Durchschnitt kommt auf je 66 Einwohner 1 Schüler, natürlich wieder mit den gewohnten ungeheuren Unterschieden in den verschiedenen Theilen des Reiches:

Ostseeprovinzen 1 Schüler auf 19 Einwohner,
Polen 1 „ „ 160 Einwohner,
ebenso in den Gouvernements mit Semstwos (Landschaftsordnungen) und in Kaukasien,
in den übrigen Gouvernements 1 Schüler auf 471,
in den südlichen Provinzen (Ukraine) und Sibirien 1 auf 664.

Trotzdem steht das 227014 Quadratmeilen große Sibirien, das ohnehin auf seine $14^1/_2$ Millionen Einwohner keine einzige höhere Bildungsanstalt besitzt, günstiger, da ihm Unterrichtsfähigkeit und Wille der politischen Gefangenen zu gute kommen. — In Finnland könne Jeder, auch der Aermste, lesen und schreiben, und in Sibirien selber sei die Zahl der Lesenden und Schreibenden größer als im eigentlichen Rußland.

Auch die Mittelschulen wollen nicht recht gedeihen; viele sind wieder eingegangen, nicht zum geringen Theil wegen verfehlter Organisation. Weiß man sich doch nicht aus dem Conflicte herauszuhelfen zwischen realen und classischen Studien! Noch im Jahre 1863, nach einer ganz bedeutenden Hebung der Schülerzahl (gegen 1836 43%) waren in den ymnasien vom Adel nur 1 aus 21, vom geistlichen Stande 1 aus 5 und von den steuerzahlenden Ständen 1 aus 3640 Schüler des ymnasiums.

1856 wurden durch Umwandlung der obern Classen in den Hauptolksschulen 56 Gymnasien geschaffen, sie gedeihen nicht recht; im Durchnitt kommt heute 1 Gymnasium auf 472000 Seelen und 1 Zögling f 1740. Seit 1860 macht sich im Volk etwelche Thätigkeit für weib-

liche Unterrichtsanstalten geltend, deren im Laufe von 5 bis 6 Jahren 150 errichtet wurden, alle auf eigne Kosten sich erhaltend.

Man zählt gegenwärtig, unter Ausschluß von Finnland, Kaukasien und Mittelasien, 23000 Volksschulen mit 874000 Schülern, d. h. eine Schule auf 3100 und einen Schüler auf 86 Seelen. Diese untern Anstalten kosteten dem Staat 1871 ca. $3^1/_2$ Millionen Rubel. — Sämmtliche Lehranstalten des Reichs zusammengefaßt, steht es so: Allgemeine, elementare und specielle kosten $28^2/_5$ Millionen Rubel Unterhalt, wovon $21^2/_5$ auf das Staatsbudget fallen, jedoch nur 11 auf's Cultusministerium speciell, während 6,7 Millionen von besonderen Fonds getragen werden.

Der Primärunterricht ist mehr gehoben in Polen durch die Anstrengungen der Regierung, in den Ostseeländern und Finnland durch den Einfluß des protestantischen Geistes, in Centralrußland durch den Industrialismus.

Russische Mädchenerziehung. Die alte Manier zeichnet Gribojedow prachtvoll in seinem berühmten Roman von 1842 „Todte Seelen“: in den Mädchenpensionaten werden drei Dinge als Grundpfeiler aller menschlichen Tugenden betrieben — „die französische Sprache, welche für das häusliche Glück unentbehrlich ist; das Clavierspiel, dazu bestimmt, dem künftigen Gatten eine angenehme Unterhaltung zu bieten; und endlich die Kunst der Wirthschaftlichkeit, d. h. die Fertigkeit im Sticken von Börsen und anderen Gegenständen der Ueberraschung.“ Die erfinderischen Vervollkommnungen in der Erziehungsmethode bestehen besonders in dem Wechsel und der Reihenfolge, den die verschiedenen Pensionen in diesen Beschäftigungen eintreten lassen.

Bis in die fünfziger Jahre sorgte der Staat nur durch einige wenige Anstalten für die Bildung von Mädchen höherer Stände, für den Rest, d. h. die große Masse, that er rein nichts. Das Maß aber der an jenen berühmten Anstalten zu erlangenden Bildung beziffert sich nach dem Ausspruch einer Dame, welche die Sache gekostet hat: der Unterschied zwischen Viertheilen und Dritttheilen sei ihr nie recht klar geworden, und sie habe besondere Mühe gehabt, den Moses und Napoleon auseinander zu halten; „ils ont donc été tous les deux en Egypte.“

Die Mädchen andrer Stände blieben, wenn sie überhaubt etwas lernen sollten, rein auf Gouvernanten und Privatpensionen angewiesen. Und einen Typus des russischen Gouvernantenthums stellt Turgenjews Roman „Rudin“ auf in der zur Erzieherin avancirten Extänzerin, welche beim Klang des Wortes amour emporfährt und die Ohren spitzt, „wie ein ausrangirtes Dragonerpferd beim Klang der Trompete.“ Gribojedow aber trifft es, wenn er in seiner meisterhaften Komödie sagt: „Wir erziehen unsere Töchter so, als seien sie bestimmt, Gemalinnen der Tanzmeister und Possenreißer zu werden, denen wir ihren Unterricht anvertrauen.“ Kurz, Schein und unbrauchbare Abrichtung!

1858 ward die Einrichtung weiblicher Gymnasien und Untergymnasien verfügt, die aber, da der Staat kein Geld hergeben wollte noch konnte, meist auf dem Papier stehen geblieben sind. — Man mag es loben, daß das Unterrichtswesen neuester Zeit den wissenschaftlichen Kreis für die Bildung der Töchter sehr weit gesteckt hat, ja in gewissem

Sinn weiter als im übrigen Europa. Ist ihnen damit der Zugang zu den liberalen Beschäftigungen, auch zu öffentlichen Aemtern und Carrieren eröffnet — gut! Aber auch das hat seine schwere Schattenseite. Die freier gewordene Bildungsweise der Russinnen, ganz besonders ihr Studentinnenthum, hat den ungezügelten Hang zum äußersten Radicalismus und Nihilismus, die Sucht nach männlichem Treiben und Emancipation als Gegenschlag gegen die frühere Verknorzung und Gebundenheit bis zum Erschreckenden entwickelt.

Eine conservative Stimme hat die neueste Generation so gezeichnet: „Was soll man von unserer Jugenderziehung sagen? Die Intelligenz erzieht ihre Söhne und Töchter im Geiste des Occidents; das Kind plappert von der frühesten Jugend an französische, deutsche und englische Verse her, aber das Vaterunser kennt es nicht. Die unterste Volksklasse weiß nicht, wie ihre Kinder gelenkt werden, und in den Dorfschulen treiben materialistisch gesinnte Lehrer ihr Wesen. Unser Familienleben droht vollständig zu verschwinden. Die Kinder brauchen blos in eine höhere Classe ihrer Lehranstalt hinüberzukommen, um die Väter als abgelebt anzusehen und sich über sie lustig zu machen. Sechzehn- bis siebzehnjährige Jungfrauen suchen selbstständige Arbeit und vertiefen sich bis über die Ohren in die Geheimnisse der Naturwissenschaft Alles, was man früher in Gegenwart einer Jungfrau nicht beweisen durfte, setzt die moderne Jungfrau bis ins Einzelne auseinander und analysirt es mit einem Geschick, wie es zuweilen dem Fachmann nicht eigen ist. Die Aufgabe, die ihr vom Schöpfer gestellt worden, ist ihr eben fremd. Sie will blos gleiche Rechte mit dem Manne besitzen, ohne sich darüber Rechenschaft ablegen zu können, worin diese Rechte eigentlich bestehen. Und Suworin ergänzt: „Unsere Kinder gehen zu Grunde, die besten Kräfte gehen um Nichts verloren und vielleicht deshalb, weil Viele von uns Erwachsenen ein solcher Schund (**takaja drjanj**) sind, der zu nichts tauglich ist, als nur zu liberalisirenden Ausrufungslauten, die als bürgerliche Verdienste herausgestrichen werden; weil es bei uns weder Charakter noch Ausdauer noch System giebt, sondern nur eine gewisse Halbheit, etwas Unvollendetes, so Etwas, was in seiner Apathie zu Zeiten vor nichts Ekel empfindet, nicht einmal vor dem liberalisirenden Sich-Stützen auf eine in Aufregung befindliche Jugend."

Nicht höher als die Schule steht die Kirche und die sie vertretende Körperschaft, die Geistlichkeit. Kirchliches Leben hat für die irgendwie gebildeten oder halbgebildeten Stände wohl nirgends in Europa so wenig zu bedeuten wie hier. In einzelnen Landestheilen behaupten die beiden blos geduldeten und vielfach bedrückten Kirchengemeinschaften der Katholiken und Protestanten eine ungleich weiterreichende und geradezu den öffentlichen Geist ihrer Glaubensgenossen bestimmende Bedeutung, so in den Ostseeprovinzen, Litthauen und Polen, und über's ganze Land n herrscht chaotische Sectenzersplitterung. Das ist auch politisch nicht ganz ungefährlich. So constatirt eine überraschende Wahrnehmung, ß es von jeher die Mitglieder der katholischen Kirche waren, welche s Streben zeigten, sich gegen die bestehende Regierung aufzulehnen; e Zahl ihrer sogenannten politischen Verbrecher verhalte sich zu derjnigen der griechisch-orthodoxen Kirche wie 29,5 : 1. Die rechtgläubige irche aber „im heiligen Rußland, welche bei allen Actionen der Staats-

kunst ins Vordertreffen geführt wird", hat doch auf die staatlich-gesellschaftliche Entwicklung des Reiches fast gar keinen Einfluß. Alle Gebildeten stellen sich zu ihr indifferent und zu ihren Vertretern spottend.

Schon vom Eintritt des Christenthums an stoßen wir auf jene höchst charakteristische Scheidung in Kloster- und Weltgeistlichkeit, (schwarze und weiße) mit ungleich höherem Ansehen, Reichthum und Macht der ersteren, beide übrigens genau gleich ungebildet. An der Spitze stand der Metropolite von Kiew, meist ein Grieche; unter ihm der Erzbischof von Nowgorod und die Bischöfe. Die herrschende und herrschsüchtige Klostergeistlichkeit bildet eine Welt für sich, mit welcher man sich ein- für allemal abfindet; die Popen dagegen sind gründlich verachtet. Bis 1869 standen sie in einem würdelosen Abhängigkeitsverhältniß zur Gemeinde, da ihr Unterhalt ausschließlich auf den Ertrag ihres kleinen zur Kirche gehörigen Feldes von sechs Morgen und der durch die Gemeinde zu leistenden Zehnten angewiesen war; dieser ist jetzt aufgehoben, und der Geistliche erhält außer jenem Lande von Regierungs wegen 200 Rubel Gehalt. Seit ferner die kastenmäßige Gebundenheit an den Stand neuestens aufgehört hat, werden viele Popensöhne mit Vorliebe Lehrer an den Mittelschulen.

Das Mönchsthum hat mit der Zeit in Rußland genau dieselbe Entwickelung genommen wie im übrigen Europa. Aus armen, einfachen, glaubenseifrigen Stätten der religiösen Belehrung und Bekehrung sind auch hier allmälich Sitze des üppigen und sehr weltlichen Treibens geworden. Wie reich an Schätzen und nebenbei auch an Landbesitz mit Leibeigenen die Schenkungen und Vermächtnisse der Gläubigen die Klöster machten, das mag die allgemeine Bemerkung erhärten, daß am Beginn des letzten Jahrhunderts mehr als $^1/_4$ der ganzen Bevölkerung der Gerichtsbarkeit der Kirche angehört habe. Viele Klöster sollen mit großem Geschick Handel getrieben haben. Troitza allein habe 150,000 Leibeigene mit entsprechendem Landantheil im Besitz gehabt.

Der Aufnahme des griechischen Kirchenglaubens verdankt Rußland den Umstand, daß es von dem „Culturkampf", wie ihn der Westen noch in diesen Jahren durchficht, vollkommen verschont geblieben ist. Da die byzantinische Kirche niemals jene Präponderanz über den Staat in Anspruch nahm, den die römische usurpirte, so sind dem Lande die erbitterten Zwiste des Westens zwischen weltlich-nationaler und geistlich-ausländischer Macht erspart geblieben. — Aber dieser Vortheil ward durch eben so schwere, im Geiste jener Kirche selbst gelegene Nachtheile aufgewogen. Nicht der kleinste war der, daß sich Rußland so losgelöst fand von dem Naturverbande mit seinen Stammes- und Sprachgenossen. Zum Theil daher rührt der heftige Kampf mit Polen. — Und andrerseits kam eben von Byzanz aus jene Vorstellung der autokratischen Monarchengewalt, auf welcher die neuzeitliche Autokratie in Rußlan fußt; die byzantinische Vorstellung von der Kaisergewalt, auf die al römische gebaut, gab den Typus des vollen Souveräns.

So haben sich denn die modernen Czaren auch gar nicht gescheu die Kirche zu knechten. Seit Peter dem Großen ward sie immer unselbständiger, immer strenger unter die Botmäßigkeit des Staates gebeu Traditionelle Versteinerung des Dogma und kastenartige Absonderu

des Priesterstandes von der Nation kleben ihr an und bringen sie fast um jede gesunde Einwirkung auf das Leben des Volkes. Daher ist sie auch gar nicht im Stande, ja sie versucht kaum, jenem ungeheuren Sectenwesen zu wehren, das sich ohnehin — so bei den Duchoborzen oder Lichtbringern — mit gefährlichen Oppositionselementen verquickt hat. Giebt man ja die Zahl sämmtlicher Abtrünnigen auf oder über neun Millionen an. Offen bekennen sich freilich blos etwa 800,000, die große Mehrzahl hält ihren Glauben geheim. In gewissen Districten soll jedes Dorf eine oder zwei unabhängige Secten beherbergen, so namentlich unter den Kosaken am Don und Ural, zum starken Theil Abkömmlingen einstiger Flüchtlinge, die sich der kirchlichen Verfolgung entzogen hatten.

Der ganze vornehme schwarze Clerus war übrigens von jeher byzantinisch; nationalrussisch nur die niedere weiße Geistlichkeit, das Popenthum. Ihre bevorzugte Ausnahmestellung schlossen jene Herren gerade an den Nimbus der griechischen Kirche und die Macht ihres Metropoliten, die ganz außer und über den Volksideen stand. Auch Rußland hat in dem hohen Clerus seine „ultramontanen" Tendenzen repräsentirt gefunden und zugleich den erbitterten Haß gegen allen Occidentalismus sammt seiner Cultur.

Seit Peter der Große 1720 das Patriarchat aufhob und den „allerheiligsten dirigirenden Synod" einsetzte, ist der Czar oberster Herr auch in geistlichen Dingen; ein Staatskirchenthum zwingender und einziger Art hat sich aufgerichtet; aber der Cäsaropapismus ist im Volksbewußtsein vollständig national geworden.

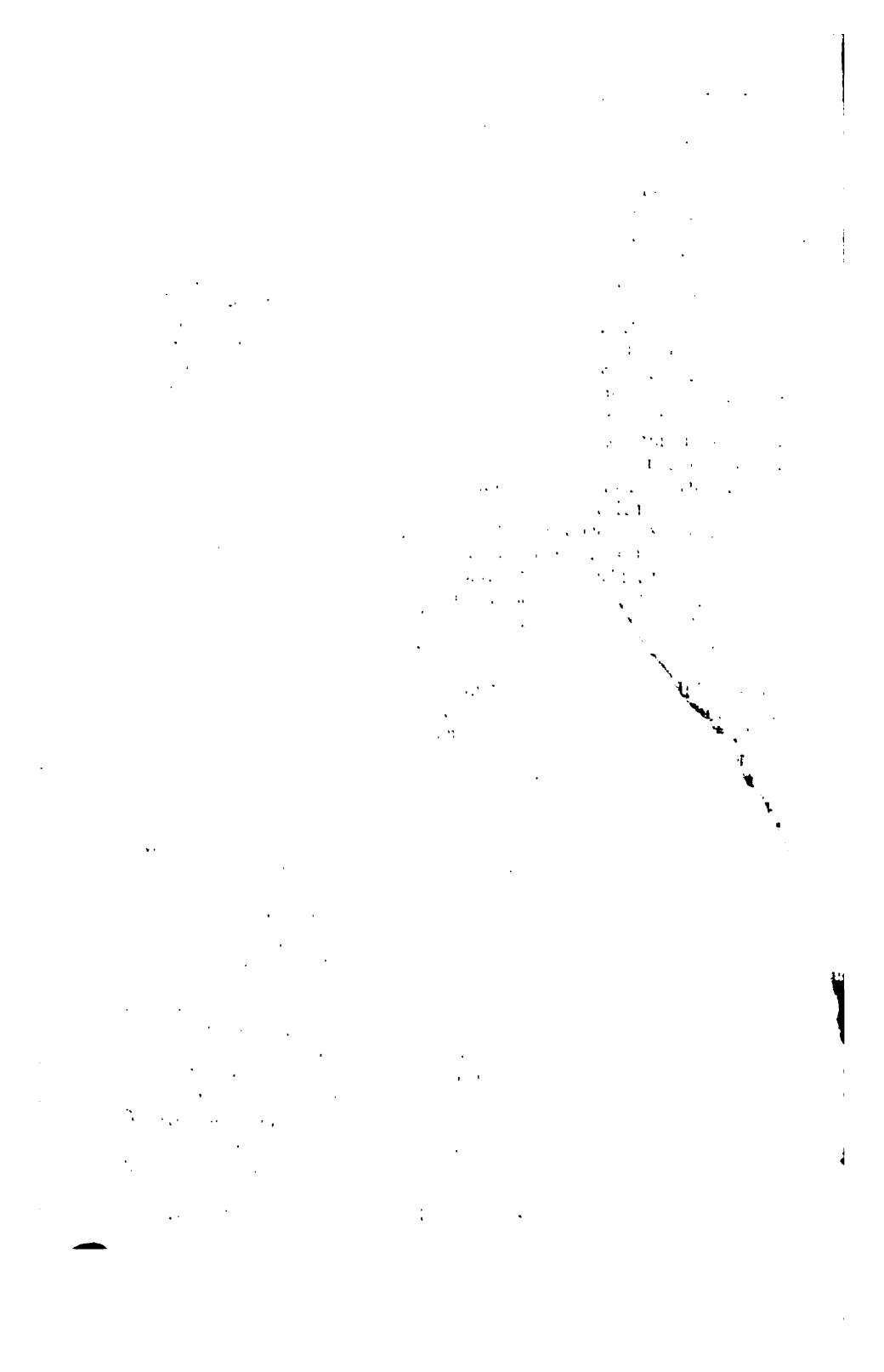
Der Geist der russischen Kirche, sofern wir überhaupt das Wort Geist an diesen Mechanismus verschwenden dürfen, geht auf in den nichtigsten Aeußerlichkeiten und einem armselig formalen Mechanismus. Statt nützlichen Wirkens ergeht sich die Kirche seit Jahrhunderten in Kämpfen, die eigentlich jedes religiösen Gehaltes entbehren, reines Formelwesen nichtssagender Art sind und doch den unduldsamsten Fanatismus aufschüren. Auf diesen Schrullen und Sittenlosigkeiten ruht auch das überwuchernde Sectenwesen. Zu der äußern Wortheiligkeit, die ins bloße Kreuzschlagen herabsinkt, tritt die hochmüthige Einbildung, in den leeren Formen das unverfälschte Christenthum bewahrt zu haben; krasser Aberglaube und knechtische Devotion kommen hinzu.

Die weitaus populärste und gedankenloseste Aeußerlichkeit giebt sich kund in der ungeheuer ausgedehnten Heiligenverehrung. „Besitzen ja die Heiligen im Himmel nach dem Glauben des Volkes eine übernatürliche Kraft, steigen besonders an ihrem Namensfeste zur Erde herab, um in das Treiben der Menschen einen Einblick zu thun und dabei die Guten zu belohnen, die Bösen zu bestrafen. Ohne ihre Vermittelung geschieht nichts; darum hat jede Provinz, jeder Ort und jede Gemeinde einen Patron, der besondere Macht über sie übt." Der Bauer hält sich allen Stücken an die Masse der Heiligen männlichen und weiblichen ›eschlechts, denen alle Verrichtungen und das Gedeihen von Ackerbau d Viehzucht anheimfallen, und es ist natürlich, wenn er in ihrer Verrung allerlei abergläubiges Zeug treibt. Uebrigens hat die Einreihung ›eser Patrone behufs Leistung gewisser Dienste, sei's in Ablehnug gewisser Uebel, sei's in Zuwendung des Segens für bestimmte Verrichtunn, ihre gründlich komische Seite. Der so und so geheißene Heilige

zieht die Schleußen auf; der andere heilt Zahnschmerzen; der dritte macht die Diebe ausfindig; einer sorgt für die Gurken, ein andrer für Fische, wieder einer für Hühner und Eier; der eine schützt die Schweine, ein Kumpan heilt die Kopfschmerzen, zwei — und ihnen müssen wir besonders gedeihliche Wirksamkeit wünschen — befreien von der Trunksucht, und so geht es fort. Die Weiber haben nicht weniger zu besorgen: eine regulirt die Marktpreise, eine zweite ist Kraut- und Kohlpflanzerin, die dritte hütet Gänse und Hausgeflügel; eine verschafft den Männern Frauen, während ihr männlicher Genoß in dem delicaten Geschäfte den Mädchen zu Männern verhilft. Eine Copie des Gnadenbildes der iswerkischen Gottesmutter in Moskau wird fast immer in einem Galawagen in der Stadt herumgeführt, damit es die Kranken heile; der Zudrang sei so groß, daß man das Herüberführen des Bildes in das Haus eines Kranken oft viele Wochen zum Voraus bestellen müsse. Natürlich arbeitet es so wenig umsonst, als die Kirche und ihre Diener es irgendwo thun. Immerhin hat es der Russe ungeheuer bequem; er überläßt Alles seinen Heiligen, und im Schatten dieser Patronschaft ist er —glücklich versimpelt.

Uebrigens bekommt diese Art Religion die wunderlichsten Kunden. So möge etwa ein Räuber, der ohne alles Bedenken den Reisenden tödtet und plündert, sich ja hüten, das im Wagen gefundene Stück Fleisch zu essen, wenn es zufällig Fasttag ist. Oder einer, der Mord vorhat, geht zuerst in die Kirche, um sein löbliches Unternehmen dem Schutze des Heiligen zu empfehlen. Oder ein Kirchendieb verspricht seinem Lieblingsheiligen ein Opfer von Wachskerzen, wenn er ihm beistehen wolle, das Werthvolle aus dem Schrein herauszubrechen und fortzuschaffen. Perfect wie in Italien.

Zur unglaublichen Kleinlichkeit in Auffassung der kirchlichen Formeln bringt D. Mackenzie Wallace folgende Musterbeispiele vor: Im Jahre 1746 berichtet der Chronikenschreiber von Nowgorod in allem Ernst: In diesem Jahre haben einige Neuerer zu singen angefangen „O Herr, dir danken wir!" statt „Herr, dir danken wir!" Das erinnert so ungefähr an Gellert's zwei Nachtwächter. Ein Erzbischof eben dieser Stadt erklärte feierlich: diejenigen, welche an den bestimmten Stellen der Liturgie das Wort Hallelujah nur zweimal wiederholen, singen zu ihrer Verdammniß. Und ein berühmtes geistliches Concil aus dem Jahr 1551 sprach das Anathema aus über die, welche, wenn sie das Zeichen des Kreuzes schlagen, eine seiner Entscheidung nicht entsprechende Fingerstellung einhalten. „Wo werden", so fragte ein Moskauer Patriarch, „die, welche ihr Kinn scheeren, am jüngsten Tage stehen? unter den Rechtgläubigen, die mit Bärten geziert sind, oder unter den bartlosen Ketzern? Was der Prädestinationsglaube für den Calviniſten, das war das Tragen des Bartes für den Altrussen — ein wesentlicher Artikel des Seelenheils oder der ewigen Seligkeit. Die Neuerungen Peters des Großen galten den Rechtgläubigen als Werke des Satans, er selber als dessen Stellvertreter. So z. B. die Einführung des neuen Kalenders, der den Jahresanfang vom September auf den Januar verlegte; das sei eine Verkehrung des Jahres des Herrn in ein Jahr des Teufels; die Welt habe ja nicht im Januar erschaffen werden können, weil zu dieser Jahreszeit die Aepfel nicht reif sind, die Eva also nicht auf dem Wege, von dem die Bibel erzählt, in Versuchung geführt werden konnte.



Das Matterhorn bei Zermatt.

Die Geistesarmuth dieser Kirche spiegelt sich wesentlich mit in der religiösen Kunst ab. Auch hierzu macht Wallace eine ganz feine Beobachtung, die dahin ausläuft: Während die religiöse Kunst des Westens mit der geistigen Entwickelung fortschritt und sich stufenweise von den archaischen Formen und kindischen Symbolen ablöste, ja neuestens eher zu verweltlicht ins förmliche Genre übergegangen ist, blieb sie in Rußland umgekehrt stabil; die altbyzantinischen Formen sind getreu und streng bewahrt geblieben: steif, altväterisch, ausdruckslos und hölzern stellen diese Heiligenbilder die ganze Unbeweglichkeit der Kirche des Ostens, der russischen insonderheit, dar.

Der Bauernstand ist in seiner Art recht religiös. Die Leute besuchen regelmäßig die Kirche, bekreuzen sich vor ihr und selbst vor jedem Heiligenbild, nehmen das Abendmahl, halten musterhaft die Fasten und machen Wallfahrten. Das ist freilich Alles, und mit diesen äußerlichen Werken und Formeln ihre Religiösität zu Ende.

Der Ritus der griechischen Kirche erlaubt den Gesang beim Gottesdienst, aber keine Instrumentalbegleitung; gemalte Bilder der Heiligen, aber durchaus keine sculpturalen Darstellungen. Nun besitzt Rußland die prachtvollsten alten Kirchengesänge, die aber wiederum nicht nationalen Ursprungs sind, sondern wie so vieles Andre aus dem Abendlande geholt, welches sie seinerseits vergessen habe; viele derselben habe Rom geliefert. Weltberühmt ist der kaiserliche Kirchensängerchor.

Die Kirche verpönt jede wissenschaftliche Untersuchung, geht in geistlos unfreiem Cultus auf, hat eigentlich auch keine Theologie, und die Dogmen sind der Masse meist ganz fremd. Allgemein steht sie mit der großen orientalischen Kirchengemeinschaft in fast gar keiner directen oder regelmäßigen Beziehung, hält sich von dem ökumenischen Patriarchat fast unabhängig und hat ganz für sich den eigenartigen Entwicklungsgang genommen, den die Staatsgewalt ihr aufdrückte; innerlich ist sie stabil geblieben.

Die Landeskirche ist allgemein bedenklich unthätigen Charakters. Das Wirken durch die Predigt war früher gar nicht ihre Sache, und Missionäre hat sie nie in die Welt gesandt. Sie ist eben so eklektisch wie die ganze Bildung. So weit sie überhaupt auf den Volkscharakter einwirkt, geschieht es in nichts weniger als glücklicher Weise; starr unverständiges Formelthum, das nicht einmal auf die Geistlichkeit bildend einwirken konnte, ist ihr Geist. Zudem ist die ganze Verfassung dieser in steifster Orthodoxie erstarrten Kirche bis heute fast unverändert geblieben. Hierzu kommt als volkswirthschaftlicher Ruin die unvernünftige Masse der Fest- und Feiertage, fast die Hälfte des Jahres, welche beide Grundübel russischen Volksgeistes auf's Bedenklichste nähren und pflegen: den Müßiggang und die Trunksucht.

Die Prälaten stehen in voller Abhängigkeit von den Regierungsorganen. Dadurch entschädigen sie sich an ihren Untergebenen, namentlich der armseligen Dorfgeistlichkeit, gegen welche sie wahrhaft empörende Härte und unbegrenzten Hochmuth entfalten. Die Mönscherei mit ihrem ausschließlichen Recht auf die bischöfliche Würde ist nach der Büreaukratie die schädlichste Classe im Lande, träg, unwissend und verderbt, eine in Ordenstracht geschnürte clericale Büreaukratie. Allgemein ist die Geistlichkeit ein Stand ohne Einfluß und Achtung. Sogar ein halb-

officieller Bericht (den Wallace anführt) sagt: „Das Volk achtet die Geistlichkeit nicht, sondern verfolgt dieselbe mit Spott und Vorwürfen und hält sie für eine Last. In fast allen komischen Volkserzählungen wird der Pfarrer, seine Frau oder sein Arbeiter lächerlich gemacht, und in allen die Geistlichen betreffenden Sprüchwörtern und volksthümlichen Redensarten wird ihrer nur mit Hohn gedacht. Das Volk scheut die Geistlichen und wendet sich nicht an sie aus innerm Drange, sondern aus Nothwendigkeit" u. s. w.

Eigenthümlich steht es um die Gewissensfreiheit in Rußland. Sie wird je nach Regierungswillkür system- und grundsatzlos gewährt oder belassen oder entzogen. Das ist Action des Staates, und die Kirche als solche hat dazu wenig zu sagen. Allerdings versucht seit 1839 die griechisch-unirte Kirche eine großartig betriebene Russificirung in den ehemals polnischen Provinzen, und in den vierziger Jahren stoßen wir auf vielfache Uebertritte in den Ostseeländern. Auf den duldsamen Sinn der Geistlichkeit wirft es freilich ein wunderliches Licht, daß es bis auf die neueste Zeit förmlich Sitte war, wenigstens an einem Tage des Jahres (dem 24. December a. St.) sämmtliche ketzerische Nationen des Westens regelrecht zu verfluchen. Gleichwohl ist im Allgemeinen die russische Kirche tolerant aus Schwäche. Lutheraner, Mohammedaner und Heiden genießen vollständige Glaubensfreiheit; die römischen Katholiken, mit allerdings freiem Cult, sind doch Verfolgungen ausgesetzt; die Israeliten, im Cultus vollständig frei, sind der meisten bürgerlichen Rechte beraubt; die Secten der morgenländischen Kirche müssen ihren verbotenen Cult im Verborgenen treiben und durch Zahlungen die Politik bestechen. Auch für sie besteht die Freiheit von einer administrativen Razzia bis zur andern. Von gewaltsamen und unmenschlichen Bekehrungsversuchen, neuen Dragonaden, wird übrigens noch aus Alexanders II. Zeit berichtet.

Die Kirche und ihre Ziele zur Zeit des Czaren Nikolaus, namentlich unter dem zwanzigjährigen Regiment des Grafen Protassow, wird so gezeichnet: „Nie waren die geistlichen Lehranstalten erbärmlicher, niemals die Popen dünner und verachteter; nie wurde im Ressort der geistlichen Anstalten und Bauten frischer und flotter gestohlen, nie stand die geistige und sittliche Cultur des Mönchthums niedriger." Aber um all diese untergeordneten Dinge handelte sich's nicht: In die apathische Trägheit des rechtgläubigen Pfaffenthums sollte die gehörige Portion von Fanatismus und Intoleranz eingeschüttet werden, um die Staatskirche gegen die übrigen christlichen Bekenntnisse in Harnisch zu jagen und so zum gefügigen Werkzeug der kaiserlichen Uniformitätspläne zu machen. Es ist damit gradezu eine neue Phase im Leben der orthodoxen oder Staats-Kirche aufgegangen, zunächst bezeichnet durch die gewaltsame Antastung der Union, deren förmliche Vernichtung angestrebt wurde. Natürlich wurden die fanatisch intoleranten Elemente des Clerus, die bis dahin die Minderheit gebildet hatten, aufgewühlt und tonangebend. Die in den Kreisen dieser Kirchenlichter von jeher nebensächliche gewesene Gelehrsamkeit sank im Gehalt und Preise noch tiefer, Geschäftsgewandtheit bei gefügigem Diensteifer waren die ersten unerläßlichen Factoren.

Die Geistlichkeit bildete von Alters her einen besondern in sich g

schlossenen Stand, das war ihr Unglück; die Würde war erblich, und die Kinder eines Geistlichen durften keinen andern Beruf ergreifen. Mit der steigenden Zahl des Standes, womit die Zerstückelung der Kirchspiele geboten war, wuchs die Armuth erschrecklich. Das Gesetz von 1869 endlich hat den Kindern der Geistlichen alle Berufsthätigkeit geöffnet; eine größte Wohlthat, die wenigstens jenen Grundübeln steuerte. Die moralisch grundverwerfliche Abhängigkeit der Popen von ihren Weibern und deren Angehörigen, die sie durchweg mit der gesuchten Pfründe in Kauf nehmen mußten, war langehin ein beliebter Gegenstand der Novellistik: die Erzählungen (Blagoveshtshenski's). Vergebung der Stelle an den Nachfolger unter der Bedingung, daß dieser eine von den Töchtern des Vorgängers heirathe, bildete die Norm. So kam es, daß der Clerus in den Pfarreien sich in einem fast unglaublichen Zustande der Erniedrigung und Demüthigung befindet, selbst dann, wenn einzelne seiner Glieder weit unterrichteter sind als die Mehrzahl ihrer Pfarrkinder, was übrigens auch gar nicht die Norm ist. Denn mit der Bildung der Geistlichen steht es überall erbärmlich. Daher sind auch in dem Stande die Nationalübel der Trägheit und Trunksucht ohne Schranken.

Der theologische Studienkreis ist so ungeheuer zerstückelt und zersplittert, daß auf keinem einzigen Gebiet auch nur etwas Erträgliches herauskommen kann; nicht weniger als 47 Specialzweige der Wissenschaft figuriren auf dem ungeheuerlichen Programm, unter Anderm auch fünf Sprachen — Deutsch, Französisch, Griechisch, Latein und Hebräisch, von denen auch nicht Eine gründlich erlernt wird. Die absolute Leerheit, Nichtigkeit und Geistlosigkeit in der Schul- und Seminarerziehung dieser jungen Leute brachte es mit sich, daß insgeheim alle Mittel versucht wurden, sich dieser dumpfen Atmosphäre zu entziehen und daß, zum Theil infolge verbotener Lectüre, gerade jene Seminarien und Akademien zu Sitzen der extravagantesten Ideen umschlugen, namentlich zu Brutstätten der gefährlichsten Formen von russischem Socialismus sowie jener radicalsten Revolutionsmeinungen, die unter dem Namen „Nihilismus" berühmt und durch die Emigranten auch dem Westen nur zu bekannt geworden sind.

Was die slawisch-orthodoxe Welt und ihre Zukunft betrifft, so ist von Kennern dieser Fragen schon gesagt worden, daß so seit den dreißiger Jahren die historische Bestimmung jener Welt angehoben habe, aus dem Bereich dunkler Ahnungen und poetischer Vorgefühle in ein bestimmtes Bewußtsein überzugehen. In wie weit das aber geschehen, ist uns Westländern zu beurtheilen nicht möglich. Immerhin haben sich seit jener Zeit die Blicke mit größerem Eifer auf die Geschichte der Bildung und des Zusammenwachsens eben jener Welt gerichtet. — Die [illegible]formstrebungen der Kirche müssen auf folgende Centralpunkte abstel-
: Befreiung der Weltgeistlichkeit von der Herrschaft des Mönchs-
ums, Besserung der materiellen und socialen Stellung des weißen
rus, Neugestaltung der geistlichen Lehranstalten.

Eines der denkwürdigsten Verhältnisse im russischen Leben, man
f gradezu sagen seine zweite Hauptbesonderheit, sind die Raskols, d. h.
von der orthodox-griechischen Kirche abgefallenen Secten. Dazu tritt
r als weiteres Element der Spaltung in der rechtgläubigen Kirche

selbst der schon berührte gradezu feindliche Gegensatz zwischen der Alles beherrschenden schwarzen und der nun in die traurigen niederen Stellungen herabgedrückten weißen Geistlichkeit.

Der Secten sind eine ganze Reihe; man nimmt um 200 dogmatisch und ceremoniell verschiedene an. Die Bespopowtschina (Priesterlosen) mit mehreren Unterarten, die sämmtlich Priesterthum und Ehe verwerfen. Die Popowtschina, wieder mit verschiedenen Nebensecten; dahin zählen die Starowerzi oder Altgläubigen. Daneben treten noch auf: Pomorzen, Skopzen, Duchoborzen, Molokanen, Mundauffsperrer, Peremasanzen (Umsalber), Slobober, Ragosker. Wie weit her der Geist bei diesen Leuten ist, das zeigen zum Theil schon die Sectennamen. — Die Schismatiker gleicher Schattirung verbrüdern sich eng untereinander. Sie sollen durchgängig von Lesen und Schreiben Kenntniß haben, nicht durch Schulunterricht, sondern vermöge der vom Vater auf den Sohn forterbenden Kunde. Das Schisma hat auch zu einem theilweise ganz übertriebenen Puritanismus der Sitten geführt, welcher den Tabak und alle geistigen Getränke verschmäht. Da und dort hält es eine lobenswerthe Gewerbsthätigkeit.

Das Sectenwesen hat kolossale Ausdehnung angenommen; unter einander höchst feindselig, gehen die zahllosen Specialitäten aber völlig einig in der Opposition gegen die herrschende Staatskirche.

Der erste große Anstoß zur Spaltung führt auf die Reformen des Patriarchen Nikon im Jahre 1666 zurück. Damals schieden die dem alten Ritus Zugethanen aus und spalteten sich im Verlauf in die drei streng gesonderten Gruppen der Priesterlosen, der Hierarchischen oder Priesterhaften, der übrigen protestantisirenden und gnostisirenden Reformgruppen. — Sie alle haben, mehr oder weniger, etwas Mystisches an sich. So insbesondere die Duchoborzen (Kämpfer im Geiste), in ihrer neueren Gestalt umgebildet nach dem dem deutschen Mystiker Jacob Böhme, dessen Schriften, ins Russische übertragen, sich in den Händen der Secte befinden sollen.

Im Ganzen wissen wir wenig Sicheres über die Secten, und meist nur aus dem Munde ihrer Feinde; man hüte sich Alles zu glauben, was ihnen beigelegt wird. So ist es höchst unwahrscheinlich, daß die Einen Kinder tödten, um das Blut dieser unschuldigen Opfer zu abergläubischen Zwecken zu verwenden. Immerhin sind Glauben und Geschichte dieser Secten ein sprechendstes Zeugniß von der unsterblichen Kleinlichkeit und Dummheit der Menschen, und schwerlich giebt es hierzu ein reicheres und bunteres Kapitel in der Culturgeschichte. Schon zu Nikons Zeiten drehte sich der Streit um sinnlos kleinliche oder nichtige Unterscheidungszeichen: das Kreuzeszeichen — das heilige Kreuz ist achteckig — nicht mit drei Fingern machen, sondern mit dem Mittel- und Zeigefinger; das Halleluja nur zweimal sagen und singen und zum drittenmal beifügen: „Lob sei dir Gott!“ in dem Gebete „Jesus Christus“ ꝛc. statt „unser Gott, erbarme dich unser!“ sagen „Gottes Sohn erbarme dich unser!“; bei kirchlichen Gebräuchen nicht von der Rechten zur Linken umgehen, sondern umgekehrt nach dem scheinbaren Sonnenlauf; das Meßopfer mit fünf statt sieben Weizenbroden bringen; in der Glaubensformel hinter den Worten „und des heiligen Geistes“ noch beifügen „des wahren“; beim Beten die Gebetkügelchen (Rosenkranz

anwenden; den melodischen Kirchengesang in den orthodoxen Kirchen als Verblendung des Teufels und das Beschneiden von Haar und Bart als Entstellung des göttlichen Ebenbildes erklären; den Namen Jissus (Jesus) ohne J schreiben und sonach Issus aussprechen. Der letztere Punkt ward einer der hitzigsten Kampfgegenstände. Die vom Patriarchen Nikon eingeführten Meßbücher unterschieden sich unter Anderem grade durch diese veränderte Schreibart des Namens Jesu, indem sie statt des corrumpirten „Issus" der Altgläubigen das richtigere „Jissus" setzten. Diese Neuerung erklären die wüthendsten Fanatiker unter den Alten als „förmlichen Abfall vom Namen des Erlösers" und behaupten, die Nationalkirche verehre nicht mehr den Sohn der Maria, sondern unter jenem Namen den Antrichist. — Einige Secten anerkennen blos Taufe und Beichte als Sacramente; andere dulden die Polygamie, noch andere übertragen das Priesteramt den Weibern, und was der Verkehrtheiten mehr sind. Die Gläubigen alten Schlags aus Nikons Zeit verehren nur die alten gemalten Bilder, scheeren weder Haar noch Bart, behalten die russische Tracht bei und enthalten sich des Biers, Branntweins und Trunks.

Zerstreut über das ganze Land, treffen sie sich etwas compacter in Sibirien, an den Ufern der Wolga und in den Provinzen des Westens. Sie verfügen über große Capitalien, sorgen reichlich für die Bedürfnisse ihrer Mitglieder, die sich gegenseitig unterstützen, und sind eifrig im Proselytenmachen.

Th. von Lengenfeldt trifft die Scheidung, die übrigens eine Masse von Schattirungen zuläßt, nach folgenden drei Classen: Die Popowtschini mit Popen, die an Dogmen, Ritus und Büchern aus der Zeit vor dem neuernden Patriarchen Nikon festhalten. Die Bospopowtschini, d. i. Priesterlosen aus dem 16. Jahrhundert. Die Jereſi, d. i. Häretiker schon seit Einführung des Christenthums im Lande. Die weiteren Spaltungen sind höchst unbestimmt und zahlreich.

Als die frappantesten der den Priesterlosen gemeinsamen Gebräuche und Dogmen heben wir nach Lengenfeldt folgende heraus: Seit der Kirchenreform Nikons herrsche der Antrichrist in der russischen Kirche. Das augenscheinliche Zeichen dieser Herrschaft sei nach dem Ausspruch des Apostels Paulus der allgemeine Abfall vom Glauben, welcher zur Zeit des großen Schisma begann. Alles Heilige zog sich in den Himmel zurück, wo die wahren Sacramente von den Engeln vollzogen werden; auf der Erde blieb nur ein Scheinbild der früheren Herrlichkeit zurück; so ist auch die orthodoxe Taufe keine wahre, sondern eine Entweihung derselben, weil bei ihr der Sohn Gottes nicht mit dem wahren Namen benannt ist und die Pathen statt des Heilandes den höllischen Geist anbeten; diese Orthodoxen müssen also gleich den Heiden nochmals
auft werden, und nach der Wiedertaufe hört aller Unterschied zwischen
. Gläubigen auf. Da die Priester fehlen, wird das Sacrament auf
n geistige Weise genossen, den würdigsten aber ertheilen es die Engel.
ie unduldsamste ihrer Untersecten aber erklärt, daß der Teufel in Ge
lt einer Schlange sich auf den Altar niedergelassen, mit seinem
hweife denselben umschlungen und dort sein Nest gebaut habe. Wenn
: Geistliche spricht „Nehmet hin und esset!" so speit der Teufel auf die
ostie, und diesen Speichel erhalten die Orthodoxen als Sacrament.

Die Ehe sei ein Vergehen gegen die Keuschheit; besser sei's die Kinder schon im Mutterleib oder gleich nach der Geburt zu tödten, als sie unter dem Zeichen des Antichrist zur Welt kommen zu lassen. Daher bei ihnen auch die unnatürlich grausame Behandlung der Kinder.

Wollen wir aus der sehr großen und schwerlich genau zu bestimmenden Zahl der Sectenabtheilungen noch einige herausgreifen, deren theoretische Thorheiten und praktische Verirrungen am auffallendsten erscheinen, so seien genannt: die Kindermörder, denen es für ein gottgefälliges Werk gelte, die Seelen unschuldiger Kinder ins Paradies zu befördern, — mehrere andere, die sich unter einander tödten, weil nur der in den Himmel komme, welcher gewaltsamen Todes sterbe; die Anhänger der Adamsverbindung, denen als Sünde gilt, Geld in die Hand zu nehmen; die Skopzen, die sich kasteien; die Chlüsten, die nackt beten und nackt tanzen; die Vagabunden der „Sucher Christi"; die Napoleowtschini, welche den ersten Napoleon als Heiligen verehren, und so noch eine Reihe anderer sind Auswüchse theils der ältesten, theils der jüngsten Häresie. Die ältesten Häretiker (Jeresi) vereinigen sich nach demselben Autor in folgendem Glauben: „daß am Anfange der Herrschaft des Czaren Alexei Michailowitsch Gott der Vater sich auf den Gorodina in feuriger Wolke niedergelassen und den Menschen in der Gestalt eines gewissen Danilo Philippowitsch geoffenbaret habe. Fünfzehn Jahre später sei ihm von einem hundertjährigen Weibe im Dorfe Maksakowa ein Sohn Iwan Timofewitsch geboren worden, der im Alter von dreiunddreißig Jahren von Gott dem Vater nach dem Dorfe Staraja citirt und dort mit göttlicher Kraft ausgerüstet worden sei. Gleich darauf seien Beide in Gegenwart begnadigter Zeugen gen Himmel gefahren." Die Lehre dieser Secte besteht in folgenden zwölf Geboten:

1) Ich, der von den Propheten verkündete Gott, bin zum zweitenmal auf der Erde erschienen, um das menschliche Geschlecht zu eretten. Außer mir ist kein andrer Gott.

2) Wohin ihr gestellt seid, da bleibt stehen!

3) Keine andre Lehre soll befolgt werden.

4) Haltet die göttlichen Gebote, und ihr werdet Menschenfänger sein.

5) Enthaltet euch der geistigen Getränke und der fleischlichen Lüste.

6) Heirathet nicht! Wer aber schon verheirathet ist, lebe mit seinem Weibe wie eine Schwester.

7) Enthaltet euch aller lästerlichen Worte!

8) Besuchet nicht Hochzeiten, Taufen und Festgelage!

9) Stehlet nicht! Wer nur einen Kopeken gestohlen, dem wird er am jüngsten Gericht auf den Scheitel seines Hauptes gelegt werden, und nicht eher wird er Vergebung erlangen, als bis die Münze auf dem Kopfe geschmolzen ist.

10) Haltet diese Gebote geheim! Wenn man euch mit der Knutepeitscht und mit Feuer brennt, so duldet nach dem Beispiel der alt Glaubensmärtyrer. So werdet ihr dort das Himmelreich und hier a Erden den geistlichen Segen erhalten.

11) Gehe Einer zum Andern! Uebt Gastfreundschaft! Liebet eu Haltet diese Gebote! Betet zu Gott!

12) Glaubet an den heiligen Geist!

(Schluß folgt.)

Nervös.

Moderne Novelle in Briefen. Von **Julian Weiß.**

Erster Brief.

.... Denke Dir, lieber Hugo, mein Arzt behauptet, ich sei nervös. Als er mir dies zum ersten Male sagte, hätte ich ihn beinahe erschlagen... Glücklicherweise fiel mir seine Familie und unser Strafgesetz ein und ich sagte ihm blos einige Grobheiten .... Und ich soll nervös sein! Nun meinetwegen; es ist immerhin besser, ich bin nervös, als meine Frau wäre es, vorausgesetzt natürlich, ich hätte eine Frau. O Hugo, ich hasse das Leben, ich hasse die Menschen und nur ein Gedanke kann mich mit der Schöpfung und allen umherwimmelnden Kreaturen versöhnen, der Gedanke nämlich, daß ich ledig bin.

Seit zwei Tagen bin ich in diesem langweiligen Kurort, es ist hier langweilig um nervös zu werden und nur der Anblick einiger hier vegetirender Ehepaare erheitert mich. Das solltest Du mit ansehen! Frau Mayer ist der Wind zu heftig und Herr Mayer soll das nun anders machen, Frau Müller meint, daß der Regen in dieser Gegend zu naß sei und ihr Gemal soll nun trockene Niederschläge veranlassen. Doch das Schönste leistet Frau Schulze. Weil sie Schnupfen hat, muß ihr Mann zu Hause bleiben. Und alle diese Weiber geben vor nervös zu sein. — — Ach und da soll man seine Nervosität verlieren!

Wenn ich recht gesehen habe, giebt es hier nur alte Damen. Gestern haben sie einen Ball gegeben; ich glaubte das letzte Jahrhundert tanze... Hugo, Freund, lieber, liebster Freund, denke Dir, kein weibliches Wesen ist zu sehen das minorenn wäre! Die Kinder scheinen hier in einem Alter von fünfzig Jahren zur Welt zu kommen.

Ich bin froh, daß ich nicht nervös bin, denn hier könnte ich die Nervosität früher gewinnen als verlieren. Solltest Du irgendwo ein junges Frauenzimmer sehen, — „so sag' ich laß sie grüßen."

Zweiter Brief.

Ich bitte Dich, lieber Hugo, schreibe mir, oder noch besser telegra-
.e mir, ob es noch junge Frauen giebt .... Der Gedanke, daß es
e anderen Weiber giebt, als solche, wie ich sie vor mir sehe, macht
h nervös. Du kannst Dir denken, wie langweilig der Umgang mit
en zarten Antiquitäten ist; ich komme mir wie eine altegyptische Mumie
.... Sprechen können aber diese alten Damen, wie — die jungen.
i Dir einen kleinen Begriff von dem Conversationston zu geben, wel-

cher hier herrscht — und den ich nach Möglichkeit verschlechtere — erzähle ich Dir folgende Frühstücksscene.

Frau Müller, eine Dame, welche vielleicht mit Napoleon dem Ersten sehr intim gewesen ist, geht durch den Park. — In Parentheſe: heutzutage heißt ein Baum schon Park. Unser Park hat übrigens fast siebzehn Bäume. — Frau Müller sieht mich auf einer Bank sitzen. Sie setzt sich auf dieselbe Bank, obwohl noch sechzehn andere Bänke frei sind ... Die alte Dame setzt sich die Brille auf die dünne Pergamentnase und sieht mich streng an. Da ich noch nicht gefrühstückt habe, thue ich nicht dasselbe, sondern blicke zu Boden. Frau Müller — eine moderne Parze — beginnt zu stricken, dann fragt sie spitzig und schneidig:

„Sind Sie auch nervös?"

Erstaunt blicke ich auf; es ist Niemand in der Nähe als ich, die Frage gilt also mir. Ich antworte ein wenig nervös:

„Danke der gütigen Nachfrage, mein Arzt behauptet es wenigstens."

Ein musternder Blick ihrerseits, dann die malitiöse Bemerkung:

„Nun, Sie hätten es noch nicht nöthig ..."

„Und Sie nicht mehr ..." kann ich mich nicht enthalten zu denken.

„Wie äußert sich Ihre Nervosität?" beginnt die Alte wieder.

Ich schweige, sie spricht ohnedies immerfort.

„Können Sie nicht schlafen? — Mein Lieber, das hat in den Hotels einen andern Grund als — Nerven. Wie? Sie können vielleicht nicht essen? Nun, wissen Sie 'mal, bei diesen hohen Preisen ist's kein Wunder. Was sagen Sie? Ach nein, Sie glauben, der Appetit fehlt Ihnen. Nur gut diniren, der Appetit kommt schon nachher. Ich habe 'mal ... Doch nein, das kann ich Ihnen nicht erzählen. So intim sind wir noch nicht."

Intim! und ich kenne das personificirte Broncezeitalter noch gar nicht. Die Dame fährt mit Eilzugsgeschwindigkeit fort: „Verspüren Sie manchmal ein Zucken in den Händen? Ist Ihr Gehirn angegriffen? Wirklich, was Sie sagen? das Gehirn! Oder auch das nicht. Nicht einmal das. Wie äußert sich aber Ihre Nervosität?"

Jetzt riß mir die Geduld: „Ich kann keine alten Weiber sehen", schrie ich ihr zu und verließ den Park.

Mein Freund, ich fürchte hier nervös zu werden und deshalb reise ich noch heute ab.

Auf Wiedersehen.

P. S. Vielleicht werden die Nihilisten diesen Curort in die Luft sprengen. Das wäre zu schön!

Dritter Brief.

.... Ich bin nicht abgereist; ich bleibe noch einen Tag hier, vielleicht gar zwei Tage. Und warum? Weil ich einen hübschen Damenschuh gesehen habe.

Lächle nicht, mein Freund, hübsche Damenschuhe sind hier Raritäten.

Mit Deiner Erlaubniß will ich sogar erzählen, wie ich zu diesem Anblick kam. Gestern stand ich vor dem Hotel, verfluchte den Curort, die Welt, die Menschen und mich, als just ein Reisewagen ankam. Wer wird wohl diesem Vehikel entsteigen? dachte ich mir und erwartete nun

die Gemalin des Altvaters Abraham oder Herrn Abraham Wohlgeboren in höfteigener Person. Aber ich täuschte mich. Herr Abraham fehlte, es zeigte sich ein hübscher Damenschuh — etwas weniger Schuh hätte nicht geschadet, etwas von einem schneeweißen Strumpfe — etwas mehr hätte ebenfalls nicht geschadet, dann entstieg eine weibliche Gestalt dem Wagen, ziemlich groß und ernst anzuschauen und das Gesicht mit einem so dichten schwarzen Schleier verhüllt, daß man nur die Augen sehen konnte. Die Augen sind schön. —

Lieber Hugo, schreibe mir, ob Du ebenfalls die Ueberzeugung hast, daß ich ein Narr sei. Mir kommt etwas Aehnliches vor. — Wegen zwei verschleierten Augen, einem Paar hübscher, aber ziemlich großer Damenschuhe und der Ahnung eines Strumpfes, bleibe ich in diesem langweiligen, tödtenden Badeort.

Heute habe ich die verschleierte Dame gesucht aber nirgens gefunden. Niemand hat sie noch gesehen und nur durch Zufall habe ich im Fremdenbuch ihren Namen entdeckt. Sie heißt Josephine Waldau.

Der Name sagt wenig, aber er klingt solid, das „Josephine" kommt mir besonders ernsthaft vor. Denke ich an die hübschen aber nicht gar zu niedlichen Schuhe, an den dichten Schleier, so fühle ich ein Frösteln. Nur der Gedanke an die zarte Strumpflinie, die ich mehr geahnt als gesehen, tröstet mich ein wenig.

Freund, wenn die Neuangekommene auch über fünfzig Jahre zählt, schieße ich mir, wie der arme Werther, eine Kugel durch den Kopf.

Dein neugieriger Freund.

P. S. Meinst Du nicht auch, daß alte Damen rothe Strümpfe tragen?

Noch ein P. S. Der Kellner sagt, sie sei hübsch. Ich wünsche, der Mann hätte Geschmack.

Zum Schluß ein NB. Ach Gott, wenn sie nur hübsch wäre!!

Vierter Brief.

Endlich nach drei Tage langem Suchen habe ich sie gefunden. Ich habe die Schuhe wiedergesehen, den dichten Schleier mit Freuden, den lichten Strumpf mit Schmerz vermißt, ich habe sie gesehen!

Mein lieber Hugo, ich bitte Dich, mißverstehe mich nicht. Ich rufe die Worte: ich habe sie gesehen, ganz leise, ganz pianissimo aus, denn sie ist, wenn auch nicht alt, so doch auch nicht mehr jung.

Ich glaube dreiunddreißig Jahre dürfte sie unter Schwestern haben, unter Brüdern vielleicht nur dreißig.

Josephine Waldau ist groß, hübsch gebaut, die Nase ist ein wenig scharf, die Augen sehr schwarz, sehr feurig, sehr schön, der Mund zu groß, die Augenbrauen verwachsen, und doch ist sie ein „nettes" Weib. Sie ist Wittwe, hat Geld, eine Schaar Verehrer, die ihr langsam gehen, ist lebenslustig und fest entschlossen, nicht mehr zu heirathen. Dieser Entschluß ehrt sie in meinen Augen. (Nebenbei bemerke ich, daß ich die intimen Details von Frau Schulze habe, die Alles weiß, vielleicht sogar noch etwas mehr.)

Frau Schulze will mich ihr vorstellen. Ich bin wirklich gespannt. Klug scheint die Dame zu sein, das beweisen die Augen.

Zwei Herren sind ebenfalls angekommen. Sie machen der Wittwe den Hof. Ein paar unausstehliche Gesellen. Der Eine ist Rittmeister und trägt eine Glatze ohne Ende, der Zweite ist ein Semite und heißt allem Anschein nach Kohn.

Bei Gott, ich bin kein Freund der Judenhetzen, aber diesen Kohn todtzuschlagen würde mir Vergnügen machen.

Du wirst es hoffentlich als keine Unbescheidenheit deuten, wenn ich Dir sage, daß mich die Wittwe bemerkt hat.

Sie sah mich eine Weile an, streng und prüfend. Mir scheint, sie wollte sagen: So jung und schon nervös!

Ich bedauere nur das Compliment nicht zurückgeben zu können, denn jung ist die Wittwe, doch so jung ist sie nicht.

Aber hübsch ist sie, und damit basta.

Ich grüße Dich.

Fünfter Brief.

.... Du bist sehr liebenswürdig, denn Du schreibst mir kein Wort. Meine Briefe bleiben unbeantwortet und damit Du beruhigt seiest, sage ich Dir, daß mir Dein Stillschweigen sehr angenehm ist. In meinem gegenwärtigen Zustande würden mich Deine Briefe nur nervös machen.

Ich kenne Frau Waldau. Sie ist recht lieb. Doch Launen hat sie wie eine alte Dame. Ihre beiden Verehrer sind zu bedauern. Der Rittmeister heißt Hohenfels, der Israelit Abrahamsohn ... Du wirst zugeben müssen, daß ich mit Kohn nicht weit gefehlt habe.

Gott weiß warum, ich hasse diese beiden Männer. Ich habe diesen Leuten meine Antipathie schon deutlich zu verstehen gegeben, aber glaubst Du, daß Einer dieser Menschen deshalb den Curort verlassen hätte? Keine Rede, sie bleiben nach wie vor.

Der Rittmeister und Abrahamsohn scheinen sehr intim. Wahrscheinlich machen sie Geldgeschäfte miteinander, d. h. der Rittmeister borgt sich bei seinem Freunde größere Summen aus. Ich ließ diesen Verdacht ziemlich brutal merken, indem ich Abrahmsohn frug, ob er Geldgeschäfte mache.

Er entgegnete pikirt: „Ich bin adelig!"

„Ach, Verzeihung", entgegnete ich, „aber man sieht es Ihnen wirklich nicht an."

„Ich habe bereits einen Ahnen", meinte er stolz, worauf ich ein wenig impertinent entgegnete: „Vielleicht wäre weniger mehr."

Der Dummkopf verstand mich nicht. Ich thue alles Unerlaubte, um diese Leute in Wuth zu bringen, aber es gelingt mir nicht.

Den Rittmeister hasse ich noch mehr, denn er ist nicht einmal so dumm, wie sein Freund. Ich sagte ihm, das Militär sei ein Unglück für die Staaten. Er antwortete ebenso brutal, daß ein Civilist derartige Dinge überhaupt nicht verstehe. Ich dankte gerührt für seine Offenherzigkeit.

Und sie, die hübsche Wittwe, hört dieses Zungengeplänkel mit besonderem Wohlgefallen an. Sie lächelt und lacht darüber; ich bin wüthend.

„Aber, gnädige Frau", habe ich ihr heute wieder einmal zugerufen

„wie können Sie sich nur den ganzen Tag mit diesen Menschen abgeben?"

„Sie sind die Einzigen, die sich von mir quälen lassen."

„Ich hasse diese Menschen."

„Ich liebe Sie auch nicht."

„O, das ist sehr hübsch von Ihnen."

„Warum?" frug sie erstaunt und ich war sichtlich verwirrt. Doch ich erholte mich rasch und sagte ihr:

„Es zeigt wieder einmal, daß Sie Geschmack haben."

Sie lächelte spöttisch, aber sehr hübsch.

Was wir sonst sprachen, war albernes Badegeträtsch . . .

Wenn Du meinen Stil findest, so bitte ich Dich, mir denselben zurückzusenden. — Ich schreibe beinahe so ungeschickt, wie ich spreche.

Dein alter.

Sechster Brief.

Josephine, — Du erlaubst mir doch diese Vertraulichkeit? — also Josephine hat eine reizende Hand. Ich denke immer an die reizenden Hände, welche Heine beschrieben hat, es sind wirklich „geistreiche" Hände. Die Finger so voll und rund, die Nägel so rosig und frisch, das Ganze so einladend zum Küssen, nein zum Hineinbeißen.

Mein Freund! Ich umschwärme dieses Weib; ich wimmere, ich girre, ich zittere so oft ich sie sehe.

Herz mein Herz, sei nicht beklommen,
Und ertrage Dein Geschick . . .

Heine geht mir nicht aus dem Kopfe. Ich möchte das ganze Buch der Lieder durchlieben. Hugo, ich bin verliebt. Heute habe ich mich beim Versemachen ertappt . . . fürchte Dich nicht, ich will sie Dir keineswegs zusenden.

O, wäre ich ein Schriftsteller, ich würde Josephine schildern, daß Du sie sehen müßtest vor Dir, wie sie leibt und lebt; wäre ich ein Bildhauer, ein Maler oder nur ein Photograph, ich könnte Dir ein Bild von diesem herrlichen Weibe senden, daß Dir die Augen übergingen und Du ausrufen müßtest: „Sie ist das begehrenswertheste Weib auf Erden", wozu ich übrigens nur Ja und Amen sagen kann. Aber ich bin nicht einmal ein Photograph, ich kann Dir nichts sagen, als sie ist unvergleichlich reizend und ich bin unerhört verliebt.

Ihre beiden Cavaliere verabscheue ich. Je mehr ich sie liebe, desto mehr hasse ich diese Beiden. Diese wunderbare Sonne und diese abscheulichen Schatten. Mit dem Rittmeister habe ich kurzen Proceß gehabt; ich kaufte einen Wechsel von ihm, ging heute zu dem guten Manne und sagte demselben:

„Mein lieber (lieber war nicht ernst gemeint) Herr von Hohenfels! Den Wechsel hier habe ich für einen Spottpreis gekauft. Wenn Sie Curort noch heute verlassen, erhalten Sie den Wechsel. Sollten Sie aber hier bleiben, dann wird der Wechsel eingeklagt . . ."

„Und warum", frug er erschrocken.

„Ihr Gesicht gefällt mir nicht; ich werde nervös und kann nicht gesund werden."

Meiner Gesundheit zu Liebe nahm er den Wechsel und reiste heute ab.

Mit dem zweiten Seladon habe ich auch aufgeräumt. Ich beleidigte ihn und forderte ihn zum Duell. Er ist sofort abgereist. Ich bin allein, ich bin Herr der Situation. Schelte mich egoistisch, unverschämt, ungerecht, sage was Du willst, im Kriege und in der Liebe sind alle Mittel erlaubt.

Nun gilt es die Hauptschlacht zu schlagen. Ich will mich morgen zum Kampfe rüsten, aber vorher einen langen Schlaf thun.

Gott sende Dir oder lieber mir — denn Dir dürfte es ohnedies gleichgiltig sein — einen josephinischen Traum.

Achter Brief.

Trara! Die Trompete klingt, das Schlachtroß steigt, ich habe lichte Beinkleider angelegt und einen Besuch gewagt. Der Empfang war kalt. Einige alltägliche Redensarten, Nachfragen nach dem Befinden meiner Wenigkeit und meiner sämmtlichen Ahnen und Urahnen. Dann einiges Geschwätz über die Ehe. Ich zeigte mich keineswegs als besonderer Freund dieser Institution. Wenn ich mich recht erinnere, sagte ich unter Anderem: vor der Hochzeit heißt es, Du sollst Deinem Herrn dienen, nach der Vermälung aber, Du sollst Deiner Frau dienen.

Ich variirte auch ein Wort Feuerbachs und sagte: Die Ehe ist die weltliche Liebe und die Liebe die geistliche Ehe. — — Sie lächelte zu diesen Bemerkungen recht verständig. Sie schien nicht viel davon zu halten.

Mein Gott, man kann nicht immer geistreich sein!

Als ich schon bei der Thür war, begann das erste Schlachtgetöse.

„Sie haben meine beiden Ritter vertrieben", sagte sie, mehr bewußt als fragend.

Ich spielte den Diplomaten und gab ein erstauntes Ah zum Besten.

„Sie leugnen es doch nicht?" fragte sie ziemlich barsch.

Ich wurde nervös und sagte ihr ziemlich erregt: „Jawohl, ich habe Sie vertrieben."

„Und mit welchem Rechte?" frug sie zornig. Sie scheint auch nervös zu sein.

„Ich konnte ihre Gesichter nicht sehen", sagte ich ziemlich ernst. Was konnte man aber auch auf eine solche Frage antworten, als die Wahrheit.

Sie lachte laut auf.

„Kein Wort weiter."

„Adieu."

Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß noch nicht aller Tage Abend ist und bin nach wie vor Dein bis über die äußersten Ohrenspitzen verliebter Freund.

Neunter Brief.

Heute Morgen beim lieblichen Lichte der Morgensonne begann der zweite Kampf. Der Feind ergriff nach kurzem Wortgefecht die Flucht und ließ den Freund verzweifelnd stehen. Noch ein solcher Sieg und ich bin verloren.

Mein Herz blutet und ich empfinde Lust, Jemanden umzubringen.

Mein Arzt meint, ich solle mehr Pillen nehmen.

O Gott, warum hast Du die Aerzte erfunden?

Zehnter Brief.

Lies diese Zeilen mit Andacht, mein Freund. Wir sind beim dritten Akte angelangt, noch zwei Aufzüge und der Held stirbt an einem gebrochenen Herzen und einem unverdauten, scharf geschliffenen Dolche. Doch pfui, ich scherze und witzle und mein Herz ist mir voll zum Zerspringen, ich möchte mir die Haare ausraufen, wenn es mir nicht um meine Frisur leid thäte; ich bin wüthend, toll ... Ich möchte die Bären des Nordlands hetzen gegen dieses Geschlecht, gegen dieses weibliche Geschlecht natürlich nur.

Und nun höre, was geschehen.

Ich war bei Josephine zu Tisch geladen. Es war Anfangs wenig Bemerkenswerthes geschehen. Ich bin glücklich, in ihrer Nähe sein zu dürfen und sie schien mich heute mit freundlicheren Augen zu betrachten als sonst.

„Warum haben Sie meine beiden Ritter verjagt?" begann sie mit einemmale.

„Ich habe Ihnen den Grund schon mitgetheilt."

„Sie nahmen mir aber mein Spielzeug; ich langweile mich entsetzlich."

„Das ist wenig schmeichelhaft für mich — doch sei dem wie ihm wolle. Darf ich mich um die frei gewordenen Stellen — als Spielzeug — bewerben."

„Sie sind zu zerbrechlich. Sie sind nervös, eigensinnig, unduldsam und ich brauche geduldige Puppen, harte Köpfe, die ich auf den Boden werfen kann, ohne daß sie brechen — denn auch ich bin nervös."

„Es thut Ihnen also leid, daß ich Sie Ihres Spielzeugs beraubte?"

„Offen gestanden, ja."

„Und Sie wissen nicht, weshalb ich das that?"

„Gewiß nicht."

„Weil ich Sie liebe; liebe wie ein Narr, ein Toller, weil ich Jeden beneide, dem Sie einen Blick schenken, weil ich Jeden beneide, den Sie quälen, weil ich Sie allein, ganz allein besitzen möchte."

Ich kniete vor ihr nieder und umschlang sie mit meinen Armen. Josephine streichelte mein Haar, wie man es kleinen Kindern thut, um sie zu beruhigen.

„Seien Sie vernünftig; lassen Sie Ihre Nerven zur Ruhe kommen. Sie sind erhitzt. Hier steht ein Glas Wasser. Es sind auch einige Pillen zur Hand."

Sie sagte all das in einem freundlichen Tone, ruhig und gelassen;

es kühlte für einen Augenblick ab. Ich sah zu ihr empor; ihre Augen leuchteten, ihre Wangen waren geröthet, sie schien nicht böse.

„Ich bitte, nehmen Sie Platz", sagte sie nun und ich verließ die kniende Stellung und setzte mich nieder.

Josephine spielte mit ihrem Fächer; sie lächelte freundlich. Es trat eine fatale Pause ein. Endlich nahm sie das Wort: „Wir passen nicht zu einander. Unsere Ehe wäre die unglücklichste auf Erden. Sie sind nervös, ich bin es auch. Ich könnte Sie vielleicht lieben —"

„Josephine!" unterbrach ich sie.

„Ruhig, mein Freund", setzte sie fort, „und doch darf es nicht sein. Wir dürfen uns nicht für alle Zukunft das Leben verbittern. Wollen Sie mein Freund sein? Hier ist meine Hand, schlagen Sie ein."

„Ihr Freund? Was soll dieses kalte, thörichte Wort. Eine junge, begehrenswerthe Frau kann keinen jungen Freund haben. Ich will Ihr Gatte oder Ihr Liebhaber sein, denn ich liebe Sie mit der ganzen Kraft meines Herzens."

Ich zitterte vor Erregung und stützte mich auf einen Stuhl.

Josephine stand auf, auch sie zitterte:

„Und ich will weder Ihre Geliebte, noch Ihre Frau werden. Ich liebe Sie und mich zu sehr, um einen unüberlegten Schritt zu thun."

„Josephine, Sie spielen mit meinem Leben!"

„Genug, mein Herr! Sprechen wir jetzt von anderen Dingen."

„Ich meine, dazu ist der Zeitpunkt schlecht gewählt."

Und ich verließ ihren Salon.

Hugo, Du weißt nicht, wie sehr ich dies Weib liebe. Doch nein, ich liebe Josephine nicht mehr, ich hasse sie, ich könnte sie tödten.

Wie albern die Menschen doch sind! Sie lassen sich von diesem dummen Ding, das sie in der Brust tragen und Herz nennen, quälen und langsam und grausam zu Tode martern.

Ich will klüger sein als alle diese Menschen.

* * *

Telegramm.

An Hugo . . .

Ihr Freund . . . hat sich heute Morgen selbst entleibt. Es konnte keinerlei Störung der Geistesfunctionen constatirt werden. Kurz vor seinem Tode bat er, Sie von dem schrecklichen Vorfall zu verständigen.

Dr. Werner, Badearzt.

Der Badearzt.

In der Jahreszeit der Badereisen dürfte guter Rath über das, was bei der Badecur frommt, gewiß dankbar von unseren Lesern acceptirt werden. Für Alle, welche die Bäder nicht des Vergnügens, sondern ihrer Gesundheit wegen besuchen, kommen diätetische Regeln recht saisongemäß und so heben wir denn aus dem trefflichen Werke eines erfahrenen Badearztes, des Medicinalraths Dr. E. H. Kisch in Marienbad über Mineralbrunnen und Bäder, (Leipzig, J. J. Weber) die Grundregeln einer vernünftigen Badecur heraus. Sie sind, wie das ganze Buch, sorgsam, klar und allgemein faßlich gehalten und werden manchem Badereisenden ein treuer Führer in das Land des „Kurgemäßen" sein.

Wesentliche Berücksichtigung, meint Kisch, verdient die Regelung der körperlichen Bewegung bei den Brunnencuren. Durch die stärkere Bewegung wird die Consumtion der organischen Substanzen besonders in den Muskeln gesteigert, die Aufnahme von Sauerstoff befördert und der Stoffwechsel bedeutend beeinflußt. Allein wir glauben, daß gerade, was die angemessene körperliche Bewegung betrifft, am meisten in den Curorten gesündigt wird und zwar durch Uebermaß. Viele Patienten glauben in dieser Richtung des Guten nicht genug thun zu können. Fettleibige, an Unterleibsstockungen leidende Personen keuchen oft stundenlang die Berge hinan und laufen so lange, bis sie in Schweiß gebadet athemlos nicht weiter können und jetzt ihrer Pflicht redlich nachgekommen zu sein glauben. Schwächliche, blutarme Mädchen machen oft so anstrengende Fußpartien, bis Herzklopfen, Athembeschwerden, fliegende Hitze sie endlich zur Ruhe mahnt. Würdigung der speciellen Verhältnisse des Patienten ist hier gleichfalls das erste und wichtigste Gebot.

Der Bewegung im Freien sollen im Allgemeinen die Curgäste den größten Theil des Tages widmen, allein hierbei soll jede Ueberanstrengung vermieden werden. Fußpromenaden sollen mit Spazierfahrten in zweckmäßiger Weise abwechseln. Kurzathmige oder zu Schwindel geneigte Personen sollen nicht zu lange und anhaltend Berge besteigen.

Am wichtigsten sind die Morgenpromenaden während des Brunnentrinkens und nach demselben. Langsames Auf- und Abgehen in den Brunnencolonnaden oder deren Umgebung ist die zweckmäßigste Art der Bewegung; anstrengendes und ermüdendes Umherrennen oder Bergesteigen in den Morgenstunden regt oft die Hautausdünstung zu sehr an, giebt zu Erkältungen Anlaß, oder beeinträchtigt die gewünschte Wirkung vermehrter Stuhlentleerungen.

Nach dem Mittagsmahle sollen die Fußtouren oder Spazierfahrten nicht sogleich vorgenommen werden, sondern am besten erst ein bis zwei Stunden nach der Mahlzeit. Besonders haben sehr vollblütige und corpulente Individuen an heißen Sommertagen jede starke Bewegung unmittelbar nach dem Speisen zu meiden.

Bei Spaziergängen, welche Abends unternommen werden, darf der Umstand nicht außer Acht gelassen werden, daß die Abendstunden in manchen Curorten, welche ja im Gebirge liegen, kühl sind und daß

der Aufenthalt im Freien nicht bis zur späten Nachtzeit ausgedehnt werden soll.

Bei regnerischem und kaltem Wetter müssen Personen, welche zu Erkältung sehr geneigt sind, die für die Cur doch nothwendige Bewegung nur in den gedeckten und geschützten Colonnaden, im Cursalon oder in den Wohnzimmern vornehmen.

Für sehr schwache, herabgekommene Personen ist zuweilen nur die passive Form der Bewegung, das Fahren im Rollstuhl oder in gut federndem Wagen, das Reiten auf Eseln, Getragenwerden in Sesseln gestattet. Anderen Personen wiederum sagt das Fahren im Wagen gar nicht zu, so Kranken, die an Bluthusten leiden, Herzkranken, Leber- und Milzleidenden.

Das Tanzen ist eine Bewegungsart, welche, wenn mäßig betrieben, während des Curgebrauches nicht im Allgemeinen verboten werden muß. Nur Herzkranke, Lungenleidende, zu Bluthusten geneigte Personen dürfen absolut nicht tanzen.

Mit dem diätetischen leiblichen Verhalten sollte bei jeder Brunnencur auch die „Diätetik der Seele" verbunden werden, die Vermeidung aller das Gemüth aufregenden, die Sinne reizenden Momente, die Verhütung alles dessen, was in die geistige Welt des Individuums tief eingreifend wirkt. Nicht laut genug kann darum das Treiben in jenen Curorten verdammt werden, in welchen die Heilquellen nur als Mittel zum Zwecke dienen, die Sinne im wilden Taumel zu betäuben, die Leidenschaften zügellos zu entfesseln; und einmüthig sollte sich die Stimme der Aerzte dagegen erheben, daß solche Curorte ihrem eigentlichen Zwecke entfremdet werden.

Mäßigkeit muß das nicht außer Acht zu lassende Gebot auch auf psychischem Gebiete sein. Vermeiden jeder Aufregung ist eben so nothwendig zum Gelingen der Cur, als es zweckmäßig ist, die Denkkraft nicht zu stark anzustrengen.

Der Gelehrte lasse hier seine Studien auf sich beruhen, der Kaufmann befreie sich von seinen Alltagssorgen, der Lebemann denke nicht an die gewohnten Genüsse, Jedermann lebe unbekümmert betreffs seiner Berufsgeschäfte, des Treibens auf politischem Gebiete und der Bewegung auf dem Geldmarkte hier an den Quellen nur seiner eigenen Gesundheit.

Gesellige Unterhaltung im Kreise von Bekannten, eine leichte, anregende Lectüre, Promeniren in freier Natur, das sind die besten Mittel, sich die Zeit zu kürzen. Kartenspielen, so wie jedes aufregende Spiel muß als unzweckmäßiger Zeitvertreib bezeichnet werden. Das Schachspiel scheint zumeist, als die Geisteskräfte zu stark anstrengend, nicht angemessen. Billardspiel, Bolzenschießen, mäßiges Kegelschieben sind in den meisten Fällen recht zweckmäßige Unterhaltungen. Die alte Hufelandsche Curregel: „Freue Dich und sei mäßig!" hat allerdings ihre Berechtigung, allein sie läßt sich leichter verordnen als durchführen, denn für den durch leidige Nervenreizbarkeit oder langen Kummer in seinem Gemüthszustande herabgebrachten Kranken ist es schwierig, sich den traurigen Gefühlen zu entreißen und den erstorbenen Sinn für Freude wieder zu wecken. Dennoch ist schon das ruhige, stillfreundliche Treiben, das im Curorte

herrscht, in vielen Fällen ganz geeignet, auch auf ein verwundetes Gemüth erquickend zu wirken.

Geselligkeit gehört auch in die medicinische Lebensordnung des Curgastes. Durch Geselligkeit wird das Gemüth erheitert, manche Zerstreuung gewährt, allzu vielem Grübeln über den krankhaften Zustand vorgebeugt und so der Zweck der Cur gefördert. Aber die Geselligkeit muß von der rechten Art sein. „Diese Geselligkeit findet sich nicht in Zusammenkünften ohne Gespräch, in Gesprächen ohne Gedanken, nicht in Versammlungen, die nur den Spieler interessiren, nicht in den Visiten, wo keine andere Veränderung ist, als daß man nicht zu Hause speist, und nicht in Zeitvertreiben, wobei man verdrießlich werden muß, daß man eine Seele hat, die sie aushalten kann."

Die Mineralquellen werden am zweckmäßigsten in den Morgenstunden und im Freien getrunken. Des Morgens ist der Körper, durch die Nachtruhe gestärkt, am besten zur Aufnahme des Mineralwassers geeignet, und der nüchterne Magen vermag das Wasser am raschesten dem Blute zuzuführen.

Im Allgemeinen ist während der Sommermonate die sechste Morgenstunde die passendste zum Beginn des Brunnentrinkens. Fettleibige Personen, bei denen der Stoffwechsel lebhafter angeregt werden soll, müssen zeitiger aufstehen, während schwächlichen, zarten Personen oft eine längere Ruhe zuträglich ist.

Ebenso ist es nicht recht, Jedermann den Brunnen mit nüchternem Magen trinken zu lassen.

Zuweilen ist es, besonders bei sehr zarten Damen, nothwendig, zuvor eine Tasse Thee, Fleischbrühe oder schwachen Kaffee trinken zu lassen. Ferner ist es auch solchen Personen zuweilen gestattet, das erste Glas Brunnen im Bett zu trinken.

Wie viele Becher Brunnen getrunken werden sollen, läßt sich nicht im Allgemeinen angeben. Dies muß der Arzt für jeden speciellen Fall nach genauer Untersuchung des Kranken bestimmen. Sehr unrecht thun Jene, welche, den vorsichtigen Verordnungen des gewissenhaften Arztes nicht Folge leistend, sich von Anderen, besonders Habitués des Curortes, zu „Wasserkunststücken" verleiten lassen. Solchen „Selbstcurirern" dienen leider alljährlich zur traurigen Belehrung einige plötzliche Todesfälle, welche ihren Grund mit in der ungeeigneten Weise des Trinkens haben.

Die Zahl der verordneten Gläser schwankt zwischen zwei und sechs während der Morgenstunden.

Die einzelnen Gläser trinke man langsam schlürfend, leere dieselben nicht mit einem kräftigen Zuge, wie der Trinker im Wirthshause sein Glas Bier, und mache zwischen den einzelnen Gläsern eine Pause, die durch mäßige Bewegung ausgefüllt wird. Die Dauer dieser Pause beg je nach dem Zustande der Verdauungsorgane zehn Minuten bis e halbe Stunde und mehr. Wenn die Verdauung sehr geschwächt ist, sse man am liebsten zwischen jedem halben Glase eine Ruhepause einten.

Ein Glas nach dem andern rasch hinabzuschwemmen und so dem agen Ballast aufzubürden, welchen er nicht vertragen kann, ist eine avour mancher „Brunnenhelden", welche ebenso unvernünftig und

schädlich ist, wie das rasche Umherlaufen und Abhetzen in den einzelnen Pausen während des Brunnentrinkens.

Außer des Morgens können die Quellen noch zu anderen Tageszeiten getrunken werden. So verordnet man gern schwächlichen Personen, im Laufe des Vormittags unmittelbar nach dem Bade ein oder zwei Gläser stärkenden Eisenwassers zu trinken.

Das Trinken der Brunnen in den Abendstunden (zwischen fünf und sieben Uhr) ist nur dann rathsam, wenn der Brunnen des Morgens nicht hinlänglich wirkt, wenn es sich darum handelt, größere Mengen Wasser dem Organismus einzuverleiben und wenn die Schwäche der Verdauungsorgane ein mehrmaliges Trinken in kleinen Gaben nothwendig macht. Wenn das Trinken des Brunnens am Abend Beunruhigung im Schlafe, Blutwallungen, erregte Träume und andere unliebsame Zufälle verursacht, dann darf man des Abends nicht mehr das Mineralwasser trinken.

Man mag welche Art immer von Bädern nehmen, stets gilt als Regel, daß man nur im Zustande körperlicher und geistiger Ruhe baden darf. Einige Zeit nach dem Essen, wenn die Verdauung noch nicht vollendet, so wie nach starker körperlicher Aufregung und heftiger Gemüthserregung darf man durchaus nicht baden.

Darum ist der Vormittag (mindestens zwei Stunden nach dem Frühstück) die geeignetste Badezeit; doch paßt zum Baden auch die Nachmittagszeit, vier bis fünf Stunden nach dem Mittagsmahle. Spät Abends zu baden ist nicht gut, weil dann leicht Beunruhigungen im Schlafe entstehen und weil hierbei auch wegen der herrschenden Abendkühle leichter Gelegenheit zu Erkältungen geboten ist. Ebenso wenig rathsam ist es, daß namentlich schwächliche, zarte Patienten bald nach dem Trinken auch das Bad nüchtern nehmen, um so rasch als moglich die „Curarbeit" abzuthun.

Personen, welche fettleibig oder blutreich sind, an Congestionen gegen den Kopf leiden, thun wohl daran, das Bad erst dann zu nehmen, wenn sie bereits Leibesöffnung gehabt haben.

Wie warm das Bad genommen werden soll, muß der Arzt nach Graden bestimmen.

Man steige in das Bad langsam ein und setze sich allmählich nieder, suche jedoch nicht, wenn der erste Eindruck das Bad kühl erscheinen läßt, die Temperatur durch Zufluß warmen Wassers zu erhöhen. Während des Bades mache man nur mäßige Bewegung, reibe die Extremitäten, knete den Unterleib in sanfter Weise und lege, wenn sich Blutandrang gegen den Kopf fühlbar macht, ein naßkaltes, leichtes Tuch auf den Kopf.

Wie lange man im Bade zu weilen hat, das hängt von dem speciellen Heilzwecke, welchen dieses erfüllen soll, so wie von der Constitution des Kranken ab. Im Allgemeinen wird einmaliges Baden des Tages genügen und zwar bei den Soolbädern und Stahlbädern gewöhnlich durch zehn bis dreißig Minuten, bei den Moorbädern zwanzig Minuten bis eine Stunde, bei den Gasbädern zwanzig bis vierzig Minuten lang.

Tritt während des Badens das Gefühl von Unbehaglichkeit, Kopfschmerz oder Schwindel ein, so verlasse man das Bad sogleich.

Nach dem Bade trockne man den Körper rasch mittels der erwärm

ten Badewäsche ab, kleide sich bald an und verwahre sich beim Hinaustreten aus dem Badehause sehr gut, um sich vor Erkältung zu hüten. Fühlt man sich matt und angegriffen, so ruhe man zu Hause ein halbes Stündchen auf dem Sopha aus, sonst thut eine mäßige Bewegung nach dem Bade wohl. Sehr schwache Personen thun gut daran, sich in einer Sänfte nach Hause tragen zu lassen. Wenn starke Hautausdünstung durch das Bad erreicht werden soll, lege man sich nach demselben ins Bett.

Bei den Moorbädern ist vorsichtiges Verhalten des Badenden nöthig. Man nehme das Moorbad nicht dichter, als es der Arzt verordnet, denn von der Dichtigkeit der Moormasse hängt eine Hauptwirkung ab. Der Arzt bestimme darum dem Patienten immer genau, wie viel Kubikfuß Moorerde dieser in das Bad geben lassen soll. Während des Sitzens im Moorbade reibe man nicht den Körper, sondern verhalte sich ruhig. Gewöhnlich ist es am zweckmäßigsten, nur bis zur Schulter im Moore zu sitzen. Das Auflegen eines naßkalten Tuches auf den Kopf ist stets empfehlenswerth. Wenn Badeausschlag eingetreten ist, so nehme man nach dem Moorbade ein Wasserbad mit Zusatz von Kleie, sonst genügt ein gewöhnliches Reinigungsbad und das Abreiben des Körpers mit einem eingeseiften Wolllappen. Wenn ganze Moorbäder nicht vertragen werden, so läßt man Halbbäder nehmen oder Moorumschläge auf einzelne leidende Körperstellen.

Die Moorumschläge können auch zu Hause bereitet werden, indem man den getrockneten Moor in einer gehörigen Menge heißen Wassers zusetzt und zur Consistenz eines mehr oder weniger flüssigen Breies kochen läßt.

Die Badetemperatur bei den ganzen Moorbädern beträgt zwischen 35 und 40° C., da erfahrungsgemäß diese Bäder sehr gut in einer höheren Temperatur vertragen werden, als Wasserbäder, und da die oberen und seitlichen Schichten der zum Bade verwendeten Moormasse sehr schnell auskühlen. Die Dauer der Moorbades ist auch gewöhnlich eine längere, als die eines Wasserbades; sie beträgt 20 bis 45 Minuten, ja nicht selten eine ganze Stunde. Die Moorbäder werden im Beginn nur jeden zweiten oder dritten Tag, und erst später täglich genommen. Nach dem Bade ist Vorsicht vor Erkältung nöthig und zuweilen empfiehlt sich unmittelbar nach dem Bade Bettruhe durch 1 bis 2 Stunden.

Die Moorfußbäder und Moorarmbäder werden durch eine halbe bis eine ganze Stunde genommen, worauf die gebadeten Theile sorgfältig gereinigt, abgetrocknet und dann recht warm gehalten werden. Die Moorumschläge werden so warm, als sie der Körper verträgt, angewendet und alle Viertel- und halben Stunden gewechselt.

Bei den Stahlbädern wird sowohl wegen ihres großen Kohlensäuregehaltes, als auch damit sie mehr stärkend und anregend auf die rven wirken, im Allgemeinen eine niedrige Temperatur angewendet, bei einfachen Wasserbädern. Die gewöhnliche Badetemperatur für ahlbäder ist 35 bis 31° C. Mann beginnt mit der höheren Tempera- und geht erst allmälich zu der niedrigeren über; zuweilen nimmt man se allmähliche Kühlung in demselben Bade durch steten Zusatz von tem Mineralwasser vor. Häufig werden mit diesen Bädern als nervenrkende und anregende Mittel die Douchen von kühlem Wasser ange-

wendet, und zwar in verschiedenen Formen, als Regenbad, Strahldouche, Sturzbad, Begießungen, dann namentlich für Erkrankungen der Geschlechtsorgane die aufsteigende Douche. Die Douchen werden Anfangs nur durch wenige Secunden gebraucht und erst allmählich bis zur Dauer von 2 bis 5 Minuten.

Während der Wasserstrahl auf den Körper wirkt, soll der Badende nicht ruhig unter demselben stehen, sondern sich umdrehen und wenden, damit das Wasser auf alle Körpertheile einwirke; auch reibe derselbe den Körper mit den Händen. Beim Douchen empfindlicher Körpertheile, wie z. B. des Kopfes, des Unterleibes, ist große Vorsicht nothwendig.

Beim Gebrauch der Dampfbäder ist gleichfalls Vorsicht zu beobachten. Man fange stets nur mit den niederen Temperaturgraden an, verweile also zuerst auf den unteren Bänken der terrassenförmig sich erhebenden Sitzreihen, und gehe nur allmählich zu den höheren Wärmegraden über. Um die erregende Wirkung des Dampfes auf die Lunge zu mäßigen, ist es rathsam, einen in kaltes Wasser getauchten Badeschwamm vor den Mund zu halten und, um Wallungen nach dem Kopfe zu verhüten, ein naßkaltes Tuch, das öfters gewechselt werden soll, auf den Kopf zu legen. Nach dem Schwitzbade begiebt man sich, in einen erwärmten Bademantel gehüllt, in das anstoßende Zimmer, und wartet auf einem Sopha die fortdauernde Transspiration ab, oder nimmt die Abkühlung in einer Wanne oder einem Bassin mit kaltem Wasser oder unter der kalten Douche vor. Nach der Abkühlung und Abtrocknung der Haut kleide sich der Badende sorgfältig an und warte noch einige Zeit im Vorzimmer, um das Badehaus erst dann zu verlassen, wenn die Haut vollkommen trocken geworden.

Die Dauer eines Dampfbades ist im Anfange nicht über 10 Minuten auszudehnen; erst allmählich, wenn sich der Badende daran gewöhnt hat, kann dieselbe auf 15 bis 20 Minuten ausgedehnt werden. Ebenso soll im Beginn nur an jedem zweiten oder dritten Tage, und erst nach einiger Zeit täglich gebadet werden; aber auch hier erscheint nach etwa sechs Dampfbädern das Eintreten eines Ruhetages räthlich. Im Allgemeinen umfaßt man hier die Zahl von 12, 20 bis 30 Dampfbädern.

Bei den Gasbädern ist Vorsicht nothwendig, um die Einathmung des Gases zu verhüten. Es geschieht dies am besten dadurch, daß um den Ausschnitt am Deckel der Badewanne Tücher angebracht werden, welche die Athmungsorgane des Badenden vor Berührung mit dem Gase schützen. Der Badende bleibt in den Kleidern, die Füße sind nur mit Socken bedeckt, die beengenden Kleidungsstücke, Gürtel, Mieder, Leibbinden, Cravatten, Halstücher, müssen entfernt werden. Das Gas soll dem Patienten nicht höher als bis zur Magengrube reichen. Während des Gasbades verhalte derselbe sich ruhig und ein Diener muß stets in seiner Nähe sein.

Die Verhaltungsregeln für den Gebrauch der freien Seebäder fassen wir in Folgendem zusammen: Die zweckmäßigste Tageszeit zur Anwendung des freien Seebades ist in den Morgen- und Vormittagsstunden, vor dem Frühstück oder nach demselben von 10 bis 12 Uhr; in seltenen Fällen auch Nachmittags nach vollkommmener Verdauung, etwa gegen 5 bis 6 Uhr. Fühlt man sich durch eine anstrengende Körperbewegung, durch geistige Getränke oder durch Gemüthsaufregung

erhitzt, so darf kein Seebad genommen werden. Um die Wirkung des Bades zu heben, ist es rathsam, vor demselben eine mäßige Bewegung vorzunehmen, um derart den Körper in eine etwas höhere Temperatur und Thätigkeit zu versetzen, wodurch die heilsamen Folgen des Bades gefördert werden; nur darf diese Bewegung nicht in der Sonnenhitze geschehen. Empfindliche Individuen müssen behutsam, nur stufenweise, in das Wasser gehen und sich früher Brust und Nacken mit demselben befeuchten. Schwache und nervöse Frauen, welche an Beklemmungen oder Ohnmachten leiden, thun gut, wenn sie unmittelbar vor dem Seebade sich die Brust- und Magengegend mit einem in Eau de Cologne getauchten Flanellappen sanft frottiren; durch diese Manipulation wird einestheils das lästige Gefühl von Beklemmung, welches sich besonders im Beginne der Seebadecur einzustellen pflegt, vermindert, andererseits bereiten solche lebende Einreibungen überhaupt, wenn sie auf der ganzen Köperoberfläche vorgenommen werden, den Organismus zu einer nach dem Bade eintretenden günstigen Reaction vor. Nicht selten ist es im Anfange der Cur nöthig, daß sich die Kranken nur auf Eintauchungen in die See, in Zwischenräumen von einigen Secunden, beschränken, und kann solchen nur allmählich gestattet werden, längere Zeit in der See zu verweilen. Im Seebad soll durch Schwimmen oder Umhergehen Bewegung gemacht werden; die leidenden Theile sind mit der flachen Hand zu frottiren und der Kopf öfters unterzutauchen, um einerseits auch des Seh-, Geruch- und Gehörorgan zu stärken, und um andererseits den Kopf vor der anhaltenden Einwirkung der Sonnenstrahlen zu schützen. Nur bei besonderer Geneigtheit zu Kopfschmerzen kann der Badende von einem Strohhute Gebrauch machen; im Allgemeinen sind die zumeist bei den Frauen in Anwendung kommenden Badekappen von Wachstaffet zweckwidrig, weil durch diese Kopfbedeckung die Wärme und Ausdünstung zurückgehalten wird. Das Seewasser übt weder auf die Farbe noch auf den Glanz der Haare verderblichen Einfluß aus, es muß nur auf das sorgsame Abtrocknen derselben besonderes Gewicht gelegt werden, damit sie sich nicht zusammenballen und klebrig werden. Nachdem man das Wasser aus den Haaren sorgfältig ausgedrückt hat, läßt man dieselben, nur mit einem dünnen Tuche bedeckt, an der freien Luft trocknen; festes Binden und Flechten der Haare nach dem Bade ist schädlich. Pomaden und Haaröle dürfen erst, nachdem das Haar vollständig trocken geworden, in Gebrauch gezogen werden; haben die Haare einen unangenehmen Geruch angenommen, so wäscht man dieselben zu Hause mit lauwarmem wasser, trocknet sie darauf mit einem Tuche gut ab, wiederholt dieses Verfahren 2 bis 3 Mal, reibt darauf den Kopf mit etwas erwärmtem Eau de Cologne nach allen Richtungen ein und kämmt die Haare dann mit einem engen Staubkamme durch.

Im Allgemeinen genügt der Zeitraum von $^1/_4$ bis höchstens $^1/_2$ tunde für die Dauer eines Seebades; Schwimmer können jedoch länr in demselben verweilen, müssen aber ebenfalls, sobald sich das Gehl von Frösteln oder irgend eine Beschwerde einstellt, allsogleich das ad verlassen. Nach dem Bade haben sich die Kranken schnell abzuocknen, rasch anzukleiden und gleich darauf je nach ihrem Kälte- oder Wärmegefühl einen schnellen oder langsamen Spaziergang am Strande machen. Nur in Ausnahmefällen ist das Seebad zweimal täglich zu

gestatten, weil zumeist das zweite Bad die günstige Einwirkung des ersten aufhebt. Kranke, die trotz ärztlicher Ordination zweimal des Tages ein offenes Seebad nehmen, werden nicht selten dadurch sehr matt, abgeschlagen, schlafen unruhig und haben sich gar oft eine derartige fieberhafte Aufregung zugezogen, daß die Cur unterbrochen werden muße; überhaupt gewöhne sich der Curbedürftige nicht daran, das Seebad, welches auf die ganze Hautoberfläche mächtig einwirkt, für ein Agens zu halten, das man nach Belieben in einem Tage wiederholt anwenden könne. Zu einer Cur werden gewöhnlich 30 Bäder gerechnet. Am zweckmäßigsten gebraucht man die Seebäder in den Sommermonaten und zwar von Juni bis September.

Während des Aufenthaltes an der See haben die Curbedürftigen auch auf die Art ihrer Bekleidung genügende Sorgfalt zu verwenden, weil in der Nähe der See, vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang die Luft sehr feucht zu sein pflegt.

Für Damen gilt als allgemeine Regel, die Bäder während der weiblichen Periode auszusetzen, allein in speciellen Fällen erscheint das Baden um diese Zeit nicht nur erlaubt, sondern geradezu geboten.

Bei schlechter Witterung thun Personen, welche zu Erkältungen geneigt sind oder über rheumatische Leiden klagen, besser daran, kein Bad zu nehmen.

Was von der Trinkcur gesagt wurde, gilt auch von der Badecur, daß man nämlich nicht zu rasch, gleich nach der Ankunft im Curorte, den Beginn mit der Badecur mache. Es ist in den meisten Fällen gut, die Patienten die ersten Tage nur die Trinkcur gebrauchen zu lassen, um dem Curgast Zeit zu gönnen, sich in die neuen Verhältnisse einzugewöhnen.

Schwächliche, sehr herabgekommene Personen sollen nicht die Trinkcur zu gleicher Zeit mit der Badecur verbinden, weil hierdurch die Kräfte zu sehr Anspruch genommen werden. Hier ist es vielmehr zweckmäßig, eine Zeit lang nur die Brunnen zu trinken, und erst, nachdem hierdurch eine Kräftigung erfolgt ist, zu den Bädern zu schreiten.

Was die Nahrungsweise beim Gebrauch einer Cur betrifft, so können wir hier nur im Allgemeinen die für Curgäste, welche an Verdauungsstörungen leiden, passende Diät skizziren:

Zum Frühstück eignet sich eine gute, nicht zu fette warme Milch, Cacaobohnenabsud, leichte Fleischbrühe, auch ein schwarzer Kaffee mit Milch. Das Backwerk dazu besteht aus gut ausgebackenem, leichtem Weißbrod. Schädlich sind zum Frühstück: schwarzer oder starker Kaffee, substantiöse Chocolade, Thee, Wein, Bier, Rum, sowie zu große Menge Backwerk.

Das Mittagsmahl sei frugal, aber nahrhaft, und bestehe aus einer guten, nicht fetten Suppe mit Gries, Reis, Graupen, geriebenem Teig u. s. w., in einer kleinen Portion von einem weichen, saftigen, nicht fetten Rindfleisch, einem Braten mit etwas Compot und einer leicht verdaulichen Mehlspeise.

Gänzlich zu vermeiden sind: Alle mit erhitzenden Gewürzen oder geistigen Zusätzen bereiteten Nahrungsmittel, schwarzer Kaffee, alle sauren Speisen, Salat, saure Gurken, Essigkren, alle gepökelten, geräucherten fetten Fleischspeisen, alles Gänse-, Enten- und Schweinefleisch, alle fetten

und schwarzen Fische, Aal, Schleien, Karpfen Lachs, Stockfisch, ebenso Austern, Krebse, Caviar, alle getrockneten Hülsenfrüchte, fette, schwere Mehlspeisen, hart gesottene Eier, Butter, Käse, Schwämme, frisches Obst, alle größeren Gemüsegattungen.

Zum Getränk dient am besten reines, frisches Wasser, nur in einzelnen Fällen kann der Genuß gut gegohrenen Bieres und schwachen Weines gestattet werden.

Um bei dieser Gelegenheit noch des Tabakrauchens zu erwähnen, so ist dieser Genuß dem daran Gewöhnte nicht allgemein zu verbieten. Es ist jedoch wünschenswerth, die Zahl der Cigarren, welche man zu rauchen gewöhnt ist, einzuschränken, und nicht zu schwere Sorten zu wählen. Keinesfalls rauche man jedoch unmittelbar vor dem Trinken des Brunnens, zwischen den einzelnen Bechern oder unmittelbar nach dem Trinken, ebenso wenig auch unmittelbar vor dem Baden. Unter Umständen, besonders bei Herz- und Lungenkrankheiten, ist strenge Enthaltsamkeit vom Tabakrauchen nothwendig.

Das Vesperbrod kann nach Gewohnheit und Befinden des Patienten in ähnlicher Weise wie das Frühstück genommen werden. Am geeignetsten ist es, mit dem Vesperbrode den Beschluß der Mahlzeiten zu machen, und nur in einzelnen Fällen ist ein leichtes Nachtmahl zuträglich.

Das Nachtmahl bildet in vielen Curorten in „landesüblicher Weise' Gerstensuppe und Compot; allein man muß gestehen, daß viele Patienten statt der „ewigen Gerstensuppe und Pflaumen", deren selbst das lammfrommste Gemüth eines Curgastes auf die Dauer denn doch überdrüssig wird, viel besser ein kleines Stückchen weißes Fleisch, ein weiches Ei oder eine zarte Forelle vertragen.

Mit den Worten: „curgemäße Kost" wird übrigens in den meisten Badeorten ein ganz kolossaler Schwindel getrieben. Denn statt daß diese Wörter den Begriff einer zweckmäßigen, der Cur angemessenen, den körperlichen Zuständen und krankhaften Veränderungen des Einzelnen angepaßten Ernährung umfassen, bilden sie gar oft die Flagge, welche den Egoismus der Wirthe und den Schlendrian der Küchenwirthschaft decken muß. Nicht die Kranken sollen durch die „curgemäße Kost" gesund, sondern die Wirthe sollen durch diese Methode reich werden. Ausgekochtes, saft- und kraftloses Rindfleisch, unreifes fades Kalbfleisch, alte zähe Hühner, elende Backpflaumen und gewässerte Gerstensuppe sind die sündigen Bestandtheile der „curgemäßen Kost", und auf alle Klagen der geplagten und sich endlich aufbäumenden Gäste wird mit der stereotypen Erwiderung: „Ja, so ist es curgemäß" geantwortet. Schlechtes, elendes Essen ist aber nie und nimmer „curgemäß", sondern im Gegentheil ist hierzu gerade ein ganz vorzügliches Material, und mit nderer Sorgfalt zubereitet, nothwendig, denn die zumeist beinträchen und geschwächten Verdauungsorgane der Curgäste, so wie die ch den Brunnengebrauch bewirkte Reizung der Magen- und Darmeinhäute erheischen Vorsicht.

Ein Mißbrauch ist auch das als „curgemäß" geduldete häufige Kaffeeken während des Tages. Der Kaffee erzeugt, öfters genommen, Aufngen, Blutwallung, sogar Schlaflosigkeit, während die viele Milch, che Mancher dem Kaffee zusetzt, um dessen erregende Eigenschaft zu

mindern, und das nur allzu schmackhafte fette Gebäck, das dazu genossen wird, Magensäure erzeugen.

Viele Personen, welche die Cur gebrauchen und sonst ihr Nachmittagsschläfchen gewohnt sind, entbehren dies außerordentlich, und für sie ist keine Frage wichtiger, als die, ob sie des Nachmittags sich nur auf kurze Zeit Gott Morpheus in die Arme werfen dürfen.

Eine gewisse Ruhe nach der Mahlzeit ist jedenfalls nur räthlich. Unmittelbar nach dem Mittagsessen darf man nicht gleich die Wanderung über Berg und durch den Wald antreten, sondern ruhe ein halbes Stündchen aus, um den ersten Sturm, welchen der Act Verdauung am ganzen Organismus, im Blut- und Nervensystem, hervorbringt, vorübergehen zu lassen.

Und im Allgemeinen schadet es nach meiner Ansicht gar nicht, wenn man während dieses Stündchens ein „kurzes Schläfchen" thut.

Die Redensart „der Brunnen kann während des Schlafes zu Kopfe steigen" ist eine jener billigen Phrasen, bei denen sich der Sprecher gewöhnlich gar nichts denkt und die man deshalb leider noch so häufig zu hören bekommt. Das Brunnentrinken übt keinen wesentlichen Einfluß auf die in Rede stehende Frage. Personen also, welche unter gewöhnlichen Verhältnissen des Nachmittags schlafen dürfen, können dies auch während der Cur ungestraft thun. Warum sollte man dem alten Manne, welcher zu Hause an sein Erholungsschläfchen gewöhnt ist und dabei das Essen am besten verdaut, diesen Genuß versagen? Warum sollte man der schwächlichen Dame, deren reizbare Nerven ein solches Schläfchen verlangeu, diese Ruhe mißgönnen?

Hingegen sollen Personen, die zu Blutandrang gegen den Kopf geneigt sind, an Blutstauungen im Unterleibe, Athembeklemmung u. s. w. leiden, nicht gleich nach dem Essen ein Schläfchen halten, weil ihr Gefäßsystem zu sehr durch die Verdauung erregt und angegriffen ist.

Jedenfalls soll man das Nachmittagsschläfchen in einer Lage abhalten, welche den Unterleibseingeweiden freie Bewegung gestattet. Alle beengenden Kleidungsstücke, Halstücher, Mieder, Leibbinden u. s. w. sind zu entfernen. Der Schlaf darf nicht länger als etwa eine halbe Stunde dauern. Die Außerachtlassung dieser Vorsichtsmaßregeln straft sich oft durch Kopfschmerz, Uebelkeiten, zuweilen durch ernstere böse Folgezustände.

Zuweilen ist es auch geradezu empfehlenswerth, am Tage, z. B. in den Vormittagsstunden, eine kurze Zeit zu schlafen. Dieses ist vorzüglich bei schwächlichen, sehr herabgekommenen Individuen oder bei sehr reizbaren Personen der Fall, welche des Nachts an Schlaflosigkeit leiden. Solchen Personen das Schlafen am Tage zu verbieten, in der Meinung, hierdurch den Nachtschlaf zu erzwingen, ist widersinnig. Gerade durch das Schlafen bei Tage während einiger Stunden vermögen sich diese Personen am leichtesten zu erholen.

Wie lange der Nachtschlaf zu dauern habe, das hängt von den individuellen Verhältnissen ab. Schwächlichen Personen ist eine längere Bettruhe zuträglich, während fettleibigen, vollsaftigen Personen zeitiges Aufstehen zu empfehlen ist. Im Allgemeinen genügen etwa 7 Stunden Schlaf wohl zur Erholung des Körpers, und es ist zweckmäßig, während des Gebrauches der Brunnencur sich um 10 Uhr Abends zu Bett zu

begeben und zwischen 5 und 6 Uhr aufzustehen. Die Nachtruhe in einer Weise zu stören, wie dies jene „Helden" thun, welche bereits 4 Uhr Morgens zum Brunnen laufen, hat gewöhnlich keinen vernünftigen Zweck.

Es gab eine Zeit, wo die Badeärzte so außerordentliche Sorge um die zweckmäßige Bekleidung ihrer Patienten, besonders aber der Patientinnen hatten, daß sie der Einführung einer eigenen Badeuniform für die Cur gebrauchenden Damen das Wort redeten. Nun fällt mir keineswegs ein, Aehnliches befürworten zu wollen; allein nicht überflüssig ist es doch, in dieser Richtung einigen Bemerkungen Raum zu geben.

Die hohe Lage manchen Curortes hat zuweilen raschen Umschlag des Wetters zur Folge; kühle Morgen sind gewöhnlich, und auch während des Hochsommers macht sich zuweilen selbst bei Tage eine empfindlich niedrige Temperatur geltend. Es ist aber dringendes Erforderniß, daß der Curgast sich mit warmen Kleidungsstücken versehe.

Des Morgens und Abends sei die Kleidung stets eine wärmere, um sich vor Erkältung zu behüten, besonders nehme man auf geeignete warme Fußbedeckung Rücksicht. Bei weiteren Ausflügen nehme man immer Shawls, Plaids, Ueberzieher ꝛc. mit, um sich durch etwaigen Witterungswechsel nicht allzu unangenehm überraschen zu lassen.

Das Tragen eng anliegender Kleidungsstücke, Mieder, Leibriemen, Gürtel u. s. w., ist besonders für Personen, welche an Unterleibsbeschwerden leiden, schädlich und speciell kann, wenn mit diesen Neigung zu Blutandrang gegen innere Organe vorhanden ist, jeder Toilettenfehler die schädlichsten Folgen haben. Unmittelbar nach dem Essen ist es zweckmäßig, die anliegenden Kleidungsstücke zu öffnen, um die Verdauungsorgane nicht in ihrer freien Bewegung zu beeinträchtigen.

Den Damen gegenüber ist oft eine ganz ernste Strafpredigt über die Sünden der Toilette nothwendig. Wie häufig muß man ihnen dringend ans Herz legen, sie mögen sich doch nicht mit leichten, luftigen, ausgeschnittenen Kleidern umhüllen, wenn die Temperatur trotz des Sommertages eher zur Benützung eines Pelzkragens einladet; sie mögen nicht mit beengenden Schnürleibern und Miedern die ohnedies kranke Leber und den schwachen Magen noch mehr quälen, wenn diese möglichste Freiheit der Bewegung verlangen; sie mögen nicht den halben Tag mit kunstvoller Anordnung der Kleider verbringen, wenn Trink- und Badestunden zur Erfüllung der Curpflichten mahnen; sie mögen bedenken, daß das Haupterforderniß der Schönheit vollständige Gesundheit ist!

Am Morgen während des Brunnentrinkens sollten namentlich die Damen ihre Toiletten so wählen, daß die knapp anliegenden Kleidungsstücke vermieden werden. Durch eine zweckmäßige Morgentoilette können die Blutwallungen gegen Kopf und Brust, Magenkrämpfe und Lebermerzen, über welche Damen besonders während der Trinkstunden klagen, oft vermieden werden. Ebenso ist bei Spazierfahrten in die Umgebung der Curorte um so mehr für warme, schützende Kleider, Mäntel, Plaids, zu sorgen, als die Witterungsänderungen und Temperatursprünge in den im Gebirge gelegenen Curorten oft ganz plötzliche sind.

Die Tochter des Idealisten.

Frei nach dem Englischen von J. P.

(Fortsetzung und Schluß.)

XII.

Alan hatte Hyacinths Worte bald vergessen. Er besaß ein ganz besonders heiteres, glückliches Temperament. Seiner Idee nach besaßen alle weiblichen Geschöpfe zarte Nerven und waren nie vollständig zu verstehen. Wenn Hyacinth etwas zu ihm sagte, das er nicht ganz begriff, so schrieb er den Mangel an Klarheit der Thatsache zu, daß sie dem Geschlecht angehörte, dem man nachsagt, es lasse sich von unvernünftigen Gefühlen leiten.

Etwas ernst und traurig fragte er sich über das Wort „martern". Was konnte das Kind meinen, da ihm doch jedes Haar ihres Kopfes theuer war und er den Boden anbetete, auf dem sie stand?

Es gehörte zu Lady Frasers Künsten, die Verlobung der beiden Liebenden niemals anzuerkennen. Sie spielte nie darauf an, ließ nie das geringste Wort, das darauf hinzielte, fallen. Spielte ein Anderes auf die bevorstehende Vermälung an, so gab sie sich den Anschein, als mißverstehe sie die Sache.

Mehr als einmal fragte sich Hyacinth, ob Lady Fraser von ihrer Verlobung wisse oder nicht. Gewiß wußte sie nichts davon; denn obgleich man sie eine Kokette nannte, mußte sie doch einen Funken von Ehre besitzen, und keine ehrenhafte Frau würde je nach der Bewunderung des Bräutigams einer Anderen trachten. Wenn Lady Rosedene mit Alan sprechen wollte, oder ihn aus irgend welchem Grunde Hyacinth für kurze Zeit entführte, so geschah das stets mit einer lachenden Bitte um Vergebung, bat ihn Lady Fraser aber, mit ihr zu singen, oder sie auf ihrem Spaziergang durch die Anlagen zu begleiten, oder ihr vorzulesen, wie dies oft vorkam, so schien es ihr nie in den Sinn zu kommen, daß Hycinth dies im Geringsten berühre.

Und als sie sah, daß Alan leicht in das für ihn ausgespannte Netz ging, wurde sie immer anmaßender. Sie ignorirte Hyacinth vollständig und machte in ganz offener Weise Anspruch auf Branstone. Wurde eine Ausfahrt veranstaltet, so bat sie ihn stets, sie zu fahren; gingen einige der Gäste zu Fuß und auch er war dabei, so wählte sie ihn zu ihrem Begleiter; war der Abend schön, so lud sie ihn ein, mit ihr im Park zu lustwandeln.

Anfangs zeigte sich Alan einigermaßen ungehalten darüber. Zuweilen entschuldigte er sich und ging mit Hyacinth, zuweilen war er unentschieden, und ein geistreiches Scherzwort der schönen Sirene lock-

ihn an ihre Seite. Gegen Hyacinth war diese in kalter, formeller Weise freundlich, Alan aber erwähnte sie niemals gegen sie.

Lady Rosedene beobachtete den Lauf der Dinge voll Aerger und Ungeduld, die übrigen der Gäste voll amüsirten Interesses.

Eines Tages, als Hyacinth an den Fenstern des Bibliothekzimmers, welche nach der Terrasse führten, vorüberschritt, sah sie Lady Fraser an dem tiefen Bogenfenster sitzen; ein dunkler Kopf beugte sich über sie, und gerade, als Hyacinth vorüberkam, ergriff Alan der schönen Frau weiße, diamantengeschmückte Hand und küßte sie.

Vielleicht war es kein Unrecht, wenn er ihr die Hand küßte, und Hyacinth wußte nicht, daß Lady Fraser ihn in Versuchung geführt, ihn dazu verlockt hatte, indem sie ihm einen ihrer Ringe zeigte und bei dieser Gelegenheit ihre warme, weiche Hand in der seinen ruhen ließ.

Alan hatte es nicht gewollt, er hegte nie den Wunsch, eine andere Hand zu küssen, als die Hyacinths; als Lady Fraser aber ihre Hand in die seine legte mit einer nicht mißzuverstehenden Aufforderung im Blick, war er nur ein schwacher Sterblicher und drückte einen Kuß darauf. Es lag nicht viel in dieser Handlung, aber sie drang wie tödtlicher Schmerz in des Mädchens liebendes Herz; sie traf es mit der Bitterkeit des Todes; ihre Wangen erblaßten, ihre Lippen bebten, sie sah aus, als ob ihr plötzlich ein scharfes Schwert das Herz durchbohrt hätte.

Sie ging weiter, um sich bei dem Obergärtner des Auftrages zu entledigen, den sie von Lady Rosedene ein paar Blumen wegen erhalten hatte, doch über die Heiterkeit dieses prächtigen Maitages war eine schwere Wolke niedergefallen, ein Leichentuch lag über die Trauben des Goldregens und die Blüten der Hollunderbüsche ausgebreitet; ein dunkler Nebel verbarg die knospenden Rosen und die Lilienblätter, die Vögel schienen plötzlich ihren Gesang vertauscht zu haben. Was war das für ein entsetzlicher Schmerz, der ihr das Herz bluten machte?

Eilig schritt sie vorwärts. Sie mußte allein sein, um über das soeben Gesehene nachzudenken. Sie sprach mit dem Gärtner, der sie verwundert anblickte, ihr Gesicht war geisterbleich, ihre Lippen zitterten. Dann ging sie durch den Park weiter in den Wald hinein, wo sie allein war und ihren Schmerz hinausschluchzen konnte. Wenn sie gewußt hätte, daß Alan sie allenthalben suchte, innerlich erzürnt auf die schöne Wittwe, würde sie zu ihm geeilt sein.

Welch besinnungraubender Schmerz sie durchwühlte! Sie warf sich nieder und verbarg das bleiche Antlitz und die brennenden Thränen in dem hohen, weichen Gras. Der Gedanke an jenen Kuß war sengende Qual, namenlose Marter. Wie sollte sie das ertragen? War seine Liebe so oberflächlich, daß ein paar Blicke aus dunklen Augen und ein Lächeln von rosigen Lippen ihr sein Herz rauben konnten?

Die weißen Hände krampften sich, die hübschen Lippen zitterten vor g gezogenem leidenschaftlichen Schluchzen. Wie sollte sie das er- ıen? Sie liebte ihn so innig. Warum mußte diese schwarzäugige u zwischen sie treten? Warum mußte sie ihn anlocken mit ihrer ıeichelnden Stimme?

„Er ist mein!" sagte sie, das thränenfeuchte Antlitz nach dem .mel richtend. „Warum muß sie suchen, ihn mir zu entreißen? Er nein!"

Das Fieber der Leidenschaft, das die liebende Seele zu verzehren drohte, kühlte sich in dem Regen bitterer Thränen, doch der Schmerz blieb derselbe. Wie er sie marterte!

Sie kehrte nach dem Schlosse zurück. Das Unglück wollte es, daß Alan Lady Fraser im Garten getroffen hatte und Hyacinth die Beiden zusammen in das Haus treten sah. Natürlich mußte sie annehmen, sie hätten den ganzen Morgen mit einander verbracht, während sie im Walde ihr Herz ausgeweint hatte. Der Gedanke machte sie fast ohnmächtig.

Die Frühstücksglocke erscholl. Es blieb ihr gerade Zeit genug, die Thränenspuren aus ihrem Gesicht zu verwischen und in das Speisezimmer zu eilen. Die Wittwe und Alan saßen nebeneinander, auf seiner andern Seite war ein Stuhl für Hyacinth freigelassen. Sie setzte sich darauf nieder, aber es war bloßes Possenspiel, denn essen konnte sie keinen Bissen.

Alan war freundlich gegen sie, er sorgte für alle ihre Bedürfnisse, lachte aber während der ganzen Zeit über eine absurde Anecdote, die ihm Lady Fraser erzählte. Hyacinth konnte nicht essen, that aber ihr Möglichstes, die Aufmerksamkeit nicht auf sich zu lenken. Es gelang ihr, den Schein zu wahren, und sie mischte sich in die Besprechung eines Balles, den Lady Rosedene zu geben gedachte. Doch ihre Stimme klang ihr, als käme sie aus weiter Ferne. Sie war gezwungen und unnatürlich.

Mehr als einmal sah sie Lady Rosedenes Augen besorgt auf sich gerichtet, und sie versuchte dann heiter zu erscheinen, doch umsonst. Der Stachel ihres Schmerzes war zu bitter. Wie sollte sie es ertragen?

An demselben Tage bat sie Alan, mit ihm hinunter an den See zu gehen. Sie that es. Sie setzten sich an dem Ufer auf den grünen Rasen nieder, der sich allmählich nach dem klaren See hinabsenkte.

„Hyacinth", rief der junge Squire plötzlich, „laß mich Dir ins Gesicht schauen. Wie, mein Liebling, was giebt es? Deine Augen sind so matt. Was ist Dir geschehen? Du siehst nicht glücklich aus. Und Du mußt es doch sein. Es ist nicht anders möglich."

„Nein, ich bin nicht glücklich", rief das Mädchen. „Ach, Alan, siehst Du nicht, daß mir das Herz blutet, nicht brennt, nicht schmerzt, nein, daß es blutet? Siehst Du es nicht, Du, der mich so innig liebt?"

Im höchsten Grade verwundert schaute er sie an und erwiederte:

„Nein. Was ist denn geschehen, mein Liebling? Habe ich Dir etwas zu Leide gethan?"

„Nein", antwortete sie, und er las ihr den tödtlichen Schmerz von dem Gesicht.

„Zu Leide thun ist nicht das Wort dafür. Du marterst mich! Ach, Alan, gieb Lady Fraser auf.

Er wiederholte ihre Worte mit steigender Verwunderung.

„Gieb Lady Fraser auf! Aber, mein Liebling, was habe ich mit ihr zu thun? Sie ist mir vollkommen gleichgiltig."

„Sie plaudert mit Dir, Du singst mit ihr, küssest ihr die Hand. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Ach, Alan, das tödtet mich Du mußt sie aufgeben."

„Ich habe nichts aufzugeben", entgegnete er. „Ich hoffe doch, Du bist nicht eifersüchtig, Hyacinth? Ich liebe eifersüchtige Frauen nicht."

„Sie verursacht mir nur Qualen", sagte das Mädchen ernst. „Aber ich sehe, daß es nicht Deine Schuld ist. Sie sucht Dich."

„Ja, ich glaube, sie unterhält sich gern mit mir", antwortete er, ohne zu ahnen, welch bittere Angst ihr diese Worte verursachten. „Du siehst, sie ist eine geistreiche Frau und ich verstehe sie."

„Gieb sie auf, Alan, um meinetwillen, weil es mich so namenlos unglücklich macht, Dich an ihrer Seite zu sehen."

„Mein Liebling", sprach der junge Mann ernst, „wenn wir mit der Welt leben, müssen wir auch wie die Welt handeln. Wenn eine Dame zufällig jung und schön ist und wie Lady Fraser ein entschiedenes Gefallen an meiner Gesellschaft verräth, kann ich nicht unhöflich gegen sie sein. Ich muß ihrem Lachen mit einem Lachen, ihrem Scherz mit einem Scherz meinerseits begegnen."

„Gieb sie auf, Alan. Sage ihr, daß wir verlobt sind und für sie keine Zeit übrig haben."

„Mein Liebling, das kann ich nicht; ein Jeder würde uns auslachen. Man würde mich einen Pantoffelhelden nennen."

„Aber es gilt mein Glück", sprach das Mädchen. „Zuweilen, wenn sie Dir in die Augen schaut und dazu lächelt, ist es mir, als müsse mir das Herz verbrennen. Um meinetwillen, Alan —"

„Ich habe Dich selbst in Gedanken noch nie beleidigt, Hyacinth", unterbrach er sie. „Ich würde Dir zu Liebe Alles von der Welt thun, zum Gegenstand der Lächerlichkeit kann ich mich aber nicht machen, mein Liebling. Ich will Dir versprechen, der schönen Wittwe so viel wie möglich aus dem Wege zu gehen, verlange aber nicht von mir, mich zur Zielscheibe allgemeinen Spottes zu machen. Doch genug davon, laß uns von angenehmeren Dingen plaudern."

Und er vergaß die Sache, während sie unsagbare Qualen litt. Am Abend jedoch entschuldigte er sich, als Lady Fraser ihn bat, mit ihr zu singen, er wolle mit Fräulein Vane eine Partie Schach spielen.

Die Wittwe warf einen Blick in das liebliche Gesicht des Mädchens, dessen Herz sie zum Vergnügen so tief verwundete.

„Du hast mit Deinem Geliebten über mich gesprochen, ma belle", sprach sie innerlich; „Du sollst jedes Deiner Worte theuer bezahlen!"

XIII.

Lady Fraser fing an, sich zu interessiren. Sie fand an dem jungen Squire mehr Gefallen, als bisher an jedem andern Herrn, und außerdem lag ein ganz besonders pikantes Vergnügen darin, die schmerzvollen Züge des jungen Mädchens zu beobachten. Zum ersten Mal sah sich Schlagende selbst geschlagen. Sie hatte damit begonnen, mit der .be zu spielen und endete damit, daß sie den Mann liebte, der sich :r Anderen bereits feierlich versprochen hatte.

Nachdem sie diese Entdeckung gemacht hatte, war es ihr eine Wonne, e junge Rivalin zu quälen. Das schöne Gesicht erbleichen, die weißen ·pen zittern und ein plötzliches Erbeben des Schmerzes darüber hinten zu sehen, war ihr ein Vergnügen. Sie war aber so klug und

listig, daß sie dies bewerkstelligte, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, oder das Mißfallen Anderer auf sich zu ziehen.

Ganz zufällig befand sie sich eines Tages mit Hyacinth allein. Die Gelegenheit war eine so günstige, daß man sie nicht unbenutzt vorübergehen lassen durfte. Lady Fraser schritt ziellos im Zimmer auf und ab, dann, als sei ihr plötzlich ein Gedanke gekommen, sprach sie halb zu sich selbst, halb zu Hyacinth:

„Wo mag nur Herr Branstone sein? Ich wünschte, er sänge eine halbe Stunde mit mir."

Als sie aufblickte, sah Hyacinth ein feuriges, Unheil kündendes Aufflammen in den dunklen, blitzenden Augen, und sie sagte ohne Ueberlegung:

„Lady Fraser, wissen Sie, daß ich mit Herrn Branstone verlobt bin? Im Juli haben wir Hochzeit."

Sie bebte, während sie sprach; es war ihr, als müsse sie ihre Rivalin mit diesen wenigen Worten zerschmettern; zu ihrer Ueberraschung aber ließ Lady Fraser ein leises, sanftes Lachen mit einem Anflug von Hohn vernehmen.

„In der That! Aber der Juli ist noch nicht da; man kann noch viel verschütten, bis man die Tasse zum Munde bringt."

„Ich werde nichts verschütten", erwiederte Hyacinth aufgeregt.

„Das will ich hoffen", lachte Lady Fraser, „doch man ist weise, wenn man in dieser Welt auf nichts zu fest baut. Wer zum Beispiel der Liebe eines Mannes vertraut, baut auf treibende Sande. Doch jetzt gehe ich singen; wenn Lady Rosedene nach mir fragt, sagen Sie ihr, ich sei mit Herrn Branstone im Musikzimmer."

Wenige Minuten später fluthete ein voller Strom von Musik durch das Haus. Hyacinth gönnte sich nicht die Ruhe, zu prüfen, ob ihres Verlobten Stimme sich mit dem herrlichen Alt mischte. Sie stürzte nach ihrem Zimmer und vergrub das Gesicht in den Kissen, um dem Tone zu entfliehen.

„Sie stiehlt mir sein Herz!" schluchzte das Mädchen.

Von jener Stunde an schien der Wahnsinn der Eifersucht sich ihrer zu bemächtigen; ihre Qual wurde unerträglich, sie verlor all die liebliche, kindliche Anmuth und Weichheit, die ihr größter Reiz gewesen waren. Sie war beständig erzürnt, argwöhnisch und schweigsam. Das Licht hatte ihr Leben verlassen, und Alan, ärgerlich und verdrießlich über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen, zeigte sich oft mißfällig darüber, er verstand sie einfach nicht. Lady Fraser that ihr Möglichstes, die Sache schlimmer zu machen. Sie sprach in des jungen Mädchens Gegenwart Vieles aus, was sie Anderen gegenüber nicht gewagt hätte.

Eines Abends befand sich Hyacinth in Lady Rosedenes Gesellschaft, sie promenirten langsam zwischen den blühenden Rosen, als sie plötzlich Lady Fraser an Alans Seite die Anlagen kreuzen sahen. Der Anblick schien des Mädchens Blut zu erstarren.

„Sehen Sie, Lady Rosedene", rief sie, „dort ist Alan, und wieder mit Lady Fraser. Sie wird ihn mir gewiß noch ganz entreißen; sehen Sie doch, wie sie ihn anschaut, wie sie ihm zulächelt."

Lady Rosedene sah das Mädchen besorgt an, dessen Antlitz plötzli

geisterbleich geworden und dessen Augen vor Verzweiflung ihren Glanz verloren hatten.

„Meine liebe Hyacinth", bat sie, „blicken Sie nur nicht so drein."

Mit convulsivischem Griff hing sich das Mädchen an ihren Arm und rief:

„Lady Rosedene, sie wird mir meinen Geliebten entreißen, gewiß, das wird sie. Sie lockt ihn mir fort zu sich."

„Sie sollte sich vor sich selbst schämen", meinte Lady Rosedene mit offenbarer Empörung. „Ich wünschte, sie hätte Dene Hall nie betreten."

Wahnsinnige Leidenschaft hatte Hyacinth ergriffen. Purpurröthe brannte ihr auf den Wangen, der Zorn flammte ihr aus den Augen, all ihre Sanftmuth und Milde verschwand. Unter dem Einfluß ihrer fürchterlichen Eifersucht war sie wie umgewandelt. Lady Rosedene vergaß nie jenen entsetzlichen Wechsel; zum ersten Mal stand sie in Wirklichkeit menschlicher Leidenschaft gegenüber.

„Sie wird ihn mir entreißen", wiederholte das Mädchen mit unterdrückter, verzweifelnder Stimme, „und er ist Alles, was ich in der Welt besitze. Ich wünschte, sie wäre todt!" rief sie dann. „Warum will sie ihn mir entreißen?"

„Meine liebe Hyacinth, Sie dürfen nicht so reden", verwies sie Lady Rosedene. „Sie meinen es ja nicht so."

„Ich meine es so, wie ich sage", schrie das unglückliche Mädchen. „Wenn sie mir meinen Geliebten entreißt, so tödte ich sie!"

Dann erstarben die wilden, leidenschaftlichen Worte in einem Strom von Thränen. Lady Rosedene that, was in ihren Kräften stand, sie zu beruhigen, doch Hyacinth war es zu Muthe, als ob ihr die Seele versengt würde.

Alan mochte nicht ganz frei von Tadel sein. Er hätte, wie er sich ausdrückte, Lady Fraser aus dem Wege gehen können; doch ihre augenscheinliche Bewunderung schmeichelte ihm. Zu wiederholten Malen murmelte er, wenn er Hyacinth mit trauriger Miene und von Thränen umflorten Blicken fand, Worte, die für die reizende Wittwe nichts weniger als ein Compliment waren. Doch oft auch zeigte er, wenn er seine Braut still und traurig oder bereit fand, ihm Lady Frasers wegen Vorwürfe zu machen, seine Unabhängigkeit dadurch, daß er sofort wieder an deren Seite ging.

So kamen die Dinge vom Schlechten zum Schlimmeren und es zeigte sich wenig Hoffnung, daß sie je besser werden würden. Lady Rosedene beschloß, mit der schönen Kokette, welche das Glück zweier Leben aufs Spiel setzte, nur um ihre Eitelkeit zu befriedigen, ein ernstes Wort zu reden. Sie wollte Lady Fraser etwas sagen, das deren Besuch abkürzen würde.

„Ich bin in meinem Leben nicht eifersüchtig gewesen", sagte Lady Rosedene zu sich; „doch wenn Eifersucht Jemanden so umzuwandeln mag, wie das schöne, glückliche, liebende Kind, dann muß sie sehr schwer zu ertragen sein."

So war es in der That. Hyacinth versuchte sie zu unterdrücken, doch stets loderte sie mit tausend Feuerzungen wieder empor und drohte sie zu verbrennen. Sie vergiftete ihr jeden Athemzug der süßen Sommerluft; vergiftete ihr jeden Bissen, den sie zu sich nahm; raubte ihr

jeden sanften Schlummer, zerstörte ihr Alles. Sie war wie ein beißendes Gift, das ihr das innerste Herz zernagte. Ihrem Leben war kein Sonnenstrahl, kein Blumenduft mehr geblieben.

Sie erwog die Lage der Dinge nach jeder Richtung hin und sagte sich wohl hundert Mal, daß, wenn Alan wirklich finden sollte, daß er Lady Fraser mehr liebe, sie ihn frei geben würde, und versuchte dann, sich ihr Leben ohne ihn vorzustellen. Ach, welch entsetzliches Bild! Nichts als Verzweiflung und Tod!

Täglich bereitete ihr Lady Fraser wahnsinnige Qual und sie hatte laut ausgerufen, sie wünschte, ihre Rivalin wäre todt. Mit manchem Zusatz waren die Worte von einem Ohr zum andern gegangen und die Gäste meinten, solche Leidenschaft wäre gefährlich.

Der Ballabend nahte. Man hatte großartige Vorbereitungen dazu getroffen. Ein Ball auf Dene Hall gehörte zu den freudigsten Ereignissen der Grafschaft, und diesem sah man mit ganz besonderer Spannung entgegen. Hyacinth trug auf ihres Bräutigams Wunsch ein weißes Kleid von schwerer Seide, reich besetzt mit blauen Kornblumen; ein Kornblumenkranz lag auf dem goldenen Haar und auch an der Brust trug sie ein Bouquet von jenen Blumen. Es war eine ganz reizende Toilette, so recht geeignet für ihre liebliche, frühlingsfrische Anmuth. Sie war über ihres Verlobten Bewunderung so erfreut, daß ihr etwas von ihrem früheren, heiteren, jungen Glück wiederkehrte.

Alan erwartete sie in der Vorhalle und küßte ihr das sanfte, fragend zu ihm aufgerichtete Gesicht.

„Wie schön Du aussiehst, mein Liebling!" sagte er. „Nun wollen wir einen so glücklichen Abend genießen, daß wir glauben, es sei ein süßer Sommertraum. Laß mich Dein theures Antlitz immer so froh und heiter sehen, wie in diesem Augenblick."

Sie traten zusammen in den Ballsaal, wo Lady Rosedene sie ängstlich beobachtete. Diese hatte in der Wittwe nachtschwarzen Augen etwas funkeln sehen, das ihr Unheil zu verkünden schien. Als Lady Fraser den Ballsaal betrat, was erst eine Stunde, nachdem alle Anderen versammelt waren, geschah, wandten sich ihr Aller Blicke staunend zu. Die Schönheit jedes andern Weibes mußte vor dem Feuer der ihren erblassen. Kunst, Eleganz und Luxus hatten sich in ihrem wunderbaren Costüm erschöpft. Sie trug ein Kleid von dem mattesten grünen Brokat, so matt, daß es fast weiß erschien, in schöner, kunstvoller Weise war es mit Apfelblüten garnirt, Diamanten, die wie Thautropfen leuchteten, waren über die Blüten verstreut. Der Kranz auf ihrem üppigen Haar zeigte die liebliche Farbe jener Blumen in ihrer ganzen Vollkommenheit; Diamanten funkelten auch darauf und auf der Brust blitzte ein Diamantkreuz wie Feuer.

Hyacinths Lippen entfuhr ein leiser Schrei, als sie Lady Frasers Kleid erblickte. Sie gedachte der Scene wegen der Apfelblüten. Dem liebenden, verwundeten Herzen war es, als ob die eigene Schönheit plötzlich entschwände und das Licht ihres Lebens verlöschte.

Alan verstand sichtlich Alles, was Lady Fraser ihm kund thun wollte. Er lachte, als er die Blumen sah, lachte, als man ihn neckte, und wer der kleinen Scene damals mit beigewohnt hatte, versicherte

Im Schmollwinkel.

Nach dem Gemälde von W. Amberg.

ihm, daß Lady Fraser ihm eine sehr große Ehre anthäte. Er lachte wieder, als ihm die schöne Wittwe in das Gesicht blickte.

„Wenn nicht mit mir, so werden Sie doch mit den Apfelblüten tanzen", sagte sie, und das Herz des ihn so innig liebenden Mädchens stockte vor rasender Eifersucht und heißer, bitterer Qual.

Einmal an diesem Abend standen die beiden Rivalinnen bei einander. Da sagte Lady Fraser zu Hyacinth:

„Wie schön Herr Branstone tanzt! Ich habe große Lust, einen Walzer mit ihm zu tanzen."

„Walzer tanzt er nicht", erwiederte Hyacinth kühl.

„Das sollen Sie sogleich sehen", lachte die Wittwe. „Sie haben vergessen, was ich Ihnen über eines Liebhabers Gelöbnisse sagte. Mit mir wird er sicher Walzer tanzen."

Bald darauf that er es wirklich, und Lady Rosedene, welche sich gerade mit Hyacinth unterhielt, war betroffen über den schmerzlichen Zug, der auf dem jungen Gesicht lag.

Als Hyacinth auch noch sah, daß Alan, obgleich der Walzer zu Ende war, bei Lady Fraser stehen blieb und sich mit ihr unterhielt, stieg ihre Eifersucht bis zum Unerträglichen.

„Gute Nacht, Lady Rosedene", sprach sie zu dieser. „Ich kann es nicht länger ertragen. Morgen kehre ich nach Hause zurück, dann brauche ich nicht mehr so furchtbar zu leiden. Ich — ich tödte sie, wenn sie mir meinen Geliebten raubt."

Lady Rosedene und mehrere der Gäste sahen sie darauf, einen blau und weißen Shawl um die Schultern geworfen, den Ballsaal verlassen, weiter sah man an jenem Abend nichts von ihr. Niemand wußte, daß sie den Shwal abgeworfen hatte, während sie durch die Vorhalle nach ihrem Zimmer ging.

XIV.

Später gedachte man jeder Einzelheit jener Nacht, von Hyacinths leidenschaftlichem Ausruf: „Ich tödte sie, wenn sie mir meinen Geliebten raubt", bis zu dem unbedeutenden Ereigniß, daß, während der Ball im besten Gange war, ein Fremder sich hatte melden lassen und gefragt hatte, ob sich Lady Fraser im Schlosse befände. Als er gehört, sie sei da, hatte er gesagt, er würde am folgenden Tage wieder vorsprechen. Lange darauf erinnerte sich einer der Diener, der zu jener Zeit nicht ganz nüchtern gewesen war, daß der Fremde von der Größe des Schlosses gesprochen und nach der Lage der Fremdenzimmer geforscht hatte.

Alan war der Erste, welcher Hyacinth im Ballsaal vermißte. Er ging sofort zu Lady Rosedene, die ihm unverhohlen den Grund ihrer Abwesenheit mittheilte.

„Wenn sie wirklich erzürnt ist", erwiederte er, „so ist es auch nöthig, sie bitten zu lassen, wieder herunter zu kommen."

Lady Rosedene schaute ihn ernst an.

„Meiner Meinung nach sind Sie zu tadeln. An Ihrer Stelle würde ich nicht so viel meiner Zeit Lady Fraser widmen."

Er lachte sorglos.

„Es wird mir nicht sehr nahe gehen, wenn Lady Frasers Besuch

ein Ende nimmt. Sie amüsirt mich beinahe gegen meinen Willen; aber ich liebe meinen Liebling."

„Warum ärgern Sie Hyacinth dann?"

„Das thue ich ja nicht, das heißt, sie sollte sich eben nicht ärgern. Sie weiß, daß ich sie liebe und sollte mir vertrauen. Ich will froh sein, wenn Lady Fraser erst fort ist; so lange sie hier weilt, habe ich das Gefühl, als müsse ein Unglück geschehen."

Das Letzte, was man an jenem Abend von Lady Fraser sah, war, als sie in ihrer vollen, strahlenden Schönheit mit Alan sprach. Das Licht von den großen Candalabern fiel auf ihr schönes Gesicht und ihre majestätische Gestalt, auf ihre Diamanten, ihr reiches Kleid und die lieblichen Apfelblüten. Sie plauderte mit ihm und gestand sich dabei, daß er ihr besser gefiele, als bisher jeder andere Herr und daß, wenn es möglich wäre, sie Herrin von Elmsthorpe werden wollte, statt des Kindes, dem die brennende Eifersucht sich auf dem Gesicht malte.

Ihre schwarzen Augen blitzten und ihre rothen Lippen lächelten, als sie ihm „Gute Nacht" sagte. Auch Lady Rosedene sagte sie „Gute Nacht" doch diese begegnete ihr nicht gerade freundlich, sie konnte den Schmerz in Hyacinths Antlitz und die Verzweiflung, welche deren Stimme verrathen, nicht vergessen.

„Gertrud", sagte sie etwas scharf, „denken Sie an das alte Sprüchwort: „Was Du nicht willst, das man Dir thu', daß füg' auch keinem Andern zu."

Lady Fraser ließ ein helles, sorgloses Lachen vernehmen.

„Ich denke oft an manches alte, sonderbare Sprüchwort, wende es aber niemals auf mich an." Damit eilte sie davon, wobei einige der Apfelblüten von ihrem Kleide herab auf den Boden fielen.

„Sie zürnen mir Alle mehr oder weniger", sprach sie zu sich, als sie auf ihrem Zimmer angelangt war. „Was liegt mir daran. Ich habe ihn gern und werde ihn mir erobern, wenn ich kann."

Es war lange nach Mitternacht, das ganze Haus lag in tiefem Schlafe. Von dem glänzenden Ball war nichts mehr zu merken, der letzte Wagen war davongerollt, die müden Tänzer und noch müdere Dienerschaft hatten froh die Ruhe aufgesucht. Nur Lady Fraser spürte keine Ermüdung, sie befand sich in der freudigsten Stimmung über den neu errungenen Triumph; der Kopf brannte ihr von den verschiedenen Plänen, die sie beschäftigten. Ihre Kammerzofe nahm ihr die Diamanten aus dem Haar und von dem Halse und dann öffnete die Erregte das Fenster, um in der kühlen Nachtluft das brennende Fieber zu dämpfen.

Als sie so den Kopf hinausbeugte in das volle Mondlicht, stieß ein Mann, der sie beobachtete, einen unterdrückten Schrei aus.

„Sie selbst!" rief Jener. „Nun wollen wir sehen."

Nur wenige Minuten verharrte sie in dieser Stellung, dann schloß sie hastig das Fenster, noch immer lächelnd mit dem Gedanken beschäftigt, was sie thun sollte und konnte.

Eine Weile hatte sie sich still in dem Zimmer hin- und herbewegt, als plötzlich ein Geräusch, als ob Jemand Sand oder Kies an das Fenster würfe, ihre Aufmerksamkeit erregte. Anfangs glaubte sie sich getäuscht zu haben. Doch jetzt wiederholte es sich. Solche Zeichen konnten ihr nicht ganz unbekannt sein, denn sie wurde plötzlich todtenbleich.

Sie ging zum Fenster und öffnete es. Jetzt stand der Mann dicht darunter. Er schaute auf und die Augen der Beiden trafen in einander.

„Sie kennen mich?“ fragte er kurz.

Ein leiser Schrei der Verwunderung und des Unwillens tönte von ihren Lippen.

„Sind Sie es, Andreas?“

„Ja; ich habe mit Ihnen zu reden, Sie müssen zu mir herunterkommen. Hören Sie? Ich bitte nicht, ich sage, Sie müssen zu mir herunterkommen.“

„Ich kann nicht“, antwortete sie mit leisem Stöhnen. „Ich kann nicht aus dem Hause heraus.“

„Sie müssen — ich wiederhole Ihnen, Sie müssen. Halb England habe ich nach Ihnen durchsucht, und nun will ich Sie sehen, jetzt, hier diese Nacht.“

„Ich kann nicht, Andreas. Seien Sie vernünftig; kommen Sie morgen. Ich wage es nicht“, stöhnte sie.

„Ich sage, kommen Sie. Sie brauchen sich nicht zu fürchten, nur Feiglinge fürchten sich. Sie glauben, ich wolle Sie verletzen, auf meine Ehre, das will ich nicht. Sie wissen, welche Macht ich über Sie habe, zögern Sie nicht. Wenn Sie jetzt zu mir kommen und mit mir reden, sollen Sie unversehrt wieder auf Ihr Zimmer zurückkehren, aber ich muß mit Ihnen reden. Ich bin ein verzweifelnder Mann. Wenn Sie sich weigern, so rufe ich das ganze Haus wach und erkläre vor Allen, was Sie sowohl wissen, als ich. Schnell, wozu entscheiden Sie sich?“

„Ich werde kommen.“

Sie ließ sich nicht einmal Zeit, das lange, schwarze Haar zusammen zu nehmen, das ihr über die Schultern herabfiel. Sie öffnete die Thür ihres Zimmers, welches dicht an der Haupttreppe lag, und blickte vorsichtig hinaus. Alles war still, nur Finsterniß und Schweigen. Sie kannte eine Seitenthür, welche nach den Anlagen führte und sich mit Leichtigkeit öffnen ließ. Konnte sie durch diese ins Freie gelangen, so würde sie niemand hören.

Leisen Schrittes stahl sie sich die Treppe hinunter. In der Vorhalle lag ein weiß und blauer Shawl. Diesen hob sie auf, warf ihn über den Kopf, öffnete dann geräuschlos die Thür und trat hinaus.

Die kühle, süße Nachtluft begrüßte sie. Sie ging um den westlichen Flügel des Schlosses herum und stand dem Fremden Auge in Auge gegenüber. Er umschlang sie mit fast wilder Kraft und rief:

„Ich wußte, daß Sie kommen würden. Ich bin ein verzweifelnder Mann. Sie brachten mich so weit, daß ich Sie liebe. Sie verlachten mich, als ich Sie bat, mein Weib zu sein. Halb England habe ich nach Ihnen durchsucht, und nun ich Sie gefunden, weiche ich nicht wieder von Ihrer Seite, bis Sie mir gelobt haben, mein Weib zu werden. Ja, schauen Sie mich an. Sie mögen mich für wahnsinnig halten. Sie mögen Recht haben. Man sagte mir, ich sei wahnsinnig gewesen, seit Sie mit mir gespielt haben. Jetzt aber bin ich genesen, und Sie müssen mich anhören.“

Sie sah ein, daß ihr ein harter Kampf bevorstand und daß sie nun mußte, soviel ihre Kräfte zuließen.

Was zwischen den Beiden vorging, erfuhr niemand. Das Geheim-

niß, worin die Macht bestand, die er über sie besaß, wurde nie enthüllt. Länger als eine Stunde ging sie an seiner Seite hin, dann hob sie das weiße, abgespannte Gesicht zu ihm auf und sagte:

„Nun lassen Sie mich gehen, Andreas", worauf er ihr mit den Blicken folgte, bis sie im Hause verschwunden war.

Die triumphirende Schönheit war von ihr gewichen. Eiligst entkleidete sie sich und warf sich, müde an Seele und Körper, auf das Bett.

Den weiß und blauen Shawl nahm sie vom Kopfe und schlang ihn um die Hände. Bald schlossen sich die dunklen Augen und die schöne Frau schlief. Im Traum kehrte ihr das Glück wieder und sie lächelte, während ihre Hände warm und regungslos, gefaltet unter dem Shawl ruhten.

Was in jener Nacht vorging, weiß nur der Himmel; das Eine nur war gewiß — für sie brach kein Tag mehr an.

Erst spät begann es sich am anderen Morgen im Schlosse zu regen. Lady Frasers Zofe Julie wartete eine geraume Zeit bevor sie an ihrer Herrin Thür klopfte. Es erfolgte keine Antwort. Sie glaubte, ihre Herrin schlafe noch, und da sie sie nicht stören wollte, entfernte sie sich wieder. Doch der Morgen rückte immer weiter vor und schließlich wurde Julie unruhig. Sie hörte nichts sich regen und erhielt keine Antwort. Nun suchte sie Lady Rosedene auf, die des Mädchens Erzählung lächelnd anhörte, schließlich aber dessen Unruhe theilte. Sie gingen gemeinschaftlich an der Wittwe Thür, doch alle Bemühungen, die Schläferin zu erwecken, blieben fruchtlos.

„Wir müssen die Thür öffnen lassen", sagte Lady Rosedene mit bleicher, angstvoller Miene. „Was mag ihr nur zugestoßen sein?"

Man holte den Kellermeister, einen alten, vertrauten Diener Lady Rosedenes herbei und dieser erbrach die Thür.

Nun entstand ein Klagen und Jammergeschrei unter den Frauen, dem das Entsetzen und die Empörung der Männer schnell folgte. Denn die schöne Lady Fraser lag todt, mit durchbohrtem Herzen vor ihnen, in einer Weise durchbohrt, die annehmen ließ, daß sie nur wenig Schmerzen dabei gelitten hatte. Ihre kalten, geschlossenen Hände umklammerten Hyacinth Vanes Shawl, in dessen Franse eine der blauen Kornblumen hing, die jene an ihrem Kleide getragen hatte. Die Dienerschaft versuchte, den Shawl hinwegzunehmen, aber die starren Hände hielten ihn mit dem Griff des Todes.

Einem wie Allen mußte derselbe Gedanke kommen. Das junge Mädchen, welches ihrer Rivalin Leben bedroht, hatte sicherlich dieses Ende herbeigeführt, und dort in der Todten Händen — so hatte es der Himmel gewollt — war der Beweis ihrer Schuld zurückgeblieben. Ihre eigenen Worte hallten in Aller Ohren wieder: „Ich tödte sie, wenn sie mir meinen Geliebten raubt!"

XV.

Auf Dene Hall herrschte große Bestürzung. Oberst Halle übernahm die Oberaufsicht; Lady Rosedene fühlte sich gänzlich unfähig dazu. Alles, was sie zu sagen vermochte, war: „Ich wußte, daß daraus Unheil entstehen würde."

Selbst inmitten ihres Kummers und Entsetzens fand sie Zeit, daran zu denken, daß ihr Nimbus nun nothwendig schwinden mußte, daß man unmöglich je wieder mit Befriedigung von ihrem Hause reden konnte. Ein Mord war da begangen worden, mitten in der Nacht hatte man eine schöne Frau grausam ums Leben gebracht. Anstatt auch fernerhin der Gegenstand allgemeiner Bewunderung zu sein, würde ihr Haus von nun an als der Schauplatz einer unerhört grausamen Tragödie gemieden werden.

Durch strenge Worte brachte Oberst Halle sie wieder zur Vernunft.

„Es ist klar", sagte er, „daß hier ein Mord vorliegt, und den Gesetzen des Landes muß man gehorchen; kein Mensch darf die Todte berühren, noch das Zimmer betreten."

Diese letzte Anordnung kam zu spät. Bei dem Hereinstürzen der entsetzten Frauen waren die verschiedenen Gegenstände auf dem Toilettentisch verschoben worden und Niemand konnte behaupten, ob das Fenster offen oder geschlossen gewesen; das Einzige, was man sicher wußte, war, daß die Todte den Shawl so krampfhaft in den Händen hielt, als ob sie im letzten Kampfe danach gegriffen hätte.

Oberst Halle verbot streng, ihn zu entfernen. Die weinenden Frauen schickte er fort und hielt vor dem Zimmer der Todten Wache. Er war ein starker Mann und tapferer Soldat, doch auch seine Augen füllten sich mit Thränen, als er sich bückte, um den schönen Zweig Apfelblüten vom Boden aufzuheben, der an der weißen, nun für immer stillen Brust befestigt gewesen war.

Bald darauf erschienen die Untersuchungsrichter und die ganze schreckliche Maschinerie des Gesetzes setzte sich in Bewegung.

Niemand wußte, wer zuerst das verhängnißvolle Wort aussprach: „Sie muß die Schuldige sein; ihr Shawl war in den Händen der Todten."

Mehrere der Damen und der weiblichen Dienerschaft suchten Fräulein Vane auf. Niemand hätte in den nächsten Tagen sagen können, wer zuerst das Zimmer betrat, in welchem das Mädchen im weißen Morgenkleide stand, das Haar wie ein Schleier über ihre Schultern herabwallend, das Gesicht so farblos wie das der Todten, in den Augen eine entsetzliche Angst, die weißen Lippen fest auf einandergepreßt. Sie lehnte sich gegen die Wand und streckte die Hand aus, als wollte sie einen fürchterlichen Schlag abwehren. Wer zuerst eintrat, wer sie zuerst die Schuldige nannte, wer offen aussprach, daß sie sich wiederholt geäußert hätte, sie würde Lady Fraser tödten, wenn diese ihr den Geliebten raube, wer die letzten Worte wiederholte, die sie in dem Ballsaal ausgestoßen hatte, während sie, den blau und weißen Shawl, den jetzt Todten Hände umklammert hielten, um die Schultern gehängt, hingeeilt war, das erfuhr man nie.

Der Sturm wurde mächtiger und das junge Mädchen mußte ihm in die Stirn bieten. Ihr eigenes Geschlecht schrak, Abscheu in den icken, Entsetzen in den Augen, Furcht in den Mienen, vor ihr zurück. imliches Flüstern erfüllte das Zimmer.

„Sie ist so jung", sagte die Eine, „konnte sie wirklich so grau- sein?"

„Sie sieht so zart aus", bemerkte ein Anderes, „es ist unbegreiflich, daß sie soviel Kraft besaß."

„Haß macht stark", lautete die Antwort; „und sie haßte ihre Rivalin, denn sie war eifersüchtig auf diese."

Und während alledem stand Hyacinth stumm und regungslos, mit dem Ausdruck unsagbaren Wehs in dem bleichen Antlitz da.

Sie rührte sich nicht, bis Alan, durch die Menge aufmerksam geworden, in das Zimmer trat und sie, den Gegenstand des allgemeinen Argwohns, erblickte. Sie sprang auf ihn zu, es war ihr gleichgiltig, wer sie sah oder hörte, sie warf sich an seine Brust und schlang die Arme um seinen Hals.

„Ach, Alan, hilf mir, rette mich! Schicke sie hinweg, sie sagen, ich hätte sie getödtet!" Diese Worte wurden in einem so jammervollen Tone ausgestoßen, daß sich das Herz mancher der Anwesenden mit Schmerz erfüllte.

Er zog sie fester an sich; er küßte ihr das liebe, verzweiflungsvolle Gesicht.

„Niemand soll das sagen, mein Liebling, ich will Dich fortbringen von hier. Es denkt auch kein Mensch, daß Du es thatest; das ist thörichtes Weibergeschwätz. Du sollst nach Hause gehen; ich werde Dich hinbringen. „Verlassen Sie das Zimmer", herrschte er darauf die Damen und die weibliche Dienerschaft an, die sich in dem Zimmer versammelt hatten.

„Hyacinth, mache Dich bereit, zu Deinem Vater zurückzukehren. Ich werde draußen vor Deiner Thür stehen bleiben und Acht haben, daß Dich Niemand belästigt." Er zog eine der weißen kalten Hände an seine Lippen und drückte einen Kuß darauf. „Mein Liebling", fügte er hinzu, „diese zarten Hände würden niemals wissentlich einem lebenden Wesen das Dasein rauben."

Doch als sie das Kleid anlegen wollte, zitterten ihr die Hände so heftig, daß ihr eine der Dienerinnen helfen mußte. Es dauerte aber nicht lange, so war sie bereit; als Alan sie jedoch aus dem Zimmer führen wollte, wurde er von einem strengen Gerichtsbeamten angehalten.

„Diese Dame darf das Haus nicht verlassen, mein Herr. Ich habe Befehl, sie wegen des Mordes der Lady Fraser zu verhaften."

„Sie sind wahnsinnig", sagte Alan, „oder vielmehr die sind wahnsinnig, welche einen solchen Befehl ergehen ließen."

Der Beamte blieb unbeweglich.

„Es thut mir sehr leid, mein Herr, doch ich muß dem Befehl gehorchen. Die Dame kann dieses Haus nicht verlassen. Wenn sie es verläßt, so ist es nur, um (nach Ulverston Goal) ins Gefängniß zu wandern."

Wer der nun folgenden Scene beiwohnte, wird sie nie wieder vergessen. Der Beamte wies den Befehl zu Hyacinths Verhaftung vor — er hatte danach an die nächste Behörde geschrieben — und das Mädchen klammerte sich, das schöne, junge Gesicht todtenbleich, an den Geliebten und flehte ihn an, er möge sie retten. Alan schickte, wahnsinnig vor Scham und Verzweiflung, nach Lady Rosedene, welche mit dem Oberst Halle sogleich herbeikam.

„Sie können eine solche Ungerechtigkeit nicht zugeben", sprach er zu ihr, „das ist zu grausam. Die junge Dame steht unter Ihrem Schutz, Lady Rosedene, nur über meinen Leichnam hinweg soll man zu ihr gelangen!"

Da erscholl plötzlich eine Stimme aus der Menge der Frauen:

„Sie tödtete Lady Fraser aus Eifersucht!"

Diese Worte trafen Alan Branstone wie ein Dolch. Der Arm, welcher sie fest an ihn drückte, fiel herab. Sie richtete den verzweiflungsvollen Blick zu ihm auf und rief:

„O mein Geliebter, mein Geliebter, nicht wahr, und wenn die ganze Welt mich verläßt, Du wirst es niemals thun?"

Auch Lady Rosedenes Worte verriethen ein unseliges Zeugniß gegen ihren jungen Gast.

„Ich glaubte niemals, daß es Ihre Absicht war, Hyacinth", sagte sie; „wenn ich auch denke, daß Lady Fraser Sie wahnsinnig machte vor Eifersucht."

„Ich mag wahnsinnig gewesen sein", entgegnete das Mädchen gelassen, „weiß ich doch nicht mehr, was ich sprach; aber ich rufe den Himmel zum Zeugen, daß ich Lady Fraser nie ein Leid anthat."

„Wenn Sie unschuldig sind", sagte Oberst Halle, „werden Sie im Stande sein, dies zur rechten Zeit und am rechten Ort beweisen zu können." Er glaubte augenscheinlich an des Mädchens Schuld.

Er war es auch, welcher dieser entsetzlichen Scene kurz ein Ende machte. Unter irgend welchem Vorwand nahm er Alan bei Seite, und während dessen Abwesenheit wurde Hyacinth unter Aufsicht des Polizeibeamten abgeführt.

Alle Einzelheiten des entsetzlichen Ereignisses in Dene Hall waren bald im ganzen Lande bekannt. Die Zeitungen besprachen es ausführlich genug; jedes illustrirte Blatt brachte eine Ansicht von Dene Hall; die verschiedensten Schreibweisen wurden bei der Schilderung des sich dort abgespielten Dramas angewendet — die pathetische, die sentimentale, die warnende; darin aber stimmten alle Artikel überein, es war das entsetzlichste Verbrechen der neueren Zeit. Wie gierig man die Geschichte von dem hübschen, jungen Squire las, der das junge Mädchen so innig geliebt, wenn er auch nach Männerart es für keinen Verrath gehalten hatte, mit einer Andern zu kokettiren! Wie staunte man über das junge Mädchen, von dem gesagt wurde, es habe das Gesicht einer Göttin! Was erzählte man sich nicht Alles von der schönen Frau, die versucht hatte, den jungen Bräutigam an sich zu locken!

„Immer wieder die alte Geschichte, sagte man — Liebe, Eifersucht und Wahnsinn. Niemand schien an Hyacinths Schuld zu zweifeln, sie mußte das Verbrechen begangen haben. So lautete die öffentliche Meinung, während die unselige Tragödie in Dene Hall ihren Fortgang nahm. Es kam zur Untersuchung und der Urtheilsspruch lautete: Absichtlicher Mord. Die meisten der Gäste verließen nun Dene Hall, nur Oberst Halle blieb auf Lady Rosedenes Bitte zurück.

Der traurigste Theil der Tragödie sollte noch kommen. Alan Branstone entschied, daß Francis Vane den Vorfall durch keinen Andern, als durch ihn selbst erfahren sollte, und so machte er sich auf, um ihn zu sprechen. Er lebte außerhalb der Welt, dieser Gelehrte, der

seiner Liebe so treu geblieben war; doch in dem Augenblick, als sein Auge auf des jungen Squire Gesicht fiel, rief er:

„Meiner Tochter ist etwas passirt!"

Alan versuchte, ihm das Geschehene so schonend wie möglich beizubringen, doch von dem Moment an, wo Francis Vane ihn recht begriff, stand Tod ihm im Gesicht geschrieben. Endlich fand er Worte, doch nur wenige.

„Sie sagen, meine Tochter ist im Gefängniß, des Mordes der Frau beschuldigt, auf welche Sie sie eifersüchtig machten?"

„Leider ist es so!" sagte Alan. „Lieber wäre ich selbst todt, als daß ich Ihnen das gestehen muß."

„Und auch ich an ihrer Stelle wäre lieber todt, als daß ich das sagen müßte."

* * *

Die Tragödie wurde noch entsetzlicher, als man hörte, daß Francis Vane, Gelehrter und Gentleman, todt auf seiner Gattin Grab gefunden wurde. Als man ihn aufhob, sah man ein Lächeln in seinem Antlitz, als ob er die Wahrheit wüßte.

XVI.

Hyacinth Vanes Untersuchung beschäftigte bis zum Schluß ganz England; seit Jahren hatte nichts so sehr das allgemeine Interesse erregt. Es waren wohl Fälle von Vergiftung und haarsträubenden Morden vorgekommen, doch nie ein solcher wie dieser hier, wo ein junges und schönes Mädchen in ihrer Eifersucht die Frau getödtet, die sie für ihre Rivalin gehalten hatte.

Man hatte dem Verhör bereits seit mehreren Monaten gespannt entgegengesehen; doch die Gefangene war ernstlich erkrankt und man hatte jenes verschieben müssen, bis sie wohl genug war, vor dem Gerichtshof zu erscheinen.

Die Märzsitzungen in Ulverston bildeten den Hauptgegenstand der Unterhaltung; alle Welt war voller Erwartung. Der große Gerichtshof fand hier ein weites Feld, Hyacinth Vane sollte wegen absichtlichen Mordes der Lady Fraser auf Leben oder Tod abgeurtheilt werden.

Hyacinths Vater lebte nicht mehr, ohne Alan hätte sie allein gestanden in der Welt. Dieser würde an ihre Vertheidigung sein ganzes Vermögen gesetzt haben. Den beredtesten und scharfsinnigsten Advocaten übergab er die Sache, setzte alle Hebel in Bewegung, brachte sich durch seine unermüdlichen Anstrengungen bis zum Schatten herab — doch der Schein der Umstände war zu mächtig gegen sie.

Der Tag des Verhörs kam heran und von allen Theilen Englands strömte man herbei, um die Heldin der Dene Haller Tragödie zu sehen Seit Jahren hatte man eine so allgemeine Aufregung nicht gekannt.

Der Schein sprach durchaus gegen die Gefangene. Damen von unantastbarer Wahrheitsliebe traten vor und sagten aus, daß sie gehört, wie die Gefangene gedroht habe, sie wolle die nun Verblichene tödten

wenn sie ihr ihren Geliebten raube, und jene Worte, welche das Mädchen in der sinnlosen Wuth ihrer Eifersucht gesprochen, und die damals so viel wie nichts besagten, hatten einen ganz andern und weit fürchterlichern Klang jetzt, wo sie vor dem Gerichtshof wiederholt wurden. Man hatte gehört, daß sie Lady Fraser bedroht. Ein Dutzend Zeugen konnten beschwören, daß zwischen den Beiden große Abneigung bestand. In der Nacht, als der Mord geschehen, hatten sie mit einander gestritten und man hatte Hyacinth sagen hören, sie würde ihre Rivalin tödten, wenn diese ihr den Geliebten entrisse. Darauf wurde festgestellt, daß Hyacinth nach jenen wenigen scharfen Worten, den blau und weißen Shawl um die Schultern geschlungen, den Ballsaal verlassen hatte. Denselben Shawl fand man fest in der Todten Händen und daran hing eine der blauen Kornblumen, welche Fräulein Vane am Abend trug.

Alles sprach gegen sie, Niemand weiter als sie hatte nur die leiseste Abneigung gegen die unglückliche Lady gehabt. Wegen Raubes war das Verbrechen auch nicht geschehen, denn die Juwelen lagen umher und nicht ein einziger Ring war berührt. Es ließ sich kein anderer denkbarer Grund dafür annehmen als Eifersucht und eifersüchtig war keine Andere auf sie gewesen, als Hyacinth Vane. Der Shawl, den man in den Händen der Ermordeten gefunden, war ein klarer Beweis, daß Hyacinth bei ihr gewesen sein mußte, als sie starb, folglich mußte diese es auch sein, die sie ermordet hatte.

So urtheilte die Anklage, so glaubte das Gericht und was ließ sich zur Vertheidigung sagen? Die geschicktesten Advocaten sprachen für sie in den beredtesten Worten. Sie führten der Gefangenen Jugend und Schönheit an, sie versuchten zu beweisen, wie unmöglich es sei, daß ein so junges, zartes, schwaches Mädchen sich eines so schweren Verbrechens schuldig machen könne. Das Schwergewicht legten sie auf den einen Punkt, das Fehlen einer Waffe; trotzdem war es aber von Anfang an klar, daß das Verhör zu ihrem Nachtheil ausfallen mußte. Vielleicht sogar sprachen ihre Jugend und Schönheit gegen anstatt für sie. Die Richter konnten sich daran stählen.

Der Schein war gegen sie, man konnte das in den Mienen der Geschworenen lesen, die immer ernster und trauriger wurden, in den Mienen der Richter, die tiefen Schmerz verriethen, an den verweinten Augen der Frauen und den gesenkten Köpfen ernster Männer.

Der kurze Sonnenschein jenes Märztages war erblichen und ein fahles, gelbes Licht erfüllte den Gerichtssaal, als die Richter hinausgingen, um über ihren Urtheilsspruch zu berathen, und die Gefangene bleich und kalt wie der Tod von der Anklagebank hinweggeführt wurde. Mehr als eine Stunde verging, ehe die Richter wieder in den Saal traten. Es war eine Scene, die keiner der Anwesenden je wieder ver-

[illegible]. Durch die hohen Fenster schaute der düstere Abendhimmel und
ng das wilde Getöse der das Gerichtsgebäude umstehenden Volks-
ige herein. Eine Reihe eifrig fragender Gesichter nach der andern
tete sich auf, alle Augen hafteten an einer Stelle. Man hatte die
sflammen angezündet, welche über die Hunderte der versammelten
sichter einen eigenthümlichen, geisterhaften Schein warfen. Der Ge-
stand allgemeinen Interesses war die hohe, schlanke Gestalt des jungen
idchens. Hochaufgerichtet stand sie da, die Hände gefaltet, das schöne

sanfte Antlitz weiß wie Schnee, die blauen Augen zu Boden gesenkt und in Thränen gebadet, die Lippen geschlossen wie die Knospe einer weißen Blume, sicherlich das mitleiderregendste Bild, das man je auf Erden geschaut.

Die Frauen erzählten einander später von dem braven, jungen Geliebten, der die Braut nicht verlassen wollte, der jeder Bewegung ihrer weißen Hände, jedem Ausdruck ihres lieblichen, weißen Gesichts mit den Blicken gefolgt war, der aufmerksam jedem Worte lauschte, welches für und welches gegen sie gesprochen wurde, der ihren Vertheidigern kleine Notizen sandte und aussah, als wolle er jeden Zeugen mit den Blicken vernichten, dessen Aussage auch nur das Geringste gegen sie sprach.

Das sanfte Gesicht wurde bei dem Eintreten der Geschworenen noch um einen Schein bleicher, des Mädchens Hände zitterten, ihre blauen Augen wandten sich mit hilfeflehendem Blick nach des Squires hübschem Gesicht.

„Was sagen Sie, meine Herren Geschworenen, erkennen Sie die Gefangene als schuldig oder unschuldig?"

Es folgte einen Augenblick lang tiefes Schweigen, man hätte eine Stecknadel können zu Boden fallen hören, in dem ganzen dicht von Menschen gedrängten Gerichtssaal war kein Ton zu vernehmen.

„Schuldig", lautete das Wort, das wie eine Todtenglocke durch den Saal hallte und die erwartungsvolle Stille wich einem unwilligen Gemurmel.

„Unschuldig, sage ich und werde es beweisen!" schrie der junge Squire. Und als die Richter ihm in das kummervolle Gesicht schauten, hielten sie mit ihrem Verweis zurück. Sie verurtheilten Hyacinth zum Tode, die Frauen weinten, die Männer schauderten zurück. Der Tod für jenes schöne, junge Mädchen mit dem engelgleichen Antlitz, der Tod für jenen zarten, feinen Körper — es war gar zu entsetzlich.

Alles war vorüber. Die Gefängnißwärter trugen die Gefangene halb ohnmächtig oder todt fort. Niemand wehrte dem Squire, als er sich über die Geliebte beugte und einen Kuß auf das stille, süße Antlitz drückte, während man sie an ihm vorbeitrug, Niemand verwies es ihm, man hatte tiefes Mitleid mit ihm.

Als die Zuhörer aufbrachen, bildeten sich verschiedene Gruppen, die das Urtheil besprachen. Langsam genug war es gefällt worden, sie mußte schuldig sein, es konnte kein Anderes die That vollbracht haben; wie engelgleich sie aber aussah und wie innig der Squire sie liebte!

Langsam ging der unselige Märztag zu Ende und am folgenden Tage war es in ganz England bekannt, daß man Hyacinth Vane für schuldig erkannt und zum Tode verurtheilt hatte.

Eine zahlreich unterschriebene Petition wurde eingereicht, worin man bat, da sie so jung und nur der Schein gegen sie sei, man den Urtheilsspruch mildern möge, doch der Staatsminister, welcher das schöne Gesicht und die in Thränen schwimmenden blauen Augen nicht geschaut hatte, sah keinen Grund, in die Sache einzugreifen, und so nahm der Lauf des Gesetzes seinen ungestörten Fortgang.

Niemand wußte, was jene Tage trostloser Einsamkeit in der Gefängnißzelle dem unglücklichen Mädchen waren. Die einzige Vergünstigung, die man ihr gestattete, war die Erlaubniß des Gouverneurs, ihr

Feder, Papier und Tinte zu geben. Sie schrieb alle ihre Gedanken und Gefühle nieder und diese Schriftstücke, die sie sich bis an ihr Lebensende aufbewahrte, überschrieb sie:

„Ein Traum von dem Schaffot.

Es war Jemand in meiner Zelle und sagte mir, ich solle Feder und Papier haben, damit ich alle meine Gedanken und Gefühle niederschreiben könne, und meine Gedanken streifen zuerst nach meiner Heimat zurück.

Dort in dem lieben, alten Garten war ein weißes Hyacinthenbeet, der Stolz meiner Mutter. Wenn Jemand während der schönen, warmen Frühlingstage zu ihr kam, pflegte sie zu sagen: „Haben Sie meine Hyacinthen gesehen?" und sie dann mit sanftem Stolz zu zeigen. Als sie im Sterben lag und die Strahlen der untergehenden Sonne ihr Antlitz trafen, legte man mich ihr in die Arme. Der Schleier vor ihren Blicken war schon zu dicht, als daß sie mich hätte sehen können.

„Du wirst Dein Kind noch einmal küssen wollen", sprachen die Umstehenden und die milde Seele lächelte und wollte nicht sagen, daß ihr das Augenlicht schon entflohen war.

Mit der weißen, sterbenden Hand tastete sie nach dem kleinen Gesicht und sagte lächelnd:

„Mein theures, geliebtes Kind! Francis, ich möchte gern, daß sie „Hyacinth" heißt, nach meinen Lieblingsblumen."

Mein Vater versprach ihr, mich so zu nennen, und ich erhielt den Namen Hyacinth Vane.

Ja, ich, Hyacinth Vane, die verurtheilt ist, morgen zu sterben, ich war einst ein Kind, dessen goldener Kopf an seiner Mutter Brust ruhte und dessen weiche, rosige Wangen sich höher färbten von den Küssen seiner sterbenden Mutter.

Morgen soll ich sterben. Sterben! O, Himmel, was bedeutet dieses Wort?

Ich hebe meine Hände in die Höhe und betrachte sie, sie sind weiß und warm. Warmes Leben pulsirt darin. Ist es möglich, daß sie morgen noch weißer sind, kalt und starr? Wie kann ich morgen sterben, da ich heute voll warmen Lebens bin?

Die Sonne geht im Osten auf und streift die linke Mauer meiner Zelle, des Abends streift sie die rechte. Jetzt fällt sie zwischen beide. Die goldenen Strahlen kriechen so langsam an der Mauer entlang. Wenn sie morgen bis hereindringen, bin ich todt. O goldene Sonne, bleibe still stehen, bis ich mir klar gemacht habe, was das bedeutet! Ich bin todt, meine Augen sehen nicht mehr, meine Ohren hören nicht mehr, meine Glieder sind steif. Kalt und still liege ich da, doch wo bin ich, das „Ich", welches denkt, spricht, fühlt und leidet? Ein kalter, bleicher örper liegt irgendwo hinter den Gefängnißmauern, doch das bin cht ich.

Morgen soll ich sterben. Ich bin neunzehn Jahre alt, ein junges, schuldiges Mädchen, liege in Ulverston Goal zum Tode verdammt, s Mordes schuldig befunden und verurtheilt, am Halse aufgehängt zu erden, bis ich todt bin. Ich erinnere mich des dichtgefüllten Gerichtsales, des Meeres von Gesichtern, des Stimmengewirres, der Sonnenahlen, die hereinfielen, der Bewegung unter der großen Menge und

der Grabesstille, welche herrschte, während die Richter die entsetzlichen Kappen aufsetzten und sagten: am Halse gehängt, bis Du todt bist und möge der Herr Deiner Seele gnädig sein.

Allgemeine Bewegung und Aufregung. Eine Dame, welche dem Verhör eifrig gefolgt war, stieß plötzlich einen herzzerreißenden Schrei aus und rief:

„Sie ist so jung! Giebt es kein Erbarmen für sie?"

Rund um mich herum hörte ich murmelnde Stimmen, sah Thränen in manchem Auge, an mich dachte ich aber dabei nicht. Es war mir, als stände ein anderes Mädchen vor der Anklagebank und es that mir so leid um sie. Mein Geist verweilte bei den Worten: „Möge der Herr Deiner Seele gnädig sein." Warum schaffen mich jene weisen, gelehrten Männer so schnell aus der Welt, wenn sie wollen, daß meine Seele gerettet wird? Warum lassen sie mich nicht leben, damit das möglich ist?

Langsam ändert sich das goldene Licht auf der Mauer; wenn es das Ende des Fensters erreicht, geht die Sonne unter, wenn sie morgen untergeht, bin ich nicht mehr. Ich knie neben der kleinen Pritsche nieder und bete, daß meine schöne, junge Mutter nie erfahren möge, daß ihre weiße Hyacinthe des Mordes beschuldigt ist.

Langsam verschwinden die Sonnenstrahlen, bevor die fürchterliche Dunkelheit der Nacht einbricht, die Dunkelheit, die mir kein zweites Morgendämmern bringt.

Ich will versuchen, meine Zelle zu beschreiben. Es ist ein viereckiger, kalter, leerer Raum, ganz weiß, mir ist es aber, als müßten die Mauern schwarz sein von Seufzern. Das Fenster ist ganz schmal und niedrig. Wenn ich mich auf mein Lager stelle, kann ich gerade ein Streifchen blauen Himmel sehen. Ein Stuhl ist da und ein Tisch aus weißem Tannenholz. Das ist die Verurtheilten-Zelle in Ulverston Goal. Manche traurige Scene hat sich hier schon abgespielt, unglückliche Frauen haben ihr Leben vor Gram hier ausgehaucht, wüthende Bösewichte haben hier gekniet und die Hände des Kaplans und der Gefängnißwärter umklammert. Herzlose, rohe, erbitterte Männer sind vor Verzweiflung wahnsinnig geworden und sind ohne eine Wort gestorben, Feiglinge haben getobt und geraft, gute Menschen haben gebetet, während ich —

Man erzählt seltsame Dinge von der letzten Nacht, welche zum Tode Verurtheilte verleben. Zuweilen kommt vor Verzweiflung eine Betäubung über den Verbrecher, aus der ihn nichts zu erwecken vermag und er stirbt, oder toll vor Angst, ergreift ihn eine wahnsinnige Wuth. Man hat schon gehört, daß Menschen, die um acht Uhr des Morgens sterben sollten, in einem Anfall solchen Wahnsinns ihren Wärter beinahe getödtet hätten. In dieser Zelle hat man daher die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, ein Theil derselben ist durch ein eisernes Gitte abgegrenzt, welcher Raum keine Verbindung mit der Zelle hat. Wen der Wärter zu dem Gefangenen will, so muß er durch seine Thür hinaus gehen und durch die zur Zelle gehörende in letztere eintreten. Der umgitterte Theil sieht aus wie ein riesiger Käfig. Darin befindet sich d Wärters Bett.

Ich habe von Rasenden gehört, welche jene Gitterstäbe mit solche Jammergeschrei umklammert haben, daß es die, welche es hörten, ei

überlief. Ich will versuchen, ruhig zu sterben, aber ich weiß schon, ich werde entsetzliche Angst haben.

Schneller und schneller kriecht das Licht an der Mauer entlang. Ach, nur ein einziges Gesicht, das mir zulächelt, eine einzige Hand, die mich liebend berührt, ein einziges Wort des Trostes! Ich klettere an das Fenster und blicke nach dem blauen Himmel. Welches Geheimniß verbirgt sich hinter ihm?

Ein süßes Sommerlüftchen dringt zu mir herein. Ich lehne mein müdes Haupt an die kalte Steinmauer und schließe die Augen, dann, ach, dann bin ich zu Hause in dem alten Garten, wo die Rosen blühen und andere liebliche Blumen süßen Duft ausströmmen! Von den Linden fallen die Blüten herab, Bienen umschwärmen die Nelken, Schmetterlinge wiegen sich auf den Lilien und auf dies Alles scheint die goldene Sonne nieder. Ein Vogel mit glänzenden Augen und weichem Gefieder singt auf dem Zweige eines blühenden Birnbaumes. Du großer, barmherziger Gott, wie herrlich ist diese warme, sonnige, duftige Welt.

Ich schaue nach den Schwalben auf den Dachrinnen, sehe zu, wie die blauen und weißen Tauben in der Luft umherkreisen. Das Herz wird mir leicht und froh bei all der Lieblichkeit um mich her; doch ich habe immer das Gefühl eines über mir schwebenden Unheils. Ich höre das Gurren der Waldtauben und das Rufen spielender Kinder. Ich sehe den grauen Kirchthurm und eine Stimme tönt an mein Ohr: „Hyacinth, wo bist Du?" „Hier, Vater!" antworte ich im Traume und dann sehe ich meinen Vater den breiten, von weißen Lilien eingefaßten Weg daherschreiten. Das Gefühl der Sicherheit und Freiheit von allen Gefahren erwärmt mir plötzlich das Herz. Ich schlinge die Arme um seinen Hals und in dem Augenblick erwache ich mit einem Todesschauer, einem fürchterlichen Entsetzen, einer unsagbaren, martervollen Angst. Ach großer Gott, es war nur ein Traum! Meilenweit bin ich von dem heimatlichen Garten entfernt und habe zum letzten Mal in meines Vaters Antlitz geschaut!

Es war nur ein Traum. Mein Kopf lehnte an der Mauer, ein Sonnenstrahl traf mein Gesicht, der Traum war aber so lebhaft gewesen, daß ich den Duft der Lilien zu spüren vermeinte.

Ich kann nicht weinen. Meine Augen brennen, das Herz schwillt mir, meine Thränen sind schon längst versiecht, nur ein schweres Aufschluchzen entringt sich meinen Lippen. O, könnte ich nur durch das enge Fenster entfliehen, wäre es auch nur, um draußen todt auf den Boden niederzufallen! Mein Traum hat mich schwach gemacht, der Gesang des kleinen Vogels auf dem Birnbaum tönt mir noch immer im Ohr, noch höre ich das leise Murmeln des Baches, wie er über die Steine hinwegspringt, höre das sanfte, liebliche Läuten der Kirchenken, ich weiß, daß jetzt die Sonne tief über den Hügeln steht, die darbeiter ihre Arbeit einstellen, die Kinder in die Wälder streifen, die Vögel einander locken, die Kühe heimkehren von der Weide, daß Sonne beginnt, sich mit einer Masse glühend rother Wolken zu umen, der Wind leise flüstert und die Bäume in gelassener Antwort die en Zweige regen.

Mir wird die Sonne nie wieder untergehen, noch ein Vogel singen, eine Blume blühen. Nie wieder werden die Schnitter mich freund-

lich grüßen, wenn sie im Felde an mir vorübergehen. Für mich sind alle süßen Klänge dieser Welt verstummt.

Könnte ich das wechselnde Licht doch halten! Jetzt ist es an der rechten Seite und es wird immer matter. Kalter entsetzlicher Schauer überläuft mich, meine Glieder beben, unsagbare Angst verbrennt mir die Seele. Ich werfe noch einen sehnsüchtigen Blick nach dem blauen Himmel. Werde ich ihn morgen sehen, wenn man mich zu einem schmachvollen Tode vor den Augen Tausender führt? Werde ich da des Himmels und der Sonne achten, ich, die ich sie all mein Leben lang so sehr geliebt habe?

Es kommt eine neue Pause. Ich träume wieder. Diesmal stehe ich auf dem Kirchhof meiner Heimat inmitten einer Gruppe lachender Mädchen. Große Eichen und stattliche Ulmen begrenzen den Pfad, welcher nach dem Thore führt, lange Epheuranken kriechen am Boden hin, in dem Gezweig der grünen Bäume singen lustige Vögel und heiter klingen dazwischen die Kirchenglocken. Lachend, die fröhlichste von Allen, stehe ich da. Dicht an jener Stelle ist ein hohes, weißes Marmorkreuz, über das sich rothe Rosen neigen; auf dem Kreuz lese ich meiner Mutter Namen. Plötzlich wendet sich eins der Mädchen zu mir und sagt: „ich sehe ja Deinen Grabstein hier nicht", worauf ein anderes antwortet: „Nein, Hyacinth Vane ist in Ulverston Goal begraben." Und alle fliehen vor mir mit fürchterlichem Geschrei.

Dicke Tropfen des Angstschweißes auf der Stirn, erwache ich. Während ich schlief, ist das Licht matter geworden und die Sonne untergegangen.

Das Zwielicht, welches die Menschen so gern haben und Dämmerstunde nennen, ist eingetreten. Seltsame Schatten fallen in die Ecken meiner Zelle, seltsame Töne dringen an mein Ohr, ein eigenthümliches Gefühl beschleicht mich von einem Augenblick zum andern, die Sinne schwinden mir, meine Gedanken verwirren sich. Einmal bilde ich mir ein, das Antlitz, das mir das Theuerste auf Erden ist, lächelt mir zu, ich kniee, den Kopf an des Geliebten Brust, am Boden und seine kräftigen Arme umschlingen mich innig. Ich vergebe ihm, meinem theuren Lieb, dessen Treulosigkeit mich hierher gebracht hat. Ich vergebe ihm und liebe ihn von ganzem Herzen, wie ich jederzeit gethan. Doch als mir die Sinne wiederkehren, ruht mein Kopf nicht an des Geliebten Brust. Ich bin auf den kalten Steinboden gefallen und besitze kaum die Kraft, mich wieder aufzurichten.

Ach, Geliebter, ich werde nie wieder den Druck Deiner Hand fühlen! Ich sprach in meiner rasenden Eifersucht harte, grausame, bittere Worte, aber ich meinte sie niemals so. Ich würde für Dich mein Leben hingegeben, es aber nie einer Frau geraubt haben, die Du liebtest.

Hyacinth Vane des Mordes schuldig! Es ist eben so absurd, als ob man einen Schmetterling unter einem Rade zermalmen oder einen gefiederten Sänger auf einer Folter martern wollte. Das Herz bricht mir beim Anblick solcher Qualen!

Ich haßte sie um ihres schönen Gesichtes, ihres stolzen Wesens, ihrer falschen, schmeichelnden Worte und um der Frechheit willen, mit der sie mir begegnete; aber sie umbringen? Großer Gott, ich hatte weder

die Kraft, noch den Muth, noch den Willen, ihr nur ein Haar ihres Kopfes zu krümmen!

Ich haßte sie; sie hatte mir mehr geraubt als mein Leben; sie aber tödten?

„Ach, wie thöricht die weisesten Menschen doch oft sind! Wäre ich Richter gewesen und man hätte ein Mädchen wie ich bin vor mich gebracht, so glaube ich, hätte ich ihr in das Gesicht geblickt und gesagt:

„Das Kind eine Mörderin? Welcher Wahnsinn!"

Doch wenn meine Richter mich auch mitleidig anschauten, so glaubten sie doch bestimmt, ich hätte die schändliche That vollbracht.

Morgen stehe ich vor einem andern Richter; er weiß Alles; dort giebt es keine Ungerechtigkeit, keine Unwahrheit. Bei ihm werde ich ewiges Erbarmen finden. Meine irdischen Richter haben sich geirrt, an diesen Händen ist kein Blutfleck.

Jetzt muß an dem heimatlichen Himmel der letzte schwache Lichtstreif verschwinden. Meiner Stunden werden es immer weniger. Ich muß jetzt, wo mir meine Sinne noch geblieben sind, beten, muß den Himmel bitten, mir alle meine Sünden zu vergeben.

Welches ist meine größte Sünde? Ich machte meinen Geliebten zu meinem Abgott. Ich betete ihn an, wie man nur den allmächtigen Schöpfer anbeten soll. Ich schenkte ihm die Liebe, die man nur dem Himmel weihen darf. Für diese Sünde muß ich Vergebung erflehen. Die Sünden dagegen, daß ich das schöne Weib gehaßt habe, die mir sein Herz stahl, brennende Eifersucht für sie gehegt, bittere Worte gegen sie ausgestoßen und nach Rache gelechzt habe, für diese Sünde allein habe ich morgen einen schmachvollen Tod zu erleiden.

Sie thut mir leid, daß sie nun im Grabe ruht und ihre Schönheit für immer den Augen der Menschheit entzogen ist; mich selbst aber beklage ich mehr. Tausende neugieriger Augen werden auf mich gerichtet sein, wenn ich sterbe. Da wird Niemand sein, der meine Unschuld beweist. Mein Vater, meine Freunde, die Mädchen, die ich lieb hatte, die Kinder, mit denen ich spielte, alle werden sie mich schuldig glauben und in fünfzig Jahren noch wird man sich in Dunwold erzählen, wie Hyacinth Vane Gertrud Fraser aus Eifersucht und Rache ermordet hat. Die Kleinen, die ich gepflegt habe, werden zu Männern und Frauen heranwachsen und werden dann wieder ihren Kindern erzählen, wie Hyacinth Vane ihre schöne Rivalin tödtete und in Ulverston Goal starb. Niemand wird die Wahrheit sagen. Ich hasse den Gedanken, daß Elsie Vanes einziges Kind, „die kleine weiße Hyacinthe", wie man sie nannte, für alle Zeiten als Mörderin gebrandmarkt sein soll.

Ich kniee nieder und bete so gut ich kann. Ich rufe mir meine Sünden zurück und flehe um Vergebung dafür. Und dann bete ich um die Kraft, muthig zu sterben; daß ich nicht schreie, nicht jammere, oder ohnmächtig werde; daß ich mich nicht an den gütigen Kaplan klammere, dessen Herz um mich weint; daß ich der wogenden Menge nicht zurufen möge. Ich flehe, ohne zu überlegen, ob es recht sei oder nicht, den Himmel mit kummervollen Thränen an, meine Mutter möge kommen und auf dem Schaffot neben mir stehen, wenn ich sterbe.

Es ist ganz dunkel und ein seltsamer Ton berührt mein Ohr. Es ist wie das Tosen einer Menschenmenge, ein wirrer, entsetzlicher Klang.

Das Gefängniß steht mit der Frontseite nach einer breiten Straße, und deutlich genug erkenne ich das Geräusch, als das einer ungeheuren, wogenden Volksmenge.

Sie kommen, mich sterben zu sehen!

Mit einem lauten Aufschrei der Angst und Qual falle ich auf die Knie nieder. Hunderte und Hunderte von Menschen werden sich einander erzählen, wie sie Hyacinth Vane haben hängen sehen. Ich erinnere mich, mit Staunen und Ueberraschung in Zeitungen gelesen zu haben, daß Männer und Frauen Stunden weit daherkommen und schreiend, singend und scherzend Stunden lang stehen, um einen ihrer Mitmenschen sterben zu sehen, ohne der Qualen zu gedenken, die der Verurtheilte in seinen letzten Augenblicken empfindet. O, Himmel, kann unter dem lachenden, schönen, blauen Himmel so etwas möglich sein?

Darauf läßt mir ein anderer Ton das Blut in den Adern erstarren. Was kann dieses dumpfe Pochen zu bedeuten haben? O, ich weiß es. Nachts bei Fackelschein errichten sie das Schaffot, auf dem ich sterben soll! Der Klang tönt deutlich in meine Zelle und ich schrei laut auf vor leidenschaftlichem Entsetzen und tödtlicher Qual, ein lautes, bitteres Schreien, das ich nicht zurückzuhalten vermag. Jene Schläge führen mir mein Schicksal klar vor Augen. Wer wird mich retten, wer mir helfen? O Himmel, o Mutter, ich bin noch so jung und soll schon sterben!

Ich werfe mich auf den Fußboden nieder; ich bin halb wahnsinnig vor Angst und das grausame Hämmern und Pochen, das Rufen der Menge tönt immer deutlicher an mein Ohr. Wie sie sich freuen werden, wenn ich morgen vor ihnen stehe, um zu sterben! Es war ja ein grausamer Mord und sie halten mich für schuldig! Ich kann mich nicht vertheidigen, kann nur sagen, daß ich die That nicht vollbracht habe.

Mein leidenschaftliches, jammervolles Geschrei hallt durch die gewölbten Gänge. Es muß Jemand den Gouverneur, Hauptmann Longmore und die Oberaufseherin, Frau Martyn herbeigeholt haben. Ich höre den Schlüssel sich im Schlosse drehen, meine traurigen, verlangenden Augen blicken einen Moment auf den Corridor, dann wird die Thür wieder geschlossen. Ich bin in der Verbrecherzelle, abgeschlossen von der ganzen übrigen Welt.

Frau Martyn hebt mir den Kopf von dem kalten Steinboden und sagt ruhig, während sie dem Gouverneur ins Gesicht blickt:

„Es ist gar zu entsetzlich, daß sie diesen Ton hören muß, ist es doch ohnedem schon schlecht genug."

Des Gouverneurs Züge verfinstern sich.

„Es ist Alles zusammen schlecht genug", erwiedert er; und ich frage mich, ob er mich für schuldig oder unschuldig hält.

Ich muß hier erwähnen, daß diese meine Tragödie sich dreißig Jahre zurück abspielte, als es noch Brauch war, Männer wie Frauen vor den spottenden Blicken Tausender zu hängen.

Mein wahnsinniges Entsetzen hat mich erschöpft. Ich fühle, daß mein Gesicht weiß und still ist, wie das einer Todten. Ich vermag nicht die Lippen zum Sprechen zu öffnen, meine Augen sind geschlossen.

„Ich werde sie auf das Bett legen", sagte die Aufseherin. „Vielleicht schläft sie bis die Glocke läutet."

Der Gouverneur schauert in sich zusammen, so kräftig er auch ist. Ich fühle, wie sehr er zittert, als er mich in die Arme nimmt und aufhebt.

„Männer zu hängen ist schon schlecht genug", sagte er, „doch ein Weib, ein schönes, zartes Mädchen wie das hier, liebet wollte ich selbst gehängt sein, als meine Hand noch dazu bieten müssen!"

„Glauben Sie wirklich, daß sie die Schuldige ist? fragt Frau Martyn im Flüsterton.

„Das Gesetz hat sie schuldig gesprochen. Natürlich müssen die Richter und die Geschworenen durchaus triftige Beweise gehabt haben, sonst wäre sie nicht hier. Als Gouverneur dieses Gefängnisses bin ich verpflichtet, sie für schuldig zu halten und dafür zu sorgen, daß sie bestraft wird; doch wenn Sie fragen, welches meine Meinung als ein Mann ist, der sich selbst ein Urtheil von der Sache bildet, so sage ich, daß sie unschuldig ist, daß eine weiße Taube eher im Stande ist, einen Adler ums Leben zu bringen, als sie eine schöne Frau, die kaum älter ist als sie selbst. Und noch eins glaube ich, Frau Martyn, nämlich, daß, wenn sie jetzt nicht etwas Wein oder Branntwein zu sich nimmt, sie todt sein wird, bevor das Morgen da ist."

„Lassen Sie sie sterben, Hauptmann Longmore", entgegnet die gutherzige Oberaufseherin. „Bedenken Sie doch, was ihr dadurch erspart würde, wenn sie jetzt und hier sterben könnte!"

„Ich wage es nicht", antwortete er langsam. „Ich muß thun, was in meinen Kräften steht, sie am Leben zu erhalten. Ich werde etwas Wein bestellen."

Man bringt ihn und sie versuchen, ihn mir in die Kehle zu gießen. Ich bemühe mich, den Mund zu öffnen, doch ich bin gänzlich machtlos.

„Sie stirbt", schreit die Aufseherin. „Was sollen wir anfangen?"

Es wird nach dem Gefängnißarzt geschickt, und dieser kommt eiligst herbei.

„Stirbt das arme Kind?" sagt er. „Ich wünschte, ich könnte es wagen, sie sterben zu lassen."

Doch er wagt es nicht. Er thut Alles, was er vermag, um mich aus dem Schattenland zurückzurufen, mich am Leben zu erhalten, damit morgen Tausende bei hellem, klaren Sonnenlicht mich sterben sehen.

Langsam öffne ich unter seiner geschickten Pflege die Augen und das Blut regt sich wieder in meinen Adern. Ich lese das tiefste Mitleid in des Arztes Augen. Das Niederfallen des Hammers in mächtigen dumpfen Schlägen tönt klarer und deutlicher an mein Ohr. Ich ergreife des Doctors Arm.

„Doctor", schreie ich, „schicken Sie mich dahin, wo ich — O, ich kann diesen Ton nicht ertragen!"

Er wendet sich stöhnend von mir ab und der Gouverneur sagt:

„Sie können diese Zelle nicht verlassen. Versuchen Sie, ihn nicht hören, Hyacinth Vane."

Vier Stunden später. Die Sonne ist schon lange untergegangen, weiß schlafen nun auch die Vögel und schlummern sanft die Blumen; : Nacht hat ihre breiten, schönen Flügel über die Erde ausgebreitet, c Wind schweigt, die Bäume stehen still. Der Klang des Hammers verstummt und mein Herz, das bei jedem Schlage desselben vor tal zu brechen drohte, schlägt regelmäßiger.

Der Mond muß scheinen, denn durch das kleine Fenster fällt ein matter, silberner Strahl. O Gott, wie oft habe ich im heimatlichen Garten zwischen Rosen und Lilien liegend zu ihm aufgeschaut! Ich habe ihn auf meines Geliebten Antlitz gesehen, dem er die Schönheit eines griechischen Gottes verlieh. Nun soll ich das milde silberne Licht des Mondes nie wieder schauen. Ich höre den dumpfen Lärm einer wogenden Menge. Ich weiß, daß Männer und Frauen all die Stunden der süßen Sommernacht hindurch — liegend, sitzend und stehend draußen warten, um mich sterben zu sehen. Tausend Erinnerungen werden in mir wach. Noch einmal gehe ich die ganze Tragödie meiner Liebe durch, der Liebe, welche mir zum Schicksal, zum Verhängniß wurde, die mich hierhergebracht hat und in den Tod führt und spreche zu mir — möge mir der Himmel vergeben, wenn ich unrecht daran thue! — daß mir meine Liebe so theuer, so süß war, mich so unaussprechlich glücklich gemacht hat, daß, selbst da sie von der Strafe des Todes gefolgt ist, es mir weit lieber ist, sie besessen, als ohne sie je kennen zu lernen, gelebt zu haben, tausend, tausend Mal lieber.

Ich gedenke jeder Stunde, die ich mit Alan verlebt und mein Herz erwärmt sich von Neuem. Unsagbare Angst, den größten Kummer, die ärgste Pein brachte mir die Liebe mit sich, sie lebt dennoch in meinem Herzen und wird niemals ersterben. Man wird mich morgen tödten, meine Liebe aber können sie mir nicht rauben. Der bessere Theil unseres Ichs stirbt niemals.

Ich denke an sie, die hohe, strahlende, brünette Schönheit, deren Augen allein einen jeden Mann in den Abgrund zu reißen vermochten. An meinen Händen klebt kein Blut, sie sind weiß und rein. Ich haßte sie, aber ich wäre nicht fähig gewesen, ihr auch nur ein Haar zu krümmen. Wie ich so in Nacht und Schweigen daliege, fällt mir eine haarsträubende Geschichte ein.

Wir hatten alljährlich einmal Jahrmarkt in Dunwold und als ich zehn Jahre zählte, erlaubte man mir, hinzugehen. Was mich dort am meisten anzog, waren nicht die Schaubuden, die Verkaufsstände, die verschiedenen Scherze und Vergnügungen, nicht die Menschenmenge, sondern ein Mann, welcher eine große Tafel trug, auf der die verschiedenen Scenen eines Mordes gemalt waren. Ich erinnere mich noch des kleinsten Umstandes dabei, selbst des Tones seiner Stimme, als er die Geschichte ausrief.

Eine Mutter hatte ihr Kind getödtet, indem sie es in ein großes, flammendes Herdfeuer warf. Das Bild, welches die Verbrecherzelle zeigte, in der die unglückliche Frau saß und hilflos nach einer Ecke starrte, wo das ermordete Kind hell beleuchtet stand, ergriff mich am meisten. Der Mann sang der Mutter Worte: „Bei Tag und bei Nacht stand das Kind in einer Ecke meiner Zelle und sah mich mit so traurig[en] Blicken an.“ Mir machte keine stumme Gestalt Vorwürfe, denn meiner Seele lastete nicht die Sünde des Mordes.

Es wird immer dunkler und Frau Martyn, welche sich die Erlaubniß erbeten hat, die Nacht über bei mir bleiben zu dürfen, schläft; ich höre ihre ruhigen, regelmäßigen Athemzüge und es ist mir, als ob das meine Qual noch vergrößere. Meine unaufhörlichen Seufzer wecken sie auf, denn sie öffnet die Augen und spricht:

„Können Sie nicht schlafen? Wollen Sie aufstehen?"
Ich danke ihr und versuche still zu liegen, damit sie ruhen kann.

* * *

O, welch qualvolle Nacht, in der der Tod seine kalte Hand schon nach mir ausstreckte! Ich weiß nicht ob ich geschlafen habe; all meine Sinne verloren sich in Angst und Schrecken; eine zeitlang aber war es, als ob die Finsterniß mich völlig einhüllte und ich aufhörte zu denken.

Als ich die Augen wieder aufschlug, fiel ein graues Licht durch das Fenster. Die Sonne kam herauf, der letzte Sonnenaufgang für mich. Im Geiste sah ich Alles, die rosigen Wölkchen, die Vögel, wie sie emsig nach Futter suchen, die Blumen, vom Nachtthau benetzt, die ganze erquickte, liebliche Welt; ich sah all die Schönheit und Farbenpracht meiner Heimat.

Eine mitleidige Stimme fragte, ob ich etwas Thee trinken wolle. Meine Lippen waren trocken, mein Mund brannte, ich lechzte nach einem Trunk und eine Tasse Thee that wohl, dennoch aber vermochte ich kaum, sie zu trinken, der Gedanke, daß dies mein letzter Trunk sei, schnürte mir fast die Kehle zu.

Sechs Uhr, und um acht Uhr sollte ich sterben. Es kam eine merkwürdige Ruhe über mich, eine Betäubung, die mir alles Denken raubte, ich vermochte nicht einmal zu beten und es hatte mich doch so gedrängt, zu beten. Der Kaplan trat herein und die Uebrigen blieben einen Schritt hinter ihm zurück, in der Erwartung, er werde zu mir sprechen. Ich hob den umflorten, unglücklichen Blick zu ihm auf, zu dem gütigen, lieben Gesicht, das mir in meiner Noth und Pein wie das eines Engels gewesen ist.

„Mir bleiben nur noch zwei Stunden", sagte ich, und dann, war es vielleicht der Anblick jener Thränen, die ich in seinen Augen schimmern sah, der sie auch den meinen entlockte? fiel ich ihm weinend zu Füßen und schluchzte laut hinaus, daß ich sterben müsse — sterben.

Schluchzend wandte er das Gesicht ab.

„Sie ist noch ein Kind", hörte ich ihn sagen, „noch ein Kind." Dann ermannte er sich und sagte: „Benutzen wir die zwei Stunden, um Dich zum Himmel vorzubereiten", worauf er mir vorhielt, wie wünschenswerth es sei, daß ich ein vollständig offenes Geständniß meines Verbrechens mit all seinen Einzelheiten ablege.

Mein Verbrechen! Mein einziges Verbrechen war eine allzu große Liebe für meinen Verlobten, nicht der Mord meiner Rivalin. Ich konnte ihn nur anschauen und laut ausrufen:

„Ich bin unschuldig! Glauben Sie nicht, daß ich unschuldig bin? Wäre ich schuldig gewesen, so würde ich es Ihnen schon früher gestanden haben. Glauben Sie mir nicht?"

„Das Gesetz hat Dich schuldig gesprochen, armes Kind", sagte er.

„Das Gesetz ist ungerecht!" rief ich.

Er legte die Hand auf meine Schulter.

„Still, mein armes Kind! Bedenke, daß Du auf der Schwelle zu der andern Welt stehst, vor den Pforten des Todes soll man ruhig sein. Wenn Du Dich des Verbrechens schuldig gemacht hast, um des-

willen Du sterben sollst, dann nimm den Tod als eine gerechte Strafe für Deine Sünden hin, glaube mir, Kind, das Schaffot sowohl als das Kreuz haben schon Manchem die Pforten des Himmels geöffnet. Bist Du unschuldig, so gieb Dein Leben freudig auf. Du kannst den Märtyrertod sterben."

„Wehe mir", rief ich meiner Bitterkeit, „Sie können sich nicht vorstellen, wie unsagbar ich mich vor dem Sterben fürchte!"

Bis die Schreckensstunde schlug, betete er für mich und mit mir. Er sagte mir, was ich würde zu leiden haben und wie schwer die Prüfung sein würde, wenn ich aus den düstern, finstern Gefängnißmauern hinaustreten müßte in das helle Sonnenlicht, wo tausende von Gesichtern eifrig in das meine schauen würden. Er sagte mir, wenn mich die Todesangst ergriffe, solle ich beten: „Gott, sei mir armen Sünderin gnädig."

Während er zu mir sprach, wurde ich ruhiger und die Frage drängte sich mir auf: „Wenn die Menschen einen solchen Mann mit Geld bezahlen, was wird dann seine Belohnung im Himmel sein?" Ruhiger? Es war nothwendig, daß ich ruhig wurde. In meiner Zelle herrschte tiefes Schweigen, von draußen tönte das Lärmen der Menge, dann plötzlich war auch da feierliche Stille und eine entsetzliche Pause; eine Stimme sagte: „Armes Kind!" eine andere „Der Himmel sei uns Allen gnädig." „Ruhe!" gebot der Gouverneur kurz.

O, ich verstand, ich verstand. Die Thür zu meiner Zelle wurde geöffnet und ein Mann mit einem Strick in der Hand kam herein.

„Es ist Zeit", sagte er in leisem, rauhen Tone.

Er ergriff meine Arme, um sie zu binden. Da rief ich flehend:

„Lassen Sie sie frei! ich will ganz fügsam, still und unbewegt bleiben, nur lassen Sie mir die Arme frei!" es waren ja dieselben weißen, runden Arme, die ich um des Geliebten Nacken geschlungen hatte. Mit einer verzweiflungsvollen Leidenschaft küßte ich die kleinen Hände, die zu Hause im Garten die Lilien gepflückt hatten. Jetzt waren sie warm; nur wenige Minuten noch und sie waren todt.

Der Mann wandte sich eine halbe Minute lang ab, als er mich meine Hände küssen sah, dann band er mir die Arme an der Seite fest.

Der gefürchtete Moment kam entsetzlich nahe. Die Glocke fing an zu läuten und die Wärter kamen. War ich ein Feigling, daß ich in meiner Todesangst zum Himmel laut um Hilfe schrie, daß ein Jammergeschrei und leidenschaftliche Worte von meinen Lippen tönten? War ich ein Feigling, daß ich mein weißes, qualvolles, verstörtes Gesicht zu dem Kaplan wandte und ihm sagte, ich hätte so unsagbare Angst? Ich war halbtodt vor Furcht. Ich sah, wie sich starke Männer mit thränenlosem Schluchzen wegwandten und eine Frau ohnmächtig zu Boden fiel.

Jetzt hörte man das Lärmen und Schreien der Menge ganz deutlich und das feierliche Glockengeläut drang durch Alles hindurch. Der Zug war mitleiderregend genug, um einen Engel weinen zu machen. Die ganze strenge Majestät des Gesetzes war einem armen, bleichen, zitternden Kinde, dessen Hände man gefesselt hatte, gegenübergestellt, strenge, finstere Männer, der Gouverneur in seiner militärischen Haltung, die Gefängnißwärter mit ihren gleichgiltigen Mienen, führten mich zum Tode.

Wir standen nun auf dem Corridor und die feierlichen Worte des Gottesdienstes schnitten mir das Herz entzwei.

„Ich bin die Auferstehung und das Leben."

Halt! Ruhe! Was ist los? So tönte es plötzlich von Hunderten von Lippen. Unter der ungeheuren Menge entstand ein Wogen und Durcheinanderdrängen, innerhalb der Gefängnißmauern vernahm man einen eigenthümlichen Ton. Die Gefängnißwärter zögerten, dem Kaplan erstarben die Worte auf den Lippen, der Gouverneur lauschte.

„Haltet ein! Eine Freisprechung! Haltet ein!"

Es war als ob eine ganze Nation mit mächtiger Stimme riefe „Haltet ein!" Und dann kamen Leute den Corridor entlang gelaufen, von denen der Eine Spuren einer weiteren Reise trug.

„Eine Freisprechung", sagte er. „Vor zwei Stunden schon hätte ich hier sein können, doch ein unglücklicher Zufall hielt mich auf. „Ich komme noch nicht zu spät; dem Himmel sei Dank, daß ich nicht zu spät komme!" „Frei!" rief Eins dem Andern zu und aus der Volksmenge ertönte ein so mächtiges Freudengeschrei, daß es schien, als müsse es bis in den klaren, blauen Himmel dringen.

Man befreite mich von meinen Fesseln. Ich konnte nicht begreifen, nicht fassen, was vorging. Als ich meine Hände frei fühlte, erfaßte ich den ausgestreckten Arm des Kaplans. Ich hob den Blick zu ihm auf, kein Laut kam von meinen trockenen, geöffneten Lippen.

„Du bist gerettet!" sagte Jener.

Und der Himmel sandte mir gnädig einen dunklen Nebel, eine finstere Wolke, die mir Alles verhüllte, und somit endete mein Traum eines Schaffots.

XVII.

Während Hyacinth Vane im Gefängniß schmachtete, durchlebte Alan Branstone die entsetzlichsten Qualen. Er war von ihrer Unschuld so überzeugt, wie von der Wahrhaftigkeit Gottes, doch er war vollständig machtlos, vermochte nichts zu thun, und die Zeit rückte immer näher, wo sich der letzte und fürchterlichste Act des Dramas abspielen sollte.

Er ließ kein Mittel unversucht, doch was konnte er thun? Er begab sich nach Dene Hall und prüfte wieder und wieder alle Umstände, doch ohne Erfolg, nirgends fand er die geringste Aufklärung. Tagelang war er bemüht, sich die Erlaubniß zu einer Unterredung mit Hyacinth, zu einem letzten Lebewohl auszuwirken, doch man wies sein Verlangen rund ab.

Es gab Zeiten, in denen das Unglück ihn fast wahnsinnig machte, wo er sich seiner Thorheit wegen die heftigsten Vorwürfe machte, wo er ıt hinausrief, daß es seine Schwäche gewesen sei, die zwei schöne junge ›en getödtet, daß er sein Herzblut würde hingegeben haben, wenn er s Geschehene damit hätte ungeschehen machen können.

Eines Morgens, zwei Tage vor dem Morgen der Hinrichtung, erıt ich ein Billet, das mit eigenthümlich zitternder Hand geschrieben, ı Mary Street, Leicester Square abgestempelt und „Andrea Fieschi" :erzeichnet war, ein Billet von einem Sterbenden, der ihn bat, ohne ·zug zu ihm zu kommen, da es sich um Leben und Tod handle.

Bevor drei Stunden vergangen, war Alan dort und auf seine Frage berichtete man ihm, daß der Italiener, welcher die elegantesten Zimmer im Hause bewohne, wohl bald sterben werde; es sei ihm vor mehreren Monaten ein Unfall begegnet, meinte die Wirthin, und seit der Zeit habe er sich nicht wieder erholt.

„Gehen Sie zu ihm", rief Alan eifrig, „und sagen Sie ihm, daß der Herr, dem er geschrieben, Alan Branstone von Elmsthorpe Grange, da ist und ihn zu sprechen wünscht."

Wenige Minuten später stand er an dem Bett des Sterbenden. Es war ein schöner Mann und offenbar ein Patricier, der ihm fragenden, forschenden Auges in das Gesicht schaute.

„Sie sind Alan Branstone?" fragte er, und die Antwort war ein rasches, beinahe ungeduldiges „Ja".

„Sie liebten Hyacinth Vane und wünschten sie zu heirathen, die jetzt im Gefängniß ist, wegen der — der Ermordung Gertrud Frasers?"

„Ja", erwiederte Alan und seine trüben Augen schauten den Sterbenden fester an.

„Sie haben viel gelitten", bemerkte der Fremde. „Ich sehe schmerzliche Linien in Ihrem Gesicht, weiße Streifen in Ihrem Haar; sehe Spuren der Angst und Qualen, die keine Ruhe, kein Ende fanden. Eigentlich sollte ich Ihnen jetzt meine Geschichte nicht erzählen, doch da ich weiß, daß ich sterbe, und es mir nicht schadet, während es sie rettet, so sollen Sie dieselbe erfahren. Schicken Sie nach einer Magistratsperson und was Sie sonst noch für Zeugen haben wollen, ich werde meine Geschichte erzählen und ein Jeder mag sie hören.

* * *

Alan Branstone, Herr Barton, eine der scharfsichtigsten Magistratspersonen Londons, und Alton Chevril, einer der Advocaten, der bei der Vertheidigung Hyacinths das Möglichste geleistet hatte, waren in dem Zimmer des Sterbenden versammelt. Festen Auges und ruhiger Miene blickte dieser um sich, eine halbe Minute lang zögerte er noch, während Alan das Herz vor Aufregung und Erwartung so heftig pochte, daß er meinte, es müßte ein Jeder es hören.

„Vielleicht erscheint Ihnen meine Handlungsweise abenteuerlich", begann Graf Fieschi, „doch die Aerzte sagen, daß ich sterben werde, bevor noch achtundvierzig Stunden über mein Haupt hingezogen sind, und da kann ich ja, wenn es mir gelingt, dem jungen Mädchen noch das Leben retten. Ich habe viel Böses gethan und wenig Gutes. Ich habe das Gesetz wie das Schaffot betrogen. Jetzt kann ich Ihnen ja sagen, daß ich Lady Fraser ermordet habe, lassen Sie mich aber auch hinzufügen, daß, wenn je ein Weib auf dieser Welt ein solches Schicksal verdiente, sie dieses Weib war u daß, wenn die Zeit und Gelegenheit, jene That auszuführen, sich noc einmal böte, ich keinen Moment zögern würde sie, zu wiederholen. Kei schwacher, krankhafter Reuegedanke hat mich veranlaßt, dies Alles z gestehen. Ich sterbe und jenes junge Mädchen mag leben."

Barton fing Alan Branstone auf, als er sah, wie dessen hohe, kräftige Gestalt hin und her wankte; die wunderbare Kraft, die ihn so lang aufrecht gehalten hatte, brach nun zusammen, da sich ein Hoffnungs

schimmer zeigte. Graf Fieschis Lippen umspielte ein mattes, satirisches Lächeln als er sagte:

„Geben Sie ihm etwas Branntwein! Ich kenne das. Ich liebte auch dereinst ein Weib in dieser Weise, doch sie betrog mich. Sagen Sie ihm, er solle mich anhören, die Zeit ist kurz."

„Die Zeit ist kurz", flüsterte Barton Alan ins Ohr, „jeder Augenblick ist Gold werth und wir haben so viel zu thun."

Diese Worte thaten Wunder, Alan richtete sich wieder auf und der Graf lächelte von Neuem.

„Ich kenne das. Ich liebte einst ein Weib genau in derselben Weise. Wer lehrt die Frauen? Der Himmel gewiß nicht, es giebt keine noch so grausame Kunst, die sie nicht verstünden, nichts, das sie nicht im Stande wären, zu thun. Das Weib, welches ich liebte und tödtete, verstand sich auf alle Künste, welche die Welt an Koketterie und Grausamkeit faßt. Sie gehörte zu jenen verfluchten, welche die ihnen vom Himmel verliehene Schönheit dazu benutzen, unter ihre Mitmenschen Elend und Verderben zu streuen.

Lassen Sie mich Ihnen erzählen, was sie mir anthat. Ich prüfte sie auf eigene Faust, verurtheilte sie, nahm das Gesetz in meine eigenen Hände und tödtete sie; hören Sie, was sie mir anthat. Drei Jahre zurück war ich noch gesund an Herz und Seele und meinem Vaterlande treu ergeben. Mich erfüllten große Hoffnungen, stolzer Ehrgeiz, ich trug Verlangen danach, den großen Männern meines Vaterlandes nachzustreben und mein Leben dem letzteren zu weihen. Bella Italia — eine andere Liebe kannte ich nicht.

Da fand ich die Sirene, die mir mein Leben zu Grunde richtete, bewunderte sie und widerstand ihr eine Zeit lang. Ich sprach zu mir, „Keine andere Liebe als die zur schönen Italia", und stählte mein Herz gegen die heißen Blicke ihrer Augen, gegen das liebliche Lächeln ihres rothen Mundes, gegen die Berührung ihrer weißen Hände, doch als sie sah, daß süßes Lächeln und feurige Blicke mich nicht bewegten, ging sie an das Werk, mich in den Abgrund zu stürzen.

Sie liebte mich nicht, nicht im Geringsten, aber sie lechzte nach Eroberungen. Männerherzen waren ihr ein Spielzeug, sie freute sich, wenn sie sie martern konnte. Bald erkannte sie, daß ich mich bemühte, mein Herz gegen sie zu stählen und nun stand es bei mir fest, sie mußte mich für sich gewinnen. Sie ließ mir keine Ruhe, bis sie mir das Herz geraubt hatte!

Wissen Sie, wie wir Italiener lieben? Wir lieben mit einem Feuer, wie Ihr kalten Engländer es nicht kennt. Sie entzündete dies Feuer in meinem Herzen einzig und allein, um ihre eitle Eroberungssucht zu befriedigen. Sie brachte mich soweit, daß ich sie liebte und so wahnsinnig [illegible]hte, wie nur ein Mann ein Weib lieben kann. Ich legte ihr mein [illegible]z, mein ganzes Ich zu Füßen und bat sie, mein Weib zu werden. [illegible]ch sie lachte mich aus und mein heißes Blut kochte vor Wuth.

„Du hast absichtlich die Liebe in meinem Herzen entbrannt", rief „Du mußt mein Weib werden!"

Sie lachte wieder und das Feuer loderte wilder in meinen Adern, [illegible] schwur, daß sie mein werden müßte. Sie erschrak und versuchte, [illegible]h durch ein paar milde Worte und Blicke zu besänftigen. Der Tag

kam, an dem sie von ihrer Rückkehr nach England sprach, noch immer lachend bei der Erwähnung, daß sie mein Weib werden müsse. Es kam zwischen uns zu heftigen Worten und ich schwur, daß wenn sie dies mir gemachte Versprechen nicht hielte, ich sie bis an das Ende der Welt verfolgen und tödten würde.

Patriotismus, Ehre, Vaterland, Treue, Alles galt mir weniger als nichts. Ich ertrug meine Qual, bis ich es nicht länger vermochte, dann folgte ich ihr nach England. In einer Provinzialzeitung las ich, daß sie sich in Dene Hall befand. Ich kannte sie nur zu gut. Hätte ich bei hellem Tageslicht nach ihr gefragt, so wäre sie mir ausgewichen, ich ging also des Nachts an ihr Fenster. Ich bot ihr die Möglichkeit, ihr Leben zu erhalten, indem ich sie nochmals bat, mir ihre Hand zur Verbindung zu reichen, doch sie wies mich wieder zurück. Eine volle Stunde sprachen wir mit einander. Dann brütete ich über meinem Elend, brütete so lange, bis ich toll wurde.

Sie muß sterben! Unter den Sternen schwur ich es. Ich kletterte zu ihrem Fenster hinauf und schwang mich in das Zimmer.

Fest eingeschlafen, die Hände in einen weiß und blauen Shawl gewickelt, lag sie da. Ach, Himmel, werde ich jemals diesen Anblick vergessen, das liebliche Antlitz so ruhig und still, die rothen Lippen im Schlafe halb geöffnet?

Ich kannte kein Erbarmen, ich durchbohrte ihr das Herz. Sie starb augenblicklich, sie rührte sich nicht wieder, krampfte nur die Hände fest zusammen und ich ging wie ich gekommen war, nur hatte ich nun meine Rache. Oeffnen Sie jenen verschlossenen Kasten, hier ist der Schlüssel dazu. Darin werden Sie den Dolch finden, dessen ich mich dabei bediente. Er ist ein altes Erbstück der Familie Fieschi. Sie werden sagen, der Himmel habe es eilig gehabt, mich zu bestrafen, denn als ich die äußere Parkmauer hinabkletterte, blieb ich mit dem Arm an einem großen, rostigen Nagel hängen, der mir das Fleisch bis auf den Knochen zerfetzte. Ich achtete der Wunde kaum, doch diese Nachlässigkeit endete für mich verhängnißvoll. Ich werde bald nicht mehr unter den Lebenden weilen."

Als Alan die Freisprechung sicher in Händen hatte, stand ihm noch eine harte Prüfung bevor. Nach Ulverston war keine Telegraphenverbindung, er mußte einen Extrazug nehmen und dieser wurde durch einen kleinen Unfall aufgehalten. Er kam gerade noch im letzten Moment, um Hyacinth das Leben zu retten.

Als diese aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachte, sah sie sich in seinen Armen und fühlte seine heißen Küsse auf ihren Wangen.

„O, mein Geliebter", rief sie, „diese Todesangst der letzten, furchtbaren Nacht!"

Er schaute sie an und erwiederte:

„Denke nicht mehr daran; dies ist die goldene Morgenröthe."

Graf Fieschi starb noch in derselben Nacht und vor Ablauf des folgenden Tages war sein Geständniß über ganz England verbreitet. Der Triumph Hyacinths war so groß wie ihr Glück.

Ein Briefsteller vor hundertundfünzig Jahren.

Vor Kurzem nannte ein geistreicher Satiriker unsere Epoche „das Jahrhundert der Briefsteller, der Heirathsgesuche und der stoffartig appretirten Papierwäsche". Die etwas paradox klingende Wendung bezeichnet sehr glücklich die überhandnehmende Flachheit und Nüchternheit auf den Gebieten des Geistes — Briefsteller — des Herzens — Heirathsgesuche — und des materiellen Lebens — Papierwäsche. Nur irrt der geschätzte Satiriker, wenn er sich einbildet, die Erfindung der Briefsteller sei ein Schößling unserer modernsten Cultur.

In majestätischem Einbande von unzerstörbarem Schweinsleder, auf der Rückseite mit stattlicher Antiqua bedruckt, die Urfarbe des schönen Rothschnittes noch immer nicht ganz verblaßt, liegt vor mir ein Briefsteller aus dem Jahre 1725 (Gotha, Verlegts Jakob Mevius). Auf der Titelseite steht in alternirendem Roth- und Schwarzdruck wie folgt:

Titul, Reden und Phrases,
Wie solche jetziger Zeit gemeiniglich in Briefen gebrauchet werden.
Nebst einem Anhange
Erstens juristischer Allegationen, zweitens Bergwerks-Terminorum, drittens verschiedener die Religion, den Staat, die vier Hauptfacultäten, Disciplinen, Professionen und Künste angehender und dieselbe erläuternder Kunstwörter.
Nach des Autoris Ableben bei dieser
Achten Auflage
An unzehligen Orten vermehret, verbessert und verändert.
Mit Kgl. Poln. und Churfürstl. Sächs. Privilegio.

Zunächst befaßt sich unser Briefsteller mit den „Tituln", „wie solche jetziger Zeit gemeiniglich zu Ueberschriften gebrauchet werden".

Die Briefempfänger werden von dem welterfahrenen Autor in acht classes eingetheilt.

Auf der höchsten Stufe figuriren die „hohen Standes-Personen", also in erster Linie der römische Kaiser, dann alle sonstigen gekrönten Häupter, sowie die Grafen, Freiherren und Diplomaten.

In die zweite Klasse gehören die „geistlichen Standespersonen", an er Spitze der Papst. Der hier statuirte Gegensatz zwischen „hoch" d „geistlich" hat den Reiz schalkhafter Naivetät.

An dritter Stelle begegnen wir den „hohen Aemtern und Collegien", ihrer Spitze das kaiserliche Kammergerichts-Collegium zu Wetzlar.

Die vierte Klasse besteht aus den „Kriegs-Officirern", anfangend einem „Generalissimo" und aufhörend mit einem „Regiments-Pfeiffer".

Als fünfte Klasse nennt der Autor eine Reihe „fürnehmer Hofbe-

dienten", anfangend mit einem „kaiserlichen Statthalter" und aufhörend mit einem „Cammer-Mädgen".

Die sechste Klasse besteht aus den „Hofbedienten insgemein";
Die siebente aus den „Fürnehmen bürgerlichen Standes";
Die achte aus den „Künstlern und Handwerkern".

Das Wesentliche in diesem merkwürdigen Briefsteller sind unstreitig die Anreden und Höflichkeitsphrasen. Der eigentliche Text tritt, hiermit verglichen, vollständig in den Hintergrund. Ein Billet, in welchem der Schneider N. N. seinem Gevatter, dem Handschuhmacher P. P., die glückliche Geburt eines Knaben mittheilt, enthält auf ein Viertel Text drei Viertel Titulatur. Auch liegt das Charakteristische der damaligen Anschauung wesentlich in diesem Ueberschwange normaler Höflichkeit. Wir fassen also hier in erster Linie den ungeheuren Apparat obligatorischer Achtungs- und Ehrfurchtsbetheuerungen ins Auge und berühren den Text nur gelegentlich.

Beginnen wir mit der ersten Klasse, mit den „hohen Standes-Personen". Als Vertreter für diese Gattung möge die bandwurmartige Titulatur gelten, die auf allen Zuschriften, Gesuchen ꝛc. ꝛc. an die „Röm. Kayserl. Majestät" unerläßlich war. Ich bitte den Leser, für einige Augenblicke sich die heroische Geduld eines antichambrirenden Bittstellers anzukünsteln, denn nur so wird er über die nächsten zwölf oder fünfzehn Zeilen hinwegkommen.

Ueber einem Briefe an die „Röm. Kayserl. Majestät" hatte als Wiederholung der Adresse zu figuriren: „Dem Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten und Unüberwindlichsten Fürsten und Herrn, Herrn KARL dem Sechsten, erwehlten Römischen Kayser, zu allen Zeiten Mehrern des Reichs, in Germanien, Castilien, Aragonien, Legion, Navarra, Neapolis, beyder Sicilien, Jerusalem, Hungarn, Böhmen, Dalmatien, Kroatien, Sclavonien, Cranaden, Toledo, Valencien, Gallicien, Majorikaen, Hispalis, Sardinien, Corduben, Corsicen, Murcien, Giennis, Algarbien, Algeciren, Gibraltar, der Insuln Canarien, Indien, Terrae firmae Mexici, Oceani ꝛc. Könige, Ertz-Hertzogen in Oesterreich, Herzogen zu Burgund, Lothringen, Brabant, Steyer, Kärnten, Crain, Mayland, Limburg, Geldern, Württemberg, Calabrien, Ober- und Nieder-Schlesien ꝛc. Fürsten zu Schwaben, Catalonien, Asturien, Siebenbürgen ꝛc. Landgrafen in Elsaß, Marggrafen des heil. Römischen Reichs zu Burgau, Mähren, Ober- und Niederlausnitz ꝛc. Gefürsteten Grafen zu Habspurg, Flandern, Tyrol, Görtz, Artesien, Burgund, Pfaltz-Grafen zu Hennigen, Pfürth, Kyburg, Namur, Russilion, Ceritanien ꝛc. Herrn auf der Marck, Porthenau, Piscanien, Moline, Salins, Mecheln ꝛc. Meinen Allergnädigsten Kayser und Königen und Herrn."

Wie man sieht, war ein Brief an den römischen Kaiser damals gleichzeitig ein Repetitorium der Geschichte und der Geographie. Es nicht abzusehen, warum nicht bei jedem der namhaft gemachten Territori auch der Umfang in Quadratmeilen und die Einwohnerzahl parentheti beigefügt wurde. Ja, selbst eine kurze Uebersicht der Landesprodu hätte sich bei der gummiartigen Dehnbarkeit solcher Stilistik zwangl einreihen lassen.

Der Papst eröffnet „die andere Abtheilung", nämlich die der gei lichen Standespersonen.

Auf den Papst folgen der Cardinal, der Ertz-Bischoff, der Hoch- und Teutsch-Meister teutschen Ordens, der Johanniter-Meister zu Malta, der Bischoff von fürstlichem Geblüt u. s. w. bis zum Dorff-Pfarrer, dem das Prädikat „wohlverordnet" zukommt.

Die dritte Abtheilung, welche die „hohen Aemter und Collegien" umfaßt und die vierte — „Krieges-Offizirer" — enthalten wenig Bemerkenswerthes. Es sei nur erwähnt, daß die „Offizirer" bis abwärts zum „Obristen zu Roß" „höchbestellt", von da bis zum Lieutenant „hochbestellt", und weiter abwärts „wohlbestellt" oder „wohlbestallt" sind.

Die fünfte Abtheilung, „fürnehme Hofbedienten", begreift außer den Statthaltern die geheimen Räthe und Kanzler, die Kammerpräsidenten, die Kriegesschatz- und Kammerräthe, die Hofmarschalle, Jägermeister, Falkoniere, Kammer- und Hofjunker, die Ritter und Adligen, und schließlich die „Cammermädgen". Diesen letztgenannten Damen ist unserm Autor zufolge, je nach Befund das Prädikat „edel" oder „ehrbar" zu geben; im letzteren Falle muß die Bezeichnung „tugendsame Jungfrau" hinzugefügt werden. Beiläufig sei hervorgehoben, daß der Ausdruck „Cammermädgen" hier eine etwas höhere Stellung bedeutet als heutzutage.

Das waren also die „fürnehmen Hofbedienten".

In der sechsten Abtheilung begegnen wir den „Hofbedienten insgemein", der gewöhnlichen Sorte, die sich im Range mit der ersterwähnten nicht messen kann. Sehr bezeichnend für die damalige Anschauung ist der Umstand, daß neben den Staatsschreibern, Küchenmeistern, Trompetern und Mundschenken auch die Leib- oder Hofmedici, die Advocaten und die fürstlichen Informatores, das heißt also Prinzenerzieher, genannt werden. Seltsam komisch berührt uns eine Wendung wie die nachstehende:

„Dem edlen, fürnehmen und gar tüchtigen N. N. wohlbestellten Küchenschreiber zu X."

Oder die nachstehende:

„Dem ehrenvesten, hochachtbaren lieben Herrn N. N. fürstl. wohlbestellten Mundschenk zu X."

In den beiden letzten Rubriken — die „Fürnehmen bürgerlichen Standes" einerseits, und die Künstler und Handwerker andrerseits umfassend — mehrt sich diese eigenthümliche Komik.

So schreibt man an einen Buchhändler:

„Dem wohl ehrenvesten und fürnehmen Herrn N., vornehmen Buchhändler, Buchhändler zu N."

Oder an einen Kaufmann:

„Dem wohl ehrenvesten und fürnehmen Herrn N., vornehmen Handelsmann zu N."

An eines Kaufmanns Wittwe und Erbin ist zu schreiben wie folgt:

„Herrn, Herrn N. vornehmen Handelsmannes seel. hinterlassene ruen und Erbin."

Einem Kaufmann, so mit Gewürz handelt, gebührt folgende Titu-r:

„Herrn, Herrn N. vornehmen Herrn und gottergebenen Kauffmann."

Höchst lustig macht sich inzwischen all diesen verschiedenen Berufs-t, als da sind Materialisten, Apotheker, Fischer, Juweliere und an-

dere Gewerbtreibende, die normaliter nicht als gewerbsmäßige Beschäftigung aufgefaßte Stellung eines Vaters. Nr. 201 lautet nämlich wie folgt:

„An einen Vater.

„Herrn N., meinem hochzuehrenden Herrn Vater, vornehmen Mann und fürnehmen Berather zu N."

Die Künstler und Handwerker zerfallen in gar unterschiedliche Rubriken.

Die Bäcker, Böttcher, Brauer und einige andere sind „ehrengeachtet" und „wohlerfahren"; außerdem haben sie auf den Titel „mein guter Freund" Anspruch. Die Edelsteinschneider, Maler, Bildhauer und Goldschmiede sind „ehrenvest" und „kunsterfahren". Die Perückenmacher, Schleifer und Schlosser sind „ehrengeachtet" und „wohlbenannt"; nur der Schinder und der Scharfrichter entbehren selbst dieser geringfügigen Titulatur: sie sind lediglich „kunsterfahren".

Mit diesen „Ueberschriftshöflichkeiten" hält nun die Courtoisie im Briefe selbst gleichen Schritt. Da wird unzählige Male betont, wie sehr der fürnehme und hochbestellte Herr X. für den niedrigen und allerunterthänigsten Knecht, der ihm zu schreiben wage, ein Gegenstand leidenschaftlicher Verehrung und Bewunderung sei. Da wird sich der Gunst und der Wohlgewogenheit einer Durchlauchtigsten des Kayserl. freien weltlichen Stiftes und confirmirten Aebtissin in aller Demuth unaufhörlich recommendiret; da fleht man eines „höchst bestellten Herrn Vice-Admirals über die Schiffs-Armata" allerhöchste Huld und Clemenz an; da wird man nie müde, mit heiligster Devotion und unausgesetztestem Eifer zu verharren als eines Hochwürdigsten Herrn N. N., erwählten Bischoffs unterthänigst-treugehorsamster Knecht Dr. Johann Christian Gotthelf Budäus. Da schreibt man einem Duodezgrafen: Fürsten sind Fürsten, aber die Tugend verwandelt sie gar in irdische Gottheiten. Da spricht man von dessen Ahnen „glorwürdigsten Andenkens". Da preist man endlich die „ausbändige" Sittsamkeit des mehrfach erwähnten „edlen" oder „ehrbaren Cammermädgens".

Wenn ich den Leser nicht zu ermüden fürchtete, könnte ich diese Stilproben ins Unendliche fortsetzen. „In solchen Curiosis aber ergetzet fürnehmlich die Kürze." Daher breche ich ab und „überlasse, ob derlei billich" und der christlichen Liebe gemäß, des geneigten Lesers prudenti judicio. „Man verspricht dagegen, so der Höchste Leben und Gesundheit verleihen wird, auch in Zukunfft keine Mühe, Arbeit und Kosten zu sparen, eventualiter mit anderen lesbaren Sachen zu dienen."

E. E.

Der Nihilistenfeind.

Von A. K.

Prokop Wassilow, einer der gewandtesten Agenten der Petersburger Criminalpolizei, hatte bei Ausübung seines Berufs schon die wunderbarsten Abenteuer bestanden und dem Tode einige Mal näher ins Auge geschaut, als ihm selbst lieb war.

Der beispiellose Erfolg, womit er Verbrechen aller Art auszuspüren und ans Licht zu bringen wußte, hatte ihm natürlich den bitteren Groll Aller zugezogen, die ein Interesse daran haben, daß begangene Verbrechen unentdeckt bleiben. Die Nihilisten und Revolutionäre hatten ihm daher ebenso wie die gesammte noble Sippschaft der Spitzbuben und Gauner von Petersburg blutige Rache geschworen und letztere erklärten, daß, so lange er in dieser Weise thätig bliebe, kein „Geschäft" mehr zu machen sei. Insbesondere aber haßten ihn die Nihilisten, wie er diese, und dieser Haß trug ihm bei seinen Collegen den Beinamen „Der Nihilistenfeind" ein.

Wassilow erklärte, den Kampf mit seinen Feinden zu jeder beliebigen Frist aufzunehmen, nur vorausgesetzt, daß sie ihm mit offenem Visir entgegenträten.

Dies aber lag durchaus nicht in ihrem Plane.

Man hatte schon mehrmals auf ihn geschossen, aber ohne ihn zu treffen, und mehrfache Versuche, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen, waren ebenfalls ohne Erfolg geblieben.

Man hatte zum Schein politische Complotte angestellt, in der Hoffnung, ihn auf diese Weise in einen Hinterhalt zu locken; er aber durchschaute diese List allemal sofort und hütete sich wohl, an den Köder zu beißen.

Eines Tages schlenderte er gemächlich auf dem Newsky-Prospect, als eine Dame an ihm vorüberging.

Sie war sehr schön und nicht nur kostbar, sondern auch geschmackvoll gekleidet. Augenscheinlich war sie von Stand und Bildung, und Wassilow war wenigstens sofort mit sich darüber einig, daß er nie eine schönere gesehen habe.

Als sie an ihm vorüberging, sah sie ihn mit festem Blick an und hielte dann.

Wassilow nahm sofort den Hut ab und verneigte sich tief.

Als er sich wieder emporrichtete und sich nach der Dame umsah, war dieselbe verschwunden.

Dies war ihm sehr ärgerlich, denn er wünschte sehr, über die schöne

Unbekannte etwas Näheres zu erfahren, und aus dem Lächeln, welches sie ihm gespendet, schloß er, daß sie einen solchen Versuch von seiner Seite nicht ungern sehen würde. In Bezug auf Galanterie war er ein echter Russe und dieser Umstand war das Einzige, was ihn jemals in wirkliche Gefahr brachte.

Mehr als einmal war er nahe daran gewesen, von eifersüchtigen Ehemännern ermordet zu werden, und seine Freunde waren überzeugt, daß, wenn er jemals einen gewaltthätigen Tod fände, ein Weib die Ursache sein würde.

Den ganzen Tag über konnte er an weiter nichts denken als an die schöne Unbekannte, die ihn so bezaubert hatte.

Am nächstfolgenden Morgen begab er sich, um sie zu treffen, ungefähr um dieselbe Stunde wieder nach dem Newsky-Prospect.

Die Unbekannte ließ ihn nicht lange warten und als sie an ihm vorüberging, lächelte sie nicht blos, sondern begleitete dieses Lächeln diesmal mit einer leichten, aber freundlichen Verneigung. Dem Impuls des Augenblicks nachgebend, folgte Wassilow ihr rasch und stand eben im Begriff, sie anzureden, als sie hastig und in leisem Tone sagte:

„Jetzt noch nicht, Herr Wassilow. Wir werden beobachtet. Heute Abend in der italienischen Oper."

„Nur ein Wort, Madame!" rief der Polizeiagent. „Wen habe ich die Ehre zu sprechen?"

Die Dame lächelte wieder, reichte ihm eine Karte und sagte dann ungeduldig:

„Gehen Sie jetzt. Heute Abend in der Oper werde ich Sie sprechen."

Wassilow verneigte sich tief und zog sich zurück, während die Dame ihren Weg weiter fortsetzte.

Als er einen Blick auf die Karte warf, die sie ihm gegeben, las er darauf den Namen: „Julie von Noël"; ob diesem Namen aber das Prädicat Madame oder Mademoiselle gebührte, darüber gab die Karte keine Auskunft und der Polizeiagent fragte auch nicht darnach.

Er wußte blos, daß die Dame sehr schön war und daß sie ihm ein Rendezvous versprochen hatte.

„Eine Französin!" murmelte er, indem er sich, in Gedanken versunken, den Schnurrbart drehte, „wer weiß, wozu diese Begegnung führt? Diese Frau ist wunderbar schön. Aber woher zum Teufel kennt sie meinen Namen? Indessen, darüber darf ich mich wohl nicht wundern. Ich bin ja eine der bekanntesten Persönlichkeiten in Petersburg."

Wenn man in Petersburg über irgend einen Bewohner der Stadt Auskunft zu haben wünscht, so wendet man sich, gerade wie in anderen großen Städten, an das Polizeibureau.

Auch Wassilow schlug diesen Weg ein und begab sich zu dem Chef der betreffenden Abtheilung.

Dieser nahm einen dicken Folioband zur Hand, erklärte aber n kurzem Suchen in demselben, daß eine Person dieses Namens in Pete burg nicht existire.

„Warum verlangen Sie überhaupt diese Auskunft, Wassilow fragte der Abtheilungschef. „Thun Sie es im Interesse des öffentlich Dienstes, oder infolge eines Auftrags, den man Ihnen gegeben?"

„Es ist weder das Eine noch das Andere der Fall", antwortete

Agent. „Es handelt sich vielmehr um eine nur mich selbst betreffende Privatsache."

„Nehmen Sie sich in Acht, lieber Freund", sagte der Chef in ernstem Tone. „Sie gehen gewöhnlich bei dergleichen Privatsachen, wie Sie es nennen, nicht vorsichtig genug zu Werke. Sie setzen sich zu großen Gefahren aus und wir möchten Sie gerade jetzt nicht gern verlieren."

„Seien Sie außer Sorge", entgegnete der Polizeiagent in heiter zuversichtlichem Tone. „Ich weiß den Kopf immer oben zu behalten."

Am Abend dieses Tages begab Wassilow sich so frühzeitig als es thunlich war, nach der italienischen Oper.

Ungeduldig sah er, wie das Publikum sich nach und nach einfand und noch nie war ihm dasselbe so saumselig erschienen.

Er überflog Logen und Parterre mit forschendem Blick, konnte die Dame aber nirgends entdecken.

Als die Vorstellung begann, ward seine Aufmerksamkeit durch einen Freund in Anspruch genommen und er drehte sich herum, um mit demselben zu sprechen. Als er, nachdem sein Freund sich von seiner Seite entfernt, seinen Blick wieder an den Zuschauerraum zurücklenkte, machte er eine Entdeckung, bei welcher sein Herz mit einem Male lauter und schneller zu pochen begann.

Die Dame saß strahlend in ihrer Schönheit in einer der abgesondertsten Logen. Sie sah ihn und nickte ihm lächelnd zu.

In unglaublich kurzer Zeit saß er neben ihr und ergoß sich in Dankesagungen für das Glück, welches sie ihm bereitet.

Dann erlaubte er sich, einige Fragen zu stellen, und die Dame antwortete ihm hierauf, sie sei die Wittwe eines Mannes von guter Familie und bedeutendem Vermögen.

Sie fügte hinzu, sie habe ihn hier und da gesehen und gestand erröthend, daß sie großes Interesse an ihm fände.

Das Uebrige, nämlich auf welche Weise sie ihm zu begegnen suchte und diesen Zweck auch erreichte, haben wir bereits erzählt.

Eine der schwächsten Seiten Wassilows war seine Eitelkeit und hier konnte eine schöne Frau ihn stets auf erfolgreiche Weise angreifen.

Frau von Noël hatte ihn vollständig bezaubert. Während er bei ihr in der Loge saß, gab er seine Verwunderung auf höchst extravagante Weise kund und die Dame mußte ihn mehrmals daran erinnern, daß sie von irgend einem der Anwesenden oder auch Mehreren beobachtet werden könnten.

Als die Vorstellung zu Ende war, fragte ihn die Dame, ob er sie nach Hause begleiten und mit ihr soupiren wolle.

Außer sich vor Freuden erklärte er sich dazu bereit.

Hätte Jemand den Polizeiagenten während der Fahrt vom Opernhause nach der Wohnung der Dame beobachten können, so würde der auf der Kaltblütigkeit und Umsicht, worin er bis jetzt gestanden, bedeutend gelitten haben.

Er erlaubte sich gegen seine schöne Nachbarin die stürmischsten Liebkosungen und betheuerte ihr dazwischen seine feurige, unauslöschliche Liebe mit den überschwenglichsten Worten.

Zum Glück schützte der geschlossene Wagen das zärtliche Paar

gegen alle Beobachtung und machte das Erröthen der schönen Dame unsichtbar.

Frau von Noël erklärte lachend, sie sei überzeugt, daß kein Weib einer solchen Beredtsamkeit, wie er entwickele, widerstehen könne.

Als man die Wohnung der schönen Frau erreichte, machte der Wagen in einem Hinterhofe Halt und man stieg aus.

Dann trat man in eine matterleuchtete Hausflur und kam, nachdem man mehrere Gemächer durchschritten, in eins, welches prachtvoll meublirt war und in blendend heller Beleuchtung strahlte.

Ein Lakai empfing die Dame und nahm ihr den Mantel und Hut ab. Frau von Noël nahm in einem bequemen Lehnstuhle Platz und Wassilow warf sich auf ein zu ihren Füßen liegendes Kissen nieder.

Eine lange Weile sprach keins von Beiden.

Der Kopf des verliebten Polizeiagenten ruhte an der Armlehne des Stuhls und die eine Hand der Dame spielte nachlässig mit seinem Haar.

Ein leichtes Geräusch im Zimmer bewog ihn, aufzublicken. Die Hand der Dame ruhte aber mit sanfter Schwere auf seinem Kopf und er konnte denselben nicht hoch genug heben, um etwas zu sehen.

„Es ist nichts, mein Freund, nichts", sagte Frau von Noël leise und rasch.

Kaum jedoch hatte sie ausgesprochen, so fühlte der Polizeiagent sich von unwiderstehlicher Gewalt lang auf den Boden ausgestreckt.

Ehe er noch überlegen konnte, was man wohl mit ihm vorhätte, sah er sich an Händen und Füßen gebunden.

Zugleich bemerkte er, daß das Zimmer sich mit einer großen Anzahl von Männern füllte.

„Was soll das bedeuten?" fragte er.

„Es soll bedeuten", antwortete die Dame mit holdseligem Lächeln, „daß Sie heute Abend nicht mit mir soupiren werden, Herr Wassilow."

Der Polizeiagent gewann mit einem Male seine volle Kaltblütigkeit wieder; freilich war es nun, wie es schien, damit zu spät.

„Ich bin ein großer Narr gewesen, das sehe ich nun ein", sagte er in bitterm Ingrimm über sich selbst.

„Da gebe ich Ihnen vollkommen Recht, mein Herr", bemerkte die Dame lachend.

„Treten Sie auf die Seite, Madame", sagte einer der Männer, indem er sich näherte. „Lassen Sie mich mit ihm sprechen. Kennt Ihr mich, Freund?" fragte er dann.

„Ja wohl", entgegnete Wassilow. „Ihr seid Nikolai Jurew, der Regierung schon längst als Nihilist und einer der Hauptfeinde der öffentlichen Ruhe und Ordnung bekannt. Die anderen Leute sind wahrscheinlich Eure Bundesgenossen?"

„Sehr richtig, lieber Freund. Ihr habt lange Zeit ebenso eifrig gewünscht, uns in Eure Gewalt zu bekommen, als wir diesen Wunsch in Bezug auf Euch gehegt haben. Jetzt ist uns das Schicksal endlich günstig gewesen und Ihr seid unser Gefangener. Vielleicht wünscht Ihr zu wissen, was wir mit Euch vorzunehmen gedenken?"

„Das ist mir vollkommen gleichgiltig", antwortete der gefesselte Polizeiagent gelassen.

Mühle im Mondschein.

Nach einer Orginalzeichnung von A. Keßler.

Hes

„Euer Muth ist unzweifelhaft groß", hob Jurew wieder an, „wir werden denselben aber auf die Probe stellen. Darüber, daß Ihr sterben müßt, sind wir schon längst einig. Wir würden deshalb das über Euch bereits gefällte Todesurtheil auch gleich heute Abend vollstrecken, wenn nicht so viele Mitglieder unseres Bundes abwesend wären. Morgen Abend dagegen werden wir vollzählig sein und dann werden wir nicht länger zögern, das Werk der Rache zu vollziehen. Eure Todesart wird darin bestehen, daß man Euch bei lebendigem Leibe das Herz ausreißt. Der Himmel sei Eurer Seele gnädig", setzte Jurew in spöttischem Tone hinzu; „auf Erden habt Ihr nichts mehr zu hoffen."

„Darauf verlaßt Euch nur nicht so gewiß! rief Wassilow knirschend. „Ich bin nicht geboren, um von den Händen so feiger Schurken zu sterben, wie Ihr seid."

Der Anführer der Nihilisten lachte.

„Ach, Väterchen Wassilow", sagte er dann in sarkastischem Tone, „warum habt Ihr nicht auf die Warnung Eurer Freunde gehört? Eure Eitelkeit und Eure Liebe zu den Frauen haben Euch ins Verderben geführt."

„Wer ist diese Frau?" fragte der Polizeiagent, ohne auf die letzte Bemerkung seines Feindes zu achten.

„Laßt mich antworten", sagte die angebliche Frau von Noël, indem sie wieder vortrat. „Herr Wassilow", fuhr sie dann fort, „ich habe schon seit längerer Zeit eine Schuld der Rache an Sie abzutragen. Vor drei Monaten verhafteten Sie eine Frau Namens Heilborn, welche beschuldigt war, einen Gensdarmencapitän erschossen zu haben. Sie ward vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Diese Frau war meine Mutter."

„Aber", bemerkte Wassilow ruhig, „sie ward nicht hingerichtet."

„Nein, das allerdings nicht; Ihnen bin ich deswegen ebensowenig Dank schuldig als der Regierung, denn diese verbannte sie nach Sibirien, wo sie nach ganz kurzer Zeit, den unheilvollen Einwirkungen des Klimas unterliegend, einen elenden Tod fand. Deshalb schwur ich, mich an Ihnen zu rächen. Es ist mir gelungen, sie hierherzulocken. Ich hasse in Ihnen den Mörder meiner Mutter und werde mit Wonne zuschauen, wenn meine Freunde Sie den tausendmal verdienten Tod erleiden lassen."

„Wie heißen Sie, Madame?" fragte der Polizeiagent.

„Olga Heilborn."

„Dann sind Sie die Geliebte des Anführers dieses Bundes. Da bin ich in schöne Hände gerathen!" murmelte Wassilow mit Ingrimm. „Wohlan denn, Frau von Noël, oder vielmehr Olga Heilborn, wenn es Ihnen zur Genugthuung gereichen kann, so wissen Sie, daß ich, weit entfernt, an dem Tode Ihrer Mutter schuld zu sein, vielmehr bemüht gewesen bin, sie zu retten. Ich verhaftete sie, weil es mir befohlen war, und obschon ich sie des ihr zur Last gelegten Verbrechens schuldig glaubte, so bemitleidete ich sie doch. Auf mein dringendes Bitten verwendete sich mein Chef bei dem Justizminister für sie und erwirkte die Umwandlung ihres Todesurtheils in Verbannung. Später gelang es ihm, ihr vollständige Begnadigung zu erwirken, diese kam aber leider zu

spät, denn Ihre Mutter war kurz zuvor gestorben. Wenn Sie Das, was ich Ihnen soeben mitgetheilt, bezweifeln, so brauchen Sie sich blos bei dem betreffenden Departement des Justizministeriums zu erkundigen und Sie werden alle meine Angaben bestätigt finden."

Die Dame ward bleich wie der Tod. Sie faßte sich jedoch gewaltsam, wendete sich zu Jurew und sagte hastig:

„Laßt ihn leben, bis ich mich erkundigt habe und weiß, ob Das, was er soeben gesagt hat, wahr ist oder nicht."

„Halt!" rief der Polizeiagent rasch. „Ich mag Ihre Vermittelung nicht, Madame! Ich will selbst meine Freiheit nicht Ihnen zu verdanken haben."

Olga Heilbron drehte sich herum und verließ das Zimmer.

Jurew befahl zweien seiner Leute, den Polizeiagenten, der so fest gebunden war, daß er sich nicht rühren konnte, aufzuheben und in sichere Verwahrung zu bringen.

Der Befehl ward ausgeführt.

Jurew ging mit einer großen brennenden Lampe voran und die Anderen folgten mit dem Gefangenen. Sie durchschritten die Hausflur, stiegen eine steinerne Treppe in einen großen Keller hinunter und blieben endlich vor einer massiven verschlossenen Thür stehen.

Diese Thür ward von Jurew geöffnet und dann begaben sich Alle in den nun zugänglich gewordenen Raum hinein.

Der Gefesselte ward auf den Fußboden niedergelegt, dann hielt der Nihilist die Lampe hoch empor und sagte:

„Schaut Euch um, Freund Wassilow. Dieses Gemach ist sehr groß und sehr fest. Die Wände, der Fußboden und die Decke — Alles ist von Stein und es giebt keinen andern Ausgang als durch die Thür, zu welcher wir hereingekommen sind. Mehrere Jahre zuvor, ehe Ihr in den Dienst der Petersburger Polizei tratet, ward dieses Gebäude von ihr zu amtlichen Zwecken benutzt. Es ist nur wenige hundert Schritte von dem Polizeigebäude entfernt, so daß Ihr Euch in fast unmittelbarer Nähe Eurer Freunde befindet, die gleichwohl nicht im Stande sind, Euch zu helfen. Morgen Abend neun Uhr wird das über Euch gefällte Todesurtheil vollstreckt werden. Bis dahin überlassen wir Euch Euren eigenen Gedanken. Gute Nacht, Freund Wassilow!"

Die sämmtlichen Verschworenen verließen die Zelle und die schwere Thür schloß sich hinter ihnen.

Wassilow hörte, wie die eisernen Riegel knarrend in die Krampen eingriffen, und dann ward Alles still. Der Kerker, in welchen man ihn gebracht, war vollständig finster und man hatte ihn so grausam gefesselt, daß er kein Glied rühren konnte.

Hoffnung auf Entrinnen hatte er nicht.

Er befand sich hier in den Händen seiner erbittertsten Feinde und er wußte, daß er kein Erbarmen von ihnen zu erwarten hatte. Sie hatten ihm schon längst mit ihrer Rache für den mannigfachen Schaden gedroht, den er ihnen durch wiederholte Entdeckung ihrer Complotte zugefügt, und nun, wo sie ihn in ihrer Gewalt hatten, war er überzeugt, daß sie ihre teuflische Drohung in Ausführung bringen würden.

Obschon er aber keine Hoffnung hatte, so ward doch sein Muth ihn

deswegen nicht untreu und er beschloß, seinem Schicksal mit Standhaftigkeit entgegenzugehen.

Dennoch aber verwünschte er seine Thorheit auf das Bitterste und war nahe — obschon nicht ganz — daran, den Schwur zu thun, wenn er diesmal mit dem Leben davonkäme, nie wieder ein Weib anzusehen.

Er hatte so nicht viel über eine Stunde in diesem Kerker gelegen, als er ein Geräusch vernahm, welches klang, als ob ein Theil des Fußbodens sich bewegte.

Er horchte aufmerksam.

Das Geräusch fuhr fort, sich vernehmen zu lassen.

Plötzlich hörte der Gefangene eine leise gedämpfte Stimme seinen Namen nennen.

„Wassilow! Seid Ihr hier?" fragte die Stimme.

„Ja", antwortete der Gefangene; „aber wer in Teufels Namen seid Ihr denn?"

Die Stimme nannte die Parole der geheimen Polizei und der Agent überzeugte sich nun, daß außer ihm noch Jemand in dem Kerker war.

„Pawlitsch, seid Ihr es?" fragte der Agent, der nun die Stimme als die eines seiner Collegen erkannte. „Wie kommt Ihr hierher?"

Pawlitsch schlug den Schirm seiner Blendlaterne zurück und zeigte Wassilow eine viereckige Oeffnung im Fußboden.

„Durch dieses Loch bin ich gekommen", antwortete er dann. „Ich will Euch aber sagen, wie die ganze Geschichte zusammenhängt. Das, was Ihr unserm Chef in Bezug auf Eure kleine Privatsache mitgetheilt hattet, machte diesen um Eure persönliche Sicherheit besorgt. Er trug mir auf, Euch nachzuschleichen, damit wir Euch, wenn Ihr vielleicht in die Patsche geriethet, beispringen könnten. Ich folgte Euch in die italienische Oper und fuhr dann in einer Droschke hinter der Equipage her, welche Euch hierherbrachte. Der Name der Dame, welchen Ihr, wie Ihr Euch entsinnen werdet, dem Chef nanntet, entsprach nicht dem der Frau, welche hier ihre Wohnung hat. Ich meldete Eure Anwesenheit hier unserm Chef. Dieser sagte mir, daß dieses Haus früher einmal von der Regierung als eine Art Hilfsgefängniß benutzt worden. Hieraus erklärt sich, daß ein geheimer Gang aus diesem Kerker nach dem Polizeigebäude und ein zweiter nach dem obern Theile des Hauses führt. Unser Chef kennt die Localität genau und hat sie in früheren Jahren oft selbst benutzt. Außer den Organen der Regierung kennt aber Niemand das Vorhandensein der geheimen Gänge und eine zufällige Entdeckung derselben ist geradezu unmöglich. Unser Vorgesetzter instruirte mich und da er immer noch um Eure persönliche Sicherheit besorgt war, so befahl er mir, mich auf diesem Wege in das Haus einzuschleichen und zu sehen, was ich in Bezug auf Euch erfahren könnte. Daß ich Euch hier in diesem Kerker finden würde, davon hatte ich keine Ahnung. Weshalb hat man Euch denn auf diese Weise gefesselt und hierher gelegt?"

„Vor allen Dingen befreit mich von meinen Banden; dann sollt Ihr Alles erfahren", sagte Wassilow.

Pawlitsch löste rasch die Stricke, womit man seinen Dienstkameraden gefesselt, und dieser erzählte nun Alles, was ihm begegnet war.

„Ich wüßte, wie wir diese Schurken überlisten könnten", fügte er

dann hinzu und setzte seinem Collegen in kurzen, raschen Worten den Plan auseinander, der soeben in seinem fruchtbaren Hirn entstanden war.

Pawlitsch ließ ihn ruhig zu Ende sprechen, schüttelte aber dann den Kopf und sagte:

„Das wäre eine sehr gefährliche Geschichte, die für Euch sehr schlimm ablaufen könnte."

„Nichtsdestoweniger werde ich einen Versuch damit machen", entgegnete Wassilow. „Vor allen Dingen zeigt mir für den Fall, daß ich einen solchen Schritt nothwendig finde, wie ich von hier entrinnen kann, und dann thut, was ich Euch sage."

Pawlitsch zeigte dem Kameraden, wie in Bezug auf die im Fußboden angebrachte Oeffnung zu verfahren sei, und arrangirte dann die Stricke so, daß es schien, als würde Wassilow dadurch noch gefesselt, obschon er sich ihrer, sobald er es wünschte, augenblicklich entledigen konnte.

Dann ließ er seine Laterne und einige Zündhölzer bei Wassilow zurück, stieg wieder in den geheimen Gang hinab, schloß die Oeffnung und Wassilow war wieder allein. Er legte sich quer über den die Oeffnung schließenden Stein hinweg und sank bald darauf in festen Schlaf.

Der nächstfolgende Tag verging langsam und endlich ward es Abend.

Schlag neun Uhr hörte Wassilow, daß die Thür seines Kerkers aufgeschlossen ward, und unmittelbar darauf erschien Nikolai Jurew mit einer großen Lampe in der Hand.

So wie er aber in den gewölbten Raum trat, verlöschte das Licht plötzlich.

„Kommt herein, Freunde", sagte er rasch. „Wir müssen diese Thür schließen und den Luftzug absperren. Dann wollen wir die Lampe wieder anzünden."

Infolge dieser Aufforderung kamen ungefähr dreißig Männer nach einander in den Kerker herein und die Thür ward dann geschlossen.

„Wassilow", rief der Nihilist, „seid Ihr noch da?"

„Versteht sich", antwortete der Polizeiagent, „wo sollte ich sonst sein?"

„Ja, allerdings würde es ein wenig schwierig für Euch gewesen sein, von hier zu entkommen", murmelte der Anführer der Nihilisten. „Nun wollen wir vor allen Dingen wieder Licht machen."

Kaum hatte er jedoch diese Worte gesprochen, so ward ihm die Lampe mit unwiderstehlicher Gewalt aus der Hand geschlagen.

„Was soll das bedeuten?" rief er.

„Es bedeutet" entgegnete Wassilow in lautem Tone, „daß Ihr alle meine Gefangenen seid!"

Indem er noch sprach, ward der ganze Raum plötzlich durch ein Dutzend Blendlaternen erleuchtet, deren Schirme wie auf ein Commandowort aufgeschlagen wurden, und die verblüfften Verschwörer sahen sich vierzig rüstigen, wohlbewaffneten Gensdarmen gegenüber.

Die Entwickelung des Dramas war eine so blitzschnelle und unerwartetete, daß die Ueberrumpelten Anfangs keines Wortes mächtig waren

Die Polizisten waren rasch und versicherten sich ihrer Gefangenen ehe dieselben sich vor ihrem Erstaunen erholt hatten.

„Nun, was meint Ihr, Väterchen Jurew?“ sagte Wassilow lächelnd. „Wie es scheint, hat sich das Blättchen gewendet.“

Der Anführer der Nihilisten stierte seinen Feind mit wüthendem Blicke an und sagte dann:

„Ihr müßt mit dem leibhaften Satan im Bunde stehen.“

„Das ist leicht möglich“, entgegnete der Polizeiagent lachend. „Auf alle Fälle hatte ich keine Lust, mir bei lebendigem Leibe das Herz ausreißen zu lassen.“

Am Meer.

Sing' mir ein Schlummerlied, brausendes Meer,
Sehnsucht bedrücket die Seele mir schwer.

Wiege mit donnernder Woge mich ein,
Laß' mich ein Kind an dem Busen Dir sein.

Nimmer erschreckt mich Dein tosender Schall,
Nimmer Dein Gischt und nimmer Dein Schwall.

Zürnest Du schäumend, so tönt's meinem Ohr
Mächtig ergreifend wie Hymnus und Chor.

Möchte mich werfen nur Dir in den Arm,
Um zu vergessen das Leid und den Harm.

Möchte versinken, Dir tief in den Schooß,
Ewiges Weltmeer, ewig und groß.

Möchte dem Schiffe, dem segelnden, gleich,
Hausen in Deinem unendlichen Reich.

Mir in dem Herzen da stürmt es so jäh,
Wogt es und braust wie auf brandender See.

Frieden und Ruhe, sie fänd ich bei Dir,
Wollte Dich küssen mit liebender Gier.

Fühl' mich im Innersten mit Dir verwandt,
Bin in die Kammer die enge, gebannt.

Sing' mir ein Schlummerlied, brausendes Meer,
Sehnsucht bedrücket die Seele mir schwer.

Ferdinand Groß.

Neuer Dramenspiegel.

II.

Gnädige Frau!

Die Dramen, über welche ich Ihnen einen kurzen Ueberblick zu verschaffen mich heute bemühen werde, gehören fast sämmtlich dem höheren Stil, der Tragödie an. Die Frage nach dem Grund meiner ernsten Stimmung beantwortet der Lenz. Mächtig ist er hereingebrochen ins Land und in die Herzen der Menschen und die Frühlingswogen schlagen brausend zusammen über meine sehnsüchtige Seele. Traumhaftes Verlangen nach warmem gemüthvollen Austausch umfängt all mein Sinnen. Hell leuchtet der Mai und ist er nicht der Monat der Liebe? Wenn ich aber in einem Athemzug von der Liebe und von der Tragödie rede, gestehen Sie mir dann nicht selbst zu, daß ich im Zusammenhang bleibe?

Ich beginne mit einer Tragödie von Hans Herrig. Herrig, in dem wir einen unserer besten zeitgenössischen Dichter verehren, hat sich einen Stoff ausgesucht, an dem schon viele Dramatiker ihre Kräfte erprobt haben und noch erproben werden, den Untergang des letzten Hohenstaufen. Man kann nicht leugnen, daß wohl keine Epoche des deutschen Mittelalters für den Theaterdichter verführerischer ist als das tragische Ende des stolzen Kaisergeschlechts. Hell umleuchtet von dem Heiligenschein der Poesie winkt uns die Gestalt Konradins aus fernen Zeiten. Als eines echten Staufen hatte auch Konradins Seele Theil an der alten Sehnsucht nach der blauen Ferne, welche das ganze Geschlecht ins Verderben zog, an dem stolzen Kaisertraum, das schöne Land im Süden der deutschen Krone unterzustellen. Auch ihn lockte das Land der Liebe und des Gesanges über die Berge, ihn, der selbst in bunten Liedern die lebensmuthige, sehnende Seele ausströmte. Und nach einem flüchtigen Lenz voll Glück und Ruhm rollte ein junges blondes Haupt herab von dem Blutgerüst eines ränkevollen Gegners. Sicher muß ein solches Schicksal den Dichter reizen, zumal wenn man außerdem den Reichthum landschaftlicher Wirkungen bedenkt, welche auch der Diction leicht einen lyrischen Schwung zu verleihen vermögen, und erwägt, mit welch einfachen Mitteln der Dichter eine der Hauptbedingungen alles poetischen Schaffens zu erfüllen im Stande ist, die Wirkung durch den Contrast, der hier aus der Gegensetzung des deutschen gegen den italienischen Volkscharakter breit hervorquillt. Aber das Poetische ist noch nicht das Dramatische, und von den vielen Theaterdichtern, welche Konradin zum Helden ihrer Dichtung gemacht haben, ist es bis jetzt nur wenigen gelungen, die Schwierigkeiten des Stoffes vollkommen zu überwinden. Und solche liegen in großer Anzahl versteckt in dem Stoffe. Vor Allem ist das Antinationale der staufischen B

strebungen hervorzuheben. Ihren Zügen folgte kein begeisterter Zuruf, kein heißer Wunsch des Volkes nach. Das altrömische Princip ihrer Politik war dem germanischen Lebensprincip fremd. Dem Dichter liegt es daher ob, den Charakter Konradins um so sympathischer zu gestalten, durch das Interesse an ihn den Widerwillen gegen die Tendenzen der Staufenpolitik zu bewältigen. Und gerade in dem Charakter Konradins liegt eine neue Schwierigkeit für den Dramatiker. Einen siebzehnjährigen Jüngling zum Helden einer Tragödie zu machen, hat immer etwas Mißliches. Es wird aus ihm nur zu leicht entweder ein markloser Schwärmer, der kein Anrecht hat auf unser Interesse, oder die geschichtliche oder physiologische Wahrheit geht bei der Erhöhung in das Heroische in einen scharfen Widerspruch auf. Das Trauerspiel von Hans Herrig ist eine der bedeutendsten Leistungen, welche die poetische Literatur der letzten Jahre hervorgebracht hat. Und das konnten und mußten wir von dem Verfasser erwarten. Die Handlung, in welche Herrig den spröden Stoff der Geschichte zusammmengerafft hat, ist folgende. Die ghibellinische Partei hat in Italien durch die Niederlage und den Tod Manfreds einen empfindlichen Schlag erlitten. Karl von Anjou, der erbittertste Gegner der Staufen, ist im Besitz der Staufischen Erbländer, Gewalt und Unterdrückung herrschen in den schönen italienischen Provinzen. Doch noch lebt jenseits der Berge ein staufischer Fürstensohn, dem die Tage im heitern Lebensgenuß dahingehen, von einer schwärmerischen Liebe reich ausgeschmückt. An ihn wenden sich die italienischen Großen, welche der ghibellinischen Partei anhängen, von dem blonden Haupt des deutschen Jünglings glänzt ihnen der Strahlenkranz der Hoffnung. Ihre Botschaft, welche Konradin auf einem Ausflug zur Gemsenjagd in den bayerischen Bergen trifft, bietet ihm die italienische Königskrone an. Wohl warnt die besorgte Mutter vor dem verderblichen Gold, wohl erinnert die bräutliche Geliebte an die süßen Stunden köstlichen Beisammenseins, aber schon hat ihn die alte Hoffnung ergriffen, seine jugendliche Seele berauscht sich in den Gedanken an den Glanz und die Macht seines Geschlechts, und nach einem schweren Abschied zieht er von dannen, begleitet von seinem Freunde Friedrich von Oesterreich und den italienischen Edlen. Im Siegeszug durcheilt er das Land im Süden und zieht, kaiserlich empfangen, in die alte ewige Stadt Rom ein. Aber so hell auch sein Glücksstern strahlt, langsam senkt er sich der palatinischen Ebene bei Tagliacozzo zu. Dort tritt ihm ein verzücktes italienisches Mädchen, Violanta entgegen, deren ganzes junges Leben verronnen ist in seliger Sehnsucht nach dem deutschen Fürstensohn. Endlich hat sich ihr Wunsch erfüllt, sie schaut ihm ins blaue Auge und süße Worte der Verheißung und einer verhaltenen Leidenschaft strömen heiß von ihren Lippen. Bald aber schmettern die Trompeten in das junge Glück hinein, die Signale zum Angriff ertönen, und Violanta führt das Schlachtroß Konradins in den Kampf, von den Reizen des schönen Neapels erzählend. Mit siegreicher Hand stürmt Konradin gegen die Feinde an, aber die Hinterlist des unritterlichen Karl von Anjou wendet den Erfolg der Schlacht gegen das deutsche Heer. Konradin muß mit seinem Freunde Friedrich aus dem Kampfgewühl entweichen, schon haben sie die Küste erreicht, ein wogender Schein der Hoffnung glänzt ihnen das purpurne Meer entgegen. Aber so nahe schon der Rettung, werden sie von

ihren Verfolgern eingeholt, Karl von Anjou führt sie gefangen in seine Residenz Neapel, wo sie als ruhmgekrönte Sieger einzuziehen gedachten, und macht ihnen den Proceß als Empörern und Hochverräthern. Zwar sprechen die Richter bis auf einen die Gefangenen von der Anklage frei, aber der König verurtheilt sie wider alles Recht aus eigener Machtvollkommenheit zum Tode. Im Kerker besucht sie noch einmal Violanta. Wie ein heller Sonnenstrahl erleuchtet die Erscheinung des italienischen Mädchens das Dunkel des Gemachs und erwärmt die Herzen der Gefangenen. Nur einmal will sie die Wollust empfinden, in eines Staufen Arm zu liegen und an seinen Lippen zu hangen. Konradin, seiner Geliebten im Norden gedenkend, zieht das wilde Mädchen an sein junges sehnsuchtsvolles Herz, und wie ein milder Frieden legt sich mit dem Haupt der Jungfrau Trost und Ergebenheit an seine Brust. Als ein letztes Glück segnet die Liebe die dem Tod Geweihten ein. Stark und voll Fassung schreiten sie zum Blutgerüst, und eben fällt das Haupt Konradins vom Schaffot, da kommt ein Schiff mit schwarzen Segeln herangefahren. Die Mutter ist es, welche mit reichen Schätzen herbeigeeilt ist, das blonde Haupt des geliebten Sohnes aus den Banden des gefühllosen Gegners zu lösen. Unsägliches Weh legt sich kalt um ihre Seele, die schon in der Heimat so viel des Leides zu tragen hatte. Denn Maria, die Geliebte Konradins, ist gestorben, in mondenheller Sommernacht verwirrten sich ihr die entfesselten Gedanken und der Wahnsinn umfing ihr Sinnen und Träumen. Nun kommt die trostlose Mutter in des Feindes Hauptstadt, um den todten Sohn zu beweinen. In ihre Klagen strömen die Thränen Violantas, die Seufzer eines brechenden Herzens hinein. Die Sprache des Dramas ist zuweilen von einem hinreißenden Schwung, der Blumenduft einer schönen Poesie, das Pathos einer gedankenreichen Lyrik erregen unser höchstes Interesse. Freilich läßt sich Hans Herrig an manchen Stellen allzusehr von seinem lyrischen Talent hinreißen, der Reiz des Lyrischen überwuchert zuweilen den des Charakteristischen. Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen, gnädige Frau, einige Stellen aus der Dichtung mitzutheilen, in denen sich duftige Poesie mit tiefer Reflexion verbindet. So die Schilderung der Stadt Neapel:

Als wär' entstiegen sie der blauen Flut,
Ein holdes Meerweib, ruht die Stadt am Strand,
Wie streckt sie in den lauen Lüften doch
Die Glieder zärtlich aus! Ihr gegenüber
Steht in den Wogen Capris alter Fels
Und Ischia, das traubenreiche Eiland.
Doch über'm Haupt ihr steigt zur ernsten Höhe
Vesuv, gekrönt mit Flammen, ihm auch hangen
Die Reben um die heißen Wangen; heiß,
Wie jene Glut, die seinen Scheitel schmückt.

Schöne bedeutsame Bilder enthalten auch die Verse, welche die schwärmerische Maria an den Mond, den stillen Lauscher, spricht:

Was bist du?
Ein stiller Genius, der am dunklen Himmel
Trauernd dahinzieht ob der Erde Leid?
Ein Gruß der Sonne, welchen die Entschwundne
Uns aus der Ferne schickt? Ein Traum der Nacht
Von jener goldnen Königin? —

Gestatten Sie mir noch eine dritte Probe aus dem Herrig'schen Drama. Es ist ein Gedanke Konradins vor seinem Gang zu Tode —

Wie möchte Sterben jemals selig sein,
Wenn uns davor nicht Anfangs schlimm gebangt?
Das Einz'ge, worauf nie ein Mensch gehofft —
Denn selbst, wer es gesucht, dem glänzt es nicht
Im holden Schein der Dinge, die man hofft —
Das Einz'ge, worauf nie ein Mensch gehofft,
Das ist das Sterben, und das Sterben einzig
Enttäuscht uns nicht, was ach! sonst Alles thut,
Und durch den Tod nur kannst Du selig werden,
Denn selig sein heißt nie enttäuscht mehr sein!

Einem Stoff, den die neuere Dramatik mit Vorliebe benutzt hat, begegnen wir auch in dem Trauerspiel „Göran Persson" von Albert Völckerling wieder. Es ist vor Allem der Charakter des schwedischen Königs Erich XIV., welcher zur dichterischen Gestaltung anregt. Er hat etwas Dämonisches an sich, etwas von der erschütternden Tragik der wahnsinnigen römischen Cäsaren, er ist ein nordischer Nero. Heinrich Kruse hat meines Erachtens das Schicksal des unseligen Fürsten am ergreifendsten dargestellt. Kruse behandelt hauptsächlich das Liebesverhältniß Erichs mit Katharina Manstochter, während Völckerling den Günstling des Königs Göran Persson in den Vordergrund der Handlung treten läßt. Sein Held ist eine Art Richard III. Das Drama von Völckerling entbehrt vor Allem eines kräftigen Wurfes der Handlung und eines fesselnden Schwunges der Diction. Auch wirken die eingestreuten Fremdwörter störend. Verse, wie: „Was stell ich da für Reflexionen an", „Die Ehre, das ist ein zu subtiles Ding für mich", „Wenn uns nicht Succurs zur See gebracht wird, sitzen wir mit langen Nasen da", u. a. scheinen mir in einem Drama höheren Stils nicht passend zu stehen. Mit den Mängeln des genannten Stückes söhnt uns Albert Völckerling durch ein zweites Schauspiel „Oranien" aus. Die Handlung, die Befreiung der Niederlande von dem spanischen Joch, bewegt sich, straff zusammengefaßt, in concentrischen Kreisen um die Gestalt des Prinzen von Nassau, dessen Charakter in großen Zügen voll und rund ausgearbeitet ist. Die Vaterlandsliebe, welche das Drama athmet, verleiht den Versen einen warmen Schwung.

Einen Theil der Vorgeschichte zu der Schillerschen Maria Stuart stellt Fritz Dannemann in seinem Schauspiel „Maria von Schottland" dar. Das Stück hat bereits die Feuerprobe der Aufführung bestanden und ist als eine Bereicherung des Reportoirs der deutschen Bühnen zu bezeichnen. Es hat dramatisches Leben und Bewegung, der Dialog fließt melodisch hin, doch fehlt dem Stück auch nicht das Mark des dramatischen Jambus, durch welchen wir die Bewegung im Seelenleben der Personen schauen. Die Königin Maria wird von dem protestantischen Theil der schottischen Bevölkerung wegen ihres katholischen Glaubens heftig angefeindet und von den katholischen Großen wegen der Begünstigung des italienischen Sängers Rizzio, dessen Lieder ihre jugendliche, leicht empfängliche Seele schmeichelnd umschmiegen, auf das erbittertste angegriffen. Für die Mühseligkeiten der Regierung, deren Last für ihre schwache Gestalt zu schwer ist, sucht sie Entschädigung an dem Herzen eines fran-

zösischen Edelmanns, Chatelard. Ihn, den Maria, gezwungen von den Lords ihres Reiches, vom Hofe hatte verbannen müssen, hat die Sehnsucht nach der königlichen Geliebten von Frankreich nach Schottland zurückgeführt. Ein kurzes reines Glück umfängt die Beiden wie mit weichen Armen. Aber Chatelord erkennt bald die Gefahr, welche der Königin aus diesem Verhältniß droht, er hat Kraft zu entsagen. Nur noch einmal will er Maria sehen, noch einmal ihre süße Stimme hören und dann auf ewig scheiden. Um von ihr Abschied zu nehmen, erwartet er sie in ihrem Zimmer, bis sie von der Morgenmesse zurückkehre, wird aber dort von Marias Halbbruder, Graf Murray, entdeckt und von ihm vor versammeltem Hofe gefesselt vor die Königin geführt. Maria glaubt den geliebten Mann nicht anders retten zu können, als daß sie dem Lord Darnley ihre Hand reicht. Sein mächtiger Schutz soll ihn vom Tode erlösen. Darnley aber, von Haß gegen den Nebenbuhler erfüllt, läßt den französischen Edelmann ohne Wissen der Königin am Hochzeitstage hinrichten. Maria, welche davon Kunde erfährt, entsendet noch am selben Tage den Gatten gegen die protestantischen Rebellen, deren Häupter, von Maria verbannt, in kurzer Zeit ein starkes Heer zusammengezogen haben. Der leichtsinnige und frivole Darnley, welcher sich im Lager mit Wein, Lautenspiel und Mädchen die Zeit vertreibt, wird von den Protestanten überfallen und zum Hofe der Königin zurückgeschickt. Diese, empört über die Leichtfertigkeit und den Treubruch ihres Gatten, empfängt Darnley mit allem Stolz eines beleidigten Weibes und übergiebt den Oberbefehl gegen die Empörer dem Grafen von Bothwell, welcher die Feinde der Königin in offener Feldschlacht gänzlich besiegt. Darnley, über die erlittene Beschimpfung im Innersten aufgewühlt, verbündet sich mit den Rebellen und diese dringen durch die geöffneten Thore in das Schloß der Königin. Ihr Günstling Rizzio wird niedergestoßen, schon erheben die Empörer die Hände gegen das Haupt Marias, da eilt Bothwell herbei und nimmt die Führer der Aufrührerischen gefangen. Er selbst wird mit der Hand der Königin belohnt. Durch das ganze Stück klingt es als ein klagender Refrain wie

Adieu, charmant pays de France,
Adieu, te quitter c'est mourir.

Gestatten Sie mir, gnädige Frau, den griechischen Dramatikern gleich, welche bei den scenischen Aufführungen ihren Tragödien ein Satyrspiel anhängten, als Epilog zu den besprochenen Dramen das Lustspiel „Lord Lucifer" von Robert Hamerling hinzuzufügen. Alles, was der gefeierte Autor schreibt, trägt das Gepräge eines kühnen, genialen Geistes, man hat ihn mit Recht den Poeten des Gedankens genannt. Als solcher erweist er sich auch in dem genannten Lustspiel, das die Eigenart der dichterischen Individualität Hamerlings nicht verleugnet kann, dem Weine gleich, der nach dem Boden schmeckt, auf dem er gewachsen ist. Das Stück ist ein Fehdehandschuh gegen die Modephilosophie der Gegenwart. Es behandelt eine Episode aus dem Leben einer bekannten Malerin des vorigen Jahrhunderts, es ist wohl Angelika Kaufmann gemeint. Die Handlung ist im Kurzen folgende. Lord Spindion, ein echter Sohn Albions, ist in seinen Lebensanschauungen bis einem Cynismus und Nihilismus angelangt, welcher in der Verachtu

der Welt schwelgerische Orgien feiert und alles Schöne und Erhabene im Herzen der Menschen mit La Rochefoucauldscher Weisheit auf niedrige Motive zurückzuführen sucht. Wohl spricht die große schöne Natur noch mit gebrochenen Lauten zu seinem Herzen, aber die Menschen verleiden ihm die Erde, sie sind ihm das Verachtungswürdigste der ganzen Schöpfung. In seinem mephistophelischen Hang, Alles zu verneinen, findet er ein satanisches Vergnügen daran, der menschlichen Gesellschaft die lächelnde Maske der Tugend vom Gesicht herabzureißen und höhnisch auf die Grimassen dahinter zu zeigen. Auch der Malerin Angelika, welche ihn durch ihr Dazwischenkommen vom Selbstmord abgehalten hat, sucht er den Idealismus, der ihre Kunst und ihr Dasein ausschmückt, aufzulösen wie einen Dunstkreis, der sich um die wahre Gestaltung der Dinge herumzieht. Er bedient sich dazu eines italienischen Gauners Beppo, den er in den Stand setzt, als Gentleman aufzutreten und den er der Gesellschaft eines schweizerischen Bades als Marchese Cacciaborsa aus Palermo vorstellt. Angelika findet in dem Apollokopf des interessanten Italieners einen Vorwurf für ihre Kunst und bei den Sitzungen verliert sie allmählich ihr Herz an den verkappten Gauner. Sie, welche in der Liebe, einem platonischen Idealismus huldigend, nichts als die Sympathie zweier edlen Seelen erkennt, läßt sich durch die körperliche Schönheit täuschen, von ihrem Herzen überredet, legt sie in all seine Worte einen bedeutsamen Sinn hinein, von der Stirn seines Alcibiadeskopfes glänzt ihr das Zeichen eines reich begabten Geistes, der offene, ehrliche Gesinnung mit tiefem Gemüth verbindet. Zwar warnt sie der Lord, halb erfreut über das Gelingen seiner List, halb eifersüchtig auf den bevorzugten Italiener, vor dem verkleideten Strolch, aber Angelika meint nur Blasphemien eines kalten Menschenfeindes zu vernehmen. Beppo benutzt die Gelegenheit, der Malerin das Bildniß ihrer Mutter zu stehlen, welches ihr sprechend ähnlich sieht und für ihn den Reiz hat, daß es mit kostbaren Brillanten eingefaßt ist. Er verkauft die Edelsteine an einen jüdischen Trödler, wirft das Porträt als werthlos weg und macht sich aus dem Staube. Der Lord findet das Bild auf dem Boden und die Brillanten in den Händen des Juden. Jetzt hat er die Beweismittel gegen den Banditen in den Händen, Angelika sucht zwar Anfangs der Handlungsweise des geliebten, schönen Mannes edle Motive unterzuschieben, bis sie der Lord endlich überzeugt, zumal da sie entdeckt, daß Beppo ihr außerdem in einer traulichen Stunde einen werthvollen Ring vom Finger gezogen hat. Sie muß es selbst zugeben, daß der Idealismus des weiblichen Herzens die Probe nicht besteht, aber bitterer Haß erfüllt auch ihre Seele gegen Lord Spiridion, der ihr den süßen Traum zerstört und die wahre Natur der Liebe gezeigt hat. Für dieses Leben sagt sie ihm die Freundschaft auf. Der Lord, der aus dem Umgang mit m kleinlichen egoistischen Menschen der Bagegesellschaft neue Nahrung r seinen Menschenhaß gezogen hat, ersteigt die Berge, um sich dort en Tod zu geben. Aber eine warme Liebe zu dem schönen Weib bricht ächtig in seinem Herzen empor und die Einsamkeit der gewaltigen Bergelt regt ihn zum Nachdenken über sich selbst an, erfrischend weht der auch der Bergluft um seine Schläfe, hier oben, fern von dem Treiben er Menschen läutert sich sein ganzes Wesen. Er erkennt, daß der Nihismus, dem er sich hingegeben, auch nur eine Lüge ist, eine Koketterie

Zum Reden haben die Frauen doch nur sechs Sprachwerkzeuge: Kehle, Gaumen, Zungen, Zähne, Lippen und Fingerspitzen; allein zum Schmollen haben sie hundert Sprachwerkzeuge. Sie schmollen vermittels der Nasenspitze, indem sie sie hängen lassen; vermittels des Ellenbogens, indem sie ihn aufstemmen; vermittels der Füße, indem sie sie in abgetretene Schuhe stecken; vermittels der Haare, indem sie sie nicht glatt kämmen, und vermittels anderer unzähliger Symptome von Staub und Unordnung, an und in allen Dingen.

Zanken und Schreien muß ein Ende nehmen, die stärkste Lunge wird müde, und der rastloseste Mund erschöpft sich, aber zum Schmollen braucht man weder Mund noch Zunge, schmollen kann man immerfort. Im heftigsten Streit, im wüthendsten Wortwechsel, wenn der Mann plötzlich niest, so sagt die Frau doch gleichsam unwillkürlich: „Zur Genesung!“ Aber während die Frau schmollt, darf der Mann niesen zum Zerplatzen, die Frau schmollt und sagt nie: „Zur Genesung!“ Eine Frau, die mit ihrem Manne zankt, und wenn sie noch so laut donnert und tobt, läuft inzwischen doch in die Küche und sieht, daß das Kraut mit den kleinen Knackwürsten, die er so gern ißt, nicht verdirbt, und diese lucida intervalla kühlen die Athmosphäre ab. Allein eine Frau, die schmollt, vergißt die zartesten Bande der Natur, welche sie an die Küche binden, sie vernachlässigt Gerichte, die sie unter Schmerz geboren, und wo die Frau schmollt, da raucht die Suppe, das Zugemüse brandelt und der Braten leidet an vollkommenem Mangel an Zartheit und Empfindung.

Einer Frau, die schreit, kann man in die Rede fallen, man kann sich die Ohren zuhalten, allein wie will man einer Frau ins Schmollen fallen und sich vor ihr die Ohren zuhalten? Eine Frau, die schreit, die kann man, wenn auch nicht überzeugen, doch überschreien; allein wie kann man eine schmollende Frau überschmollen? Wenn die Frau schreit und lärmt, so finden wir Trost darin, daß solche Erschütterungen die Luft reinigen, und daß die Nachbarn, die diesen ewigen Lärm hören, Mitleid mit uns haben; allein wenn die Frau schmollt, so segnen die Nachbarn die liebe, stille, friedliche Frau, während der Mann unter dieser gänzlichen Windstille, wie ein Schiff auf dem Meere, auf einem Flecke zappelt!

Kurz, Schmollen ist der Schrecklichste der Schrecken. Drum sage ich: „Laß sie grollen, laßt sie tollen, wie sie wollen, nur nicht schmollen!“

Den Frauen aber, die niemals schmollen, ein donnerndes Schmollis!

Benjamin Schmollke.

Poetisches Turnier.

XVII.

Als letzte Uebersetzungsaufgabe gaben wir die italienischen Verse:

Il Tempo.

Il passato non è, so lo finge
La viva rimembranza;
Il futuro non è, se lo pinge
La credula speranza.
Il presento sol è, ma en un baleno
Passa del nulla en seno.
La vita è dunque appunto:
Una memoria, una speranza, un punto.

Für die gelungensten Verdeutschungen halten wir die nachstehenden:

Vergangenheit ist nur ein flücht'ger Traum,
Den die Erinnerung uns ruft zurück;
Die Zukunft spiegelt vor uns Ruhm und Glück
Und hielt, was sie versprach, wohl Einem kaum.
Wahr ist allein die Gegenwart, doch schwindet
Sie wie ein Blitz und kehret nie zurück.
So ist' allein, was uns hienieden bindet:
Erinnrung, Hoffnung und der Augenblick.

Auguste C. in London.

Vergangenheit wär' nichts, wenn uns Erinnerung fehlte,
Die Zukunft wäre nichts, wenn Hoffnung nicht beseelte,
Die Gegenwart besteht, doch nur im Augenblick,
Den als vergangen schon der nächste treibt zurück.
Was ist das Leben? Was des Lebens Leid und Glück?
Erinnerung, Hoffnung und ein flücht'ger Augenblick.

Cz. in Posen.

Fernere ansprechende Uebertragungen gingen ein von: Werbold in D., H. v. L. in Erfurt, Kunze in J., Anna W. in Bremervörde, Dorette Zwirnemann in Cassel, Adolf Müller in Stuttgart, H. Bl. in Dorpat, Lieutenant v. P. in K., T. R., F. L. von Schluck in Heidelberg, Walther Kronhardt in L., Giralde Z. in Breslau, B. S. in Crossen, R. Rohr in Chemnitz.

Als Curiosum erwähnen wir noch folgende von Fritz D. in P. eingesandte Uebertragung der italienischen Verse ins Englische:

Time.

The past is not, though it is feigned
By memory's active might;
The future is not, hopes but paint,
Too credulous. it bright.
The present is, but starts away
At nothing's womb in lightning's ray.
All life therefore is accurate:
A memory, hope and moment's state.

Als nächste Uebersetzungsaufgabe (Nr. XVIII.) geben wir zwei schöne Strophen französischer Dichter:

Epitaphe d'une jeune fille:

Elle était du monde où les plus belles choses
Ont le pire destin,
Et rose, elle a vécu ce que vivent les roses:
L'espace d'un matin.

Malherbe.

O l'amour d'une mère! amour que nul n'oublie!
Pain merveilleux, que Dieu partage et multiplie!
Table toujours servie au paternel foyer.
Chacun eu a sa part et tous l'ont tout entier.

Victor Hugo.

Salonpost.

H. H. in S. Mit einem auffallenden Namen ist es für eine Bühnen-Künstlerin eigen Ding. Eduard Hanslick machte darüber jüngst bei Gelegenheit des Auf-tens einer Sängerin Namens Rosa Papier folgende Bemerkungen, die nicht ganz e Berechtigung sind: Die junge Sängerin, sagte der geistreiche Kritiker, hat die er-lichste Anerkennung gefunden und sich rasch einen Namen gemacht. An der An-nung haben wir nichts zu mäkeln, aber ein klein wenig an dem Namen. Wie e es, wenn Fräulein Papier sich entschlösse, eines seiner beiden P mit einem an-n Consonanten zu vertauschen? Wir begreifen vollkommen die Empfindlichkeit s Menschen in Bezug auf den eigenen Namen, der uns ja nichts Aeußerliches

nichts Gleichgiltiges, sondern wie die eigene Haut angewachsen ist und wie diese gegen neckenden Angriff sich wehrt. Fühlte doch selbst Goethe sich verletzt von dem bekannten Epigramm, das seinen Namen „von Göttern, von Gothen oder vom Kothe" abzuleiten versuchte. Allein ebenso unbestritten und begreiflich ist die andere Thatsache, daß das Fremdartige oder Sonderbare eines Familien-Namens gerade dem Träger desselben, der ja mit und in ihm aufwuchs, nicht zum Bewußtsein kommt. Ein geistvoller Schriftsteller und mein lieber Freund, Emil Kuh, stutzte bei meiner bescheidenen Frage, ob er nicht für die Gedichtsammlung, mit der er eben in die Welt trat, seinen Namen etwas umändern wolle? Er fand nichts Poesiewidriges, nichts Unlyrisches in dem Namen Kuh, den überdies schon ein Poet des vorigen Jahrhunderts nicht unrühmlich getragen. Auf der Bühne giebt ein seltsamer Name viel mehr zu bedenken, als auf einem Buche; denkt doch jeder Schauspieler oder Sänger ans Gerufenwerden und ob dann in seinem Namen nicht vielleicht etwas den Enthusiasmus Abkühlendes liege. Das begriff Emil Kuh sogleich, als seine Gattin die Opernbühne betrat; sie that dies auf seinen eigenen Wunsch unter wohlklingendem italienischen Namen. Ein hier geschätzter feiner Charakter-Darsteller, der von Haus aus Feuer hieß, änderte als Schauspieler seinen Namen, da er nicht wünschen konnte, daß im Falle des ersehnten Hervorrufes das ganze Publikum aus Angst, zu verbrennen, zu den Thüren hinausdränge. Ohne Todesangst wird es nun freilich abgehen, aber vielleicht nicht ganz ohne Heiterkeit, wenn erst einige, dann immer zahlreichere Stimmen im Parterre laut nach „Papier!" rufen.

G. Pr. in Fr. Hans Makart's neuestes Bild heißt „Der Sommer". Es zeigt die Vorhalle einer prunkvoll erbauten Villa, welche an ein Badebassin stößt, über das hinweg wir den Ausblick in einen prächtigen Garten genießen. Unmittelbar vor dem durch einen tiefblauen Vorhang abgeschlossenen Innenraum sind vier reizende Frauen beim Schachspiel versammelt; sie haben offenbar ihre heißen Glieder schon in der schimmernden Flut gekühlt, denn sie sind in weite Brocatgewänder gehüllt, welche in reichen Falten bis über ihre Füße niederfließen. Zwei der Gestalten überraschen durch den fein individualisirten Ausdruck ihrer Züge; es sind Bildnisse von Frauen, welche der Wiener Gesellschaft angehören; die Eine sieht, aufrechtstehend, mit schelmischem Lächeln auf das Schachbrett nieder, die Andere verräth durch ihre nachdenklich aufmerksame Miene die volle Antheilnahme, welche sie dem Spiele widmet, eine vom weißen Linnenmantel umwallte hochgebaute Brünette mit scharfgeschnittenem, aber, wie bei Makart gewöhnlich, etwas leerem Gesicht, schwebt eben heran, um sich den Spielenden zu nähern und Einer oder der Anderen derselben guten Rath zu geben. In der Mitte des Bildes, Alle überstrahlend, ruht auf einem mit schwellenden Kissen versehenen Lager die Schönste der Schönen; über sie, gehalten von einer reich ornamentirten Säule, wölbt sich ein Purpurbaldachin; sie läßt, die Wonnen des Bades nachgenießend, über ihren bloßen Leib die milden Sommerlüfte streichen. Neben ihr ist eine eben dem Bade entstiegene üppige Frauengestalt damit beschäftigt, einen silbergrauen Mantel überzuwerfen; vor ihr ahmt eine eben aufknospende Schönheit, halb Kind, halb Jungfrau, die kauernde Venus des Dädalos nach; im Bassin zurückgeblieben ist noch eine schlanke Mädchengestalt, die vor sich einen drallen Jungen hält, der, etwas unfertig gemalt, in unbändiger Lebenslust mit seinen dicken Beinchen sich im Wasser tummelt.

D. in Mecklenburg. Der Autor schwimmt gegenwärtig auf dem Meere, wir müssen also die Recherche bis nach seiner Rückkehr vertagen.

C. v. E. in H. Prinz Nicolaus von Nassau ist mit einer Tochter des berühmten russischen Dichters Puschkin vermält.

Pauline B. in Fr. Warum nicht? Das ist gar nicht so unerklärlich. Wenn ein Mann sich ein weibliches Ideal bildet, sagt Hamerling sehr richtig, so steht dasselbe seiner Frau, oder seiner Geliebten, selbst wenn er sie wirklich liebt, in der Regel nicht ähnlich.

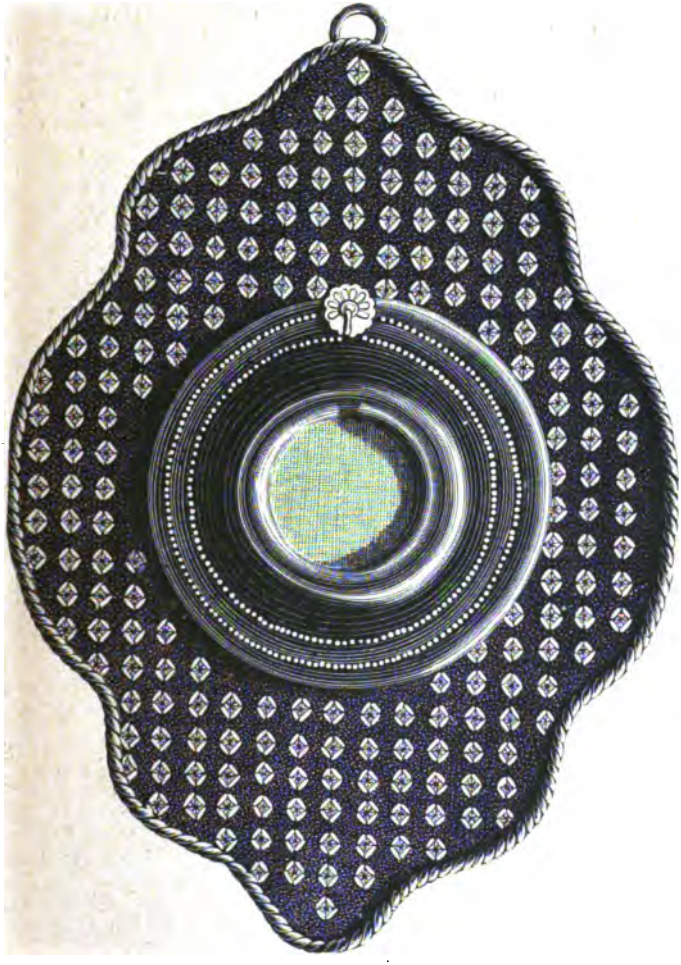
Hermann W. in B. Ja, Bauer, das ist etwas Anderes! Bei Richard Wagner suspendirt unser so zart empfindliches Geschlecht jedes moralische Bedenken, mit dem es sonst über einen die Natur schildernden Dichter herfällt und kein Staatsanwalt findet an den Nibelungen etwas Unmoralisches. Der „Ulk" hat Recht, wenn er sagt:

Daß Bruder sich und Schwester frei'n,
Schien Jedem sonst ein Unding;
Doch alle hört man Beifall schrei'n,
Geschieht's im Hause Hunding.

Neueste Moden.

Nr. 1. Uhrenhalter zum Aufhängen.

Unser hier gegebenes Modell ist auf die Hälfte der natürlichen Größe reducirt.



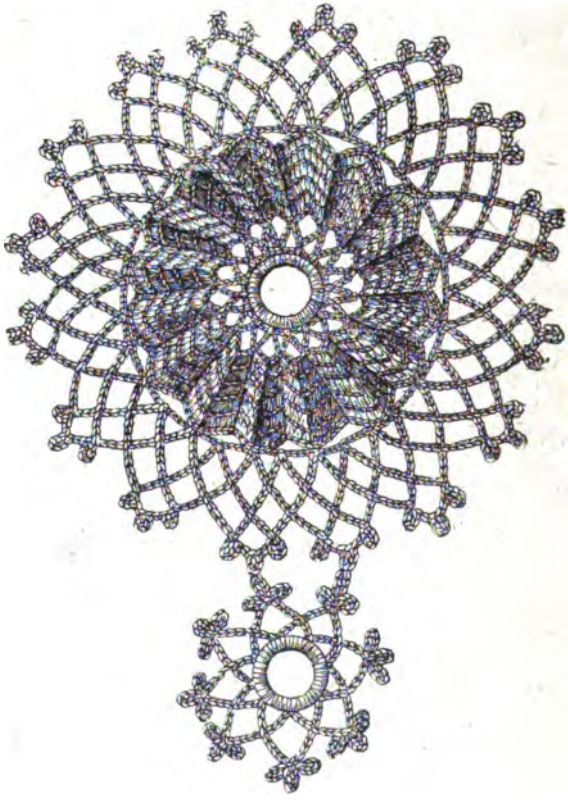
Nr. 1. Uhrenhalter zum Aufhängen.

1 Stück bronzefarbener Plüsch wird mit Calico gefüttert und darauf ein Stück ...amin geheftet. In der Mitte wird die Stelle markirt, welche der Uhrenhalter

einnehmen soll und stickt man dann die Muschen im Lanzettstich auf den freien Raum. Die Rauten in gelber Cordonnetseide und die Kreuzchen darin in schwarzer Seide mit nochmaliger kleinerer Kreuzung in rother Seide. Ist die Arbeit beendet, so werden die Stramінfäden ausgezogen, der bestickte Plüsch auf ein der Form entsprechend geschnittenes Stück Carton gespannt und mit Satinet gefüttert; das Ganze wird dann mit einer assortirten Schnur eingefaßt. Der Uhrenhalter ist von schwarzem Holz mit Golddraht und rothem Sammet verziert.

Nr. 2. Gehäkelter Stern mit wellenförmigen Spitzenbändchen.

Obwohl dieses Dessin höchst einfach und deshalb sehr leicht auszuführen ist, so



Nr. 2. Gehäkelter Stern mit wellenförmigen Spitzenbändchen.

macht das Ganze doch einen angenehmen Effect, besonders wenn die Arbeit mit Sorgfalt ausgeführt worden ist. Um das Relief und den Effect der Muscheln des gewellten Spitzenbändchens herbeizuführen, nimmt man zuerst alle Zackenspitzen auf und führt sie gegen die Mitte des Sterns zurück. Bei der folgenden Reihe werden die Oeffnungen in den Zacken gemacht. Das Uebrige findet sich dann von selbst.

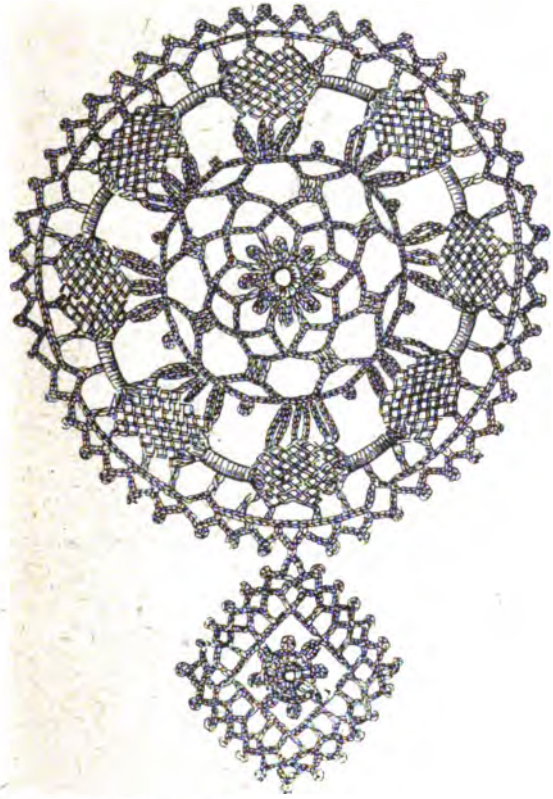
Nr. 3. Gehäkelter Stern mit Medaillon-Spitzenbändchen.

Bekanntlich werden Sterne dieser Art in der Mitte angefangen und von hier aus weiter gearbeitet. Es folgen nun 3 Reihen Luftmaschen. Bei der ersten Reihe werden die Lm. mittels eines Stäbchens befestigt. Bei der zweiten Reihe 1 Halbstich; bei der dritten 3 St. Die vierte Reihe wird wieder von einer Kette gebildet,

deren Schlingen in das Spitzenbändchen gestochen werden. Schließlich wird das Medaillon-Spitzenbändchen mit einer mit Kettchen und Stäbchen abwechselnden Reihe eingeschlossen. Die Reihe kleiner Zacken, welche den Stern beendet, besteht aus Luftmaschen und Picots.

Nr. 4 und 5. Promenaden-Anzug. (Vorder- und Rückansicht.)

Dieser Anzug ist aus Wollen- und façonnirtem Seidenstoff zusammengesetzt. Um den untern Rand des runden Rockes ein ziemlich hoher Plissévolant von abwechselnd glattem und façonnirtem Stoff. Ueber dem Volant eine façonnirte Schärpe. Die kurze offene Tunica läuft zu jeder Seite in eine Spitze aus und bildet auf



Nr. 3. Gehäkelter Stern mit Medaillon-Spitzenbändchen.

der Rückseite zwei übereinander aufgebaute Puffs, wovon der untere in Fächerfalten digt. Aehnlich wie die Spitzen der Tunica sind auch die Taillenschöße geformt. n die Taille eine orientalisch geknüpfte Schärpe von façonnirtem Stoff mit vorn g herabfallenden Bahnen. Gerader Reverskragen von façonnirtem Stoff. Die ittertheile der Taille bilden zwei doppelte Hohlfalten, die mit façonnirtem Stoff efüttert sind. Unter diesen Hohlfalten geht auch die oben erwähnte orientalische ärpe aus. Gepuffter Atlashut mit schönen gekräuften und gefärbten Federn.

Nr. 6 u. 7. Photographienhalter. (Mit Dessin.)

Der zum Aufstellen eingerichtete Rahmen ist von vergoldeter Bronze. Der Grund, welchem sich das zur Aufnahme der Photographie bestimmte Oval abhebt, ist

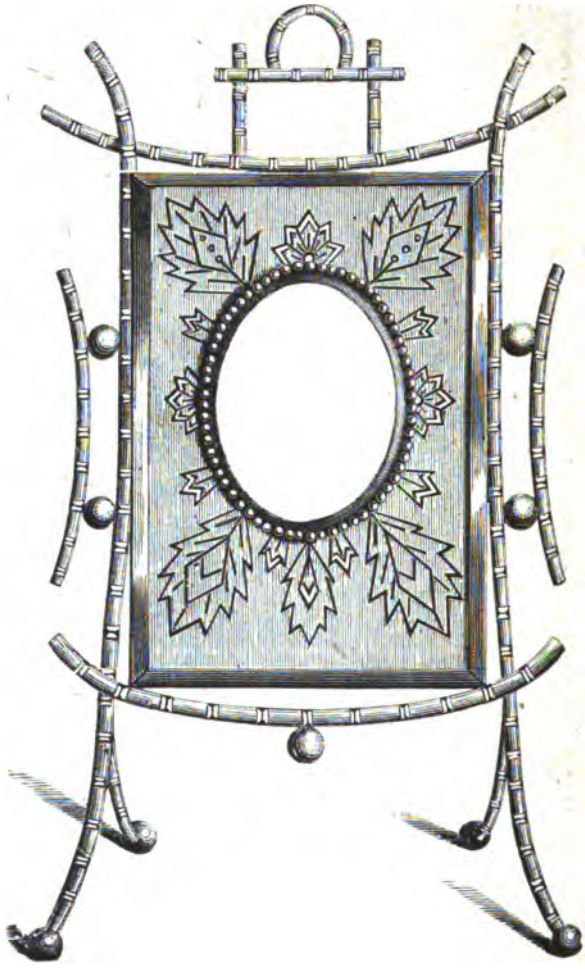
Nr. 4. Promenaden-Anzug. (Vorderanſicht)

Nr. 5. Promenaden-Anzug. (Rückansicht.)

mit schwarzem im russischen Stich in Seide gestickten Cachmir decorirt. Zwei rothe und zwei gelbe Blumen mit gelben Blattrippen und ringsum' blaue Halbrosetten; unten ein grüner Blätterzweig.

Nr. 8 u. 9. Anzüge für kurze Ausflüge.

Nr. 8. Anzug von Karthäuser-Surah. — Der Rock ist über und über mit feinen

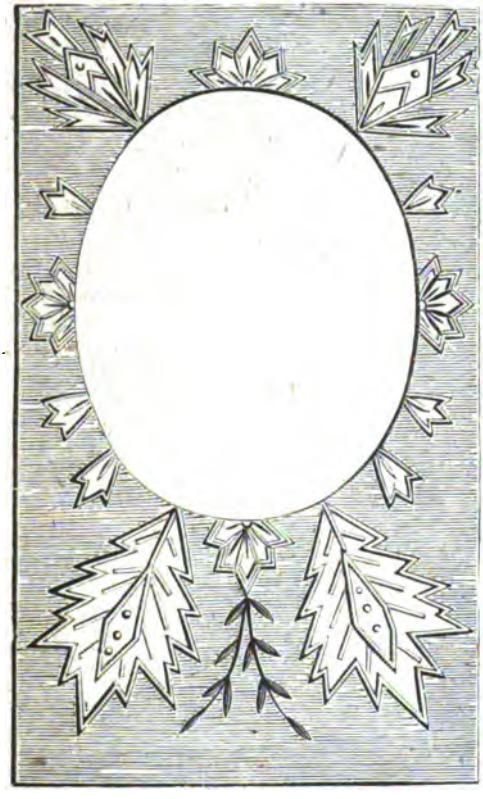


Nr. 6. Photographienhalter. (Mit Dessin.)

Surahplissés bedeckt, welche unter bretonischen Spitzenvolants transparent erscheinen. Die Surahtaille ist vorn geschnürt und um den Schoß mit Spitzenvolants garnirt. Um die vorderen Schoßränder der Taille sind breite Streifen von Atlasband gelegt, die der Seitennaht der Vordertheile entspringen und vorn an der Taillenspitze in eine Schluppengruppe mit lang herabfallenden Bändern geknüpft sind. Großer Spitzenkragen; halblange, gleichfalls mit Spitze garnirte Aermel. Sportsmanhut von goldgelbem Stroh mit Bouquet von gemischten Blumen.

Nr. 9. Anzug von kornblumblauer Sicilienne und assortirter Bayaderen-Surah

Der Rock ist vorn mit Muschelplissés und daselbst am untern Rande mit zwei kleinen Volants garnirt. Darüber drei quergelegte Bayaderen-Draperien, von denen sich zwei in den Rocknähten verlieren, während die oberste nahe an den Hüften angeheftet ist, sich dann an der untern Rückenpartie kreuzt und hierauf etwas weiter oben angehäkelt wird. Auf dem Rücktheil des Rockes drei mit Bayaderen-Surah umrandete Volants von gefältelter Sicilienne. Glatte Bayaderentaille. Fanchon von blauer Surah mit Franse von Kornblumenknospen; links ein Federbouquet. — Die Bayaderenstoffe gestatten die originellsten und reizendsten Zusammensetzungen und eignen sich ebenso für alle Alter und alle Grade des Embonpoints. Die Wahl der Farben, hell oder dunkel, lebhaft oder matt, ist hier maßgebend, wie sie ein junges Mädchen, oder ein Kind, oder eine bejahrtere Person am besten kleiden. Einer sol-



Nr. 7. Dessin zum Photographienhalter.

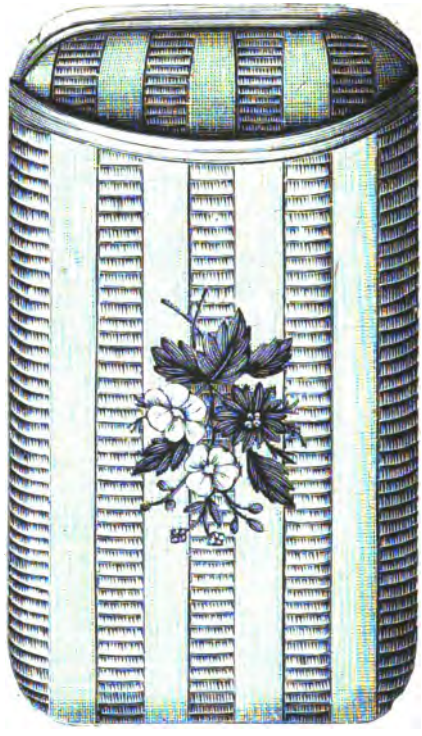
hen Toilette wird dann auch der Hut und der Sonnenschirm angepaßt. Nicht weniger vortheilhaft erweisen sich diese Dispositionen auch für die Verjüngung und Wiederauffrischung vorhandener alter Toiletten.

Nr. 10 u. 11. Cigarren-Etui. (Mit Dessin.)

Zu diesem Etui ist ein neues Genre brasilianischer Canevas mit strohgelb brochirten Seidenstreifen benutzt, mit welchem das fahlrothe Lederfutter überzogen wird. Die eine Seite des Canevas bestickt man mit einem kleinen Bouquet im Hochstich in feiner Seide (Dessin Nr. 11) eine Blume gelb, eine roth und eine blau, zu den Blättern ist verschiedenes Grün und zu den Blattrippen Roth zu nehmen.

8 9

Nr. 8 u. 9. Anzüge für kurze Ausflüge.



Nr. 10. Cigarrenetui. (Mit Deſſin.)

Nr. 12. Geſtickter Canevasſtreifen.

Auf einem Streifen Penelope-Canevas von 60 Cmtr. Länge ſtickt man im Hochſtich eine Guirlande von Feldblumen. Den Grund kann man beliebig in ſchwarzer Wolle oder in altgoldgelber Seide im Kreuzſtich ausfüllen. Die Klatſch-

Nr. 11. Deſſin zum Cigarrenetui.

Nr. 12. Geſtickter Canevasſtreifen.

rosen sind in rother Wolle, welche durch hellere Töne von brillantrother Seide hervorgehoben wird. Der Kelch in grüner Seide mit Pistillen in schwarzen Fäden im

Nr. 13. Frack-Jacket für ein junges Mädchen. (Rückansicht.)

Langstich. Die Maßliebchen sind in weißer Wolle, welche durch weiße Seidenstich und einen kleinen Strich in rosa Seide zwischen jedem Blumenblatt hervorgehob

wird; der Kelch in gelber Seide. Die Kornblumen ſind in blauer Wolle mit einem Stich in hellblauer Seide auf jedem Blumenblatt, die Blattrippen im Langſtich in

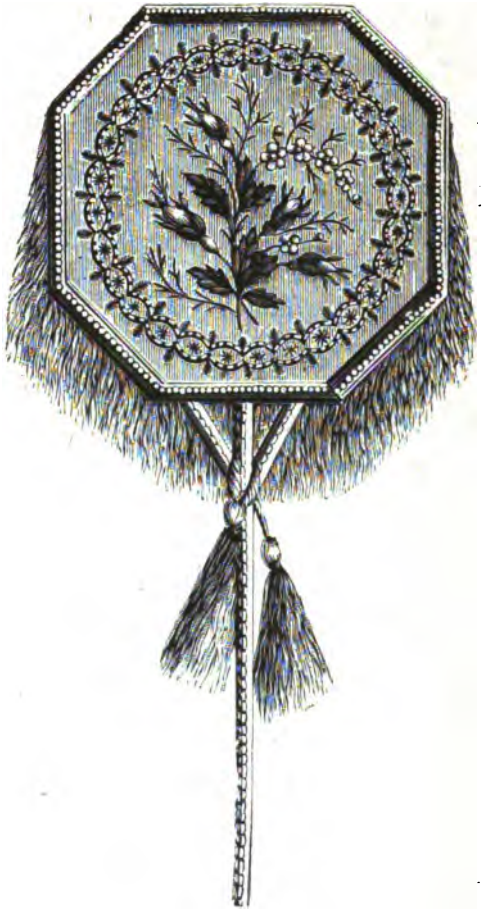
Nr. 14. Frack-Jacket für ein junges Mädchen. (Vorderanſicht.)

Seide; der Kelch in olivengrüner Wolle und mit weißer Seide umſtochen. Die [illegible]che Anemone iſt in drei Nüancen gewundener gelber und brauner Seide. Die

Blätter grün, braunroth, braun und in olivengrünen und welkblattgelben Nüancen mit gelben, rothen und braunen Blattrippen. Die Einfassung wird in drei Stichen grauer Wolle und zwei Stichen rosa Seide, welche durch einen Querstich in gelber Cordonnetseide gehalten werden, gestickt. Dieser schöne Streifen wird zwischen zwei Streifen schwarzen Sammet oder Atlas gesetzt, um Kissenüberzüge zu bilden.

Nr. 13 u. 14. Frack-Jacket für ein junges Mädchen. (Rück- und Vorderansicht.)

Für dieses Kleidungsstück wird vorzugsweise pekinirter Atlas und Plüsch ver-



Nr. 15. Lichtschirm. (Mit Dessin.)

wendet. Die Vordertheile werden übereinander geschlagen und zwar von links nach rechts. Mittels einer doppelten Reihe von je 4 Knöpfen wird der Schluß bewirkt. Die langen Schöße treten unten ziemlich weit auseinander. Großer mit glattem Atlas gefütterter Shawlkragen. An den Aermeln doppelte Aufschläge, bestehend aus anliegenden Manschetten und hohem mit Metallknöpfen verzierten Revers. In der Taille schließt das Frack-Jacket ganz knapp an. Zwischen Seiten- und Hintertheil

sind vom Knopf an abwärts Fächerfalten gelegt, wozu der Schnitt des Hintertheils den Stoff liefert. Auf der hintern Mitte des Frackschooßes ist unten eine Patte mit sechs Knöpfen in zwei Reihen angebracht. Um den unten spitz zugehenden Halsausschnitt, sowie an den Manschetten eine dreifache Fraise von schwarzer und weißer Spitze. Italienischer Strohhut, dessen rechter Rand ganz eigenartig gebogen. Diese Partie wird durch eine Windung von johannisbrodbrauner Surah und eine assortirte Schnur gehalten. Um die Calotte ein Kranz von verschiedenartigen Rosen.

Nr. 15 u. 16. Lichtschirm. (Mit Dessin.)

Solche Schirme werden auf, mit der Vorzeichnung versehenen, brasilianischen

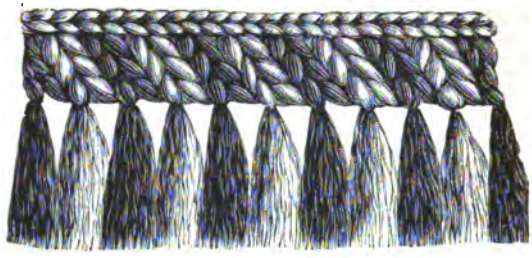
Nr. 16. Dessin zum Lichtschirm.

was gestickt; das Bouquet in der Mitte im Hochstich ganz in Seide, die Rosenspen sind in drei Nüancen rosa, die Vergißmeinnicht in drei Nüancen blau, Blattwerk in nüancirtem Olivengrün und die Stiele braun. Für die Einung macht man die geschlängelten Linien in starker gelber Cordonnetseide und cht sie mit kirschrothen Stichen. Das Uebrige wird im russischen Stich ausget, die Sterne blau mit Gelb gekreuzt und die Palmblätter olivengrün. Das Taffet gefütterte Canevasstück wird in geeigneter Weise am Gestell befestigt. Garnirung dient eine Seidenfranse mit Quasten.

Nr. 17. Auf der Gabel gehäkelte Franse mit vollem Kopf.

iese Franse wird in gleicher Weise gearbeitet, wie früher schon einmal ausführ-

lich beſchrieben, nur daß in den Kopf eine Reihe Doppelmaſchen eingehäkelt wird, wodurch er voller erſcheint. Dieſe niedrige und dabei ſehr volle Franſe, in feiner



Nr. 17. Auf der Gabel gehäkelte Franſe mit vollem Kopf.

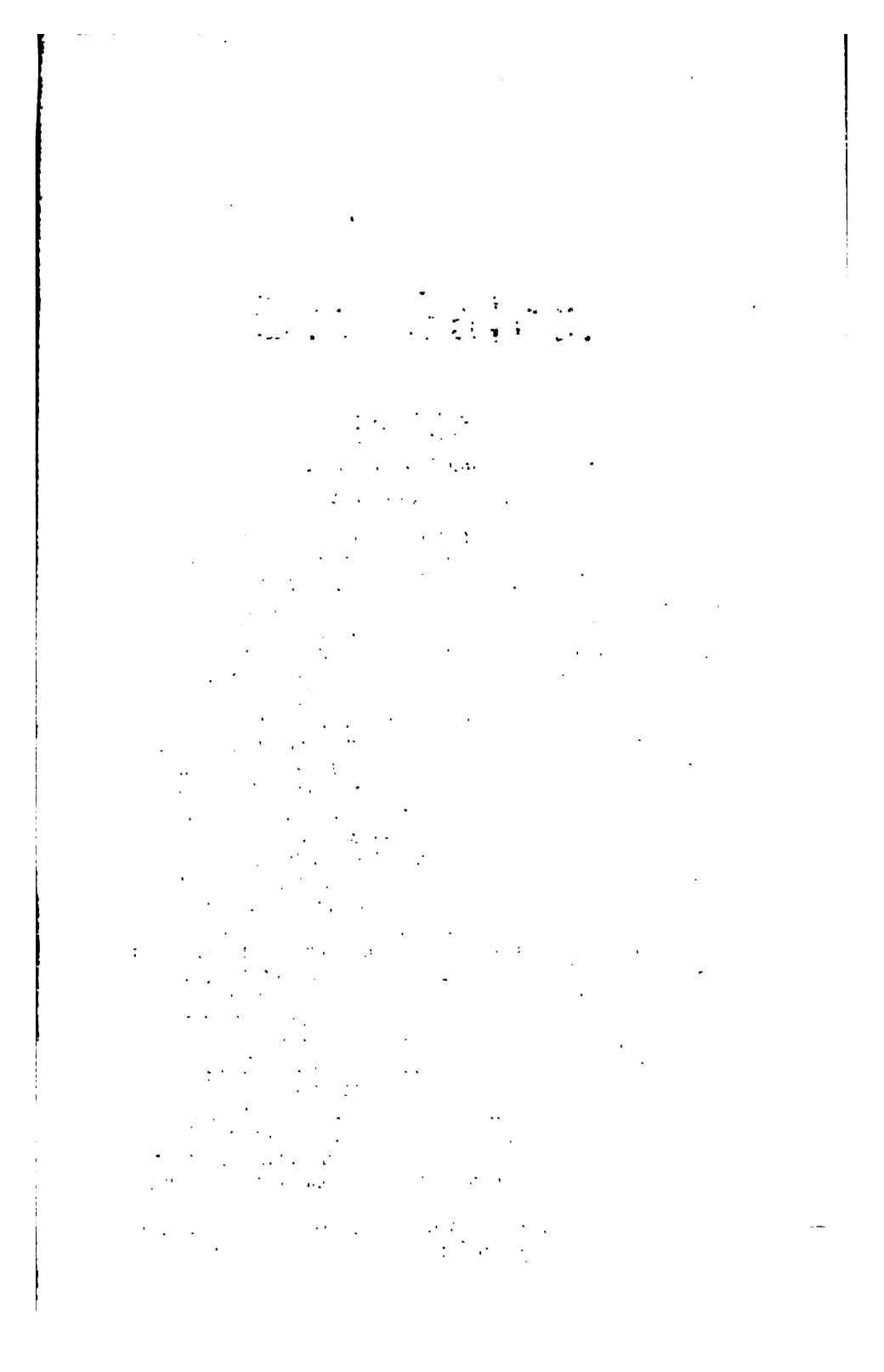
engliſcher fünfdrähtiger Wolle in verſchiedenen Farben gehäkelt, wobei für jede der kleinen Quaſten mit der Farbe zu wechſeln iſt, macht als Garnirung für Teppiche, Kiſſen, Puffs und ähnlichen Möbelmentzubehör einen ſehr angenehmen Effect

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirſch in Leipzig. - Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Ueberſetzungsrecht ſind vorbehalten.

Der rechte Moment.

Nach dem Originalgemälde von Jean Lulvès.



Der rechte Moment.

Nach dem Originalgemälde von Jean Lulvès.

Der Salon.

Die Najade.

Nach dem Däniſchen des **Holger Drachmann.**

Von **Max Heinzel.**

In wunderbarer Schönheit, leichtbewegt, lag das Meer da. Das junge Tageslicht breitete ſeinen Glanz darüber, ſo daß die Klippen, deren Fuß ſein grünliches Waſſer wuſch, in voller Plaſtik hervortraten. Jede Steinſpitze, die über die ungeheure feuchte Wüſte emporragte, jeder Grashalm, der ſich auf ihr im Morgenwinde hin und her bewegte, jeder kleine unbedeutende Strauch, der ſeine Krone über die Felsmauer erhob, Alles war von Sonnenſchimmer umgoldet und nichts in jene phantaſtiſche Dämmerung gehüllt, die zu ſo vielen Irrfahrten Veranlaſſung giebt. Die Natur hatte, ſo weit man ſehen konnte, den Ausdruck der Friſche, der Urſprünglichkeit, ja noch mehr, eine gewiſſe beſtrickende Keuſchheit athmete aus ihr heraus, weil das von ihr Geſchaffene ohne Koketterie, ohne buhleriſche Nebenabſicht ſeine Formen, ſeine Geſtalt entſchleierte. Die Grazien ſchwebten, ſo zu ſagen, über dem Meere; aber ſie erinnerten nicht an eine Phryne, oder Laïs, welche die Sinnlichkeit aufſtachelten, ſie waren vielmehr mit der Schöpfung eines erhabenen Künſtlers vergleichbar, welcher ihnen mit glühender Schönheitsbegeiſterung und reinem Herzen ſein Leben eingehaucht.

Plötzlich kam ein mächtiges Schiff an den äußerſten Klippen vorübergerauſcht; wie ein imponirend ſtolzes Weib über den glatten Parquetboden dahingleitet, ſo zog der muthige Segler dahin, in ſeinem Kielwaſſer eine Menge neidiſcher und geſchwätziger kleiner Wellen zurücklaſſend, die ſich gleichſam wie eine Reihe Pagen darum ſtritten, wer die Ehre haben ſollte, die lange, ſilberdurchwirkte Schleppe der Schönen zu tragen. Ich nahm mein Fernrohr zur Hand, um womöglich ihren Namen zu erfahren. Sie hieß „Najade".

Ich muß bekennen, der Name gefiel mir nicht. Hätte ich bei ihrer Taufe ein Wort mitſprechen dürfen, ich würde dieſe majeſtätiſche Schönheit Kleopatra, Semiramis, oder Königin von Saba genannt haben. Indeß, da war nichts mehr zu ändern und ſo ließ ich ſie denn ihres Weges ziehen.

Die Sonne glimmerte weiter auf der Waſſerfläche. In der kleinen Bucht, die von den Klippen zu meinen Füßen gebildet wurde, plätſcher-

ten die Wellen über die naſſen ſchimmernden Steine. Bald war ein ſolcher Stein von der See bedeckt, bald ſchien er ſich wie ein ſchwarzhaariger Kopf zu erheben, der aus dem kühlen Bade zum Sonnenlicht, zur Sonnenwärme hinauf verlange. Es war ſo unendlich ſtill hier an dieſem Platze, ſo ruhig und friedlich. Man hörte keinen menſchlichen Laut, keinen Hauch einer menſchlichen Stimme. Wenn eine Najade, ein weiblicher Abkömmling des freien Meeres, aus dieſem weißen Schaume hätte auftauchen wollen, dann war der Ort in der That gut gewählt. Und weshalb ſollte denn nicht das ſchwarzlockige Haupt da unten? ... Ja, ſieh! nun taucht es wieder empor! Höher und höher hebt es ſich. Ich erblicke einen blendend weißen Nacken, die dunkle Haarfülle fällt über die reizend gewölbten Schultern. Der Rücken neigt ſich etwas nach der einen Seite. Der ſchlanke, fein gezeichnete Arm bewegt ſich und erfaßt eine vorſpringende Klippenkante. In dieſer Stellung, mit der rechten Hand auf den Steinen ruhend, mit einer leichten Beugung nach der einen Seite, mit einem dünnen, luſtigen Schleier, welcher über die Schultern und den Rücken hinabfällt und von der linken, herabhängenden Hand feſtgehalten wird; in dieſer wundervollen Stellung zeigt ſich mir die Erſcheinung einen Moment lang. Mein Auge ergötzt ſich an den herrlichen Gliedern, eine heilige Andacht ergreift mich, ein ſeltſames Grauen, daß das Uebernatürliche mir ſo nahe gerückt iſt. Ich bebe faſt vor Furcht bei jeder Bewegung, ſelbſt beim Athmen meiner Lungen, um meine Gegenwart, meine Anweſenheit nicht zu verrathen, indem ich zugleich einem peinigenden Zweifel Raum gebe, ob ich auch im Stande bin, die Schönheit mit reinem Innern anzubeten. Da, ſieh! Die Erſcheinung verſchwindet, die entzückende Najade taucht wieder unter ins Meerwaſſer, aber ein Bild formt ſich von ihr in meinem Hirn. Wo war es doch, muß ich mich fragen, wo ich ein ähnlich zauberiſches Weſen erblickte? Dieſen anmuthig geſtalteten Rücken, dieſe erhobene Hand, ich habe ſie ſchon einmal bewundert an — nun kommt mirs wieder ins Gedächtniß — an dem poeſivollen Werke eines Bildhauers.

Es war eine Ausſtellung von Sculpturarbeiten in Albert-Hall in London. Ich will über die engliſche Plaſtik kein Urtheil fällen, ich hege die Beſorgniß, daß weder ſie ſelbſt, noch meine Erzählung dadurch gewinnen würden. Ich habe nur zu bemerken, daß ich in Geſellſchaft meines Freundes R., eines ſehr talentvollen britiſchen Bildhauers, vor einer Statue ſtand.

„Das kann ich ihm nicht nachthun!“ ſagte mein Cicerone.

Ich war von dem, was ich ſah, dergeſtalt überraſcht, daß ich ihm keine Antwort gab, um nicht in eine mir augenblicklich unerwünſchte fachmäßige Unterhaltung über den Gegenſtand meiner Verwunderung verwickelt zu werden. Es war dies nämlich der Rücken einer überaus ſchönen, in Marmor ausgeführten weiblichen Statue. Eine nähere Beſchreibung will ich mir erſparen, kurz und bündig, es war ein Gebild wie es ſich mir über dem Meerwaſſer gezeigt hatte. Die Linie de Rückens, die Stellung des Kopfes zu den Schultern, die Bewegung de Armes: daſſelbe. Der Eindruck der traumhaften Erſcheinung an der Klippen und des ſchönen Weibes, das der Meißel des Künſtlers geſchaffen, lief auf Eins hinaus. Nur ſo viel möge hier noch, was die Natu anbetrifft, hinzugefügt werden, daß ſie auf mich wie der friſche, fröhlich

Gesang wirkte, womit der neapolitanische Schiffer den frühen Morgengast grüßt, der seine Barke zu einer Tour nach dem Golf befrachtet, um den herum die ganze unbeschreiblich schöne Natur sich zum Aufstehen rüstet.

Der Effect, den die weißen, geschmeidigen Marmorglieder auf mich machten, war in der That ein so überwältigend musikalischer, daß ich ihn vielleicht gerade deshalb als einen so kräftig „weiblichen" empfand.

„Bleib nur hier stehen", sagte mein Begleiter. „Der Rücken ist doch das schönste an der Figur. Das ist Andrew M.'s Najade. Du hast ihn wohl schon gesehen?"

Ich verneinte es und lehnte mich ganz in die Fensternische zurück. Die Ueberraschung hatte ihren Platz der künstlerischen Untersuchung geräumt. Und während ich mich nun recht innig in die einzelnen Linien und Verhältnisse vertiefte, wurde mir erst klar, wie außergewöhnlich edel und rein in der Bewegung diese Figur war und welche seltene Keuschheit aus all den Linien herausleuchtete.

Und doch war nirgends eine ängstliche Zurückhaltung zu bemerken. Eine mannhaft entschiedene, ihrer selbst bewußte Künstlerhand hatte die Statue geschaffen; sie war voll Leben und Kraft und ihre Formen wiegten sich in melodischem Steigen und Fallen, wie die Woge der See. Aber überall herrschte zugleich eine zarte und reizende Beschränkung, so daß kein Theil vor dem andern sich vorzudrängen suchte. Es lag darin ein Realismus im besten und würdigsten Vorstande.

Ich glaubte, endlich etwas sagen zu müssen und in Ermangelung von einer andern Aeußerung bemerkte ich, daß dem Künstler jedenfalls sehr gute Modelle zur Verfügung gestanden hätten.

„Modelle", wiederholte mein Freund mit lächelnder Miene. „Ei, ja!" Er unterbrach sich. Ein Herr und eine Dame gingen an der entgegengesetzten Seite der Statue vorbei. Der Erstere erwiederte den Gruß meines Freundes mit einem lustigen: „Wir sehen uns auf den Abend!" die Letztere nickte und erröthete im selben Augenblick auf auffallende Weise, so daß ich mich zu meinem Nachbar umwandte und ihn fragend anblickte.

„Das war Andrew M. und seine junge Frau", gab er mir zur Antwort.

Ich richtete meine Augen wieder auf das hübsche junge Paar. War es mein Freund, dem dies Erröthen galt? Ich mußte einräumen, daß er ein stattlicher, prächtiger Mann; aber . . . wozu sollte ich darüber nachgrübeln?

„Ja, das sind glückliche Menschen, die Beiden!" sagte er eine Weile nachher. „Er ist ganz vernarrt in sein Weib und wie sollte ers nicht? Sie ist schöner als irgend eine Lady in der gesammten aristokratischen Société, von der er seine Bestellung empfängt. Und ich bin überzeugt, würde ins Feuer für ihn gehen, selbst wenn er in Soho wohnte und einen Gypsgießer arbeitete." Das war mir genug!

Ich sah wieder nach ihnen hin. Sie lehnte sich an ihren Gatten t zur Seite gebeugtem Kopfe. Er flüsterte ihr etwas zu und drehte ch ein paar Mal nach uns herum, indem er lächelte. Wie der Ge- nke bei mir aufstieg, weiß ich nicht. Aber er tauchte auf und drängte h dann immer mehr und mehr in den Vordergrund; er schlang seine

feinen Fäden von der Statue aus nach dem jungen hübschen Weibe und umgekehrt, herüber und hinüber, und ehe ichs mich versah, war ich selbst in ein so dichtes Netz eingesponnen, daß ich mich wieder an meinen Cicerone wenden und mir Luft schaffen mußte.

Ich ergriff ihn am Arme und fragte: „Sage, ist das nicht? — ich meine die junge Frau — ist das nicht die ursprüngliche Najade?“

„S—t“, machte mein Freund und zog mich mit sich fort, „laß uns hinüber in den Park gehen, so will ich Dir Bescheid geben.“

Wir verließen Albert-Hall, schritten quer durch den Fahrweg und begaben uns in den Hyde-Park.

Man thut dieser Oase mitten in der Londoner Menschenwüste wirklich Unrecht, wenn man sie eine Gemeindewiese mit einigen Bäumen nennt. Es ist eine sehr angenehme Gartenanlage mit blumenprangenden Beeten und lieblich duftendem Gesträuch. Man findet da Ahorn- und Platanengruppen und dichtlaubige Kastanienbüsche, wo die Sonnenstrahlen mit den Vögeln um die Wette von Blatt zu Blatt hüpfen und sich gleichsam wie diese über die gekrümmten Gänge zerstreuen. Von da aus konnten wir, selbst unbemerkt, die glänzende Cavalcade der Reiter und Reiterinnen beobachten, wir konnten die Ammen mit ihren niedlichen Kindern und den langen Gardisten, von denen sie escortirt wurden, sehen, wir konnten sogar einen Streifen von der Serpentine mit unserm Blick erhaschen, wo junge, hübsche Leute beiderlei Geschlechts in ihren Booten mit schaufelartig geformten Rudern lustig herumplätscherten. Und dieser Anblick, der für das Auge eines Engländers sicher einen mächtigen Reiz haben muß, veranlaßte meinen Freund zu der Bemerkung: „Gerade in einem solchen Boot war es, wo ich die nunmehrige Mrs. M. zum ersten Male sah. Nun, höre also! Andrew und ich waren Akademiker zusammen. Wir besuchten miteinander die einzelnen Classen, wir stellten mit einander aus, wir concurrirten mit einander. Er gewann die erste, ich die zweite Prämie, und wir waren in so echter Freundschaft zusammen verbunden, daß ich ihm keinen Augenblick mißgünstig gesinnt wurde. Ich meine, daß das bei Künstlern etwas zu bedeuten hat. Er erhielt einige „feine“ Bestellungen, ich keine. Aber wir hatten dasselbe Atelier und Andrew stellte mir seine Kasse zu unumschränkter Disposition. Wir arbeiteten fleißig, besonders Andrew. Mit einem Male jedoch ließ er die Flügel sinken. Er kam gegen seine Gewohnheit später als ich auf unser Atelier am Morgen und wenn er die nassen Fetzen Thon genommen hatte, um an sein Tagewerk zu gehen, so konnte er ganze Viertelstunden lang mit dem Arbeitsmaterial in den ausgestreckten Händen dastehen und ganz seltsam und eigen vor sich hinstarren. Wenn ich ihn dann bei seinem Namen nannte oder eine Thonkugel nach ihm warf, so richtete er sich wie ein Schlafwandler empor und fragte mich mit ganz verwundertem, traumhaft umschleierten Gesicht, was denn eigentlich los sei.

„Ja, was ist los? Das möchte ich Dich fragen“, sagte ich eines Tages, indem ich von meinem großen Relief, an dem ich arbeitete, zu ihm hinüberblickte. „Du sollst mir lieber erzählen, was mit Dir vorgegangen, als immer dastehen und ins Leere gaffen. Das war doch nie Deine Gewohnheit früher.“

„Ja früher!“ antwortete der arme Kerl und seufzte wie ein Blasebalg.

„Na, heraus mit der Sprache!“ rief ich und da ich wohl eine Ahnung von dem Einen und dem Andern hatte, so begann ich ihm einen auf seinen Zustand bezüglichen Vers aus Shakespeare zu citiren. „Schweig still“, sagte Andrew und wollte seinen Hut ergreifen. Aber ich kam ihm zuvor, nahm ihm den Hut weg und that einen fast feierlichen Schwur, daß er weder ihn, noch ferner meine Freundschaft erhalten sollte, wenn er mir nicht sein ganzes unbeschränktes Vertrauen zuwende.

So kams heraus. Mein Vermuthung war richtig gewesen. Er war verliebt, natürlich! Der Gegenstand seiner Zärtlichkeit wohnte in Margate, erzählte er, und nun begriff ich seine Aufregung, seine Unruhe, die ihn manchmal des Nachmittags zu bestimmten Stunden befiel, wenn nämlich der Zug abgehen sollte.

Ich preßte ihn ordentlich, mir die ganze Geschichte mit all ihren Einzelnheiten zu offenbaren, aber er kam nie weiter, als bis zu einem gewissen Punkte, dann hüllte er sein Inneres in den Mantel des Schweigens, so daß es mir factisch unmöglich war, mir Klarheit darüber zu verschaffen, inwieweit seine Gefühle von der Angeschmachteten getheilt würden. Ich war übrigens sehr geneigt, anzunehmen, daß er vergebens seufze. Und wie es, bei Lichte betrachtet, außerordentlich dumm ist, zu seufzen, so ist es noch viel dümmer, vergebens zu seufzen. Es that mir wirklich um den armen Burschen leid, daß er sich in dem Garne einer so spröden Hexe verfitzt hatte. Verwünscht! Ich habe die vernünftigsten jungen Männer närrisch werden sehen wegen einer albernen Miß Somebody, der ich nicht einmal ein Glas Thee, geschweige denn meine ganze Zukunft als Ehegatte angeboten hätte. Unbegreiflich! Ich konnte nichts bei ihm ausrichten. Er war und blieb verliebt und sie war und blieb das schönste, anmuthigste, bezauberndste, aller-, allerreizendste Geschöpf der Welt, dem er ewig treu bleiben und mit dem er sich verheirathen würde, notabene, wenn er sie erst hätte.

„Ja, Sir“, sagte mein mittheilsamer Freund, indem er die ihm dargebotene Cigarre annahm und sie in Brand setzte. „Ich spreche etwas gradezu über Andrews Angelegenheiten. Aber ich möchte Sie gern so genau als möglich mit der Sachlage bekannt machen, wie sie war, ehe ich Miß Mary W. persönlich kennen lernte. Ich befand mich damals bei gerade nicht glänzendem Humor; ich ärgerte mich Andrews und der schönen Kunst halber, der wir bisher in treuer Gemeinschaft unser ganzes Sinnen und Trachten gewidmet und die nun durch irgend ein irdisches Frauenzimmer an ihrer magischen Anziehung verlieren sollte. An einem Samstag Nachmittag, wo Andrew wegen einiger von mir gefallener Aeußerungen (das Thema blieb immer dasselbe) sehr brummbärtig war, ging ich frisch auf ihn los, schlug ihn auf die Schulter und sagte: „Kamerad, so darf das in Zukunft nicht mehr zwischen uns bleiben. Eher will ich mir ein Atelier leihen und Dir, was ich Dir schulde, zu bezahlen suchen. Sieh! wir sind Freunde von unsern Kinderjahren an gewesen und nie ist ein böses Wort zwischen uns gefallen — bis neuerdings. Ich kann es nicht mehr mit ansehen, daß Du Deine Zeit vergeudest und Deine Kunst hintenan setzest wegen des Jüngferchens in Margate. Ich sage Dirs nochmals, ich kann es nicht weiter mit ansehen. Vielleicht weiß ich die kleinen Puppen in Margate nicht recht zu würdigen — möglich! Ich selbst glaube an keine Engel und sehe keinen Grund,

daß sie in Margate leichter als anderwärts zu finden sein sollten. Wenn nun aber wirklich ein so überaus seltenes und bezauberndes Wesen sich dort aufhält und Du Dein Herz an dasselbe so gefesselt hast, daß Du nicht mehr los kannst, so stecke ein Licht an, damit Du klar siehst. Laß uns heute hinausfahren. Ich werde Dir weder zu- noch abrathen. Das nützt ja auch nichts. Ich will Dir nur behilflich sein, daß sich Dir eine Gelegenheit bietet, zum Ziel zu kommen. Danach geht ja doch Dein Sehnen. Gilt es eine unbequeme, vorsichtig lauernde Mutter, oder einen andern lästigen Anhang zu beschäftigen und beiseite zu bringen, rechne auf mich! Selbst wenn ich mit einem alten griesgrämigen Vater Grog trinken soll, ich werde es thun! Du kannst, wie gesagt, völlig über mich disponiren, aber Ordnung müssen wir in diese Liebesaffaire hineinbringen!"

Ich sah ihn an, er mich; ich streckte meine Hand aus, er drückte sie und willigte ein.

So fuhren wir dann.

Ich weiß nicht, ob Sie in Margate gewesen sind? Es ist eine kleine Stadt, die an der See liegt; Badehotels befinden sich längs des Strandes, eine lange Brücke streckt sich ins Wasser hinaus, die stets mit Tagedieben besetzt ist, wenn Dampfer ankommen — ein weitgedehntes Gestade zur Ebbezeit und eine bis zu den Kreidefelsen sich erhebende Brandung zur Flutzeit. Da haben Sie ein Bild davon! In der Badesaison fehlt es nicht an einer Menge von Zerstreuungen, außer der Saison herrscht die ödeste Langeweile dort. Nun, wir kamen, wie ich schon andeutete, mit dem Nachmittagszuge in Margate an, nahmen ein Zimmer und zogen uns ein reines Hemd über den Kopf. Es war im Monat Juni, der Abend lang und die Saison hatte kaum begonnen. Man wurde von Gästen keineswegs genirt, desto mehr aber von den Eingesessenen des Badeortes, welche einen Londoner in der Regel anglotzen, als wenn er irgend einer Menagerie entlaufen wäre.

Andrew verschwand bald; er wollte mich mit „den Damen" am Strande treffen.

„Damen", dachte ich und sah schon im Geiste meinen Freund mit einem ganzen Schwarm junger Damen angestiegen kommen, eine immer dünner und länger als die andere, mit Taschen und darin befindlichen Romanen aus der Bibliothek in den Händen.

Ich schlenderte auf der langen Brücke hin und her, plauderte mit einigen Schiffern, die absolut eine Bootfahrt mit mir unternehmen wollten, obschon das Wasser augenblicklich weit „draußen" war, und fing schließlich etwas zu zeichnen an.

Die Küste ist außerordentlich plastisch. Keine weichen, sanften Linien, auf welche die Maler so viel geben. Die weißen Felswände treten dreist und resolut hervor. Einige Theile stehen ganz für sich selbst lothrec da; sie gleichen Marmorblöcken, welche nur auf einen Riesenmeißel, n den von Michel Angelo warten, um zu Figuren zu werden. Einen so chen freistehenden Block zeichnete ich und als ich mit den Conturen fert war, machte ich zu meinem eigenen Vergnügen noch eine Figur da die anfänglich einen streng antiken Styl zeigte, nach und nach aber si in eine der modernen Andrewschen Gestalten verwandelte.

Bald darauf kam er selbst mit seinen Damen.

Ich sehe noch den breiten Strand vor mir und die steilen Kreidefelsen mit den launenhaft wechselnden Formen, mit den tiefen Höhlen und den freistehenden Säulen, um die sich die Flutmarke wie ein erbsengrüner Anstrich herumwand. Die Sonne ging zu Rüste und die Ebbe war im Begriff, ihrem alten Rivalen zu weichen, aber bevor sie ihren Rückzug antrat, streckte sie sich noch einmal in ihrer ganzen Länge an der Küste hin. Hier und da tauchen an derselben schwarze Steingebilde auf, welche ruhenden Seehunden gleichen, auf sammetweichen Sandpolstern mit blinkenden und funkelnden Kieselsteinen liegend, wo es denn ein Vergnügen ist, sich da umherzutreiben, Schneckenhäuser und Muschelschalen zu finden und klare stillstehende Meerwasserlachen, die gewiß schon seit undenklichen Zeiten von den Backfischchen mit ihrem Sonnenschirmstiel untersucht worden sind, um die armen Krabben und Stichlinge zu erschrecken.

Der Damen, mit welchen Andrew kam, waren drei.

Sie waren alle drei bescheiden, aber geschmackvoll gekleidet, besonders die mittelste. Sie trugen helle Kleider, etwas gerafft, so daß die kleinen Füße mit dem eleganten Schuhwerk zum Vorschein kamen. Andrew wechselte beständig den Platz, bald war er an der rechten, bald an der linken Seite. Die Auserkorene mußte also in der Mitte sein. Ich blieb ganz ruhig sitzen, als wenn ich wer weiß wie vertieft in meine Zeichnung wäre, aber wenn ich einmal aufblickte, nahm ich die kleine Gruppe scharf unter die Lupe, besonders die mittelste der Damen. Sie ging zwischen den Andern, wie Eine, die sich selbst genug, aber trotzdem nicht verschlossen und unzugänglich ist. Ich würde sagen, sie habe sich durch eine gewisse Würde ausgezeichnet, wenn dieses Wort nicht eben das Schlichte und Ungekünstelte ausschlösse. Jede ihrer Bewegungen war harmonisch, weder zu groß, noch zu klein. Alles stand ihr vortrefflich, in Allem lag eine eigene Grazie, selbst in dem kleinen Sprunge, den sie ab und zu machen mußte, um über Unebenheiten und Gerinnsel hinweg zu kommen. Wenn das Gelächter der Anderen zu laut wurde, wurde sie einen Augenblick schweigsam; dasselbe war der Fall, wenn der arme Andrew, in seinem Eifer ihr seine ungetheilte Aufmerksamkeit zu erweisen, plötzlich aus der für Alle berechneten Rolle fiel, die er sich Mühe gab zu spielen.

Ich habe ihn den armen Andrew genannt. Es macht in der That einen eigenthümlichen Eindruck, die halb komische Stellung zu beobachten, in die ein Mann sich und Andern gegenüber kommt, der ohne sich „erklärt" zu haben, wie eine Biene um die Blume herum summt, deren Honig ihn lockt und reizt, deren zarte Schönheit er aber nicht wagt zu berühren. Mein armer Freund machte alle erdenklichen Anstrengungen, um sich seiner Auserwählten im günstigsten Lichte zu zeigen. Aber wie es nun so ist, sehr oft verfehlt man sein Ziel dabei. Sie wurde immer stiller, je deutlicher er sich zu nähern suchte, gleichwohl hatte ich ein bestimmtes Gefühl davon, daß er ihr nicht gleichgiltig und daß er nur ein allzu enragirter Anbeter war.

Eine Weile danach wurden wir einander vorgestellt und ich suchte, so gut es sich thun ließ, Andrew in meiner Nähe zu behalten und dem Gespräch eine mehr allgemeine Richtung zu geben.

Wir hatten uns auf eine Klippe gesetzt, Andrew und ich nebeneinan-

der und die Damen in einer Reihe uns gegenüber. Miß Mary beugte sich vornüber und machte sich mit einem kleinen Rinnsal zu ihren Füßen zu schaffen. Ob es nun Krabben oder Stichlinge waren, was ihre Aufmerksamkeit anzog, ich weiß es nicht; ich sah nur, daß sie mit diesem natürlichen Aquarium sehr eifrig beschäftigt war. Kann sein, daß mein Freund an diesem Eifer Schuld hatte; er saß da und starrte zu ihr hinüber, als ob er, gelinde gesagt, mit seinen großen hübschen Augen sie zu sich heranhexen wolle. Ich gab ihm einen verständlichen Rippenstoß, den er jedoch damit beantwortete, daß er sein Skizzenbuch hervornahm und anfing zu zeichnen.

Und wahrhaftig, an einem Stoff dazu fehlte es nicht.

Miß Mary hatte ihre Hand ins Wasser gesteckt. Diese konnte man nicht sehen, nur den Arm sah man und — welchen Arm! In ihrer Hast, die unglücklichen Stichlinge zu fangen, entblößte sie den Arm immer mehr und mehr. Andrew zeichnete, ich saß und bewunderte und blickte auf das nichts ahnende Modell. Einen solchen Arm hatte ich niemals gesehen, kaum in Marmor; so fein in der Form, so voll und rund am Ellenbogen, so wunderbar in all seiner Zartheit, gleichsam gebrechselt war er. Plötzlich hob sie ihren Kopf in die Höhe und begegnete unserm Blick. Eine Hindin konnte nicht so erschreckt aussehen. Sie errötete tief und wurde dann ganz bleich. Mit einem schnellen Satze sprang sie auf, ergriff ihren Schirm und ging bis zur Brücke. Wir folgten Alle. Die zwei Schwestern hatten offenbar gar keine Aufmerksamkeit gehabt. Sie schwatzten und lachten. Andrew sah etwas verblüfft aus, stimmte jedoch mit bester Manier in ihren Ton ein. Ich ging und begann eine Unterhaltung mit Miß Mary. Ich bin in Gesellschaft von Damen niemals blöde gewesen, weil ich niemals ein besonders ernsthafter Bewunderer ihrer Vorzüge gewesen. Ich konnte gar nicht ein so fürchterliches Verbrechen darin finden, einen Arm zu zeichnen. Allerdings giebt es ja verschiedene Auffassungen in solchen Dingen. Es war wohl meine Geradheit und Offenherzigkeit, die uns bald wieder in den richtigen Tritt zusammenbrachte. Die aufgeschreckte Hindin zeigte mir nach und nach ein gewisses Interesse, so daß sie sogar über eine Dummheit, die ich vorbrachte, ihre entzückenden Lippen zum Lachen verzog. Nun ist der Augenblick da! dachte ich und sagte plötzlich ganz nachdenklich: „Wissen Sie auch, Miß W., daß Andrew nach Italien reist?“

Sie sah hurtig nach mir herum, antwortete aber nichts.

„Wenigstens dürfte er das thun!“ verbesserte ich mich und warf ihr einen verstohlenen Blick zu.

Ich würde etwas darum gegeben haben, den Ausdruck ihres Auges in diesem Moment beobachten zu können, sie hatte jedoch ihre Lider niedergeschlagen und klopfte mit ihrem Schirme an die Schuhspitzen.

„Wenn eine Reise nach Italien für Ihren Freund nothwendig ist“, ließ sie sich dann vernehmen, so wird er sie natürlich unternehmen müssen.“

„Ja gewiß“, fiel ich ein und fügte mit Nachdruck hinzu: „Und das sobald als möglich!“

Die Unterhaltung spann sich weiter und die Anderen kamen zu uns hin. Ich machte die Beobachtung, daß Miß Mary, wenn sie sich unbemerkt glaubte, ihren Blick mit einem neuen, vielleicht etwas unruhigen

Ausdruck auf Andrews hoher, schlanker Figur verweilen ließ. Einmal fing er einen solchen Blick auf und stutzte. Als er sich ihr darauf eiligst näherte, fuhr sie unwillkürlich auf mich los und bat mich in einem beinahe harten Tone, ihnen ein Boot zu schaffen. Andrew sah mich ganz eigenthümlich, fast vernichtend an. Ich lachte innerlich.

Ein Boot! Ja, nun kam ja die Flut. Es wurde für uns ein langes, elegantes Fahrzeug mit polirten Rudern und hochrothen Polstern auf den Ruderbänken bis an den Wassersaum hinausgeschoben. Wir halfen den Damen an Bord, zuerst den beiden Schwestern, dann Miß Mary. Sie schlug die ihr dargebotene Hand aus, hüpfte leichten Fußes ins Boot, zugleich die nöthige Sorgfalt auf die Balance des sensiblen Fahrzeuges richtend und setzte sich dann an das Steuer. Wir legten uns über die Ruder und brachten das Boot über die Wasserfläche hinaus, wo die See in ruhigen Schaukelbewegungen stieg und fiel, wie eine Brust, die von Athembeklemmungen nicht heimgesucht wird. Ein herrlicher Abend, mit den Damen zu rudern! Wir glitten über den blanken Meeresspiegel hin, wie die Ente über den Mühlteich. Aber freilich, etwas groß war der Teich. Bald hatten wir die Küste ein gutes Stück hinter uns und der Horizont schien sich immer mehr zu erweitern, je mehr wir vorwärts kamen. War es das zauberhaft farbige Licht, welches die sinkende Sonne über der Küste leuchten ließ, war es die behagliche Kühle, welche aus dem sommerlichen Wasser der Nordsee aufstieg und uns umfächelte?

Der Himmel weiß, was es war. Dieser Abend stimmte uns so eigenartig, er legte gleichsam seine sanfte Hand auf unser Herz. Am stärksten war wohl Miß Mary davon beeinflußt. Es konnte der Richtung nach so aussehen, als habe sie ihre Augen auf mich geheftet, aber sie waren wohl jener Welt zugewandt, für die ein schlichter Bildhauer, wie ich, ohne zärtliches Verhältniß, kein Entreebillet gelöst hatte. Andrew hatte den vordersten Platz. Ich konnte ihn nicht sehen, aber ich hatte in meinem Nacken eine Art nervösen Gefühls davon, wo seine Blicke hingerichtet waren. Es ist etwas Wunderbares, das Medium zu sein, durch welches ein electrischer Strom hindurchgeht. Glücklicherweise währte meine Anstellung beim Telegraphen nicht lange. Die Damen wollten rudern; die zwei Schwestern gingen an ihre Arbeit, ich dirigirte die einzelnen Ruderschläge und Andrew ließ sich bei Miß Mary nieder, die beständig am Steuerruder saß. Ich hatte vollauf damit zu thun, darauf Acht zu geben, daß der nöthige Tact innegehalten wurde. Mittlerweile konnte ich es nicht unterlassen, ab und zu über meine Schultern hinweg zu schielen, um nachzusehen, wie es am Steuerruder zuging. Und da bemerkte ich denn das eine Mal, wie Andrew seinen Kopf niederbeugte und Miß Marys Hand erfassen wollte. Ich blickte in ihr Gesicht. Accurat derselbe Ausdruck einer erschreckten Hindin, wie vorher am Strande, nur verstärkter noch, fast bis zur vollen Angst gesteigert. Ihre Lippen bebten, Andrews Hand sank nieder. Ich wandte mich hurtig um und commandirte: „Takt halten!“ Ich war ordentlich böse auf die drei jungen schmucken Leute, daß gar so viel Umstände gemacht werden, wenn man sich gegenseitig gesteht, daß man sich liebt.

Ob die Schwestern etwas von dem letzten Vorgange gesehen hatten, kann ich nicht bestimmt sagen. Den Anschein hatte es wohl; die Damen

haben ja eine scharfe Beobachtungsgabe. Eine drückende Schweigsamkeit war über die Gesellschaft gekommen; endlich zog die jüngste des dreiblättrigen Kleeblattes so linkisch wie möglich ihr Ruder ein und machte den Vorschlag, daß man ein Lied singen solle. Ja, singen, aber wer hatte den Muth, anzufangen? Die zwei Schwestern wollten „nachher" sich hören lassen. Ich für meinen Theil konnte wahrhaftig nichts Passendes in meinem Gedächtniß entdecken. Andrew saß gar auf der Ruderbank wie einer, der wegen Einbruchs angeklagt ist, und Miß Mary? Ja, sie müßte den Anfang machen, meinten die Schwestern. Sie wäre ja immer diejenige, welche.

Ich sah nach ihr hin.

Sie hatte die Hände in den Schooß gelegt und war sehr bleich.

„Singen Sie uns etwas", sagte Andrew endlich mit einer so weichen und bewegten Stimme, daß es schier einen Engel erbarmen mußte.

Die Schwestern steckten die Köpfe zusammen und die Jüngste, der kleine Schelm, rief ihr zu: „Sing uns doch das von der Meerfrau!" Miß Mary öffnete den Mund, schloß ihn wieder und öffnete ihn nochmals, um dann mit einem eigenthümlichen Tonfall, dem man deutlich die heftige innere Bewegung anmerkte, zu singen, oder vielmehr zu recitiren. Vorher aber wandte sie sich an Andrew und bat ihn um Geduld, weil sie sich des Liedes erst genau erinnern müßte. Gleich darauf begann sie:

Es war in einer Abendstund',
Die See so blank und klar,
Da nahm er auf dem grünen Grund
Ein seltsam Wesen wahr.
Sein Netz vergaß er und sein Boot,
Denn tief da unten — schau!
Im Schlafe lag, als wär' sie todt,
Die allerschönste Frau.

Die Wellen rauschten mit Gesang
Wohl über ihr dahin;
Sie ruht' auf einem Bett von Tang,
Wie eine Königin.
Die Wellen sahn, wie schön und hold
Das wunderbare Weib
Und küßten ihrer Locken Gold
Und ihren weißen Leib.

Er flehte still, er flehte laut:
O komm herauf zu mir,
Du anmuthvolle Meeresbraut,
Mein Herz sehnt sich nach Dir!
Da glitt sein Schatten über sie
Und weckt' sie aus dem Traum,
Den sie geträumt, so schön, wie nie,
Tief unterm Wogenschaum.

Aufblickt sie aus dem Element
Und spricht: Dein heißes Flehn,
Das Feuer, das im Aug' Dir brennt,
Ich kann es nicht verstehn.
Das Wasser rauscht, der Abend graut,
Sein Stern glänzt hoch und hehr.
Sie war entflohn — die Meeresbraut,
Er sah sie nimmermehr!

Obzwar ich nun ſonſt in meiner Dickhäutigkeit, wenn ich mich ſo ausdrücken ſoll, für dergleichen Sentimentalitäten gerade nicht eingenommen bin, ſo machte doch dies Lied oder vielmehr ſein Vortrag einen ſtarken Effect auf mich. Von Andrew will ich gar nicht reden. Er ſah aus, als wenn er eine Beſtellung auf eine allegoriſche Figur, nuben pro Junone, erhalten und ſich ſelbſt dafür genommen und mit Gyps übergoſſen hätte. Dazu kam der ruhige, weite, wie ich ſagen möchte, leere Abendhimmel ohne Wolke, nur mit einem ſchwachen Lichtſchimmer an ſeinem äußerſten Rande, zum Zeichen, daß die Sonne unter ihm gethront, und ihr Feuer in empfängliche Menſchenherzen geſtrahlt hatte. Da ruderte uns ein Fiſcher vorbei! Ich dachte mir, wir Fünfe müßten uns in unſerm Boot wie ſtumme Silhouetten auf dem blanken, unbeweglichen Grunde ausnehmen und ich fühlte die inſtändigſte Aufforderung in mir, etwas zu thun, wodurch wieder das Menſchliche in uns zum Vorſchein gebracht werden könnte. Ich ſagte alſo: „Meine Damen! Ich beabſichtige durchaus nicht, mit Miß Mary zu concurriren. Ihr Geſang war ſo ſchön, daß man ihm nichts an die Seite ſtellen kann. Ich weiß jedoch ein Liedchen, das vielleicht Gnade vor Ihren kleinen Ohren findet, wenn es auch nicht gerade beſonders melodiſch und poetiſch iſt. Einer meiner Freunde hat es auf der Reiſe gelernt. Es handelt von jungen Mädchen und — Liebe. Wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, ſo will ichs Ihnen gern zum Beſten geben."

Die jüngſte war ſo freundlich, ſchon im Voraus in ihre Hände zu klatſchen. Ich machte eine Verbeugung, nahm ein Ruderbankpolſter als Laute in den Arm und ſang mein Liedchen, deſſen letzte Strophe wie folgt lautete:

Kommen wird gewiß die Stund',
Glaubt mirs, Mädchen, glaubt!
Wo ein feur'ger Mannesmund
Euch ein Küßchen raubt.
Wo in Mannesarm Ihr ſinkt
Und der Liebe Pfeil
In das tiefſte Herz Euch dringt,
Euch zu Glück und Heil!

Die Jüngſte lachte laut und die Andern fielen, etwas zögernd, mit ein. Miß Mary hatte ihr Geſicht abgekehrt. Andrew klemmte ſeinen Arm um meine Achſel und drückte mir mit leiſem Dank die Hand ſo feſt, daß ich meine Laute verlor, die über Bord fiel. Unter allerhand Scherzen fiſchten wir das Inſtrument wieder aus dem Waſſer und ruderten dann landwärts. Wir halfen den Damen aus dem Boot; wie vorher ſchlug Miß Mary die ihr dargebotene Unterſtützung ab, aber anſtatt abermals reſignirt zurückzuweichen, erfaßte Andrew diesmal reſolut ihre beiden Hände und nöthigte ſie, zu ſpringen.

Er bot ihr darauf den Arm und ſie — ja, ſie nahm ihn an, Sir. r ging mit ihr voraus die ſchmale Treppe hinauf, die in den Kreideſen eingehauen iſt und zu der ſogenannten Feſtung führt, einem Plau mit einer Flaggenſtange und zwei Kanonen, die höchſt wahrſcheinh zum Schießen nichts mehr taugen. Von hier aus zieht ſich die romenade immer längs des Randes der Abhänge hin, zuerſt an Privatiuſern und Hotels vorüber, dann ſich in der großen Wieſe verlierend, ein einzelnes Paar höchſtens von einer Kuh, oder einem Schafe

überrascht werden kann. Nun, laß sie nur immer ihren Vorsprung nehmen! dachte ich und verwickelte meine beiden Damen in eine Unterhaltung mit dem Booteigenthümer, dessen Räubergeschichte von einer Strandung auf einer Menschenfresser-Insel in der Südsee ganz gut das Douceur werth war, welches er noch extra erhielt.

Endlich wurden die Mädchen ungeduldig. Sie müßten, meinten sie, Miß Mary unbedingt mit nach Hause bringen, sonst würde Papa unruhig. Er pflege immer zu sagen, erzählte der kleine Schelm, in einem Badeorte könne man gar nicht genug auf seine Töchter aufpassen. Da gäbe es immer Laffen und schlechte Menschen von London.

Wie zum Beispiel mein Freund Andrew und ich!

So wäre das nicht gemeint. Aber unwahr möge es wohl nicht sein! Wir krabbelten die Stufen hinauf bis zur Promenade. Nicht eine sterbliche Seele war zu sehen. Nur den Mond sahen wir uns zu Häupten und welche junge Dame ist da wohl zu finden, welche nicht ihren mürrischen pedantischen Papa ob eines solchen Anblickes vergißt? Wir mußten uns natürlich auf eine Bank setzen und unsere Betrachtungen anstellen über das große rothe Gesicht, das sich ganz gespensterhaft über dem Wasser erhob und auf uns hinstarrte, verschlafen und blöde, wie ein Mann, der vom Rausche erwacht, dachte ich, und lächelnd, strahlend, wie eine junge Schönheit, die in den Ballsaal eintritt, dachten die Damen. Minute auf Minute, Viertelstunde auf Viertelstunde verlief auf diese Weise, aber die Aufgabe, nach Mary zu suchen, kam uns deshalb nicht aus dem Sinn. Wir gingen die ganze Promenade durch und riefen ihren und Andrews Namen über den steilen Abhang hinunter für den Fall, daß sie die Treppe bei der großen Badeanstalt niedergestiegen sein sollten. Wir suchten und suchten: vergebens. Endlich wurden die Mädchen aufgeregt, so daß ich ihnen den jedenfalls praktischen Vorschlag machte, in jedem Falle unter meiner Begleitung heimwärts zu ziehen, denn entweder wäre Miß Mary zu Hause bereits angelangt, oder sie müßte augenblicklich kommen. Der Vorschlag wurde acceptirt. Als uns dann das Dienstmädchen die Thür öffnete, hörten wir, das Fräulein sei eben gekommen und auf ihr Zimmer gegangen; sie wolle Thee hinauf haben, habe sie gesagt. Die zwei Schwestern wechselten einen raschen Blick. Ich nahm meinen Hut ab und bot „Gute Nacht!“ Die Damen dankten für meine Begleitung, die Jüngste wie immer etwas schelmisch. Indem ich von der Thürschwelle zurücktrat, sagte ich: „Meine Damen, dieser Abend hat mir einen außerordentlichen Genuß gewährt und ich gebe Ihnen meine Versicherung, daß wir Beide, mein Freund und ich, uns lange, lange desselben erinnern werden. Was Ihren Herrn Papa anlangt, so darf ich wohl erwarten, daß Sie ihn über seinen Irrthum aufklären werden, wenn er meint, die Londoner seien im Allgemeinen nur schlechte Menschen und Mädchenräuber.“

„Ueber das Letztere spricht man am besten gar nicht!“ rief die Jüngste und schlug die Thür zu. Ich hörte ihr Gelächter von innen herausdringen, blieb noch eine Weile unsicher stehen und ging dann stracks meines Weges.

Ich betrat unser Zimmer. Es war kein Mensch da. Das Haus lag gegen das Meer zu. Die Balkonthür stand offen, der Mondschein fiel über die Diele und das Gitterwerk des Balkons zeichnete seine

Schnörkel über ihre Fließen. Wir Engländer haben eine so große Vorliebe für das Italienische, daß wir längs der Nordsee und dem Kanal unsere Häuser ungefähr so wie die Häuser längs dem genuesischen oder neapolitanischen Golf bauen. Dadurch erreichen wir, daß wir im Winter frieren, ohne daß unsere Sommerwärme auf diese Weise vermehrt wird. Diese Nacht war indeß mild. Ich zündete meine kleine Künstlerpfeife an, nahm einen Stuhl und setzte mich mitten in den Mondschein hinein, der wie ein stiller Strom unter meinen Füßen hinzufließen schien. Ich sah zu dem alten bleichen Träumer in den Wolken hinauf; er sah wieder zu mir nieder und lächelte auf eine eigene verschmitzte Weise, als ob er mir etwas zu sagen habe, aber mit der Sprache nicht heraus wolle. Ich begann ernstlich an Italien zu denken, an ein Atelier in Rom mit einer großen Bestellung auf dem Modellirbocke und an ein kleines reizendes Wesen, das mit einem Staubbesen in der Hand sich über meine Achsel lehnte und mir die liebenswürdige Mittheilung machte, daß ich eigentlich ein abscheulicher Mensch sei, daß ich aber doch einen Kuß verdient habe.

In demselben Moment fühlte ich eine Hand an meiner Schulter und als ich mich überrascht umdrehte, sah ich Andrew vor mir stehen. Ich brauchte sein Gesicht gar nicht zu studiren, um darüber zur Gewißheit zu kommen, was inzwischen mit ihm vorgegangen.

„Du hast sie, alter Junge! Sie ist Dein!" rief ich und walzte mit ihm im Zimmer herum.

Er machte sich behutsam von meinem Griffe frei, drückte verschiedene Male meine Hand und warf sich dann aufs Bett, wo er eine ganze Zeit unbeweglich und still lag, die Hände vor den Augen wie ein Mensch, der etwas fest und unerschütterlich in sein Gedächtniß einprägen will und es nicht übers Herz bringen kann, es Einem, der weniger lebendig fühlt, als er selbst, anzuvertrauen.

Aber eine Weile später erzählte er. Er kam mir dabei ganz verwandelt vor. Sonst war es seine Gewohnheit, wenn sein Inneres recht bewegt war, nach Worten zu suchen, oder wie ich anders sagen könnte, zu stammeln. Der brausende Strom von Worten aber, der ihm in diesem Augenblick von den Lippen floß, machte mich ganz wirr; er riß ihn mit sich fort, ohne daß er, wie ich überzeugt bin, von der in ihm gährenden Bewegung sich Rechenschaft geben konnte. Er sprang mehrmals auf, ging quer übers Zimmer und warf sich dann — er, der sonst zu solchen Excentricitäten gar nicht geneigt war — auf dem Balkon auf die Kniee und drückte seine Stirn an das Eisenwerk. Nach und nach wurde er ruhiger. Ich fing an, Marys Schönheit und Anmuth aus vollem Herzen zu loben. Er lächelte übers ganze Gesicht und theilte mir vertraulich mit, wie er sich nun mit den Arbeiten, die er unter den Fingern habe, plagen und anstrengen wolle, um mit ihr nach Italien reisen zu können. Da werde er sich ein hübsches Atelier schaffen und einzig und allein seiner Liebe und seiner Kunst leben.

„Ja, Du bist des Glückes Liebling!" rief ich. „Du hast Bestellungen vollauf und durch mich hast Du das schönste Mädchen als Zugabe erhalten."

„Durch Dich?"

„Ja, durch wen sonst? Aber Du bist ein Mann, der das Alles

verdient. Und nun werde ich Dir sagen, was ich will. Ich will brevi manu morgen hingehen und um die Jüngste freien; sie nimmt mich sofort, darauf kann ich schwören!"

Er lachte wie besessen. „Nein, Eduard", antwortete er, „das thust Du nicht. Ich kenne Dich. Aber nach Rom oder Neapel wirst Du kommen und uns besuchen."

„Und die Kinder wiegen!"

„Du bist ein unverbesserlicher Spötter. Gute Nacht! Vergiß das Licht nicht auszulöschen, sonst brennen wir Beide noch einmal ab."

„Ach, nun ist unsere Schlafkamerschaft bald vorbei: Gute Nacht, Andrew! Träume süß!"

Ich hatte wohl kaum nöthig, meinem Freunde einen angenehmen Traum zu wünschen. Was mich anging, so blieb ich auch diesmal meiner alten Unsitte treu, noch eine Zeit lang zu lesen. Ich nahm mir — die Situation, in der ich mich befand, war ja ganz danach angethan — Romeo und Julie zur Hand. Indeß langweilte mich das nach und nach. Ich bin einmal nicht für das Sentimentale. Mir gefällt Mercutio und Benrolio besser, als Romeo und Lorenzo. Ich räume ein, daß Romeo ein ausgezeichneter Mensch ist, und theile in dieser Hinsicht ganz die Ansicht der alten Amme Anne, ich halte Julie für ein prächtiges, reizendes Mädchen, deren Liebhaber ich sogar zu beneiden im Stande wäre, aber sie reden mir zu viel, viel zu viel. Und dann der schrecklich traurige Schluß! Das nicht allein! Wenn sie nun am Leben geblieben wäre und Julie Familie gehabt hätte und Romeo der Familienfreuden überdrüssig geworden wäre! In der That, es ist ganz gut, daß das Stück da endet, wo eigentlich das Leben erst beginnen sollte!

Ich las noch ein Kapitel in Tom Jonas von Fielding und sank in Schlaf. Ob ich das Licht auslöschte, weiß ich wahrhaftig nicht! Dagegen erinnere ich mich, daß ich träumte, ich habe mich mit der Jüngsten verheirathet und ich bewohnte ein Atelier in Rom, geradeüber von meinem verehrten Schwager und meiner entzückenden Schwägerin. Andrew hatte stets vornehmen Besuch, massenhafte Bestellungen und keine Kinder. Mir machten nur Leute Visite, die mir Geld abborgen wollten; ich modellirte beständig meine Frau, die mir beständig Kinder schenkte, ich modellirte des Weiteren all' unsere Kinder und stellte sie aus, aber kein Mensch kaufte sie.

Ich war sehr unglücklich.

Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich das Freien am nächsten Tage unterließ.

* * *

Andrew und Miß Mary machten Hochzeit und reisten nach Italien. Ich hatte nun unser altes Atelier für mich allein und arbeitete fleißig. nur ab und zu fuhr ich, um mich zu erholen, nach Margate hinaus, r ich mit den beiden Mädchen, die ich scherzhaft meine Schwägerinn nannte, lustige Stunden verbrachte und zuweilen auch Briefe aus Ro vorlesen hörte. Diese Briefe waren anfänglich für mich kaum genießba Weiter nichts als Duft und Sonnenschein und Freude und Herrlichke Aber mit der Zeit fingen sie an, mich zu interessiren. Ich habe nämli eine ganz feine Nase. Ich bekam heraus, daß Etwas in dem neuen Eh

bunde nicht ganz ſtimmte. Aber wo ſtak dies Etwas? Ich kannte Andrew von in- und auswendig, da war nicht eine verborgene Falte in ſeinem vortrefflichen Herzen, nicht ein Flecken auf ſeiner Seele. Und ſeine Frau? Ich würde, wenn ſie nicht gerade ein Weib geweſen wäre, glühendes Eiſen auf die Reinheit ihres Charakters, auf ihre völlige Unbeſcholtenheit, in die Hand genommen haben. Aber ſie war ein Weib, und ein ſehr ſchönes Weib! Hm! Es iſt eine eigene Sache um ein junges, ſchönes Weib, das zugleich Frau, Gattin iſt. Ich bin natürlicherweiſe in ſolchen Dingen nicht unerfahren, wie ſich das ja von ſelbſt verſteht, wenn man 35 Jahre und Künſtler iſt. Eines Tages alſo ſetzte ich mir ein ernſthaftes Geſicht auf und zog die Nächſtälteſte der beiden „nachſitzenden" Mädchen in mein Vertrauen. Niemals in meinem Leben habe ich geſehen, daß eine Schweſter die andere ſo tapfer und begeiſtert vertheidigte, als es hier geſchah. Nein, ich Dummkopf, wie konnte ich bezüglich der beiden jungen Eheleute einen Grund zur Angſt finden? Meines Freundes Frau wurde mir nun doppelt lieb, weil ich bei meinen eingehenden Unterſuchungen, die ich anſtellte, die Skepſis nun immer mehr und mehr in die Flucht jagen mußt, der wir Männer bei unſeren mannigfachen Beobachtungen und Erfahrungen nur allzuleicht verfallen. Nein, Mary war ein Muſter von einer Hausfrau, nicht ein Tropfen unreinen Evablutes rann in ihren Adern; aber wo war die Schlange in dieſem von allen äußeren Verhältniſſen ſo begünſtigten Paradieſe? Eine Schlange war darin, wenn auch eine noch ſo kleine. Eine Blindſchleiche kann ja Verdruß erregen, wenigſtens kann ſie bei einer zu zart angelegten Natur Angſt und Furcht hervorbringen.

Ich fand keine Blindſchleiche, wie eifrig ich auch ſuchte. Mittlerweile wurde ich mit meiner Arbeit fertig und erwarb mir dadurch ein ausreichendes Reiſeſtipendium, um nach Italien gehen zu können. Wunderlich genug, in der letzten Zeit hatte ich mit beklommener Hoffnung an die Möglichkeit gedacht, in das Land meiner Sehnſucht zu kommen. Zuerſt hatte ich mich wie ein Kind darauf gefreut, Andrew wiederſehen zu können, und jetzt, da ich abreiſen ſollte, hielt mich ein gewiſſes Etwas zurück. Ich konnte mir's indeß nicht verbergen, die Urſache war — die Blindſchleiche. Wenn ich nun wirklich irgend eine Schwäche, einen Fehler, ein Verſehen bei einem der beiden Menſchen entdeckte, die ich ſo hoch ſchätzte, für die ich eine ſo beſondere Werthſchätzung hatte! Nein, ich blieb da, wenigſtens vorläufig.

Als ich mich dazu entſchloſſen hatte, brachte mir der Poſtbote einen Brief von Andrew. Ich öffnete ihn und ſah, daß er in großer Eile geſchrieben war. Er bat mich, ihm eine paſſende Wohnung mit Atelier in der Nähe von London zu miethen. Seine Frau hielte das römiſche Klima nicht aus und ſehne ſich nach ihrer Familie. Lord N. habe eine große Beſtellung bei ihm gemacht, welche er in Marmor ausführen und deſſen Bibliothek auf der Villa bei Newgarden aufſtellen ſolle. Der Brief ſchloß mit einem Gruße von der jungen Frau. Das war Alles!

Ich miethete ein niedliches kleines Haus und richtete Andrew ein Atelier recht wie er es nur wünſchen konnte, ein. Ich umgab ſeine Pfeiler mit Epheuranken und ließ mein Relief in die Wand einmauern.

Einige ehemalige Akademiekameraden decorirten die Eßſtube und das Schlafzimmer ſo reizend und geſchmackvoll als nur möglich.

Nachdem das Alles in Ordnung gebracht war, erhielt ich von Dover eine Depesche, daß er mit dem Abendzuge ankomme, und begab mich nach der Victoria-Station, um ihn dort in Empfang zu nehmen.

Ich versichere Sie, mein Herz klopfte mir wie einem Schulknaben als ich die schrille Pfeife der Locomotive hörte und sie selbst, schwarz und rußig, längs des Perrons daherfahren sah. Die Coupéthüren wurden geöffnet und Andrew sprang aus seinem Wagen heraus und hob seine Frau über den Tritt hinweg. In diesem Augenblick, als ich sie in seinen Armen erblickte und sie beide lächelten und mir zunickten, vergaß ich vollständig all meine Befürchtungen. Ich drückte seine und ihre Hände, eine Menge Fragen und Antworten wurden in der Hast ausgewechselt, dann packte ich sie beide, ermüdet wie sie waren, in ein Cab, in dem sie nach ihrem neuen Asyl fuhren.

In der besten Stimmung von der Welt begab ich mich am nächsten Vormittag zu ihnen. Sie, Andrews Frau, sah ganz strahlend aus, als sie, am Tischende stehend, uns den Kaffee servirte. Die Sonne hatte ihren Teint ein wenig gebräunt, ihre Figur hatte sich anscheinend zu noch schönerem Ebenmaß entwickelt, jede ihrer Bewegungen war wie voraus überlegt und doch leuchtete aus Allem der vollständige Mangel an Bewußtsein, bezüglich der Verschwendung von Grazie und plastischen Vollkommenheit heraus, womit die Natur sie ausgeschmückt hatte. Ich seufzte unwillkürlich.

„Fehlt Ihnen Etwas?" sagte sie mit wundervollem Lächeln.

„Nein", platzte ich heraus, „es scheint mir nur, daß Sie noch reizender geworden!"

Wie naiv und herzlich diese Bemerkung auch war, sie gefiel ihr offenbar nicht. Ich entdeckte in ihrem Auge einen Ausdruck, wie ich ihn bei der Boottour bemerkt hatte.

Indeß so leicht verblüffen lasse ich mich nicht. Andrew hatte sich von seinem Stuhl erhoben, um sich, wenn mir recht ist, einen Eierbecher zu holen.

„Na, alter Freund", rief ich, „Du bist wohl noch so verliebt in Mrs. Mary, wie Du es in Margate in Miß W. warst?"

Er antwortete mir nicht. Er stand, den Eierbecher in der einen Hand und die andere seinem jungen hübschen Frauchen entgegenstreckend, stumm und schweigsam da, ganz wie ein zärtlicher Liebhaber.

Frau M. rührte sich nicht von der Stelle. Ueber den Tisch gebeugt, sagte sie mit einem auf ihre Worte gelegten bedeutsamen Nachdruck:

„Ich glaube, daß Andrew seine Kunst seiner Gattin vorzieht!"

Ich muß gestehen, ich war überrascht. Aber ich nahm mich zusammen und sagte lachend: „Ei, Sie sind eifersüchtig auf seine Kunst? Das ist nicht hübsch, Mrs. M. Reichen Sie ihm gleich Ihre kleine, zierliche Hand. Ich stehe für Andrew ein. Sehen Sie nur, wie still selig er Sie bewundert!"

„Sie stehen für ihn ein?" Sie brach ab und ließ ihren Blick, der auf mich gerichtet gewesen war, über ihren Mann hingleiten. Dieser Blick war auf ein Mal ängstlich und kalt, er enthielt einen Vorwurf und ich bemerkte eine Thräne unter ihrer Wimper hervorschimmern. Ich fühlte, daß ich ein gefährliches Thema angeschlagen hatte. Aber ich gab

nichts verloren. „Mein liebes Frauchen“, ſagte ich lachend, „das erinnert mich ja faſt an die Situation im Boote. Wiſſen Sie noch? Und ich repitirte:

Das Feuer, das im Aug' Dir brennt,
Ich mag es nicht verſtehn.“

Es entſtand eine peinliche Stille. Es kam mir ſo vor, als ob ich in meinem Manöver nicht gerade glücklich geweſen. Solche Pauſen gehen indeß vorüber. Die Unterhaltung kam wieder in Gang, wenn auch in einen etwas ſchleppenden. Ich fing von gemeinſamen Freunden und Bekannten zu plaudern an, erwähnte, was ſie arbeiteten, und gab meiner Zunge die größte Freiheit. „Apropos, Andrew“, rief ich plötzlich. „Du haſt mir ja ganz zu erzählen vergeſſen, was das für eine Beſtellung war, die Lord N. bei Dir gemacht!“

„Ach, richtig! Das war — das war — eine Najade.“ Er ſtieß das letzte Wort faſt zornig heraus.

Ich ſtarrte verwundert nach ihm hin.

Seine Frau war von ihrem Platze aufgeſtanden.

„Eine Najade?“ wiederholte ich.

Sie hielt ein Moment lang ihre Hand an der Stuhllehne, dann nahm ſie ein Taſchentuch vor die Augen und ging langſam aus dem Zimmer. Andrew hatte ſich zurückgelehnt. In ſeinem Geſicht lag der Ausdruck tiefer Sorge und Rathloſigkeit.

„Aber, liebſter, beſter Freund!“ redete ich ihn an, „was bedeutet denn das Alles?“

„Rege Dich deshalb nicht auf“, ſagte er mit ſeiner weichen Stimme, „Meine Frau iſt etwas nervös, ſiehſt Du; Sie hat es nicht gern, daß ich ſo viel arbeite. Aber ſo lange man jung iſt und Glück hat, muß man fleißig ſein! Was bleibt mir denn auch übrig, man drängt mich von allen Seiten und man bezahlt mich vorzüglich. So habe ich erſt kürzlich meine Aphrodite Anadyomene dem polniſchen Grafen Schukolsky für einen ſehr hohen Preis verkauft. Ja, ich war eine Zeitlang ſo von Leuten in Anſpruch genommen, daß ich mich — einſchließen mußte. Da glaubt denn meine Frau, daß meine Geſundheit darunter leide. Ja, du begreifſt das nicht, aber ſie iſt ſo beſorgt um mich! Kurz geſagt, mir iſt ein ähnliches Weib, was Zärtlichkeit anbetrifft, noch gar nicht vorgekommen. Ach, ſie iſt heinreißend, aber zugleich wie ein Kind noch, weißt Du, wie ein Kind. Komm, alter Freund, laß uns ihre Geſundheit in dieſem Sherry trinken. Er iſt echt und unverfälſcht, wie ſie ſelbſt!“

Ich trank, aber mit innerlichem Kopfſchütteln, auf das Wohl der jungen Frau. Ja, gewiß war ſie hinreißend, und ich mußte mir ſelbſt ſagen, daß man bei ſoviel Schönheit ſchon einige Launen mit in den Kauf nehmen könne. Und doch, ich fing an, mich als Garçon glücklich zu fühlen. All' ſeine ſpringenden und haſtig herausgeſtoßenen Sätze hatten trotz ihrer Dunkelheit mir einen Fingerzeig gegeben, und dieſer Fingerzeig deutete auf meine Freiheit, auf meine Unbeweibtheit hin. Ich konnte doch handeln wie ich wollte, und wenn ich meine Handlungen gegenüber meinem Gewiſſen zu vertheidigen vermochte, ſo gab es keine höhere Inſtanz für mich, der ich darüber Rechenſchaft zu geben

schuldig war. Ebenso war ich der Gefahr nicht ausgesetzt, mißverstanden zu werden.

Ich ging bald nachher.

Ich kam und ging dann noch ein paar Male, aber immer schien es mir, daß ich keinen Grund hätte, ihn zu beneiden.

Die Saiten, die bei meinem ersten Besuch so mißtönend geschnurrt hatten, wurden zwar niemals mehr berührt, aber die Thatsache, daß es zwischen den beiden jungen Leuten Etwas gab, an dem man nicht rühren durfte, war doch eben schlimm genug.

Andrew arbeitete zwar stets in seinem Atelier, aber es schien mir, als ob er mit seiner Arbeit nicht recht vorwärts komme. Seine Frau sah ich nie dort. Eines Tages stand eine Skizze in Thon auf dem Modellirbock, welche die Najade vorstellte. Ich drückte ihm meine Freude über die prächtige Anlage aus. Er lächelte, fuhr sich in die Haare und warf flüchtig hin:

„Meine Frau kann die Skizze nicht leiden!"

„Nun, und was hat sie dagegen einzuwenden?"

„Sie kann überhaupt meine weiblichen Figuren nicht ausstehen; wahrscheinlich ist das eine Eigenthümlichkeit ihres Geschlechts."

„Nicht möglich!" erwiederte ich trocken. „Hast Du schon an ein Modell gedacht, welches Du zu dieser Figur brauchen willst?"

Er sah wie unsicher um sich her, nahm dann, wie er die Gewohnheit hatte, einen meiner Rockknöpfe zwischen die Finger und sagte: „Höre, Eduard, Du willst ja in der nächsten Woche reisen und Du sagtest gestern, Du brauchtest Dein Atelier nicht mehr. Laß mich meine Najade dort machen und verschaffe mir ein Modell, von dem Du meinst, daß es für meine Zwecke geeignet ist. Ich habe die alten Adressen nicht mehr im Kopfe."

„Herzlich gern! Du kannst übersiedeln wann Du willst, und das Modell sollst Du ganz nach Wunsch erhalten."

Den andern Tag arbeitete Andrew in meinem Atelier. Ich hatte ihm zum Modell ein junges Mädchen besorgt, welches von einem meiner Freunde, einem Maler, zu einem großen Bilde benutzt worden war, die Kleopatra vorstellend, wie sie dem Antonius in all ihrer blendenden Schönheit entgegensegelt.

Einige Abende nachher besuchte ich Andrew, aber zufälligerweise etwas später, als sonst. Er saß in der Eßstube allein, die Lampe vor sich. Das Tischtuch war noch nicht weggenommen. Er stützte die eine Hand unter seine Knie und ließ die Gabel mechanisch auf dem Teller hin und her gleiten. Er sah bleich und bekümmert aus.

„Bist Du nicht wohl, Andrew?" sagte ich.

„O danke, sehr wohl! Meine Frau dagegen war nicht recht munter und hat sich deshalb schon zur Ruhe begeben. Setz' Dich nieder, trink' eine Tasse Thee!"

Ich trank und aß schweigsam und er sah eben so schweigsam zu. Dann kam das Mädchen und räumte den Tisch ab, um uns bei einem Glase Grog allein zu lassen.

„Nun, wie steht es mit der Najade?"

„Ah — ja!"

„Bist Du mit Deinem Modell zufrieden?"

„Nun, es geht an. Ich habe schon bessere gehabt."

„In Rom?"

„Ja, in Rom! Ich hatte zu meiner Aphrodite Anadyomene eine junge Wittwe. Ihr Mann war unter Garibaldi gefallen. Sie besaß außerordentliche Schönheit, aber ich hatte Malheur mit ihr.

„Malheur?"

„Ja, sie verliebte sich in mich und sagte mir's frisch heraus."

„Ei was! und Du?"

„Nun, ich war doch der Gatte meiner lieben Mary."

Er sah, als er das sagte, unschuldig wie ein Kind aus. Seine Augen glänzten mir treuherzig beim traulichen Lampenlichte entgegen und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Ich machte ihr die Nothwendigkeit klar, daß sie ihren Gefühlen eine Fessel, einen Zaum anlegen müsse, wenn sie noch weiter mein Modell bleiben wolle, denn es gäbe in der Welt nichts, was ich so innig wie meine Frau zu lieben im Stande sei!"

„Aber warum wiesest Du sie nicht lieber bald aus Deinem Atelier?"

„Weil sie von selbst ging."

„Sie ging selbst?"

„Ja, wie eine gekränkte Königin. Du hättest sie nur sehen sollen! In der Thür wandte sie sich um und drohte, sie werde meine Frau umbringen."

„Entsetzlich! Und was thatest Du?"

„Ich ergriff sie bei ihrem Handgelenk und schwur ihr, daß ich ihr mit einem Steine den Schädel zerschmettern würde, wenn sie nur wagen sollte, Böses gegen mein Weib im Schilde zu führen. Darauf ging sie zur Polizei und klagte mich wegen eines Attentats auf ihre Ehre an."

Ich rückte meinen Stuhl etwas näher und sagte: „Aber, mein Gott was erzählst Du da? Was geschah weiter? Erfuhr es Deine Frau?"

„Von diesem Letzteren bekam sie glücklicherweise keine Kunde. Ich erhielt Ordre, bei einem Polizeibeamten zu erscheinen, und ging zu ihm in Begleitung eines Attachés unsrer Gesandtschaft. Ich erklärte, wie Alles zusammenhinge, und wollte gern meine Aussage mit einem Eide bekräftigen. Dann wurde die junge Wittwe vernommen. Sie blieb fest bei ihrer Behauptung und stierte mit ihren großen schwarzen Augen beständig nach mir hin, als wenn sie sich über mich werfen und mich mit ihren Händen in Stücken reißen wollte. Dann sprach der Diplomat mit dem Polizeibeamten und die Sache war abgemacht. Sie wurde zu einigen Wochen Gefängniß verurtheilt und ich ging nach Recht und Gerechtigkeit frei aus. Als die Gendarmen sie abführen wollten, riß sie sich los, stürzte nach mir hin, warf sich vor meine Füße und bat mich unter einem Strome von Thränen, daß ich sie doch nur als Dienstmagd behalten möchte. Sie könne das Leben ohne mich nicht ertragen, und im Gefängniß würde sie's auch nicht aushalten, nicht eine Stunde lang, denn da laure der böse Geist auf sie. Ich wußte wahrhaftig nicht, was ich thun sollte. Der Diplomat bezahlte eine Caution für ihre Freilassung, sie wurde, schluchzend und jammernd, hinausgebracht. Aber als ich in eine Droschke sprang, wollte sie absolut mit hinein. Ich mußte sie hart zurückstoßen, so schwer mir's auch fiel.

Ich schloß mich mehrere Tage ein und gab Unpäßlichkeit vor. Meine Frau war natürlich zärtlich besorgt, um mich zu pflegen; aber wie ich auch darauf bedacht war, zu schweigen, etwas von der Geschichte bekam sie doch zu wissen. Von der Zeit an hatte sie eine Antipathie gegen meine weiblichen Figuren."

Ich resumirte Alles, was ich gehört hatte. „Nun, und die Wittwe", sagte ich, „was ist aus ihr geworden?"

„Sie wurde einige Zeit nachher aus der Tiber gezogen."

„Ging Dir das nicht nahe? Hast Du nicht manchmal noch an das leidenschaftliche Weib gedacht?"

„Ich habe geliebt und liebe auch jetzt keinen Menschen mehr, als meine Mary. Ihr gegenüber schwindet Alles in nichts."

Ich sah meinen Freund fest an. Es brannte eine Glut in seinem Auge, wie ich mich erinnere, sie niemals bei einem Manne beobachtet zu haben. Ich konnte einen Seufzer nicht unterdrücken. „Höre, Andrew", sagte ich dann weiter, „weshalb hast Du, der Du ja die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit selbst bist, Deine Frau nicht schon lange in diese ganze Geschichte eingeweiht? Und weshalb machst Du ihr nicht begreiflich, was jeder Neophit in der Kunst weiß, daß ein Modell für den wahren Künstler sich nur dadurch von der Thonfigur unterscheidet, daß sie sich nicht auf Commando bewegen kann? Es ist ja doch Deine Frau, der Du das sagst!" Andrew schützte die Hände vors Gesicht und sah zu mir über den Tisch herüber mit einem seltsamen Ausdruck. Das Blut stieg ihm gewaltsam zu Kopfe, er öffnete die Lippen halb, wie um zu sprechen, dann erhob er sich plötzlich mit einem bedauerlichen Achselzucken, schob den Stuhl zurück und sagte: Sprechen wir von Deiner Reise, Edward!"

Den nächsten Morgen ging ich zeitig aus. Ich hatte eine Zeichnung in meinem Atelier vergessen, welche ich, bevor Andrew kam, abholen wollte. Dasselbe befand sich in einem altfränkischen Hause mit tiefen Fensternischen. Der Corridor, der zu ihm führte, machte einen Winkel. Während ich nun um die Ecke biegen wollte, hörte ich zwei Frauenstimmen, an denen ich die eine als die von Mary erkannte. Was konnten die miteinander haben? Ich sprang, einer unwillkürlichen Eingebung folgend, in die Fensternische, wo eine gegenüberliegende hohe Mauer nur dürftiges Tageslicht eindringen ließ. Zwei Frauengestalten von derselben Höhe gingen an mir vorüber und blieben in einiger Entfernung von mir stehen. Ich horchte und war ganz sicher in meiner Sache; die eine war die Frau meines Freundes. „Mein Mann hat mir aufgetragen", sagte sie, „Ihnen mitzutheilen, daß Sie nicht mehr zu kommen brauchen. Er hat ein anderes Modell gefunden. Hier ist Ihr Honorar für den Monat. Wenn es etwas über die Taxe ist, so können Sie es behalten." Ich hörte eine Stimme murmeln, darauf eine kurze, abfertigende Erwiderung und den Klang von Geldstücken. Ich hörte ferner einen Frauenschritt, er entfernte sich, und endlich elastischere und knirrendere Schritte, die sich näherten. Ich drückte mich in meinen Winkel hinein und sah Mrs. Mary eilig an mir vorüberhuschen. Dann hörte ich die Thür zu meinem Atelier öffnen und wieder schließen.

Ich wartete eine Minute und schlich mich auf den Zehenspitzen bis zur Atelierthür hin. Die kleine Papptafel mit dem darauf geschriebenen

Modell hing an der Thür. Ich wandte mich, um den Corridor entlang zu gehen, als ich plötzlich Fußtritte im Gange hörte. Ich wollte natürlicherweise nun unter keinen Umständen gesehen werden, flüchtete deshalb wieder in meine Nische und sah nun Andrew an mir vorübergehen. Ich hörte ihn den verabredeten Modellschlag an die Thür thun und hineingehen. Dann schöpfte ich ungeheuer erleichtert Luft und begab mich auf die Straße.

Der Tag wurde mir lang. Ich trieb mich am Flusse umher, ich amüsirte mich in der Thomasstreet so gut es ging über die Apfelsinverkäufer, über die schmutzigen Jungen, die nach Geld fischten, über Schiffer, Juden, Droschkenkutscher und Spitzbuben, über berauschte Dirnen, über allerhand Galgenphysiognomieen, kurz über den ganzen Mob Londons, der gerade nicht besonders lustig anzusehen ist. Endlich wurde es Abend, ich nahm ein Gefährt und fuhr zu Andrew.

Ich blieb einen Augenblick im Entree stehen. Wenn ich ihn nur jetzt allein antreffen könnte!

Er war richtig im Speisezimmer allein. Aber welcher Unterschied gegen gestern Abend. Das Tuch war vom Tisch genommen. Aepfel und Nüsse standen da und eine angebrochene Flasche Wein. Er selbst ging auf und ab, wie ich merkte, in freudiger Bewegung. Wie er dann mir entgegenschnurrte und rundum mit mir tanzte, dachte ich lebhaft an meine Kindheit, an den Weihnachtsabend, wenn die Thür endlich aufging und wir hineinstürmten in die Herrlichkeit der Herrlichkeiten.

„Das ist reizend, daß Du kommst, Edward! Ich hätte längst einen Boten nach Dir abgesandt, aber Ihr Junggesellen seid ja zu dieser Zeit nicht anzutreffen. Setz' Dich nieder und trink ein Glas Wein!"

Er erzählte ganz athemlos, goß den Wein in der Hast übers Glas weg, lachte, reichte mir den Pfropfenzieher anstatt des Nußknackers, bat um Verzeihung, setzte sich nieder und sah mich an.

„Hast Du eine neue Bestellung erhalten, Andrew?" frug ich ihn und klang mit ihm an.

„Ach, der Teufel hole die Bestellungen. Er rückte den Stuhl ganz dicht an mich heran, begann an meinem Rockknopfe zu drehen und erzählte dann: „Edward, Du bist mein liebster, mein einziger Freund; Du sollst Alles erfahren! Ich habe ein neues Modell gefunden!"

„Wetter! Doch nicht etwa eine junge Wittwe?"

„Nein, sogar eine verheirathete Frau!"

„Das läßt sich hören. Ich glaubte bisher, daß nur Canova darin Glück gehabt. Du wirst, meiner Seele! noch ihn und den Thorwaldsen ausstechen!"

„Ich spreche im Ernst, Edward. Es ist das reizendste Modell, welches ich je gesehen habe. Und was noch mehr ist, ich kann es immer für meine künstlerischen Aufgaben benutzen."

„Hm!"

„Es ist ein süßes Weib, Edward!"

Ich gab den im höchsten Grade Ueberraschten so naturgetreu, daß er eine Pause in seiner Erzählung machte. Dann aber kam die ganze Geschichte.

„Edward, ich würde keinem andern Menschen etwas sagen, als Dir! Als ich gestern Abend das Eisen zu schmieden anfing, fühlte ich, wie nothwendig es für mich sei, einen Menschen zu haben, dem ich mein ganzes, volles Vertrauen entgegenbringen könne. Hör' nun! Ich komme morgens zur gewöhnlichen Zeit nach meinem Atelier. Ich sehe an der Thür, daß das Modell da ist, ich gehe also hinein und gleich zu meiner Figur, die ich so nahe als möglich zum großen Fenster gerückt hatte. Ich deckte sie ab und rief dem Modell, welches ich hinter der spanischen Wand sich bewegen hörte, zu, daß es einen Moment warten solle, weil ich noch etwas Thon zusammenzustampfen habe. Ich arbeitete gerade an der Rückenseite und in dieser Stellung stand die Figur mit der Frontseite gegen die Tiefe des Zimmers gerichtet. Ich stellte mich zwischen das Fenster und den Modellirbock und begann dann ein wenig Thon auf die Schulterblattpartie zu legen, welche ich noch etwas voller haben wollte. Du kennst ja Dein Atelier. Ich hatte eine längliche Kiste aufgerichtet, welche das Klippenstück vorstellen sollte, um welches die Najade ihren rechten Arm schlingt. Dann ersuchte ich mein Modell in der Stellung von gestern, den Rücken gegen mich gewandt, vorzutreten, und im selben Augenblick fällt mir etwas von meinem Geräth auf die Diele. Ich bücke mich danach und als ich wieder nach meinem Modell sah, steht es schon nach meiner Anordnung mit dem Rücken gegen mich zugewandt, mit dem rechten Arm auf dem improvisirten Klippenstück ruhend. Ich beginne zu modelliren, aber ich kann aus meiner Arbeit von vorigen Tagen nicht recht klug werden. Sie entsprach gar nicht der Figur, die ich vor mir hatte. Die Linien kamen mir plötzlich unschön vor, die Bewegungen des Nackens waren zu dürftig, die Rundung der Schultern nicht graciös genug. Der Rücken sollte mehr schwellen, der Arm feiner, der Ellbogen fester, das Handgelenk eleganter sein. So wie ich das Modell vor mir hatte, sollte meine Najade werden. Ich wurde ungeduldig, ich murmelte etwas vor mich hin, ich machte in meinem Eifer ein paar Schritte durch das Atelier. Es kam mir vor, als ob mein Modell sich rühre. Sonst war es eben meine Gewohnheit nicht, viel mit meinen Modellen zu sprechen. Aber nun ging ich zu meinem Modellirblock zurück und rief dem jungen Weibe ängstlich zu, sie solle sich nicht bewegen, so wie sie heute stände, stände sie vortrefflich, gestern wäre ich nicht recht aufgelegt gewesen und deshalb gäbe es Manches zu ändern. Ich arbeitete dann, als ob es mein Leben gelte. Seit langer, langer Zeit hatte ich nie eine so vortreffliche Stimmung gehabt und ich mußte sie ausnutzen. Ich muß hier anführen, daß zwischen mir und meiner Frau ein großer Meinungsunterschied bezüglich meiner künstlerischen Verve herrschte. Noch am vorhergehenden Abend, lieber Freund, hatten wir, gerade bevor Du kamst, eine von diesen peinlichen Debatten gehabt über — nun, Du verstehst mich wohl. Meine Frau, die den Inbegriff aller weiblichen Schamhaftigkeit bis zu ihren allerzartesten Consequenzen bildet, kann sich nicht denken, daß der Künstler gegenüber dem Unverhüllten bei seinem Modell unberührt zu bleiben vermag, oder wenn sie sich das denken kann, so regt sie das Gefühl heftig auf, daß es junge Wesen giebt, die sich einen Lebensberuf daraus machen, ihre Formen zur Schau zu stellen. Wie alle Frauen, welche ihre äußeren Verhältnisse im Leben gnädig beschützt haben, ist sie bis zur Ungerechtigkeit

ſtreng gegenüber jenen unglücklichen Geſchöpfen, die Noth oder Leichtſinn und hundert andere verworrene Urſachen den vielfachen Gefahren ausgeſetzt haben, wie ſie der Kampf ums Daſein in ſeinem Gefolge hat. Aber genug davon! Ich vergaß bei meiner Arbeit alles das, was ſo oft meinen Humor, meine Energie niedergehalten und meine Inſpiration abgekühlt hatte. Ich war ſo thätig, wie nie. Ich warf die Blouſe, die Weſte ab. Der weiche Ton formte ſich willig unter dem ſtärkeren und ſchwächeren Drucke meiner Hand. Ich ſtarrte und ſtarrte auf dieſen entzückenden Rücken. Wo hatte ich doch meine Augen die vorhergehenden Tage gehabt? Er hob ſich wie Marmor gegen die ſchwarze beſtaubte Mauer ab. Und ich hatte dies Modell für ein mittelmäßiges erklärt. Es war ja ſchöner als ſelbſt meine Garibaldiſtenwittwe in Rom. Mein armes Modell in Rom! Ich ließ die Arme ſinken. Ich dachte an die ewige Stadt und — an meine Frau. Ob ſie wohl je meine Künſtlerbegeiſterung für prächtige Formen wird verſtehen lernen? Ich war reif genug, ich war ſelbſtbewußter Artiſt genug, um den Umfang und die Stärke meines Talents gehörig würdigen zu können. Das war diejenige weibliche Figur, die meinem Talent am meiſten entſprach. Da lag meine Stärke! Sollte ich vielleicht mein ganzes Leben lang von der Schwäche eines Weibes in meinem Können und Vollbringen behindert werden, von einem Weibe, das ich nur allzuſehr, allzu innig liebte? Nein, ich wollte arbeiten, arbeiten wie ein Löwe, und dieſe Figur ſollte zeigen, was ich vermöchte.

Ich nahm meine Uhr. Wars denn möglich, ſo viel Zeit war ſchon verfloſſen und mein Modell ſtand noch immer ohne Bewegung. „Sie werden nun wohl ruhen wollen", ſagte ich und griff nach meiner Blouſe. Mit einem Male hörte ich einen dumpfen Fall und einen kurzen Schrei. Ich ſprang eilig herzu, um dem überangeſtrengten armen Weibe zu helfen und da, Edward — ja, das war meine Frau, welche leichenblaß, ſchwer athmend vor mir lag. Ich deckte einen Teppich über ſie, küßte ihr weißes Geſicht viele hundert Male und war endlich ſo vernünftig, Waſſer herbeizuholen und es über ihre Wangen zu ſprengen. Sie ſchlug die Augen auf, umfaßte meinen Hals und liſpelte „Vergieb mir!" und darauf: „Geh, geh!"

Ich ſtellte mich gegen das Fenſter hin, ſah in den blauen Aether empor und verſuchte, meine Gedanken zu ſammeln. Und ich fühlte mich überglücklich; ich hatte meiner Kunſt ein neues herrliches Gebiet des Schaffens erobert!

Dann kam ſie angekleidet zu mir, noch etwas bleich und unſichern Trittes. Ich drückte ſie an meine Bruſt. Ihr Haupt an mich legend, flüſterte ſie nur: „Vergieb, vergieb mir!"

In dieſem Augenblick wurde die Thür geöffnet. Frau Mary ſtand auf der Schwelle, erſchreckt und ängſtlich. Sie wußte offenbar nicht, daß ich gekommen war.

„Mary", rief ihr Mann, „ich glaubte, Du hätteſt Dich etwas niedergelegt."

„Sie ſah ihn, dann mich an. Eine plötzliche Röthe flog über ihr Geſicht. Sie ſtürzte auf Andrew zu und legte ſich an ſeine Schulter. „Du haſt erzählt", ſagte ſie.

Dann erhob sie ihren Kopf und streckte bittend ihre Hand gegen mich aus. Ich küßte sie ihr ehrerbietigst.

Und Andrew sagte: „Er schweigt!"

* * *

Mein Freund sah von seinen Stiefelspitzen auf zu mir. „Es wird Sie kaum überraschen" bemerkte er dann, „wenn ich Ihnen mittheile, daß Andrew von der Stunde an fast ohne Ausnahme nur weibliche Figuren ausstellte. Eine gewisse Einförmigkeit macht sich allerdings in ihnen geltend; aber diese Einförmigkeit ist schön und Sie wissen, daß wir Engländer eine Specialität gern haben. Im Uebrigen brauche ich Sie wohl nicht darum zu bitten, daß Sie" —

„Das versteht sich von selbst. Ich betrachte das Ganze als mein Geheimniß!"

Lebensweisheit.

Wem die Götter sonniges Sein beschieden,
Dem verliehen Huld sie zugleich und Schönheit,
Daß sein Bild an jegliches Herz sich dränge,
Rasch es bezwingend.

Wehe Dir, o Sterbliche, der das Schicksal
Grausam jenes Zeichen der Gunst verweigert!
Schwere Kämpfe mußt Du besteh'n, um dennoch
Glücklich zu werden.

Ach, und hat den Frieden Dein Herz errungen
Spät und endlich: todt ist die Zeit der Rosen,
Nur das Laub der herbstlich entfärbten Bäume
Blieb Dir zum Kranze.

Nur wem Aphrodite das Haupt berührte,
Dem kränzt Eros lächelnd die vollen Locken;
Dir verging im Kampfe die Zeit, da Andre
Scherzen und lieben.

Doch vom Streit erstehe mit jungem Herzen,
Und was noch vom Leben Dir blieb, genieß es:
Lieb' die Schönheit glühend, wie sie Dich haßte: —
Das ist Versöhnung.

Leo Farm.

Der Aberglaube und die Wissenschaft.

Von Carl du Prel.

Daß Aberglaube und Wissenschaft in einem polaren Verhältniß zu einander stehen, daß sie vor einander zurückweichen, wie die Nacht vor dem Tage und umgekehrt, daß sie sich zu einander verhalten, wie zwei Schalen einer Wage, und das Steigen der einen genau dem Sinken der andern entspricht, dies ist die geläufige Meinung. Daß diese Meinung nicht ganz richtig ist, soll im Nachfolgenden aus Gründen der Logik, wie aus der Geschichte nachgewiesen werden. Es ist gut, von Zeit zu Zeit die Partei der Minorität zu ergreifen, oder vielmehr sich über beide zu stellen, da der Eifer der Parteien von jeher ein Hinderniß gerechter Abwägung gewesen ist. Daß in der Entwickelung der Ideen das treibende Moment von der Wissenschaft ausgeht, das retardirende Moment vom Aberglauben, dies ist allerdings die Regel; es ist aber schon sehr häufig der Fall gewesen, daß die Rollen vertauscht waren. Wenn ich nicht irre, so ist gerade unsere moderne Wissenschaft gar sehr im Begriff, in eine Art von Versteifung zu gerathen, die nur eine peripherische Erweiterung, aber keine centrale Vertiefung unseres Wissens mehr zulassen würde; damit würde aber die Wissenschaft selbst zu einer retardirenden Macht werden, daher der jetzige Zeitpunkt nicht ungeeignet zu sein scheint, auf diese Gefahr aufmerksam zu machen. Wirksamer aber kann das gewiß nicht geschehen, als durch den Nachweis, daß die Wissenschaft sogar vom Aberglauben gelernt hat, und noch weiter lernen kann.

Schon der Gründer unserer modernen Naturwissenschaft, Baco von Verulam, hat gesagt: „Es giebt auch einen Aberglauben beim Vermeiden des Aberglaubens, wenn die Menschen es nämlich für das Beste halten, sich so weit wie möglich von ihrem früheren Aberglauben zu entfernen.“ Diese Wahrnehmung ist aber jetzt, nachdem die Naturwissenschaft erstarkt ist, noch weit mehr am Platze, als sie es war zur Zeit, da ihre Grundsteine gelegt wurden. Es ist nun allerdings dafür gesorgt, daß auch diese Bäume nicht in den Himmel wachsen; im Reiche der Ideen tritt die Wahrheit niemals als das Resultat einer einzelnen enschaftlichen Parteirichtung zu Tage, sondern als die Resultate von a. So lange der Streit währt, glaubt jede Partei kurzsichtigerweise alleinberechtigte zu sein; ist er zu Ende, so erkennt man, daß Recht Unrecht auf beiden Seiten vorhanden waren. Im physischen Sinne, im psychischen, endet der Widerspruch divergirender Kräfte immer it, daß ungeahnt in einer dritten Richtung eine diagonale Kraft erint. Dies ist so sicher, daß bei jeder andern Entscheidung des Streifrüher oder später der Proceß wieder aufgenommen werden mußte.

Daß vom Streite der Meinungen unserer Tage dasselbe gilt, glaubt natürlich keine der Parteien; keine hat eine Ahnung davon, daß sie nur ein diagonales Resultat im Parallelogramm der geistigen Kräfte fördert; jede will vielmehr ausschließlich Recht behalten. Das Einzige, was sich thun läßt, um schon während des Streites die Besonnenheit zu fördern, ist, aus der Geschichte nachzuweisen, daß bisher wenigstens die Wahrheit immer aus der Vermittelung der Gegensätze entstand.

Es ereignet sich im Fortschritt des menschlichen Geistes, daß von Zeit zu Zeit Thatsachen ans Licht gebracht werden, die nicht nur einen neuen Wissenszweig begründen, sondern auch der herrschenden intellectuellen Zeitströmung ein Abweichen vom bisherigen Laufe aufnöthigen. Solche neu entdeckten Thatsachen sind — das lehrt die Geschichte — nicht immer, ja nicht einmal in den meisten Fällen von den wissenschaftlichen Autoritäten ausgegangen. Der Verlauf war sodann immer folgender: Anfänglich sträuben sich die Autoritäten, die Thatsache anzuerkennen, dann aber, wenn sie gezwungen sind, sie zuzugeben, nehmen sie sofort für sich allein das Recht der Erklärung in Anspruch. Das Urtheil, so sagen sie, kann nur dem Fachgelehrten zustehen. Nun liegt es aber auf der Hand, daß für eine Beobachtung, aus welcher eine neue Fachwissenschaft sich ergeben soll, eine Autorität aus bereits bestehenden Fächern gar keine Autorität ist. Vermeint sie es zu sein, dann wird sich immer ereignen, was bei der Entdeckung des Galvanismus geschah. Die Gelehrten legten an die große Entdeckung des Galvanismus den Maßstab der damaligen Fachwissenschaft, und da sich kein Platz darin fand, verspotteten sie Galvani als den Tanzmeister der Frösche.

Für eine neue Wissenschaft giebt es also keinen Fachmann. Das einzige Forum, vor welches eine neue Erscheinung gezogen werden darf, ist das Forum der Logik. Die Logik aber wird alsdann nur die eine Frage aufwerfen, ob die neue Beobachtung logisch möglich ist, ob in ihr ein logischer Widerspruch liegt oder nicht. Wenn also Jemand behauptet, er habe ein hölzernes Eisen gesehen, oder einen Kreis von ungleichen Radien, so wird die Logik a priori behaupten, das sei nicht möglich, denn in der Natur kann es keine Widersprüche geben, das Vorrecht hierzu besitzen ausschließlich die menschlichen Köpfe.

Die Logik ist aber die einzige Wissenschaft, in welcher der Aprioriismus berechtigt ist; sie allein darf die Frage aufwerfen und entscheiden, ob eine neu beobachtete Erscheinung möglich ist oder nicht. Für jede Fachwissenschaft dagegen ist ihre Entwickelungsfähigkeit gleichbedeutend mit ihrer Unfähigkeit zum Aprioriismus. Kein Fachmann vermag heute oder morgen zu sagen, welche Erscheinungen in seinem Fache noch Platz finden werden und welche nicht. Dies gilt aber auch von der Naturforschung im Ganzen; sie wäre erst dann befugt, über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer neuen Erscheinung zu urtheilen, wenn sie bereits alle Gesetze der Natur kennen würde. Dies ist keineswegs der Fall; wenn sie sich also trotzdem die Fähigkeit zum Aprioriismus zuspricht, so sollte sie wenigstens logisch genug sein, um ihre Entwickelungsunfähigkeit zuzugeben, welche ja nur die Kehrseite jener Fähigkeit ist. Sie behauptet aber gleichzeitig ihre aprioristischen Fähigkeiten und ihre Entwickelungsfähigkeit, und das ist sinnlos. Es gäbe ja gar keine Fortschritte de

menschlichen Geistes, wenn nicht aus dem großen Reservefond der Natur immer wieder neue Erscheinungen zur Beobachtung gelangten, welche vom Standpunkte der derzeitigen Kenntnisse der natürlichen Kräfte unmöglich wären. Diese Unmöglichkeit ist aber nur relativ, sie ist nur subjective Undenkbarkeit für die jeweilige Generation, darf aber nicht verwechselt werden mit absoluter, objectiver Unmöglichkeit. Objectiv unmöglich sind nur logische Widersprüche; diese allerdings können niemals real sein. Dagegen haben alle naturwissenschaftlichen Autoritäten zusammengenommen nicht das mindeste Recht, aprioristisch zu behaupten, daß die Sonne niemals im Westen aufgehen kann; denn dieses ist nicht unmöglich, mag auch die Wahrscheinlichkeit davon beliebig klein angenommen werden.

Arago sagt: „Wer, mit Ausnahme der rein mathematischen Wissenschaften, das Wort unmöglich ausspricht, ermangelt aller Vorsicht und Klugheit." Und der berühmte Laplace fügt hinzu: „Wir sind noch so entfernt von der Kenntniß aller Naturkräfte, daß es sehr wenig philosophisch sein würde, die Existenz von Erscheinungen einzig und allein deshalb zu verneinen, weil sie nach dem jetzigen Zustande unseres Wissens unerklärlich aussehen." Wenn die Wissenschaft von dieser Maxime abgeht und durch aprioristische Vorurtheile sich verblenden läßt, so geräth sie unvermeidlich auf Irrwege und Laplace selbst, wie wir gleich sehen werden, ist hierfür ein warnendes Beispiel geworden.

Daß also ein Eisen nicht hölzern sein kann, dies besagt das Apriori in unserer Vernunft; daß aber nur solche Erscheinungen wirklich sein können, welche uns Anfängern in der Naturerkenntniß möglich erscheinen, dies ist lediglich ein After-Apriori im Gehirn vieler Naturforscher. Diese Besonnenheit fehlt der Naturwissenschaft unserer Tage, und die Geschichte beweist, daß ihr diese Besonnenheit von jeher gefehlt hat. Jede neue Wahrheit hat sich von jeher gezwungen gesehen, gerade mit den Autoritäten der Wissenschaft den Kampf aufzunehmen. Als im Jahre 1802 die Akademie von Paris über die Möglichkeit von Meteorsteinfällen discutirte, decretirte sie deren Unmöglichkeit, und gerade Laplace verlachte es als einen Unsinn, daß Steine vom Himmel fallen könnten; sehr bald darauf aber, als hätte die Natur eine humoristische Laune, fielen im Departement Calvados deren einige Tausende herab. Dieselbe Akademie, welche 1748 den Magnetismus und das Hellsehen verwarf, mußte 1826 ihren Ausspruch zurücknehmen und das Hellsehen im somnambulen Schlafe anerkennen. Als der Geolog Boué 1823 im Schlamme des Rheins in einer Tiefe von 80 Fuß ein menschliches Skelet fand, wurde dasselbe dem berühmtesten Fachmann, Cuvier, zugesendet, der aber die Thatsache für so unglaublich hielt, daß er das Fossil bei Seite warf, so daß es verloren ging. Die Abhandlung von Pryssonell über die T erheit der Polypen wurde 1735 durch Réaumur unterdrückt. Der G rauch der China, der Pockenimpfung, der Blitzableiter und der T mpfmaschinen wurde von der Pariser Akademie verworfen. Harvey, d Entdecker des Blutumlaufs, wurde excommunicirt, Salomon de C s, Entdecker der Dampfkraft, wurde eingekerkert, und als Fulton di Dampfkraft für die Bewegung von Schiffen verwendet wissen w te, verklagten ihn die Akademiker bei Napoleon I. als Visionär; si hatten ja mathematisch bewiesen, daß sogar auf Schienen laufende

Dampfwägen nur möglich wären, wenn Schienen und Räder gezähnt würden.

Es ist sehr lehrreich, hiermit den Ausspruch eines Mannes zu vergleichen, der, weil er eben nicht blos ein Naturforscher, sondern auch ein philosophischer Denker war, schon fünfhundert Jahre früher die Möglichkeit solcher Beförderungsmittel behauptete; ich meine den Franziskanermönch Roger Bacon (1214—1294), welcher sagt: „Es ist möglich, Maschinen zu construiren, durch welche die größten Flußschiffe, von einem Menschen gelenkt, mit größerer Schnelligkeit dahinfahren, als wenn sie ganz voll Ruderer wären. Und ebenso ist es möglich, Wagen zu construiren, die ohne Pferde mit unglaublicher Schnelligkeit sich bewegen, den Sichelwägen vergleichbar, mit denen das Alterthum gekämpft haben soll. Ja auch Flugmaschinen können erfunden werden, vermöge deren ein Mensch mit künstlichen Flügeln die Luft zu durchschneiden vermöchte, nach Art eines fliegenden Vogels." (De mirabili potestate artis et nuturae.) Die ersten beiden Theile dieser Vorhersagung sind eingetroffen; auch die Erfüllung des dritten wird nicht lange auf sich warten lassen.

Als der Vorschlag gemacht wurde, London mit Gas zu erleuchten, wurde derselbe von dem berühmten Sir Humphrey Davy verlacht, und Walter Scott druckte einen Protest gegen dieses lächerliche Wagniß. Als Arago über den elektrischen Telegraphen in der Akademie die Discussion eröffnen wollte, wurde er von seinen Collegen verspottet. Als Stephenson vorschlug, zwischen Manchester und Liverpool Locomotiven zu benutzen, wurde ihm genau bewiesen, daß es unmöglich sei, zwölf englische Meilen in einer Stunde zurückzulegen. Die Edinburgh-Review forderte das Publikum auf, Thomas Gray in die Zwangsjacke zu stecken, der die Durchführbarkeit der Eisenbahnen behauptet hatte. Youngs Abhandlungen über die Undulationstheorie des Lichtes gelten heute für musterhaft; aber seiner Zeit wurden sie als Absurditäten verlacht; die Edinburgh-Review vom Jahre 1803 sagt davon: „Noch eine Abhandlung, die mehr Phantasie und Schnitzer, mehr ungegründete Hypothesen, mehr unwillkürliche Erdichtungen, alle auf demselben Felde enthält und aus dem fruchtbaren und doch früchtelosen Gehirn desselben ewigen Dr. Young entstammt ꝛc."; und im Jahr darauf: „Sie lehrt keine Wahrheit, versöhnt keinen Widerspruch, ordnet keine unregelmäßigen Thatsachen, schlägt keine neuen Experimente vor und führt zu keiner neuen Forschung." Als Benjamin Franklin die Ableitbarkeit des Blitzes mit einem Kinderdrachen versuchen wollte, nahm er einen Knaben mit sich, auf den sich der Verdacht einer solchen Spielerei ablenken sollte. Franklin kannte aber das Gelehrtenthum seiner Zeit; in der That wurde er verlacht, als er später in der Londoner Akademie über den Blitzableiter vortrug, und seine Abhandlung wurde in die Verhandlung derselben gar nicht aufgenommen. Jeder unterrichtete Arzt weiß heu daß Operationen während des magnetischen Schlafes schmerzlos vor nommen werden können; seiner Zeit aber wurde es von den Autoritä als Betrug erklärt; wie überhaupt der ganze Magnetismus, von welc 1775 die Berliner Akademie erklärt hatte, daß er nicht eher Glau verdiene, bis erwiesen wäre, daß Eisen von magnetisirtem Papier, Brod oder Wolle angezogen würde.

So war es von jeher. Keplers Ebbe- und Fluththeorie wurde verworfen und das Syſtem des Copernikus wurde ſogar von einem Carteſius beſtritten. Jeder Entdecker einer neuen Wahrheit hat von jeher das Schickſal des Galilei erfahren, der den Profeſſoren von Florenz die von ihm entdeckten Jupitermonde zeigen wollte; aber dieſe weigerten ſich, auch nur durch ſein Fernrohr zu ſehen.

Da ſich nun dieſes Verhältniß wie ein rother Faden durch die Geſchichte der Wiſſenſchaft hindurchzieht, ſo genügt es zur Erklärung keineswegs, zu ſagen, daß eben in ſolchen Fällen zufällig Autoritäten beſtanden, die nur in Ermangelung von beſſeren als ſolche galten, und aus deren mangelhafter Urtheilskraft die Ablehnung entſprang. In den angeführten Beiſpielen liegt ſelbſt ſchon die Widerlegung; denn Arago gilt noch heute als großer Aſtronom, und doch verwarf er die Meteoriten; Cuvier iſt als Paläontolog noch heute vielleicht unübertroffen, und doch verwarf er den foſſilen Menſchen. Wir müſſen uns alſo nach einer tiefer liegenden Erklärungsurſache umſehen, und zwar muß dieſe im Charakter der Wiſſenſchaft ſelbſt liegen, d. h. allgemein gerade bei ihren Autoritäten vorhanden ſein.

Dieſe Urſache werden wir am beſten finden, wenn wir nach einem allen den erwähnten Einzelfällen gemeinſchaftlichen Merkmale ſuchen. Ein ſolches iſt in der That vorhanden: es iſt der bereits erwähnte Apriorismus. An jede neue Erſcheinung wird der Maßſtab der alten bereits bekannten Erſcheinungen gelegt; jede neue Idee wird danach beurtheilt, ob ſie in die jeweilig beſtehenden Syſteme eingefügt werden kann. Als möglich erſcheint nur das, was mit ſolchem Maßſtabe gemeſſen ſich als möglich ergiebt. Immer kehrt alſo in der Wiſſenſchaft die gerügte Verwechslung der relativen und der abſoluten Unmöglichkeit wieder, und jedes Mal iſt durch dieſe Verwechslung die Wiſſenſchaft zum Irrthum verleitet worden. Immer kehrt in der Wiſſenſchaft die Behauptung wieder, die Natur beſitze keine anderen Möglichkeiten, als der Verſtand ihrer Ausleger; immer wieder die Vermuthung, daß mit einer beſtimmten Summe des Wiſſens die Wiſſenſchaft abgeſchloſſen ſei; immer wieder der Verſuch, eine beſtimmte Grenze des Wiſſens zu decretiren. Für unſeren ſeinerzeitigen philoſophiſchen Apriorismus hat die ſogenannte exacte Naturforſchung nur Spott und Hohn gehabt; es iſt aber leider ganz natürlich, daß die Wiſſenſchaft, je exacter ſie wird, auch um ſo mehr zu aprioriſtiſchen Vorurtheilen neigt, ſo daß, wer etwa aus unſeren phyſiologiſchen Syſtemen die aprioriſtiſchen Anſprüche zuſammenſtellen wollte, damit ein Buch füllen könnte.

Für Jeden nun, der für die Logik dieſer Thatſachen ein Verſtändniß beſitzt, geht aus der Geſchichte der Wiſſenſchaften unwiderleglich hervor, daß aprioriſche Theorien, oder aprioriſche Gründe gar niemals über entſcheiden können, ob etwas möglich ſei oder nicht, auch dann ht, wenn dieſe Theorien getragen werden von den höchſten Autoritäder jeweiligen Wiſſenſchaft. Ein aprioriſches Wort geziemt ganz ein der Logik; im Uebrigen aber entſcheidet über Möglichkeit oder möglichkeit ganz allein die Erfahrung. In allen den erwähnten Fälhat alſo ein falſcher Gebrauch der menſchlichen Vernunft ſtattgefun. Dieſe iſt ein Organ, Thatſachen zu beobachten, aber nicht ein Organ r die Möglichkei weiterer Thatſachen zu urtheilen, daher denn auch

die Natur immer wieder die Menschen mit solchen Thatsachen überrascht hat, welche nach den herrschenden Theorien nicht für möglich gehalten wurden. Wir kennen nicht den Reichthum der Natur, sondern nur die Armuth unseres Geistes, und doch erkühnen wir uns beständig, den Maßstab dieser Armuth an jenen Reichthum legen zu wollen. Kein Wunder, daß, so oft es auch geschah, die Enttäuschung auf dem Fuße folgte.

Unser Blick soll also offen stehen in Erwartung der neuen Erscheinungen, welche uns die Erfahrung bieten mag; wir mißbrauchen aber unsere Vernunft, wenn wir a priori bestimmen wollen, welche weiteren Erscheinungen in der künftigen Erfahrung liegen können und welche nicht; wir irren vollständig, wenn wir voraussetzen, daß künftige Erfahrungen unsere Theorien bestätigen müssen, statt sie zu erweitern. Für unsere Naturforscher hat Kant bekanntlich umsonst geschrieben, sonst würden sie seine Worte beachtet haben, daß es ganz ungereimt ist, von der Vernunft Aufklärung zu erwarten, und ihr dabei doch vorzuschreiben, nach welcher Seite diese Aufklärung ausfallen muß.

Es ist leider nicht zu leugnen, daß durch die moderne Naturforschung ein demokratischer Zug in die Wissenschaft gekommen ist, dessen sich der Begründer der exacten Wissenschaften, Baco von Verulam wohl bewußt war. Er sagt selbst: „Meine Weise, die Wissenschaft aufzusuchen, ist so beschaffen, daß der Schärfe und Stärke des Geistes nicht viel übrig gelassen wird, vielmehr stellt sie die Geister und Anlagen einander gleich." (Organon I. Art. 61.) Dieß hat ohne Zweifel seine großen Vortheile in mancher Hinsicht; aber es hat auch zur Folge gehabt, daß innerhalb der Wissenschaft ein Differenzirungsproceß zwischen Denkern und Forschern stattgefunden hat, welche Bezeichnungen aufgehört haben identisch zu sein. In der Naturforschung herrscht ein ameisenartiges, selbstgenügsames Treiben, dem es mehr um das Aggregat, als um die Ordnung und philosophische Verwerthung der Thatsachen zu thun ist; den meisten Forschern fehlt es an leitenden Ideen, wenn sie nicht als Körner von einem Könige in Dienst genommen sind, wie es z. B. momentan der Fall ist, nachdem Darwin die zündende Idee der Entwickelungstheorie aufgefrischt hat. Daß aber einst derselbe Proceß im Großen stattfinden wird, daß die ganze Arbeit der Naturforschung, wenn abgeschlossen, nur eine Vorarbeit sein wird für die philosophische Erklärung der Welt, daß also die Naturforschung von der Philosophie einst aufgezehrt werden wird, davon haben unsere Naturforscher, allerdings mit Ausnahme der bedeutendsten, so wenig eine Ahnung, daß sie vielmehr glauben, die Philosophie sei durch die Naturwissenschaft abgelöst; den Differenzirungsproceß der Wissenschaft halten sie für einen Ablösungsproceß.

So arbeitet die Naturforschung unbewußt pour le roi de Prusse, der aber kaum aus ihren eigenen Reihen erstehen wird. Einstweilen aber hält sie ihre Detailarbeit selbstgenügsam für Selbstzweck, wie ein Nädchenfabrikant in einer schweizer Uhrenfabrik in seiner geisttödtenden Beschäftigung nicht mehr an den Uhrmacher denkt, der die Einzelleistungen vieler Arbeiter schließlich zu einem systematischen Mechanismus verbindet.

Der Apriorismus in der Naturforschung verleitet dazu, lediglich nach weiteren Bestätigungen der bisher entdeckten Gesetze zu suchen, statt

nach Erscheinungen, welche unter andere Gesetze zu stellen sind. Dadurch erhalten nicht nur zahlreiche Erscheinungen einen ganz falschen Platz im System, das zu ihrem Prokrustesbett wird, sondern es muß auch bei dieser lediglich extensiven Erweiterung unseres Wissens schließlich Stoffmangel eintreten, der zu immer bedeutungsloseren Specialuntersuchungen greifen läßt, während gleichzeitig die wichtigsten Probleme unerforscht bleiben. Wenn wir einst das Wesen des menschlichen Geistes durch und durch werden erforscht haben, dann, aber nicht früher, werden wir wissen, ob es lediglich ein physiologisches Problem sei oder nicht. Wer also schon heute von physiologischer Psychologie spricht, ist ein Apriorist. Die moderne Naturforschung hält eigensinnig daran fest, das Problem als ein physiologisches zu behandeln, und ist in diesem Vorurtheil so sehr befangen, daß sie gerade die allerwichtigsten Erscheinungen, aus welchen die Natur des menschlichen Geistes erkannt werden könnte, z. B. Ausnahmserscheinungen, wie das magnetische Hellsehen, das Wahrträumen, das zweite Gesicht ꝛc. ganz ignorirt, weil sie in das physiologische System sich nicht hineinzwängen lassen. Der „Primat des Willen im Selbstbewußtsein", von dem Schopenhauer redet, geht also hier bis zur offenbaren Unredlichkeit. Da nun zudem die Versuche, das Räthsel physiologisch zu lösen, mißlingen, so läßt man in neuerer Zeit das Problem mehr und mehr liegen und greift dafür mehr und mehr nach Untersuchungen, für welche ein Interesse aufzubringen einem denkenden Menschen geradezu unmöglich ist. Bei dieser Tendenz werden wir schließlich noch Preisfragen erleben über Fieberdelirien der Wanzen oder über die Leberverhärtungen der Ameisen, während noch ein undurchdringliches Dunkel herrschen wird über die Natur des Menschen und seine kosmische Stellung. Im Anfange unseres Jahrhunderts war gewiß diese aprioristische Tendenz der Naturforschung noch nicht so ausgeprägt, als heute; und doch hat schon damals der weitschauende Goethe diesen Mißstand erkannt und in seinem Faust gebrandmarkt:

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

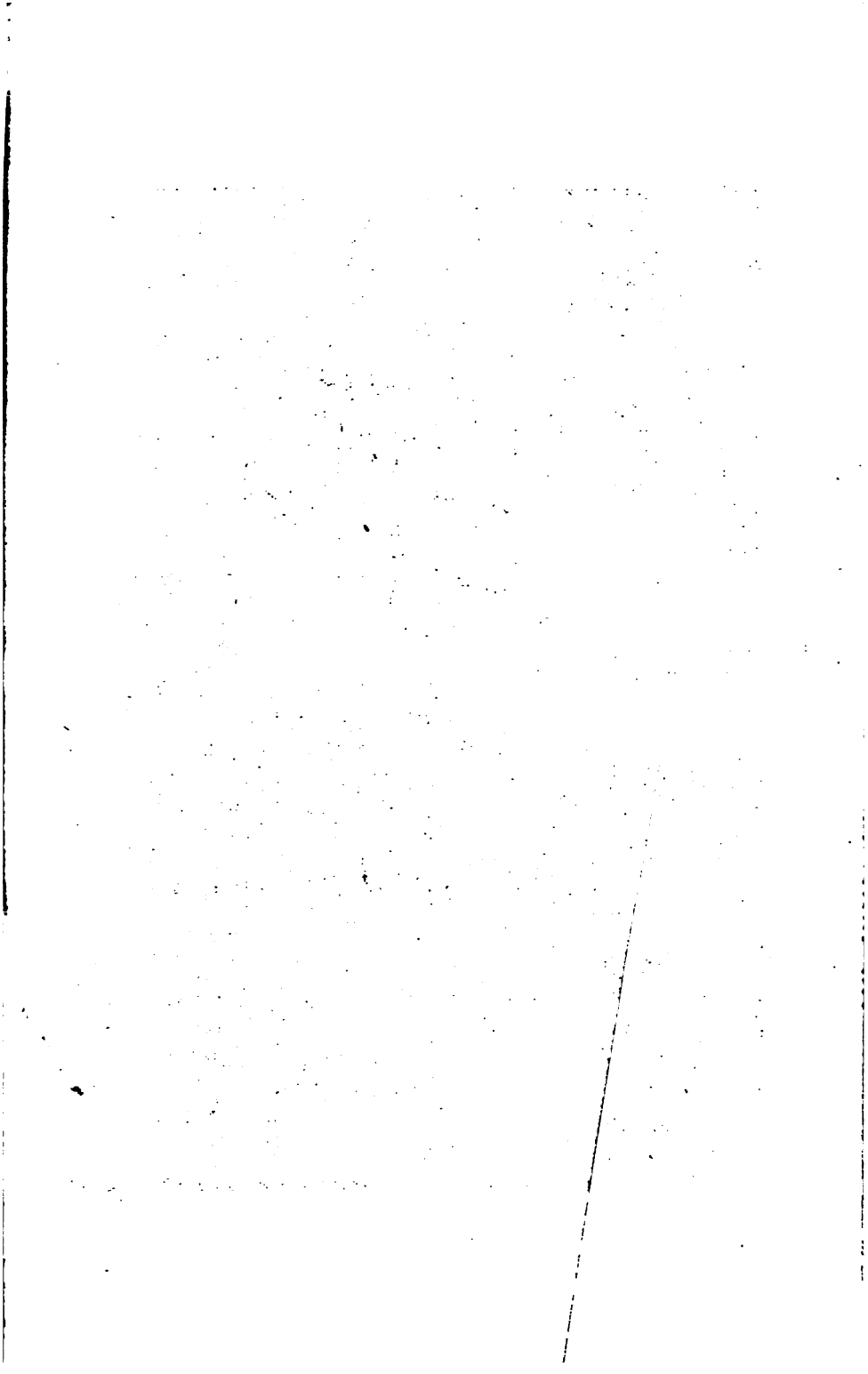
Die Naturforschung wird sich freilich auflehnen gegen den Vorwurf ihrer Ideenlosigkeit; die Thatsache derselben läßt sich aber aus der jüngsten Geschichte der Naturwissenschaft sogar in doppelter Weise beweisen: aus der Mißachtung ihrer eigenen Reformatoren, sowohl wenn dieselben in ihrem eigenen Gebiete erstanden, oder in dem der Philosophie. So hat Julius Robert Mayer, der Entdecker des mechanischen Aequivalents der Wärme, einer der größten Naturforscher, alt werden müssen, bis er bei seinen Collegen auch nur Anerkennung fand; und so wird Jeder, der nicht mikroskopisch in die Natur blickt, sondern allgemeinere Gesetze aus den Erscheinungen zu abstrahiren versteht, oder der gar den Ausspruch wagen würde, die Naturforschung sei nur eine Vorarbeit für die Philosophie, bei seinen Zunftgenossen keinen Anklang finden. Wenn andrerseits ein hochbegabter Philosoph nebenbei auch naturwissenschaftliche Entdeckungen macht, so wird er gar nicht beachtet werden, oder doch eher als ein frecher Eindringling angesehen werden. So hat die Naturwissenschaft von den merkwürdigen Entdeckungen Kants gar keine Notiz

genommen. Ob sie Grund dazu gehabt hätte, mag folgende Zusammenstellung beweisen: Kant hat vierzig Jahre vor Laplace die Nebulartheorie aufgestellt, sechzig Jahre vor Hansen die excentrische Lage des Mondschwerpunktes behauptet, vierundneunzig Jahre vor dem erwähnten Robert Mayer und hundertelf Jahre vor dem französischen Akademiker Delaunay die Verminderung der Rotationsgeschwindigkeit der Erde durch den Einfluß von Ebbe und Flut erkannt, vierzig Jahre vor Laplace die Umlaufszeit des Saturnrings erschlossen. (Vgl. Zöllners „Wissenschaftliche Abhandlungen" III. Vorrede 91.) Das fundamentale Princip der modernen Physik, die Erhaltung der Kraft, findet sich ebenfalls schon bei Kant ausgesprochen, und die von Darwin erneuerte Entwickelungstheorie, für die sich jetzt alle Naturforscher als Kärner abmühen, findet sich bei Kant in einer Anmerkung. Eine ganze Fülle von befruchtenden Keimen lag also seit hundert Jahren in den Werken Kants, ohne daß die Naturwissenschaft es verstanden hätte, diese Schätze zu heben, oder wenigstens jetzt sich bequemen würde, nach weiteren darin zu suchen.

Wie es Baco prophezeit hat, so ist also in der That in der Naturforschung das Denken zur Nebensache geworden; man glaubt es durch das Experiment ersetzen zu können. Unsere bedeutendsten Naturforscher haben diesen Tadel selbst wiederholt ausgesprochen, dem sich auch andere ganz unparteiische Forscher anschließen So sagt z. B. der Historiker Buckle: „Wir haben es dahin gebracht, daß unsere Thatsachen über unsere Erkenntniß hinausgehen und ihr in ihrem Verlaufe zur Last fallen. Die Schriften unserer wissenschaftlichen Anstalten und unserer Männer der Wissenschaft sind bis zum Ueberfluß voll von endlosem kleinen Detail, welches das Urtheil verwirrt und jedem Gedächtniß entschlüpft. Vergebens verlangen wir, daß dieses Detail verallgemeinert und geordnet würde. Statt dessen schwillt der Haufe immer mehr an. Wir brauchen Gedanken und erhalten immer mehr Thatsachen. Wir hören fortwährend, was die Natur thut, aber wir hören selten, was der Mensch denkt." (Civilisation in England. Deutsch von Ruge II. 490).

Entdeckungen und Erfindungen sind nicht von jeher blos auf dem Wege systematischen Suchens und Experimentirens gemacht worden. In der langen Zeit besonders, welche der exacten Naturforschung vorausging, spielte der Zufall eine bedeutende Rolle. Mangel an wissenschaftlicher Bildung ist demnach durchaus kein Hinderniß, Beobachtungen von wissenschaftlichem Werthe zu machen, ja sogar sie praktisch zu verwerthen. Aber freilich muß zugestanden werden, daß der unwissenschaftliche Geist in der Erklärung solcher Beobachtungen meist hilflos und dem Irrthum ausgesetzt ist, wenn er die Ursachen entdecken will. Das richtige Causalverhältniß zwischen Ursache und Wirkung wird er nicht leicht erkennen, und oft eine Causalität behaupten, welche nicht vorhanden ist. Die naturwissenschaftliche Ursache bleibt ihm meistens verborgen und er ersetzt sie durch irgend eine andere aus seiner engen Vorstellungssphäre. Auf diese Weise entsteht das, was die Wissenschaft gemeiniglich als Aberglauben bezeichnet.

Es fragt sich also, inwiefern der Aberglaube überhaupt der Wissenschaft gegenüber je im Rechte sein kann. Eines hat er in der That vor ihr voraus: er steht der Natur unbefangen gegenüber, er ist durchaus vorurtheilslos und den Apriorismus kennt er nicht einmal dem Namen



Die Wochenvisite.

H C S

nach. Gerade dieser aber hat, wie wir gesehen haben, in der Wissenschaft beständig einen unheilvollen Einfluß ausgeübt. Daraus ergibt sich, daß für den sogenannten Aberglauben jederzeit ein ausgedehntes Terrain vorhanden ist, innerhalb dessen ihm Entdeckungen möglich sind, weil die intellectuelle Zeitströmung es den Männern der exacten Wissenschaft verwehrt, in solche Gebiete Blicke zu werfen; ihr Apriorismus läßt es nicht zu, auch nur die Möglichkeit von realen Erscheinungen in diesem Gebiete zuzugeben, und wenn ihnen selbst solche ungesucht aufstoßen, so würden sie doch nicht weiter beachtet. Wenn nun aber eine Erscheinung nicht möglich ist als Wirkung der vom Aberglauben behaupteten Ursachen, wenn sie ferner nicht möglich ist als Wirkung der unseren Naturforschern bekannten Gesetze, so kann sie gleichwohl real sein, und es sollte niemals die dritte Möglichkeit außer Acht gelassen werden, daß Kräfte, die uns noch unbekannt sind, solche Erscheinungen herbeiführen.

In dieser Hinsicht hat der Aberglaube vor der Wissenschaft einen Vortheil voraus: die Unbegreiflichkeit einer Erscheinung stört seine Zirkel durchaus nicht, und hält ihn nicht ab, deren Wirklichkeit zuzugeben. Daß dieses in der That ein sehr großer Vortheil ist, erhellt am besten, wenn wir untersuchen, was denn die sogenannte Verständlichkeit einer Erscheinung unter dem naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte bedeutet. Vor Allem ist es ein bloßer Wahn der Naturwissenschaft, wenn sie glaubt, eine Erscheinung dadurch verständlich gemacht zu haben, daß sie die Gesetze des Eintritts aufdeckt. Das Räthsel wird dadurch nicht zurückgeschoben, aber nicht gelöst. Wenn die Naturwissenschaft nachweist, daß unter diesen oder jenen Bedingungen diese oder jene Erscheinung ausnahmslos eintritt, so ist damit nur ihr Causalverhältniß bestimmt, ihr Wann, aber nicht ihr Wesen. Daß der Stein zur Erde fällt, geschieht nach dem Gesetz der Schwere und tritt immer ein, wenn der Schwere keine andere Kraft entgegenwirkt. Was aber ist die Schwerkraft? Kein besonnener Naturforscher wird behaupten, das zu wissen. Dies zu erforschen ist auch gar nicht seine Aufgabe; wenn das Gesetz der Erscheinung entdeckt ist, ist die Aufgabe der Naturwissenschaft erfüllt. Das Uebrige ist Sache der Metaphysik. Das Fallen eines Steines ist nicht im Geringsten verständlicher, als irgend eine Erscheinung, deren Gesetz noch unbekannt ist, z. B. wie das Gehirn einen Gedanken erzeugt, oder wie der Wille des Menschen den Arm bewegt. Kant sagt: „Daß mein Wille meinen Arm bewegt, ist mir nicht verständlicher, als wenn Jemand sagte, daß derselbe auch den Mond in seinem Kreise zurückhalten könnte: der Unterschied ist nur dieser, daß ich jenes erfahre, dieses aber niemals in meinen Sinn gekommen ist.“ Mit diesen Worten ist der Grund der anscheinenden Verständlichkeit häufiger Erfahrungen sehr gut gekennzeichnet; es ist einfach die Gewohnheit des Anblicks. „Was sich alle Tage ereignet, gilt darum für verständlich; die Seltenheit id Unerklärlichkeit eines Phänomens dagegen gilt für ein Kriterium iner Unmöglichkeit. Die Undenkbarkeit einer Erscheinung besagt aber ır, daß sie gegen unsere Erfahrungsgewohnheit ist, und nur in dem ien Falle bedeutet sie noch mehr, nämlich die factische Unmöglichkeit, nn sie einen logischen Widerspruch erhalten würde.

Was also in der vergangenen Erfahrung begründet ist, ist uns ıkbar. Logischerweise müssen wir aber den Accent auf das Wort „Er-

fahrung" und nicht auf das Prädicat „vergangen" legen. Die Erfahrung allein entscheidet über die Möglichkeit einer Erscheinung, nicht nur die vergangene, sondern auch die künftige. Unlogisch ist es daher, die vergangene Erfahrung gegen die künftige auszuspielen, und a priori zu behaupten, daß die Zukunft nur einen Abklatsch der Vergangenheit bringen könnte.

Die Verständlichkeit ist so wenig ein Kriterium der Möglichkeit, als die Unverständlichkeit eins der Unmöglichkeit. Dürften wir nur das als gewiß annehmen, was wir wirklich verstehen, so dürften wir nicht einmal an das Fallen des Steines glauben; denn es ist uns ein Räthsel. So müßte also die Naturwissenschaft selbst auf jeden Glauben verzichten, denn ihre letzten Erklärungsprincipien, über welche sie nicht hinauszugehen vermag, heißen Kraft und Atom. Nach der naturwissenschaftlichen Definition ist jede Materie Erscheinung von Kräften an Atomen. Da wir aber niemals ein Atom sinnlich wahrnehmen, und auch niemals Kräfte, sondern nur die Wirkung von Kräften, so ist für die Naturwissenschaft selbst alle Materie Erscheinungsproduct unsinnlicher Substanzen. Atom und Kraft sind also metaphysische Begriffe. Es ist also unbesonnen, der Metaphysik vorzuwerfen, daß sie im Mysticismus endige; das thut offenbar auch die Naturforschung. Im letzten Grunde sind uns alle Erscheinungen in ganz gleichem Grade unverständlich, und es ist eine Begriffsverwirrung, wenn wir die Unterschiede ihrer Denkbarkeit, welche lediglich Unterschiede der Erfahrungsgewohnheit sind, für Unterschiede der Verständlichkeit halten. Diesen Fehler begeht ein Wilder, der die Taschenuhr für belebt hält, weil eine Uhr in seiner vergangenen Erfahrung nicht liegt, also gegen seine Denkgewohnheit ist.

Alle Denkbarkeit ist also blos subjectiv und wiederum individuell verschieden; sie verändert sich geographisch und historisch. Und dieses Kriterium soll über die Möglichkeit von Naturerscheinungen entscheiden können! In der That hat also der Aberglaube in dieser Hinsicht vor der Wissenschaft einen Vortheil voraus. Der Aberglaube hat durchaus keinen Faraday nöthig, der ihm sagt, daß jede gewissenhafte Erforschung der Natur das Wort „unmöglich" aus ihrem Wörterbuch zu streichen hat." Das weiß der Aberglaube ohnehin, und zwar gerade darum, weil er unwissenschaftlich ist.

Es ist sehr charakteristisch, daß oft die umwälzendsten Entdeckungen aus dem Nachdenken über solche Phänomene entsprangen, welche die Naturwissenschaft als ganz und gar verständlich betrachtet hatte. Diese Verständlichkeit war also eine bloße Täuschung, eine bloße Erfahrungsgewohnheit. So fielen die Aepfel seit Jahrtausenden von den Bäumen; aber als Newton einen fallen sah, entdeckte er das Gravitationsgesetz, war aber auch dann noch besonnen genug zu sagen, das Wesen der Schwerkraft sei ein Räthsel. So irisirte seit Jahrtausenden Glas im Sonnenlichte, aber Kirchhof und Bunsen, weil sie eben keine Sklaven der Den gewohnheit waren, begründeten die Spectralanalyse. So sah man s Jahrtausenden den Pendel schwingen; als er aber vor den Augen eine Galilei im Dome zu Pisa schwang, folgten daraus die wichtigsten Ent deckungen. Diese Beispiele und hundert andere belegen die Wahrhe der Worte Schopenhauers: „Ueberhaupt aber werden zur Entdecku der wichtigsten Wahrheiten nicht die Beobachtung der seltenen und ve

borgenen, nur durch Experimente darstellbaren Erscheinungen führen, sonder die der offen daliegenden, Jedem zugänglichen Phänomene. Daher ist die Aufgabe nicht sowohl, zu sehen was noch Keiner gesehen hat, als bei dem, was Jeder sieht, zu denken, was noch Keiner gedacht hat. Darum auch gehörte so sehr viel mehr dazu, ein Philosoph als ein Physiker zu sein." (Parerga. II. 116).

Die Kunst, mit solchen Augen in die Welt der Erscheinungen zu blicken, ist nun aber offenbar Jedem in dem Maße verliehen, als er wenig geneigt ist, die Erfahrungsgewohnheit mit Erklärbarkeit und Verständlichkeit zu verwechseln. Wer aber Verstandeskräfte besitzt, welche nicht Sklaven der Erfahrungsgewohnheit sind, der wird auch der künftigen Erfahrung freien Spielraum lassen und über die Möglichkeit undenkbarer Erfahrungen ganz anders urtheilen, als der Befangene.

Jenes Wort Faradays, welches eben erwähnt wurde, ist, wie es Beispiele gezeigt haben, von der Naturwissenschaft immer wieder vergessen worden. Daraus folgt, daß sie immer wieder daran erinnert werden sollte.

Erst eine hohe wissenschaftliche Bildung gleicht den Nachtheil wieder aus, den die Befangenheit in einer Theorie mit sich bringt. Vor Allem sind Kenntnisse der Culturgeschichte nöthig, weil wir daraus lernen, daß die Meinungen der Menschen in beständiger Umwandlung sind, und daß, was oft Jahrhunderte lang als Aberglaube verworfen war — wie etwa die Meteoriten, die schon den Alten bekannt waren und von Wilden, als vom Himmel gefallen, sogar verehrt wurden — schließlich Bestandtheil wissenschaftlicher Systeme wurde. Die Kuhpockenimpfung war seit dem 7. Jahrhundert als ein Aberglaube der Kaukasusbewohner bekannt; aber als der englische Arzt Jenner im 18. Jahrhundert diese inzwischen bis zum Bauernvolke Englands verbreitete Methode anwenden wollte, begegnete er dem heftigsten Widerstande der Gelehrten. Die Beispiele dieser Art sind so zahlreich, daß wir auf ähnliche Ueberraschungen auch in Zukunft gefaßt bleiben müssen; der Aberglaube wird auch weiterhin der Wissenschaft noch Stoff liefern.

Da höhere Bildung den Nachtheil wieder auszugleichen vermag, welchen wissenschaftliche Vorurtheile mit sich bringen, und weil damit eine entschiedene Annäherung an die unbefangene Disposition des Aberglaubens gegeben ist, so ist es ganz natürlich, daß Philosophen sehr häufig den Vorwurf erfuhren, zum Aberglauben zu neigen. Dies ist insofern richtig, als die Philosophie eine unbefangene Disposition erfordert, welche der Aberglaube vermöge seiner Unwissenheit ebenfalls besitzt, die aber der Naturwissenschaft, weil sie in Theorien befangen ist, meistens abgeht. Der Philosoph weiß es, daß wir in ein Meer von Räthseln getaucht sind, wovon wir im Grunde auch nicht eins lösen können; er weiß, daß wenn die Naturwissenschaft eine Erscheinung etwa
Elektricität zurückführt, damit nur der Nachweis geführt ist, daß
e Erscheinungen mit andern elektrischen zu einer Gruppe gehört,
che Verdoppelung eines unbekannten x noch keine Erklärung derselben
utet: er weiß, wie beschränkt unsere Kenntnisse der Natur sind, und
Wort „unmöglich" ist ihm daher eine Phrase. Er weiß, daß die
en Möglichkeiten weit hinausragen über die subjective Verständlich-
und insofern könnte man ihm allerdings den Vorwurf machen, zum

Aberglauben zu neigen, ein Vorwurf, den ein aufgeklärter Weinreisender niemals riskirt, denn dieser ist zu gebildet, um abergläubisch im Sinne des Bauernvolkes zu sein, aber er ist nicht gebildet genug, um abergläubisch im Sinne des Philosophen zu sein.

Wissenschaft und Aberglaube sind also nicht eigentlich einander entgegengesetzt. Die wirklichen Extreme heißen Aberglaube und aprioristischer Unglaube. Die wahre Wissenschaft aber steht in der Mitte und untersucht jene Erscheinungen, die vom Aberglauben allem Widerspruch zum Trotz behauptet, aber meistens falsch erklärt werden, während sie von den Autoritäten des aprioristischen Unglaubens eben so hartnäckig verworfen werden. Die Zeit aber hat noch immer die Syntheſe der beiden Gegensätze gebracht; die Resultate dieser beiden divergirenden Kräfte ist die Wissenschaft, und wenn oft der sogenannte Aberglaube das Verdienst hatte, die Thatsache zu entdecken, so blieb doch das Verdienst der Erklärung immer der Wissenschaft.

Der Aberglaube, eben so unbefangen in der Beobachtung, als hilflos in der Erklärung, ist geneigt, die von ihm beobachteten Erscheinungen in eine so dicke Schale von Phantasmen und Unsinn zu hüllen, daß es schwer wird, an einen Wahrheitskern zu glauben. Und doch ist der Fall äußerst selten, daß ein solcher nicht vorhanden wäre. Um gleich ein recht drastisches Beispiel zu wählen, so seien nur die Wünschelruthen und Amulete erwähnt. Wer sich darüber aus mittelalterlichen Büchern orientirt, dem werden die Haare zu Berge stehen über diesen abergläubischen Wust. Aber ganz taub sind auch solche Nüsse nicht, und wenn wir die Untersuchungen kennen lernen, welche Aretin, Amoretti, Ponnet, Ritter, Kieser, Reichenbach und in neuester Zeit die Hospitalärzte in Paris und Florenz über die Wirkung von Metallen und Metallotherapie angestellt haben, dann werden wir uns an das Wort Kants erinnern, daß man zwar den Leuten nicht Alles glauben, aber auch nicht glauben soll, daß sie es ganz ohne Grund sagen. Es mag eine mühevolle Arbeit sein, aus einer kürbisgroßen Frucht einen linsengroßen Kern herauszuschälen; aber unsere Generation, im Besitze der experimentellen Forschungsmethode, könnte eine solche Arbeit wenigstens mit Aussicht auf Erfolg unternehmen, und Naturforscher, welche ihre wissenschaftlichen Vorurtheile abzulegen vermöchten, würden ohne Zweifel aus einer Revision der Akten des Mittelalters ihren Gewinn ziehen. Von Seite gerade der vornehmsten Vertreter der Naturwissenschaft ist ein Widerspruch gegen diese Ansicht nicht zu erwarten; aber es ist eben so gewiß, daß die Mehrzahl der Naturforscher in ihrem vornehm absprechenden Tone verharren werden. Ein Alexander von Humboldt wußte es sehr gut, daß „vornehm thuende Zweifelsucht, welche Thatsachen verwirft, ohne sie ergründen zu wollen, fast noch verderblicher ist, als unkritische Leichtgläubigkeit. Ebenso hat ein Kant sich hierüber ziemlich derb ausgesprochen: „Es ist ebensowohl ein dummes Vorurtheil, von Vielem, das mit einigem Scheine von Wahrheit erzählt wird, ohne Grund Nichts zu glauben, als von dem, was das gemeine Gerücht sagt, ohne Grund Alles zu glauben.“ (VII. 34.) Nur die diē minorum gentium sind ganz und gar absprechend, sie wissen nur vom Köhlerglauben zu reden, haben aber keine Ahnung davon, daß es auch einen Köhlerunglauben giebt.

Und doch können wir schon aus der Geschichte der Wissensch

lernen, daß der Aberglaube ein wandelbarer Begriff iſt. Was bislang nur ſelten oder niemals beobachtet war, galt jeweilig für Aberglauben, und ebenſo Alles, was mit einer energiſchen intellectuellen Zeitſtrömung im Widerſpruch ſtand. Daraus geht aber unmittelbar hervor, daß wir den größten Irrthümern ausgeſetzt ſind, wenn wir in der Beurtheilung vergangener Zeitperioden Alles als Aberglauben verwerfen wollen, was wir nach unſeren heutigen Kenntniſſen noch nicht wiſſenſchaftlich zu erklären vermögen. Der Aberglaube iſt keine abſolute Größe; er iſt räumlich und zeitlich wandelbar.

Meine Abſicht iſt es wahrlich nicht, die Wiſſenſchaft angreifen zu wollen, ſondern nur zu zeigen, daß ſie zu Vorurtheilen geneigt macht, die allerdings wechſelnde ſind, und ſchon darum immer wieder corrigirt werden. Ebenſowenig iſt es meine Abſicht, dem Aberglauben das Wort zu reden, ſondern nur zu zeigen, daß er ein relativer, hiſtoriſch wechſelnder Begriff iſt, der auch ſeine berechtigte Seite hat. Es liegt im Weſen des Aberglaubens, ohne Unterſuchung zu glauben, und das iſt Schwäche und Narrheit; wenn aber andererſeits die Wiſſenſchaft aprioriſtiſch und ohne Unterſuchung verwirft, wenn ſie nur das für möglich hält, was ihr denkbar iſt, wenn ſie alſo der Natur gleichſam vorſchreiben will, was ſie hervorbringen darf, was nicht, ſo iſt das Hochmuth und Einfältigkeit. Die Geſchichte lehrt, daß gerade die Gelehrten von jeher hartnäckige Gegner neuer Wahrheiten waren; von jeher haben ſie das ſubjective Unvermögen einer Erklärung mit der objectiven Unmöglichkeit der Thatſachen verwechſelt, und ihre nicht nur ſubjectiven, ſondern ſogar individuellen Wiſſensſchranken für objective Schranken der Natur ausgegeben. Da nun dieſe Tendenz in unſeren Tagen ganz gewaltig vorhanden iſt, dürfte auch einmal am Platze ſein, zu zeigen, daß die Geſchichte der Wiſſenſchaften nicht nur aus Siegen, ſondern auch aus Capitulationen vor dem Aberglauben beſtanden hat, ja daß ſogar Derjenige der Wahrheit oft näher ſtand, der eine Thatſache beobachtete, aber ſie ganz falſch auslegte, als Solche, welche die Exiſtenz der Thatſache leugneten.

Wenn ſich nun alſo gezeigt hat, daß in der That außerhalb wie innerhalb der Mauern Iliums gleich viel geſündigt wurde, und noch wird, ſo iſt die Nutzanwendung in kurzen Worten gegeben. Wir müſſen lernen zu ſein, was uns in milder Form Fechner empfiehlt: ſo vorſichtig im Glauben, ſo vorſichtig im Unglauben.

Die Liselotte.

Porträt einer deutschen Frau in Frankreich.

Von Emil Traut.

Wie die Kunst Meisterwerke hervorbringt, damit die Menschheit daran sich erfreue und erhebe und durch die Anschauung des Schönen das Gewöhnliche und Häßliche in der sittlichen Welt wie durch ein geistiges Bad gereinigt und geläutert werde und zu hellen Krystallen moralischer Schönheit aufschieße, so erschafft auch die Geschichte mit bildendem Meißel vollkommene Gestalten, deren Angedenken ein reicher Schatz der Nachwelt ist zur sittlichen und geistigen Klärung und eine Norm für die Gestaltung des eigenen Lebens enthält. Aus den Tagen hellenischer Kunstvollendung glänzen zu uns herüber jene herrlichen Statuen und rufen an unser Herz, und von dem Piedestal der Weltgeschichte leuchten uns hohe verehrungswürdige Gestalten, welche das Schicksal erhaben aufstellte, damit noch der Charakter nachfolgender Geschlechter daran sich bilde und stähle. Das sind Menschen, zu denen wir mit Bewunderung und stiller Sehnsucht nach eigener Vollkommenheit aufschauen, wie wir den Blick zu den gewaltigen Bergen erheben, die im hellen Sonnenglanz mit ihren Riesenhäuptern uns winken. Die Erinnerung an solche Charaktere geht wie ein Gebet durch unsere Seele, ihr Leben und Wirken uns zu vergegenwärtigen ist uns Trost zugleich und heilsame Verpflichtung.

Eine solche Gestalt ist Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, die deutsche Mutter eines französischen Herrschers, eine Erscheinung voll Reinheit und Wahrhaftigkeit inmitten einer moralisch bankerotten Gesellschaft, eines im innersten Kern angefressenen Hoflebens. In der Verworrenheit und dem Dunkel der Regierungszeit des Herzogs Philipp von Orleans erscheint sie wie ein heller Sonnenstrahl, der Alles, was ihn umgiebt, mit farbigen Lichträndern ausschmückt. Die Gestalten, welche mit ihr in Berührung kommen, erhalten durch sie eine gewisse mildernde Beleuchtung und nur wenige allzu dunkle vermag auch der heitere Glanz ihrer Erscheinung nicht zu durchdringen. Eine endlose Reihe von Jahren lebte sie am französischen Hofe, aber nie hat sie Vaterland vergessen und sie war stolz darauf, eine Bannerträgerin de scher Natinonalität auf fremdem Boden zu sein. Dies Bewußtsein v ihr Trost in dunklen Stunden, denn ihr Leben war ein großes Ma rium, eine nie enden wollende Kette von Entsagungen und Entbeh gen. Sie mischte sich nie in das politische Leben der damaligen ihre Familie war ihr Wirkungskreis und ihre Erholung eine vertr liche Mittheilung ihres Wesens an wahre Freundschaft. Sie hat

ganze Individualität in einer Unzahl von Briefen niedergelegt, die ſie zum größten Theil an ihre Tante, die Kurfürſtin Sophie von Hannover, und ihre Halbſchweſter, die Raugräfin Louiſe zu Pfalz, richtete. In dieſen ſchriftlichen Selbſtgeſprächen athmet ihr edler Sinn, ihr deutſcher Geiſt, findet ſich ein prägnanter Ausdruck des Gegenſatzes zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Eigenart und zugleich eine Fülle culturhiſtoriſchen Materials, das für den Forſcher von höchſter Bedeutung ſein muß. Unſer großer Dichter Graf Auguſt von Platen ſchreibt in ſeinem Tagebuch über dieſe Briefe: „Wahre Natürlichkeit, obgleich ſie ſtets von Affection umgeben war, Scharfſinn und Verſtand, ein Erbtheil ihrer reformirten Erziehung, und Tugendliebe, wenn auch an dem verdorbenſten Hofe, wo die unnatürlichſten Laſter gang und gäbe waren, ſprechen aus allen. Dreiſt und offenherzig verbreitet ſie ſich über alle Ereigniſſe am Hofe und überall offenbart ſich die Liebe zu ihrem alten Vaterlande, ſeinen Sitten und Gebräuchen.“ Die Hauptausgaben ihrer Briefe ſind eine Auswahl ihrer Correſpondenz mit ihrer Tante, welche Leopold von Ranke aus zweiundzwanzig in dem Hannover'ſchen Archiv befindlichen Convoluten beſorgt hat (Franzöſiſche Geſchichte vornehmlich im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, 5. Band.) und drei umfaſſende Quartbände ihrer Briefe an ihre Halbgeſchwiſter, von Dr. Wilhelm Ludwig Holland im Auftrage des Literariſchen Vereins zu Stuttgart herausgegeben. Es ſei uns geſtattet, an der Hand dieſer Briefe, aus deren ungeheurem Material wir das Wichtigſte und Intereſſanteſte auswählen wollen, ein Charakterbild der hohen Frau zu zeichnen, mit Seitenblicken auf das Leben und Treiben der damaligen Zeit und die geſchichtlichen Ereigniſſe, wie ſie ſich im Geiſte der deutſchen Fürſtin abſpiegelten.

Eliſabeth Charlotte, meiſt Liſelotte genannt, im Mai 1652 zu Heidelberg geboren, war die Tochter des Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz und der Eliſabeth Charlotte, einer Prinzeſſin von Heſſen-Caſſel. Karl hatte aus dieſer Verbindung außerdem noch einen Sohn, der als der letzte Kurfürſt aus der Simmernſchen Linie im vierunddreißigſten Lebensjahre verſtarb. Die Ehe des kurfürſtlichen Paares war eine wenig glückliche. Die Kurfürſtin entfremdete ſich durch ihr heftiges, ſtolzes und kaltes Benehmen das Herz ihres Gatten, welcher ſich frei und rückhaltlos dem Eindrucke hingab, den die Liebenswürdigkeit und verführeriſche Schönheit einer Hofdame der Kurfürſtin, des Fräulein Marie Suſanna Soyſa von Degenfeld, auf ihn machte. Dieſe Leidenſchaft riß ihn ſoweit hin, daß er endlich der Kurfürſtin den Scheidebrief ſchickte und ſich noch, bevor die kirchliche Auflöſung der Ehe erfolgt war, mit ſeiner Geliebten vermälte. Es iſt dies das intereſſante Beiſpiel einer rechtskräftigen ‿oppelehe, wie ſie ſchon das ſechzehnte Jahrhundert aufzuweiſen hat, welchem Landgraf Philipp von Heſſen mit Genehmigung ſeiner Gelin und unter Zuſtimmung der Reformatoren ſich Margaretha von Sahl gegen die Satzung des kanoniſchen Rechts zur Linken anuen ließ. Auch Herzog Bernhard von Jena (geb. 1638) ſtand in iem bigamiſchen Verhältniß, indem er, mit der Prinzeſſin Maria de Tremouille vermält, einen zweiten morganatiſchen Ehebund mit der adame d'Allſtaedt ſchloß, welcher in Gegenwart von drei Zeugen nlich und unter den üblichen kirchlichen Gebräuchen bei Kenntniß

der bereits bestehenden Ehe des Herzogs durch den Licentiaten und Assessor des Consistoriums zu Jena, Andreas Wiegand, eingesegnet wurde. Freilich erklärte später ein vom Herzog eingeholtes Rescript bewährter Juristen und Theologen der Universität Jena diese zweite Ehe für ungiltig. Aus der Ehe des Kurfürsten Karl und der Luise von Degenfeld, welche vom kaiserlichen Hof den Titel einer Raugräfin erhielt, gingen vierzehn Kinder hervor, von denen die Söhne sämmtlich ohne Leibeserben starben, während von den Töchtern die älteste, Karolina, sich mit Herzog Meinhard von Schönburg vermälte, die beiden jüngeren jedoch ledig blieben und ihren Aufenthalt in Frankfurt a. M. nahmen. Diese letzteren sind es hauptsächlich, mit welchen Charlotte in späteren Jahren eine fleißige Correspondenz führte.

Die Zuneigung Charlottes zu ihren Halbgeschwistern, namentlich zur Raugräfin Luise, war eine innige und herzliche; es war eine Frauenfreundschaft seltener Art, wie sie uns um so merkwürdiger erscheint, als Charlotte darin dem Zeitgeist huldigte, daß sie in einem Ehebündniß zwischen Gatten von ungleichem Rang eine Erniedrigung des fürstlichen Standes und eine nothwendige Ursache unseliger Verwickelungen erblickte. Aber diese kleine Inconsequenz in ihrem Wesen wurde durch ihre wahrhafte Schwesterliebe verdeckt, deren ganze Gemüthstiefe ihre Briefe in so reizender Unmittelbarkeit darthun. Eine Erklärung dieser Eigenthümlichkeit bietet vielleicht der Umstand, daß Charlotte den häuslichen Zerwürfnissen frühzeitig entzogen wurde, indem der Kurfürst ihre Erziehung bald nach ihrer Geburt seiner Schwester, der Kurfürstin von Hannover, anvertraute. Bei dieser edlen Frau verlebte Charlotte den Frühling ihres Lebens. Immer wieder muß sie in späterer Zeit dieser schönen Mädchentage gedenken, in denen sie unter dem Auge ihrer herzlieben Tante den Lebenslenz in heiterer Unbefangenheit verträumte, ein schwärmender Falter im Sonnenschein des Glückes. Und immer wieder wendet sie sich in ihren Mühseligkeiten und Bedrängnissen, aus dem Geräusche des französischen Hoflebens flüchtend, Trost und Rath suchend an das Herz ihrer vielgeliebten Tante. Trotz ihrer so frühzeitigen Entfernung aus dem Elternhause verlernte Charlotte nie den Respect vor ihrer Mutter, die Liebe zu ihrem Vater; immer spricht sie mit kindlicher Anhänglichkeit von ihnen, ja, sie sieht sich nicht selten genöthigt, diese Kindespflichten ihren Halbgeschwistern einzuschärfen. „Mich deucht", schreibt sie einmal, „so ist der Kurfürst nicht allerdings wohl mit Euch zufrieden und beklagt sich, daß Ihr ihm nicht nach schuldigstem Respect sprecht noch antwortet, sondern, daß Ihr ihn anschnurt und in Euch selbst brummt. Um Gottes willen, geht ein wenig in Euch selbst und hütet Euch, daß Euch Euer Leben dergleichen nicht mehr begegnet! Denn außerdem, daß Ihr dem Kurfürsten den größten Respect von der Welt schuldig seid, so sollt Ihr doch solches auch Euer selbst wegen in Ac nehmen. Denn denkt nur, wie viel Unglück Euch aufstoßen wird, wen der Kurfürst nicht mit Euch zufrieden ist. Und Jedermann wird Euc noch dazu Unrecht geben, denn von seinem Herrn muß man Alles leide und mit Geduld annehmen, was Euch dann noch desto leichter ankom men kann, als Ihr versichert seid, daß Ihre Gnaden der Kurfürst a nichts, als was Euer Bestes sein wird, gedenken wird. Darum um Ih Gnaden den Kurfürsten in gutem Willen gegen Euch zu erhalten, so

weiſt ihm, daß es Euch gereut, daß Ihr an dem Reſpect, den Ihr ihm ſchuldig ſeid, mouquirt habt, und bittet um Verzeihung! Das wird Euch ganz keine Mühe koſten, denn ich kenne Euer gut Gemüthe wohl und bin verſichert, daß wenn Euch ja ein wenig Ungeduld entfahren iſt, Ihr es nicht ſo bös gemeint habt. Ich gebe Euch hier einen Rath als Eure beſte Freundin, und wenn ich (da Gott für ſei!) ſo unglücklich wäre, daß mir dergleichen begegent wäre, ſo wollte ich gleich aufs Demüthigſte um Verzeihung bitten. Denn ich weiß gewiß, daß die Gnade, ſo der Kurfürſt ſtets ſeinen Kindern bezeuget, und die väterliche Affection, ſo er zu ihnen trägt, ſelbſt die Fürſprecher ſein werden, und Ihr werdet ſehen, daß er Euch mit Freuden vergeben wird.“ Als der Kurfürſt ſtarb, verſcheuchte ihr der Gedanke daran acht Tage lang den Schlaf von den Augenlidern, und gleich darauf ſpricht ſie in dieſem Briefe, in welchem ſie den Tod ihres Vaters berührt, von ihrer Tante; es war als fiele die Erinnerung an ihr heiteres Jugendglück wie ein Sonnenſtrahl in dieſe trübe Empfindungen. Aber dieſe ſchönen Tage von Hannover, in denen ihre muntere Schalkhaftigkeit, ihre friſche Lebensfreude ſo üppig aufſchoß, nahmen nur zu bald ein Ende. Erſt neunzehn Jahre alt, wurde Charlotte dem Herzog Philipp dem Erſten von Orleans vermält. Dieſe Verbindung war nicht der Wunſch einer mächtigen Leidenſchaft, welche Monſieur, wie er nach dem franzöſiſchen Hofceremoniel genannt wurde, zu der pfälziſchen Prinzeſſin ergriffen hatte. Sie war das Ergebniß einer politiſchen Berechnung, der das deutſche Mädchen zum Opfer gebracht wurde, da der Kurfürſt Karl durch dieſen Ehebund vor den franzöſiſchen Annectionsgelüſten ſich ſicher ſtellen zu können glaubte. Der Hauptreiz Charlottes war ein innerlicher, kerngeſunder, ſittenreiner und friſcher Charakter, Eigenſchaften, für welche dem abgelebten Herzog das Verſtändniß fehlte; das Aeußere Charlottes, das allein ihn hätte reizen können, war von der Natur nur mit kärglichen Vorzügen ausgeſtattet. In ihrem ſechsundvierzigſten Jahre ſchildert ſie ſich ſelbſt, freilich wohl mit etwas zu greller Farbenauftragung: „Ihr müßt meiner ſehr vergeſſen haben, wenn Ihr mich nicht mit unter die Häßlichen rechnet. Ich bin es all mein Tag geweſen und noch ärger hier durch die Blattern geworden. Zudem ſo iſt meine Taille monſtröſe dicke, ich bin ſo viereckig wie ein Würfel, meine Haut iſt röthlich, mit gelb vermiſcht; ich fange an grau zu werden, habe ganz vermiſchte Haare ſchon, meine Stirn und Augen ſind ſehr runzelich, meine Naſe iſt eben ſo ſchief, als ſie geweſen, aber durch die Kinderblattern ſehr brodirt, ſo wohl als beide Backen. Ich habe die Backen platt, große Kinnbacken, die Zähne verſchliſſen, das Maul auch ein wenig verändert, indem es größer und runzelicher geworden. So iſt meine ſchöne Figur beſtellt.“ Sie legte ſich ein Bärenkatzengeſicht bei und meint, wenn ein großes dickes Geſicht, ein platter Mund und kleine enge Augen etwas Schönes ſeien, ſo ſei ſie es ganz gewiß. Aber ſie weiß ſich darüber, daß der Allmächtige ſie ſo gar häßlich hat ſein laſſen, zu tröſten, denn wenn man ſchön iſt, währt es doch nicht und ein ſchönes Geſicht ändert ſich bald, allein ein gutes Gemüth iſt zu allen Zeiten gut, zudem hält ſie mehr von der innerlichen als von der äußerlichen Schönheit. Aeußerliche Schönheiten ſind gut, im Vorbeigehen wie ein Gemälde zu ſehen, aber Ehrbarkeit, Tugend und gutes Gemüth, das iſt gut bei denen zu finden

so man all sein Leben lieben will." Diese Offenheit und Natürlichkeit, mit der Charlotte Alles wie sich selbst schildert, ist ein großer Reiz ihres Charakters und erhöht den Werth ihrer Briefe um Vieles. Sie schreibt, was ihr in den Kopf kommt, ungekünstelt und ohne schöngeistige Schminke, und daher trägt ihr Briefwechsel das Gesicht der Wahrheit. Die Kunst, über ihren Geist Meister zu sein, besitzt sie nicht, sie ist viel zu natürlich dazu und kann weder Leid noch Freude verhehlen. Sie will bei ihren Briefen nicht Comödie spielen; alles was ihr Herz bewegte, frei mitzutheilen, ihr Innerstes darzulegen war ihr Bedürfniß und Genuß.

Eine solche Kernnatur wurde einem geistig und körperlich zurückgebliebenen Fürsten angetraut, der das deutsche Mädchen nicht einmal liebte. Herzog Philipp von Orleans, der Bruder des Königs Ludwig XIV., war in erster Ehe mit einer englischen Prinzessin vermält, welche eines plötzlichen Todes starb. Ein Jahr darauf reichte er Charlotte die Hand, welche zwar mit innerem Widerstreben, aber als eine gehorsame Tochter dem Gebote ihres Vaters Folge leistete. Monsieur war ein vollkommener Gegensatz zu der heiteren und lebensfrohen jungen Frau, welcher nunmehr der Titel Madame de France zukam. Er war von kleiner, unbedeutender Gestalt, in allen seinen Neigungen ein kindischer Schwächling. Seine Leidenschaft war, sich wie ein Weib zu putzen, sein Antlitz zu schminken, Schönpflästerchen aufzulegen und die Adern seines Gesichtes und seiner Hände mit blauer Farbe nachzuzeichnen. Dazu war er ganz in abergläubischer Frömmelei befangen, die ihn dazu verleitete, einen mit Münzen und Reliquien besetzten Rosenkranz mit ins Bett zu nehmen und als Amulett gegen Körperleiden und gegen den alten hugenottischen Geist zu gebrauchen. Eine ernste, bedeutende Beschäftigung füllte nie sein Leben aus, an Maskenbällen, prunkhaften Feierlichkeiten und all dem Tand und den Nichtigkeiten eines verweichlichten Hoflebens fand der geistlose Müssiggänger allein Vergnügen und Befriedigung. „Monsieur hatte mehr weibliche als Mannesmanieren an sich, liebte weder Pferde noch Jagden, nichts als spielen, Cercle halten, wohl essen, tanzen und geputzt sein, mit einem Worte, Alles was die Damen lieben." Einem solchen Manne wurde die deutsche Prinzessin verbunden, ein heiterer sonniger Frühling einem abgestorbenen Winter geopfert. Dreißig Jahre lang lebte Charlotte an der Seite ihres Gatten, arm an Freude und Glück, reich an Mühsal und Kümmerniß. Nie aber hat sie ihre Pflichten als Gattin vergessen, ihre Treue und Tugend haben ihr sogar die Achtung und Verehrung eines frivolen Hofes erobern helfen, der ihr aus mehr als einem Grunde feindlich gegenüber stand. Eine solche Stellung in solchen Verhältnissen zu erringen, war der Preis eines stillen, aber schweren Kampfes, den Charlotte gegen den französischen Uebermuth der damaligen Zeit zu führen hatte.

Ihr Empfang am Hofe zu Versailles mußte auf die junge Herzogi von Orleans einen niederschlagenden Eindruck machen. Aus den Arme ihrer angebeteten Tante, aus der Mitte einer liebenswürdigen Gesellschaft, aus einem Leben, das in jugendlichem Frohsinn und frischer u sprüngler Muthwilligkeit dahinfloß, kam sie an einen Hof, der in wahi sinnigem Taumel wilde Orgien zügellosen Genusses feierte, zu eine Gatten, der ihr den Wunsch nicht verhehlte, daß er sie am liebsten n

der nach Deutſchland zurückkehren ſähe, und bald fühlte ſie ſich von einem Netz liſtiger Palaſtintriguen umſchlungen. Sie mußte ſich in einer ſolchen Umgebung bald einſam vorkommen, zumal da ſie, je tiefere Einblicke ſie in die Verwilderung des franzöſiſchen Geſellſchaftslebens machte, um ſo weiter ſich aus dieſem entfernte. In ihren Briefen hat ſie eine Schilderung des Treibens in Verſailles niedergelegt, wie ſie furchtbarer wohl kaum zu finden iſt. Wir ſehen das ganze damalige Hofleben als eine haſtige Jagd nach augenblicklichem Genuß an uns vorüberziehen, das Raffinement geiſtloſen Eigennutzes und das glatte lächelnde Geſicht abgeſüßter Frivolität ſchauen uns aus jenen Tagen mit wild verzerrten Mienen an. Wie tief mußte der Schmerz darüber in die Seele der jungen Fürſtin greifen, die ihr ganzes Leben hindurch ehrlich nach Wahrheit und Läuterung ihres Weſens ſtrebte. Nur zu bald verlernte Charlotte ihr heiteres, gutmüthiges Lachen und ihren friſchen, drolligen Humor, als ſie das ſittenloſe franzöſiſche Leben kennen lernte. „Weil die Sünde“, ſchreibt ſie an ihre geliebte Halbſchweſter, die Raugräfin Luiſe, „ſo gemein bei den Heiden, ja gar bei den erſten Menſchen war, ſo jetzt hier im Lande im Schwange geht, ſo iſt es wenig zu verwundern, daß es noch ſo iſt. Denn gewiß ſind ſeitdem die Menſchen nicht beſſer geworden, und ſeit der Zeit der erſten Chriſten und Märtyrer ſehen wir wenig Unterſchied leider zwiſchen den Heiden — und unſeren Zeiten. Wie es zu Auguſtus Zeiten bei den Höfen zuging, ſo geht es hier aus, und nichts iſt rarer in Frankreich als der chriſtliche Glaube. Ich weiß nicht, ob etliche Leute ihre Laſter für Sünde halten, aber für eine Schande wird kein Laſter mehr gehalten. Wenn Ihr Herr von einem Lande wäret, würdet Ihr ebenſo embarraſſirt ſein, die Laſter auszurotten als ein anderer. Wären ſie nicht ſo gemein, könnte es angehen, aber weil es ſo gar gemein, was will man thun? Sollte der König alle die abſtrafen nach Verdienſt, ſo laſterhaft ſind, würde er ohne Fürſten, Edelleute und Bediente bleiben, ja kein Haus in Frankreich würde ohne Trauer ſein.“ Debauchirt zu ſein hält man für eine rechte Ehre, „und wer ſich piquiren ſollte, ſeine Frau allein zu lieben, würde für einen Sott paſſiren und würde von Jedermann verſpottet und verachtet werden.“ Und die Frauen geben in ſolcher Zügelloſigkeit den Männern nichts nach. „Viele franzöſiſche Weiber ſind auf einen Schlag, insbeſondere die, ſo kokett und debauchirt geweſen. Sobald ſie alt genug werden, keine Liebhaber mehr zu haben, werden ſie devot, oder aufs Wenigſte ſtellen ſie ſich ſo, als wenn ſie es wären. Alsdann aber werden ſie gewöhnlich gar gefährlich, denn ſie werden neidiſch und können Niemanden mehr leiden.“ Und ſchon in ſolcher Zeit läuft wie ein dunkler Schatten die Ahnung der großen Revolution über den Glanz und die Pracht eines raſenden Hoflebens. Die Hinrichtung Karl Stuarts erſchütterte wohl die Gemüther auf einen Augenblick und ließ die rauſchende Muſik und den tobenden Tanz in den Sälen des Königshauſes verſtummen, doch nur zu bald ſchlugen über den Hof die hohen Wellen der alten brauſenden Vergnügungen wieder zuſammen. Charlotte aber, die ſeitab ſtand und eine ſcharfe Beobachterin war, mochte ſchon damals am politiſchen Himmel die kleinen flatternden Sturmwolken erblicken „Ich glaube“, ſchreibt ſie, „es iſt etwas wider die Höfe in der Luft; hier weiß man gar nicht mehr, was es iſt.“ Doch all dieſer berauſchend

Jubel, all dies tolle Jagen nach wildem Genuß vermochte nicht, Charlotte in den tosenden Strudel hinabzuziehen, die Wogen eines aufgeregten und vergnügungssüchtigen Hoflebens prallten von dem festen und tugendstarken Charkter der Herzogin ab. „Frankreich wird mir wohl mein Gemüth nicht verändern, und je mehr ich hier böse und falsche Gemüther sehe und finde, je mehr will ich mich befleißigen, ihnen nicht gleich zu sein, es kommt mir gar zu abscheulich vor."

Es war natürlich, daß sich Charlotte mit solchen Gesinnungen dem Hofe gegenüber fremd fühlte. Sie zog sich daher immer mehr zurück und war zum größten Theil sich selbst überlassen. Doch auch hier zeigte es sich, daß so ganz ohne allen Trost selten ein Menschenherz bleibt. Charlottes Stieftochter, die nachmalige Königin von Spanien, trug der deutschen Frau eine wahre kindliche Liebe entgegen und diese Zuneigung strömte warm über das liebesbedürftige Herz der einsamen Fürstin. Auch hatte sie die Genugthuung, sich von dem König Ludwig XIV. mit der größten Aufmerksamkeit behandelt zu sehen, der gern ihren geistvollen Einfällen lauschte und sie wöchentlich zweimal zur Hofjagd zuzog. Es war Charlottes Leidenschaft, hoch zu Roß dem Hirsche nachzufolgen, oder auf der Wolfsjagd und Falkenjagd ihren Muth und ihre Lebenskraft zu bethätigen. Da mochte sie in der weiten schönen Natur alles Dunkle und Quälende hinter sich werfen und ihre ganze Erscheinung in frischer Jugendlichkeit wieder aufblühen. An solchen Belustigungen nahm sie mit Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit Theil. So geschah es einmal, daß der ungestüme Renner mit der muthigen Reiterin durchging. Charlotte klammerte sich fest an das wilde Roß an und ließ sich, als sie sich aus dem Gesicht der Jagdgesellschaft entfernt hatte, auf den grünen Rasen niedergleiten, ohne eine Verletzung davonzutragen. Der König war der Erste am Platze, todtenblaß leistete er ihr hilfreiche Dienste und ob ihn auch Charlotte versicherte, daß sie keinen Schaden gelitten, hatte er doch keine Ruhe, bis er sich vollkommen von der Unversehrtheit der Herzogin überzeugt hatte. Er geleitete darauf Madame auf ihr Zimmer und blieb noch einige Zeit als ein aufmerksamer Wärter bei seiner Schwägerin. Durch solche Gunstbezeugungen des großen Königs geschah es sogar, daß Charlotte „**à la mode**" wurde und Alles, was sie sprach und that, mochte es gut sein oder „überzwerch", bei den Hofleuten Bewunderung fand, freilich nur auf kurze Zeit.

Außer solchen Jagdvergnügungen fand Charlotte wenig Freude am französischen Hofe. Das feierliche und inhaltslose Ceremoniell und eine Salonunterhaltung, die in Spiel und leichter pikanter Conversation bestand, sagten ihrem natürlichen und gebildeten Geiste wenig zu. Für dieses unbefriedigte Bedürfniß ihres Verstandes- und Herzenslebens hielt sie sich jedoch dadurch schadlos, daß sie sich einer eifrigen Correspondenz und einer fleißigen Lecture widmete. Oft auch war es ihr eine angenehme Unterhaltung, ihre Gedanken über die Vogesen nach ihrem geliebten Vaterlande schweifen zu lassen, ihr Herz hing immer an der deutschen Heimat. Das ist ein Zug in dem Charakter der deutschen Frau, welcher ihr das Andenken ihres Volkes für ewige Zeiten sichert; ihre Vaterlandsliebe stellt sie in die Reihe jener deutschen Fürstinnen, um deren Häupter die Nachwelt immer wieder frische Kränze dankbarer Erinnerung winden wird. Und ihr Herz schlug nicht nur für ihr engeres

Vaterland, ihre geliebte Pfalz; das ganze Deutschland umfing sie mit warmer hingebender Liebe in einer Zeit, zu welcher das Gefühl der Zusammengehörigkeit den Deutschen, wenigstens ihren Fürsten, so ziemlich abhanden gekommen war und der Particularismus seine größten Triumphe feierte. Charlotte hat sich dadurch einen Platz neben der Königin Louise errungen, wenn auch das Leben Beider, zwar von gleichem Unglück und Herzweh ergriffen, sonst einander so verschieden sich gestaltete. Wenn uns die preußische Heldenkönigin als ein wahrhaft dramatischer Charakter hochragend inmitten gewaltiger geschichtlicher Ereignisse erscheint, so ist doch das stille Wirken Charlottes, ihre langmüthige Aufopferungsfähigkeit nicht minder bewunderungswürdig und erhebend. Es ist rührend zu lesen, mit welchem Interesse sie alle Nachrichten entgegennimmt, die aus Deutschland kommen, mit welcher Sorgsamkeit sie ihre Muttersprache bewahrt. „Ihr flattirt mich", schreibt sie noch im Jahre 1695, „indem Ihr sagt, daß ich so gut deutsch noch schreibe. Denn ich rede oft in drei Monaten kein Wort deutsch und es sind wohl dreiundzwanzig Jahre, daß ich hier in Frankreich bin; es wäre also kein Wunder, wenn ichs vergessen hätte." Und an einer andern Stelle: „Wenn ich nur mein Deutsch nicht vergesse, denn ich rede es gar wenig nun. Fehle ich im Deutschen, so corrigirt mich." Mit Widerwillen vernimmt sie von der Verdrängung der deutschen Sprache an den deutschen Fürstenhöfen, sie versteht nicht, wie ein Volk sein heiligstes Gut, seine Sprache, an ein fremdes Idiom verrathen kann. „Ich gestehe, ich kann nicht vertragen, Deutsche zu finden, die ihre Muttersprache so verachten, daß sie nie mit anderen Deutschen reden oder schreiben wollen. Das ärgert mich recht." Es fordert ihr ganzes sittliches Pathos heraus, wenn sie hört, wie die Deutschen sich allmälig von ihrer heimatlichen Scholle zu lösen bestrebt sind. „Das kommt mir albern vor, daß unsere guten Deutschen alles französisch schreiben wollen, als wenn man nicht auf Deutsch schreiben könnte. Ich fürchte, das Deutsche wird sich endlich so verlieren, daß es keine Sprche mehr sein wird." Selbst in den größten Kleinigkeiten wollte sie nicht von der alte Gewohnheit lassen. Sogar die französische Küche behagte ihrem einfachen Geschmack nicht und oft genug bedauert sie es in ihrer drastischen Art und Weise, daß sie in Frankreich niemals Sauerkraut zu essen bekomme, ein charakteristischer Zug, welcher an den Ausspruch des Marquis in Sandeaus „Fräulein von Seiglière" erinnert, der die Deutschen Sauerkrautesser (**mangeurs de choucroute**) nennt. Auch in dem architektonischen Stil der Königsschlösser vermißt sie das deutsche Element und der Herbstaufenthalt in Fontainebleau gefiel ihr vor Allem, weil „alle Säle und Galerien ganz deutsch aussehen. Wenn man in den Schweizersaal geht, sieht es recht aus wie ein alter deutscher Saal mit Erker und Getäfel und Bänken." Kamen dann einmal Deutsche an den französischen Hof, so waren sie immer in den Gemächern der Herzogin von Orleans, in deren Herzen die Sehnsucht nach dem Vaterlande niemals sich legte, gern gesehene Gäste. Alle Deutschen hatten freien Zutritt bei der hohen Frau. Sprachen sie von der vielgeliebten Heimat, so mochten wohl stille Wünsche in der Seele der Fürstin aufsteigen, denn ihr ganzes Denken und Fühlen, ihr ganzes innerstes Wesen blieb immerdar echt deutsch. „Ich habe noch alle Zeit ein deutsches Herz und Gemüth", schreibt sie, und sie war stolz auf ihr Vater-

land. „Mir deucht, es ist recht natürlich, sein Vaterland allen anderen Ländern vorzuziehen; aber unser Vaterland ist doch in der That gar schön und wird von Allen die es sehen admirirt.“ Niemals wollte sie das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu Deutschland verlieren und niemals hat sie es verloren. „So lange mein pfälzisch Herz sich in mir regen wird, werde ich eine aufrichtige Deutsche verbleiben.“

Wenn der Gedanke an Deutschland ihr Herz beschäftigte, so fand sie geistige Nahrung in einer guten Lecture. Am eifrigsten aber besuchte Charlotte das Schauspiel, welches damals in Corneille und Racine auf der einen Seite und in Molière auf der andern seinen Höhepunkt erreicht hatte. Sie sah das Drama nicht nur als eine angenehme Zerstreuung an, als ein Spiel die Sinne zu unterhalten und das leere Herz um einige gefällige Stunden zu betrügen, sie war von dem tief sittlichen Werth der Bühne durchdrungen, wenn ihre Auffassung auch noch vieles Naive an sich hatte. Aber dunkel mochte sie wohl eine Ahnung von dem Zweck des Schauspiels überkommen, „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Satire ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und der verkörperten Zeit ihre Gestalt und ihren Abdruck zu zeigen“, wie ihn Hamlet formulirt. Freilich auch diese ihre Freude am Theater suchte man der Herzogin von Orleans zu verbittern. Frau von Maintenon, die Geliebte des Königs, hatte, einer falschen Frömmigkeit folgend, gegen das Drama ihr mächtiges Veto eingelegt und wenigstens bewirkt, daß ihr fürstlicher Liebhaber den Theaterbesuch einstellte. Charlotte jedoch, von hoher Freude darüber erfüllt, daß diese Agitation gegen das Theater ihren eigentlichen Zweck verfehlt hatte, ließ sich durch das Beispiel des Königs nicht abschrecken, das Theater wie vordem zu besuchen. Als einst von der Kanzel die bekannten Tiraden gegen das Schauspiel ertönten und dasselbe als unsittlich und gefährlich charakterisirt wurde, weil es die Leidenschaften errege, wandte sich Ludwig XIV. mit den Worten zur Herzogin: „Er predigt nicht gegen mich, der ich nicht mehr in die Komödie gehe, aber gegen Sie, die Sie eine Vorliebe dafür haben und sie besuchen.“ Charlotte jedoch war um die Antwort nicht verlegen. „Obgleich ich die Komödie liebe und sie besuche“, erwiederte sie, „ist die Predigt dennoch nicht gegen mich gerichtet, denn sie eifert nur gegen diejenigen, welche durch die Komödien leidenschaftlich erregt werden. In diesem Falle bin ich nicht, sie hat für mich nur die Wirkung mich zu zerstreuen, und das ist nichts Schlimmes.“ Der König schwieg darauf „mäuschenstill“. Charlotte fand gegen die Angriffe auf die Komödie immer eine passende Erwiederung, ihre Entgegnung auf die Rede des Königs zeugt zugleich für ihr feines weibliches Tactgefühl und ihre richtige Beurtheilung des großen Ludwig. Gegen den Unverstand der zelotischen Geistlichkeit weiß sie die Bühne stets mit warmem Eifer zu vertheidigen. Sie meint, daß der Abscheu vor den Komödien aus alter Zeit herrühre, als sich dieselben noch in einer zügellosen Ausgelassenheit gefielen, wie das Genre der „Sottisses“, welches im 15. Jahrhundert dominirte. „Wären sie gewesen wie jetzt, würde man sie eher befohlen als verboten haben, weil sie, wenn man sie nimmt, wie man sie nehmen soll, mehr Gutes als Böses zu Wege bringen können und mehr capabel sind, die Tugend zu animiren als eine schlechte Predigt. „Was schickt sich Christus mit Belial?“ ist bald gesagt, es ist aber schwer

zu expliciren. Der alte Adam muß sich finden in das, was böse ist; aber was zum Guten leiten kann, da verspürt sich der alte Adam nicht, Augen und Ohren kitzeln ist nicht schlimm, wenns nur, wie schon gesagt, zum Guten führt. Die Prediger bestrafen die Komödien, weil sie vordem bestraft worden sind, da sie strafenswürdig waren. Es ist aber ein Zeichen von ihrer Ignoranz, daß sie nicht examiniren, ob sie noch strafenswürdig sind." An einer andern Stelle vergleicht Charlotte das Drama in seinem Verhältniß zur Geschichte und Predigt, wobei allerdings erstere von der Herzogin etwas naiv aufgefaßt wird; doch darf man nicht vergessen, daß die hohe Frau von der Geschichtsschreibung ihrer Zeit abstrahirt. „Die Komödien gefallen mir wohl oder übel (wenn sie an sich selber gut sind), wie sie auch gespielt werden. Werden sie wohl gespielt, so sehe ich gern eine ernste, so mich rührt, und danach habe ich auch wieder gern etwas zu lachen. Nach den Kleidern sehe ich nicht, weiß nie, wie sie gekleidet, es sei denn etwas Ridicüles. Die ernsten Sachen in der Welt werden nirgends so angenehm vorgebracht als in den Komödien. Sie legte sich keinen Zwang auf, die Gefühle zu äußern, welche ein gutes Drama in ihrer Seele erregte. So preßte ihr Racines Iphigenia oft heiße Thränen aus den Augen, ihre lebhafte Phantasie stellte sie an den Platz einer Mutter, deren Tochter den Opfertod erleiden soll. Im Lustspiel war Molière ihr Lieblingsdichter, wenn sie auch über die Possen eines Baron weidlich lachen konnte. Für sein bestes Werk hielt sie seinen „Tartuffe", nach diesem gefielen ihr „Der Misanthrop" und „Die gelehrten Frauen" am meisten, während sie seinem „Eingebildeten Kranken" keinen Geschmack abgewinnen konnte. Ueber den „Tartuffe" erzählt sie folgende Anekdote, welche auch von anderen Zeitgenossen des großen Dichters überliefert ist. Molière hatte in seinem scheinheiligen Tartuffe eigentlich den damaligen Polizeipräsidenten von Paris porträtiren wollen. Dieser erfuhr davon und schickte vor der zweiten Vorstellung, als das Theater bereits vollständig gefüllt war, dem Autor, der zugleich Theaterdirector war, den Befehl zu, die Aufführung zu unterlassen. Da trat Molière auf die Bühne und setzte das Publikum von dem Verbot mit den Worten in Kenntniß: „Wir hatten für heute den „Tartuffe" angezeigt, aber der Polizeipräsident hat den „Tartuffe" verboten, er will nicht, daß man ihn spiele", eine Zweideutigkeit, der ein ungeheures Gelächter der Zuschauer folgte.

Aber Charlotte, welche im scharfen Gegensatz zu Frau von Maintenon ihren Gefallen an einem guten Schauspiel fand und ihre Vorliebe für das Theater trotz der Opposition gegen dasselbe offen zur Schau trug, war nicht weniger religiös als jene Bühnenfeindin und bewies, daß sich die Kirche wohl mit der Bühne vereinigen läßt. Sind beide ja doch in Wirklichkeit auch nicht Contraste, sondern vielmehr Complemente.

Charlotte war bei ihrer Tante in der Lehre Calvins erzogen worden, mußte jedoch bei ihrer Vermälung mit dem Herzog von Orleans zum Katholicismus übertreten müssen. In Metz war es, wo sie am 15. November 1671 unter dem Bischof George d'Aubusson dem Glauben der Jugend entsagte und die Weihen der allein seligmachenden Kirche empfing. Aber dieser Religionswechsel war für Charlotte nur eine leere Förmlichkeit, er blieb ohne Eindruck auf das Herz der hohen Frau. Es

war nur eine andere Hülle um denselben Kern, der auch im Wechsel der Zeiten sich immer gleich blieb. Der Geist der Reformation wehte immer durch das Herz der Herzogin. Charlotte stand überhaupt in allen Glaubenssachen hoch erhaben über der Mehrzahl ihrer Zeitgenossen. Denn während zu ihrer Zeit eine rohe Unduldsamkeit die Gemüther ergriff und in Frankreich wie alles so auch die Religion Uniform tragen mußte, ragen Charlottes religiöse Anschauungen schon an die des großen Friedrich, in dessen Staat ein jeder nach seiner eigenen Façon selig werden konnte. Der deutschen Frau am französischen Hofe erschienen die drei Confessionen nur als Spielarten derselben Farbe und in ihren Briefen plaidirt sie für die bürgerliche Gleichstellung derselben. „Es ist eine verdrießliche Sache, daß die Pfaffen machen, daß die Christen einander so zuwider sein müssen. Die drei christlichen Religionen sollten, wenn man meinem Rathe folgte, sich für eine halten und sich nicht informiren, was man darin glaubt, sondern nur ob man nach dem Evangelium lebt, und dagegen predigen, wenn man übel lebt, aber die Christen unter einander heirathen lassen und in eine Kirche gehen, in welche sie wollen, ohne es übel zu finden. So würde mehr Einigkeit unter den Christen sein als nun ist." Ihre Duldsamkeit findet den Grund der Verschiedenheit des Glaubens in der Verschiedenheit der menschlichen Charaktere und eben darum muß man das subjective Bedürfniß eines jeden respectiren. Sie erzählt in dieser Hinsicht eine Geschichte, deren Beurtheilung für Charlotte höchst charakristisch ist. „Der verstorbene König von Siam, als unser König ihm sagen ließ, er bitte ihn, die christliche Religion anzunehmen, antwortete, er glaube, daß man in allen Religionen könne selig werden, und Gott liebe nichts mehr als die Veränderung. Darum gleiche sich nichts in der Welt, alle grünen Blätter wären verschieden und also wolle unser Herr auf unterschiedliche Weise angebetet sein. Darum müsse unser König fortfahren, Gott dem Allmächtigen auf seine Weise, wie er es gelernt, zu dienen, er aber wolle Gott auf seine Art loben und dienen, und wenn es Gottes Wille sein sollte, daß er ihm anders dienen sollte, würde er es ihm schon ins Herz geben. Ich finde, daß er hierin nicht Unrecht hatte." Deshalb eifert sie auch gegen die Geistlichen, deren Glaube im Streit der Lehrmeinungen besteht. Der Christen Grund ist bei allen Confessionen derselbe, der Unterschied ist nur Pfaffengezänke. Denn die Priester, welche sie auch sein mögen, katholische, reformirte oder lutherische, haben alle Ehrgeiz und wollen alle Christen einander wegen der Religion hassen machen, damit man ihrer von Nöthen haben mag und sie über die Menschen regieren können. Aber wahre Christen, so Gott die Gnade gethan, ihn und die Tugend zu lieben, kehren sich an das Pfaffengezänke nicht, sie folgen Gottes Wort, so gut sie es verstehen mögen, und der Ordnung der Kirche, in welcher sie sich befinden, lassen das Gezänk den Pfaffen, den Aberglauben dem Pöbel und dienen ihrem Gott in ihren Herzen und suchen einander Aergerniß zu geben. Das ist, was Gott anlangt; im Uebrigen haben sie keinen Haß gegen ihren Nächsten, welcher Religion er auch angehören mag, suchen ihm zu dienen, wo sie können, und ergeben sich ganz der göttlichen Fürsorge."

Charlottes äußere Andachtsübungen entsprechen ihrer innern Ge-

sinnung; sie waren ohne Förmlichkeit, ohne Prunk, einfach und natürlich wie der Charakter der hohen Frau. Morgens und Abends sandte sie in der Regel ihre innigen Gebete, die sie selbst machte, zu ihrem himmlischen Vater und las dann einige Kapitel in der heiligen Schrift. Sie verletzte damit kein Dogma, denn in Frankreich las die Bibel, wer wollte. Auch an den Psalmen fand Charlotte großen Gefallen, Trost und Erquickung flossen auch aus den kunstlosen Strophen der protestantischen Kirchenlieder in ihr einsames Herz. „Ich weiß noch alle lutherischen Lieder und reformirte Psalmen, so ich gelernt habe, und singe sie noch oft", schreibt sie mit rührender Freude an ihre geliebte Halbschwester. Im Uebrigen war sie keine Freundin von geistlicher Lecture, sie fand alle kirchlichen Bücher, die Bibel ausgenommen, bitter langweilig und schlief über dem Lesen derselben ein. Auch der Kirchenbesuch war ihr eine unsympathische Förmlichkeit, gewöhnlich schlief sie im Gotteshaus und ihr religiöses Gewissen störte sie im sanften Schlummer nicht, denn sie glaubte, daß der Teufel wenig daran dächte, ob sie in der Kirche schliefe oder nicht. „Heute", schreibt sie einmal in ihrer muntern Laune an ihre Tante Sophie, „werde ich nicht in der Predigt schlafen, denn wegen meines Hustens werde ich nicht hingehen."

Daß der Aberglaube in jener Zeit noch in voller Blüte stand, beweist eine Anecdote, welche Charlotte ihrer Tante mittheilt und deren Schluß, eine anonyme Ohrfeige, einen drastischen Eindruck auf den Leser machen muß. An der Tafel unterhielt sich einst Charlotte unter Anderen mit der Gräfin von Fürstenberg und als die Rede auf die Gespensterfurcht kam, mußte die Herzogin über diesen Aberglauben laut auflachen. Die Gräfin jedoch erzählte ihr darauf folgende Begebenheit, welche lebhaft an Bürgers Leonore erinnert. Ihr einstiger Geliebter, ein Graf von Ruberto, beschloß, um sich einer verhaßten ehelichen Verbindung mit einem ungeliebten Mädchen zu entziehen, in den Krieg zu gehen, ließ sich aber, bevor er ins Feld ausrückte, sein Horoskop stellen. Durch dasselbe erfuhr er, daß die erste feindliche Kugel seine Brust treffen werde. Der Graf theilte diese Schicksalsdeutung seiner Geliebten mit und versprach ihr, wenn die Sterne die Wahrheit verkündigt hätten, zu ihr zu kommen um von ihr Abschied zu nehmen, und bat sie, über seine Erscheinung sich nicht zu entsetzen. Die Gräfin hielt dies Alles für einen losen Scherz, der die Pein des Abschieds mildern sollte und gab ihm die Hand darauf, daß sie unerschrockenen Herzens ihn empfangen werde. Darauf zog der Graf in den Krieg. Einige Zeit später, in einer heißen Sommernacht, konnte die Gräfin nicht einschlafen, sie erhob sich deshalb bei Tagesanbruch, setzte sich vor den Kamin, legte den Kopf in ihre Hände und bunte Bilder zogen an ihrer träumenden Seele vorüber. Auf einmal hört sie auf dem Gange Sporengeklirr, überrascht über einen so frühzeitigen Besuch wendet sie sich um und sieht eine braungekleidete Gestalt vor sich stehen, die, ehe die Gräfin das Gesicht der Erscheinung erkennen kann, verschwindet, aber in ihr doch den Gedanken erregt, es müsse der Graf sein. In ihrer Herzensangst ruft sie laut auf, bekommt aber in demselben Augenblick eine derbe Ohrfeige. Eine Hofmeisterin, welche in der Kammer der Gräfin schlief, wollte von dem Geiste am Fuße gezogen worden sein. Die erste Nachricht, welche die Gräfin nach diesem seltsamen nächtlichen Abenteuer

erfuhr, war der Tod des Grafen. Er war, wie ihr später mitgetheilt wurde, zur selben Stunde von einem Schuß getroffen zusammengebrochen. Er hatte ein braunes Gewand getragen. Eine andere wundersame Begebenheit wußte Charlotte trefflich auf die natürlichen Grenzen zurückzuführen. Es wurde einst erzählt, daß ein Fürst und eine Fürstin bekehrt worden seien, weil sie ein Stück Holz vom Kreuze Christi ins Feuer gehalten und dasselbe nicht gebrannt habe. „Das ist kein Wunder", versetzte eifrig die Herzogin, „es giebt ein Holz in Mesopotamien, das nicht brennt." „Sie wollen keine Wunder glauben", entgegnete ihr Linières, ihr Beichtvater. „Ich habe die Probe in den Händen", gab Charlotte dem Pater zur Antwort und holte ein Stück solchen Holzes, in dessen Besitz sie sich befand. Linières untersuchte dasselbe, schnitt ein Stück davon ab und warf es ins Feuer. Das Holz ward glühend roth, aber es brannte nicht. Charlotte konnte das Lachen nicht halten und der ehrwürdige geistliche Herr wurde die Zielscheibe ihres Witzes, bis er das Klügste that, was er in dieser Lage thun konnte, und in das Gelächter mit einstimmte. (Schluß folgt.)

Der rechte Moment.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Heiß liegt der Sommertag heut' auf des Schlosses Dächern
Und wer nicht Siesta hält in üppigen Gemächern,
Der strebt hinaus in kühle Waldesluft.
Des Parkes Schatten nimmt sie auf die Cavaliere,
Auf lausch'gen Plätzchen lockt manch' süße Aventüre,
Berauschend steigt empor der Blumenduft.

Verloren haben sich — ein Zufall war's, natürlich! —
Der kecke Officier, das Fräulein hold und zierlich,
Dort, wo den Park ein Marmorfaun bewacht.
Sie plaudern, sehn sich an und seufzen und erröthen,
Zuweilen hört man fern den Hirtenknaben flöten,
Doch still und heimlich ist die Waldesnacht.

Ein Bächlein rieselt hier, mit schmalem Brett bebrücket;
Gelegenheit, sie hat schon manches Herz beglücket,
Hier zeigt sie sich dem Capitän charmant!
Sie schwebt den Steg dahin, er muß auf Kieseln schreiten,
Er faßt — nicht anders ist es möglich, sie zu leiten —
Sie um die Taille fest und an der Hand.

„Was thun Sie? Ciel!" Wie, um sie sich ganz fest zu sichern,
Küßt zärtlich er die Hand. Man hört des Faunes Kichern,
Sie kann nicht vorwärts mehr und nicht zurück.
Sie lacht und sträubt sich nicht, als auf den Mund er warme,
Beseelte Küsse drückt; sie sinkt ihm in die Arme,
Die Bäume rauschen über ihrem Glück.

Franz Hirsch

Doctor Lorm.

Eine Skizze nach dem Leben von **Minna Chop.**

I.

„Robert, die Villa ist vermiethet!"

„Welche Villa?" antwortete mein Mann zerstreut.

Wir waren seit einigen Monaten verheirathet und wohnten erst kurze Zeit in Rosenberg. Robert Stein, mein Mann, hoffte sich hier durch seine Familienverbindungen und Freunde bald eine Praxis zu verschaffen und entfaltete deshalb eine Thätigkeit, einen Eifer, die sich keinen Augenblick verleugneten; ich selbst konnte mich nur schwer in meine neue Lage finden und an die Schattenseiten einer Landstadt gewöhnen. Das Leben eines Arztes schien mir hier wenig beneidenswerth. Entweder kam Robert so ermattet von seinen Berufsgängen zurück, daß er meinen Worten nur eine flüchtige Aufmerksamkeit schenkte, oder er wurde, in Folge eines schweren Falles, so eilig verlangt, daß er kaum einen Abschiedsgruß für mich hatte und dann erst spät in der Nacht heimkehrte. Da ich ihn an jenem Tage nachdenklicher als gewöhnlich fand, entgegnete ich ungeduldig:

„Die schon so lange leer stehende Villa, von der Du, als wir sie besichtigten, selbst erklärtest, daß sie zu einer Familienwohnung untauglich sei."

„Und wer wäre denn der kühne Miether?"

„Ein Arzt. Doch beunruhige Dich darüber nicht, denn ich habe erfahren, daß er sehr reich ist und sich nur selten zu einer Consultation herabläßt."

„Ist er verheirathet?"

„Niemand weiß es, doch scheint mir das wenig wahrscheinlich; jedenfalls hat er keine Familie, denn eine Frau und Kinder würden sich in diesem seltsamen Hause sehr unbehaglich befinden. Er muß ein altes Original sein."

Mein Mann hörte nicht mehr auf mich; da seine Befürchtungen hinsichtlich des Nachtheils, den ihm ein anderer an demselben Orte ansässiger Arzt hätte zufügen können, beseitigt waren, so beeilte er sich, vor seinen Nachmittagsbesuchen noch seine Zeitung zu Ende zu lesen.

Die kleine Besitzung, unter dem Namen „Villa Fels" bekannt, bestand aus zwei eleganten Pavillons, die durch einen verdeckten Gang mit einander verbunden waren. Jeder Pavillon hatte einen besondern Eingang und konnte, wenn nöthig, von dem andern unabhängig bewohnt
den; ein großer Garten, von einer dichten Buchenhecke in zwei gleiche
ile geschieden, umgab diesen wunderlichen Bau, der ganz dazu ge-
ffen schien, zwei mit der Welt zerfallene Junggesellen zu beherbergen.
es Tages hielt ein Möbelwagen vor Villa Fels; zwei vollständige
richtungen wurden, wie sich bald herausstellte, ausgeladen; eine
che darauf aber sollte das Staunen der Rosenberger den höchsten
d erreichen, als in jedem der beiden Pavillons ein gesondertes Per-
l mit einem gesonderten Hausstande sich niederließ. Ich erinnere
daß ich mehr als einen Nachmittag damit verbrachte, die Ankunft

meiner neuen Nachbarn zu erspähen, (unser Haus lag der Villa am nächsten) meine Ausdauer wurde endlich belohnt. Hinter dem Vorhange lauschend, sah ich im Fond einer Postkutsche eine Dame halb zurückgelehnt, eine andere auf dem Vordersitze; nur diese zwei waren im Wagen; ohngefähr nach einer Stunde ritt ein Mann in mittleren Jahren im Trabe unter meinen Fenstern weg — es war der Doctor Lorm.

„Sie sind da!" sagte ich sogleich zu Robert, als er nach Hause kam und theilte ihm meine Beobachtungen mit.

Ich muß zur Entschuldigung meiner Neugierde sagen, daß ich mich als Fremde in diesem traurigen Städtchen, das keineswegs seinem poetischen Namen entsprach, sehr vereinsamt fühlte und deshalb die Ankunft einer Frau, mit der ich vielleicht in freundliche Beziehung treten konnte, für mich ein Ereigniß von wirklicher Bedeutung war.

Der Sonntag kam. In der Pfarrkirche war eine Bank für Lorms reservirt worden und einige Minuten vor Beginn der Predigt trat dort der Doctor, jedenfalls zur großen Befriedigung aller Anwesenden, ein. Er war ein Mann von 40 bis 45 Jahren, groß, schlank, blaß, mit hoher, etwas kahler Stirn, männlicher, intelligenter, stark von Schwermuth angehauchter Physiognomie; in seinen großen dunklen Augen, die auf Jeden, der ihn zum ersten Male sah, Eindruck machen mußten, lag etwas Unstätes. Es schien ihn wenig zu kümmern, der Gegenstand der allgemein schlecht verhüllten Neugierde zu sein und er verließ seine Bank, ohne irgend Jemanden eines Blickes zu würdigen. Frau Lorm erschien nicht mit in der Kirche. In der folgenden Woche gaben die Insassen der Villa zwei neue Lebenszeichen von sich; eine Messingplatte, mit dem Namen des Dortor Lorm versehen, wurde an der Thür des einen Pavillon angebracht, dann machte der Doctor selbst unserm Geistlichen einen Besuch; Letzterer jedoch, ein finsterer, schweigsamer Mann, theilte Niemandem eine Einzelheit dieser Unterredung mit. Da am Sonnabend derselben Woche Robert früher als sonst und sehr gut gelaunt nach Hause kam, suchte ich ihn zu einem Besuch bei Doctor Lorm zu überreden, der das gewiß nur als nachbarliche Höflichkeit von Seiten eines Collegen auslegen würde. Er hörte mir lächelnd zu, ließ mich alle meine Gründe erschöpfen und sagte dann endlich mit der ihm eigenthümlich schelmischen Miene:

„Ich bin Deinem Wunsche zuvorgekommen, liebe Frau, ich bin schon bei Doctor Lorm gewesen."

„O, Robert, dann erzähle mir Alles. Wann bist Du dort gewesen? Wen hast Du gesehen? Den Doctor und seine Frau? Sind sie liebenswürdig? Hast Du sie aufgefordert, uns zu besuchen?"

„Bestürme mich nicht so mit Fragen, Valentine; ich begegnete neulich Doctor Lorm, wir tauschten ein paar Worte aus und er bat mich, bei ihm einzutreten; allein ich war eilig und bin nur wenige Minuten geblieben. Das ist Alles, was ich Dir erzählen kann."

„Wie fandest Du Frau Doctor Lorm?"

„Ich habe sie nicht gesehen?"

„Gefällt Dir der Doctor? Scheint er ein umgänglicher Mann Wird man wohl mit ihnen verkehren können?"

Einige bejahende Zeichen, die Versicherung, daß Doctor Lorm ei feingebildeter Mann sein müsse, und daß er bald selbst zu uns komm

würde, war Alles, was ich an jenem Abende meinem Manne entlocken konnte.

An einem der nächsten Sonntage sah ich auf meinem Wege zur Kirche eine einfach gekleidete Dame leicht und graziös, ohne sich irgendwie umzuschauen, vor mir her gehen. Am Portal blieb sie stehen und ich hörte sie den Pförtner fragen, wo die Bank des Doctor Lorm wäre. Nachdem war in ganz Rosenberg nur von Frau Doctor Lorm die Rede. Die, welche eine kleine Stadt bewohnt haben, werden sich leicht die mehr oder weniger wohlwollenden Schlüsse, die man aus der Absonderung der beiden Gatten zog, vorstellen. Unterdessen reiste ich einige Zeit auf Besuch zu meinen Eltern; bei meiner Rückkehr fand ich die Karten von Herrn und Frau Doctor Lorm vor.

Gleich den andern Tag, ohne meinen Mann abzuwarten, lenkte ich meine Schritte nach der Villa. Unschlüssig blieb ich stehen: an welcher der beiden Thüren sollte ich klingeln? Ich entschied mich für die mit der Messingplatte. Ein Diener erschien und auf meine Frage, ob Frau Doctor Lorm zu sprechen sei, antwortete er:

„Ich will sehen, ob Frau Lorm zu Hause ist."

Zu meinem Erstaunen trat er heraus und bat mich, ihm nach dem andern Pavillon zu folgen. Ein Mädchen öffnete und führte mich auf meine wiederholte Frage nach ihrer Herrin in ein geschmackvoll ausgestattetes Zimmer. Nach einigen Minuten trat Frau Lorm ein; sie empfing mich in der liebenswürdigsten Weise, obgleich ihr ganzes Wesen das Gepräge einer nervösen Scheu trug. Sehr jung, hatte sie sich eine fast noch kindliche Anmuth bewahrt, ein feines blasses Gesicht und blaue seelenvolle Augen machten sie übrigens zu einer anziehenden Erscheinung. Ganz entzückt von ihr, dehnte ich meinen Besuch so lange wie möglich aus und bat sie beim Weggehen, mir denselben bald zu erwiedern.

„Gern würde ich zu Ihnen kommen, allein mein Mann wünscht, daß ich sehr zurückgezogen lebe."

„Ich hoffe, daß die Gesundheit des Herrn Doctor Ihnen diese Zurückgezogenheit nicht auferlegt; mein Mann sagte mir, daß er leidend scheint."

Sie machte eine rasche Bewegung und wechselte plötzlich die Farbe.

„Leidend? Glauben Sie, daß er krank ist? O nein, das ist nicht möglich."

Ich beeilte mich, meine Ungeschicklichkeit wieder gut zu machen.

„Wirklich, Frau Doctor, Sie haben keine Ursache so zu erschrecken; Ihr Gatte ist jedenfalls von Natur bleich und das wird meinem Manne, der ihn zum ersten Male sah, aufgefallen sein, während Sie, die Sie mit ihm leben, daran gewöhnt sein müssen."

„Ja, gewiß, das bin ich," entgegnete sie rasch.

Sie ging nach dem Fenster, pflückte dort einige Heliotropstengel ab und reichte sie mir lächelnd. Bald darauf verabschiedete ich mich.

Wochen vergingen. Frau Lorm und ich besuchten uns zuweilen; ndere Personen der Stadt und Umgegend traten mit ihr in Verbinung, alle wurden gleich gut von ihr aufgenommen, alle fanden sie reiend; doch nie sah Jemand den Doctor mit seiner Frau zusammen. Er einerseits machte einige Besuche und mit Recht für einen klugen, unterichteten Mann, der besonders vorzüglich zu reden verstand. Mehrere

Gesellschaften wurden zu Ehren der Neuangekommenen gegeben; aber bald war Frau Lorm plötzlich von einem Unwohlsein befallen worden, bald hatte der Doctor, den Abend vorher oder denselben Morgen, in Familienangelegenheiten verreisen müssen — mit einem Worte, es gelang Niemandem, sie Beide gleichzeitig bei sich zu sehen.

Der vortheilhafte Eindruck, den Jedes von ihnen machte, konnte die boshaften Vermuthungen, die man sich über sie zuraunte, nicht zum Schweigen bringen.

In dieser Zeit hatte ich eine lange, schwere Krankheit durchzumachen. Als es mir wieder erlaubt wurde, einige Besuche anzunehmen, war Frau Lorm eine der ersten, die kam. Ich freute mich herzlich, sie wiederzusehen, denn sie war während meines Krankseins voller Aufmerksamkeiten für mich gewesen, hatte sich jeden Morgen selbst, wie man mir erzählte, nach meinem Befinden erkundigt, während beinahe alle Abende ein prächtiges Bouquet oder ein Korb mit Früchten aus der Villa mir die liebevolle Theilnahme seiner Bewohner bewies. Ich dankte ihr mit Wärme.

„Ich habe auch dem Herrn Doctor zu danken", fügte ich hinzu; „ich glaube wirklich, daß es auch zwei Stunden im Umkreise keine Rebhühner mehr giebt, nach der Zahl zu urtheilen, die er mir geschickt hat, und wie treu und aufopfernd hat er meinem Manne, als ich diesen furchtbaren Rückfall bekam, zur Seite gestanden."

„Wie, hat er das gethan?"

„Wissen Sie es nicht? Bitte, Frau Lorm, drücken Sie ihm meine innigste Dankbarkeit aus. Ich weiß nicht, was aus meinem armen Manne geworden wäre, ohne die Freundschaft und die unschätzbaren Rathschläge des Doctor Lorm. Wie sehne ich mich danach, es ihm selbst zu sagen! Wie gut hat er einem Manne, der seine geliebte Frau zu verlieren fürchtet, nachfühlen können!"

Frau Lorm nahm ein Buch und blätterte mechanisch darin.

„Was für ein vortrefflicher, liebenswürdiger Gatte er sein muß", fuhr ich in meinem überströmenden Dankesgefühl fort, ganz die eigenthümlichen Zweifel vergessend, die schon oft in mir aufgestiegen waren.

„Er ist sehr gut", entgegnete sie, wohl erst nach einem minutenlangen Schweigen; „es ist stets eine Freude für ihn, sich nützlich zu machen und Andern beizustehen."

Sie stand auf. Ich nahm ihr das Versprechen ab, recht bald einen Abend bei uns zubringen zu wollen; indem trat mein Mann herein und vereinte sein Bitten mit den meinen.

„Ich hoffe", setzte er hinzu, „daß uns der Doctor dann das Vergüngen macht, Sie zu begleiten; ich muß gestehen, daß er mir jetzt, wo ich ihn näher kennen gelernt habe, eine Hochachtung einflößt, wie nur wenige Männer."

Sie wurde roth und antwortete leise einige Worte, die ich nicht verstand. In dem Augenblick, wo Robert, der Frau Lorm hinausgeleitete, die Hausthür öffnete, ging Jemand vorüber und grüßte, als er uns bemerkte, verbindlichst — es war Doctor Lorm.

„Doctor, Doctor!" rief mein Mann.

Er schritt, ohne zu antworten, über die Straße und entfernte sich.

„Verzeihung", rief Robert, „ich habe ihm etwas Eiliges zu sagen" und eilte rasch seinem Freunde nach.

Die junge Frau, die an der Thür lehnte, ſah zum Erbarmen aus, bleich und zitternd, konnte ſie ſich kaum aufrecht erhalten. Ich führte ſie in den Salon zurück, jeden Augenblick fürchtend, daß ſie ohnmächtig zuſammenſinken würde.

„Danke, es geht jetzt ſchon beſſer, ich hatte eine Anwandlung von Schwäche; aber“, ſeufzte ſie mit einem unſagbar ſchmerzlichen Ausdruck, „wenn man bedenkt, daß ich ſeine Frau bin und ihn ſeit zwei Jahren zum erſten Male wieder in der Nähe ſehe!“

„Wie? Wäre es möglich, daß Sie von Ihrem Manne ſprächen?“

„Ja, von meinem Manne, meinem theuren Manne, der mich ſo ſehr liebte, als wir uns verheiratheten. Mein Gott, was habe ich gethan, um mir ſeine Liebe zu verſcherzen und eine ſolche Behandlung zu verdienen? Aber was ſage ich?“

Und dabei verbarg ſie ſchluchzend ihr Geſicht.

„Seien Sie verſichert“, ſagte ich ihr bewegt, „daß Ihr Geheimniß von mir bewahrt wird, haben Sie Vertrauen zu mir.“

Von tiefem Mitleid für dieſes junge, reizende Geſchöpf ergriffen, kamen mir die Thränen. Wie traurig und ſeltſam das Alles war! Unter demſelben Dache mit ſeinem Manne zu leben und ihn zwei Jahre nicht geſehen zu haben! Es war kaum glaublich. Darin lag alſo die Urſache der böswilligen Gerüchte, die bis zu mir gedrungen waren und die ich immer bekämpft hatte. Ganz erſchüttert von dem eben Durchlebten ſtellte ich mich, ohne weiter nachzudenken, auf Seiten der Frau.

„Und ich hielt Sie für ſo glücklich, war ſo feſt von der Großherzigkeit und den trefflichen Eigenſchaften Ihres Gatten überzeugt — wie getäuſcht bin ich.“

„Was ihn betrifft, haben Sie ſich nicht getäuſcht“, entgegnete die junge Frau. Doctor Stein hatte ganz Recht, als er ſoeben ſagte, daß er keinen Mann kenne, welcher der Hochachtung und Liebe werther ſei.“

„Er hat alſo Ihre Achtung nicht verloren?“

„Nicht im Geringſten.“

„Und Sie lieben ihn noch?“

„Von ganzer Seele; der Himmel möge ſich meiner erbarmen.“ Von Neuem brach ſie in einen herzzerreißen Thränenſtrom aus. Welches Motiv konnte dieſer Mann haben, ſich von ſeiner Frau zu trennen? Laſtete eine Schuld auf ihr? Je mehr ich ihre reinen, unſchuldsvollen Züge prüfte, je unwahrſcheinlicher ſchien mir dieſer Verdacht.

„Glauben Sie“, fragte ſie mich, als ſie wieder ein wenig Ruhe gewonnen hatte, „daß die Leute unſere wirkliche Situation ſchon entdeckt haben? Nicht daß ich es für mich fürchtete, aber es könnte meinem Manne ſchaden.“

„Leider“, entgegnete ich, „kann ſo etwas in einer Stadt wie dieſe icht verſchwiegen bleiben.“

„Das dachte auch ich. Wir ſind hierher gekommen, weil die Aerzte ir den Landaufenthalt anriethen; ohne eine Luftveränderung, erklärten e, müßte ich ſterben. Ach, wäre ich es doch.“

Ihr kummervolles Geſicht rührte mich aufs Tiefſte. Ich nahm ſie meine Arme und tröſtete ſie ſo gut es gehen wollte. „Haben Sie ine Verwandten, keine Freunde, denen Sie ſich anvertrauen können?“

„Ich bin eine Waiſe und habe niemand mir Naheſtehendes mehr in

der Welt. Aber", schreckte sie plötzlich auf, „Sie werden doch jetzt, wo Sie Alles wissen, nicht auch ungerecht gegen meinen Mann sein?"

„Ich erlaube mir noch nicht über ihn zu urtheilen", entgegnete ich kalt.

Meine Hände ergreifend, sagte sie in flehendem Tone:

„Ich bitte Sie innigst, urtheilen Sie nicht streng über uns Beide. Es war unrecht von mir, mich meinem Schmerze, der Paul anklagen muß, so hinzugeben; aber diese Bewegung war zu erschütternd. Wie leidend er aussieht, wie er gealtert ist, mein geliebter Paul!"

Aber mein weibliches Gefühl ließ nicht zu, die Verzweiflung dieser Frau, die weder Zorn noch Groll zeigte, ruhig mit anzusehen und ich beschloß, der geheimnißvollen Entfremdung, der man, schmeichelte ich mir, vielleicht noch abhelfen könnte, auf den Grund zu kommen.

„Wollen Sie mir", nahm ich das Gespräch wieder auf, „zwei Fragen gestatten? Seit wann hat dieses Verhältniß zwischen Ihnen und Ihrem Manne gedauert?"

„Seit fünf Jahren."

„Fünf Jahre!" Ich war stumm vor Ueberraschung, während Frau Lorm mich mit stiller Ergebung anblickte. Nach kurzem Schweigen fuhr ich, nur von aufrichtigem Mitleiden angetrieben, fort: „Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen peinliche Erinnerungen erwecke, aber darf ich wissen, wann und wo Ihre Trennung angefangen hat?"

„Sechs Monate nach unserer Verheirathung. Sie werden kaum glauben, daß wir eine wirkliche Neigungsheirath schlossen und daß wir Beide, da wir fast ganz isolirt in der Welt dastanden, in unserer Liebe unaussprechlich glücklich waren. Allmählich wurde Paul sehr nachdenklich, betrübt, fast finster, vergebens forschte ich nach der Veranlassung. „Es ist nichts, das vergeht wieder", sagte er, wenn ich ihn fragte; plötzlich wurde er von einem hitzigen Fieber befallen, ich pflegte ihn; sobald er anfing zu genesen, suchte er mich von sich zu entfernen."

„Aus welchem Grunde?"

„Keiner ist mir bekannt; nach mehrtägiger Abwesenheit schrieb er mir, daß unsere Trennung unvermeidlich wäre, daß, wenn ich es vorziehen sollte, er nicht wiederkommen würde; doch wäre sein größter Wunsch, auch fortan mit mir unter einem Dache zu leben, unter der Bedingung, daß wir nie zusammenkämen. Ich flehte ihn in meinen Briefen förmlich an, mir den wahren Grund dieses räthselhaften Entschlusses, dieses Erkaltens seiner Liebe nur anzudeuten. Allen meinen Bitten stellte er dieselbe hartnäckige Weigerung entgegen und doch sprach wieder aus jedem seiner Worte die alte unveränderte Liebe zu mir. Ich ging auf seinen Vorschlag ein."

„Und Sie sahen sich wirklich nie?"

„Sehr selten und nur zufällig; bei diesen Gelegenheiten ging er an mir vorüber, ohne stehen zu bleiben oder die Augen aufzuschlagen. Einmal, es war während der ersten Monate dieses entsetzlichen Lebens, traf ich ihn auf der Treppe. Damals war ich noch nicht so ruhig, oder vielmehr gebrochen, wie jetzt; beleidigt und aufgebracht, warf ich ihm im Vorübergehen einen verächtlichen Blick zu. Sanft, die Hand auf meinen Arm legend, hielt er mich zurück. „Wir sind sehr glücklich gewesen, Helene", sagte er leise. — „Aber wir können es nicht wieder sein!" rief

ich mit Erbitterung. — „Nein, ich weiß es“, verſetzte er, „niemals wieder.“ — Er ſah mich forſchend an, zog ſeine Hand zurück und ging von dannen, ſeitdem haben wir nicht wieder mit einander geſprochen. Aber ein unſichtbarer Beſchützer ſcheint er mir überall zu folgen, doch nur, um über meine Geſundheit zu wachen und dem kleinſten meiner Wünſche zuvorzukommen.“

„Warten Sie, bis mein Mann zurückkommt, wenn Sie fürchten, dem Doctor Lorm auf dem Wege nach der Villa zu begegnen.“

„Ach nein“, erwiederte ſie ſeufzend, „er ſcheint in Alles, was ich thue, eingeweiht, und da ich ihn kaum noch von Weitem ſehe, war ich um ſo beſtürzter bei dem heutigen Zuſammentreffen, denn ſeinem Ausſehen nach muß er krank ſein.“

Dieſer Gedanke beſchäftigte Frau Lorm offenbar am meiſten. Als ſie mich verlaſſen hatte, gelobte ich mir nochmals an, Alles aufzubieten, um das Räthſel zu löſen. Robert, dem ich dieſe Unterhaltung erzählte, war noch betroffener davon, als ich; er that eine Menge Fragen an mich, auf die ich ihm nicht antworten konnte, blieb lange wie in ſich ſelbſt verſunken und ſagte dann ernſt:

„Thäteſt Du nicht beſſer, Dich gar nicht darum zu kümmern?“

„Mich gar nicht darum kümmern, warum denn?“ die dringende Anempfehlung, mit Vorſicht zu handeln, war meines Mannes ganze Antwort. Bei ſeinem verſchloſſenen Charakter fiel ſie mir nicht weiter auf, ich aber beharrte bei meinem Vorſatz.

Obgleich mit einer ziemlichen Doſis von Scharfſinn begabt, empfand ich doch eine gewiſſe Entmuthigung, als Wochen und Monate verfloſſen, ohne daß ich einen Schritt vorwärts kam. Wir luden den Doctor Lorm häufig ein und er kam oft; ſeine Frau, die ſelbſtverſtändlich in dieſe Einladungen mit inbegriffen war, lehnte ſie regelmäßig ab, der Doctor mußte indeſſen wiſſen, daß wir auch ſeine Frau viel bei uns ſahen, denn er fand auf meinem Tiſche immer irgend eine Arbeit oder Bücher, die ihr gehörten.

II.

Die Zeit verging ſchnell; meinen Mann und den Doctor verband eine innige Freundſchaft. Wenn er auch mir gegenüber die Güte und Freundlichkeit ſelbſt war, konnte ich mich doch des Mißtrauens, der Bitterkeit, faſt des Haſſes gegen ihn nicht erwehren. Seine ungewöhnliche Bildung, ſeine ausgeſuchte Höflichkeit, eine Liebenswürdigkeit, die frei von allem Gemachten war, hatten ihm bald die Sympathieen von ganz Roſenberg erworben. Als das eigenthümliche Verhältniß zwiſchen ihm und ſeiner Frau überall bekannt war, ſuchte Jeder den Doctor auf Koſten ſeiner Frau freizuſprechen, die ſomit, ohne es zu ahnen, der Gegenſtand der Verleumdungen und böſen Nachreden einer Kleinſtadt wurde. Das Leben der jungen Frau geſtaltete ſich von Tag zu Tag einförmiger und trauriger, auch die wenigen Perſonen, mit denen ſie verkehrt hatte, zogen ſich von ihr zurück; umſonſt bot ich meine ganze Beredſamkeit zu ihrer Vertheidigung auf, die Verläſterungen brachten trotzdem ihre gewohnte Wirkung hervor. Es kam zuletzt ſo weit, daß die unglückliche Helene nicht mehr ausgehen konnte, ohne von neugierigen,

boshaften Blicken verfolgt und durchbohrt zu werden, ohne daß man faſt mit Fingern auf ſie wies.

Die Art und Weiſe, mit der Doctor Lorm auf die an ihn gerichteten, ſeine Frau betreffenden, banalen Fragen antwortete, war vollkommen natürlich und unterſchied ſich in Nichts von dem, was jeder andere Ehemann bei ſolcher Gelegenheit ſagt. Mehr als einmal fühlte ich mich verſucht, ihm meine Meinung über ſeine Exiſtenz zu ſagen, aber, um die volle Wahrheit zu geſtehen, ſeine geiſtige Ueberlegenheit, ſeine feinen geſellſchaftlichen Formen drängten jede beißende Bemerkung oder Anſpielung, die mir auf den Lippen ſchwebte, zurück; dann wieder machte der kummervolle Ausdruck, der ſeine Züge oft verdüſterte, alle meine Entſchlüſſe, ihn zur Rede zu ſetzen, zu nichte. Endlich fing auch ich an ihn zu beklagen und mich für ihn zu intereſſiren. Außerdem gab mir Robert immer anzuhören, daß es Niemand zuſtände, ſich in die Angelegenheiten einer Frau zu miſchen, die ihrem Manne blind ergeben iſt, die ſeine Handlungsweiſe nie in Frage zieht und ihm ſogar vorenthält, daß ſie vor Gram hinſiecht. Ich hatte beinahe die Löſung des Problems, das wir vor Augen hatten, aufgegeben, als ein zufälliger Umſtand die Situation zu verändern ſchien. An einem ſchönen Wintermorgen ſpielte ich im Zimmer mit meinem Söhnchen, der in ſeiner kindlichen Freunde helles Lachen erſchallen ließ, als Helene eintrat, und bleich und verſtört in einen Seſſel ſank.

„Behalten Sie mich hier", ſchluchzte ſie, „geben Sie mir einen Rath!"

Etwas ruhiger geworden, erzählte ſie mir den Grund ihrer Erregung. Ein Trupp Frauen und Kinder, die ſich lachend in den verletzendſten Reden gegen ſie ergingen, hatte ihr gleichſam den Weg verſperrt. Der Unwille erſtickte meine Stimme; wenn ich auch die Einwohnerſchaft Roſenbergs ſchon als klatſchſüchtig und tückiſch kannte, hätte ich ſie doch einer ſolchen Rohheit nicht für fähig gehalten.

„Legen Sie keinen Werth auf das Geſchwätz dieſer elenden Menſchen", ſagte ich ihr, „faſſen Sie ſich, es wird ſchon Alles gut werden."

„Ich habe keine Hoffnung mehr, meine Kräfte ſind erſchöpft; bitte, helfen Sie mir, dieſe Lage iſt für mich unerträglich."

„Ja, ich ſehe jetzt ein, daß Sie fort von hier müſſen", rief ich aus, „und ich will Ihnen dazu verhelfen."

Ohne an eine Einwendung meines Mannes zu denken, theilte ich ihr gleich die Idee, die mir in dieſem Augenblick kam, mit. Meine Schwägerin, welche in einer benachbarten Stadt wohnte und eine zahlreiche Familie hatte, ſuchte gerade jetzt eine Dame, der ſie die Kindererziehung anvertrauen konnte; ſie war eine liebe, treffliche Frau, in deren Nähe ſich Jedermann wohl fühlen mußte. Ich ſetzte Helenen auseinander, daß dieſes Aſyl ſie gegen jede Verleumdung ſchützen würde. Da ſie, wenn ſie ihren Mann verließ, mittellos war, glaubte ich ihr keinen geeigneteren Vorſchlag machen zu können.

Sie ging bereitwillig auf denſelben ein.

Arme verlaſſene Seele! Mein Mann gab ſeine Zuſtimmung zu unſerm Plane nur unter der Bedingung, daß Doctor Lorm vorher von dem Weggehen ſeiner Frau benachrichtigt würde. Sie gab uns folgenden Brief an ihn zu leſen:

Verzeihe, wenn ich Dir trotz Deines Verbotes ſchreibe, verzeihe auch, wenn ich Dich ein letztes Mal frage, welches Unrecht ich gegen Dich begangen habe und was das Motiv dieſer grauſamen Trennung iſt. Ich kann das Leben, welches Du mir bereitet haſt, nicht länger ertragen und da doch wahrſcheinlich darin keine Aenderung eintreten wird, ſo will ich eine Erzieherinnenſtelle in einer Familie annehmen. Ich trete mit gebrochenem Herzen, aber ruhigem Gewiſſen in die Stellung zurück, aus der Du mich durch unſere Verheirathung gehoben hatteſt. Ich kann nicht gehen, ohne Dir Lebewohl zu ſagen.

Helene.

Dieſer Brief wurde dem Doctor geſandt und unſere Abreiſe (ich hatte mich entſchloſſen, Helene zu begleiten) für den Abend deſſelben Tages feſtgeſetzt. Alles war bereit und meine Schwägerin von unſerm Kommen benachrichtigt.

„Der Ort iſt nicht weit, nicht wahr?“ fragte Helene mit bebender Stimme und fieberhaft glänzenden Augen.

„Nein, Sie können zu jeder Zeit und in einigen Stunden wieder zu Hauſe ſein.“

„Zu Haus!“ Und wie von einer unwiderſtehlichen Macht gewaltſam fortgezogen, ſtürzte ſie hinaus in den Wagen, der unſer wartete. Ich folgte ihr. Als ich dem Kutſcher noch einige Anweiſungen gab, fühlte ich wie eine wuchtige Hand ſich auf meine Schulter legte.

„Frau Stein, iſt meine Frau bei Ihnen?“

„Ja, Herr Doctor“, antwortete ich, keineswegs durch ſeinen drohenden Ton eingeſchüchtert, „ſie iſt im Wagen und ich führe ſie in ein Haus, wo man ihr nur mit Liebe begegnen wird.“

„Bitte, einen Augenblick.“

Er ging an die andere Seite des Wagens.

„Helene, biſt Du es wirklich, Helene?“

Wie ſoll ich die leidenſchaftliche Zärtlichkeit, die namenloſe Angſt, die dieſe wenigen Worte athmeten, ſchildern?

„Erſt vor zehn Minuten habe ich Deinen Brief vorgefunden. Helene, ein Wort, ich beſchwöre Dich, warum gehſt Du weg? Wer hat Dir gerathen, Deinen Mann zu verlaſſen?“

„Das ſollte man Sie fragen, in Bezug auf Ihre Frau, Herr Doctor“, unterbrach ich ihn ſchroff, da Helene nicht antwortete.

Des Doctors Geſicht, das ſich in dieſem Moment dem vollen Lichte zukehrte, ließ mich entſetzt zurückweichen, ſo wild und verzweifelt war ſein Ausdruck. Helene war ohnmächtig geworden; wir trugen ſie ins Haus, wo ſie erſt nach geraumer Zeit wieder zum Bewußtſein kam. Während ich bei Helene mit Belebungsverſuchen beſchäftigt war, ſtand der Doctor unbeweglich an der andern Seite des Zimmers; ſeine Nähe drückte mich.

„Darf ich jetzt ſprechen?“ begann er endlich mit feſter Stimme.

„Sprechen Sie“, Herr Doctor.“

„Ich übergehe die peinliche Situation, in der ich mich augenblicklich befinde, aber ich ſetze voraus, daß Sie unſere traurige, unvermeidliche Trennung kennen.“

„Warum unvermeidlich“, fiel ich ihm gereizt ins Wort, „da keine Scene, keine Streit zwiſchen Ihnen vorgefallen, da, trotz Ihrer räthſel-

haften Handlungsweise, Ihre Frau nie ein Wort des Tadels gegen Sie laut werden ließ, (hier entwand sich ein tiefer Seufzer seiner Brust) da, nach Allem, was ich erfahren und beobachtet habe, nicht der Schatten eines Makels auf ihrer Tugend haftet?"

„O, nicht ein Schatten, bin ich nicht bereit, es vor aller Welt zu bekennen?"

„Warum, Herr Doctor, verzeihen Sie meine Eindringlichkeit, ist denn diese Trennung unvermeidlich?"

Einige Schritte vorwärts thuend und sich umblickend, als wünsche er sich meinem Verhör durch die Flucht zu entziehen, sagte er seltsam lächelnd:

„Obgleich Sie, der ich zu so vielem Dank verpflichtet bin, diese Frage an mich zu richten, ist es mir doch durchaus unmöglich, darauf zu antworten."

„Soll ich Sie allein mit Helenen lassen? Vielleicht möchten Sie lieber ohne Zeugen zu ihr sprechen?"

Im Begriff das Zimmer zu verlassen, stellte sich der Doctor vor mich; bei seinem Anblick schrak ich abermals zusammen, er machte mir den Eindruck eines Besessenen, der gegen einen innern Dämon ankämpft.

„Um des Himmels willen, verlassen Sie uns nicht, bleiben Sie, ich habe nur einige Worte zu sagen."

Er küßte die Hände der noch bewußtlos daliegenden Helene, sobald sie aber die Augen aufschlug, ging er rasch zurück nach der Stelle, wo er zuerst gestanden.

„Du willst also von mir gehen, Helene, und wohin denn?"

Mit kaum hörbarer Stimme bat sie mich zu reden. Der Doctor hörte finster der Mittheilung meiner Absichten in Betreff Helenens zu.

„Ihr Plan ist unausführbar, Frau Stein", entgegnete er barsch; „meine Frau mag, wenn sie will, mein Haus mit dem Ihrigen oder einem andern Aufenthalt vertauschen und sie soll frei sein, als wenn sie Wittwe wäre, aber ich werde nie dulden, daß sie ihren Lebensunterhalt sich verdient"

Helenens freudestrahlender Blick ließ mich fast eine Wendung der Dinge hoffen.

„Herr Doctor", fragte ich ihn leise, „ist wirklich keine Aenderung in Ihrem beiderseitigen Leben mehr möglich? Sie haben sich doch früher so geliebt?"

„Frau Stein — kein Wort mehr!"

Hastig das Zimmer durchschreitend, wandte er sich wieder zu mir:

„Es ist mir schmerzlich, daß diese Scene mich zu Aeußerungen fortriß, die für Sie verletzend sein müssen, vergeben Sie es, aber ich kann nicht anders; Helene", fuhr er kalt fort, als wenn er zu einer Fremden spräche, „vor fünf Jahren habe ich Dir bereits gesagt, daß nicht ich, sondern das Schicksal unerbittlich ist und daß unser isolirtes Leben wahrscheinlich bis zum Tode dauern würde. Dasselbe wiederhole ich Dir heute. Dennoch wirst Du friedlich und in Sicherheit unter meinem Dache leben, wo ich Dich besser beschützen kann, als anderwo. Willst Du nun wieder zu mir kommen, Helene?"

Sie gab ein Zeichen der Zustimmung.

„Auch um, ohne irgend eine Veränderung, das alte Leben wieder aufzunehmen?“

„Ich komme wieder, unter welcher Bedingung es auch ſei.“

„Danke“, entgegnete er tief bewegt, „ich glaube, es iſt beſſer ſo.“

Seinen Hut ergreifend, eilte der Doctor nach der Thür; Helene erhob ſich und rief ihn zu:

„Paul, ſage mir nur — und ich könnte dann Alles ertragen — ſage mir, haſt Du mich je geliebt?“

„Ob ich Dich geliebt habe, meine Helene?“

Unausſprechliche Zärtlichkeit drückte ſich in dieſen einfachen Worten aus.

„Und Du liebſt mich noch?“

„Mehr als jemals.“

Schmerz und Verzweiflung ſchienen ſeine Stimme zu erſticken.

„Dann iſt Alles gut, Gott ſei gelobt! Wie glücklich bin ich!“ ſagte Helene und ſank in meine Arme, der Doctor eilte hinweg.

III.

Ihrem Verſprechen gemäß, kehrte Helene zu ihrem Gatten zurück und Beide lebten in der gewohnten Weiſe fort; auch die Mediſance ſtumpfte ſich nach und nach ihnen gegenüber ab, wie das immer der Fall iſt bei einer Sache, die man Jahre lang immer wieder vor Augen hat. Doctor Lorm pflegte oft den Abend bei uns zu verplaudern, ohne je eine Anſpielung auf das zwiſchen uns Vorgefallene zu machen. Es war, als hätten ſeine letzten Worte Helene neue Kraft, Lebensmuth, ja faſt Heiterkeit wiedergegeben. Des Doctors Geſundheit indeſſen nahm ſichtlich ab. Gewiſſenhaft folgte er den Vorſchriften meines Mannes, der, voller Beſorgniß um den Freund, ſeine Aufmerkſamkeiten für ihn verdoppelte. Nie hatte ich Robert, der nur ſelten ſeine Gefühle an den Tag legte, Jemandem ſo liebevolle Sorgfalt zuwenden ſehen. Er ergriff jede Gelegenheit, um den Doctor zu zerſtreuen und ihn ſeinem einförmigen Leben zu entreißen.

Lebhaft erinnere ich mich noch eines Abends, vielleicht weil es der letzte war, den wir drei, der Doctor, mein Mann und ich, zuſammen verlebten. Robert, der gewöhnlich ernſt und wortkarg war, wurde beredt, ſobald er ſich in einer verſtändnißvollen, ihm ſympathiſchen Geſellſchaft befand. Er kam auf einige ſeiner Lieblingstheorien zu ſprechen, die der Doctor mit bewunderungswürdiger Klarheit und Schärfe entwickelte.

„Doctor“, ſagte Robert, ihn beim Abſchied die Hand drückend, „von allen Berufsgenoſſen, die ich kenne, haben Sie das treffendſte, ſicherſte Urtheil.“

„Danke“, entgegnete er ganz gerührt; „für die gute Meinung, die Sie von mir haben.“ Und uns gute Nacht wünſchend, ging er raſch hinweg. Am folgenden Tage ſah ich ihn ſeinen täglichen Spazierritt machen und er erſchien mir wohler und heiterer, als ſonſt.

Einige Stunden darauf wurde Robert eiligſt nach der Villa gerufen; der Doctor Lorm war vom Pferde geſtürzt und hatte ſich den Arm gebrochen und das Bein gequetſcht.

„Wenn Alles gut geht", ſagte mein Mann zurückkommend, „muß er drei Monate liegen, ohne ſich rühren zu können."

„Und ſeine Frau?" fragte ich ängſtlich.

„Sie iſt bei ihm."

Verwundert ſahen wir uns an über dieſe unerwartete Wendung der Dinge.

Mehrere Wochen war der Doctor ſo gefährlich krank, daß ſein Leben nur an einem Faden hing, erſt als das Fieber nachließ, hielt ihn mein Mann für gerettet. Eine wunderbare Verwandlung ging indeſſen mit Helene vor; obgleich ſie Wochen lang das Krankenzimmer Tag und Nacht nicht verlaſſen und ihren Mann mit aufopfernder Hingebung gepflegt hatte, ſtrahlte ſie, die kaum noch ſo Lebensmüde und von Gram Verzehrte, jetzt von Glück und Jugendfriſche.

„Sehen Sie ihn an", flüſterte ſie mir den Abend zu, wo der Doctor zum erſten Male hatte aufſtehen dürfen und auf einem Ruhebett ausgeſtreckt, eben eingeſchlummert war. „Finden Sie nicht auch, daß ihn die Krankheit verjüngt hat? Was denkt Ihr Mann darüber?"

In dieſem Augenblick machte der Kranke eine leichte Bewegung, Helene, liebevoll nach ſeinen Wünſchen forſchend, war ſogleich wieder an ſeiner Seite. Da im Zimmer Halbdunkel herrſchte und ich abſeits ſaß, ſchien der Doctor meine Gegenwart vergeſſen zu haben und ſtrich liebkoſend über das Haar ſeiner Frau.

„Meine Geliebte Helene, wir ſind ſeit einiger Zeit ſo glücklich geweſen."

„Und werden es auch ferner ſein", entgegnete ſie.

„Nein, nein", rief er heftig, ſich ſtöhnend zurücklehnend.

Die erſchrockene Helene rief mir zu. Er beruhigte ſich ſogleich.

„Ich glaubte Sie wären nicht mehr hier, Frau Stein, wo ſind Sie denn, bitte kommen Sie ganz in meine Nähe. Jede Spur der Erregung war verſchwunden und er ſelbſt nahm die Unterhaltung wieder auf.

Einige Tage darauf befand ich mich, während einer kurzen Abweſenheit Helenens, allein bei ihm, als er mir plötzlich erklärte, daß ihn die Geſundheit ſeiner Frau ernſtlich beunruhige.

Frappirt hierüber, bemerkte ich ihm, daß Helene noch nie ſo wohl, als jetzt, geweſen.

„Seien Sie verſichert", entgegnete er unbeirrt durch meine Entgegnung, daß Helenes zarte Natur der drückenden Luft des Krankenzimmers nicht mehr lange widerſtehen kann."

„Das iſt entſchieden nicht der Fall", rief ich ungeduldig, da mich ſein Weſen, ich wußte nicht warum, unwillkürlich reizte.

„Können Sie ſie nicht mehr veranlaſſen, mehr auszugehen, Ihre Bekannten aufzuſuchen, kurz ihr zu verſtehen geben, daß ſie nicht be ſtändig um mich zu ſein braucht?"

„Wo denken Sie hin? Wie könnte ich es übers Herz bringen, Ihre Frau zuzureden das aufzugeben, woran ihre ganze Seele hängt, worin ſie allein Befriedigung findet?"

„Iſt es wirklich ſo? Kann ſie nicht zufrieden, nicht glücklich ſein ohne mich? Der Himmel möge Erbarmen mit uns haben!"

Auf den Wunſch meines Mannes und die dringende Bitte des Doctors, deſſen Geneſung nur unmerkliche Fortſchritte machte, brachten wi

faſt jedes Abend in der Villa zu. Leider entging mir nicht, daß das Verhältniß zwiſchen beiden Gatten wieder kalt und gezwungen wurde, daß ſich eine eiſige Scheidewand zwiſchen ihnen zu erheben ſchien. Eines Abends, nachdem der Doctor mit Hilfe meines Mannes zum erſten Mal verſucht hatte, einige Schritte im Zimmer zu thun, und wir, ihn für ermüdet haltend, uns eben anſchickten zu gehen, bat er:

„Doctor und auch Sie, Frau Stein, bleiben Sie noch, ich habe Ihnen etwas zu ſagen.“

Wir gaben ſeiner Laune nach. In einen Seſſel zurückſinkend, ſagte er verſtört und düſter ſich zu ſeiner Frau wendend:

„Helene, Du mußt fort von hier — und heute noch.“

„Fort von hier!“ rief ich empört.

„Still, Valentine!“ Die Stimme Roberts klang ſo gebieteriſch, daß ich einhielt.

Helene ſchluchzte.

„Paul, theurer Paul, was habe ich denn verbrochen? Laß mich wenigſtens bei Dir, bis Du ganz geneſen biſt.“ Feſt klammerte ſie ſich an ihn.

„Führen Sie meine arme Frau weg, Frau Stein, ich vertrauen ſie Ihnen an, denn ich weiß, daß Sie ſie lieb haben.“

Sein vom Fieber erhitztes Geſicht ſah erſchreckend aus. Im Begriff zu ſprechen, hielt mich eine Geberde meines Mannes abermals zurück. Er blickte den Doctor Lorm ſtarr an und darauf hin verloren die Züge deſſelben die unnatürliche Spannung und die glühende Röthe, die ſie ſoeben noch färbte, wich einer tödtlichen Bläſſe.

„Mein Freund“, er ſchien nicht zu wiſſen, was er ſprach, „was ſoll ich thun?“

„Etwas ſehr Einfaches; mir und mir ganz allein, nicht dieſen armen, entſetzten Frauen, die Motive Ihres Handelns enthüllen.“

„Unmöglich!“

„Nicht doch, ich glaube ſogar behaupten zu können, daß ich ſie theilweiſe errathe.“

Ungeſtüm richtete ſich der Doctor in die Höhe, Robert umſchlang ihn mit beiden Armen und hielt ihn dann feſt bei der Hand.

„Sie wiſſen, Ihr Geheimniß wird bei mir gut aufgehoben ſein; wollen Sie es mir anvertrauen?“ Der Kranke zögerte noch, lächelte ſchwach und ſagte dann bitter:

„Gut, es ſei denn, ich will Ihnen Alles ſagen, es iſt ja doch nur für kurze Zeit.“

Robert führte uns hinaus und gab mir ein Zeichen, Frau Lorm mit mir zu nehmen. Ich blieb bei der vor Schmerz aufgelöſten Helene ſitzen, bis ſie der Schlaf übermannte. In trauriges Nachdenken verſunken, erwartete ich meinen Mann, der erſt gegen Morgen zurückkam. Sein Blick auf ſein Geſicht ließ meine Neugierde erſterben; es trug jenen Ausdruck, den ich oft darin geleſen hatte, wenn er von einem Krankenbett oder einem Sterbenden kam, wo alle Anſtrengungen der Wiſſenſchaft ſich als nichtig erwieſen, ich wagte eine Frage, dann eine zweite, er antwortete nicht und blieb unbeweglich, ſtumm, gedankenvoll.

„Wenigſtens könnteſt Du mir rathen, was ich mit der unglücklichen Frau anfangen ſoll?“ ſagte ich faſt weinend.

Er ſchien aus einem Traum zu erwachen.

„Sie ſoll bei uns bleiben, es wird das beſte ſein.“

„Du billigſt alſo das Verfahren des Doctor Lorm?“

„Vollkommen.“

„Du ſtimmſt mit ihm überein, heißet ſeine Undankbarkeit, ſeine Verſchrobenheit gut?“

„Gott verzeihe Dir, Valentine, Du weißt nicht, was Du ſprichſt“, ſagte er barſch.

„Hat Dir der Doctor ſein Geheimniß anvertraut?“ fragte ich etwas beleidigt.

„Ja, und“, fuhr er auf meinen fragenden Blick fort, „ich werde es treu bewahren, ſo lange dies bejammerswerthe Leben dauert.“

Eine Woche verging, ohne daß Helene ein einziges Mal ihren Gatten erwähnte. Was hätte ich ihr auch von ihm ſagen können? Sie wußte, daß Robert jede freie Minute als Freund und Arzt bei ihm war. Den neunten Tag, gegen Abend, arbeitete ich ruhig, bei Helene ſitzend, die ſcheinbar in eine Lectüre vertieft war, als ich plötzlich ein leiſes Geräuſch hinter mir hörte und mich umdrehend, ſah ich meinen Mann, der mir zuwinkte und die Portière wieder fallen ließ.

„Nun, was giebt es?“ fragte ich ihn im Nebenzimmer, ſogleich ſeine Aufgeregtheit bemerkend.

„Still, ſprich leiſe. Doctor Lorm liegt im Sterben.“

Nicht auf eine ſolche Kataſtrophe gefaßt, blieb ich ſprachlos vor Beſtürzung.

„Ich ſah es lange voraus“, fuhr Robert fort, „ſchon vor dieſem Unfall trug er den Todeskeim in ſich. Der Geiſt iſt noch lebendig, aber die Lebenskraft iſt verſiegt.“

„Und ſeine Frau, ſeine arme Frau!“

„Deshalb bin ich eben gekommen. Er verlangt ſehnlichſt nach ihr. Glaubſt Du, daß ſie gehen wird?“

„Ach, Robert, ſie liebt ihn.“

„Ja, und eine Frau, die liebt, iſt immer bereit zu vergeben. Du haſt Recht, Valentine, übrigens wird ſie bald die ganze Wahrheit erfahren.“

„Iſt keine Hoffnung auf eine Geneſung?“

„Keine, ich bin davon überzeugt, noch mehr, ich bin glücklich darüber!“

Seltſame Worte in dem Munde meines Mannes! So gut ich konnte, bereitete ich Helene auf den Zuſtand ihres Mannes vor; ich erinnere mich nur noch deutlich des Momentes, wo wir in das Krankenzimmer eintraten. Doctor Lorm ruhte auf demſelben Lager, wo er noch vor einem Monat die heftigſten Schmerzen mit Ergebung duldete; auf ſeinem Geſicht lag jetzt eine Ruhe, eine Heiterkeit, ein überirdiſcher Glanz, der mich in ihm ſogleich den Sterbenden erkennen ließ. Helene, nicht eines Wortes mächtig, ſtürzte in die ſich ihr entgegenbreitenden Arme ihres Gatten, keine Verzeihung wurde verlangt, keine gegeben.

„Paul, Du ſchickſt mich nun nicht mehr weg?“

„Es iſt nicht mehr nöthig. Bald, ja bald wird Dir Alles klar ſein, Du wußteſt immer, nicht wahr, Helene, und Du wirſt nie vergeſſen, wie ſehr ich Dich liebte?“ Sie von Neuem an ſich ziehend, bedeckte er das reizende, jugendliche Haupt mit zärtlichen, leidenſchaftlichen Küſſen.

Liebeserklärung.

Nach dem Originalgemälde von W. Amberg.

Am nächsten Morgen, mit Sonnenaufgang, starb Doctor Lorm friedlich in den Armen seiner Frau. Zwei Tage darauf standen Robert und ich an seinem Sarge und betrachteten ein letztes Mal die Züge dessen, der uns ein so lieber Freund gewesen; ehrfurchtsvoll seine Stirn küssend, sagte Robert feierlich:

„Ich segne die Vorsehung für diesen sanften Tod, der allein seine Leiden enden konnte. Er war wahnsinnig und wußte es!" Ohne Weiteres zu sagen, breitete er das Leichentuch wieder über unsern armen Freund, schloß den Sarg und führte mich nach Hause.

Erst nach der Beerdigung, als wir wieder allein waren, enthüllte mir mein Mann das traurige Geheimniß.

„Doctor Lorm war, wie ich Dir bereits sagte, ein Wahnsinniger, aber einer der seltensten Art, denn er war es nur in Bezug auf einen Punkt; diesen abgerechnet, war seine Verstandsthätigkeit intact, sein Geist vollkommen gesund, wie Du selbst oft hast urtheilen können."

„Und dieser Punkt war?"

„Der Wunsch, seine Frau zu tödten."

Ich schauderte vor Entsetzen.

„Er erzählte mir", fuhr Robert fort, „daß dieser Gedanke zuerst während der Flitterwochen in ihm aufgetaucht sei. Im Anfang empfand er, wie das bei gewissen Leuten vorkommt, den lebhaften Wunsch, auf dem Höhepunkte seines Glückes zu sterben; dieser Wunsch wurde zur fixen Idee, die ihn beständig folterte und sich zuletzt seine Frau als Ziel erkor; die schreckliche Versuchung der Mordlust überkam ihn jedes Mal, wenn er sich mit ihr allein befand. Da er selbst Arzt war, erkannte er seinen Wahnsinn; er wußte auch, daß, wenn er seinen Zustand entdeckte, er als Irrsinniger eingeschlossen und mit Schaudern von der Frau, die er über Alles liebte, betrachtet werden würde. Um sie sich zu erhalten und sich selbst zu retten, blieb ihm nur eine Alternative — er erfaßte sie und Du begreifst, daß er von seinem scheinbar räthselhaften Lebensgange nicht abweichen konnte."

„Aber während seiner Krankheit?"

„Des Gebrauches seiner Glieder gänzlich beraubt, wußte er, daß er seiner Frau kein Leid zufügen konnte; übrigens verschwindet der Wahnsinn oft während einer schweren Krankheit. Er verließ ihn auch wirklich ganz, kam aber allmählich mit der physischen Kraft wieder, Du weißt das Uebrige. Er ist ohne eine Klage gestorben; sein Leben war nur eine unaufhörliche Qual und ich preise ihn glücklich, von ihr erlöst zu sein."

„Das ist wahr", sagte ich traurig.

Auf den Wunsch Roberts und um dem letzten Willen des Doctor Lorm nachzukommen, hatte ich jetzt die ganze Wahrheit seiner Wittwe mitzutheilen.

Meine Erzählung brachte auf sie nicht den Eindruck hervor, den ich erwartete. Bei ihr, wie vielleicht bei vielen Frauen, milderte die Gewißheit, einzig und heiß geliebt worden zu sein, die Erinnerung vergangener Leiden und sogar den letzten Trennungsschmerz. „Er liebte mich, nur mich", wiederholte sie beständig unter Thränen.

Sie lebt noch heute, treu dem Andenken des geliebten Todten und einiger Monate ungetrübten Glückes.

Die Wahrheit über Rußland.

Von J. J. Honegger.

(Schluß.)

Die Alt-Ritualisten (Staro-obriadtsi), ganz einfach geistlich Conservative, die sich jeder Neuerung widersetzen, erhielten sich als fest in sich geschlossene Körperschaft, innerhalb deren keine Meinungsdifferenzen ausbrachen. Ganz anders die priesterlosen Secten; eben weil sie immer nach neuen Heilsmitteln suchten, fielen sie in eine endlose Zahl unabhängiger Religionsparteien auseinander. Jene ersteren stehen der Staatskirche noch am nächsten.

Den Häretikern rechnet der Engländer Wallace auch die mit den deutschen Colonisten zusammenstimmenden „Stundisten" zu, die eben einfach evangelische Protestanten sind, sehr achtbaren Charakters.

Im Uebrigen scheidet er folgende vier Classen aus:

a) Secten, welche die Heilige Schrift als Basis ihres Glaubens annehmen, ihre Lehren aber durch Inspiration oder Erleuchtung ihrer geistlichen Häupter auslegen.

b) Solche, welche die Schrift wenig oder nicht achten und sich blos durch die Inspiration ihrer Lehrer leiten lassen.

c) Die an eine erneute Menschwerdung Christi glauben.

d) Die, welche Religion mit nervöser Erregung verwechseln und mehr oder weniger ins erotische Gebiet überschweifen. Tanzen und Springen, Selbstzüchtigung und Selbstverstümmelung oder dann heillose Orgien gehen im Gefolge dieser Albernheiten.

Diese kirchlichen Spaltungen nun haben von langeher politische Bedeutung angenommen. Die Hoffnungen der Unzufriedenen und zumal der Polen richteten sich wesentlich auf die altgläubigen Sectirer, und seit Alexanders II. Thronbesteigung ging die jungrussische Emigration, die ihren Centralsitz in London nahm, systematisch darauf aus, die Unzufriedenheit all' dieser Abtrünnigen, Anders- und Altgläubigen — welche letztere sich allein als rechtgläubig betrachten, da die Staatskirche im 17. Jahrhundert vom wahren Glauben abgefallen, also die abtrünnige sei — zu revolutionären Zwecken auszubeuten. Mit wenig Erfolg; das Werkzeug ist zu ungefüge! Diese Erscheinung mag man übrigens als die innere Kehrseite zu den Agitationen betrachten, welche die russische Diplomatie dann und wann unter dem Schilde des Schutzes ihrer Glaubensgenossen im europäischen Südosten angesponnen hat. Doch wäre als Fundament politischer Bewegungen im Lande eher der Katholicismus zu fürchten.

Die zweite Ur- oder Grunderscheinung russischen Lebens ist der ungetheilte Gemeindebesitz. Es war ein deutscher Reisender, der Baron von Haxthausen, der hierin das langgesuchte slawische Urphänomen förmlich entdeckte, ungefähr wie wenn die Gans ein Ei findet; und dieser Feudale schon fand sich berufen, dasselbe den Russen als die Idee, zu deren siegreichem Vorkämpfer ihr Reich bestimmt sei, zum Bewußtsein zu bringen.

Fassen wir die Sache gleich kritisch an! Der Communismus im bäuerlichen Landbesitz der russischen Dorfgemeinde, welchen eben die verbohrte Slawophilenpartei im absichtlich geschärften Gegensatze zu dem vom Adel repräsentirten persönlichen Besitz als das „Urphänomen" russisch-slawischen Wirthschaftslebens preist, ist das Uebel aller Uebel, der Grundquell aller gräulichen volkswirthschaftlichen Verkommenheit; und das Leibeigenen-Emancipationsedict hat leider! an diese Grundwurzel des Verderbens nicht Hand gelegt; — ob man nicht wagte, zugleich auch diese säcular gewordene Institution zu beseitigen? An der Spitze aller Besserungsvorschläge, die je gemacht worden, muß sonach stehen: Aufhebung dieses ungetheilten Gemeindebesitzes und der damit verbundenen solidarischen Haftbarkeit aller Gemeindeglieder für Aufbringung der Abgaben und Prästenden.

Geben wir dem weniger Eingeweihten auch noch kurz ein deutliches Bild von dem Landbau und der Dorfgemeinschaft (dem „Mir"). Die Bebauungsart ist diese, daß die Gemeinde ihr urbares Land in drei große Felder theilt und jedes wieder in lange schmale Streifen. Das erste wird mit Winterkorn bepflanzt — das Material des Schwarzbrodes, der bäuerlichen Hauptnahrung; das zweite mit Hafer und Buchweizen; das dritte bleibt Brache und dient als sommerliche Viehweide. Das macht sonach einen dreijährigen Wechsel in der Bebauung des Bodens. Nun schaltet die Dorfgemeinde mit diesem Lande nach Belieben; sie ist ein vollkommen demokratisches Gemeinwesen mit ganz constitutionellem Regiment, die Volksvertretung Herr — auch einer der schlagenden Widersprüche, auf die man in der „großen Feste des cäsarischen Despotismus und der verknöcherten Büreaukratie" mit jedem Schritte stößt. Und der Bereich dieser Bauernregierung begreift in sich etwa $^5/_6$ der Bevölkerung. Die Gemeinde verfährt so: Abgesehen von Haus und Garten, die auf dem Baugrunde des Dorfes stehen und des Bauern erbliches Eigenthum sind, wird der ganze Rest (Acker- und Wiesenland) periodisch vertheilt. Das Gemeindeland zerfällt in die nach oben angemeldeter Bebauungs- und Bepflanzungsart sich ergebenden drei großen Felder; jedes Feld wieder in lange und schmale, an Flächeninhalt und Güte des Bodens möglichst gleichartige Streifen, so viele an Zahl, als Revisionsseelen im Dorfe sind. Ganz verschiedene Qualität des Bodens oder besondere Ungleichheit in Entfernung der Grundstücke kann auch die Zerlegung des einen oder andern Feldes in mehrere Theile fordern, deren jeder dann wieder in eben jene Anzahl Streifen zerfällt. In jedem Feld (oder Theil eines Feldes) erhält nun die Familie unbedingt einen Streifen, so daß (ihr Stück Garten eingerechnet) eine jede an mindestens vier Stellen ihr zu bebauendes Land hat. Weitere Antheile richten sich genau nach dem Familienbestande; und die Regel ist keineswegs die, daß von der Bauernfamilie eine Mehrheit von Antheilen

gesucht werde, sondern das gerade Gégentheil. Die Arbeit des Vertheilens ist die wichtigste und geräuschvollste Obliegenheit der Volksgemeinde unter laxer Leitung des Dorfältesten, und ihren Beschlüssen unterzieht sich jedes Mitglied mit längst angewöhnter Pietät.

Das ist also jenes Wirthschaftssystem, welches die Slawophilen und ihre radicalen Gegner als das Heil der Welt ausposaunen; welches der deutsche Baron zuerst dem Abendlande aufgedeckt und der Engländer Wallace, einer der besonnensten Beobachter und logisch ruhiger Erklärer, neuestens genau zerlegt und beurtheilt hat. Es bildet den directen Gegensatz zu den modern fortschrittlichen Verwaltungsgrundsätzen des Westens, deren geistige Factoren Freiheit und Concurrenz sind. Es zwingt dem Bauer einen bestimmten Landantheil auf, von dem er sich nicht lossagen kann, während er doch blos sein Zeitpächter ist; verhindert aber den thätig unternehmenden Mann, mehr und bleibend zu erwerben und zu bebauen; hemmt auf jedem Schritte die Freiheit des Handelns, da alle Hauptarbeiten den Bestimmungen des Gemeindebeschlusses unterstehen. Dem Bauern ist es sehr schwer, fast unmöglich, die durch seine Geburt gegebene Verbindung mit der ländlichen Genossenschaft, in welche der Zufall ihn hineingeworfen hat, zu lösen, auch wenn seine Naturbestimmung eine ganz andre Richtung nimmt und andres Gewerbe ihn einen starken Theil des Jahres in die Stadt führt. Die Lösung ist um so schwerer, als die Gemeinde solidarisch für alle Steuern und Gebräuche haftet.

Diejenigen nun, welche mit großer Emphase und einem plausibeln Scheine des Rechtes ihrem gepriesenen System, das ja jeden Gemeindebürger mit einem Landantheil beschenke, den ungeheuren Vortheil zugeschrieben haben, daß es Rußland mit dem Proletariat des Westens verschone, haben, abgesehen von allen anderen Einwürfen, die elementarste Thatsache nie einsehen wollen: wie viel von proletarischer Existenzweise an dem ganzen gelobten Bauernstande der Russen klebt. Es ist die Gleichheit, ja wohl, die der Faulheit und der elementarsten Lebensbedingungen.

Außer den Slawophilen, auf ihr Russenthum versessenen Moskowitern von einseitiger Bildung, die dem Westen nichts entlehnen und wenig genug an ihm anerkennen wollen, ist als eine total verschiedene und viel zahlreichere Classe von Leuten für den Communismus des bäuerlichen Besitzes die Schaar der socialistischen Kosmopoliten, die Wallace nach ihrem geschicktesten Organ „die Zeitgemäßen" taufte, in die Schranken getreten.

Wir unsererseits finden das ganze Wirthschaftssystem seit $1^1/_2$ Jahrzehnten bereits historisch gerichtet und meinen, daß es Schuld seiner Verkehrtheit ist, wenn der Segen der Leibeigenen-Emancipation, also der großartigsten aller neueren Regierungsmaßregeln, fast vollständig paralysirt wurde. Noch 15 Jahre später und 6 Jahre nach Aufhebung des „transitorischen Zustandes" (der die Bauern noch vorläufig an die Scholle band) ist constatirt worden, daß von einem wirklichen Aufschwunge der Production im Lande keine Rede, daß im Gegentheil die Landwirthschaft in stetigem Rückgang begriffen sei. Das System drückt in einem Volke, das ohnehin jedes Individualismus entbehrt, vollends noch allen Trieb zu individueller Thätigkeit nieder.

Im einseitigst gerichteten Interesse wird von der hartnäckig verbohrten Slawophilenpartei folgende Behauptung über den Gang der neuen russischen Geschichte aufgestellt: Der geschichtliche Ablauf im Vorschritte russischer Civilisation steht mit dem Gang und Geschick der andern Völker und Staaten in directem Widerspruch; die Rassen des Westens schritten von Knechtschaft und Sklaverei zur Freiheit vor, umgekehrt die Russen. Die **Pravda Russkaya**, das älteste Denkmal der Landesgesetzgebung, ins erste Jahrtausend christlicher Zeitrechnung zurückgreifend, kannte keine körperliche Züchtigung. Ihr folgten die grausamen Criminalstrafen des Czaren Alexis Michailowitsch und diesen die blutige Herrschaft Peters I. Im 16. Jahrhundert trat Leibeigenschaft an die Stelle der früheren Bauernfreiheit. Anstatt der lauten und energischen Stimmen, die man früher in den nationalen Versammlungen hatte hören können, stoßen wir im 18. Jahrhundert auf ein unnatürliches Schweigen, jene stumme und düstere Stille, die sich auf das Volk legte. — Nun hat es schon an sich nach Allem, was wir über Ursprung und Fortgang dieses autokratischen Staatswesens sowie über den Charakter des Hauptbestandtheiles der Bevölkerung wissen, viel größere Wahrscheinlichkeit für sich, wenn andere tüchtige Kenner diese ganze Darstellung als Parteiwahn erklären. Bernhardi sagt: „Die unumschränkte Gewalt des Landesherrn als Erben des Khans der Goldenen Horde war ganz von selbst da, als naturwüchsig und selbstverständlich; sie lag in der Gesammtheit des Zustandes; wo hätten seit der Vernichtung Groß-Nowgorods die Elemente einer andern Verfassung hergenommen werden können? Das russische Volk hatte im Allgemeinen gar keinen Begriff von einer andern Regierungsweise". — Schon zur Zeit Gustav Adolfs lautete ein an diesen abgehender Bericht: „Knechtschaft sehen die Moskowiter nicht für eine Schande, sondern für eine Ehre an; alle rühmen sich des Großfürsten Sklave zu sein, auch wenn er Einem befiehlt, Vater und Mutter zu erschlagen". — Adel, Bojaren und Fürsten waren gerade wie der gemeine Mann den körperlichen Strafen ausgesetzt, ohne sich dadurch entehrt zu glauben. Mit dem Schwinden der letzten Theilfürstenthümer und des Restes partieller Localfreiheit sinkt auch das sittliche Bewußtsein im Volk immer tiefer.

Was nun im Weitern die philoslawische Partei betrifft, so hing sie sich frühe schon und fortwährend eine sogenannte demokratische Tendenz um, welche die Devise ausgab: die ganze russische Aristokratie ist von den eingedrungenen fremden Culturelementen verdorben; die Wiedergeburt der Nation kann nur von dem noch in ursprünglicher Reinheit unverderbt gebliebenen Volke, in allererster Linie seinem tüchtigsten und zahlreichsten Vertreter, dem Bauernstand, ausgehen. Daneben trägt sie die Anhänglichkeit an die orthodox griechische Kirche und byzantinische Theologie zur Schau. Daher die Erscheinung: während alle anderen liberalen Parteien gegen die herrschende Kirche Krieg führten, fanden die Slawophilen in der Geistlichkeit eine Stütze und Bundesgenossin.

Die Romantiker, die ganz besonders im Moskauer Studentenkreis vertretenen Anhänger der deutschen Philosophie und des französischen Socialismus — „Sapadniki" = Westlinge — auf der einen, die Slawophilen auf der andern Seite: das sind äußerste Parteigegensätze. Die letzteren stellen die innere Seite der slawischen Nationalbestrebungen dar;

nicht dabei stehen bleibend, in politischen Fragen slawisch zu sein, verkörpern sie eine vollständige, ganz slawische Weltanschauung. Panslawistische Wünsche und Tendenzen hegten auch die ersteren. Beide Richtungen fanden sich übrigens zusammen im Haß gegen die bestehende Ordnung, in der Begeisterung für das gedrückte niedere Volk, das ihnen gegen die entartete Aristokratie und verdorbene Petersburger Büraukratie als Schild dienen sollte, und (was das Wichtigste) in der Idee des altrussischen Gemeindebesitzes. Das Zuneigen zu den extremsten und radicalsten Lehren des französischen Socialismus oder gar Communismus, ebenfalls ein gemeinsames Erkennungszeichen, war der Rückschlag gegen die Tyrannei der herrschenden nikolaitischen Doctrin; was am ärgsten verpönt war und im härtesten Gegensatz zur bestehenden Ordnung stand, zog die jungen Köpfe mit dem größten Reiz an.

Die von den Slawophilen mit künstlichen und kleinlichen Hilfsmitteln in Scene gesetzte Rückkehr zum Volke — lächerliche moskowitische Kleidung als angebliche Wiederaufnahme des altnationalen Costüms; Zuwendung zur griechisch hypokritischen Orthodoxie — war doch im Grunde ganz ungeschickt und wenig volksthümlich; das Volk begriff die Leute nicht und lachte sie aus. „Weder die byzantinische Kirche noch der Kremel in Moskau werden jemals der künftigen Entwicklung der slawischen Welt irgendwie behilflich sein.“ Geistreiche Beobachter hatten in Bälde steiffste Unverbesserlichkeit, Unfruchtbarkeit und unüberwindliche Arbeitsscheu als die Haupteigenschaften dieser Partei erkannt, und ein solcher zeichnet die Leute ganz gut wie folgt: „Statt ihrem eigenen Satze, daß das Slawenland eine Welt für sich, eine primitive Offenbarung mit eingebornen Gesetzen, ein Reich des Heils für kranke, abgelebte, in die Irre gehende Völker sei, eine reale Basis zu geben, und sei's auch nur in einem Bruchtheilchen, spielen diese Herren lieber bequem im Cabinet mit den Rechenpfennigen ihrer Einbildung, errichten auf den Trümmern des Aristoteles und Hegel eine neue anatolische Philosophie, deuten die lycischen Inschriften aus dem Russischen, erkennen in der Alhambra ein slawisches Bauwerk — weil im früheren Mittelalter viele slawische Sklaven nach Südspanien verkauft worden seien, in Tizian ein slawischer Maler — wegen der Riva de' Schiavoni, in Gluck ein slawisches musikalisches Genie — weil er in Prag erzogen wurde.“

Ahnherr und Vorläufer dieser Schule kann Schischkow genannt werden, der unter Nikolaus einmal als Unterrichtsminister leidenschaftlicher Gegner der Aufklärungstendenzen des verstorbenen frühern Czaren war. Schon um die Wende des Jahrhunderts erhob er sich als Wächter des slawischen Volksthums und der rein nationalen Entwicklung gegen die europäisirenden Tendenzen der jungen Schule, insbesondre gegen Karamsins Bemühungen um Befreiung der Sprache von den slawonischen Ueberlieferungen und um Herstellung einer dem Französischer nachgebildeten Literatursprache. Sein Ankämpfen gegen die in der hoher Gesellschaft eingefleischte Gallomanie hatte ihn rasch populär gemacht Ganz besonders trat er als der erste unabhängige Kritiker von Peters d. Gr. Reformen auf, deren verhängnißvollen Einfluß auf den Volksgeist er nachwies.

Was die Slawophilen im Innern, das sind die Panslawisten nach außen. Ihr Treiben hat noch weniger Halt. Die Idee eines großen

allumfassenden slawischen Völkerbundes unter Rußlands Führung ist nicht alt. Die Anstöße datiren so seit dem Jahre 1815, sind also jener restaurativen Zeit des systematischen Rückwärtsblickens nach dem Alten, des allgemeinen Auflebens der verrosteten und verlebten Dinge, des Kokettirens mit den Urnationalitäten entsprungen, in welcher auch die „Teutschthümelei" abgestandenen Andenkens aufgetaucht ist. Wie diese ist der Panslawismus ein neues Verbarrikadiren in willkürlich gesteckte Grenzen. Aber mit der Zeit ward er gewaltig und selbst nach praktisch einschneidender Wirkung furchtbar. Die Doctrinen der Moskauer Zeitung und ihres Redacteurs auf dem Höhepunkt ihres Ansehens, d. h. in den 60er Jahren galten als so unantastbar, unwiderstehlich und von umfassendstem Einflusse, daß man behaupten durfte, nie und nimmer, vielleicht höchstens den Père Duchesne der ersten französischen Revolution ausgenommen, habe die Tagesliteratur gleiche Macht geübt. Sie zunächst bestimmte das grausame Schicksal Polens. Heute hat die Erfahrung jene Schwärmereien, die jedes geschichtlichen und ethnographischen Rückenhaltes entbehren, so gewaltig abgekühlt, daß dem fanatischen Idol nur noch spöttelnde Skepsis entgegengehalten wird.

Die zum Glück confusen Träumereien der Panslawisten spiegelten sich noch neuerdings in einer Rede des greisen Professors Pogodin, welcher die Prophezeihung vorbrachte: das heutige Moskau, die heilige Stadt des Czarenthums, werde die Herrschaft über die Welt gewinnen und das europäische „Barbarenthum" durch die slawische Civilisation vernichten! — Schön! Nous attendons.

Dieselbe Partei, welche organische Entwicklung, Aufrechterhaltung wahrer Volksthümlichkeit und Befreiung von dem Joch staatlicher Doctrinen auf ihre Fahne schrieb, ist Namens ihrer Principien und der Staatseinheit praktisch dahin gekommen, die verwandten slawischen Stämme unerträglich zu vergewaltigen. Die Welt hat davon noch allerneuestens genug erlebt: das Russenthum hat vor unseren Augen in Serbien und Bulgarien seine vollständige Unfähigkeit zur Herstellung bürgerlicher Ordnung bewiesen.

Slawophilenthum und Panslawismus sind ganz junge Tendenzgeburten, gegen die 40er Jahre in den Südslawen aufgetauchte Gedanken und Strebungen, erst im Laufe der 50er als anerkannte Parteidoctrin in Rußland aufgetreten und neuestens erst von Bedeutung geworden. In früherer Zeit ward einzig und allein das kirchliche Band betont, Rechtgläubige gesucht und unterstützt, nicht Stammesbrüder, die von dieser Brüderschaft nichts wissen wollen.

Mackenzie Wallace hat gesucht, jene lächerlichen Prätentionen von der Partei abzuladen. Mag sein, daß gemäßigtere Leute bei ihrem Banner standen und daß der Engländer von ihnen nur Aeußerungen rnahm, wonach es sich nicht eigentlich um den Kampf gegen die euroiische Cultur handelte, sondern blos gegen die unhaltbar und wehrlos n Allem greifende Aufnahme derselben durch ihre Landsleute. So viel t berechtigt. —

Einige Betrachtungen über specielle Ländergebiete und Völkerschafen, über gewisse Beziehungen zum Auslande und endlich über die Erahrung der letzten Jahre.

Zunächst die Ostseeländer. In den baltischen Provinzen läuft ein

mächtiger und gefährlicher Kampf ab gerade gegen die pan- und philoslawischen Russificirungsgedanken, welche ähnlich wie in Polen und Litthauen alle nicht russischen Elemente nationalisiren oder austreiben möchten, den ganzen Germanismus sammt seiner Cultur. Und in diesem fanatischen Verlangen greifen die mit Liberalismus und Befreiungsgedanken um sich schlagenden Demokraten zu allen Mitteln, auch den grausamsten. Das hat Polen furchtbar erfahren. Die Murawiew und Kaufmann sind ihnen grade die rechten Leute. Zu dem Zwecke wird auch der Versuch zum Herrschendmachen der russischen Sprache durchgeführt. Jene Partei, unter der ausgehängten Fahne zeitgemäßen Fortschrittes und allgemeiner Freiheit und Gleichheit, möchte überhaupt alles organische Leben in einem Lande vernichten, welches seit sieben Jahrhunderten gewöhnt ist, germanisch-protestantische Civilisation als die natürliche Basis seiner Entwickelung zu betrachten.

Das baltische Leben in den letzten 60 Jahren drängte sich fast in seiner ganzen Substanz zusammen um die Sorgen und Kämpfe für Hebung des Bauernstandes. Zwar wurde schon 1816, 17 und 19 in allen drei Provinzen die Aufhebung der Leibeigenschaft durchgeführt, jedoch unter unglücklicher Form: Modus der „freien Contracte", welcher dem Bauer keine genügende Existenzbasis bot und kein freies Grundeigenthumsrecht sicherte. Sie wirkte darum bei Weitem nicht so segensreich, als man erwarten konnte. „Der lettisch-finnische Bauersmann wurde persönlich frei, aber eigentlich heimatlos." Erst nachdem das Elend des Jahres 1843 viele Tausende von Letten und Esthen, die nachher ihren Schritt bereuten, in den Schooß der griechisch-orthodoxen Kirche getrieben, ward die Umwandlung des Pachtverhältnisses in freies bäuerliches Eigenthum betrieben; damals wurden auch die Rechtseinrichtungen dieser Landschaften zum erstenmal in einem Codex gesammelt. Und schon fand sich der deutsche Charakter jenes Provinziallebens schwer bedroht. Der Uebergang von der Frohne zum Pachtsystem und zur Befestigung des bäuerlichen Grundbesitzes erwies sich als sehr schwer und erst in letzten Zeiten eher durchführbar. Die junge baltische Presse hat mit Energie den Kampf aufgenommen für die zeitgemäßen Reformen: Besserung der bäuerlichen Zustände, Aufhebung des blos adeligen Grundbesitzrechtes, Neugestaltung der längst alt und eng gewordenen Verfassung, Vermittelung der überkommenen Einrichtungen mit dem Zeitideen, als wesentlichsten und schwersten den harten Vertheidigungskampf des deutsch-protestantischen Elementes gegen die erbitterten Anfälle der russisch-moskowitischen Presse. — Seit der Mitte der 50er Jahre haben sich übrigens Aufgaben und Strebungen der Ostseeländer ungemein verändert und erweitert. Als die Hauptfactoren, die dazu mitwirkten, sind genannt: Die innere und äußere Umgestaltung Rigas, die vollständige Beseitigung der Frohne und anderer auf dem Landvolke ruhenden Lasten, Reorganisation des Volksschulwesens und der Verkehrsmittel, Erwachen der Presse und gesteigerte Oeffentlichkeit; vor Allem aber der Gegensatz, in welchen alle drei Provinzen (Liv-, Esth- und Kurland) zu den Bestrebungen der Moskauer Demokratie getreten sind. — In Livland speciell war bis in die 40er Jahre hinein ein Stillleben zu notiren, das einem glücklichen Idyll gleichen konnte und doch nur verderbliche Stagnation war, ruhend auf verjährten und tief gewurzelten Uebelständen,

Kurzsichtigkeit der Bürger, Lauheit und Bequemlichkeit der Geistlichen, Engherzigkeit und Mangel alles politischen Scharfblickes bei den Gutsbesitzern, Elend und Verkommenheit beim stummen Bauernstand. Die 20er und 30er Jahre hielten die Fragen der staatlichen Entwickelung noch ganz im Hintergrunde; Entfaltung der Privatexistenz und möglichst reiche Entwickelung der Individualität, dazu die durchaus socialistisch sich gestaltenden Fragen nach den gesellschaftlichen Einrichtungen und Formen waren das allein Bewegende.

Geradezu als der centrale Quellpunkt der deutschen Cultureinflüsse in diesen Provinzen hebt sich die Universität Dorpat heraus. 1802 stellte Alexander I. sie wieder her; damit war einer der heißesten Wünsche des Landes erfüllt und kurzweg eine neue Epoche der baltischen Provinzialgeschichte und Culturentwickelung begründet. Allgemein giltige Ehrengerichte, denen kein Studirender sich entziehen darf, bestehen bis jetzt blos hier, und ihrer rechtzeitigen Einführung wird gar so viel zugeschrieben, daß, da das Studentenleben eine höhere Entwickelung angenommen habe als das deutsche, daß Dorpat allein einen Studentenstaat lebend erhalten hat, an dem Alle Theil haben.

Seit der Propaganda für die griechisch-unirte Kirche in den 40er Jahren und dem oben erwähnten Abfall eines starken Theiles livländischen Landvolkes sind die Deutschen der Ostseeländer in der Hauptstadt sehr reservirt geworden und sondern sich als eine ganz bestimmte, auf ihre eigenen Ziele ausgehende, von Russen wie Reichsdeutschen abgeschiedene Landsmannschaft. Die neueste Zeit hat erwiesen, daß jene kirchlichen Bekehrungstendenzen blos die Einleitung sein sollten zu viel heftigeren Angriffen auf das Deutschthum der Provinzen und ihre gesonderte geschichtlich-staatliche Stellung. Dieser Kampf ist noch in keiner Weise zur Ruhe gekommen.

Auch hier sollte das Russische zum ausschließlichen Unterrichtsmittel erhoben werden. Nimmt doch der Unterricht in dieser Sprache bereits den fünften Theil der gesammten Schulzeit ein! Weiter gemacht wird in den Verlockungen zum Uebertritt in die griechisch-orthodoxe Kirche, wozu man namentlich beim ländlichen Proletariat ein sehr überzeugendes Reizmittel verwendete, nämlich die Zutheilung gewisser Landparzellen von Krongütern an zugängliche Seelen. Unter den Auspicien des einflußreichen Slawophilen Jurij Samarin ward in den ausgehenden 60er Jahren ein einschneidender Beamtenwechsel in den höchsten Stellen durchgeführt, um antideutsche Oberbeamte zu haben, deren Fähigkeit in gar keine Frage kam; die zeitgemäße Umbildung des Städtewesens, der landständischen Verfassung und der Rechtspflege vollständig verfahren und verwirrt; die constitutionellen Rechte der Provinzen und die Anstrengungen zu ihrer Aufrechterhaltung aussichtslos niedergetreten; die deutschgesinnte Presse gedrückt und dafür die moskowitische in jeder Weise gefördert; russische Kirchen und Schulen eingerichtet. Einführung der russischen Gerichtsordnung ist beabsichtigt und die Zerreißung der deutschen Herzogthümer in der Civilverwaltung angebahnt.

Für Gegenwart und Zukunft wird die Haltung Rußlands zu dem neuen Deutschland von maßgebender Bedeutung. Ich halte davon Folgendes: Diese Stellung ist, was beide Völker betrifft, bei Weitem nicht so glatt und klar, wie sie eine Zeit lang von beiden Regierungen an-

gebahnt scheinen mochte. Der Volksinstinct wird sich gegenseitig nie befreunden. Die russische Armee und Presse haben sich der Consolidirung der norddeutschen Militärmacht nichts weniger als günstig gezeigt. Vielleicht fürchtet man dort für die beiden schwachen Punkte — Polen und die Ostseeprovinzen. Geht durch den Volksgeist dies- und jenseit der Memel das vorahnende Wehen einer stürmischen Zukunft? Ich denke Ja.

Das ganze neueste Regierungssystem in Rußland zeigt folgendes Janusgesicht: „Auf der einen Seite Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichtsbarkeit und Geschwornengerichte — auf der andern Seite eine Praxis, welche mißliebige Personen allen Gerichten entzieht und auf „administrativem Wege" nach Sibirien sendet; auf der einen Seite jährliche Veröffentlichung des Budgetvoranschlags — auf der andern Mangel aller Controle über Innehaltung desselben; auf der einen Seite Abschaffung der körperlichen Züchtigung als Criminal- und Disciplinarstrafe — auf der andern unaufhörliches Prügeln in der Stille; auf der einen Seite Anerkennung des Princips der Selbstverwaltung von Städten, Provinzen und Kreisen — auf der andern Unmöglichkeit, von dieser Selbstverwaltung irgendwelchen Gebrauch zu machen, der dem Gouverneur, dem Gouvernements-Gensdarmerie-Chef, dem Minister oder einem Ministerialrath mißfällig wäre; auf der einen Seite strenge Abgrenzung der den einzelnen Behörden zustehenden Befugnisse, Trennung der Justiz von der Verwaltung bis in die kleinsten bäuerlichen Gemeindebehörden hinab — auf der andern schrankenlose Willkür der höheren Verwaltungsstellen, die zwischen ihnen unterstellten Polizeibehörden und unabhängigen Gerichten keinen Unterschied machen.

Folge all dieses trostlosen Schwankens ist heute diese: Die erschreckendste revolutionistisch-nihilistische Propaganda und maßlose Willküracte auf beiden Seiten.

Der Nihilismus ist wieder etwas specifisch Russisches, so daß ihm auch nicht einmal die gepredigte social-demokratische Revolution des Westens verglichen werden darf.

Aus der ganzen modernen Geschichte des Landes, am lebhaftesten aus seiner unmittelbaren Tagesgeschichte springt eine zwingende Folgerung für alle russische Fortschrittsbewegung heraus:

Von den widersprechendsten Factoren bewegt und zerrissen, hin- und hergewürfelt und aufgewühlt — von der absolutistischen Despotie und dem nihilistischen Revolutionsgeiste, ohne Halt und Ruhe, hat Rußland nur zwei Wege vor sich. Will es gemäß den panslawistischen und slawophilen Träumereien und Phantastereien — denn etwas Anderes sind die nicht! — die westländische Bildung von sich abstoßen, so wird es nach mongolisch-chinesischer Weise erstarrt stehen bleiben — eine vom modernen Culturleben abgelöste Insel. Und da das im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen denn doch nimmermehr geht, so ist es in allen Fragen des Fortschrittes an die abendländische Civilisation wiesen, und wie die Dinge heute liegen, am allerstärksten an die deutsc Wohl oder übel, gern oder ungern, in Frieden oder in Feindschaft, er wolle oder sich widerstrebend bäume: der deutschen Cultur und ih Lebensprincipien muß auch jener halbasiatische Koloß sich beugen!

Agostino Waldis.

Ein Mord aus Eifersucht.

Agostino Waldis ist der Held eines der berühmtesten Prozesse in den criminalistischen Annalen Italiens. Die Thatsachen dieses Processes fallen in die Jahre 1874 und 1875, aber lange vorher schon, seit dem für die politische Entwickelung Italiens so großen Jahre 1859, trat Agostino als ein Gegenstand des öffentlichen Interesses hervor. Damals ein junger, geistig und körperlich von der Natur außerordentlich begünstigter Mann, schlank, kräftig, behend, mit blondem Haar, blauen Augen und einem trefflichen Gemüth, folgte er aus seiner kaufmännischen Schreibcarriere dem Rufe des Vaterlandes. Am 19. April jenes Jahres forderte ein österreichisches Ultimatum vom König Victor Emanuel, er solle sein Heer entwaffnen. Am 26. April wies der König dieses Ansinnen zurück. Am 29. April rückte die österreichische Armee in Italien vor, und zu den Tausenden wackerer Söhne, welche freiwillig zu den Fahnen des Königs eilten, gehörte auch Agostino Waldis.

Nachdem er sich am 15. Mai hatte einreihen lassen, wurde er drei Tage nach der Schlacht bei Magenta, am 7. Juni, Sergeant, und drei Tage vor der Schlacht bei Solferino Unterlieutenant.

Agostino blieb auch nach dem faulen Frieden von Villafranca bei der Armee, denn jeder begeisterte Italiener fühlte, daß das nationale Werk nur halb gethan sei. Er wurde im April 1860 zu den Gebirgsjägern versetzt, zeichnete sich in der Schlacht bei Castelfidardo und bei der Belagerung von Gaëta aus und wurde dann gegen die innern Friedensstörer, Briganten und Schmuggler, verwendet.

Bei allen sich darbietenden Gelegenheiten legte er Proben außerordentlichen Muthes ab. Darüber hier einen einzigen Fall. Im Jahre 1865, als Waldis zu Salermo in Garnison lag, handelte es sich darum, dem von kühnen Gesellen an der Küste betriebenen Schmuggel ein Ende zu machen. Eines Abends erfuhr Waldis, daß auf der Rhede von Salerno ein mit Salz befrachtetes, gut bemanntes Fahrzeug liege, und ß die Ladung Nachts eingeschmuggelt werden solle. Waldis verband h mit drei anderen Gebirgsjägern, ruderte auf einer kleinen Barke auf Rhede hinaus und verlockte die Bemannung des Schmugglerschiffes rch falsche Zeichen, daß diese ihn und die Seinen für Freunde hielt. o gelangte er an den Feind. Kaum aber waren die Vier an das feindie Fahrzeug gelangt, so sprang Agostino auf, nahm seinen Säbel ischen die Zähne, kletterte an einem herabhängenden Seile an Bord zwang vierzig Schmuggler zur sofortigen Ergebung.

Für diese und ähnliche Thaten erhielt er die Tapferkeitsmedaille und im Jahre 1866 den Hauptmannsrang. Nun erst, als der lange Friede ihm Muße gab, dem „Schau um dich und schau in dich" nachzuleben, gewann die Liebe Gewalt über ihn. Er lernte eine schöne junge Römerin kennen, von hohem Wuchs und edler Bildung, einer guten Familie angehörig, erklärte ihr seine Liebe und fand Gegenliebe. Das Verlöbniß wurde geschlossen und nichts schien einem glücklichen Ehebunde entgegenzustehen. Da plötzlich machte ein schreckliches Verhängniß seinen hinreißenden Einfluß über den ritterlichen Mann geltend und es zeigte sich, daß selbst ein in schweren Kämpfen für's Vaterland gestählter und gereifter Charakter nicht vor den Fehlgriffen rasender Leidenschaft schützt.

Während Agostino Waldis zu Capua in Garnison lag, kam er mit einer, gleich ihm aus Rom stammenden Familie Ducroy in gesellschaftlichen Verkehr. Herr und Frau Ducroy behandelten den Hauptmann als Hausfreund, und deren Tochter Adele, ein Mädchen von kaum fünfzehn Jahren, kam ihm mit der harmlosen Naivetät eines noch kindlichen Gemüths entgegen.

Aber obschon Adele noch die Schule besuchte, galt sie doch bereits als eine allgemein gefeierte Schönheit. Sie war von hohem Wuchs, blond, zart und geschmeidig, halb Kind, halb Weib und von der seltensten Anmuth. Alle Männer, die ein Auge und ein Urtheil für Schönheit hatten, erkannten ihr den ersten Preis zu und demnach war der Stolz der Eltern auf diese herrliche junge Blüte ein sehr berechtigter.

Es war Agostinos Unglück, daß er Adele sah, denn er verlor sein Herz an sie. Der reife Mann wurde ihr erster Anbeter, seine zarten Huldigungen schmeichelten ihr, und als er ihr endlich mit glühenden Worten seine Liebe gestanden, nahm sie dieses Geständniß mit dem Entzücken entgegen, welches die Anerkennung weiblicher Schönheit einflößt. Agostino schrieb ihr feurig beredte Liebesbriefe und sie beantwortete dieselben, meist auf Blättern aus ihren Schulheften, in einer Weise, die auf Gegenliebe schließen ließ. Ja sogar das Geständniß: „Ich liebe Dich" kam endlich von ihrer Hand.

Um Agostinos Ruhe war's geschehen. Mit wilder Gewalt rüttelte seine Leidenschaft an dem Gefüge seines mannhaften Verstandes und warf dasselbe in Trümmer. Vergeblich tauchte das Bild seiner verrathenen Geliebten in Rom vor seiner gemarterten Seele auf. Er wußte, welchen Schmerz sie um ihn leiden müsse, aber er hatte nicht die Kraft, gerecht gegen sie zu sein. Unter den vielen Briefen, welche sie ihm schrieb ehe ihr Herz endlich zur edelsten Resignation gelangte, sei nur ein einziger hier wörtlich angeführt:

„Mein geliebter Agostino!

Acht Tage sind verflossen, seit ich Dir nach Empfang Deines Briefes schrieb. Hast Du meine Antwort nicht empfangen, oder bist Du verstimmt darüber, daß ich immer wieder von meiner Liebe zu Dir spreche Du hast Recht, ich darf es nicht mehr und will es nicht mehr thun Verzeihe mir nur! Ach, wüßtest Du, welche Qualen ich täglich, stündlich erdulde, wie meine Seele sich in dem Gedanken verzehrt, Du könntest eine Andere lieben und ihr Deine Liebe gestehen! Ach, wenn D

wüßtest, wie allein und unnütz ich mich in der Welt fühle, Du würdest mir dann gewiß verzeihen, daß ich Dir mein Herz ausschütte! Du willst mir den Grund Deiner Traurigkeit, Deiner Trostlosigkeit nicht sagen? Weißt Du denn nicht, fühlst Du nicht, daß Du gerade damit auch die meine bis zur Unerträglichkeit steigerst? Sei es, in Gottes Namen! Ich werde auch das ertragen. Nur sage mir, daß Dir kein Unheil droht; sage mir, wie es Dir geht! Sprich von Dir, ganz allein von Dir! Aber bedenke, daß ich nichts will, als die reine, volle Wahrheit. Lebe wohl, lebe wohl, mein Geliebter!"

Diesem edlen Herzen, wie es sich in vorstehendem Briefe kund giebt, lohnte Waldis, verstrickt in den Zauber seiner neuen Liebe, durch Schweigen oder durch eine gelegentliche kalte Erwiederung, die des noblen Mädchens Qual nur vermehrte.

Die Eltern Adeles ahnten von dem geheimen Verständniß zwischen ihrer Tochter und dem Bersaglierihauptmann so wenig, daß, als dessen Compagnie im September 1874 von Capua nach Casino verlegt ward, sie mit ihrer Tochter ebenfalls einen dreiwöchigen Aufenthalt dort nahmen, also das schöne Mädchen unwissentlich dem leidenschaftlichen Liebhaber in die Arme führten.

Erst als Anfangs December desselben Jahres Waldis mit seiner Truppe nach Capua zurückkehrte und dann täglich in Ducroys Haus kam, ohne gerade eingeladen zu sein oder einen plausiblen Vorwand zu haben, schöpfte Ducroy Verdacht. Er bemerkte eines Abends, daß die beiden Liebenden verstohlene Blicke des Einverständnisses tauschten, und sagte darauf seiner Frau, sie möge doch in Adeles Schranke nach Briefen von Waldis suchen.

Es muthet den Leser gewiß sonderbar an, daß Frau Ducroy im Schranke nichts, wohl aber einige Tage später die Stücke eines zerrissenen Liebesbriefes von Waldis in — einem Spülnapfe fand.

Sogleich setzte sie ihren Gatten davon in Kenntniß und dieser beschloß, ohne Verzug Herrn Waldis zu verständigen, daß er sein Kind nicht in gefahrvolle Versuchung stürzen dürfe.

Statt aber diesen loyalen Weg, die Anwendung der väterlichen Autorität gut zu heißen, wußte Frau Ducroy es besser. Sie wollte den galanten Jägerhauptmann, der auf sie selbst einen zu guten Eindruck gemacht hatte, schonen, und setzte es durch, daß Adele selbst und allein den feurigen Anbeter bitten solle, sie zu verschonen und sich keine Hoffnung zu machen. Nichts falscher, als von einem sechzehnjährigen Mädchen zu erwarten, daß es sich mit Nachdruck einer solchen Aufgabe entledigen werde. Der Vater aber gab nach, weil er den tapfern Krieger aus Ueberzeugung schätzte und gegen dessen Bewerbung um sein Kind sonst nichts einzuwenden hatte, als daß der Altersunterschied zu groß, die Mitgift Adeles nicht bedeutend genug für einen Soldaten und — das Entscheidendste — daß Waldis schon in Ehren verlobt sei.

Frau Ducroy nahm ihr Töchterchen ins Gebet. Anfangs leugnete sie, als aber die Mutter sie durch Vorzeigung der — aus dem Spülnapfe aufgesammelten Briefstücke überführte, gestand sie mit reichlichen Thränen, daß ihr Agostino schon oft Liebesbriefe geschrieben und daß sie dieselben auch beantwortet habe.

Die Mutter drang darauf, daß Adele das ungleiche Verhältniß ab-

brechen solle, und das Mädchen versprach es. Sobald der Hauptmann sich wieder einstellte, gab die kluge Frau ihrer Tochter Gelegenheit, mit ihm allein zu sein, steckte sich aber lauschend hinter die Thür des Nebenzimmers.

Adele wußte, daß sie belauscht werde und richtete danach ihre Worte ein. In deutlicher Weise erklärte sie dem bis dahin begünstigten Verehrer Alles das, was die Mutter von ihr verlangt hatte. Ja Frau Ducroy war überrascht, ihre Erwartung durch Adeles Schneidigkeit übertroffen zu finden.

Jetzt aber zeigte sich die Natur des Hauptmanns in ihrer ganzen fürchterlichen Leidenschaftlichkeit. Er überhäufte das junge Mädchen mit schweren Vorwürfen, nannte sie eine Kokette, welche ein Spiel mit seinem Herzen getrieben habe und rief die Strafen des Himmels auf sie herab.

Von jetzt ab wurde die fehlerhafte Nachsicht der Eltern verhängnißvoll. Statt ihre Tochter in der Aufrechthaltung der Absage zu unterstützen, ließen sie es geschehen, daß Waldis nach wie vor das Haus besuchte und mit Adele freundlich verkehrte.

Die Folge wäre vorauszusehen gewesen. Waldis glaubte Adelens scheinbare Abkühlung auf sein Verlöbniß mit der Römerin zurückführen zu müssen. Er reiste auf einige Tage nach Rom und theilte nach seiner Rückkehr der jungen Dame mit, daß er sich frei gemacht habe.

Adele sprach darüber mit ihrer Mutter, wurde aber von dieser bedeutet, daß sie trotzdem ihre Briefe von Waldis zurückfordern müsse. Waldis vermochte sich jedoch von diesen theuren Kleinodien eines liebenden Herzens nicht zu trennen.

Adeles Eltern fuhren fort, in Agostino Waldis den tapfern und ehrenhaften Officier — trotz seines Wortbruches gegen die römische Braut — zu schätzen, und den Anbeter ihrer Tochter zu fürchten. Sie blieben gastfreundlich gegen ihn und beruhigten sich bei Adeles wiederholter Betheuerung, daß sie keinerlei Beziehung zu Waldis mehr habe.

Die Leidenschaft des Letzteren wuchs unter tausend Qualen, als eine furchtbare Eifersucht hinzutrat. Er bemerkte auf einem Balle, welchen er besuchte, weil er wußte, daß Adele mit ihren Eltern da sein würde, daß Erstere von einem jungen Lieutenant Gliamas ausgezeichnet wurde und daß sie diesen mit ganz derselben zärtlichen Aufmerksamkeit behandelte, welche sie früher für ihn selbst bereit gehabt hatte.

Wenn also Adele wirklich ihn sonst geliebt hatte, was er doch glauben mußte, da sie es ihm schwarz auf weiß versicherte — so schien es jetzt, als sei ihre Neigung auf Gliamas übergegangen.

Agostino verfolgte sie daher in den Pausen des Tanzes, stellte sie sogar in der Nähe ihres neuen Verehrers vorwurfsvoll zur Rede — Adele stammelte Entschuldigungen. Was bei ihr höchst wahrschein. nur Ausfluß einer sehr erklärlich mädchenhaften Verlegenheit war, na er für eine Bekenntniß ihrer Schuld.

Endlich aber, als seine wüthende Eifersucht ihn zu immer n wahnsinnigen Verfolgungen und Vorwürfen fortreißt, als er von fordert, daß sie nie an das Fenster ihrer Wohnung treten solle, von aus man zu denen des Lieutenants hinüberblicken konnte, daß sie

mehr mit diesem sprechen, oder tanzen, oder ihn ansehen dürfe, da riß Adele die Geduld, und ihre Entgegnungen wurden heftig, abstoßend. Sie erklärte ihm auf einen seiner wahnsinnigen Briefe schriftlich, daß sie sich keiner Verpflichtung gegen ihn bewußt sei.

Inmittels war Agostino durch seine militärische Pflicht gezwungen worden, wieder nach Casino abzumarschiren. Mit allen Schrecknissen der Eifersucht in der Brust, trennte er sich von Capua, und nun beging er die Tactlosigkeit, sich von Santa Maria di Casino aus brieflich an Gliamas zu wenden, und ihn um eine Unterredung in einer äußerst wichtigen Angelegenheit zu bitten. „Ich muß Sie sprechen", schrieb er ihm, „aber ich bitte Sie, mit Niemand über das zu sprechen, was ich Ihnen jetzt mittheile und was ich Ihnen künftig mittheilen werde. Ich muß Ihnen ein Geständniß ablegen. Sie ahnen wohl, was ich meine, aber Sie können sich die Einzelheiten unmöglich vorstellen. Ich bitte Sie also, mir so bald als möglich Tag und Stunde zu bestimmen, wann ich Sie in Capua sprechen kann, oder noch besser hier in Sante-Marie. Ich käme gern zu Ihnen ins Lager nach Brezzo, aber mein Eintreffen daselbst ohne plausiblen Grund würde nothwendig Aufsehen erregen."

Gliamas bestimmte Capua zum Rendezvous und beide Nebenbuhler trafen sich. Waldis richtete ohne Weiteres die Frage an Gliamas, ob er Adele liebe.

Gliamas zeigte sich, trotz seiner Jugend, als ein weit rücksichtsvollerer Mann. Er bekannte, daß er für Adele eine warme Empfindung hege, aber von einer heimlichen Verständigung zwischen ihm und ihr könne, mit Rücksicht auf ihre Ehrenhaftigkeit und auf die geachtete Stellung ihrer Eltern keine Rede sein. Sie Beide seien durch nichts gebunden und er sei im Stande, auf Adele zu verzichten.

Waldis vergaß sich so weit, zu drohen, daß wenn der Lieutenant Hoffnungen auf das geliebte Mädchen gesetzt habe, Einer von ihnen aus der Welt müsse.

Auch jetzt noch bewahrte Gliamas seine Ruhe. Er versicherte wiederholt, daß er an keine Verbindung mit Adele denke und auch künftig nicht denken werde.

Anscheinend beruhigt kehrte der Hauptmann in seine Garnison zurück, und nun kam die Beschämung über ihn. Vom Casino schrieb er an Gliamas: „Sie haben mich durch Ihre edle Handlungsweise dazu gebracht, daß ich den lebhaftesten Antheil an Ihnen nehme. Ich verbrenne meine Schiffe, lasse das Feld frei und ziehe mich vollständig zurück. Ich habe einen energischen Entschluß gefaßt und mir gesagt, daß es eine ungeheure Tollheit ist, noch länger so zu lieben, wie ich liebe. Es muß damit ein Ende werden ꝛc."

Diese angebliche Energie eines Entschlusses dauert gerade bis zu e[in] n dritten Briefe an Gliamas, in welchem er seine Verzichtleistung z[u] icknimmt und sich aufs Neue an die thörichte Liebe zu Adele klam[mert]. Er geht in seinem Verrath an dem edlen römischen Mädchen, d[as] sich in treuer Liebe an ihn gekettet hat, so weit, daß er alle von ihr e[r]haltenen Briefe, sowie die Papiere, welche seine Loslösung von ihr b[e]weisen sollen, zusammenpackt, einen eigenhändigen Brief an Adele b[ei]legt, und dieses Packet an einen Herrn del Vecchio, welcher Freund d[es] Hauses Ducroy und zugleich sein guter Bekannter ist, mit der Bitte

übersendet, diese heiligen Andenken an Adele auszuliefern, damit sie deutlich erkenne, wie er nur sie liebe und auf ihre Liebe hoffe.

Del Vecchio entledigt sich seines Auftrags, aber Adele weist die Sendung zurück und erklärt dem Vermittler, wenn er diesen Gegenstand noch einmal erwähne, werde sie ihre Mutter davon in Kenntniß setzen. Nach dieser Erklärung hält der Hausfreund es für besser, selbst mit Frau Ducroy zu sprechen. Er thut dies und Frau Ducroy ersucht ihn, dem Hauptmann in ihrem Namen mitzutheilen, daß ihre Tochter vollkommen richtig handle, daß von keiner Verbindung mit ihr die Rede sein könne und daß er wohlthue, seiner Braut in Rom den Trost seiner Wiederkehr zu ihr zu geben. Del Vecchio schrieb darauf an Agostino Waldis mit aller möglichen Rücksicht, aber doch sehr deutlich.

Der Hauptmann wurde durch diese bestimmte Entscheidung seines Schicksals fast zum Wahnsinn getrieben. Ohne einem seiner Kameraden oder sonst einem Näherstehenden Mittheilungen zu machen, setzte sein Benehmen Alle in Staunen und Schrecken. Er stierte bei Tisch, mit dem Bissen im Munde, lange wie geistabwesend auf einen Fleck, schlug sich vor die Stirn und nannte sich in lautem Selbstgespräch „Esel", hielt den Kopf gesenkt oder schleuderte ihn zurück, stieß sich mit beiden Fäusten vor die Brust, lief Tage lang heftig gesticulirend in den Feldern umher und setzte seine Officierswürde auf die härteste Probe.

Diese Wahnsinnsanfälle steigerten sich von Tag zu Tag. Im Monat Mai 1874 bat er den Jägerlieutenant Sebastiano Constantini, er möge ihm seinen Revolver leihen, damit er sich im Scheibenschießen üben könne. Constantini ahnte nichts Gutes und schützte vor, er habe den Revolver auseinandergeschraubt und könne den Lauf nicht finden.

Am 25. Mai erklärte Waldis demselben Lieutenant, er müsse in der nächsten Nacht verreisen. Gleichzeitig überlieferte er ihm ein Packet Briefe mit der Bitte, dieselben an ihre Adresse zu befördern, wenn er bis nächsten Donnerstag nicht zurückgekehrt sei.

Constantini vermuthete, daß es sich um ein Duell handle und rieth dem Capitän, sich vor dem Aeußersten zu hüten und seine Stellung als Officier im Auge zu behalten. Sobald der Hauptmann fort war, sah er, daß die zurückgelassenen Briefe an den Versagliariobrist Raubaudi, an den Hauptmann Casati und an Frau Ducroy gerichtet waren.

Noch ehe Waldis abreiste, bezahlte er die Rechnungen seiner Compagnie und da er anscheinend keine überflüssigen Mittel hatte, ordnete er an, daß alle seine zurückbleibenden Sachen verkauft werden sollten, um aus dem Erlös ein von der Regimentscasse erhaltenes Darlehn von 60 Frs. zu decken.

Aus den erwähnten drei Briefen ging mit ziemlicher Gewißheit hervor, daß Waldis sich das Leben nehmen wollte.

Plötzlich aber kam er zurück, rascher als Jemand vermuthet hatte. Es war ihm in den Kopf gekommen, während seiner Reise nach Capua den Lieutenant Gliamas aufzusuchen, und dieser wußte ihn so weit zu beruhigen, daß er sein verzweifeltes Vorhaben aufgab. Seine Kameraden und Freunde richteten ihn auf, erinnerten ihn an die Pflichten, die er gegen Vaterland, Mutter und Braut habe, und er schien umgewandelt zu sein.

Da bis zu seiner Rückkehr in die Garnison der bestimmte Donner-

ſtag vorbeigegangen war, ſo hatte Conſtantini die Briefe abgeliefert und empfing den Hauptmann mit frohem Staunen.

Waldis richtete an Frau Ducroy einen Brief, welcher zwar für ſeine noch immer beſtehende Liebe, zugleich aber für ſeine wiedergekehrte Beſinnung und Umkehr zeugte und freundſchaftliche Wiederanknüpfung ſuchte. Frau Ducroy traute indeß dem ſchwankenden Manne nicht mehr und erwartete den Erfolg ſeiner Verſicherungen nur von der Zeit.

Gliamas war ein echter Italiener. Seine Vernunft beſchwichtigte den Hauptmann, aber ſein Herz hing an dem ſchönen Mädchen. Genug, der unvorſichtige del Vecchio, von Waldis um reine Wahrheit bedrängt, ſchrieb ihm eines Tages, daß die Beziehungen zwiſchen Gliamas und Adele keineswegs aufgehoben ſeien und daß die Familie Ducroy am 21. Juni nach Nola zu dem Lieutenant reiſen werde, um dem Feſte des Schutzpatrons dieſer Stadt beizuwohnen.

Damit hatte es folgende Bewandtniß. Frau Gliamas, die Mutter des Lieutenants, hatte Frau Ducroy in verbindlichſter Form eingeladen, ſie möge mit ihren Angehörigen kommen und vom Balkon des Gliamas'ſchen Hauſes aus den feierlichen Umzug mit anſehen. Auf alle Fälle iſt jedoch vorauszuſetzen, daß der Lieutenant ſich hinter ſeine Mutter geſteckt hatte, um die Hinterziehung ſeines dem Hauptmann Waldis gegebenen Wortes zu bemänteln. Er liebte Adele und wünſchte möglichſt oft in ihrer Nähe zu ſein.

Del Vecchios Mittheilung ſcheuchte die trügeriſche Ruhe des Hauptmanns in alle Winde und die wildeſte Eiferſucht verſetzte dieſen wieder in Wahnſinn. In dieſer Stimmung ſchrieb er an Gliamas: „Ich habe in Erfahrung gebracht, daß Sie die Familie Ducroy und folglich auch Adele, zu veranlaſſen ſuchen, zum Feſt vom 21. Juni nach Nola zu kommen. Ich finde es nach den Zuſicherungen, die ich von Ihnen erhalten und nach den Geſtändniſſen, die ich Ihnen gemacht habe, geradezu unglaublich. Iſt dem wirklich ſo? Wollen Sie es darauf ankommen laſſen, wollen Sie die Verantwortung für Alles übernehmen, was in Folge deſſen ſich ereignen könnte? Schenken Sie mir um Gottes willen reinen Wein ein! Unter allen Umſtänden aber muß ich Sie am 21. Juni ſprechen."

Auf dieſe grenzenlos anmaßende Herausforderung erwiederte Gliamas, gewiß aus Rückſicht auf das Wohl und die Ruhe der Familie Ducroy, ſehr gelaſſen, daß die Einladung von ſeiner Mutter ausgehe und es handle ſich um nichts als eine Artigkeit derſelben gegen Frau Ducroy.

Nun bat Waldis in einem folgenden Briefe an den Lieutenant um Verzeihung wegen ſeiner rückſichtsloſen Schreibart, indeß knüpfte er ſogleich halbverſteckte Beſchuldigungen daran.

„Wenn ich mich", ſchrieb er weiter, „entſchloſſen hatte, in ſolcher Weiſe an Sie zu ſchreiben, ſo war das nicht wegen der Einladung allein geſchehen, ſondern auch darum, weil ich erfahren hatte, daß manches von dem Ihnen Anvertrauten unter die Leute gekommen ſei. Allerdings konnte ich mich darüber im Grunde nicht ſehr beklagen, ſondern ich würde mich, wenn es mir je gelänge, wieder die Ruhe und Beſinnung zu finden, welche mir jetzt ganz abhanden gekommen ſind, bei dem Gedanken an meine Handlungsweiſe eines tief ſchmerzlichen Gefühls nicht

entschlagen können. Wenn ich einmal diese Zeit unsäglicher Schmerzen überwunden habe, dann wird eine Zeit voller Klagen über mich kommen und ich besitze den Muth, Ihnen das zu sagen, schamroth über die vielen Thorheiten, die ich jetzt begehe, als solche erkenne und dennoch immer wieder begehe! Wer aber meine Lage unbefangen ins Auge faßt und wer ein Herz im Leibe hat, kann unmöglich, blos um das wohlfeile Vergnügen zu haben, mich auszulachen, Dinge offen ausplaudern, die er geheimzuhalten das Wort gab. Ich will mich der Hoffnung hingeben, daß nicht Sie daran Schuld tragen, sondern ein außer meiner Berechnung liegendes Zusammentreffen mir unbekannter Umstände es herbeiführte."

Indem er zum Schlusse den Lieutenant nochmals beschwor, Schweigen über Alles zu bewahren, was er „in furchtbarster Aufregung, unter dem Zwange einer wahren Behexung mitzutheilen die Ungeschicklichkeit begangen habe", vergaß der verblendete Mann, daß sein eigenes wahnsinniges Benehmen ihn vor aller Welt, ohne Zuthun seines glücklicheren Nebenbuhlers, compromittirte.

Und er fuhr damit fort. In den ersten Junitagen kamen die Gedanken, daß er Adele und sich tödten müsse, mit aller Gewalt über ihn. Dann wieder faßte er den Entschluß, nach Rom zu reisen und sich mit seiner verlassenen Braut zu versöhnen. Aber schon im Begriff, diesen Entschluß auszuführen, ließ er ihn plötzlich fallen und statt nach Rom zu reisen, fuhr er am 4. Juni Mittags in Civilkleidung nach Capua.

Um vier Uhr Nachmittags traf er daselbst ein, besuchte einige Bekannte, denen seine außerordentliche Aufregung und Verstörung auffiel, ging nach einander in die Trattorie zum goldenen Löwen und ins Casino (von dessen Fenster aus er nach dem Balkon des Hauses Ducroy hinüber blicken konnte), dann in die Trattorie Majale, wo er sich einen Teller Suppe geben ließ, die er aber nicht berührte. Vielmehr schaute er unaufhörlich durchs Fenster und behielt die Straße im Auge.

Plötzlich stürzte er hinaus. Adele Ducroy ging vorüber. Waldis trat hinter sie und schoß, den Revolver mit beiden Händen haltend, die erste Kugel dem unglücklichen Mädchen in den Hinterkopf, wobei ihr sogleich der Schädel zerschmettert wurde. Adele stürzte zu Boden. Dann setzte Agostino Waldis die mörderische Waffe an seine eigene Schläfe, aber zweimal verfehlten die Kugeln ihr Ziel. Erst die dritte traf und der Hauptmann sank bewußtlos nieder. Erschreckt eilten die umwohnenden Leute herbei, welche die Schüsse gehört hatten, und erblickten das schöne junge Mädchen, sowie den Mann, welcher die That verübt, leblos in ihrem Blute. Vom Fenster ihrer Wohnung aus sah Frau Ducroy ihre geliebte Tochter fallen. Mit athemlosem Entsetzen stürzte sie nach der Mordstelle, aber alle Hoffnung und alles Glück war vorbei — nur einen blutenden Leichnam umschlossen ihre Arme.

Hatte der unglückliche Soldat, von wahnsinniger Eifersucht getrieben, die Geliebte und sich selbst aus der Welt schaffen wollen, so war ihm die finstere That nur halb gelungen. Er erwachte wieder zum Leben. Die Kugel hatte nur seine Schläfe gestreift und war in den Schädelknochen gedrungen. Im Gefängniß fand er sich wieder und nach mehrmonatlicher Untersuchung wurde er am 4. März 1875 als des Mordes Angeklagter auf die Verbrecherbank des Geschwornengerichts

zu Capua geführt. Der Proceß machte ungeheures Aufsehen und eine ungeheure Menschenmenge aus allen Classen hatte sich zusammengefunden, so daß der Saal des Justizpalastes sie nicht zu fassen vermochte. Es waren starke Abtheilungen von Militär und Nationalgarde zur Aufrechthaltung der Ordnung an den Eingängen und auf den Treppen postirt. Sehr viele Officiere von den Versaglieri und der Artillerie hatten sich in Uniform als Zuschauer eingefunden, um einen Kameraden aburtheilen zu hören, der eine ruhmvolle militärische Laufbahn hinter sich hatte. Einige der hervorragendsten Advocaten des Landes hatten Waldis ihre Vertheidigung angetragen, er aber hatte keinen gewollt und nur mit Mühe bewogen werden können, zwei zu wählen.

Er selbst erschien in bürgerlicher Tracht. Die Vertheidiger hatten ihn zu veranlassen gesucht, seine Uniform anzulegen, damit er das Mitgefühl der Geschwornen für die Vaterlandsbefreier bestehe, Waldis jedoch hatte erklärt, er wolle das Ehrenkleid des Soldaten nicht durch die Schande der Anklagebank entweihen.

Nachdem der Gerichtshof constituirt war, hatte der Angeklagte die Hergänge zu erzählen, was er ohne Rückhalt that. Dann begann das Zeugenverhör.

Der erste Belastungszeuge war Vincenzo Ducroy, der unglückliche Vater des gemordeten Mädchens, eine hohe Gestalt in tiefer Trauer. Er erklärte, daß er es gewesen sei, der den ersten Verdacht eines zwischen seiner Tochter und dem Hauptmann bestehenden geheimen Verhältnisses gefaßt und sich entschlossen habe, dasselbe wegen des großen Altersunterschieds, wegen seines nicht bedeutenden Vermögens und wegen des bereits vorliegenden Verlobungsverhältnisses des Hauptmanns nicht zu dulden. Nicht aus Liebe zu einem Andern, sondern aus kindlichem Gehorsam habe sein unglückliches Kind das Verhältniß gelöst.

Hierauf trat, unter allgemeiner Theilnahme, die vom Schmerz gebeugte Frau Ducroy vor die Schranken. Sie mußte gestützt werden, um ihren Platz einnehmen zu können, und mit von Thränen erstickter Stimme schilderte sie ihren Antheil an der Sache, wobei sie mittheilte, der letzte Brief des Hauptmanns an sie, vom 27. Mai 1874, habe sie in den Glauben versetzt, Letzterer sei von seiner Liebe geheilt gewesen.

Aus dem Gange der Voruntersuchung theilte der Staatsanwalt mit, daß Frau Ducroy an der Mordstelle gegen zwei Versaglieri geäußert habe, sie kenne den Thäter, aber sein Name werde nicht über ihre Lippen kommen. Sie wurde nach dem Sinne dieser sonderbaren Worte gefragt und sie erklärte, sie wisse nicht genau, was damals in ihrer Seele vorgegangen, aber sie habe geglaubt, Waldis sei todt.

Der dritte Zeuge, Artillerieoberst Dho, gab an, er sei durch den Oberst Raubaudi seiner Zeit aufgefordert worden, am Durchgehen der riefe theilzunehmen, welche Waldis Letzterem durch den Lieutenant nstantini habe zustellen lassen. Dabei seien die Briefe der römischen erlobten des Hauptmanns und die Briefe Adelens an diesen gewesen. s sei zwischen ihnen beschlossen worden, die ersteren an die Dame zurückliefern, die letzteren zu vernichten. Gefragt, welchen Inhalts Adelens riefe gewesen, bemerkte der Oberst, genau könne er das nicht angeben, ir sei ihr Ton ein sehr zärtlicher gewesen. Meist waren sie auf Blätaus Schulheften geschrieben.

Auf Befragen der Vertheidigung, welchen Eindruck der ganze Fall in Officierskreisen gemacht, erklärte der Oberst, Waldis sei allgemein bedauert worden.

Einer der folgenden Zeugen, Pietro Lami, Bersaglierihauptmann, war Waldis' vertrauter Freund. Ihm hatte Letzterer seiner Zeit mitgetheilt, daß er sich mit einer jungen Römerin aus angesehener Familie verlobt habe, und später, daß er Fräulein Ducroy leidenschaftlich liebe. Nach einiger Zeit habe sich Waldis über Adeles Erkaltung gegen ihn und Bevorzugung des Lieutenants Gliamas beklagt, er habe ihm ernstlich, aber fruchtlos gerathen, sich lieber fest an die römische Dame zu halten. Am Nachmittage der blutigen That habe ihn Waldis besucht, sei in furchtbarer Aufregung gewesen, habe über sein Elend gejammert, über Hitze geklagt und ein großes Glas Limonade begierig hinuntergestürzt. Von seinem Vorhaben habe er ihm nichts mitgetheilt, vielmehr ihm versprochen, daß er sich Abends mit ihm auf der Piazza de'Giudici treffen wolle.

Dabei kam durch Einmischung der Vertheidigung zur Sprache, daß der Commandant der Jägerbataillons, bei welchem Lami stand, eine Disciplinaruntersuchung gegen diesen hatte einleiten lassen, weil er Waldis' That in Schutz genommen, daß aber ein militärisches Ehrengericht ihn freigesprochen habe.

Ferner wurde bei dieser Gelegenheit durch den Präsidenten erörtert, daß Lami der Familie Ducroy am Tage nach der That einen Condolenzbesuch gemacht habe, wobei Herr Ducroy gegen ihn mit Thränen geäußert: „Bringen Sie Agostino meine Verzeihung. Möge auch Gott ihm verzeihen." Herr Ducroy erläuterte hierzu, er habe diese Aeußerung in der Annahme gethan, Waldis werde an seiner Wunde sterben.

Der Bersaglierimajor Bosco sagte aus, Waldis habe, als man ihn verwundet in die Kaserne gebracht, von seinen Kameraden dringend einen Revolver verlangt, um sich vollends zu tödten.

Mehrere Zeugen, darunter der Hauptmann Becchis, schilderten die excentrische, kühne Natur des Angeklagten und theilten darüber eine Menge pikanter Züge mit. Becchis sagte, Waldis habe in Allem und um jeden Preis der Erste sein wollen.

Lieutenant Gliamas, mit größter Spannung empfangen, erklärte unter Anderm, daß er allerdings für Adele Ducroy eine warme Neigung gehegt, aber doch nicht in dem Grade, daß er sie einem Andern hätte streitig machen wollen, denn hätte er das gethan, dann hätte er als Mann von Ehre das Mädchen auch heirathen müssen. Waldis habe ihm einmal einen Streifen Papier vorgewiesen, worauf von Adeles Hand die Worte: „Ich liebe Dich! Ich liebe Dich!" gestanden hätten. Ferner sei es wahr, daß Waldis ihn gebeten habe, nicht an das Fenster sei Wohnung zu treten, von wo aus man nach Ducroys Hause habe h über sehen können, und er habe auch diese Bitte erfüllt.

Lieutenant C ·ntini theilte mit, Waldis habe am 4. Juni sein Revolver entliehen.

Hauptmann Bandini: Waldis habe ihm einstmals in Rom auf d Bahnhofe seine Braut, eine schöne Dame von distinguirtem Aeußer vorgestellt, bei einem spätern Wiedersehen aber von seiner stärkern Leide

schaft für Fräulein Ducroy gesprochen und bei dieser Gelegenheit sei Waldis in krampfhaftes Weinen ausgebrochen.

Hauptmann Cosati: er habe den Brief gelesen, welchen Waldis an seinen Oberst Rabaudi gerichtet und worin es unter Anderm geheißen: es bliebe ihm nichts übrig, als sich und das geliebte Mädchen aus der Welt zu schaffen.

Sämmtliche von der Vertheidigung vorgeschlagene militärische Entlastungszeugen bekundeten des Angeklagten hohe Ehrenhaftigkeit und kühnen, ja verwegenen Muth, von welchem er in seiner militärischen Laufbahn unzählige Proben abgelegt habe.

Die ärztlichen Sachverständigen erklärten, daß die dritte Kugel, welche Waldis gegen sich abgefeuert habe, nothwendig seinen Tod herbeigeführt haben würde, wenn sie nicht an dem Rocca petrosa genannten Knochen abgeprallt sei. Der Präsident ließ den Geschworenen die am Schädelknochen des Angeklagten glattgedrückte Kugel vorzeigen, dann mußte Letzterer auch die Narbe davon, sowie eine andere Narbe sehen lassen, welche von einem zweiten Selbstmordversuche herrührte. Es wurde von mehreren Zeugen bestätigt, daß Waldis wiederholt in der Gefangenschaft den Selbstmord versucht hatte. Einmal stürzte er sich in den Abort und war darauf fünfundvierzig Tage in der Behandlung des Doctor Parisi, ein anderes Mal nahm er fünf Tage lang weder Speise noch Trank zu sich, dann suchte er sich aus dem Bette todtzustürzen, und bei einer solchen Gelegenheit verletzte er sich schwer.

Der Gefängnißarzt, der Wärter und der Vicedirector des Gefängnisses deponirten übereinstimmend, daß Waldis immer in furchtbarer Aufregung gewesen sei und daß man sich genöthigt gesehen habe, ihm alle Dinge zu entziehen, womit er einen Selbstmord hätte bewirken können, aber selbst das Unmögliche habe er möglich zu machen gesucht.

Nun trat der Staatsanwalt auf. Er erklärte, daß er kein Wort der Mißachtung gegen den Angeklagten äußern werde, dessen Leben bis zur Stunde der blutigen That makellos und reich an Verdiensten um das Vaterland gewesen sei. Als Mensch und Staatsbürger bedauere er tief, daß nicht auf dem Schlachtfelde eine Kugel diesem Leben ein Ende gemacht habe, damit es ihm erspart geblieben wäre, als Beamter dessen Verbrechen mit dem ganzen Ernste des Pflichtgefühls darlegen zu müssen. Herr Ducroy habe dem Angeklagten seine Verzeihung unter der Voraussetzung bringen lassen, daß er in Frieden sterben könne, dieser aber lebe noch und sei für seine That verantwortlich. Jene Verzeihung könne dem Rechte der Gesellschaft, Bestrafung des Schuldigen zu fördern, keinen Abbruch thun.

Tausende von Müttern erwarteten das „Schuldig" der Geschwore-
nen zur Gewährleistung des Schutzes ihrer Töchter, und dasselbe heische
das Andenken der in ihrer zartesten Blüte geknickten Adele Ducroy, so-
wie des Angeklagten verrathene Braut. Die Geschworenen hätten Recht
zu sprechen, nicht Mitleid und Gnade zu üben. Die Liebe des Ange-
klagten zu Adele Ducroy habe keine Berechtigung gehabt, theils weil
das Mädchen noch ein unerfahrenes Kind gewesen sei, welches die Be-
deutung der Worte: „Ich liebe Dich" nicht ermessen habe und dessen
Lippen noch von der Muttermilch feucht gewesen seien, theils weil sie
später, auf das Gebot ihrer Eltern, zur Besinnung gekommen sei. Uebri-

gens sei sein Benehmen, seine wahnsinnige Eifersucht um so mehr unberechtigt gewesen, als seine eigene Mittellosigkeit seine Eltern veranlaßt habe, den Bruch des zärtlichen Verhältnisses zu fordern. Nicht von Liebe sei bei dem Angeklagten die Rede gewesen, denn die Liebe achte auch das Weib, sondern nur von der Selbstsucht der Liebe, die ihn in der Aufwallung der Leidenschaft zum Verbrechen getrieben habe. Seine Vorbereitungen zur That, sein Auflauern deuteten auf vorbedachten Mord. Demnach hätten die Geschworenen die heilige Pflicht, den Angeklagten schuldig zu sprechen.

Die Vertheidigung wies auf das Seelenleben des Angeklagten hin. Es sei eine ganz unhaltbare Behauptung, daß die jungen Mädchen des Landes nur dann sicher seien, wenn Adele Ducroy „gerächt" werde. Was die angebliche Forderung der verrathenen Braut betreffe, so sei auf deren Brief vom 7. Juni hinzuweisen, worin sie erklärte, sie sei wohl von Eifersucht ergriffen gewesen, aber sie habe gleichwohl verzichtet und fordere nichts für sich, sondern wünsche nur, daß der Mann ihrer unauslöschlichen Liebe sich glücklich und beruhigt fühlen möge. Die Dame wußte an diesem Tage noch nichts von der schrecklichen Tragödie.

Zwar sei gewiß Jedermann von dem schrecklichen Ende Adeles ergriffen, aber wenn nun umgekehrt Agostino Waldis Hand an sich selbst gelegt und sie verschont habe, würde ganz Italien diejenige verurtheilen, welche einen in ernsten Kämpfen erprobten und verdienten Mann zum Falle gebracht habe. Seine Leidenschaft sei in erwiederter Liebe wohlbegründet gewesen. Der beste Schutz, welchen Mütter ihren Töchtern angedeihen lassen könnten, sei der, daß man ihnen klar mache, wie bedenklich es sei, Liebeshoffnungen zu wecken, wenn sie nicht mit der Treue Hand in Hand gingen.

Von vorbedachtem Mord könne keine Rede sein, denn der Mörder wolle seine That überleben, was der Angeklagte nicht gewollt habe. Niemand werde behaupten wollen, daß ein so von Eifersucht zerrütteter Mensch mit vollem Bewußtsein und willensfrei seine That begangen habe. Die betrogene Liebe habe ihn um den Verstand gebracht und ihn getrieben, sich und seinen Jammer aus der Welt zu schaffen.

Danach citirte die Vertheidigung eine Menge historischer Fälle, in denen Eifersucht ein tragisches Ende herbeiführte, und entwickelte scharfsinnig die Theorie von vorübergehender Geistesstörung, welche letztere bei ihrem Defendenten angenommen werden müsse. Sie wies ferner darauf hin, daß nach italienischem Recht Mädchen von fünfzehn Jahren heirathen dürften und daß die Idee von dem fünfzehnjährigen Kinde, dessen Mund noch von der Muttermilch feucht gewesen, wirklich wunderlich sei.

Ebenso unhaltbar sei das Motiv der Mittellosigkeit des Angeklagten, denn diesem habe es ja frei gestanden, den Militärdienst mit einer lucrativen Civilstellung zu vertauschen, um den Besitz des geliebten Weibes durch seine Arbeit zu adeln. Uebrigens sei zu bedenken, daß Adeles Eltern nie entschieden gefordert hätten, Waldis solle sich zurückziehen, und daß es zwischen Lieutenant Gliamas und Adele allerdings zum Austausch zärtlicher Worte gekommen sei.

Das Hauptgewicht legte die Vertheidigung auf Waldis' furchtbaren Gemüthszustand, der allseitig bezeugt worden sei und Unzurechnungs-

fähigkeit einſchließe. Es lägen analoge Fälle vor, in denen Perſonen, die ihre Geliebte ermordet und dann ſelbſt ſich zu tödten verſucht hatten, freigeſprochen worden ſeien. Selbſt der ſtrenge Ferdinand II. von Neapel habe in gleichem Falle den Maler Cavalli begnadigt.

Nach der glänzenden Rede der Vertheidigung widerlegte die Staatsanwaltſchaft drei Stunden lang und die Vertheidigung ſuchte abermals deren Gründe zu entkräften. Dann reſumirte der Präſident und legte den Geſchworenen ſieben Fragen vor. Dieſe zogen ſich zurück und beriethen Dreiviertelſtunde unter athemloſer Erwartung der Menge.

Endlich kamen ſie zurück. Der Obmann trat vor und ſprach, die Hand aufs Herz gelegt und mit feſter Stimme: „Auf Ehre und Gewiſſen! Der Wahrſpruch der Geſchworenen auf die erſte und zweite Frage lautet:

1. Hat Agoſtino Waldis am Abend des 4. Juni 1874 auf der Piazza dei Giudici in Capua einen Revolverſchuß abgefeuert, welcher den ſofortigen Tod der Adele Ducroy herbeiführte? Ja!

2. Sind Sie überzeugt, daß Waldis beim Abfeuern dieſes Schuſſes unter dem Einfluſſe einer unwiderſtehlichen Gewalt ſtand, hervorgegangen aus eiferſüchtiger Liebe? Ja!“

Von allen Seiten Ausbruch leidenſchaftlichen Beifalls, welchen der Gerichtspräſident vergeblich zu unterdrücken ſuchte.

Der Präſident verkündete dem Angeklagten, daß er frei ſei und ſchloß die Sitzung.

„Mutter, meine Mutter!“ rief Waldis mit bebender Stimme.

Jubelnd empfing ihn die Menge.

Das Drama war ausgeſpielt.

Griechiſche Erinnerungen.

Von G. de Beaulieu.

Es war im Mai des vergangenen Jahres.

Wir lagerten auf den Steintrümmern des Areopag, meine liebenswürdige Freundin und ich. Im Rücken hatten wir die Akropolis von Athen, vor uns die Höhe der Pnyx und hinter ihr das blaue Meer, welches Griechenlands heiligen Boden küßt.

Die Stunde des Sonnenunterganges nahte, doch noch ſtand das Tagesgeſtirn hoch am Himmel. Wir hatten uns vorgenommen, in unſerer proſaiſchen Zeit einen claſſiſchen Sonnenuntergang zu erleben, wir waren zu früh gekommen, nun galt es, ſich bis dahin die Zeit zu verkürzen.

„Sie ſchwärmen für Griechenland, nicht wahr?“ fragte ich meine Begleiterin.

„Ich liebe es“, ſagte die Hellasenthuſiaſtin. „Bitte, gebrauchen Sie nicht das abgenutzte Wort. Schwärmen iſt eine vage, unklare Gefühlsextaſe, ich weiß aber, warum ich dieſes Stück Erde liebe.“

„Da wäre ich begierig, wie Sie Ihren geſtrigen Ausflug nach Eleuſis betrachten. Wir ſind zwar nicht bei Florenz und die Peſt iſt nicht nahe. Dennoch können wir uns à la Decamerone die Zeit vertreiben und Geſchichten erzählen. Sind Sie einverſtanden?“

„A la Decamerone, nein — aber Geſchichten, warum nicht? Sie müſſen mir nur verſprechen, nicht zu lachen, mich nicht zu unterbrechen und ſich dann mit dem Bericht eines eigenen Erlebniſſes zu revanchiren. Wollen Sie das?“

„Ja, obwohl es mir ſchwer werden wird, nämlich — Sie nicht zu unterbrechen.“

Sie ſetzte ſich auf einem großen Steine etwas bequemer zurecht, betrachtete ſinnend den Strauß wilder blühender Reſeda und violetter Levkojen, welchen wir zuvor auf der Akropolis gepflückt und begann:

„Eleuſis! Wem ruft dieſer Name nicht die Erinnerung an die eleuſiniſchen Myſterien, jenem geheimnißvollen Gottesdienſt wach, der gerade wegen des Räthſelhaften einſt unſere jugendliche Phantaſie erhitzte! Haben wir die Schillerſchen Verſe nicht ſtets mit höherem Schwunge und höher gefärbten Wangen in der erſten Klaſſe unſerer Mädchenſchule repetirt?!

„Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude ſoll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menſchen zum Menſchen geſellt
Und in friedliche, feſte Hütten
Wandelt das bewegliche Zelt.“

Jene Kinderbegeisterung erfaßte mich hier in Athen von Neuem.

„Ich muß Eleusis sehen!“ rief es in mir. „Und wirst Du beraubt und wirst Du erschreckt, gewagt muß es sein!“

Gewagt wirds — zur That.

„Ich fragte in meinem Gasthof — Sie kennen ihn ja — „ist der Weg nach Eleusis sicher?“

Monsieur Dimitri, le sécretaire de l'hôtel, wie er sich nennt, zuckte die Achseln und über sein pikantes, gelbes Gesicht mit den blitzenden Rumänenaugen legte es sich drohend wie der Schatten einer kommenden Gefahr. Große Ereignisse werfen ja ihren Schatten voraus. „Wenn Sie nicht Griechisch verstehen . . . Nehmen Sie Ihr Geld nicht mit . . . Il ya des ivrons, die leidenschaftlichen Griechen gerathen leicht in Streit und gehen dann gleich mit dem Messer auf einander und Andere zu, mit jenem krummen Mordinstrument, das zur Bequemlichkeit der paysans gleich an ihrer Seite hängt.“

„Aber ich möchte doch so gern!“ antwortete ich, mit echt weiblicher Beharrlichkeit alle Einwendungen ignorirend.

„Eh bien, Madame, allez! Und wenn Sie ganz sicher sein wollen, nehmen Sie Jemand mit, der die Sprache kennt“ (er meinte sich), „sans une guide ce serait bien dangereux et vous verrez rien.“

Da hatte ich es nun; ich, der alle professionsmäßigen Führer so verhaßt wie möglich sind und der jeder Genuß durch die Begleitung solcher Gentlemen in Frage gestellt wird.

Als ich, die guten Rathschläge mißachtend, mit einer Gesellschaft Deutscher, der ich mich anschloß, am gestrigen Morgen das Hotel verließ, stand Monsieur Dimitri mit dem schmollendsten, finstersten aller Gesichter vor der Thür, nahm kritisch die Deutschen in Augenschein und wünschte gewiß in seiner rachsüchtigen Rumänenseele, daß uns, die wir führerlos keck in die Welt zogen, mindestens ein recht pikantes Abenteuer zustoßen möge. Soviel war sicher, daß das grillé, welches ich zur Stärkung am Mittag einnahm, eine größere Zähigkeit entwickelte als sonst — zur Strafe. Sie müssen nämlich wissen, daß das Repertoir der Speisekarte eine stets wiederkehrende Dreiheit beherrscht: rôti de veau, agneau und grillé. Letzteres ist, was die Italiener costata di bue nennen und leistete meist einen energischen Widerstand gegen das „Gegessenwerden“ und gestern noch mehr als je zuvor.

Es war sechs Uhr Morgens, als wir den schmollenden Dimitri an der Thür unseres Hotels verließen. Noch wehte eine köstlich erfrischende Luft und der Himmel wölbte sich wie ein blauer Riesendom in fleckenloser Klarheit über unseren Häuptern. Wir fuhren durch das mit jungen Bäumchen geschmückte Boulevard der Universität, welches jetzt staubig und sonnig ist, doch mit der Zeit eine hübsche moderne Straße werden verspricht und bogen, am Café „zum schönen Griechenland“ vorbei, in die lange Rue Patissia ein, welche eine Verlängerung der Hermesstraße, einer der beiden Hauptverkehrsadern des neuen Athen ist. Pardon, ich gebrauchte zuvor unwillkürlich ein französisches Wort, welches für die Metropolis des alten Hellas etwas sonderbar klingen mag. Aber mir drängen sich diese Bezeichnungen stets auf, da das moderne Athen ganz nach Pariser Muster erbaut scheint.

Bald gelangen wir, die Stadt im Rücken lassend, auf die alte hei-

lige Straße, wo sich einst in jedem jungen Jahr die eleusinische Festprocession bewegte. Dieser Weg war, wie alle antiken Landstraßen in der Nähe von Städten — denken Sie nur an die Via Appia Roms — mit Grabmonumenten eingefaßt, deren Spuren noch zum Theil erkennbar sind.

Und nun fahren wir inmitten des heiligen Oelwaldes hin, von dessen phantastisch geformten Bäumen wohl mancher noch aus classischer Zeit stammt, dann steigt der Weg zum Bergpasse Daphni empor. Am Kloster von Daphni hielt unser Wagen. Es wurde im dreizehnten Jahrhundert auf derselben Stelle erbaut, wo einst ein griechischer Tempel des Helios prangte, einige Säulen haben sich noch davon erhalten.

Ich trat in die kahle, verfallende Kirche, von deren Kuppelwölbung mir ein riesiges Christusbild in Mosaik entgegensah. Auf der Stelle, die dem Cultus des Sonnengottes, des Musenführers Apollon geweiht war, sangen später christliche Mönche zu Ehren des Einen, jenes unbekannten Gottes, welchen die griechischen Philosophen ahnten und den sie forschend suchten. Auch ein Heiligthum der schaumgeborenen Liebesgöttin, der Aphrodite, stand auf der Paßhöhe von Daphni.

Wir gaben unserm griechischen Kutscher, mit dem wir uns nur durch Pantomimen verständigen konnten, ein Zeichen; der Wagen rollte weiter. Bald nachdem wir auf dem Scheitel des Berges angelangt waren, that sich ein zauberhaft wundervolles Bild auf. Wir haben den ersten Blick auf den Golf von Eleusis.

Im herrlichen Azur schmiegt sich das Meer an die weite Bucht, von deren Endpunkte aus Eleusis grüßt; liebkosend küssen die Wellen den Strand, umspielen neckisch reizende, in zartem Duft daruhende Inseln bis sie, des Kosens müde, ernst zurückfluten zum classischen Gestade von Salamis. Ja, wir sind in Griechenland, dem Lande ewiger Schönheit, und dem stillen Golfe haben weder die Verwüstungen der Türken, noch die Kleinlichkeit der Nachgeborenen etwas von seinem ursprünglichen Zauber zu rauben vermocht.

Zwar leuchtet die Akropolis von Eleusis mit der Pracht ihrer Tempel und Marmorwerke nicht mehr auf ihn hinaus und man erblickt nichts weiter von der alten Herrlichkeit, als ein gewaltiges Trümmerfeld, das in seiner Zerstörung ergreifend auf den still Beschauenden wirkt; zwar ist die reiche, üppige, antike Stadt, einst die zweitgrößte Griechenlands, in ein armseliges Felsennest, in ein ruinenhaftes schmutziges Häusergewirr verwandelt; zwar sind jene Priester verschwunden, die das Heiligthum der Göttin Demeter eifersüchtig hüteten und die Quellen der Salzseen, hinter welchen, am Berge entlang, einst der Weg der Eingeweihten führte, sind nun eingedämmt und treiben moderne Mühlen — doch eins bleibt ewig dasselbe bei den Wandlungen der Völkergeschicke, eins bleibt ewig jung und zauberisch: es ist die Schönheit der Natur, des Azur des Meeres, die harmonischen Linien an Berg und Thal, der bläuliche Duft, die zarten Tinten, welche ihnen einen so idealen Zug leihen, der reine attische Himmel und die Feuersonne Griechenlands.

Nun schauen wir hinaus in die eleusinische Ebene, welche einst so

fruchtbar war und nun ſo verwahrloſt iſt. Hier führte Demeter ſelbſt den Pflug, hier

— nahm ſie die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet ſie den leichten Sand;
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze
Und der Trieb des Keimes ſchwillt.

Und mit grünen Halmen ſchmücket
Sich der Boden alſobald;
Und ſoweit das Auge blicket,
Wogt es wie ein goldner Wald —"

Der Weg führt ſtets hart am Meere hin, bis er ſich eine kleine Strecke vor dem Dorfe Eleuſis etwas davon entfernt. Nachdem wir von Athen gerechnet, zwei und eine halbe Stunde gefahren waren, erreichten wir unſer Ziel.

Meine Phantaſie hatte mir das moderne Levſina doch noch ein wenig idealer vorgemalt — ach! ich ſah nur armſelige Hütten und Trümmer, aus denen ein anderer als ein gewiegter Archäologe nichts zu reconſtruiren vermag. Einer unſerer Begleiter ſagte mir zwar: „Das ſind die Propyläen, welche denen der Akropolis von Athen gleichen; Sie ſehen hier noch die Baſen von ſechs ioniſchen Säulen, auf welchen das Dach des Mittelbaues ruhte. Dies iſt der Myſterientempel, ſechzehn Quadratmeter betrug ſein Umfang, achtzehn Säulen ſtützten ihn und ſeine Vorhalle ſchmückten zwölf doriſche Säulen. Ach! mir waren und blieben das Myſterien und abermals Myſterien. Inmitten dieſer Steinbröckel, dieſes Wirrwarrs von Reſten erlahmte meine Phantaſie; ſie vermochte ſich nicht aufzuraffen und zu ergänzen, was hier am Boden lag. Es war ein zu trauriger Anblick!

In einer Oſteria, welche zugleich Materialwaarengeſchäft iſt, ſtiegen wir ab. Küche, Laden, Wohnzimmer, Reſtaurant, Alles war ein Raum. Die Herren unſerer Geſellſchaft hatten die guten Rathſchläge, welche man uns in Athen gegeben, nicht beachtet und verſäumt, ſich mit Wein und Speiſen zu verſehen. Die Fahrt in der Morgenluft hatte ihnen großen Hunger und Durſt verurſacht, ſie waren ſo tollkühn, Wein zu beſtellen. Der Eine ſetzt das Glas mit der goldgelben, etwas unklaren Flüſſigkeit durſtig an und trinkt — ein convulſiviſcher Schauder erſchüttert bald ſeinen ganzen Körper.

„Bitte, trinken Sie!" ſagt er, ſeinem Freunde eingießend. Dieſer, ſchon etwas vorſichtiger, koſtet nur. Daſſelbe Entſetzen! Es war in der That unmöglich, das Zeug zu genießen, auch ich nippte an dem Kelche und fand den Geſchmack häßlich mediciniſch, überaus widerlich. Im Frühling läßt man das Harz der Bäume in den gewöhnlichen Landwein träufeln, damit er ſich beſſer hält. Daher der merkwürdige Geſchmack des bacchantiſchen Saftes.

Da Niemand von uns griechiſch ſpricht, wird dem Wirth mit Hilfe einiger italieniſcher Brocken klar gemacht, man wünſche Wein von beſſerer Qualität. Er ſchüttelt mit dem Kopfe, bietet uns aber vorzügliches Schwarzbrod an und unſere armen Herren müſſen ſich reſig-

niren. Man weiß, was es für einen Deutschen heißt, durstig zu sein und nicht trinken zu können.

Hier war es, wo meine Freundin in mich drang, ihr ein Abenteuer zu erzählen, das ich am Morgen gehabt und von dem ich ihr flüchtig gesprochen hatte.

„Erzählen Sie Ihr Erlebniß", sagte sie neugierig. „Ich werde scharf kritisiren."

„Es handelt sich auch um einen Morgen und in gewissem Sinne auch um ein kleines Abenteuer. Doch die Sache ist nicht so weit her, wie die Ihre; ich bestieg heute früh nur den Lykabettos und dann ging ich ins Museum."

„Thut nichts", ermuthigte sie, „ich war noch nicht da, es ist mir ganz interessant."

„Und die Sonne?"

„O, die geht noch lange nicht unter. Also!"

Und ich begann:

„Wenn Sie sich ein wenig rechts wenden, können Sie die spitze Kuppe des Lykabettos sehen und erkennen, wie Athen sich zwischen ihm und der Akropolis hinlagert. Vom Lykabettos aus hat man auch die beste Ueberschau auf die Stadt und die Götterburg, von seiner steilen Höhe hat Moraites, der Hofphotograph und, wie Sie wissen, Alleinherrscher auf dem Gebiete der Photographie — er dictirt ja nach Willkür Preise — eine vorzügliche Aufnahme der Akropolis mit der zu ihren Füßen liegenden Stadt gemacht.

Der Berg ist schroff, steinig und unfruchtbar. Es wächst auf ihm nur hin und wieder wilde Reseda, wie Sie sie jetzt in der Hand halten, und eine graugrüne Pflanze, deren runde, weiche Blätter sich wie dicker Filz anfühlen und deren unbedeutende Blüten ebenfalls eine graugrüne Farbe haben. Es wurde mir recht schwer, hinaufzugelangen, da ich thörichterweise den steilsten, unbequemen Richtweg eingeschlagen hatte. Hin und wieder begegneten mir einzelne Griechen, die schon in aller Morgenfrühe in der auf der Kuppe des Berges befindlichen Kapelle des heiligen Georg ihr Gebet verrichtet hatten. Ein Bekannter von mir war einige Tage zuvor auf dem Lykabettos gewesen und erzählte mir, daß er auf der Höhe Griechen getroffen, die ihn mit echt hellenischer Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit mit selbst mitgebrachtem Kaffee bewirtheten. Uebrigens eine eigenthümliche Art, Landpartie und Morgenandacht zu verbinden.

Auch ich gelangte endlich keuchend zur kleinen, weißen, schmucklosen Kapelle. Vor ihr hat der einsame Pope wegen der Aussicht eine niedrige Brustwehr von Mauerwerk errichtet. Er hatte die Balustrade eben frisch geweißt und zeigte mir das mit Stolz. Das Verständniß seiner griechischen Unterhaltung wurde durch einige italienische Phrasen unterstützt, die er irgendwo einmal gelernt. Nachdem ich mich etwas abgekühlt, führte mich der Pope in die kleine Kirche, wo an Altar und Pfeilern gelbe Votivwachskerzen brannten. Es waren dieselben, welche die Wallfahrer angezündet hatten, die mir unterwegs begegneten. Die Kapelle zeigt ganz die Einrichtung aller griechischen Kirchen; trotz ihrer Kleinheit scheiden auch hier dreithürige hölzerne Schranken das Heilige vom Allerheiligsten. Ein aufgeschlagenes, sehr zerlesenes Meßbuch mit

bunten, roth und blauen, ganz hübschen Initialen lag aufgeschlagen auf einem Pulte zur Rechten des Einganges.

Der gute Priester holte mir aus der Kirche einen Schilfstuhl, damit ich draußen die bella veduta behaglicher genießen könne. Unter mir lag Athen und zwar so deutlich erkennbar, daß ich fast die Hühner auf den Barackenhäusern der ärmlichen, nächstgelegenen Vorstadt zu zählen vermochte. Nach Norden hin, wo der Weg nach Eleusis durch Ihren heiligen Oelwald geht, dehnen sich große ungeebnete Flächen aus. Ich höre von dort Hornsignale und sehe, wie schwarze Massen an einigen Punkten Bewegungen machen. Es sind griechische Truppen, sie bemühen sich, die durch unser modernes Sparta, Preußen, in Mode gekommene Exactität zu erreichen, welche Südländern, schon der klimatischen Verhältnisse wegen, sehr erschwert ist. Um von nichts Anderem zu reden, so kann schon der Anzug bei südlicher Hitze nie ein so eng anschließender, fester sein wie bei uns und mit den Banden der Kleidung lockern sich unwillkürlich auch die Anschauungen in Bezug auf Haltung, Benehmen u. s. f.

Fast unmittelbar vor mir liegt am Ende der geschäftsreichen Aeolusstraße, die vom Fuße der Akropolis, eigentlich besser vom antiken Thurm der Winde ausgehend, die Stadt in gerader Linie von Süd nach Nord theilt, ein der Kunst geweihtes Stück Athen. Es sind die Gebäude des Politechnikums, in welchem sich unter Anderem auch die Schliemannsche Sammlung Mykener Alterthümer befindet, und das noch nicht vollendete Museum.

Es schlug acht Uhr und da die Besuchszeit des Museums heute von neun bis elf Uhr war, beschloß ich, direct hinunterzugehen, was von hier oben sehr leicht erschien. Doch wieviel Steine marterten meinen Fuß, ehe ich ans Ziel gelangte! Meine Stiefeln legten nachher Zeugniß davon ab, daß das Querfeldeingehen über wüstes Steingeröll, über öde, sandige Flächen, die, von der höher steigenden Sonne beleuchtet, das Auge förmlich schmerzen ließen — so blendete der weiße Staub — nicht rathsam gewesen war. Doch auch auf der südlichen Seite wäre der Abstieg kaum anders gewesen, da der steinreiche Lykabettos, wie erwähnt, ganz kahl ist und weder Baum, noch Strauch auf ihm Schatten spenden.

Nach vielem Hin und Her steuerte ich endlich in gerader Richtung auf das Museum zu. Es ist ein oblonger Bau mit einer griechischen Vorhalle weißer Marmorsäulen und einer großen Marmorfreitreppe. An dem Außengebäude wird noch gearbeitet, auch das Innere trägt noch den Stempel des Unfertigen, Kahlen. Vielleicht liegt das an dem interimistischen Arrangement der reichen Sammlung antiker Sculpturen. Natürlich giebt es auch hier, wie überall in Athen, keinen Katalog; wer ht selbst Gelehrter ist, muß sich den papageienhaften Erklärungen es Führers unterwerfen.

Mir fiel die Menge der Aschenkisten auf, die mehr oder minder das- e Motiv zeigen, den Verstorbenen, wie er, von einem Todesgenius artet, von den geliebten Seinigen Abschied nimmt. Hier ein reifer ann, dem Gattin und Kinder sehnend die Hand nachstrecken, dort eine ngfrau, die der Genius dem Geliebten entführt. Oft deuten auch absteine die Eigenschaften des Verstorbenen im Leben an. So die,

wo eine Dienerin der Herrin, die ziemlich eitel gewesen sein muß, ihr Schmuckkästchen mit in das Jenseits giebt.

Die meisten dieser Reliefgestalten zeigen edle, harmonische Ruhe und ein echt classisches Bannen des Affectes in vornehmes Gleichmaß des Schmerzes, so oft dieser nie unschön wirkt. Unwillkürlich fiel mir hier des großen Kunsthistorikers Schnaase schönes Wort ein: „Der Vorzug des Lebenden ist, daß es lebt, der des Kunstwerkes, daß es nicht stirbt." Ja, sie sind nicht gestorben, die Kunstwerke von Alt-Hellas, sie verkörpern uns noch heute Leben und Sein eines Volkes, dem wir seelisch so nahe stehen, wie keinem mehr.

Auch ein Product moderner Zeit, eine copirende Bildhauerin durfte ich im Museum von Athen bewundern. Es war eine kokett in einen durchsichtigen Sommerstoff gekleidete junge Dame, deren Taille, ganz abweichend von den Aphroditen alter Zeit, so eng zusammengepreßt war, daß es unmöglich schien, so zu athmen, geschweige denn zu arbeiten. Ein großer, federgeschmückter Künstlerhut beschattete ihr ovales, bräunliches Gesicht. Kurze Haare und ein Pince-nez, die sonstigen unentbehrlichen Requisiten eines hohen, weiblichen Geistes, trug sie klugerweise nicht, da sie es wahrscheinlich vorzog, ihren männlichen Concurrenten zu gefallen, als die unnahbare Selbstständige zu spielen.

Sie setzte sich vor einem Grabrelief auf den Fußboden nieder — Stühle gab es im Museum nicht — betrachtete es kritisch von rechts, von links und begann zu zeichnen.

In demselben Saale befand sich ein Hotelgenosse von mir, ein aus Frankreich vertriebener Jesuit, der auf dem Wege nach Konstantinopel oder Egypten war, um dort ein Asyl zu suchen, und dessen übellauniges Gesicht ich bei allen Sehenswürdigkeiten Athens als unwillkommene Zugabe antreffe. Doch die junge Künstlerin rüttelte ihn etwas aus seiner schwermüthigen Verbanntenstimmung, er fand das Relief, welches sie copirte, auch sehr interessant und betrachtete es unverwandt. Eine Unterhaltung begann er aber nicht so lange ich im Saale war und so habe ich nicht entdeckt, ob die Bildhauerin eine Griechin war, was sie dem Gesichtsschnitt nach wohl hätte sein können.

Schade, es wäre ganz interessant gewesen zu erfahren, ob die Ideen der Emamcipation schon soweit Wurzeln gefaßt haben, daß die Jungfrauen Athens aus Simsträgerinnen des Erechtheion ausübende Nacheiferinnen des Phidias geworden sind. Und warum auch nicht? Der aus Rußland importirte Nihilismus hat, wie ich leider hörte, hier recht ergiebigen Boden gefunden.

„Sie sind natürlich gegen die Emancipation", unterbrach mich an dieser Stelle der Erzählung meine liebenswürdige Freundin.

„Verehrte, in dieser wichtigen Sache erlaube ich mir nicht, eine Meinung abzugeben", entgegnete ich als vorsichtiger, friedliebender Mensch. „Sie denken, weil wir auf dem Areopag sitzen, sollten wirdarüber Gericht halten? Ach nein! Lassen wir die heimischen Streitfragen, genießen wir lieber den Augenblick, die Aussicht, den Sonnenuntergang."

Und so geschah es. Wier sahen die Sonne Homer's untergehen, die uns einen warmen Scheidegruß zulächelte.

Im Tempel zu Phigalia.

Des Kotylion Bergeshäupter
Dämmern licht im Abendglanze,
Blau und roth im Schutz der Eichen
Wiegen still sich Anemonen.

In dem Schatten kühler Eichen
Auf Kotylions Bergesrücken
— Jäh gestürzt — in stolzen Trümmern
Ragt der Tempel des Apoll.

Einsam steht er sonst, doch heut
Aus den Thälern rings und Gründen
Stieg herauf das Volk zum frohen
Feste der Panigiris.

Von den Säulen, drüber längst
Sich kein Marmordach mehr breitet,
Wiederhallt der Schall der Flöte,
Die zum Tanz der Hirten aufspielt.

Wie zur Zeit einst des Homeros
Ueber rief'gen Feuern draußen
Schmort zum Schmaus am Spieß von Holz
— Rasch gefällt — manch zierlich Zicklein.

Doch im Raum des Tempels drinnen
Herrscht Gewirr und tolles Drängen,
Auf gestürzten Capitälen
Glänzt der Cyperwein im Glase.

Wo beim Opfer einst der Priester
Ernst geboten: „Schweiget, schweiget!"
Küßt der Hirte jetzt die Hirtin
Und bricht aus in hellen Jubel.

Aber plötzlich aus den Gründen
Steigt der Nebel, durch die Säulen
Wallt er hin, die Nacht bricht ein,
Und zerstoben sind die Schwärmer.

In den tausendjähr'gen Eichen,
Die zum Päan einst schon rauschten,
Tönt des Nachtwinds düstrer Laut
Wie ein Grabgesang des Schönen.

Still und einsam ruhn die Trümmer,
Um die Säulen spielt das Mondlicht,
Aus dem Bau voll Gier auf Beute
Schlau-behutsam schleicht der Fuchs.

Albert Moeser.

Die Diamanten der gnädigen Frau.

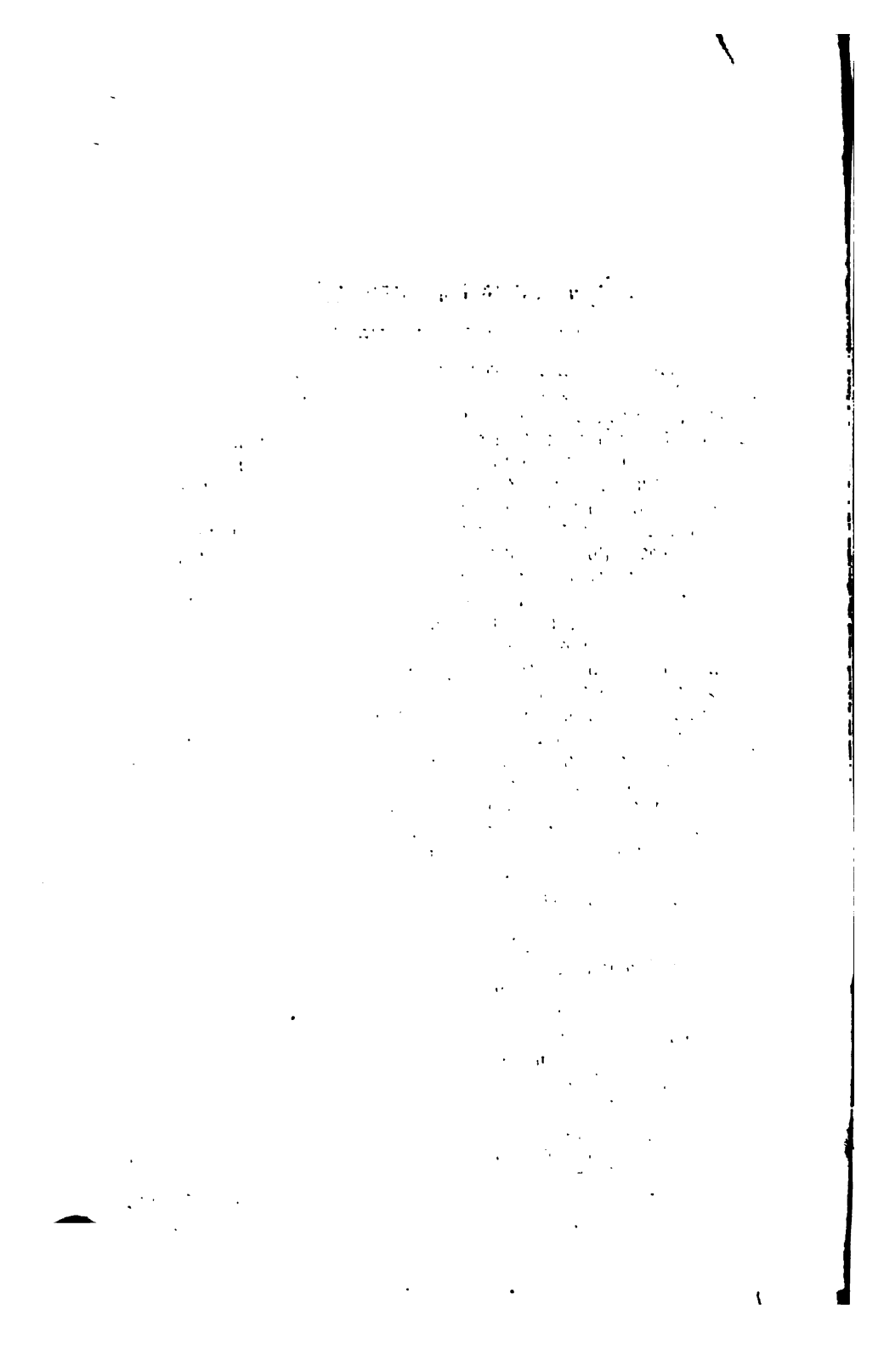
Eine Geschichte aus der guten Gesellschaft.

In den Umgebungen Wiens giebt es nur wenige Privathäuser, die angenehmer und eleganter wären, als das von dem „Ritter" Paul Max von Rosenfeld, Bevollmächtigen der Creditbank „Utopia", bewohnte. „Ritter" von Rosenfeld war ein junger Mann unseres Jahrhunderts, und zwar der achten Decade desselben; jung heißt in diesem Falle, daß er noch nicht um die Ecke des vierzigsten Lebensjahres war; ob er aber neunundzwanzig oder neununddreißig und dreiviertel zählt, das zu unterscheiden würde einer Jury von Männern oder Müttern schwer geworden sein. Denn junge Leute der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts altern bis zu einem gewissen Moment sehr rasch; dann plötzlich halten sie still und scheinen nicht mehr älter werden zu können

Ritter von Rosenfeld hatte zwar eine Glatze, aber seine weiße Stirn war ohne ein einziges Fältchen, und das, was ihm von Haaren noch übrig war, hatte das schönste seideglänzende Braun und war über das Stirnbein so kunstvoll zusammengestrichen und befestigt, daß es für den oberflächlichen Betrachter seine Kahlheit so ziemlich versteckte. Sein Bart war außerordentlich glänzend und zierlich geordnet, und wenn er Spuren von Grau zeigte, so beseitigte der fleißige Gebrauch der Pincette oder die Kunst des Haarfärbens so oft als nöthig die silbernen Streifchen von der nußbraunen Gesichtszierde. Ritter von Rosenfeld lebte generös und aß gut sieben Mal in der Woche; aber ein Extraglas, oder auch zwei, von Champagner brachte kaum einen vorübergehenden röthlichen Schimmer auf seinen Wangen hervor, ja selbst die ausnahmsweise Völlerei eines Gesellschaftsschmauses war nicht im Stande, ihm besondere Merkmale aufzuprägen.

Man kann einen Mann nicht eigentlich mäßig nennen, der zum Frühstück eine Terrine Mockturtlesuppe und eine halbe Flasche Sherry genießt, dann zum Diner drei Gänge mit etwas Hochheimer, mit etwas Chablis, mit etwas Madeira, mit etwas Champagner, mit einem Glas alten Port, mit drei oder vier Gläsern Rothwein und einem petit verre Cognac oder Curaçao hinunterwäscht, dann bei einer exquisiten Havanna eine Flasche Selters oder dem Aehnliches nicht verschmäht; welcher in seinem eigenen Hause sehr oft Gäste sieht und sehr häufig einem gesellschaftlichen Frühstück oder Diner oder Souper beiwohnt und noch mancherlei anderen Eß- und Trinkgelegenheiten sich nicht entziehen kann

Ganz in Uebereinstimmung mit der Art und Weise vieler junge Leute des neunzehnten Jahrhunderts sprach Ritter von Rosenfeld ni von seiner Familie, und weder er noch einer seiner Bekannten schien



Im Vorzimmer.

Nach einer Zeichnung von B. Vautier.

wiſſen oder ſich darum zu kümmern, daß er jemals einen Großvater gehabt.

Er war „Ritter Paul Max von Roſenfeld“ jung, wohlhabend, ein Lebemann, das genügte. Wer ſeine Vorfahren waren, ob er chriſtlich getauft worden, das kommt gar nicht in Betracht. Das Adreßbuch enthielt ſeine genaue Adreſſe, ſeinen vollen Namen und Titel, ſeine Stellung zu der Utopia-Bank und anderen ähnlichen Inſtituten. Nur ein Nimmerſatt hätte mehr Auskunft verlangen können.

Die Privatwohnung Roſenfelds, genannt „Villa Roſenfeld“, war einfach ein Kleinod. Der höchſt noble Freiherr von Berberitz, der Vorſitzende des Verwaltungsraths der Utopiabank, ein ausgezeichneter Richter in Sachen des Magens und der „ſchönen Künſte“, welcher ſich ſehr häufig herabließ, bei Herrn von Roſenfeld zu ſpeiſen, erklärte die Villa Roſenfeld für das ſchönſte Schmuckkäſtchen weit und breit. Natürlich war das nur figürlich geſprochen, denn das „Käſtchen“ hatte ſehr viele Fächer; da war das Frühſtückszimmer, das Morgenzimmer, der Speiſeſaal, das Bibliothekzimmer, Geſellſchaftsſalon, Boudoir, Muſikzimmer, Schlafgemächer ꝛc. ꝛc. Dienſtbotenhaus, Pferdeſtälle, Wagenremiſen, Gewächshaus, ein Glashaus für Liebhaber der Photographie, Ballſpiel- und Kegelbahn, Gärtnerwohnung — alles dies gehörte zu dem Beſitzthum, welches Ritter Roſenfeld beſcheiden ſeine „Villa“ nannte.

Alles darin war glänzend, prächtig, elegant, kokett, des neunzehnten Jahrhunderts würdig. Eine Maſſe eichener, geſchnitzter Möbels waren vorhanden, doch das antike Ausſehen derſelben war imitirt. Ebenſo war es mit aller übrigen, höchſt luxuriöſen Ausſtattung der Villa. An Vater oder Großvater erinnerte nichts.

Selbſtverſtändlich hatte Ritter von Roſenfeld auch ein Wappen; eine Roſe auf einem Getreidefelde. Das Wappen war an ſeinem Tafelzeug, auf ſeinen Karten, am Küchengeräth, auf den Knöpfen ſeiner Bedienten, an ſeinem Brougham, an den Seſſeln ſeines Speiſeſaals ꝛc. angebracht. Niemand wußte oder kümmerte ſich darum, ob das Wappen ſchon von ſeinen Vorfahren in den Kreuzzügen getragen, oder für ſeine Perſon von einem Wappenmaler oder Graveur des neunzehnten Jahrhunderts erfunden worden waren.

Mord, ſagt man, muß heraus. Ritter Paul Max von Roſenfeld hatte zwar Niemand ermordet, auch nicht die leiſeſte Abſicht, ein Mörder zu werden, aber da es doch nicht unmöglich iſt, daß der Leſer ſich in Bezug auf die Vergangenheit Roſenfelds irgend ein ſchwarzes und ſchreckliches Geheimniß vorſtellt, ſo wollen wir kurz und frank die Hergänge mittheilen.

Roſenfeld war ein pfiffiger und unternehmender junger Mann des neunzehnten Jahrhunderts, der ſeinen Weg gemacht und die Abſicht hatte, noch ein gut Stück weiter zu kommen, wenns irgend möglich ſei. Vielleicht war ſein Taufname „Samuel“ mit oder ohne Paul und Max. Der Name ſeines Vaters war ganz ſicher „Roſenfeld“, wenigſtens war unter dieſem Namen deſſen Bankerott officiell proclamirt worden, und war der eines Kohlenhändlers im Jahre 1836. Er bezahlte ſeine Gläubiger niemals, gewöhnte ſich das Trinken an und ſtarb. Exit Roſenfeld sen.; deſſen Wittwe kämpfte ſich durch eine dubioſe Exiſtenz in einer abgelegenen Gaſſe einer abgelegenen Vorſtadt, und als ſie die-

ses Jammerthal verließ, konnte sie ihren Kindern, einem Knaben und einem Mädchen im respectiven Alter von achtzehn und zweiundzwanzig Jahren, nichts zurücklassen; als den Rest einer Miethzeit und einige alte Möbeln. Der Jüngling Paul Max verdiente sich eine Zeit lang ein kümmerliches Geld als Comptoirschreiber. Das Mädchen — sie hieß Rosa, wenn wir nicht irren — verdingte sich als Verkäuferin in ein Töpfergeschäft, dann in einen Leinenladen, dann führte sie Buch über die Wäsche in einem großen Hotel, dann heirathete sie einen Mann mit sehr rothem Gesicht, der in Hanf, Schweinsborsten, Maurerpinseln, Schwämmen ꝛc. reiste, und dann wanderte sie mit ihrem Gatten nach Australien aus und trieb hinab auf den großen Strom der Vergessenheit.

Der junge Mensch gewann im Kampfe des Lebens mehr und mehr Boden; als er sich stark den dreißiger Lebensjahren näherte, hatte er bereits die Genuthuung, Briefe mit der Adresse: „Herrn P. M. von Rosenfeld“ an sich gerichtet zu sehen, und wenige Tage später hieß es: „Herrn v. Rosenfeld, fürstlich X'scher Commerzienrath, Ritter ꝛc.“

Vorher hatte er eine gar mannigfache Stufenleiter durchschritten: er war Laufbursche gewesen, Gehilfe im Laboratorium eines Feuerwerkers, dann bei einem Lottoriecollecteur, Reisender für eine Tabakfabrik, Buchhalter bei einem Modeschneider, Abschreiber bei einem alten Professor, Unteragent für eine der unzähligen modernen Versicherungsanstalten. Seine erste bedeutsamere Erhebung war die Anstellung als Secretär einer Gesellschaft für Fabrikation von Papier aus Hobelspänen, in dieser Stellung ventilirte er die Idee, billige Lebensmittel aus Abfällen für die ärmeren Classen in Masse herzustellen, dies brachte ihn in Verbindung mit der „philanthropischen Gesellschaft“ und mit der „Societät der Armenfreunde“, an deren Spitzen große Kirchenlichter standen. Paul Max Rosenfeld, Ritter ꝛc. machte dabei ein ersprießliches Geschäftchen in „Frömmigkeit“ und „Menschenloosverbesserung“, was ihm mehrseitig zum An- und Ausbau seines Glücksgebäudes verhalf, ohne daß es ihn nur im Mindesten zur Verzichtleistung auf die reichen Genüsse des Daseins bestimmt oder genöthigt hätte; denn alle die frommen Leute, die, ohne eigene Noth zu leiden, Anderer Noth auf möglichst opferlose Weise lindern wollten, ließen sich nichts abgehen.

Als der höchst noble Freiherr von Berberitz, eines der Hauptmitglieder der philanthropischen Gesellschaft, in Gemeinschaft mit einigen anderen philanthropischen Herren die „Utopiabank“ ausdiftelten, da war nichts natürlicher, als daß ein so „unschätzbares Geschäftstalent“ wie Paul Max von Rosenfeld, ins Interesse gezogen und mit einer hervorragenden Stellung bei der Bank betraut ward. Anfangs Cassirer, metamorphosirte Rosenfeld sich binnen Kurzem in einen „Bevollmächtigten“ der Gesellschaft, und er verstand es, die Actien derselben trotz aller politischen Schwankungen zu einer verlockenden Höhe hinaufzuschwindeln

Dies war bis dahin die Laufbahn Rosenfelds. Er hätte sich vi. leicht seiner Vergangenheit keineswegs zu schämen gehabt, denn er w doch eigentlich im großen Ganzen ein self-made-man, der allerdin, Gottweißwie zum Adel eines kleinen deutschen Fürstenthums gekomme war; es fragte indeß kein Mensch nach seinen Antecedenzien, folglich hat er auch keine Antwort zu geben. Der Erfolg sprach für ihn, er hatte Gel

Am Beginn seiner Laufbahn war er fast ohne allen Unterricht, au

genommen daß er eine nette Hand schrieb. Mit der Zeit aber eignete er sich, wie mancher andere moderne Emporkömmling, unter Zuhilfenahme verschiedene Wörterbücher, Zeitschriften und des Brockhausschen Lexicons denjenigen Fond von Wissen an, welcher für die Bildung derartiger Herren genügt. Ganz unter der Hand hatte er Reitlectionen genommen und sich im Fahren geübt, so daß er im Stande war, leidlich zu Pferde zu sitzen und seinen eigenen Phaeton oder Brougham zu führen.

Bis zum fürstlich X'schen Commerzienrath und Edelmann hatte Rosenfeld den Stand der Junggesellenschaft bewahrt, indem er mehrere sehr elegante Zimmer im fashionabelsten Theile der Stadt bewohnte. Im Laufe der Zeit jedoch erschien es ihm als eine Nothwendigkeit, ein eigenes Haus zu machen und zu diesem Zwecke sich auch das „kostbarste Möbel" desselben, nämlich eine Frau, anzuschaffen.

Nun giebt es ja einestheils eine Menge wohlgebildeter, im gewöhnlichen Sinne gut erzogener Mädchen, welche keine andere Lebensaufgabe haben, als auf heirathsfähige Männer zu warten, und gleich zugreifen, wenn sich nur eine sichere Aussicht auf gemächliches Leben zeigt; anderntheils ist es gerade für viele solcher Männer, die durch eigene Arbeit oder Speculation wohlhabend geworden sind, charakteristisch, daß sie im Punkte des Heirathens das Speculiren aufgeben und keineswegs nach Geld fragen, wenn nur ihre Auserwählte schön und imposant ist. Fast als wollten sie, die modernen Rosenfelde, das was ihnen an eigener guter Erziehung und soliden Familienantecedenzien abgeht, durch ein Weib gewissermaßen ergänzen, streben sie häufig nach feinen allgemein geachteten Familienbeziehungen.

Es fehlt nicht an Vorrath und nicht an Nachfrage, ebensowenig mangelt es an Gelegenheiten, sich gegenseitig kennen zu lernen. Heutzutage sind nicht einmal mehr Einladungen und Bälle nöthig, man sieht sich beim ersten besten Concert in einem öffentlichen Garten.

Ritter von Rosenfeld sah bei einem Gesellschaftsfeste, welches einer der Verwaltungsräthe der Utopiabank veranstaltete, die sehr schöne Tochter eines verstorbenen Offiziers, die eine äußerst feine Erziehung genossen hatte, durch ihre äußere Pracht wie durch ihre bezaubernd vornehme Haltung hervorstach und gerade durch diese Eigenschaften, welche manchen zur Oeconomie genöthigten Mann abgeschreckt haben würden, auf den Ritter von Rosenfeld besondere Anziehungskraft ausübte.

Fräulein Laura von Trumpf war die dritte von sieben Schwestern, aber die erste, welche von dieser Zahl zur Ehe begehrt ward, daher erschien es der Mutter, einer höchst ehrenwerthen Dame, als ein besonderes Glück, daß solch ein gutsituirter, einflußreicher Mann wie der Ritter von Rosenfeld nach den üblichen Präliminarien vorschriftsmäßig sich bei ihr einführte und um Lauras Hand bat. Am liebsten hätte Rosenfeld das ganze „Geschäft" in vierzehn Tagen erledigt, doch gebot die Convenienz einen Brautstand von circa drei Monaten. Während dieser Zeit richtete Rosenfeld sein Villa auf das Eleganteste ein, indeß Fräulein Laura ihrerseits sammt allen ihren Schwestern und ihrer Mutter alle Hände voll zu thun hatte, um Ausstattungsstücke anzufertigen und was, was an Quantität derselben mangelte, durch Accurateſſe in Stickerei, Teppperei ꝛc. zu ersetzen.

Manchmal giebt es während des Brautstandes auch noch ganz andere Dinge zu thun. Eine erste, an Briefen und Geschenken fruchtreich gewesene Liebe hat sich in gegenseitigen Beziehungen bis zu dem Momente fortgeschlängelt, wo ein wirklich heirathsfähiger Mann kommt und seinen Antrag macht. Da giebt es nun Briefe zu verbrennen oder auszutauschen, Geschenke zurückzugeben, manchmal aber auch höchst unangenehme Scenen mit dem abgethanen Liebhaber, der nicht von der Liebe lassen kann". Der Verlobungsschmaus ist manchmal der Leichenschmaus einer ersten Liebe. Ob ein solches Verhältniß bei Fräulein Laura von Trumpf obwaltete, lassen wir dahingestellt. An Verehrern hatte es ihr wohl nicht gefehlt, doch waren das, wie ihre Mama sich ausdrückte, nur „Kindereien" gewesen.

Ritter Rosenfeld erledigte die ganze Heirathsfrage in strenger Convenienz; er war in keiner Weise inquisitorisch oder sonst scrupulös. Wenn er etwas zu sagen hatte, so schrieb er an seine Braut, und zwar in der rücksichtsvollsten Weise, deren er noch fähig war, aber er war viel zu viel Geschäftsmann, um mit unnützen Gesprächen über Herzen und Scherzen, Sehnsucht, Sonne, Mond und Sterne, über die angebliche Tiefe seiner Passion und die Höhe seiner Affection Zeit zu verschwenden. Leidenschaftliche Ergüsse übrigens wie die Abailards oder Mirabeaus geziemen sich nicht für die gute Gesellschaft, sie sind da einfach lächerlich.

Es war, wenn man will, eine Vernunftheirath, welche der glückliche Bankbevollmächtigte mit der vermögenslosen, schönen, pretiösen Officierswaise schloß. „Vernunftheirath" sagt indeß vielleicht zu viel, denn die in unserer Zeit als solche geschlossenen Ehen haben oft nur den Schein von Vernunft und ermangeln andererseits doch aller Poesie. Man sage indeß nicht, daß große Leidenschaften oder romantische Beziehungen zum Glück einer Ehe erforderlich und daß Vernunft und Ruhe nicht ausreichende Qualitäten seien, sich mit ehelicher Liebe zu vertragen, mit jener respectablen Liebe natürlich, die den Kitt und Halt für dreißig oder vierzig Jahre verheirathetes Leben ohne lauten Scandal und heimliche Explosionen bildet, eine zahlreiche Familie zu erziehen fähig macht und zu guterletzt Mann und Weib ins Grab steigen läßt, geachtet von allen ihren Verwandten und Freunden.

Rosenfeld hegte natürlich gleichfalls so sanguinische Hoffnungen auf glücklichen Lauf seines Familienlebens. Er hatte keine Heimlichkeiten, keine kostspieligen zärtlichen Beziehungen zu unterhalten, er hatte sich nie compromittirt, er hatte bei der Liebe so wenig Schulden gemacht wie im Geschäftsleben. So war er vorbereitet, seiner Frau ein annehmbarer Gatte zu sein und sein Entschluß ging dahin, daß sein erstgeborner Sohn „Paul Max" heißen sollte.

Nach Ablauf der Bräutigamszeit führte also Ritter von Rosenfeld Laura von Trumpf zum Altar; Pfarrer X, assistirt von Caplan Y, verrichtete die heilige Handlung. Karten wurden nicht ausgegeben.

Das junge Paar verbrachte den Honigmond in Italien und auf angenehmen Reisestationen.

Vier Jahre liegen zwischen diesem ersten und dem zweiten Acte unseres kleinen Familiendramas. Beim Beginn des zweiten Actes gaben die Rosenfelds in ihrer Villa Gesellschaften nach einer gewissen Fashion.

Unter Denen, welche kamen, befand ſich wenigſtens ein Altadeliger, der Freiherr von Berberitz. Mehrere höhere Officiere waren frequente Gäſte, einmal, weil Roſenfelds Tafel und Wein gut war, dann, weil ſie rauchen durften, und zum Dritten, weil Frau von Roſenfeld ihnen hold lächelte. Die Frau Commerzienrath hatte ſich im Laufe der Zeit aus einem ſchlanken graciöſen Mädchen in ein mehr abgerundetes, aber nicht minder liebenswürdiges Weib verwandelt. Sie war außerordentlich hübſch. Herr Edelbald Eckbert Pinſel, ein namhafter Künſtler, hatte ſie in Lebensgröße gemalt in großer Robe mit einer ſpitzenbeſetzten Sammetſchleppe, ihr goldenes Haar loſe über Nacken, Schultern und Rücken fallend; und dies Gemälde war in der kaiſerlich-königlichen Akademie ausgeſtellt worden. Herrn Edelbald Eckbert Pinſels Preis für ein Bild in Lebensgröße war zweitauſend Gulden, doch berechnete er dem Ritter und Gemal Lauras nie einen Kreuzer. Er machte nämlich gar kein Hehl daraus, daß er die ſchöne Frau liebe. Der hehre Künſtler war immer in Liebe zu Jemand, platoniſch natürlich, denn er war ein glücklich harmloſer Narr von Genius, der wie ein Engel malte und Verſe wie eine Waſchfrau machte; in einem Gedicht z. B., welches er auf die Frau von Roſenfeld machte, reimte er Laura und Lyra, Seele und Ziele, Mund und kommt ꝛc.

Niemand verdachte dem Künſtler ſeine „vielen Neigungen", im Gegentheil war ihm Jeder gut. Der Graf Brüllaw z. B., einer der vornehmſten Magnaten der Monarchie und Hauptbeſchützer des genialen Malers, liebte es, mit einem Lächeln zu bemerken, daß die Frau Gräfin Brüllaw wirklich auf Frau von Roſenfeld eiferſüchtig zu werden beginne. Letztere wurde keiner Einladung in das hochgräfliche Haus gewürdigt, aber der Maler Edelbald bildete eine Art vermittelndes Glied zwiſchen der erſten und zweiten oder dritten Geſellſchaftskaſte. Die grandes dames hörten ihn gern von ſeinen Beziehungen zur Bourgeoiſie reden, während die bürgerlichen auf ſein Prahlen mit adeligen Bekanntſchaften mit einer Art ſcheuer Ehrfurcht horchten. Bei den grands seigneurs galt er nichts; ſie ſchloſſen ſich ſtreng von dergleichen Parvenus ab. Auch die jungen heirathsfähigen Damen mißachteten ihn, denn er dachte nicht daran, ein Mädchen zur Ehe zu begehren. Er hielt ſich mit ſeinem Platonicismus an die Weiber, und nicht ſelten an geradezu Alte, oder wenigſtens alternde.

Uebrigens ſind wir genöthigt, von dem armen Edelbald Eckbert Pinſel in der Vergangenheit zu reden, denn ſeitdem er den Wahnſinn begangen, eine junge Balletteuſe um ihres rothgoldenen Haars willen zu heirathen, hat der Unglückliche die Huld der Frauen wie die gute Meinung der Männer verloren.

Was Roſenfeld anlangte, ſo glich er ganz dem Grafen Brüllaw, das heißt, er beſaß nicht die Spur von Eiferſucht gegen ſeine Frau, von ſolchem Wahnſinn war ſein Herz frei. Er wußte wohl, daß Laura ſchön ſei und daß ſie in Geſellſchaft nicht ohne Bewunderer ſein könne. Jemand verbieten, ſie zu bewundern, würde ihm eben ſo albern vorgekommen ſein, als ſeine koſtbaren Möbels vor der Geſellſchaft zu verpacken oder ſeinen Weinkeller zu verſchließen. Er war ein aufmerkſamer, aber nicht weibstoller Ehegatte. Er war eminent vernünftig, zwar ſtets bei der Hand, wenn er gewünſcht ward, aber nie, wenn er im Wege geweſen ein würde. Vermuthlich war er ſeiner Frau ernſtlich und aufrichtig er-

geben, er hatte auch frühzeitig eine schwache Seite an ihr entdeckt, doch war diese keine solche, um einen othellohaften Argwohn in ihm wachzurufen.

Wir wollen nun diese schwache Seite dem Leser kund werden lassen. Das junge Weib war verzweifelt extravagant; ihre Verschwendung in Putz und Kleiderpracht war unermeßlich. Sie hatte Unmassen von Hüten, Kleidern, Mänteln und Mantillen, kostbare Tücher, Bänder, Häubchen ꝛc., Sonnenschirme und Stiefelchen zu Dutzenden, Taschentücher der feinsten Art unzählbar, Spitzen im Werthe von Tausenden. In ihren Kästen befanden sich mehr künstliche Blumen als natürliche im Garten und dem Salon der Villa. Ihre Garderobe gleich einem Kaufladen voll Caschmirshawls; sie hätte einen kleinen Weinkeller mit Eau de Cologne und anderen der theuersten wohlriechenden Wasser füllen, und mit ihren Handschuhen hätte sie eine Armee Mädchen ausstaffiren können, nie trug sie ein Paar mehr als einmal. Die reichste Mandarinenfrau Cantons hätte sie um ihren Vorrath chinesischen Krepps beneiden können. Sie besaß eine Robe mit Pfauenfedern besetzt, eine andere mit Leder garnirt und eine dritte mit Stroh und diese robe de paille war die theuerste von allen dreien.

Was ihre Unterkleider betrifft, so hätte das ganze ökumenische Concil nicht in einer so großen Flut seinen Leinens sich bewegen können, als Frau Laura besaß. Sie besaß fünfzig Fächer, einer immer seltener, kostbarer als der andere, seidene Pantoffeln, genug, um das ganze Corps de Ballet der Pariser großen Oper damit ausstaffiren zu können.

Die Kleopatra der Rosenfeld-Villa, welche den Koh-i-noor in einem Glas Limonade aufgelöst verzehrt haben würde, wenn er auflösbar und in ihrem Besitz gewesen wäre, hatte wenig Sinn für Literatur und schöne Kunst, kaum daß sie eine der verbreitetsten Zeitschriften hielt ohne sie anzusehen, oder daß sie eine gerade en vogue befindliche Photographie kaufte; und wenn ihr eigener Brougham nicht zur Hand war, was selbst solchen Leuten manchmal passirt, und sie nahm eine Droschke, so feilschte sie mit dem Kutscher um einen Dreier. Zwar verschwendete sie Unsummen in Waschmitteln, Crêmes, Haarstärkemitteln, Hautverschönerungsmitteln und dergleichen Eitelkeitsschmeichlern, aber es fiel ihr nicht ein, einen Groschen für wohlthätige Zwecke zu verwenden, weder öffentlich noch geheim. Sie kaufte nie Bücher, sie unterstützte kein künstlerisches Talent, sie dachte nicht an Wittwen und Waisen, genug, sie hatte für nichts Sinn als für Kostbarkeiten der Toilette und Garderobe.

Juwelen kaufte sie ebenfalls nicht, doch versorgte sie damit ihr Gemal in splendidester Weise. Armes, beschränktes Geschöpf, das nicht wider seine Neigungen konnte und in dem, trotz Allem, das Material zu einer guten Frau steckte; denn sie hatte nie böse Launen und war gegen Ehegatten immer aufmerksam, rücksichtsvoll und ergeben. In ihrer Haushaltung war sie nichts weniger als extravagant, sie hatte ini auch wenig damit zu schaffen, sondern überließ Alles der Wirthschafteri und Herr von Rosenfeld bezahlte selbst alle Haushaltrechnungen. Vo Preise eines Lammes oder Huhns wußte sie ebensowenig wie von de täglichen Stande des Actiencurses. Seit ihren Jugendtagen hatte s nie eine unbereitete Kartoffel oder anderes Rohmaterial für die Küch gesehen, es sei denn bei dem Gemüsehändler, welcher dicht bei dem Lieb lingsschnittwaarengeschäft derselben feil hielt.

Ritter von Rosenfeld, welcher auf die Schönheit stolz war und wirklich eingenommen für ihr äußerliches Wesen, gab ihr Geld in Fülle, doch hätte er auch das Capital der Utopiabank in ihren Schooß geschüttet, es würde ihr eher geschadet als genützt haben. Eine so extravagante Person ist eigentlich immer ärmer als eine Bettlerin.

Beim Beginn ihres fünften Ehejahres war Frau von Rosenfeld tief in Schulden und deswegen bombardirt von allen Seiten. Und kannte nun ihr Gatte die verhängnißvollen Resultate ihrer wahnsinnigen Narrheit und Eitelkeit? Wir werden sehen!

Es ist für Jemand, sei es Mann oder Weib, immer schwierig, finanziell zu Grunde zu gehen, ohne daß irgend eine teuflische Person ihm dienstfertig dazu den Weg bahnt, verschlossene Pforten öffnet, Schwierigkeiten beseitigt und dem der Hölle Verfallenen sonst in jeder Weise Dieste leistet, die unfehlbar an den Ort führen, über welchen, nach Dante, die Worte stehen: „Lasse die Hoffnung draußen!" Dieser Teufel, oder vielmehr Teufelin, war für Frau von Rosenfeld eine „Madame Ellerholz", von respectablem Aussehen, wohlgenährt, mit einem gewissen Anstrich von Eleganz, hinter dem sich aber eine nicht weniger gewisse Salopperie schlecht versteckte, und von Manieren, die aus Rohheit, List und höfischer Gewandtheit zusammengesetzt schienen.

Diese Frau Ellerholz war eine wahrhaft mysteriöse Person. Was sie trieb, von was sie lebte, ob sie Vermögen besaß, ob sie allein stand, das war schwer zu erörtern; sie trug Juwelen von großem Werth in einer schmutzigen Ledertasche und kostbare Spitzen in einem Marktkorbe mit sich herum, befaßte sich mit allerlei dunklen Geschäften, vermittelte Beziehungen der verdächtigsten Art, schmuggelte ausländische Cigarren und andere zollbare Stoffe in ihren Unterröcken, brachte gefährliche Rendezvous zu Stande und war überall: bald in den Modebädern, bald in den Corridors der vornehmsten Hôtels, bald in den Kirchen, bald zur Aufwartung bei den petit levers von Gräfinnen, Fürstinnen und Herzoginnen, bald in Paris, bald in Berlin, Frankfurt, Homburg, Wiesbaden ꝛc. Sie lieh Geld zu fünfhundert Procent, frisirte hohe Damen (des Vorwands wegen) zu civilem Preise, oder geleitete sie in ein Bad. Man flüsterte sich zu, daß bei dieser Gelegenheit die riskantesten Verkleidungen zum Zwecke geheimster Zwiesprache vorkämen.

Genug, dies Weib war eine Canaille comme il faut, eine Hexe von Endor, in deren Händen sich so manche höchst anständige Dame befand.

Auch Frau von Rosenfeld, welche von ihr zahlreiche Putzartikel oder Geld geliehen erhielt, womit die Dame besonders drängende Gläubiger bezahlte. Natürlich wurden die Artikel nur zu exorbitanten Preisen und die Vorschüsse nur zu exorbitanten Zinsen und unter neuen, lästigeren Bedingungen geliefert. Das Weib war immer am Ellen-
gen der Frau von Rosenfeld, sie hatte immer etwas zu verkaufen
er zu verleihen, und was sie hatte, war häufig äußerst verführe-
ch. Eines schönen Tages aber, mitten in der Saison und mitten in
n größten Schwierigkeiten der Frau von Rosenfeld, erklärte Ma-
me Ellerholz, daß sie keinen Kreuzer und kein Fetzchen mehr liefern
erde und daß, wenn sie auf ihr Guthaben von achttausend Gulden
ht alsbald mindestens fünftausend erhalte, sie in das Bureau des
rn Gemals auf die Utopiabank gehen und „Alles sagen werde". Wie

es dann, setzte sie teuflisch drohend hinzu, mit Frau von Rosenfeld stehe, das werde sie wohl selbst am besten beurtheilen. „Aber der Teufel soll mich bei lebendigem Leibe holen, wenn ichs nicht thue!“ fuhr ihre angeborene Rohheit heraus.

Diese Drohung traf wie angedeutet mit drei oder vier anderen von Geschäftsleuten zusammen, welche sich in der unangenehmen Lage sahen, „ihren Rechtsanwalt mit der Ordnung der Sache zu beauftragen“, wenn sie nicht Cassa erhielten.

Frau Laura war in Verzweiflung. Sie hatte ihr letztes vierteljährliches Nadelgeld bereits die Woche vorher bis auf den letzten Kreuzer verausgabt; erst fünf Tage zuvor hatte ihr Gemal sie mit einer Anweisung auf fünfhundert Gulden beschenkt, „für die Missionäre“, hatte er dabei scherzweise geäußert, denn er wußte wohl, daß sie so wenig als er sich einen Pfifferling aus Mission und Missionären machte. Doch leider, auch diese fünfhundert Gulden waren den Weg alles Fleisches gegangen, den hungrigen Cannibalen als ein einziger fetter Bissen in den Rachen!

„Wie soll ich fünftausend Gulden schaffen!“ rief sie verzweifelt. „Ebenso leicht könnte ich hundert Millionen zahlen. Nicht fünftausend Kreuzer stehen mir zu Gebote. Und wenn Sie mit meinem Gemal sprechen, so bin ich vollständig ruinirt.“

„Bah!“ erwiederte Frau Ellerholz. „Sie machen sich ganz unnöthige Unruhe, Gnädigste. Es ist leicht genug, das Geld liegt auf der Straße, wenn man etwas dafür zu bieten hat. Haben Sie nicht Ihre Diamanten?“

„Meine Diamanten!“

„Gewiß. Diese schönen Juwelen, welche Ihnen Herr Rosenfeld (welch nobler Mann!) erst kürzlich zu Ihrem Geburtstage gekauft hat.“

„Aber mein Mann liebt es, mich diese Diamanten tragen zu sehen. Er besah sie erst diesen Morgen in meinem Juwelenkästchen und bewunderte sie; und noch diesen Abend wollte ich sie in der Oper tragen.“

„Ah bah! Was für ein kleines Närrchen von einer Madame Sie sind! Es giebt Diamanten und Diamanten. Bringen Sie mir die kleinen glänzenden Dinger und ich will sie bis heute Nachmittag vier Uhr mit unechten vertauschen lassen. Die echten nehme ich in Pfand und zahle Ihnen noch zweihundert Gulden heraus und weder Ihr lieber Mann noch sonst eine Erdenseele bemerkt den kleinen Schwindel. Hahaha, über Ihre unnütze Angst, Madame!“

Frau Ellerholz lachte dabei aus vollem Halse und steckte die dicke rothe Nase voll Tabak — sie schnupfte fürchterlich.

Was war für Frau von Rosenfeld zu thun? Konnte sie anders, als sich der Macht ihres Dämons beugen? Diese Unterredung fand in dem sogenannten Geschäftslocale der Frau Ellerholz in der Stadt selbst statt, wo sie unter der Firma: „Börner, Veit u. C.“ ein Commissionsgeschäft unterhielt, und es war zehn Uhr Vormittags. Frau von Rosenfeld hatte den Weg von der Villa zur Stadt diesmal zu Fuß zurückgelegt. Sie nahm einen Fiaker, und diesmal mäkelte sie nicht mit deren Führer, eilte nach der Villa zurück, nahm ihr Schmuckkästchen und fuhr mit demselben Fiaker wieder zur Stadt. Eine Stunde später war Frau Ellerholz **alias** „Börner, Veit und Co.“ im Besitz der Diamanten der Frau von Welling.

Diese Diamanten, ein Geburtstagsgeschenk Ritter von Rosenfelds an seine Frau, kosteten bei einem der ersten Juwelenhändler der Residenz nicht weniger als 8300 Gulden und bestanden aus einem Halsband, zwei Armbändern, einem Medaillon, einem Haarschmuck und einen Paar Ohrringen, Alles in Brillanten vom reinsten Wasser. Frau Ellerholz nahm dieselben in Pfand für 4000 Gulden, indem sie sagte, diesen Werth hätten sie für sie; sie berechnete für sich 600 Gulden Spesen, zahlbar bei der Rückzahlung des Capitals, und erklärte sehr generös, daß sie Zinsen für das Capital nicht nehmen werde. Mittlerweile erhielt Frau von Rosenfeld ein dem ihrigen gleiches Maroquinkästchen mit einer Suite unechter Diamanten, welche aber den ihrigen, echten, täuschend glichen und mit welchen sie an demselben Abend in der Oper erschien. Alle Welt bewunderte die Pracht ihres Schmuckes.

Einige Abende darauf — die Ehegatten gedachten gerade zu Hause und allein zu soupiren — kehrte Rosenfeld, wider seine Gewohnheit, volle dreiviertel Stunde später als sonst zurück. Er erschien bleich und verstört. Längere Zeit verhielt er sich schweigsam und die Speisen wurden fast unberührt wieder abgetragen. Dann trank er hastig ein Glas Sherry aus, durchschritt mehrere Male heftig das Zimmer und sagte dann dumpf:

„Laura, ich habe Dir etwas Schreckliches mitzutheilen."

Seine Gattin erbleichte und war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Im ersten Augenblick dachte sie an ein Falliment der Bank. Dies war nicht der Fall, sondern, so weit es ihren Gatten betraf, etwas weit Schlimmeres. Er erklärte, daß er in letzter Zeit unglücklich und hoch speculirt und sich dadurch an den Rand des Abgrunds gebracht habe. Bedeutende der Bank gehörige Fonds seien verloren, eine Revision sei jeden Augenblick zu erwarten und werde ihn ohne Gnade in Criminalarrest bringen. Er habe bereits Gelder auf alle seine Werthsachen, auch auf das Meublement der Villa aufgenommen, doch brauche er noch 4000 Gulden, um das Deficit zu decken.

„Diese Summe", schloß er, „würde mich retten oder wenigstens die Katastrophe so lange hinausschieben, bis ich anderweite Mittel beschaffen könnte. Und da habe ich", fügte er etwas zögernd hinzu, „an Deine Diamanten gedacht. Sie kosten mich, wie Du weißt, über 8000 Gulden und sind sicher für mindestens 4000 Gulden zu verpfänden. Laura, theuerstes Weib, gieb mir diese Diamanten und rette mich so! Es schmerzt mich tief, diese Forderung an Dich stellen zu müssen, denn ich weiß, wie hübsch Dir der Schmuck steht und wie sehr Du noch vor Kurzem mit ihm geglänzt hast."

Sie ward sehr roth, dann wieder leichenblaß, stammelte, suchte zu scherzen, fragte, was die Welt dazu sagen solle, und ob es denn nicht andere Hülfsmittel gegen die Schwierigkeiten gebe. Er erwiederte verneinend, und was die Meinung der Welt betreffe, rief er leidenschaftlich, so scheere er sich den Teufel darum.

Sie bot ihm alle ihre übrigen Schmucksachen, aber er versetzte, daß diese ja kaum einige hundert Gulden werth seien, und daß er die Diamanten unbedingt haben müsse. Laura sagte ihm mit tonloser Stimme, daß sie nicht im Stande sei, sein Verlangen zu erfüllen. Erst starrte er sie einige Momente erstaunt an und dann erklärte er im Tone des Befehls, er

müsse die Diamanten haben, und daß, wenn er sie nicht durch ihren freien Willen erhalte, er Gewalt anwenden werde.

Verzweifelt und voll Angst vor Entdeckung entfernte sich Laura, ging nach ihrem Ankleidezimmer, holte das Maroquinkästchen mit den Imitationen und überreichte es zitternd ihrem Gemal. Er öffnete das Etui und bewunderte sarkastisch den Glanz und die Pracht der Steine. Dann sagte er, er werde am nächsten Morgen diese Steine verpfänden, sie solle mit ihm gehen, um sich von der Richtigkeit seiner Angaben zu überzeugen. Das Bewußtsein von der Falschheit der Steine machte ihr das Mark im Innersten zu Eis.

Nach einer schlaflos und peinvoll verbrachten Nacht kam der traurige Morgen. Rosenfeld fuhr mit seiner Frau im eleganten Brougham nach der Stadt und bei Herrn Speitel, dem weitbekannten Pfandleiher auf Schmuck, vor. Sie begaben sich in das Privatzimmer des Herrn Speitel und überreichten ihm, der für einen renomirten Diamantenkenner galt, das Schmuckkästchen. Der Geschäftsmann prüfte die Steine mit allen üblichen Mitteln und zögerte darauf keinen Augenblick, die verlangten 4000 Gulden an Rosenfeld auszuzahlen.

Die Lieferung geschah in Banknoten, es wurde ein Pfand- und Empfangschein unter Festsetzung gewisser Interessen ausgestellt, welchen Ritter Rosenfeld seiner Frau mit der sardonischen Bemerkung übergab, daß sie ihren Schmuck sehr bald wieder in Besitz nehmen könne, wenn sie nur eine Zeit lang etwas ökonomischer wirthschaften wolle.

Er schien ganz verändert zu sein. An der Thür angelangt, hob er sie in den Brougham und sagte, er habe noch Geschäfte in der Stadt und begab sich hinweg. Laura kehrte zerstört nach der Villa zurück; sie war überzeugt, daß schon in der nächsten Stunde die Unechtheit der Steine müsse entdeckt und ihr Gemal als Betrüger verfolgt werden. Was sollte sie thun? Warum hatte sie ihm nicht im ersten Moment die volle Wahrheit gesagt? Er würde sie nicht getödtet haben. Doch die Unterschleife ihres Gemals bei der Bank und seine bedrohliche Situation hatten sie nicht zu einem reumüthigen Geständniß kommen lassen. Nun wars zu spät. Aber irgend etwas mußte gethan werden. Stundenlang saß sie grübelnd und verwarf einen Plan nach dem andern als unpraktisch. Endlich kam sie mit Scham und Entsetzen auf einen, der ausführbar erschien. Sie konnte 8000 Gulden borgen: ein gewisser Jemand hatte ihr seit Langem seine Börse zu jedem Betrag zur Verfügung gestellt. Warum ging sie nicht lieber dahin, ehe sie ihre Diamanten der teuflischen Frau Ellerholz überließ? Einfach aus dem Grunde, weil sie sich schämte und fürchtete. Nun aber war das Schlimmste über sie gekommen und nun konnte sie nicht anders.

Dieser gewisse Jemand lebte, unvermält, im großen Styl in einem der fashionabelsten Quartiere der Stadt, erschien stets aufs Sorgfältigst frisirt, pomadisirt, parfümirt, geschminkt, beringt, mit Diamantenvorsteck nadeln und Hemdknöpfen ꝛc. Dieser gewisse Jemand hieß Silberstern doch sagte die Fama, sein ursprünglicher Name sei Abraham Moses ge wesen. Silberstern, oder wie der dienstfertige Wiener sich ausdrückte Herr „von" Silberstern, war ein frequenter Besucher der Villa Rosenfeld hatte Pferde, Wagen, Häuser und andere werthvolle Besitzthümer; e war ein fashionabler Mann, ein heiterer Mann, Herr „von" Silberstern

verehrte Frau von Rosenfeld mit „riesiger" Leidenschaft und hatte ihr unaufhörlich zu verstehen gegeben, daß er ihr nicht nur sein Herz, sondern auch seine Börse zu Füßen lege.

Laura war aber ihrem Gatten eine treue Frau gewesen und hatte den frisirten, parfümirten, geschminkten und beringten Bewunderer in keiner Weise encouragirt; sie war auch entschlossen, dies jetzt ebenfalls nicht zu thun, obschon sie auf's Aeußerste gebracht war. Nichtsdestoweniger begab sie sich nach seiner Wohnung, eine Stunde nachdem sie Herrn Speitels Bureau verlassen hatte, und sie fiel vor Herr „von" Silberstern alias Abraham Moses auf die Knie und bat ihn flehentlich, sie vor Ruin und Schande zu retten.

Silberstern, der tief Geschmeichelte, behandelte die Dame mit feinster Galanterie. Er bemerkte zwar, daß 8000 Gulden eine bedeutende Summe seien, doch schätze er sichs zur Ehre und zum Vergnügen, sie sofort mit einer Anweisung über den ganzen Betrag zu versehen. Zu seiner Sicherheit erbat er sich blos ein Notchen von ihrer Hand mit Nennung der Summe und „Werth empfangen."

„So, dies genügt, meine werthe Frau von Rosenfeld", sagte Silberstern, indem er ihr den Cheque überreichte und das Notchen einschloß. Ich werde bei guter Zeit meine Forderung bei Ihnen geltend machen. Dieser kleine Papierabschnitt von Ihrer Hand in meinem Besitz ist hinreichend, Ihren Ruf vollständig zu ruiniren, wenn er präsentirt werden sollte; und ich zweifle nicht, daß bevor er präsentirt wird, wir Beide zu einem vollkommen befriedigenden Verständniß gelangt sein werden. Erlauben Sie mir, Sie zur Thür zu geleiten, die Treppe ist etwas finster."

Laura von Rosenfeld hastete in ihrer Verstörung zu Speitels Comptoir, indem sie auf dem Wege dahin bei der Creditbank die Anweisung Silbersterns eincassirte. Sie hatte außerdem noch die 600 Gulden in der Tasche, welche ihr von Frau Ellerholz gezahlt worden waren. Mit solchen Mittel glaubte sie nun jeder Gefahr überhoben zu sein. Herr Speitel that einigermaßen überrascht bei ihrem Anblick, doch als sie das von ihm geliehene Geld und die Empfangsbescheinigung auf den Zahltisch legte, händigte er ihr sofort die Diamanten aus. Nun eilte sie zu Frau Ellerholz, welche erklärte, sie sei um so mehr erfreut, sie zu sehen, als sie noch denselben Abend nach Paris abreisen werde.

Laura zahlte ihr das Geld und empfing dafür — ihre eigenen Diamanten zurück, wogegen sie der Frau das Kästchen mit den Imitationen einhändigte.

Nun athmete sie auf. Sie entschloß sich, sogleich ihre eigenen Diamanten bei Speitel zu verpfänden, mit dem empfangenen Gelde Silberstern zur Hälfte zu bezahlen, überzeugt, daß er mit dem Reste warten rde.

Der Abend nahte bereits, als sie abermals bei dem Geldleiher er ien. Sie erklärte, unvorhergesehene Umstände nöthigten sie, die Trans on zu erneuern und behändigte ihm ihre Diamanten. Der Pfand er verbeugte sich, bemerkte, daß solche Dinge ja öfter vorkämen und ann die Steine zu prüfen, „mehr um der üblichen Form willen", te er dabei. Diesmal beobachtete Frau von Rosenfeld die Prüfung leichtem Herzen, denn sie wußte ja, daß die Juwelen echt waren.

Plötzlich aber warf der Pfandleiher einen forschenden Blick auf sie.

„Dies sind nicht mehr dieselben Steine, welche Sie mir erst brachten, Madame", sagte er.

„Auf alle Fälle sind es meine eigenen Diamanten", erwiederte Laura, „und sicher den geforderten Betrag werth."

„Das eben nicht", versetzte Speitel. „Die vorigen Diamanten waren echt, diese aber sind unecht. Nehmen Sie dieselben zurück."

„Wie, unecht?" fragte Laura erstaunt.

„Ja, sie sind falsch, Madame; lassen Sie dieselben prüfen wo Sie wollen, man wird Ihnen sagen, daß sie kaum hundert Gulden werth seien. Hier waltet leider ein schlimmer Irrthum ob."

Speitel verbeugte sich und trat an seinen Schreibtisch zurück.

Laura wußte selbst nicht wie sie wieder auf die Straße gelangte. Sie sagte sich, daß sie eine völlig ruinirte Frau sei — sie hatte keine Diamanten, kein Geld und der schändliche Silberstern hielt ihre Note über 8000 Gulden in der Hand! Sie wollte nun hingehen und sich das Leben nehmen, dachte sie. Glücklicherweise machte sie diesen Gedanken nicht zur That, sondern überwand sich, ihrem Gatten bei dessen Nachhausekunft am Abend Alles zu gestehen. Sie warf sich mit gerungenen Händen ihm zu Füßen und beichtete unter strömenden Thränen mit lautem Schluchzen.

„Nein, nein, meine Liebe, Du bist nicht ruinirt", erklärte Rosenfeld lächelnd. „Weder Dir noch mir ist ein Schaden geschehen. Nun höre auf mich: ich habe Dir nur eine kleine Lection gegeben, um Deinen einzigen Fehler, Deine Verschwendungssucht zu curiren. Die Diamanten, welche ich Dir zu Deinem Geburtstage gab, waren falsch. Ich wußte, daß sie früher oder später in Besitz dieser canaillösen Frau Ellerholz gelangen würden, und nahm für diesen Fall dies Weib in meinen Sold. Sie dient ja Allen und zu Allem! Als der Moment kam, erhielt jene Frau von mir die echten Diamanten, welche sie Dir als falsche übergab. Nun fingirte ich meine Geldverlegenheit, wir verpfändeten die echten Diamanten, Du lösteſt sie ein und versuchteſt nachher die unechten zu verpfänden.

Was Silberstern betrifft, so ist er, wenigstens in Bezug auf Dich und mich, besser als sein Ruf. Er ist mein Freund und hat mir sein Wort gegeben, nur im Einverständniß mit mir zu handeln. Hier ist Deine Empfangsnote von ihm — zu Deiner Beruhigung kann ich Dir übrigens noch sagen, daß er nicht mehr in unsere Gesellschaften nach der Villa kommen wird. Den Mund zu halten hat er Grund genug.

Hier sind auch Deine echten Diamanten, ich erwarte, daß Du nicht versuchen oder in die Lage kommeu wirst, sie irgendwo zu verpfänden. Und nun gieb mir einen Kuß!"

Laura warf sich bewegt ihrem Gatten an die Brust. Von Stund an war sie gründlich curirt, sie ist weder mehr putzsüchtig noch macht sie heimliche Schulden.

Die literarische Novität.

Eine Photographie nach dem Leben. Von Ernst Eckstein. *)

Wir befinden uns in der angeregtesten Theegesellschaft. Die geschmackvoll ausgestatteten Räume strahlen, vornehm und behaglich zugleich, im Schimmer der broncenen Candelaber. Herren im schwarzen Anzug oder in glänzender Uniform stehen plaudernd in Gruppen vertheilt. Um die Tische blitzt und funkelt es von prächtigen Augen, kostbaren Armspangen, schneeigen Schultern und blühenden Toiletten. Alma, die hübsche, junge Frau eines wohlsituirten Kaufmanns, lehnt im Fauteuil und lauscht andachtsvoll dem Gespräch zweier Damen, die sich über das neueste Buch des weltberühmten Poeten Feodor Müller, über die Nachtstücke unterhalten.

„Ja, beste Frau Hofräthin", fragt sie endlich, die Spitze ihres reichgeschnitzten Fächers betrachtend, „wo und wie sind diese ‚Nachtstücke' denn zu haben?"

Die Hofräthin kehrt ihr mit einer wichtigen Protectionsmiene das rundliche Angesicht zu und versetzt:

„Ich habe mir das Büchlein geborgt."

„Und wo? wenn ich fragen darf?"

„Bei meiner Hausgenossin, der Frau Professorin."

„Ah, bei Frau Tränkler?"

„Jawohl. Frau Tränkler ist mit unserm gefeierten Müller intim befreundet. Sie bekommt von Allem, was Müller schreibt, ein Freiexemplar."

Alma blickt nachdenklich vor sich hin.

„Die Nachtstücke muß ich lesen!" Das ist der schöne Entschluß, der immer tiefer in ihrer kunstverständigen Seele Wurzel schlägt.

* * *

Tags darauf treffen wir die reizende junge Frau vor dem Toilettenspiegel ihres Boudoirs. Sie ist zum Ausgehen gerüstet; sie will zur Professorin, um die Nachtstücke zu holen.

Wie sie eben zur Thür schreitet, meldet ihr Zöfchen, der Clavierlehrer sei im Vorzimmer.

„Mon dieu, liebster Herr Triller, ich hatte Sie vollständig vergessen! Heute kann ich unmöglich! Bitte, Liddy, gieb Herrn Triller die Marke! Sei'n Sie nicht böse, Herr Triller! Kommen Sie Donnerstag!"

---

*) Obige heitere und doch sehr lehrreiche Skizze entnehmen wir dem kürzlich erschienenen Werk „Glück und Erkenntniß. Studienblätter und Skizzen von Ernst Eckstein, Leipzig, Verlag von Richard Eckstein. Der geistvolle Autor hat, wie obige Probe beweist, wieder einmal in der satirischen Bekämpfung socialer Gebrechen sich als Held der Feder gezeigt. In Ernst und Scherz entrollt er in seinem Buch farbenfrische Bilder mit weitem Hintergrund und weiß das utile mit dem dulce sehr glücklich zu mischen.

Die Redaction.

Preis der Unterrichtskarte: 2 Mark 50 Pf.

Alma tritt aus dem Hause.

„Wahrhaftig, es regnet!“ murmelt sie, ins graue Gewölk blickend. „Nun, den Schirm hab' ich ja Gott sei Dank bei mir, und der Droschkenstand ist gleich drüben in der Fabriciusstraße.“

Sie huscht mit der Grazie eines Rehes über das schlüpfrige Trottoir und biegt um die Ecke. Anmuthig winkt sie dem Kutscher.

„Margarethenstraße zwölf!“

Lustig geht die Fahrt durch die lärmende Großstadt. Nach zwanzig Minuten hält die Droschke vor einem schönen vierstöckigen Gebäude.

„Sie können warten“, sagte Alma zum Kutscher.

Sie steigt die Treppe hinan. Sie klingelt.

„Wie? Die Frau Professor ist nicht zu Hause? Das ist ja schade! Nun, so sagen Sie, ich hätte die Absicht gehabt, mir auf ein paar Tage die Nachtstücke von Feodor Müller zu borgen. Wenn die Frau Professor gütigst erlaubte, würde ich morgen die Liddy oder den Franz schicken.“

„Will's besorgen“, sagt die dralle Justine.

Alma betritt wieder die Straße. Eilig, wie sie ist, faßt sie den Griff der Droschke, um selber den Schlag zu öffnen.

„Abscheulich! Der Griff ist ja naß! Die schönen Handschuhe! Wahrhaftig total ruinirt!“

Preis der Handschuhe: 3 Mark. Preis der Droschke für Hin- und Rückfahrt: 1 Mark 50 Pf.

* * *

Am folgenden Tage liegt Alma etwas gelangweilt auf ihrer blauseidenen Longue-Chaise. Vor ihr steht Liddy, ihr Zöfchen.

„Der Herr läßt sagen, er könnte jetzt den Franz nicht entbehren.“

„So geh' Du.“

„Aber gnädige Frau wissen doch, die Plätteisen sind gerade heiß...“

Alma unterdrückte nur mühsam eine Bewegung des Unmuths.

„So hol' einen Dienstmann.“

Das Mädchen geht, und der Dienstmann kommt. Er empfängt den Auftrag, bei der Frau Professorin Tränkler die Nachtstücke von Feodor Müller zu holen und kommt nach Verlauf einer Stunde zurück, — betrübsamer Weise ohne die mehrfach erwähnten Nachtstücke.

„Die Frau Professorin läßt bedauern. Sie hätte das Buch gestern früh anderweitig verborgt.“

Preis des Dienstmanns für hin und zurück: 1 Mark.

Wie er sein Geld in Empfang genommen und sich eben entfe hat, ruft Alma ihm nach. Er kommt zurück.

„Sie befehlen?“

„Geh'n Sie doch 'mal zu Knöbler in die Leihbibliothek und frag Sie, ob das Buch dort nicht zu haben ist.“

Der Dienstmann nickt und eilt den Befehl auszuführen.

Nach einer Weile vermeldet er, das Buch sei in der Leihbibliot noch nicht angeschafft.

Preis des Dienstmanns für den Gang in die Leihbibliothek: 1 Mark.

„Abscheulich!“ sagt Alma schmollend. „Ich hätte nun so für's Leben gern das Buch heute schon!“

* * *

Gegen Abend kommt ihr Gemal.

„Was fehlt Dir, liebes Kind?“

„Ach, nichts.“

„Du bist augenscheinlich verstimmt.“

„Ich ärgere mich, daß ich die Nachtstücke von Feodor Müller nicht kriegen kann. Denke nur . . .“

Sie erzählt ihre vergeblichen Anstrengungen.

„Ja aber, liebes Kind, so schick' doch einfach zum Buchhändler!“

Alma springt hastig empor.

„Das ist auch wahr“, sagt sie leuchtenden Auges; daran hab' ich gar nicht gedacht!“

Sie klingelt. Franz, der Diener, betritt in königlicher Haltung das Boudoir.

„Höre“, sagt der zärtliche Gatte, „geh' sofort 'mal hinüber zu Vogler und Compagnie, — du weißt ja, der Buchladen rechts an der Ecke, — und hol' ein Exemplar von Müller's Nachtstücken.“

„Schön, Herr Commerzienrath.“

Nach fünf Minuten kommt der Diener zurück und überreicht das Verlangte mit einer artigen Handbewegung.

„Was kostet das Buch?“ fragt Alma verwirrt.

„Eine Mark.“

Die junge Frau nagt sich heftig die Lippen. Sie macht im Geiste folgendes Rechenexempel:

Nicht abgehaltene Clavierstunde . . .	Mark	2.50.
Droschkenfahrt	„	1.50.
Ein Paar Handschuhe verdorben . . .	„	3.—.
Ein Dienstmann zur Professorin . . .	„	1.—.
Ein Dienstmann in die Leihbibliothek .	„	1.—.
Summa:	Mark	9.—.

— und kommt zu dem erhebenden Resultat, daß sie für den Preis ihrer Borg-Bemühung das Buch neunmal hätte kaufen können, ungerechnet das Freiexemplar.

Schöne Leserin! Mutato nomine de te fabula narratur! Laß Dir dies von Deinem Gemal oder von Deinem Papa oder sonst einem cornelius-fähigen Mitgliede Deiner Familie ernst-nachdrucksamst verdeutschen!

Salonpost.

C. G. in A. Der Staatshämorrhoidarius in den Fliegenden Blättern verdankt dem Münchener Maler und Dichter Graf Franz Pocci seine Entstehung.

P. v. G. in L. Franz von Dingelstedt besaß zehn Orden, aber keinen preußischen.

Valérie Z. Die Pariser „Gesellschaft" hat ein streng geregeltes Programm der fashionablen Vergnügungen. Das Pariser Jahr beginnt, wenn anderswo das Jahr aufhört. Im December nehmen die Premièren der wichtigen Theaternovitäten ihren Anfang, nach Neujahr beginnen die Salons und diplomatischen Empfänge, im März finden die großen Kunstversteigerungen im Hotel der Commissaires-Priseurs statt, und nach Mai und Juni, die den Malern und Bildhauern gewidmet sind, folgen im Hochsommer die Nationalfeste, die Revue in Longchamp und das Wettrennen um den Grand Prix von hunderttausend Francs, dann Sommerfrischen und Badecuren, Jagd und Schloßleben.

P. L. in Reichenberg. Man muß im Leben trachten etwas zu sein, und nicht zu werden, wie Ihr Exminister Unger sehr richtig sagte.

Berth. v. B. Es ist traurig, daß so viele Weiber die rechte Mittelstraße zwischen Prüderie und Frechheit nicht kennen, und daß sie immer entweder prüde, oder frech, oder gar — beides zugleich sind. In der That ist oft Prüderie beim Weibe mit dem höchsten Grade von Verderbtheit vereinigt. Da aber sowohl Prüderie als Frechheit entstellend wirken, so erscheinen solche Weiber häßlich in den Momenten, wo sie es am wenigsten sollten. Das ist ein beherzigenswerthes Wort eines Seelenkenners, wie es Robert Hamerling ist.

Stud. B. in G. Für Ertheilung des von Herrn Julius Gillis in Petersburg gewidmeten und vom Literatur-Institute von E. Last in Wien ausgeschriebenen Preises von Tausend Gulden österr. Währ. für die beste populäre Darstellung der Lehre Kant's von der Idealität von Zeit und Raum sind die Professoren der Philosophie Laas in Straßburg, Wundt und Heinze in Leipzig Preisrichter.

A. M. in Br. Das Büffet bei großen Gesellschaften ist eine moderne Sitte, die viele Gegner hat. Den Humor des Büffettreibens hat Adolf Menzel in seinem bekannten Bild „Ballsouper" köstlich geschildert. Eine vernichtende Kritik des Büffets giebt Rudolf Gottschall in seinem interessanten Roman „das goldene Kalb." „Nichts", sagt dort ein feiner Beobachter, „giebt ein demüthigenderes Bild menschlicher Schwäche und Bedürftigkeit, als der Anblick einer Gesellschaft, die auf ein gegebenes Zeichen sich auf ein Büffet losstürzt. Anfangs bemerkt man noch schüchterne Verschämtheit, ein zartes Sträuben im Gefühl der Menschenwürde; die ersten nahen sich noch zaghaft, sie scheuen sich, ihren Hunger und Durst so durch eine kühne Offensive zur Schau zu stellen, während man ihm am gedeckten Tisch doch in anständiger Weise entgegenkommt; aber die Nachdrängenden zwingen auch die ersten, gierig und heftig zuzugreifen. Bald ist die entfesselte Meute in wilder Thätigkeit, es lösen sich alle Bande frommer Scheu, man kämpft um die Löffel und Gabeln, um die besten Stücke von Fleisch und Braten, fäbelt von zwei Seiten in die Mehlspeisen hinein, löffelt die Reste eines italienischen Salats gleichzeitig von rechts und links mit krampfhafter Angst, sich den Löwenantheil zu sichern. Für die Harpyen der griechischen Sage giebt es kein besseres Bild, und daß diese Harpyenkrallen auch beflecken, davon wissen die Tischtücher und Kleider zu erzählen. Da giebt es Erbpächter einzelner Gerichte, die bei ihnen ihr Standquartier aufschlagen und jeden Fremden, der mit räuberischen Instrumenten sich ihrem Schatze naht, als einen frechen Eindringling behandeln; dann andere, die herumkosten, welche einen Peterspfennig von jeder Schüssel einkassiren; dann neidische Genüßlinge, welche dem Nachbar den letzten Rest vom Teller vorweg nehmen, kurz, ein Büffet ist, wie eine Plünderung im Kriege, dazu geeignet, die Bestie im Menschen zu entfesseln und zur Schau zu stellen."

Neueste Moden.

Nr. 1 bis 3. Anzüge für Mädchen von 2 bis 5 Jahren.

Nr. 1. Mädchen von 2 bis 3 Jahren. — Gefältelter Rock von Zephirtuch. Ueberkleidchen mit Plissésbahn am Vordertheil und untertretendem Extra-Schooß-

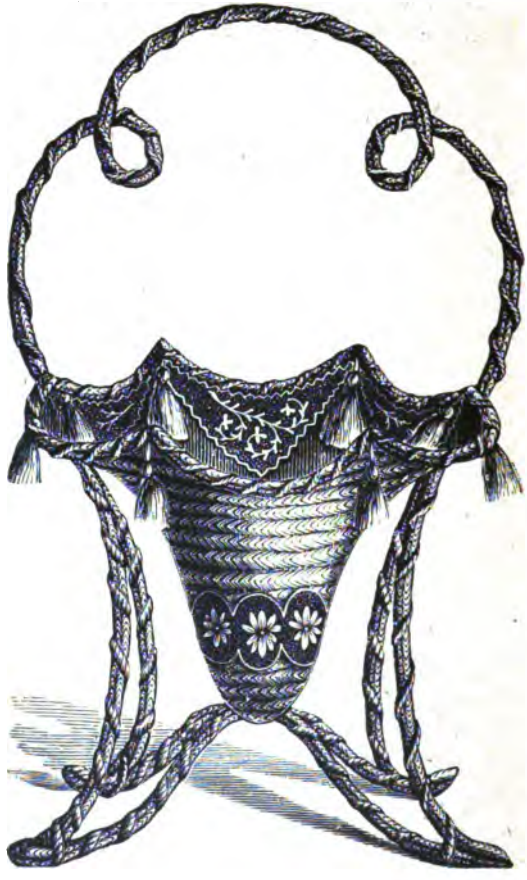
1 2 3

Nr. 1 bis 3. Anzüge für Mädchen von 2 bis 5 Jahren.

teil. Ueber die Plissés, die vorn Gilet bilden, drei in gleichen Entfernungen von einander abstehende Querpatten von Spitze oder Stickerei. Viereckiger, mit Spitze besetzter Halsausschnitt. Taschen und Aermelaufschläge in gleicher Weise ausgeziert.

Nr. 2. Mädchen von 5 Jahren. — Zwei erst von den Seitentheilen an beginnende Volants von Wollenstoff, von denen der untere in flache gleichmäßige, der obere in abwechselnd breite und schmale glatte Falten gelegt ist, simuliren den Rock. Das Ueberkleidchen, englische Robe genannt, hat lang herabgehende Vordertheile, wesentlich kürzere Seitentheile und ein in spitze Postillonschöße ausgehendes, mit Schleifen und Metallknöpfen verziertes Hintertheil. Runder doppelter Kragen. Aufschläge von Bouillonnés.

Nr. 3. Mädchen von 4 bis 5 Jahren. — Ueberkleid von Doppel-Foulard mit kurzem runden Rock, der mit zwei Reihen weißer Spitze und mit einer viereckigen,



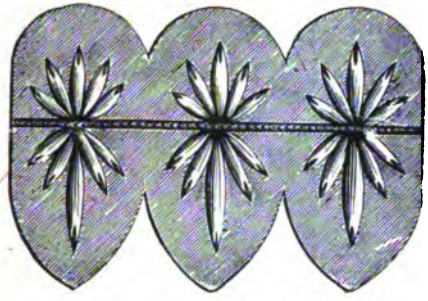
Nr. 4. Korb zum Aufbewahren von allerhand Kleinigkeiten. (Mit zwei Dessins.)

ebenfalls mit weißer Spitze besetzten Tasche garnirt ist. Auf der Rückseite eine gr Schleife mit vier Enden. An den Aermelaufschlägen und dem Kragen ebens weiße Spitze.

Nr. 4 bis 6. Korb zum Aufbewahren von allerhand Kleinigkeiten. (M zwei Dessins.)

Der Korb von neuer und eleganter Form besteht aus Strohgeflecht und ist i einem Gestell von lackirtem Rohr befestigt, um welches sich eine starke Schnur v blauer, havanafarbener und granatrother Wolle windet. Im Innern des Kor

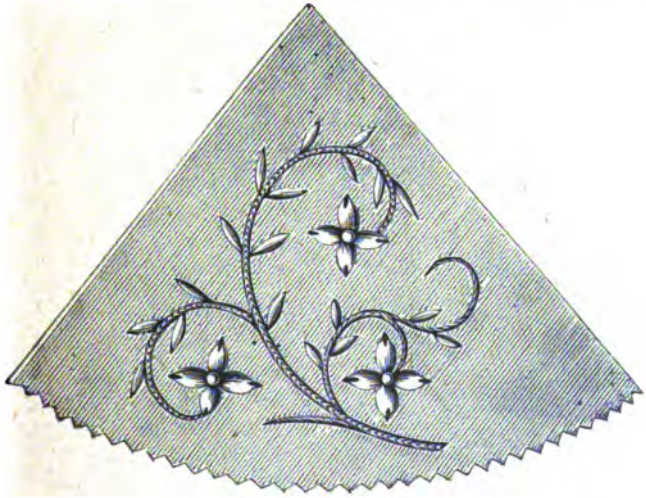
wird ein kleines Lambrequin von himmelblauem Tuch angeheftet, welches mit dem Dessin Nr. 24 im Kettchenstich in zwei Nüancen havanafarbener Seide bestickt ist. Die Blümchen sind im russischen Stich in schattirter rosa Seide. Als äußere Verzierung dient ein nach dem Dessin Nr. 23 in havana und rosa Seide gestickter Streifen von blauem Tuch. Die spitzen Ecken des obern Randes werden mit Quasten von havanafarbener und hellblauer gekämmter Wolle garnirt.



Nr. 5. Dessin zum Kleinigkeitenkorb.

Nr. 7. Regen- und Reisemantel.

Der Rock dieses Mantels ist von der Rücktaille ab mittels eines angesetzten Schooßes gefältelt und die obere Vordertaille von links nach rechts geknöpft. Vorn, etwas über Kniehöhe, öffnet sich der oben übereinander geschlagene Mantel und tritt nach unten immer weiter auseinander. Um die Taille eine Gürtelschnur mit verschlungenen herabhängenden Passementerieenden. Der Mantelkragen ist an der linken Seite der Brust mit einer gleichen, mit Quasten verzierten Schnur wie die des

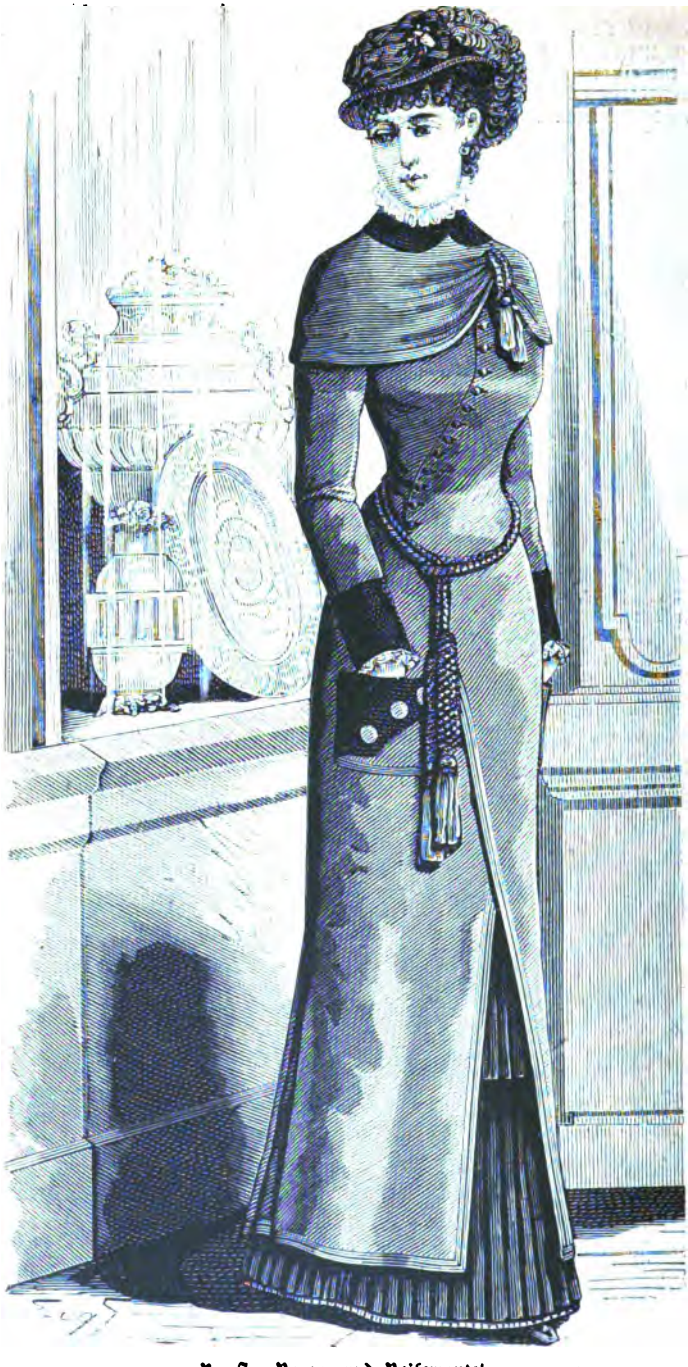


Nr. 6. Dessin zum Kleinigkeitenkorb.

ürtels gerafft. Kragen, Aermelaufschläge und Taschenverzierungen von Sammet der Plüsch. Sämmtliche Knöpfe sind von incrustirtem Elfenbein. Als Stoff kann für Staubmäntel übliche verwendet werden.

Nr. 8. Anzug für ein junges Mädchen oder junge Frau.

Robe von weißer Surah; die Schürze ist vom Taillenschooße an ringsum bis



Nr. 7. Regen- und Reiſemantel.

Nr 8. Anzug für ein junges Mädchen oder junge Frau.

unten herab mit Plissés von Tüll oder Phantasiespitze bedeckt. Der herzförmige Taillenausschnitt ist zu beiden Seiten mit schmalen Faltenlagen besetzt. Um die Taillenmitte ein Gürtel von breitem Band mit langen Schluppen. Die sehr langen Schöße sind am Rande in Panierdraperien gerafft. Das abgerundete Fischü von Seidengaze ersetzt den Kragen und wird mit einer Blumenbrosche geschlossen. Die beiden Enden des Fischü bilden ein geschlängeltes Spitzenjabot, das bis an den Gürtel herabreicht, woselbst sich eine, sich um den linken Schooß windende Rosenguirlande anschließt, welche auf der Rückseite angehäkelt ist. Die Schooßenden der Hintertheile, welche wesentlich länger als die übrigen, sind in Falten zu ordnen.

Nr. 9 u. 10. Einkaufskörbchen mit Zugbeutel. (Mit Dessin.)

Der Körper desselben besteht aus einem einzigen Stück groben Java-Canevas, welcher an den Seiten durch drei große eingesetzte Falten zusammengehalten wird. Der obere Rand wird mit einem im Hochstich in feiner offener Seide gestickten Lambrequin von pfaublauem Plüsch nach dem Dessin Nr. 20 garnirt. Das Maßliebchen in der Mitte ist rosa und das an der Seite weiß mit grau schattirt; die beiden

Nr. 9. Einkaufskörbchen mit Zugbeutel. (Mit Dessin.)

anderen sind roth. Die Kelche sind gelb im Knötchenstich, die Blätter frischgrün und dunkelgrün, die Blattrippen roth und die Stiele braun. Um die Zacken des Lambrequins zieht sich ein grün und braun nüancirter bogenförmiger Galon. Für den Zugbeutel ist johannisbrodbrauner Atlas gewählt. Die Henkel sind aus Canevasfäden geflochten. An jeder Seite des Korbes eine johannisbrodbraune Atlasschleife.

Nr. 11 u. 12. Anzüge fürs Haus.

Nr. 11. Anzug von blaßblauem und dunkelblau changirendem Atlas. — Runder Rock. Quer über die Schürze von blaßblauem Atlas geht in etwa halber Rockhöhe eine schmale Rundperlenfranse. Die Weite des Rockes wird mehr nach hinten gedrängt und verliert sich auf der Rückseite in dicke Röhrenfalten. Prinzeß-Tunika mit tiefen Falten an der hintern Mittennaht unterhalb der Taille; an den Seiten einfach in dicke Röhrenfalten gerafft. Vorn an der rechten Seite geknüpfter Gürtel mit Perlenfransen an den Enden. Auf der Brust ein assortirtes Blumenbouquet. Die unten eng anliegenden Aermel sind oben etwas bauschig, als wären sie in Falten gelegt; als Aufschläge Spitzenrevers.

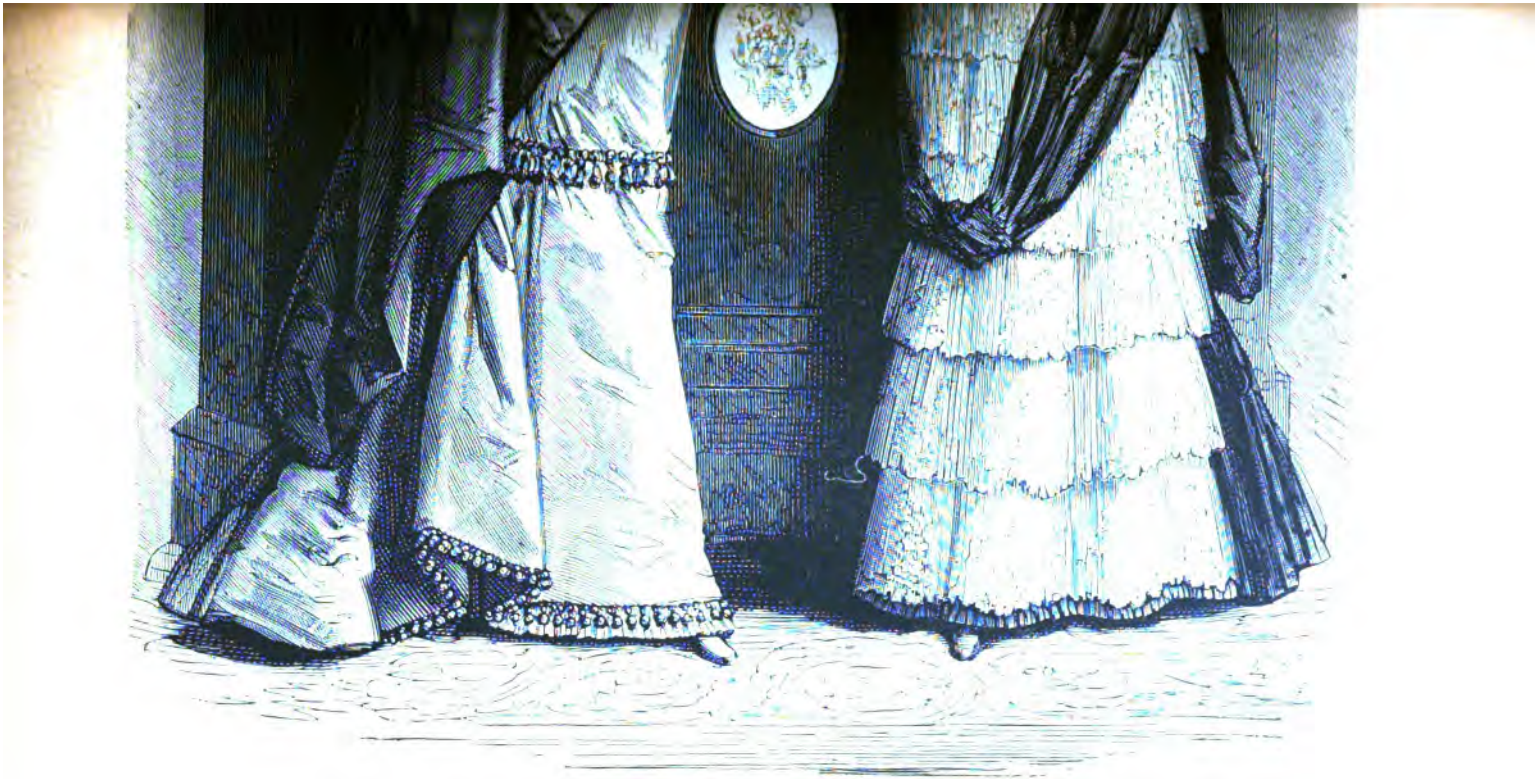
Nr. 12. Eleganter kurzer Anzug von weißer Spitze und glattem und gestreiftem Atlas. — Die Schürze ist mit weißen Spitzenvolants bedeckt, welche von unten nach oben zu immer kleiner werden. Ueber die Schürze zieht sich schräg eine Schärpe von dunkel gestreiftem Atlas; auf der Rückseite ist sie geknüpft und fällt in zwei in unregelmäßige Falten gebrochene Bahnen als Tunica auf den Rock herab,

Nr. 10. Dessin zum Einkaufskörbchen.

und zwar bis an das hohe Plissé von glattem Atlas. Offene Citraßtaille mit einem weißen geschlängelten Spitzenjabot garnirt. Die halblangen Aermel sind am Ellbogen mit gestreiftem Atlas und weißer Spitze ausgeschmückt.

Nr. 13 u. 14. Juwelenkästchen. (Mit Dessin.)

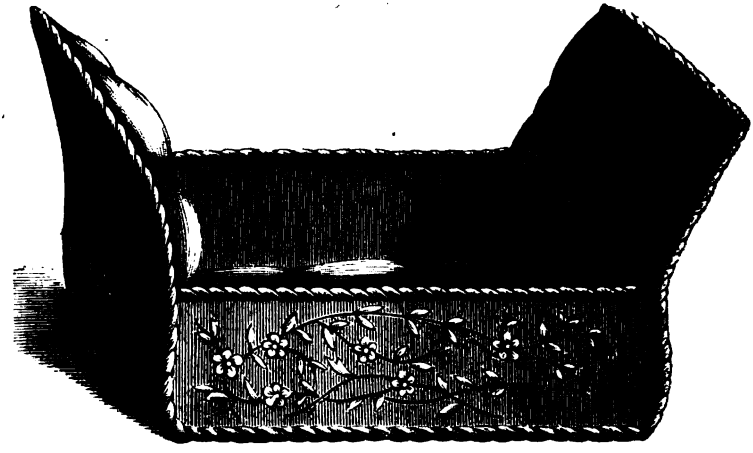
Dieses niedliche Toilettestück in Form eines Bettchens besteht ganz aus Atlas



11 12

Nr. 11 u. 12. Anzüge fürs Haus.

Zum Aeußern wird schwarzer Atlas genommen, auf welchen das unter Nr. 14 in wirklicher Größe gegebene Dessin der Vorderseite im Hochstich in algerischer Seide mit nur einem Faden gestickt wird. Die entgegengesetzte Seite wie die Lehnen werden in gleicher Weise ausgeführt. Das Stickdessin zeigt eine Guirlande von ineinander verschlungenen Vergißmeinnichtzweigen; die Blümchen sind in frischblauen Nüancen mit einem gelben Knötchenstich in der Mitte; die kleinen Knospen sind rosa; das Blattwerk ist in verschiedenem Grün, vom röthlichen und gelblichen bis



Nr. 13. Juwelenkästchen (Mit Dessin.)

zum bronzeschillernden; die Stiele braun. Das Innere ist mit himmelblauem Atlas gepolstert und alle Ränder mit einer himmelblauseidenen Schnur benäht.

Nr. 14. Dessin zum Juwelenkästchen.

Nr. 15. Bordüre für einen Tafelteppich.

Das Dessin wird weiß auf dunkelgrünes Tuch gezeichnet. Die Contouren himmelblauer Wolle sind mittels Stichen in goldgelber algerischer Seide zu befest und werden dann durch dicht neben einander gestellte Stiche in johannisbrodbrau Seide ausgefüllt. Das Gitterwerk ist im Lanzettstich in gleicher Farbe mit K- chenstichen in gelber Seide in den Zwischenräumen. Unten am Dessin wird Streifen von blauer Seite appliquirt, auf den Rauten in johannisbrodbrauner S mit langen gelben Stichen gestickt werden.

Nr. 16 u. 17. Nähkästchen zum Aufhängen. (Mit Dessin.)

Die Stickerei der Streifen, mit welchen das aus Spanischrohrstäben mit weißen Kugeln an den Enden zusammengesetzte Gestell des Nähkästchens garnirt ist, wird nach dem Dessin Nr. 17 auf sehr feinem hellen brasilianischen Canevas im Hochstich möglichst erhaben in feiner Seide ausgeführt. Die Blumen sind abwechselnd rosa und blau mit Kelchen in gelber Seide im Kleinknötchenstich, die Blätter in abgestuften Nüancen grün und die Gräserzweige in matten Nüancen. Wie ersichtlich, ist das Dessin für die breite Seite des Kästchens, wie für die Rücklehne das gleiche. Die Verbindung der Gestellstäbe mit den Canevasstreifen wird durch einen Galon von altgoldgelber Seide, auf den kleine, mit Nullen gefüllte Ranten eingestickt sind, bewirkt. Der Ansatz wird durch eine assortirte Rundschnur verdeckt. Zur weitern Verzierung werden an den Ausläufern der Gestellstäbe Quasten von kirschrother und

Nr. 15. Bordüre für einen Tafelteppich.

altgoldgelber Seide angehängt. Zur Fütterung des Kästchens und zu der Falte zu beiden Seiten ist cerisrother Atlas zu verwenden.

Nr. 18. Gehäkelter Einsatz für einen Unterrock.

Ueber die erste Masche der Kette wird eine Schlinge gezogen * und der Faden von rückwärts nach vorn über die Nadel geworfen, als wolle man ein Schlinge bilden, hierauf wird er über die beiden folgenden Schlingen gezogen, was vom Sternchen an bis zum Ende der Reihe wiederholt wird; die Maschen werden abgezogen, wie bei gewöhnlicher tunesischer Häkelei.

Nr. 19. Auf der Gabel gehäkelte Franse.

Diese Franse wird in bekannter Weise auf einer der Höhe angemessenen Gabel gehäkelt. Je nachdem man sie hoch haben will, wird die Arbeit noch ein oder mehrere Male wiederholt und dann der zweite Kopf mit einer Häkelnadel an dem

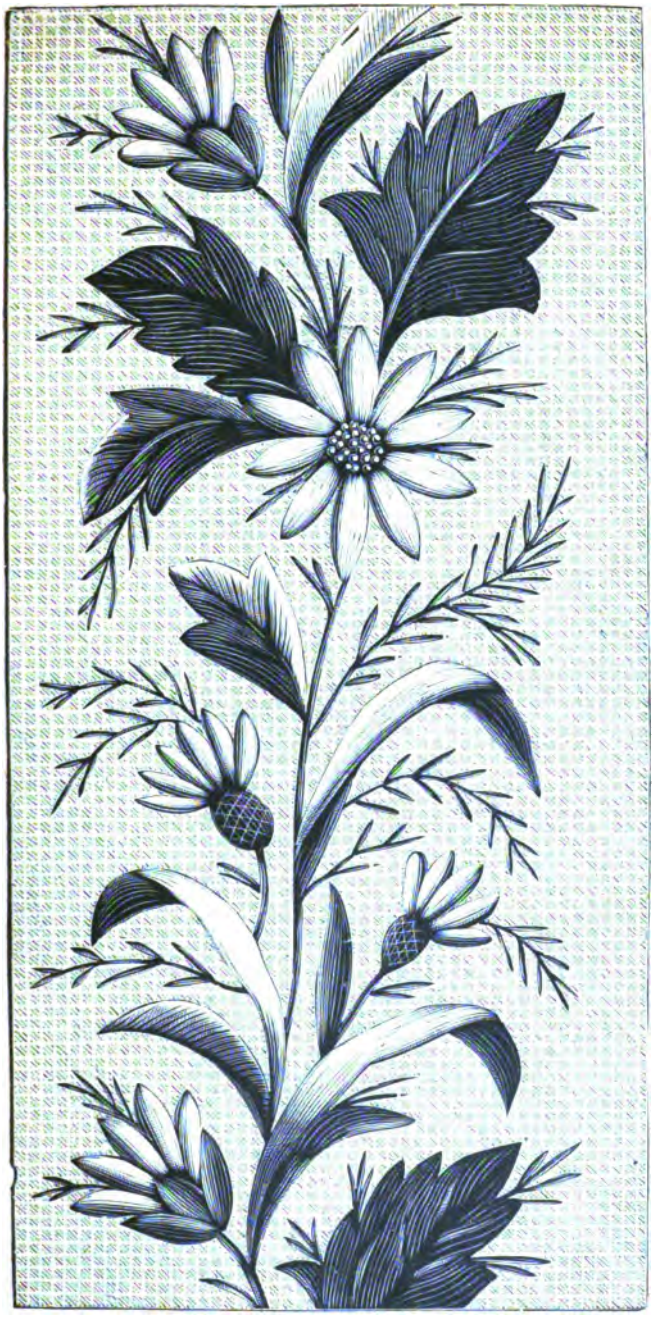
ersten befestigt. Nach dieser Methode lassen sich sehr hohe Gitterfransen herstellen. Der unterste Kopf wird mit kleinen Quasten garnirt. Eine solche Franse in schwarzer oder farbiger Seide ist eine schöne Zierde an Ueberwürfen und anderen Confectionen.

Nr. 20. Gehäkelte Bordüre für einen Unterrock.

1. Reihe: 2 Stäbchen in eine Masche, 2 Luftmaschen, 2 St. in die folgende M.,

Nr. 16. Nähkästchen zum Aufhängen. (Mit Dessin.)

4 M. übersprungen und wiederholt. — 2. u. 3. Reihe: 2 St. unter 2 Lm., 1 Lm., 2 St. unter die Lm., 1 Lm. Wiederholt. — 4. Reihe: 1 Doppelm. zwischen die beiden ersten St. der vorhergehenden R., 3 Lm., 1 Doppelm. in die nämliche M., 1 Dm. unter die Lm., 3 Lm., 1 Dm. in die näml. M., 1 Dm. zwischen die beiden folgenden St., 3 Lm., 1 Dm. in die näml. M., 1 Dm. zwischen die Muscheln

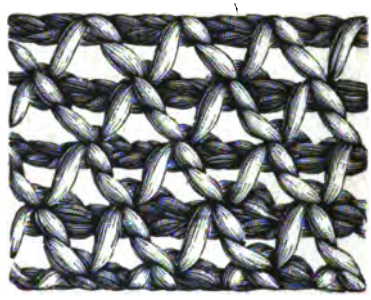


Nr. 17. Deſſin zum Nähkäſtchen.

Unter die Muscheln eine Reihe Lm., wobei in jede der drei Reihen 1 Lm. Für den Rand werden die M. in derselben Weise aufgenommen und dann wiederholt.

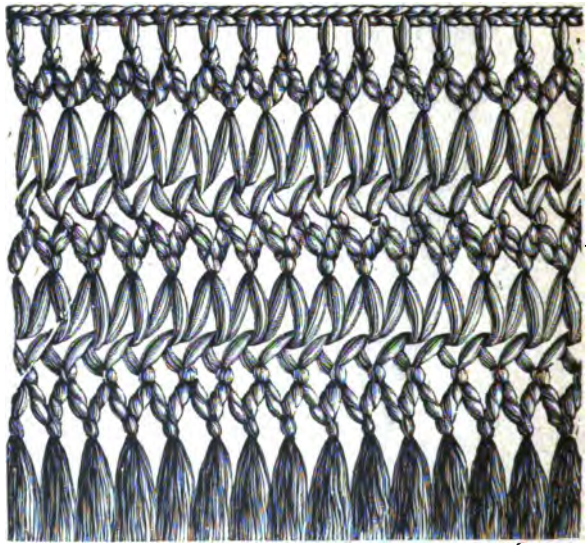
Nr. 21. Kragenecke.

Auf den Kragenstoff, Battist oder Nansouk, spannt man ein Stück Stramin,



Nr. 18. Gehäkelter Einsatz für einen Unterrock.

auf welchen das Dessin im Kreuzstich in die kleinen ausgezählten Carrés zu sticken ist. Nach beendetem Sticken werden die Straminfäden ausgezogen. Zum Sticken nimmt man entweder farbiges Zeichengarn, schwarze dreidrähtige Wolle oder Floretseide. Dieses sehr leichte Stickereigenre ist sehr beliebt zur Garnirung von Röcken, Blousen, Schürzen 2c.

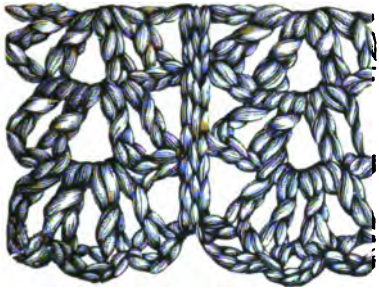


Nr. 19. Auf der Gabel gehäkelte Franse.

Nr. 22. Einsatz in italienischer Stickerei.

Auf den zu bestickenden Stoff heftet man einen Streifen Stramin und st darauf das Dessin, wobei der Faden nur an einer Seite von jedem Carré Stramins durchgezogen wird. Es läßt sich dies sehr leicht bewirken und ergi einen sehr hübschen Eindruck, sobald die Faden des Stramins ausgezogen fi Die Stickerei geschieht entweder mit Floretseide auf Ecru-Leinwand, oder auf ein

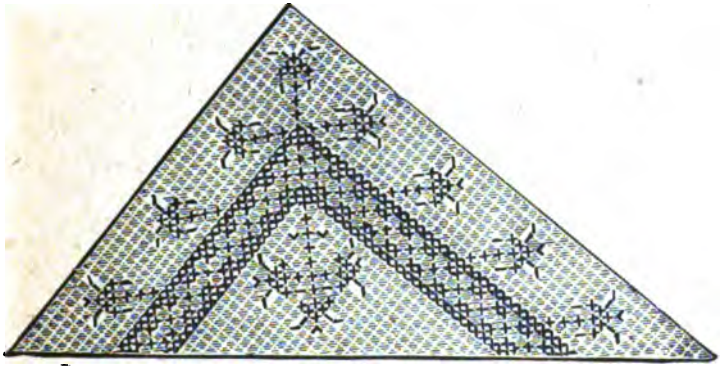
Wollenſtoff mit ſehr feiner Wolle oder Seide. Der Einſatz dient zur Verzierung von Kinderkleidern, kleinen Teppichen oder Servietten.



Nr. 20. Gehäkelte Bordüre für einen Unterrock.

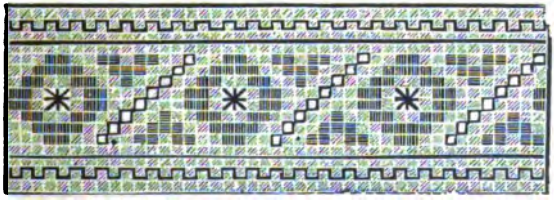
Nr. 23. Viertel eines Tabaksbeutels.

Dieſer Beutel wird aus vier Theilen zuſammengeſetzt, welche durch eine innere



Nr. 21. Kragenecke

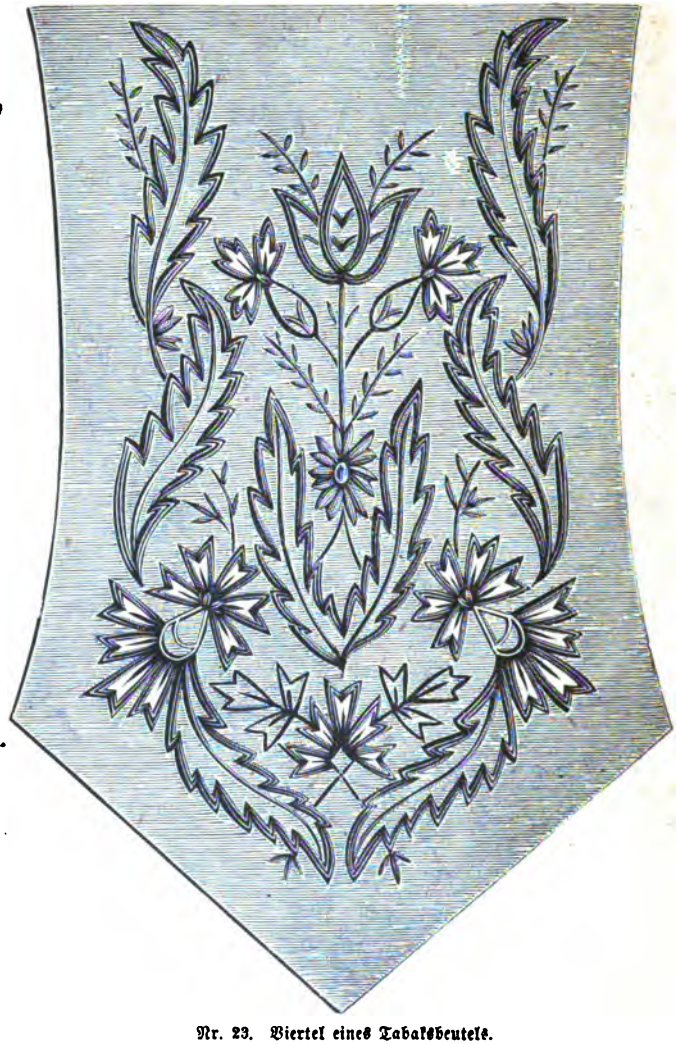
Naht mit einander verbunden werden und jeder Theil wird mit weißem Leder oder Schweinsblaſe gefüttert. Die Stickerei wird im ruſſiſchen Stich in Seide auf



Nr. 22. Einſatz in italieniſcher Stickerei.

warzem Caſchmir ausgeführt. Die großen Blätter haben einen hell- und einen -kelhavanafarbenen Strich. Die obere Blume hat zwei blau nüancirte Striche,

während die Blume zu jeder Seide durch zwei rosa nüancirte Striche hervorgehoben wird. Die Blume in der Mitte hat nur einen einzigen dunkelrothen Strich; außer-



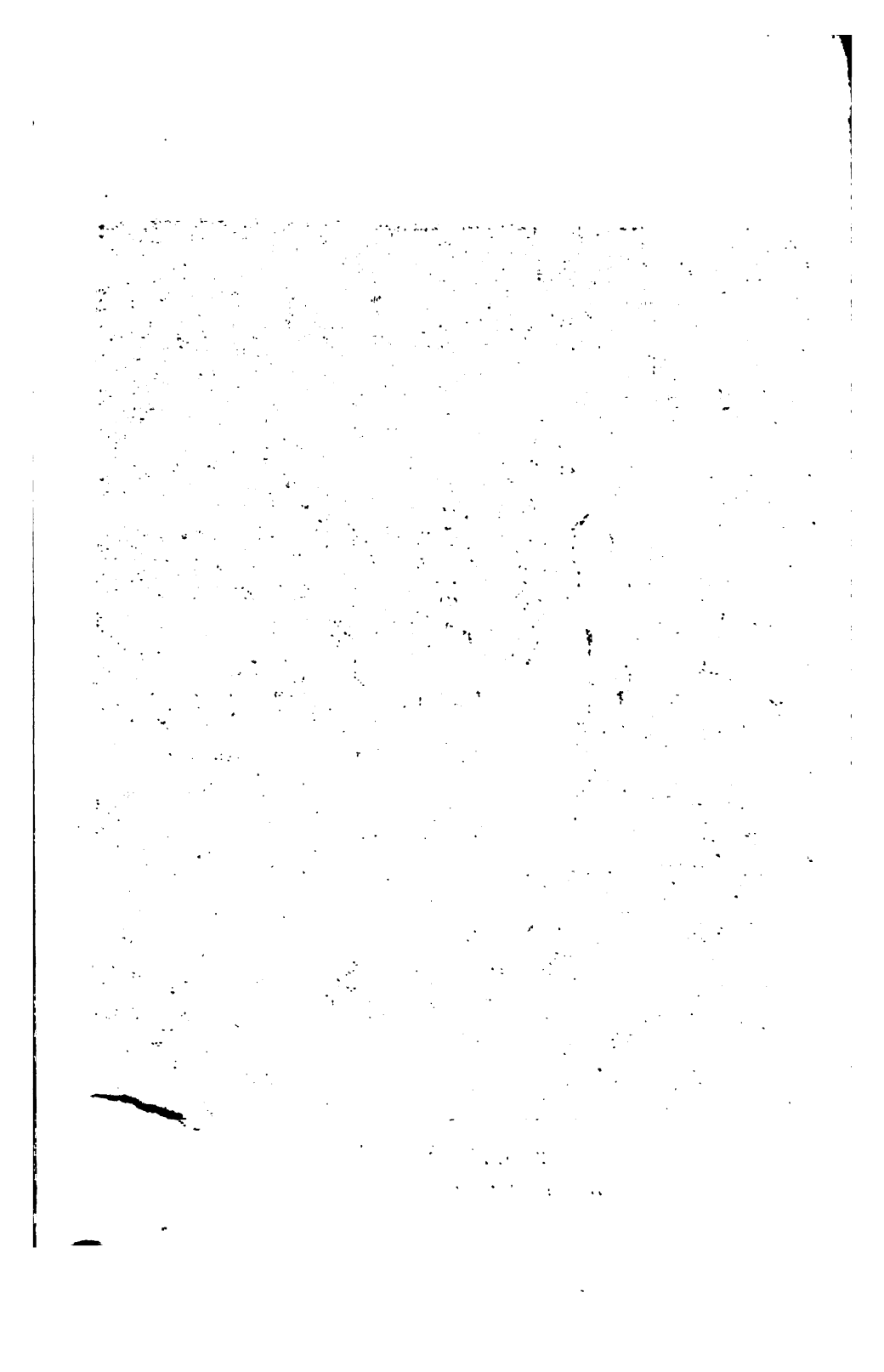
Nr. 23. Viertel eines Tabaksbeutels.

dem an jeder Seite noch eine blaue und eine rosa Blume und unten eine weiße Blume. Die Blattrippen sind gelb, die Stiele braun und die Blätter grün.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Der Mutter Geleitwort

Nach dem Gemälde von W. Roegge.



Der Salon.

Die Stumme.

Novelle von J. Niemann.

I.

„Sei mir gegrüßt, ſegentönendes Meer! Heilige Lieder ſingſt Du! Alte Leiden begräbſt Du! Du biſt mir der Letheſtrom, daraus die Seele ſich ewige Jugend und leiderlöſtes Vergeſſen trinkt.“

Er ſtand auf der Düne mit ausgebreiteten Armen und klopfender Bruſt. „Ewige Jugend.“ Er war noch jung. Nicht die Seele allein, auch die ſchöne Geſtalt, das frohbelebte Geſicht und die glänzenden Augen. Aber das Meer, das ein Stück ſeiner Kindheit und Heimat geweſen, hatte er ſeit Jahren nicht geſehen und wie es nun vor ihm lag, wiegenlied-rauſchend wie einſt, da war es, als tauchte aus ſeiner dunklen Bläue die glückſelige Knabenzeit, das Vaterhaus und die frühe verlorenen Eltern vor ihm auf. Das ſeitdem Erlebte und Erlittene ſank zurück, er kam ſich alt geweſen und wieder jung geworden vor, in der Irre gewandert und wieder heimgekehrt zu erlöſendem Frieden. „Sei mir gegrüßt“, rief er noch einmal und ſtand in Gedanken und Schauen verloren. Vor ihm der Strand lag weltverlaſſen ſtill, das Fiſcherdorf und den ſtattlichen Curort hatte er im Rücken, die ſchweigende Bucht aber, darüber hinaus der alte Leuchtthurm, der die Sonne liebend umfunkelte und die rollenden Waſſer, überſchauert vom Geiſte Gottes; das Bild hielt ihn mächtig gebannt.

Es war die rechte Stunde. Noch einige Zeit mußte vergehen ehe die Fiſcherboote von hoher See heimkehrten und harrende Frauen und Kinder den Strand belebten. Er ſtieg die Düne abwärts, ging dicht an ‘ıs Waſſer und duldete es träumeriſch, daß ihm der Wellenſchaum ſacht ber die Füße lief.

Die feuchte Berührung that es ihm vollends an. Mit kräftig beitenden Armen und gegengeſtemmten Schultern ſchob er ein Boot ım Strande. Es glitt in die bäumenden Wellen, da ſprang der Mann ıein, badete das von Anſtrengung glühende Geſicht ein paar Mal mit ı klaren Naß, zog die Ruder vor und trieb das Fahrzeug nach den en ſtarken Stößen ruhig ſicher in die Flut hinaus.

Die Fischer waren heimgekehrt. Hier und da machten sich einige noch mit Frau und Kindern an den Booten zu schaffen; im Dorfe glühten flimmernde Lichtchen hinter den Hüttenfenstern unruhig hin und her, der Leuchtthurm nur starrte mit weißem, ruhigem Schein wie das Gewissen des Strandes in die dunkle Ferne.

Jetzt lief auch das einsame Ruderboot in die Bucht. Der es gerudert tauschte ein paar Worte mit den Fischern, dann ging er allein über die Dünen, an dem Dorfe vorüber, auf ein am Waldessaum gelegenes Haus zu. Nur zwei Fenster zu ebener Erde waren erleuchtet. Hinter ihnen mochte das Stiftsfräulein von Benken, die alte Freundin seiner Mutter, eben sitzen.

Er trat an das Fenster und legte das Gesicht an die Scheiben. Da lag das vertraute Gemach mit den alten Großvatermöbeln. Steife Stühle, der große dunkle Schrank mit der blaugeblümten thönernen Vase oben; auf der Kommode unter dem Spiegel die beiden Porzellantassen und in der Ecke das Roßhaarsopha. Das war ja Alles wie einst. Und das Stiftsfräulein? Auf dem Tisch vor dem Sopha stand Theegeräth. Der Mann draußen sah die runden, silbernen Löffelchen, den lackirten Brodkorb, die Butterschnitte und über dem Kohlenbecken den kleinen kupfernen Kessel.

Fräulein von Benken aber war es nicht, die in dem hochlehnigen tiefen Stuhl saß. Wer aber? Ein Mädchen, vielleicht zehn oder zwölfjährig, mit einer Katze auf dem Schooß. Es hielt die Stirn gebückt, über welche lichtblondes Haar in sanften Ringeln fiel. Mit Kinderhänden strich es über die schwarzglänzende Katze, die streckte sich und blinzte mit den Augen. Jetzt hob die Kleine den Kopf und lehnte ihn rückwärts an die Stuhlwand, da leuchtete vom dunklen Grunde ein liebes frommes Menschengesicht mit meertiefen, stillen Augen. Etwas lautlos Stilles auch war in Ausdruck und Geberde des Mädchens. Es schwatzte nicht nach Kinderart mit der vierbeinigen Gespielin und lachte kein einziges Mal in Lustigkeit auf. Das ganze Vergnügtsein blieb in freundliches Lächeln und leise Liebkosung geschlossen wie die Lebensfreude des Lenzes in lieblicher Knospe. Die Katze bemerkte den Fremden draußen zuerst und sprang mit gekrümmtem Rücken empor. Nun klopfte er an das Fenster und bat um Einlaß. Sogleich stand das Mädchen im Lehnstuhl auf und kam an das Fenster. Es fragte nicht: „Wer ist draußen", sondern sah forschend hinaus und auf die Frage des Mannes nach Fräulein von Benken, nickte es still mit dem Kopfe, nahm ein Licht von dem Tische, ging durch das Zimmer, dann über den Flur und stand nun in der geöffneten Hausthür.

„Ist Fräulein von Benken zu Hause?" fragte der Fremde noch einmal. Die Kleine antwortete mit leiser Verbeugung, dabei öffnete sie zugleich die Zimmerthür, ließ den Besucher vorangehen und wollte, ohne ihm zu folgen, die Thür sacht wieder schließen, besann sich aber eines Andern, lief an dem Gast flüchtig vorüber bis an den Theetisch, blies dort ein paar Mal rasch in das Kohlenbecken, daß die Kohlen aufglühten und die Asche in das zarte Gesichtchen stäubte und war, ehe der Mann noch etwas sagen konnte, aus der Thür hinaus. Der vergaß übrigens, was er hatte fragen wollen, denn wie er nun im Zimmer stand, umklang ihn tausendstimmiges Erinnern. „O Heimat, Heimat!"

rief er und drückte die Hände vor die feuchtgewordenen Augen. Darauf kam Fräulein von Benken.

Sie trug das Spitzentüchlein auf dem Kopfe, wie früher, die Enden unter dem Kinn durch einen Goldring gezogen. „Siegfried", rief sie, „Du mein Himmel, Siegfried von Leßnau", und da sie es rief, wurde jedes Fältchen in ihrem hagern Altjungfergesicht zum Lächeln und die Hände, in denen sie ein noch ungebrauchtes, sehr geräumiges Taschentuch, wie einen halbgeöffneten Sonnenschirm gefaßt hielt, zitterten vor Freude.

Siegfried bückte sich auf diese Hände nieder, sie zu küssen.

„Ja ich bin es, lebendig und wirklich", sagte er. „Ich bin auf der Entdeckungsreise nach einer neuen Existenz und will, bevor ich sie gefunden, die Heimat wiedersehen. Finde ich die Stätte noch bereitet und das „salve" auf der Schwelle?"

Er beugte sich vor und sah das Fräulein mit bescheiden fragenden, liebenswürdig bittenden, unwiderstehlichen Augen an.

Der alten Stiftsdame kamen die Thränen in die ihren.

„Freilich, Freilich", sagte sie und winkte mit der Hand und schob ihm den großen Lehnstuhl hin, in dem die Kleine vorhin mit der Katze gesessen. Da sank er nun hinein und sah glücklich aus wie ein Knabe, der zu den Ferien heimgekehrt ist.

Fräulein von Benken aber fing an aus Schiebfächern und Schränken einen Vorrath von Leckerbissen herbeizuschaffen, wobei sie ab und zu sagte:

„Lieber Siegfried, bedienen Sie sich Ihrer Bequemlichkeit." Zuletzt saß sie neben ihm und sah ihn nachdenklich an, während er frohlaunig Allerlei fragte und erzählte. Zwischendurch aber sah er nach der kleinen Blonden hin, die wieder hereingekommen war und sich im Zimmer zu schaffen machte, wobei sie kein einziges Wort sprach. Manchmal vergaß er sie fast, dann sah er plötzlich wieder das feine Knospengesicht am Theetisch im Lampenschein, wie es lächelte, wenn er über dem Erzählen vergangener Geschichten lustig auflachte; oder die kleinen Hände stellten Brod und Zucker und Anderes vor ihn hin, wenn er eben danach hatte greifen wollen, füllten die Tassen wenn sie leer waren oder wiesen mit leisem Druck die Katze rückwärts unter den Tisch. Dabei die meeresstillen Augen, das Anmuthigfeine der Kindergestalt. Siegfrieds Gedanken wurden verwirrt und er unterbrach Fräulein von Benken mit der Frage:

„Wer ist die Kleine?"

„Das ist Lotty", erwiederte sie, wie wenn sie das Kind nur eben erst bemerkt, und fügte dann halblaut hinzu. „Armes Strandgut. Wir fanden sie einmal nach hohem Seegang und wie todt am Strande. Da wir sie wieder ins Leben gebracht, hatte sie die Stimme verloren und ist stumm bis zu dieser Stunde geblieben. Der Arzt meint, ein Schreck müsse ihre Zunge gelähmt haben, denn sie ist nicht taub. Aber das Stummsein und daß sie Niemand hat, schüchtert das arme Wesen ein, darum nahm ich sie an mich. Verstummt, wie auch mein Leben gewissermaßen ist, paßt es schon zu dem ihren. Ich will sie in ein Stift einkaufen", fuhr das Fräulein fort, und nickte der Kleinen zu; „ein gutes Gemüth ist sie und geht mir in der Wirthschaft zur Hand, denn wenn man alt ist, wird man steif."

„Ja, man wird steif", wiederholte Siegfried, die geschmeidig kräftigen Glieder in den Lehnstuhl streckend. Er wußte nicht, was er sagte. Seine Augen und Gedanken waren nun vollends bei dem kindlichen Mädchen.

Versiegelt also diese blühenden Lippen, diese stillen Züge eine rührende Klage, diese ernsten Augen ein Bitte: „O frage mich nicht, denn ich kann Dir nicht antworten."

„Arme Lotty!" sagte er halblaut.

Lotty aber, die Anfangs ruhig dagestanden, schüttelte jetzt den Kopf. Als wollte sie den Mangel freundlicher Worte ausgleichen, trat sie mit bittender Geberde näher, legte die Hand auf die seine und berührte mit der andern ein Schreibtäfelchen, das an ihrem Gürtel hing. Wollte sie ihm sagen, daß es dennoch eine Sprache für sie gäbe und damit die Trübe aus seinem Antlitz und seinem Herzen scheuchen?

Siegfried zog das freundliche Kind in seine Arme.

„Lotty, Du gutes Herz", sagte er, „wenn Du reden könntest, würde Deine Stimme den süßesten Klang haben, der von Menschenlippen gekommen." Und er küßte sie.

Das alte Fräulein machte vergrößerte Augen.

„Lieber Siegfried", sagte es, „das sind Lieutenantsfreiheiten, die —"

Siegfried aber lachte. „Vorbei, vorbei", rief er. „Die bunte Haut ist abgestreift und herausgekommen ist Siegfried, der Mensch, der nichts besitzt und nichts bedeutet. Einer, in dem, wills Gott, das Zeug zu einem Dichter steckt."

„Nun ja, für einige Zeit, auf Urlaub, ich verstehe."

„Auf immer", versetzte Siegfried, „ich sagte es ja schon."

Er war aufgesprungen und ging raschen Schrittes in dem Zimmer auf und nieder, dabei erschien er von größerm Wuchse als vorhin und sein Gesicht von Leidenschaft bewegt. „Es ist nicht anders", sagte er, „ich habe meinen Abschied gefordert, habe ihn fordern müssen."

„Lieber Himmel, wieder Einer", seufzte Fräulein von Benken. Sie mochte an das Strafbarste denken, wagte aber nicht zu fragen.

Unter dem ängstlich betrübten Blick dieser alten Augen wandelte sich Siegfrieds Wesen schnell in völlige Sanftmuth. Er blieb vor dem Fräulein stehen.

„Keine Bekenntnisse heute Abend", sagte er, „nur so viel: Es ist nichts vorgefallen, dessen ich mich vor Gott und mir selbst zu schämen hätte, sonst wäre ich hier nicht erschienen."

Während er so sprach, war Lotty mit dem Schreibtäfelchen zu der alten Dame getreten, hatte etwas darauf geschrieben und sah fragend empor.

Dieselbe las, lächelte melancholisch und hielt es Siegfried hin.

Der griff nach dem Täflein und las in kleiner feiner Schrift Worte: „Was ist ein Dichter?"

„Weißt Du es nicht?" fragte er. „Ein Dichter ist ein Mann, d Märchen und der Lieder, der lachenden und weinenden Geschichten. Glei dem ewigen Schöpfer baut er eine Welt aus Nichts."

In Lottys Augen ging ein Licht auf. Noch einmal nahm sie d Tafel und schrieb hastig: „Bist Du ein Dichter?" und lief, da er b jahend nickte, in die entlegne Ecke des Gemaches, kauerte dort vor einer

Schränkchen nieder und kehrte sogleich zurück, ein stark verlesenes Buch in den Händen. Es waren Uhlands Gedichte.

„Auch solche Lieder kannst Du machen?“ stand fragend in den lichten Augen.

Siegfried nickte wieder. „Komm, Lotty“, sagte er, „Du sollst dem Dichter in die Werkstatt schauen.“ Damit ließ er sich abermals in dem Lehnstuhl nieder und vor sich diese Beiden, das reizende Kind, das mit der schwarzen Katze im Arm ruhig lauschend ihm gegenüber saß und das Stiftsfräulein mit den Altjungferfalten in dem melancholischen Gesicht und dem großen Sonnenschirmtaschentuch und den zitternden Händen, war er der Mann der lachenden und weinenden Geschichten, erzählte in Versen und Prosa und baute nach Dichterart eine farbenschöne Welt aus nichts. Aus nichts? Rauschte das Meer nicht draußen den alten unvergänglichen Psalm und flüsterte es nicht drinnen im niedern Stübchen von Stimmen liebster Erinnerung? Es war die erste Nacht wieder in der Heimat und für ihn, der sie als ein Schiffbrüchiger des äußeren Lebens betreten, war sie geadelt durch freundliche Liebesthat an den zwei einsam stumm Gewordenen, durch heitere Dichterspende an die gebundene wortlose Menschenseele.

II.

„Warum ich aus der Armee habe scheiden müssen? Ich habe die Duellforderung eines Andern nicht angenommen“, sagte Siegfried.

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie sich nicht haben schlagen wollen?“

„So ists, Herr Justizrath.“

Der Justizrath, ein alter Herr, saß neben dem Stiftsfräulein auf dem Sopha. Als ein langjähriger Freund kam er bisweilen aus der Stadt heraus; er hatte auch Siegfrieds Eltern gekannt.

„Erlauben Sie, die Sache ist mir so unklar wie möglich.“

Nach seiner Weise ließ der Justizrath jedes einzelne Wort rund und langsam von der Lippe fallen.

„Es sollte doch so klar sein, wie nur irgend etwas“, sagte Siegfried, „daß ein denkender Mensch, der sein Gewissen lebendig fühlt, das Leben als ein heiliges Pfand, ein Gottesgeschenk versteht, mit dem blind zu spielen nicht erlaubt ist.“

Der Justizrath kniff die schmalen Lippen zusammen, dann ließ er ein halb verhaltnes, sonderbares Lachen hören, und sagte:

„Man geht heute freilich leicht genug mit diesem heiligen Pfande, wie Sie es nennen, um, leichter als man sollte; aber bei einem Soldaten befremdet die schonende Rücksichtnahme auf das eigene Leben doch —“

Ueber Siegfrieds Gesicht schlug ein lebhaftes Roth.

„Auch unter dem Begriff „Muth“ ist falsche Münze genug im Umlauf“, sagte er, „und für mich ist es keine Frage, daß größerer Muth dazu gehört, einer frevelhaften Sitte durch feste Weigerung ins Gesicht zu schlagen auf die Gefahr hin, für feig gehalten zu werden, als um einer elenden Lappalie willen ein paar Kugeln zu wechseln.“

„Erlauben Sie", sagte der Justizrath, „das Leben ist der Güter höchstes nicht und es giebt Fälle —"

„In denen es höchster Ruhm ist, dasselbe hinzugeben", unterbrach ihn Siegfried. „Braucht ein Soldat das noch zu lernen? Ich erkenne auch für das Duell solche Fälle an, in denen der Einzelne zum Vertreter der Nation, zum Verfechter der Wahrheit wird. Aber großen Einsatz nur um Großes — die persönliche Eitelkeit eines Elenden ist der erbärmlichste Grund —"

„Lieber Siegfried", bemerkte Fräulein von Benken, „Sie hätten ja Beide in die Luft zielen können, das soll manchmal vorkommen."

Der Justizrath ließ das mysteriöse Lachen hören.

„Erlauben Sie, Kugeln sind tückisch", sagte er, „aber vielleicht hätte die Welt an dem Elenden nichts verloren."

Siegfried warf ihm einen unwilligen Blick zu.

„Wer könnte das entscheiden, und überdies, er hatte Frau und Kinder; wie immer der Ausgang gekommen wäre, Gott helfe mir, ich konnte nicht anders."

„Und nun die Folge, lieber Siegfried?" sagte das Stiftsfräulein, „Sie wurden verachtet, gemieden."

„Wie sie Bessere als mich verachtet haben", versetzte er, „das war zu erwarten." Er nahm seine Wanderung durchs Zimmer wieder auf.

„Was aber nun?" fragte der Justizrath. „Sie sind nicht reich?"

„Blutarm", antwortete Siegfried.

In langsamster Bewegung ließ der Justizrath die Hand auf den Tisch fallen. „Der Mensch ist mir doch so unklar wie möglich."

Siegfried blieb wieder stehen. „Ich will nun Schriftsteller werden", begann er, „wenn es sein kann, Dichter. Von einsamer Stelle zu einem Publikum reden, das ich selber nicht zu kennen brauche, keinem Richter unter vier Augen Rede stehen dürfen, keine steife Lebensform auf den Leib geschmiedet, die das Beste in Einem erwürgt, das wird ein Lebensring sein von kunstloser Fassung, aber sein Inhalt ein reicheres Kleinod."

Die Gesichtsfalten des Stiftsfräuleins lächelten im Wiederschein dieser Zuversicht, der Justizrath aber zog seine Augenbrauen so hoch er konnte:

„Erlauben Sie", sagte er etwas rascher als sonst, „Verstehen Sie sich auf die literarische Mache? Haben Sie Bezüge zu den Fürsten der Presse? Glauben Sie, daß guter Wille und Erfolg als Zwillingsbrüder auf die Welt gekommen?"

Siegfried antwortete nicht.

„Es müßte denn sein, daß Sie gleich Anfangs einen glücklichen Wurf thäten, irgend ein Tagebuch Bismarcks oder Aehnliches in Petto hätten, das stückweis, bis in die Eingeweide, dem Geier Publikum blosgelegt werden könnte."

„Lieber Justizrath", fiel das Fräulein ein. Siegfried aber wandte sich mit lachenden Augen ab.

„Lotty", sagte er zu der Kleinen, die über dem Gespräch hereingekommen war und still am Fenster gestanden hatte, ohne den Blick von Siegfried zu wenden. „Lotty, wollen wir an den Strand? Ich zeige Dir, wie ich als Junge dort gespielt."

Augenblicklich war das Mädchen an seiner Seite und Hand in Hand gingen sie hinaus.

Als sie die Stube verlassen, sahen die Alten auf dem Sopha einander an und Fräulein von Benken sagte:

„Siegfried, der sein Leben nicht blind verspielen wollte, wäre doch im Stande, es jeden nächsten Augenblick in rascher Uebereilung für eine halbwegs gute Sache hinzuliefern, denn es ist ihm gegeben, das Ungewöhnliche in aller Einfalt zu thun, als wenn es das Tagtägliche wäre."

„Erlauben Sie, dann ist er für eine andere Welt gemacht, als für die, in der wir leben", versetzte der Justizrath.

Siegfried wanderte mit Lotty am Strande und fast hätte man sagen können, die Beiden schwatzten zusammen, so lebendige Zweisprach pflogen sie unterwegs. Er mit heiterem Erzählen, sie mit den fragenden Augen, dem feinen Aufmerken auf Alles um sie her, der sanften Beweglichkeit ihrer Geberden, die nichts von der erschrockenen Unruhe hatte, mit der sich Taube oft so störend bewegen.

Auf das Glücklichste fügte es sich, daß Siegfried in diesen Tagen seine Knabenzeit noch einmal rückerinnernd durchleben wollte und das Bedürfniß hatte, dieses Wiederleben in eine horchende Seele hineinzusprechen. Dabei empfand er des stummen Kindes Art wie Sabbathstille und schön mit dem Augenblick zusammen stimmend, denn das Wiederbetreten der Plätze, an denen man als Kind vor Jahren glücklich war, ist wie der Besuch der Kirche, nachdem man lange Zeit in keiner gewesen.

Mit unschuldiger Dienstwilligkeit hing ihm die Kleine an. So oft er allein ausging, trat sie in die Thür und sah ihm nach. Die Sonne fiel ihr dann goldig auf das helle Haar, daß es flimmerte, als wenn das Licht seine Sprache wäre und kam er später, als gewöhnlich heim, so saß sie wartend auf der Thürschwelle, die Ellenbogen auf das Knie, das Kinn in die flache Hand gestützt und sah mit stillen schlaflosen Augen nach ihm aus. Bei seinem Nahen sprang sie dann wie aus starrem Zauber gelöst empor, ergriff das Lämpchen im Flur und leuchtete ihm die Treppe hinauf nach seiner Kammer.

Vier Wochen brachte Siegfried so am Heimatsstrande, als ein Gast der alten mütterlichen Freundin zu. Mit dichterischen Plänen im Kopfe stand er Morgens auf und ging er Abends zu Bett und mehr als einen Brief, in dem er zu Verlegern, Schriftstellern und Redacteuren eine Beziehung suchte, trug er selbst zur Post. Gegen Ende der vierten Woche traf ein günstiger Bescheid aus Leipzig ein. Die Redaction eines vielgelesenen Blattes wünschte ihn als Mitredacteur mit ständigem Gehalt zu engagiren.

„Es war die höchste Zeit", sagte er, dem Stiftsfräulein den Brief hinbreitend. „Der Rest des schmalen Vatererbes ist verzehrt, aber nicht wahr, dem Wollenden gehört die Welt?"

„Wenn er noch jung ist", sagte Fräulein von Benken. „Und wann wollen oder müssen Sie fort?"

„Morgen!" versetzte er und während sie nun Beide eine Weile schwiegen, kam Lotty herein. Sie trat auf Siegfried zu und breitete aus ihrer Schürze einen Haufen Papierstreifen über ihn, alle mit der gleichen feinen Schrift beschrieben. Märchen, Sagen, Bruchstücke von

Liedern und Liedchen, die sie den Fischern und Dorfleuten abgehört, gesammelt und für Siegfried niedergeschrieben hatte.

Einem Bündel Blumen und Unkraut durcheinander vergleichbar, an den Wurzeln hing noch die frische Erde und der feuchte Waldgeruch.

Siegfried lachte, aber den gesammelten Schatz nahm er an sich.

III.

In aller Stille hatte Siegfried sich am nächsten Morgen fortstehlen wollen. Das Handköfferchen war gepackt, mit leisen Schritten ging er noch in der Kammer hin und wieder, ein paar Kleinigkeiten zusammenlesend, den Hut schon in die Stirn gedeckt als die Thür sachte geöffnet wurde. Lotty stand auf der Schwelle. Während ihre Augen suchend durchs Zimmer gingen, wurde ihr Gesicht blaß, wie in tödtlichem Schreck. So blieb sie reglos stehen und erst, als Siegfried, den Arm ausstreckend in leisem freundlichen Tone sprach: „Lotty, liebes Mädchen, komm näher", flog sie auf ihn zu und griff mit beiden Händen nach seiner ausgestreckten Rechten. Das ängstliche Flehen dieser heftigen Bewegung und des aufwärts gekehrten blassen Gesichtes, schnitt ihm ins Herz und liebkosend strich er mit der andern freien Hand über Haar und Wange des Kindes.

„Lotty", sagte er, „es ist noch Schlafenszeit, geh zu Bett, wir sehen uns, wenn es Tag ist, wieder."

Sie versuchte zu lächeln, aber umsonst. Thränen stürzten ihr aus den Augen, ganz wie geknickt war ihre Haltung und fester hielt sie Siegfrieds Hand umklammert.

Im Dorf hob jetzt das Glockenspiel an und er versuchte seine Hand zu lösen.

„Ich muß nun gehen", sagte er. „Es thut mir leid um Dich, aber dachtest Du, ich würde immer hier bleiben? oder Du könntest mit mir ziehen?"

Sie fuhr rasch empor und sah ihn an und ein jäher Aufblitz huschte es durch ihre Augen. Mit ihm ziehen? Sie hatte es freilich nicht geträumt, aber das war es. Mit ihm ziehen wollte sie, wohin er auch ging. Wie ein Lufthauch war sie aus der Kammer, aber als Siegfried mit dem Köfferchen herunterkam und in die Hausthür trat, stand sie dort, den Strohhut auf dem Kopfe, ein zusammengebundenes Tüchlein im Arm.

Er mußte lächeln über das drollig arme Geschöpf.

„So komm denn", sagte er gutmüthig und bei sich dachte er: „Ich will in Leipzig mit ihr zu einem Arzt gehen, ob er sie von der Stummheit heilt." Noch von dem Bahnhof schickte er einen Jungen mit einem Zettel an das Stiftsfräulein: „Lotty ist mit mir nach Leipzig, ich sch sie mit Gelegenheit zurück, hoffentlich geheilt."

So reisten sie denn zusammen, der verabschiedete Officier und d am Strande gefundene stumme Mädchen. Eine naive Nichtachtung d Welt außer ihnen, neben frischer unverdorbener Luft an ihren Erschr nungen, gab dieser Fahrt einen eigenen phantastischen Reiz.

„Das blonde Töchterchen ist sehr scheu", sagte ein behaglich drei schauender, corpulenter Herr unterwegs zu Siegfried.

Lotty hörte es; mit glückverklärten Augen sah sie zu Siegfried hinüber, dann halbverlegen an ihrer dürftigen Kleidung nieder.

Siegfried aber stieg bei dem nächsten längeren Aufenthalt aus, ging mit Lotty in die fremde Stadt und kaufte ein Reisemäntelchen und glänzende Stiefletten; so modisch verwandelt brachte er sie nach Leipzig.

Noch ehe er sich dort nach der Redaction begab, stellte er das Kind einem berühmten Arzte vor. Der mochte seine Gedanken haben, als er die Leidende scharf betrachtete, doch sprach er sie nicht aus.

Das Resultat seiner Untersuchung war niederschlagend für Siegfrieds Hoffnungen.

„Das Kind ist für Experimente zu zart", sagte er, „wir müssen die Reife erst erwarten, vielleicht, daß mit ihr, wenn überhaupt jemals, der Gebrauch der Sprache sich wieder einstellt. Noch Eins! Gehen Sie behutsam mit dem Mädchen um, es darf keine heftigen Eindrücke, keine großen Ueberraschungen erleben; sie möchten zum Verhängniß werden."

Diese Worte trafen Siegfried schwer; er machte sich nun Vorwürfe, das gute Geschöpf unbedachtsamer Weise mitgenommen zu haben. Wer sollte nun dafür büßen?

Am dritten Tage erst ging er nach der Redaction, noch in Gedanken mit Lotty beschäftigt, die er in der Obhut schlichter Leute zurückgelassen, bei denen er sich eingemiethet hatte. Buchhalter Schwarz nannte sich der Mann, er und seine Frau schon bejahrt, ohne Kinder und ohne Sorgen. Ob sie Lotty wohl in Kost und Pflege nehmen würden, für einige Tage wenigstens? Solche Gedanken und Fragen verließen Siegfried bald, als er in der Redaction seinen neuen Pflichten ins Auge sah. Hier empfand er sogleich, daß es galt, mit beiden Füßen in das fremde Leben hineinzuspringen, sich an Ungewohntes voll und freudig hinzugeben. Mann kam ihm vorsichtig, ohne besondere Rücksichtnahme, aber auch ohne deutliches Mißtrauen entgegen.

In dem Restaurant aber, wo er einige Stunden später zu Mittag aß, gewann er die Gesellschaft durch den Zauber seiner Erscheinung, den muthigen Gang, die warmen, frohliebenden Augen. Er hatte absichtsvoll diese Gesellschaft gewählt, kein bekanntes Gesicht aus früheren Tagen darunter, kein Gespräch, das an die Reden des Offiziertisches erinnerte.

Gegen Abend kehrte er in seine Wohnung zurück, sein eigenes Ich fast als ein fremdes fühlend. Er rief nach Lotty, um etwas Bekanntes um sich zu haben. Sie kam sogleich, in der einen Hand die angezündete Lampe tragend, in der andern einen Brief, den sie ihm reichte. Er schlug ihn auseinander, las und ließ ihn auf den Tisch niederfallen. Fräulein von Benken war Tags zuvor am Herzschlag gestorben.

Starren Antlitzes sah Siegfried eine Weile vor sich hin. Endlich sprach er halblaut: „Lotty, armes Strandgut, zum zweiten Male."

Thränen standen in ihren Augen, als sie, sich umwendend, vor ihn rat. Das Scheibtäfelchen auf seine Schultern legend, schrieb sie darauf.

„Warum? ich bin ja so glücklich bei Dir, lieber Vater."

„Glücklich!" wiederholte er sinnend. „Ist nicht das Glück die sel:e Perle, nach der die Menschen rastlos suchen? Und wer sie ungeht gefunden, sollte mit rauher Hand den Glanz zerstören? Lotty, r wollen zusammenbleiben. Du sollst mein Famulus sein."

IV.

Siegfried mochte ein Dichter von Gottes Gnaden sein; auf die literarische Mache, von welcher der Justizrath gesagt, daß sie allein den Erfolg vom Aste pflückt, verstand er sich nicht. So versank denn, was in den ersten fünf Jahren aus seiner Feder sprang, in der ungeheuren papiernen Tagesflut, ohne sonderliche Beachtung zu finden. Kein Verlegerstreit entstand um seine Werke, keine lobtriefende Kritik begoß das Pflänzchen seines Ruhmes, daß es zum stattlichen, goldne Früchte tragenden Baum erwachsen konnte.

So war er nicht ein Dichter von Gottes Gnaden? Doch! Nur daß er es nicht über sich gewann, in den Stichworten des Tages zu reden, literarische Männchen zu machen und den allerneuesten Göttern zu dienen. Nur daß er eine zweite, noch seltner werdende Gewohnheit hatte, während des Schreibens überhaupt zu vergessen, daß es draußen ein Publikum gab, das von seinen Dichtern die Zubereitung sein Leibgerichte erwartet.

Auch schrieb, oder veröffentlichte er anfänglich viel zu langsam, verwarf, wiewohl nicht leicht ein Werk auf seinen Blättern stand, Manches aus dem verzweifelten Gefühl, daß die Sprache von heute eine abgeschriebne Sprache sei, die für das Herz und seine Jugend keine rothwarmen, lebendigen Worte mehr hat. Zumal für sein Herz, das noch heiß zu weinen, köstlich zu lachen, gläubig zu beten verstand.

Es ging ihm oft umgekehrt wie berühmten Männern, deren Bekanntschaft um ihrer Werke willen gesucht wird, ein Bemühen, das nicht selten mit Enttäuschung abschließt. Eine persönliche Begegnung mit Siegfried eröffnete zumeist den Weg zur Kenntniß seiner Schriften.

Er ließ sich das nicht anfechten. Noch fühlte er sich jung und darum reich in jeder, auch in bescheidener Lage, noch war die Schaffensfreude ein Lebensquell, in dem sich seine Seele von allen Verdrießlichkeiten des Tages gesund badete.

So lebte er in Leipzig fünf Jahre lang von der Hand in den Mund, in den schmalen Tag sich mit bequemer Heiterkeit findend, wie den besseren mit sorglosem Vogelsinn genießend.

Welch eine Erscheinung wäre er gewesen, hätte er auf der Lebenshöhe vom Glück beschattet dastehen können.

Es war am Abend eines Septembertages, als Siegfried mit einem Freunde aus einem heißen überfüllten Restaurant auf die stillkühle Straße trat.

„Wir hätten schon früher aufbrechen sollen", sagte er tiefathmend. „Da drinnen sitzt der Gemeinplatz zu Tische und ödester Zeitungskram, während hier —"

„So ziemlich Nacht und Nebel ist", sprach sein Begleiter.

„Doch beide nicht undurchdringlich, vielmehr ist Stimmung darin", versetzte Siegfried. „Weißt Du nicht, daß solche Stunde es Einem anzuthun pflegt? Ein halbgehörtes Gespräch, ein arm verwittert Antlitz, ein Lichtschein aus geöffneter niedrer Kellerthür, der auf die Steine draußen fällt und den Blick hineinzieht in die Enge der Proletarierwohnung, Schattenbilder an den Fenstern, Schatten in dem Dunkel der Mauerbogen, huschende, flüsternde, kauernde Gestalten, alle sind sie gleich

Ueberschriften zu Geschichten, die Einen verfolgen, sie auszudenken bis an das letzte Warum, das Siegelwort auf Millionen Lebensbriefen."

Sie waren vor einem Hause stehen geblieben, zu dessen lichthellen Fenstern im zweiten Stock Siegfried hinaufsah.

„Ich habe also Dein Wort?" fragte sein Begleiter, als er sich verabschiedete.

„Du hast es", versetzte Siegfried, „wir fahren zusammen", dann zog er den Hausschlüssel hervor und öffnete unten die Thür.

In der lichthellen Stube oben saß ein Mädchen mit Schreiben beschäftigt, Blätter Papier, alle mit den gleichen feinen Schriftzügen bedeckt, lagen zur Seite auf dem Schreibtisch. Die Wangen der Schreiberin glühten und von dem blonden Haupthaar fielen achtlos lichte Strähne über die gesenkte junge Stirn.

Wie unten jetzt die Thür ging, sprang das Mädchen auf, raffte die beschriebenen Blätter zusammen, sah noch einmal die Aufschrift mit halbem Lächeln an und schob das Ganze dann rasch in ein stärkeres Manuscript hinein, faltete einen Postumschlag darum und schloß denselben zu. Als es eben damit fertig geworden war, ging die Zimmerthür auf und Siegfried kam hinein.

„Guten Abend, Lotty", sagte er, „ich bin wieder ein Später, während Du, mein Famulus, wie eine Biene emsig schaffst."

Lotty, welche die Lampe auf den Sophatisch gestellt, stand jetzt davor. Sie trug ein veilchenfarbnes, weiches Wollenkleid von knappem Schnitt, das stimmte zu den blonden Haaren und den zart geformten Gliedern wunderschön. Ihr Gesicht, noch heiß von der Arbeit, wandte sie halb seitwärts, so daß der Lampenschein das feine Profil und die kindlich runde Wange umfloß.

„Wie steht es mit der Abschrift, Lotty?" fragte Siegfried, „sie muß morgen an den Verleger abgehen."

Sie wandte sich um und reichte ihm das eingeschlossne Manuscript.

„Ah, schon verschlossen?" sagte er und wandte es ein paar Mal hin und her, wobei sie ihm mit ängstlichen Blicken zusah; als er es dann in die Paletottasche steckte und sagte: „es ist am besten so, ich ende sonst niemals", lächelte sie verstohlen und fuhr mit beiden Händen wie beruhigt über Stirn und Augen. Dann hob sie die letzteren zu ihm auf, grüßte ihn mit dem lichten, tiefen Strahl derselben und wollte aus der Thür. Er hielt sie fest. „Bleibe einmal wieder oben", bat er, „Du hast es lange nicht gethan." Und da sie den Kopf schüttelte, fügte er hinzu: „Es ist der letzte Abend."

Sie blieb sogleich stehen. Den plötzlichen Schreck, welchen sein Wort ihr kalt durch den Körper trieb, suchte sie zwar zu bemeistern, aber der Farbenwechsel auf Lippen und Wangen verrieth ihn. Siegfried sah es und zog sie freundlich näher.

„Siehst Du", sagte er, „daß Du hier bleiben mußt! Setze Dich, wir wollen Thee trinken."

Sie folgte und schenkte den Thee ein, doch mit leise zitternden Händen, wobei ihre Blicke fragend zu ihm gingen, der in der Sophaecke saß und träumerisch zusah.

„Ich will zu dem Schriftstellertag nach S . . . . . reisen", sagte er, „das giebt eine glückliche Zerstreuung für die Zeit, welche ver-

streichen muß, bis der Verleger meine Sendung beantwortet. Du verstehst das?"

„Sie nickte, denn obschon die Spannung bei jedem seiner Versuche ihre Seele vielleicht noch stärker als die seine gepreßt hielt, das Getrenntsein war doch viel größere Pein.

„Wenn der Bescheid dann in meiner Abwesenheit einläuft, magst Du ihn öffnen und, ists ein günstiger, mir nachschicken. Im andern Falle —"

Sie unterbrach ihn sogleich mit verneinder Bewegung ihres Hauptes und einem freudigen Aufglänzen ihrer Mienen.

„Lotty", rief er, „treue, liebe Lotty, Du hast alle meine Mühen redlich getheilt, hast das Wachsen dieser Arbeit, die bitteren und die süßen Stunden, welche sie durchschlingen, mit gekostet, aber die ganze stolze Wonne kannst Du nicht ermessen, wenn es nun einmal hieße, Ruhm und Reichthum, Ansehen und Behagniß wirft sie dem Dichter in den Schooß. Du weißt eben nicht wie vielbedürftig — —"

Er vollendete nicht, leise und wie in Träume versinkend zeichnete er mit der Gabel Figuren und Namenszüge in Luftkreisen auf den Tisch. Lotty lehnte die glühende Wange in die Hand; ihr war das Herz schwervoll. Plötzlich sprang sie auf, ging an den Blumentisch, brach von den Topfgewächsen einen dunklen Zweig, bog ihn zusammen und kränzte Siegfrieds Stirn damit. Dann verneigte sie sich unter schalkhaftem Lächeln. Siegfried streckte die Arme.

„Kind, was machst Du", rief er, „das dunkle Laub mag Deinen Haaren lieblich stehen", und er wollte sie scherzend fangen. Doch sie entwich ihm, ging ans Klavier und vor demselben niedersitzend spielte sie leise und mit ergreifenden Tönen ein altes nordisches Abschiedslied. Siegfried lehnte am Fenster, wundersames Gedenken stieg in ihm auf, die Gestalt des blonden Mädchens im veilchenfarbnen Kleide verschmolz mit anderen Gestalten, die ihm theuer und lieb gewesen. Da schloß das Lied und Lotty stand auf. Er zog sie an sich, einenen Augenblick lehnte sie still in seinem Arm, dann flog ein Zittern durch ihren Körper und mit verhaltenem Schluchzen eilte sie aus dem Zimmer.

V.

Die norddeutsche Seestadt rüstete für den Schriftstellertag, der in ihren Mauern abgehalten werden sollte. Gräuliche Steuerzahler fanden, daß zu viel Aufhebens mit dem Federvolk gemacht wurde, ob das so fortgehen solle mit ewigen Vereinstagen, die ein bedenkliches Zeichen der Zeit, ob nicht Gauner ihren Gaunertag, Bettler ihren Bettlertag nä[illegible]stens halten würden.

Brausende Enthusiasten dagegen meinten, die alten hohen Häu[illegible] profile zögen noch ein zu widerwillig Festgesicht, mehr bewimpelte Schi[illegible] an den Brücken, reichere Pracht in den Festhallen, ein volleres Sic geben und Sichfreuen müsse merkbar sein.

An jeder neuen Veranstaltung, an jeder fremdartigen Erscheinu[illegible] aber weidete sich eine hundertäugige Schaulust schon im voraus, ehe no[illegible]

die Züge der Süd- und Westbahn den Hauptstrom der Gäste in die Stadt getragen.

Die städtische Turnhalle war in ein Centralbureau umgewandelt worden, indem es von Einheimischen und Fremden auf- und abwogte. Dort zeigte sich am Vormittag die vornehme Gestalt eines schönen Mädchens. In Gang und Haltung eine scheue, stolze Grazie, wartete sie ein momentanes Leerwerden ab, schritt dann schnell einem der Tische zu und fragte mit halbverdeckter Stimme: „Sind schon alle Wohnungsgesuche erledigt? Wir haben noch ein Zimmer mit Alkoven zur Verfügung, das heißt", fügte sie noch etwas leiser hinzu, „zum Vermiethen ist es glücklich gelegen", und sie reichte dem Comiteemitglied einen Zettel über den Tisch.

„Frau Oberstlieutenant von Krugk an der Promenade Nr. 12", las der Empfangende, verneigte sich und sagte:

„Haben Sie besondere Wünsche hinsichtlich der Personenwahl, gnädiges Fräulein."

Sie schüttelte rasch abweisend den Kopf. „Keineswegs, wir wünschen einander nicht lästig zu fallen."

Auf die abermalige Verbeugung des Comiteemitgliedes hinter dem Tische verneigte auch sie sich und ging nun so eilig, wie Jemand, der einen peinlichen Gang glücklich gethan hat, dem Ausgang zu, daß sie fast mit einem von außen hereintretenden Fremden zusammengestoßen wäre.

Eine Secunde raschesten Zurückweichens, verlegenen Aufschauens folgte. Die goldbraunen ungeduldigen Mädchenaugen fanden sich einem männlich schönen Gesicht mit Sonnenglanz in den heiteren Zügen gegenüber, und hatten das deutliche Empfinden, als wenn dies sonnenschöne Gesicht ohne jede Ungeduld mit freundlichem Behagen längere Zeit zurückblickte.

„Auch eine Schriftstellerin?" fragte der Fremde einen der Herren vom Comitee.

Der zuckte die Achseln, als wenn er nichts darüber wisse; von dem Nebentische aber reichte ein Zweiter mit besonderem Lächeln eine Karte herüber und sagte:

„Herr von Leßnau, wenn Sie noch kein Logis haben sollten, ich bitte."

Siegfried hatte in dem Bureau nur die Adresse eines Bekannten erfragen wollen und eilte, die empfangene Karte gleichgiltig und ungelesen zu sich steckend, rasch wieder ins Freie, dort in mäßiger Entfernung der schönen Erscheinung folgend. Jetzt sah er das Sommerhütchen mit blauem Schleier vor dem Tische einer Blumenhändlerin still halten, jetzt in einem Laden verschwinden, jetzt wieder erscheinen, den großen Marktplatz quer durchschneidend. An einer Stelle desselben waren Arbeiter mit der Fertigstellung eines spitzbogigen Ehrengerüstes beschäftigt, untenstehende Frauen reichten Kränze empor. Siegfried, noch von dem Interesse für den blauen Schleier gefangen, hörte eine Stimme neben sich sagen:

„Das Ding stürzt."

Er blickte rasch um und sah den Giebel des Gerüstes derart vorn über geneigt, daß er im nächsten Augenblick herabstürzen mußte. Mit

raschen Sprüngen war er zur Stelle, zog die nächststehende Frau an sich und rief dem Arbeiter zu: „Augenblicks da herunter."

Der nahm es für Uebermuth und gab eine Art rohen Scherzruf zurück.

„Herunter da", schrie Siegfried mit Löwenstimme, unten gewaltsam Raum schaffend. Ein Tumult entstand, der Mann sprang von oben unter die aufkreischenden Frauen, dann fiel mit Gekrach das Gerüst zusammen und in der nächsten Secunde war der große Platz von zurennenden Menschen überfüllt, aus deren Mitte Siegfried, so gut er konnte, fortzustreben suchte. Den blauen Schleier hatte er aus dem Auge verloren, hätte ihn aber leicht wieder finden können, denn die Trägerin desselben stand am Fenster eines der großen Häuser, in das sie vor dem Volkszusammenlauf geflüchtet war.

„Ein rascher, edler Muth", sagte sie für sich, Siegfried nachschauend, wie er durch die Menge sich Bahn schaffte. Dann rückwärts in das Zimmer gewendet:

„Welch Mißgeschick, jetzt über den Platz zu müssen, und ich muß", dennoch zögerte sie.

„Welch Mißgriff heute auszugehen, Resa, erwiederte eine männliche Stimme harten Klanges. „Wenn Du meine Tochter wärest —"

Theresa trat vom Fenster an den runden Tisch, auf welchem Zeitungen lagen und an dem sechs Personen um ein Gabelfrühstück saßen. Sie ergriff eine der Zeitungen, blätterte ohne zu lesen, legte sie wieder hin und ergriff eine zweite, kaum im Stande, eine sonderbare Ungeduld und Verlegenheit zu bemeistern.

Von den Andern, die wie mit absichtlicher Gelassenheit während des Essens gleichgiltige Reden wechselten, schien Niemand darauf zu achten.

Die harte Stimme, die vorhin gesprochen und einem straffen Herrn in Generalsuniform angehörte, sagte wieder: „Du wolltest Besuche machen?"

„Nur einige Einkäufe, Onkel", versetzte Theresa und zu den Anderen gewendet, sagte sie: „Wie bewegt die Stadt ist, wie wenn Großes erwartet würde."

Niemand antwortete, denn da der General keine Einladung zu dem Festessen erhalten, das die Stadt den berühmten Gästen geben wollte, war man in seinem Hause gesimt, den Schriftstellertag zu ignoriren.

„Du möchtest wohl nicht ein Glas Wein trinken, so erhitzt wie Du eben bist", sagte die Generalin und machte mit gekrümmtem Arm eine schwache Scheinbewegung nach der Karaffe.

Theresa dankte und es wurde stumm weiter gefrühstückt.

„Siehe da!" rief der jüngste Sohn des Hauses und sah von der Zeitung auf. „Siegfried von Leßnau, auch Einer."

„Zeige einmal! Wirklich!" und von beiden Seiten streckten sich die Köpfe seiner Schwestern über das Blatt.

„Was ist mit dem?" fragte Theresa.

„Der mit unserm Aeltesten das Duell in M . . . . hatte oder vielmehr haben sollte und vorzog, „lebe wohl" zu sagen."

Theresa nickte. „Seitdem ist er Schriftsteller? Mit Erfolg?"

„Möglich", sagte der General und zuckte die Achseln.

„Auf gewisse Kenntnisse zu verzichten ist Pflicht", bemerkte die Generalin dazu. „Noblesse oblige."

„Nun muß ich wirklich gehen", sagte Theresa und stand auf.

Im Vorzimmer hatte sie die gekauften Blumen und die anderen erhandelten Gegenstände liegen lassen.

„Noblesse oblige", sagte sie, als sie, vor den Spiegel stehend, eins nach dem andern jetzt einsteckte; wehmüthig lächelten die Augen im Spiegel dazu.

Frau von Krugk saß hinter ihrem Strickkorb, als die blumentragende schöne Gestalt ihrer Tochter in die Thür trat, einem Lichtstreif gleich, der die verblichene Eleganz und die gedrückte Enge des Gemaches mit einem Mal sichtbar machte.

Wie wenn sie das selbst empfände, blieb Theresa, noch ohne den Hut abzulegen, mitten im Zimmer stehen und sah prüfend rings umher.

„Nun, Resa?" sagte die Mutter, „eine halbe Stunde hast Du mich warten lassen. Was bringst Du?"

Theresa legte nun ab, kramte aus einem Speisekorbe in der Zimmerecke das Mittag für beide auf den Tisch und sagte dabei: „Ich konnte nichts vorbringen, Mama, Sie waren darüber ganz verstimmt, saßen, ich weiß nicht warum, mit dem Rücken gegen den Tag. Aber statt dessen habe ich etwas Anderes gefunden."

Frau von Krugk war aufgestanden und Mutter und Tochter setzten sich an dem Mittagstisch einander gegenüber.

„Ich weiß nicht wie es kam", sagte Theresa mit unsicherer Stimme, die in halb verlegenem Lachen stecken blieb, „ich ging an dem Bureau vorüber — und — ich habe unsere Zimmer für die nächsten Tage angeboten. Ja wirklich, unwiderruflich." Jetzt lachte sie offen, auch die goldbraunen Augen waren wie lachende Sonne und die Wangen wie Mairosenflor.

Die Mutter aber warf die Gabel hin.

„Resa, das ist unmöglich, noblesse oblige. Wie erscheinen wir vor den Anderen mit solchem Handel."

„Gar nicht erscheinen wir", sagte Theresa, „wenn Du mich nur einmal gewähren läßt." Und in stolzer Haltung den Kopf rückwärts biegend, trug das emporgewandte Antlitz jenen souveränen Ausdruck, den die Mutter niemals ohne große Befriedigung sehen konnte, weil sie meinte, er garantire Theresas Zukunft.

Immerfort sprechend sagte diese: „Wir geben das rothe Zimmer mit Alkoven, verstellen die Thür zu uns mit einem Schrank und lassen uns gar nicht sehen. Dore muß früh Morgens den Kaffee hineintragen und Alles vermitteln, nachher schicken wir die Rechnung hinein. Ein Tropfen Geld, Mama, ein nothwendiger Tropfen in todter Dürre."

„Und in welchem Lichte sieht uns die Stadt?"

„Wenn Du sie heute gesehen hättest, Mama, würdest Du wissen, daß Niemand einen Gedanken für uns übrig hat."

Theresas Mutter sah dennoch unzufrieden aus und ging im Stillen den ängstlichen Fall durch, daß ihr Bruder, der General, sie dieser Tage überraschen möchte. Was würde er sagen?

Theresa aber schob nach beendigter Mahlzeit eine mitgebrachte Zeitung aus ihrer Mutter Hände, faßte sie sacht am Arme und führte sie nach

der kleinen Stube, in welcher die beiden schliefen, ließ sie dort in dem großen Lehnstuhl und kehrte allein in das rothe Zimmer zurück. Dort vollzog sie in aller Eile eine Umwandlung, in der sie von Zeit zu Zeit betrachtend inne halten, lächeln und leise seufzen mußte, auch nicht unterlassen konnte, kleine Selbstgespräche zu führen.

„Himmel, diese steifbeinigen Stühle! Wenn nur wenigstens ein besserer Teppich wäre. Lasse ich die Bilder hängen?"

Sie nahm sie kopfschüttelnd von der Wand, aber die dunklen Flecke, welche der leergewordene Raum auf der verblaßten Tapete bildete, waren ganz unmöglich und die Bilder mußten wieder zurück.

„Es ist gleichgiltig, was unbekannte Menschen denken mögen, sie wissen nichts von uns."

„Ob diese Bücher vielleicht des hohen Gastes Antipoden sind? Dann wirke Du Versöhnung unter freundlichen Geistern", und sie legte eine bildergeschmückte Bibel mit seidenem Lesezeichen auf die Bücherschwebe. Ihre Augen fielen auf die Blumen, die sie gekauft.

„Daß nur Niemand Euch für eine persönliche Huldigung nimmt", sagte sie, das Gesicht in den dicken köstlichen Resedabund drückend, ehe sie denselben halb verborgen in seitwärts stehende Vasen vertheilte. So trieb das schöne Mädchen sein einsam eiliges Werk, sich und den Tag und die Welt draußen darüber vergessend, bis Dore die Aufwärterin kam. Mit ihrer Hilfe wurde der große Schrank verrückt und Thereſa mit ihrer Mutter fanden sich in das schmale Eßstübchen nebst Schlafkabinet eingesponnen.

„Seidenwurm im Häuschen, wir", sagte Thereſa, als sie, in einiger Entfernung vom Fenster, sich ausruhend niederließ, während unter demselben Wagen auf Wagen rasch vorüberrollend, die Ankunft der letzten Bahnzüge verkündete.

Eine Viertelstunde später trat Dore mit einer Karte zu den Beiden.

„Es ist ein Herr mit Gepäck gekommen, und dann wieder gegangen; das rothe Zimmer gefiel ihm sehr, hier ist seine Karte mit Empfehlung."

Frau von Krugk warf keinen Blick darauf, Thereſa einen von oben herab. „Siegfried von Leßnau." Sie schrak zusammen. „Das haben wir schön gemacht, wie unangenehm", dachte sie, laut aber sagte sie ganz gelassen:

„Gaben Sie den Hausschlüssel, Dore? Sagten Sie, wir wären schon zur Ruhe gegangen?"

„Ja wohl, gnädiges Fräulein. Ich wünsche den gnädigen Damen guten Abend."

„Gute Nacht, Dore."

VI.

Geräuschlos hatte Siegfried geöffnet und war eiligen Schrittes erwartet über die Schwelle getreten. Vor ihm stand Fräulein v Krugk auf einem Stuhl mit emporgehobenen Armen, bemüht, eine G dinenstange festzuhämmern. Ein Augenblick heitersten Erstaunens seiner Seite und er war neben ihr.

„Gestatten Sie mir diese Mühewaltung, mein gnädiges Fräul

langgewohntes Junggesellenthum macht zum Meister in handlichen Künsten."

Sie ließ die Arme wie geschlagen sinken und hätte sich selber schlagen mögen in diesem ungeschickten Augenblick, der ihre ganze Berechnung zusammenwarf. Er aber nahm ihr sanft den Hammer aus der Hand, bot ihr die andere zum Herabsteigen, sprang dann selbst auf den Stuhl, schlug behende den widerspenstigen Haken fest, klopfte gemächlich versuchend an einem zweiten herum und fragte dann zurückblickend, ob es so gut wäre.

Ein stummes Nicken als Antwort. Der kühle Hochmuth jedoch, den sie festhalten wollte, ging fast in der Verwunderung unter, mit der sie ihn jetzt wieder erkannte. Das waren die lenzfrohen Augen, denen sie Morgens begegnet, das die hochgewachsene Gestalt, die von der Volksmenge auf dem Markt umringt gestanden und beides Siegfried von Leßnau gehörend, von dem Onkel und Tante so verächtlich gesprochen.

„Ich hoffe, Sie sind hier leidlich versorgt, Herr von Leßnau", sagte sie. „Unsere alte Hausmagd ist leider zur Unzeit fortgegangen."

„Gelobt sei die brave Person dafür", versetzte er. „Was kann Einem Besseres geschehen, als mit einem Anliegen kommend, den Weg zur höchsten Instanz frei zu finden."

Mit einem Anliegen? Thereſa sah ihn fragend an.

„Im Namen unsres Comitees erbitte ich den Vorzug, den Damen als Führer dienen zu dürfen, heute in dem Schützengarten, der schon in hundert Lampen glänzt, morgen zu der Versammlung für öffentliche Vorträge und wie immer das Programm dieser Tage weiter lautet."

Fräulein von Krugk bog den feinen Kopf etwas zurück und sah ihn unter niederfallenden Augenlidern an.

„Wir sind unglücklich, das mit Dank ablehnen zu müssen, aber derlei Unternehmungen liegen ganz außerhalb unsrer Gewohnheiten und Interessen."

Sie sprach das mit klarer Stimme, die ganz deutlich eine kleine Färbung absichtlicher Kälte hatte. Die seine schillerte nicht minder deutlich in freundlichen Humor hinüber, als er erwiederte:

„Wie reich und wechselvoll muß in dieser Stadt das Leben hingehen, wenn Vorgänge, die uns Anderen groß und festlich schön dünken, als des Interesses unwerth unter dem Gewohnten verschwinden können."

Sie erröthete, denn sie dachte: ob er etwa wissen könne, wie eintönig leer ihr Leben hinkroch und zugleich wurde sie mit Befremdung inne, mit welch hohem Interesse die plötzliche Perspective, an der Seite dieses Mannes eine Weihe bedeutender Tage zu verleben, sie ergriff.

„Das Vereinsleben ist ja freilich in Mißcredit gekommen, seit es so stark ins Kraut geschossen", sagte er leichthin. „Kein Ort, der nicht Lächerliches davon zu melden wüßte. Aber ein Anderes ist doch der Zusammenfluß derer, die ideale Schätze in den Händen tragen und —"

„Die so tief bescheiden denken", fiel ihre spottende Stimme ein.

Er hörte es ohne Empfindlichkeit.

„Nicht mir habe ich einen Kranz mit dem Gesagten flechten wollen, denn als ein Neuling gehöre ich noch kaum zu der erlauchten Schaar, deren freudiger Schwung und schöpferische Laune mich stets bezaubert. Es ist wie wenn man Vergangenes, Gegenwart und Zukunft zugleich

erlebte. Waren Sie schon einmal in einer Versammlung, wo die Geister aufeinander platzen?

„Wie sollte ich?“ sagte sie. „Werden wir doch Alle mehr oder weniger vom Geschick in gegebene Verhältnisse hineingestellt. Ihnen gemäß uns zu bewegen fühlen wir als Pflicht.“

Siegfried sah sie nachdenklich an und ein halb ernstes Lächeln ging um seinen Mund, als wenn er spräche: „Ich kenne das.“ Laut aber sagte er: „So redet man sich ein, auf schöne Freuden, reine Empfindungen, edle Entschlüsse verzichten zu müssen, vorgefaßten Meinungen und leeren Formen zufolge. Die vielen unnützen Opfer, täglich aus Eitelkeit und Liebe zum Schein gebracht, machen die Seele so matt und muthlos, daß sie keine Kraft für heiligen, fruchtbaren Opferdienst übrig behält.“

„Nur daß der Eine unter Muth eben das Einstehen für ehrwürdig überkommene Formen und Gesetze, die doch nicht als um ihrer selbst willen einmal errichtet wurden, versteht, der Andere das Niederreißen oder trotzige Nichtachten derselben“, sagte Theresa.

Siegfried sah aufmerksam, beinahe studirend in das emporgewandte, reizende Gesicht vor ihm, dessen Geheimschrift ihn zu quälen begann.

„Es ist noch immer die Geschichte mit den alten Schläuchen, in die der junge Most hinein soll“, sagte er kopfschüttelnd. „Keine menschliche Einrichtung sollte nur eine Stunde länger respectirt werden, als sie im Stande ist, menschliches Heil und Behagen zu fördern.“

„So entscheiden Männer, die nur schwarz und weiß zu sehen vermögen. Und die zahllosen anderen Fälle, in denen ein bitteres Muß den Zwang hundertmal verstärkt? Werden Armuth, ohnmächtiges Elend, Entbehrung etwa überall durch freie Entschließung gebannt?“

„Leider nicht“, gab er zurück. „Doch von uns wohl, die wir Jugend, Gesundheit, heitere Kraft und heiteres Wollen unser nennen. Für solche Mächte ist aller Orten Reichthum zu erheben.“

Theresas goldflimmernde Augen wurden immer größer. Sie fing an, diesen Mann zu beneiden, den sie hatte verachten wollen.

Aus dem nahen Schützengarten drangen windgetragene Orchestertöne zu den Beiden und Siegfried sagte, sich besinnend:

„So verbringen wir in holder, häuslicher Enge die Zeit, während draußen. — — Gnädiges Fräulein?“

Er sah sie bittend an.

„Heute keinenfalls“, sagte sie, rasch aufstehend. „Mama ist müde.“

„Aber morgen?“

Sie neigte ein wenig den Kopf.

Er mochte das als ein Versprechen oder auch nur für letzten Abschied nehmen, da sie gleich das Zimmer verließ.

Siegfried warf sich auf das Sopha. „Müde“, sagte er und schlug die Arme unter den Kopf. Seine Gedanken hielten eine Wanderung durch das gehabte Gespräch, seine Augen eine durch das Zimmer mit der verblaßten Tapete.

Plötzlich sprang er auf und nahm aus einer Blumenvase eine Hand voll Reseda.

„Bekannte dieses Morgens", sprach er, und wieder auf dem Sopha liegend, drückte er das Gesicht von Zeit zu Zeit in den Blütenduft und seine Gedanken wanderten und wanderten.

VII.

Lotty ging die Treppe hinauf in Siegfrieds Stube; sie that das jeden Tag einmal. Es war doch etwas, seine Bücher zu sehen, die kleinen Gegenstände anzurühren, deren er sich beim Schreiben bediente, auch pflegte sie sorgfältig seine Blumen. Jetzt saß sie am Fenster und las in der Zeitung den Bericht über den Schriftstellertag in S .... und suchte Siegfrieds Namen unter den genannten. Wie sie an Leßnau hing! Unschuldsvoll und rein, aber mit der unzerreißbaren Kraft einer Seele, die von der Welt durch leidvolles Geschick geschieden, in einem einzigen, geliebten Menschen ihre Welt gefunden. So fließt ein klarer Fluß in den größeren Strom, der ungestüm zum Weltmeer eilt. Unten wurde die Klingel gezogen. Lotty fuhr auf, entriegelte das Fenster und steckte den Kopf heraus. „Brief", rief gellend eine Stimme von unten. Das Fenster schloß sich und Lotty flog die Treppe hinab. Oben wieder angekommen, hielt sie den geschlossenen Brief in der Hand, er war nicht von ihm, sondern von dem Verleger, an welchen er seine Arbeit gesandt. Sollte sie öffnen? War sie nicht sein Secretär und zu Allem ermächtigt?

So las sie denn:

Sehr geschätzter Herr von Leßnau!

Keinen Tag länger möchte ich Ihnen die Mittheilungen vorenthalten, die ich zu machen habe. Wie konnten Sie daran zweifeln, daß die übersandte Arbeit der freudigsten Aufnahme meinerseits begegnen werde? Nach meinem und dem Urtheil gewiegter Kenner ist sie ein Meisterwerk, mit dessen Druck unverzüglich vorzugehen ich mich glücklich schätzen werde, falls die beigefügten Honorarbedingungen Ihnen annehmbar scheinen. Vielleicht werden Sie einwenden, die „Lieder Lottys" seien das Doppelte des Dargebotenen werth. Jedenfalls wünsche ich, um dieser vorzüglichen Partie Ihrer Arbeit willen, daß ein Uebereinkommen zu Stande käme. Können Sie nicht behufs persönlicher Auseinandersetzung nach Stuttgart herüber kommen?

Ihr vorzüglicher

X. X.

Lotty faltete die Hände und senkte ihre Stirn darauf.

„Dies ist der schönste Tag", dachte sie, „wenn Siegfried nun die Lieder liest, wird er nicht zürnen. Siegfried, o Siegfried!"

Als sie den Kopf wieder aufrichtete, war sie nicht mehr allein im Zimmer. Frau Schwarz stand vor ihr.

„Lotty, wieder hier?" sagte sie, halb unwillig und kummervoll zugleich. Lotty wies auf die Zeitung.

„Nun ja, ich sehe was Du thust", sagte die Andere und sah halb verlegen im Zimmer umher, strich über ihre Schürze, setzte sich dann mit raschem innern Entschluß Lotty gegenüber und begann: „Kind, Lotty, weil ich Dich lieb habe, muß ich Dir etwas sagen. Es kann nicht fortgehen wie bisher, es muß nun anders werden."

Lottys Augen fragten verwundert: „Was denn? Warum?

„Ja, Lotty", sagte Frau Schwarz immer noch etwas unsicher, aber schon mit festerer Stimme. „Ihr müßt Euch trennen, Du darfst nicht mehr zu ihm aufs Zimmer gehen, wenn er allein ist, denn Du bist kein Kind mehr, und darfst nicht leiden, daß er mit Dir spielt. Ich darfs nicht leiden, so jung, so hübsch und leider auch so schutzlos wie Du bist."

Lotty sah im Zimmer umher, nach Siegfrieds Schreibtisch, nach dem Platz in der Sophaecke.

„Schutzlos bei ihm."

Die Frau folgte den Blicken und fuhr fort: „Ich weiß wohl, Ihr thatet nichts, das Ihr verbergen müßtet, denn er ist gut und rein. Aber andere Leute denken anders davon und was soll ich antworten, wenn die fremden Herren fragen: „Wer ist das blonde Liebchen oben, das wir an Leßnaus Fenster sahen?" Wenn die Nachbarinnen mich zur Seite ziehen und flüstern: „Ei, Frau Schwarzin, Sie ehrbare Frau, wer hätte das gedacht?"

Lotty sah wieder im Zimmer umher, nach Siegfrieds Schreibtisch, nach seinem Lehnstuhl. „Siegfried, hörtest Du was sie sagt!"

Wieder folgte Frau Schwarz den Blicken und eifriger fuhr sie fort: „Du darfst nicht warten, bis er selber sagt: „Kind, es ist nun gut, wir müssen scheiden." Es ist nicht Männerart und Männerpflicht, uns Frauen zu lehren, was sich schickt und überdies, er will Dich schonen, das sieht man wohl; aber wie lange willst Du, daß das dauern soll? Willst Du ihm eine Last sein, willst Du den Glückbedürftigen an seinem Glücke hindern? Ja wenn Du nicht stumm wärst, armes Kind, dann möchte ich sagen: Er hat sie sich erzogen, er wird Lotty heirathen und Alles ist gut. Aber so! Weißt Du, was ich denke? Ich denke, er ist jetzt fortgereist, um Dir zur Trennung Raum zu lassen und wird Dirs danken, wenn Du ihn recht verstanden hast."

Sie hielt einen Augenblick inne und sah beunruhigt Lotty ins Gesicht. Das war bis zu den blühenden Lippen erblaßt; sonst saß das Mädchen unbewegt, nur unmerklich krampften sich die gefallenen Hände fester in einander.

„Gott Lob, sie trägt es ganz verständig", dachte die Schwarzin und sprach nun weiter: Wie sie zu ihrer Schwester nach der Vorstadt fahren und Lotty mitnehmen wolle, wie dieselbe dort zurückbleiben, wie Siegfried sie bei seiner Rückkehr nicht mehr finden, allmälig vergessen würde, wie er erst eine andere Wohnung beziehen und dann später Lotty besuchen könne, später, wenn er verheirathet sein würde.

Ueber Lottys Gesicht und Wesen war eine Stille gekommen wie Todesstille. Mechanisch nickte sie ihr stummes Ja. Mechanisch sah sie mit leeren Blicken der Alten nach, als die, von draußen gerufen, die Stube verließ. Achtlos, mechanisch glitten diese leeren Blicke a den Wänden hin, glitten durch das Fenster auf die Straße, sahe Alles und sahen doch nichts, glitten zuletzt auf die Zeitung. Dort stan. im Inseratentheil:

„Zur Pflege und Führung der Hauswirthschaft bei einer alter kränklichen Dame wird ein junges Fräulein von guter Erziehung und stiller Gemüthsart gesucht, am liebsten eine Waise."

Lotty stand auf und ging an Siegfrieds Schreibtisch. Dort falte

ſie den Brief des Verlegers ohne Begleitwort in ein neues Couvert mit Siegfrieds Adreſſe. Dann ſchrieb ſie auf einen leeren Bogen, die erſte Seite, faltete und that ein Couvert herum, das zur Aufſchrift die Chiffre des Inſerates erhielt. Mit beiden Briefen in der Hand ſtand ſie einen Augenblick mitten im Zimmer. Aufſteigendes Weh wollte ſie überwältigen, ſie zwang es nieder und wandte ſich ohne Blick zur Thür.

Von ihrem Leben waren Duft und Süße gewichen.

VIII.

„Wer iſt der Schöngewachſene dort, mit den leuchtenden Augen?“

„Der Mitarbeiter der Morgenhefte. Ich behaupte, der Menſch hat eine Zukunft. Bei C . . . . . ſah ich ſeine letzte, noch ungedruckte Arbeit ein und wünſche ihn mir zu gewinnen. Wollen Sie ſich den Damen nähern und mir ſo Raum zu einer Unterredung ſchaffen?“

Siegfried ging an den Sprechenden vorüber, er führte Frau von Krugk am Arme, Thereſa ſchritt nebenher. Es war in einem der vier Kreuzgänge, die den alten Kloſterhof umfaßten. Remter und Refectorium, ſo wie die ſchön gewölbten Kreuzgänge waren innerhalb, zwiſchen den Bogenfenſtern, mit Wappen und Blattgewächſen ſimpel geſchmückt, von außen her durch Lampen, welche die Fenſter umgaben, erleuchtet. Auf dieſe edlen und ungewöhnlichen Feſträume, zu denen die Stadt vor einigen Jahren das alte prachtvolle Kloſter umgewandelt hatte, war dieſelbe ſtolz, denn welche Verſammlung auch dort zuſammenkam, eine jede fühlte ſich erhoben, feſtlich und weihevoll durch den Adel dieſer charaktervollen Umgebung geſtimmt.

Die beiden Herren, von denen der ältere der Herausgeber einer neuen Monatsſchrift war, begrüßten Siegfried. Der Jüngere bat den Damen vorgeſtellt zu werden, der Andere faßte Siegfried unter den Arm und ſagte halb vertraulich:

„Welch merkwürdiger Ort dies! Von alten Mönchsgedanken wie von Weihrauchduft durchzogen. Nicht übel gewählt als Feſthalle für Leute, die Lebendiges aus Vergangenem zu bilden lieben. Ich habe bei C . . . . . Ihr Manuſcript geſehen und gratulire. Falls Sie übrigens heute oder ſpäter mit C . . . . . nicht fertig werden ſollten, ich bin erbötig —“

Siegfried drückte dankend die dargebotene Hand.

„Das höre ich nun heute mit Verwunderung und Freude zum dritten Male“, verſetzte er, „um ſo entſcheidender für mich, als mich bisher der Erfolg ohne Zeichen der Verwöhnung ließ und als ich heute der vollen Sonne bedarf zur Einbringung edleren Gewinnes.“

„Iſt es Ihnen recht, wenn wir Einiges ſogleich beſprechen. Morgen iſt Alles ohnehin verſprengt.“

Sie ſtiegen die Treppen zu den oberen Räumen hinauf, wo Bier geſchenkt wurde und ein behaglicher Redetauſch ſich ungeſtörter Weiſe ihnen konnte.

Siegfried mochte mit dem gehabten zu frieden ſein, denn als er nach einiger Zeit, oben auf der Treppe ſtehend, wieder herabſchaute, waren ihm Antlitz und Haltung wie von ſtolzer Freude umfloſſen.

Sein Auge suchte Thereſa, ihre vornehme Schönheit, die ſimple und doch ſeltene Wahl ihrer Kleidung mußten ſie unter Hunderten ſogleich kenntlich machen.

Dennoch ſuchte er ſie umſonſt, mit zweifacher Vorſicht die Kreuzgänge und die Menge durchwandelnd. Es war, als wenn die Hitze und das Geräuſch immer zunähmen. Siegfried gewann den Ausgang und trat in den Kloſterhof. Im Viereck umſtanden hier in wunderlich ſcharfen Kanten und Winkeln die hohen dunklen Kloſtergebäude den heimlichen Raum. Das Centrum des Hofes war mit einem Blumenrund bedeckt, auf dem ein Springbrunnen in der Mitte hoher Blattpflanzen emporſtieg; außen glühten rund um das Beet zahlloſe kleine Lämpchen in allen Farben tief auf dem Boden wie verſtreutes Edelgeſtein. Der ganze Raum, lichthell und völlig einſam, hatte etwas ſeltſam Verzaubertes. Siegfried ließ ſich auf einer der Bänke nieder; plötzlich fuhr er empor, denn auf der gegenüberſtehenden, halb durch das Blumenſtück ſeinem Auge verdeckt, hatte er Thereſa erkannt, den rothen Atlaskragen, der ihre Schultern bedeckte, leuchten ſehen. Als er, raſch aufſpringend, vor ihr ſtand, ſah ſie verwundert empor.

„Was haben Sie, Herr von Leßnau? Etwas Beſonderes?“

„Sie fragen? Mehr als je zuvor iſt das Leben ein Becher mit goldenem Zukunftswein gefüllt.“

„Möchte nie ein Tropfen Bitterkeit ihn vergällen“, ſagte ſie halb zu ſich ſelbſt. Auch ſie hatte eben gedacht, wie ſchön das Leben ſei. Aus dem peinlichen Zwieſpalt kleinlicher Misère und anſpruchsvoller Convenienz, in dem ihr Leben ängſtlich hinging, durch Siegfried, den unbefangenen Menſchen plötzlich in eine Atmoſphäre von Freiheit und Geiſtesfülle verſetzt, fand ſie ſich wie in einem Zauberbann, der die frohen Geiſter der Jugend, des Scherzes und der Natur in ihr wachrief.

Siegfried ließ ſich neben ihr nieder; mit fliegenden und heißen Worten erzählte er von den Vorgängen dieſes Tages, von ſeinen Halberfolgen bisher, von dichteriſchen Plänen, von ſeiner ganzen Vergangenheit.

Sie hörte ſchweigend zu. Zum erſten Mal war es, daß ein fremdes, eigenthümliches Schickſal vor ihr ausgebreitet lag, mit der warmen Glut vollſter Lebendigkeit überſtrahlt.

Als er ſchwieg, ſagte ſie mit halbem Lächeln:

„So werden Männer, ſcheint es, ſchon mit dem Rettungstau geboren, das ſie aus unbequemer Lebensenge zu rechter Zeit emporzieht“ und bei ſich dachte ſie: ob auch für ſie ein Rettungsweg zu ſchönerer Exiſtenz geführt hätte, wenn ſie als Künſtlerin, Lehrerin oder auch Handarbeiterin dem „noblesse oblige“ getrotzt hätte, wie ſie manchmal gewollt, wenn die Nothwendigkeit wiederholter Anleihen bei ihren Verwandten ſie faſt krank und müde am Leben gemacht.

Wie als Antwort auf ihre Gedanken ſagte Siegfried:

„Sehen Sie da, auch edle Frauen mit dem Rettungstau!“ und mit ſchalkhaftem Seitenblick wies er auf ein paar wunderliche Erſcheinungen, die eben den Kloſterhof betraten. Schmalbrüſtige Schriftſtellerinnen ſchienen ſie, mit kurzſichtigen Augen tief auf ein Schreibtäfelchen gebückt, Notizen über den poetiſchen Ort zu ſammeln. „Sie ſchreiben für eine Criminalzeitung und wir werden die Helden ihrer nächſten Novelle ſein“,

flüsterte Siefried. „Sollen wir nicht ein wenig Nachhilfe gewähren?“ und wie in leidenschaftlicher Erregung sprang er auf und stellte sich vor Theresa, das ganze liebenswürdige Antlitz vom heitersten Humor erhellt.

Ihre goldigen Augen spiegelten etwas von dieser Frohlaune wieder, aber nur etwas, denn mit feiner Ahnung fühlte sie das blos augenblicklich Flackernde seines Benehmens, welches Ungesprochenes, das nicht den Muth der Worte fand, verdecken sollte.

„Morgen ist der letzte Tag“, sagte er, „er soll mit einer Seefahrt schließen. Flehen wir um günstigen Wind.“

Sie schüttelte den Kopf. „Wir werden nicht mit von der Partie sein.“

Enttäuscht, mehr noch bestürzt, sah er sie an. Sie stand auf und trat an das Blumenbeet, die Stirn ein wenig gegen den Springbrunnen geneigt.

„Ich bitte Sie, meiner Mutter nicht davon zu sprechen, es wäre doch vergebens. Wir fahren niemals auf See und jeder Gedanke daran bewegt sie schmerzlich.“

Ohne zu fragen, schien er doch eine Erklärung dieser Worte zu erwarten.

Sie fuhr fort: „Auf einer Seereise von hier nach Dänemark brach eine Meuterei auf dem Schiffe aus, dessen Passagiere wir waren. Mein Vater suchte sie zu bemeistern und verlor dabei das Leben. Auf dem veränderten Cours, den die Rebellen das Schiff nehmen ließen, scheiterte es während eines Sturmes. Auch meine Schwester, ein kleines Ding noch, war unter den Verlorenen, Mama und ich unter den Geretteten. Schiffbrüchige in jeder Beziehung kehrten wir hier zurück. Seitdem —“

„Ich verstehe“, sagte Siegfried, „vergeben Sie mir.“

Sie standen eine Weile schweigend, dann sagte Theresa mit halbem Lächeln um den schönen, stolzen Mund.

„Vielleicht machen Sie nun, Herr von Leßnau, aus diesem eine Novelle und zum zweiten Male werde ich zur Heldin.“

Er wandte sich rasch und freudig um, ein helles Roth im Gesicht.

„Wenn ich das dürfte!“ rief er. „Es wäre zugleich der Roman meines Lebens, die Heldin eine Zauberin ohne Gleichen, der Held ein glückseliger Mann.“

In stürmischer, kaum verhaltener Leidenschaft hatte er Theresas Hände gefaßt, seine Lippen darauf gedrückt, unbekümmert jetzt um die beiden Schriftstellerinnen, die für die Criminalzeitung schrieben und ihrer Kurzsichtigkeit wegen sogleich näher kamen.

„Was thun Sie, Herr von Leßnau?“ sagte Theresa und bog den feinen Kopf erröthend und erzürnt zurück, aber ihre Augen tauchten tief und warm in die seinen.

Drinnen mußte unterdeß eine Rede gehalten werden, denn brausender Hochruf drang jetzt in den Hof. Mit gekrümmten Schultern und bewaffneten Auges stolperten die beiden Schriftstellerinnen an das nächstliegende Fenster.

„Episode, locales Colorit“, murmelte die eine.

„Auf geweihtem Boden“, sagte die zweite.

Siegfried und Theresa aber kehrten unter die Gesellschaft zurück.

„Es ist leider bereits zu spät für eine Salonplauderei geworden“,

sagte Frau von Krugk in ihrer höflich ablehnenden Weise. „Viel gute Nacht denn, Herr von Leßnau.“

Der Augenblick war kritisch, als Siegfried, welcher die Damen heimgeleitet hatte, vor Frau von Krugks Zimmerthür stand. „Gute Nacht“ sagte auch Theresa und wurde roth bei dem Gedanken, daß die Salonplauderei eben nirgend hätte stattfinden können, als in dem kleinen Eßstübchen um den unbesetzten Speisetisch.

Siegfried aber verabschiedete sich willig wie Einer, der mit den Ergebnissen des Tages zufrieden ist. In dem rothen Zimmer fand er den Brief des Verlegers, der durch Lottys Hände gegangen war. Auf seinen Inhalt nun schon vorbereitet, las er den Anfang in froher Erregung, dann ließ er das Blatt sinken. Was war das? Lottys Lieder? Träumte er? War er ein Trunkener? Lottys Lieder? Er hatte sie nicht geschrieben, kannte sie nicht einmal, wußte nichts von ihnen. Mit beiden Händen fuhr er an seine Stirn, hinter der eine höhnende Stimme zu rufen schien: „Wer ist Lotty?“ und eine zweite antwortende: „Mein Famulus, mein Famulus.“ Noch einmal nahm er den Brief, bis eine Ahnung der Wahrheit ihn durchflammte, so daß er laut, fast zürnend rief: „Lotty, Lotty“ und dann in leiserem schmerzlichen Tone: „O Lotty.“

IX.

Am andern Morgen trafen sich auf der Schwelle des Hauses, Promenade Nr. 12 zwei Männer, die einander verwundert ansahen, mit gemessener Höflichkeit grüßten und dann stumm vorübergingen. Der Eine war Frau von Krugks Bruder, General von F., welcher seine Schwester besuchen wollte und just den schicklichen Tag von Siegfrieds Abreise dazu gewählt hatte, der Andere Siegfried, der, auf dem Wege zum Bahnhofe, mit dem Morgenzuge die Stadt verlassen wollte. Es litt ihn nicht länger in dem bewegten Treiben der geräuschvollen Gegenwart. Durch Dore, die Aufwärterin, ließ er sich den Damen mit einer Entschuldigung empfehlen; das Meer, den Gegenstand seiner Sehnsucht und Liebe, sah er nur vom Coupéfenster des Eisenbahnzuges aus, der eine Strecke weit mit dem Strande parallel lief.

Siegfrieds Reiseziel war Stuttgart, der Wohnort seines Verlegers. Unter dem Vorwande, eine unbedeutende Aenderung vornehmen zu wollen, erbat er sein Manuscript noch einmal zurück und las für sich in der Stille eines Gasthofzimmers den unbekannten Theil desselben, die „Lieder „Lottys“, las sie mit tiefer Erregung. Noch hatte er halb gehofft, ein Irrthum, irgend eine Verwechslung möchte obgewaltet haben, jetzt aber lagen sie vor ihm, künstlerisch bis zur Untrennbarkeit in seine Arbeit hineingeschmolzen, ein hoher Schmuck derselben, das erkannte er wohl. Und in diesen Liedern von ergreifender Schönheit und ungeahnten Schmelz und Duft, von jener heiligen Einfalt der Sprache, die er so oft umsonst gesucht, erkannte er zugleich die Wesensschöne jenes reinen Geschöpfes, das selbst wie ein Gedicht war, tief und wunderbar.

„Aus jeder Zeile schaute
Ihr treu lebendig Bild,
Was nie ihr Mund vertraute,
Nun stand es unverhüllt.“

Als er die Blätter endlich wieder hinlegte, geſchah es mit dem einzigen Gedanken an dieſes ſüße Kind und an das Wiederſehen mit ihm. Ach das Wiederſehen! War es ſolch ein Gedanke, der ihn ſo ſehr beherrſchte, daß er unterwegs einmal zuſammenſchrak, daß er wähnte, ein kindliches Geſicht mit großen, ſtillen Augen, mit lichten, blonden Haaren im Vorüberflug an fremder Bahnſtation erkannt zu haben?

Am zweiten Tage war er in Leipzig und ſein wohlbekannter Schritt, ſeine Stimme hallten im Flur des Hauſes.

„Wo iſt Lotty?“ war ſeine erſte ſtürmende Frage.

Keine Antwort. Als ſie ihn allein kommen ſah, hob die Schwarzin wehklagend ihre Hände empor und fiel ſchluchzend auf einen Stuhl. Das Mädchen war fort. Warum? Wohin? Sie wußte nichts davon.

Die Frau hatte mit Größen von unbekanntem Werth gerechnet und ſtand nun ſelbſt entſetzt und rathlos vor dem Reſultat, vor jenen wunderbaren Beiden. Lotty, die in wortloſer Stille verſchwunden und Siegfried, wie außer ſich, ein ganz vertauſchter Mann.

Ja vertauſcht, ſich ſelbſt ein Fremder, ſchien er nach Lotty's Flucht.

Alle Nachforſchungen, die er anſtellte und die er zartfühlend doch nur im Stillen und verdeckt zu halten wagte, blieben erfolglos; die Spur des Mädchens war verloren und die Ungewißheit über ihr Geſchick warf ihn zwiſchen Sorge und Sehnſucht ruhelos hin und her. In dem Widerſtreit ſo ſchmerzlichen, ja unerträglichen Innenlebens war ihm das äußere Leben faſt gegenſtandslos geworden. Er, der weltfreudige Mann, fand ſich demſelben, wie ein Leſer dem Buche gegenüber, in dem er mechaniſch Blatt um Blatt herunterlieſt, ohne daß ein einziges Wort ins Bewußtſein gelangte.

Das erſte Ereigniß, das ihn wieder auf faſt zwingende Weiſe mit der Außenwelt verband, war das öffentliche Erſcheinen ſeines Werkes kurz vor Weihnachten. Der Erfolg deſſelben war größer, glänzender als die kühnſten Erwartungen. Jetzt erſt ſah ſich Siegfried auf die Höhe in volle Ruhmesbeleuchtung gerückt. Aber die helle Stirn und die ſonſt heiteren Augen erſchienen unter dem Ehrenkranz wie umflort, der Mund wie wenn er ſpräche: „Ich bin unreiner Lippen.“

Eine Menge Zuſchriften privater, beſonders weiblicher Hand, fielen auf den Tiſch des Dichters. Halb enttäuſcht warf er ſie nach einander wieder hin. Die eine wohlbekannte Hand, die Unbeſchreibliches ſo ſchön niederzuſchreiben gewußt, war nicht darunter.

Ein einziges Blatt nur wog er längere Zeit in der Hand und las es zu wiederholten Malen. Es war mit adligem Wappen petſchirt und trug die Unterſchrift T. v. K.

„Möchte nie ein Tropfen Bitterkeit den Lebenskelch vergällen, den der Vielvermögende mit ſo goldnem Wein gefüllt.“

Aus den wenigen Zeilen, die halb ironiſch, wie in widerſtrebender uldigung, an geſprochene Worte knüpften, meinte Siegfried Thereſas ntlitz hervorblicken zu ſehen. Dieſes feine kluge Geſicht hochmüthiger altung mit den ſtolz geſchürzten Lippen und den warmen, unvergeßhen Augen darüber, die allen Hochmuth in goldene Glut hinabſenkten.

Das neu erwachte Bild mit allen ſeinen Einzelzügen verließ ihn ht mehr. Eine Zauberin ohne Gleichen hatte er ſie im Ueberſchwang er Empfindung damals genannt. Sie war es noch, die ſeine farb-

und klanglos gewordene Zukunft mit neuen Liebes- und Lebensgefühlen zu erwärmen vermochte.

War nicht ihr knappes Wort, wie halb widerstrebend es da, mit der unausgeschriebenen Initialzeichnung darunter stand, dennoch eine Gunstbezeugung und war er nicht heute ein berühmter, auf breiter Basis stehender Mann, nach dem wunderlichen Erfahrungssatz, daß ein gewonnener Ruhm beinahe schwerer wieder abgeschüttelt wird, als er vorher zu erwerben war.

Dennoch vertraute er, wie ein gebranntes Kind, seinem Glück nicht mehr wie früher. Er reiste nicht nach S., sondern er schrieb an Theresa und bat um ihre Hand und ihre Liebe. Nach drei Tagen kam eine Antwort.

Theresa schrieb: „Kommen Sie zu Weihnachten, Herr von Leßnau. Aber nicht nach S., sondern nach K., wo Mama und ich in dem Hause meiner Freundin, der Gräfin Golz, das Fest verleben werden. Dort finden Dichtkunst und Liebe eine Stätte, die wunderschön ist, schöner, als der rothe Salon an der Promenade in S., zu dem überdies die Omnipotenz kritischer Oheimsaugen und einiger Cousinen spähen würden, denen die Militärrangliste und Gothas Almanach Bibel und Classiker sind."

Das war Theresa und ihre Weise.

Siegfried sprang auf und warf einen Blick in den Kalender.

Weihnachten war in acht Tagen.

X.

Märchenprächtige, zaubermächtige Weihnachtszeit! Eine alte deutsche Stadt umkleidest Du mit allem Glück und Glanz vergangener und heutiger Zeit, daß sie im heiligen Schmuck dasteht wie eine Braut im Kirchstuhle oder wie eine Großmutter an ihrem goldenen Hochzeitstage, rührend und ehrwürdig in dem Putz, den sie, einfältigen Herzens, nach alter frommer Sitte trägt.

Seit einer Stunde wanderte Siegfried, seiner alten Neigung nach, durch Gassen und Gäßchen. Gedankenvoll blieb er vor hellen Fenstern stehen, lauschte den Gesängen dahinter und sah in die Christfreude fremder Menschen hinein. Ein junges, schönes Weib schlang dort einem Manne die Arme um den Hals und sie küßten einander vor dem geschmückten Christbaum. Siegfried wandte sich ab. Draußen auf der Schwelle eines andern Hauses saß ein kleines weißbeschneites Mädchen und zählte mit steifen Fingern Pfennigstücke auf die Schürze. Wie es aus großen, weit geöffneten Augen aufsah, war in dem fremden Gesichtchen eine Aehnlichkeit mit Theresas Schönheit und raschen Schrittes ging Siegfried weiter. Fünf Minuten darnach stand er in einem eleganten Vorzimmer.

„Sie kommen zur rechten Stunde", sagte Graf Golz zu ihm, „wir werden gleich Bescheerung halten", und er führte ihn in den geschmückten Saal.

Dort saß die Großmutter der Gräfin im Lehnstuhl, Frau von Kru

ein paar geladene Gäste und Verwandte standen umher. Theresa war nicht zu sehen.

„Sie ist noch mit den Kindern oben", sagte Frau von Krugk.

Die Gräfin winkte dem Diener. „Melden Sie, daß Alles bereit sei, auch Fräulein Charlotte lasse ich bitten."

„Das ist Großmutters Pflegerin", bemerkte der Graf zu Siegfried.

Theresa war nicht mit den Kindern oben, denn die standen schon draußen vor der Saalthür; sie war mit Fräulein Charlotte in deren Stube.

„O Du reizendes Mädchen", sagte sie und hielt Charlottens Hände in den ihren. „Geselle Dich heute einmal zu uns anderen und freue Dich mit mir; von allen beglückten Menschen ist Keiner beglückter als die Braut, die den Bräutigam zum Fest erwartet. Und kenntest Du den meinen, den Einzigen; ich hörte seine Stimme unten, o fühle wie das Herz mir schlägt."

Und sie zog die schweigende Gefährtin an sich. Gleich darauf gingen sie die Treppe hinunter und ihnen voran stürmten die Kinder zum Saal. Sie aber traten langsamer Arm in Arm in die Thür. Die im Saal waren, sahen nach ihnen wie nach einem erwarteten schönen Bilde hin. Theresa hielt die leuchtenden Augen voll aufgeschlagen, diese Augen suchten Siegfried und als sie ihn gefunden, kehrte sie das Antlitz noch einmal rasch und freudig der Genossin zu.

Fräulein Charlotte hatte zuerst nach dem Christbaum geschaut, sie selbst in simpler Weise gekleidet, zeigte unter blonden Haaren ein liebes Blüthenantlitz, in diesem Antlitz ein Lächeln, das wie das Weinen anderer Menschen, von bittrem Herzweh sprach. Auf Theresas Bewegung löste sie langsam, wie leise widerstrebend, den Blick von dem brennenden Christbaum und wandte ihn den Personen im Saale zu.

Unter ihnen hatte Siegfried den Andern ein paar Schritte voraus gethan und dann plötzlich Schritt und Blick, wie durch ein Wunderbares gebannt, unbewegt gehalten. Ein einziger Augenblick war es, ein ungezählter, stiller, starrer; dann kam ein Schrei, schrill und erschütternd, wie von zerspringender Saite und mit vorgestreckten Armen und thränengeblendeten Augen, erbebend, erglühend flog das kindliche Mädchen auf Siegfried zu und von den durch jähen Schreck urplötzlich gelösten Lippen klang es zum ersten Mal: „Siegfried, o Siegfried, mein geliebter Siegfried."

Aber die Erschütterung des ungeahnten Wiedersehens war zu heftig, die Erkenntniß, daß Siegfried der Verlobte Theresas, zu unselig, der schmerzlichsten Kämpfe vorher waren zu viele gewesen. Als Siegfried nun voreilte, als er im alten Tone: „Lotty, liebe Lotty" rief, fiel die zarte Gestalt kraftlos und gebrochen in seine Arme und als er sich über sie neigte, ihre Augen und Lippen leise küssend, waren die Lippen zwar noch warm, die Augen noch unverschlossen, aber kein Liebeslaut und Liebesstrahl entströmte ihnen mehr. Ein stummes Lächeln, von jener Stummheit, die keine Sprache mehr braucht, lag auf denselben, die Seele dahinter war stumm und todt, das Leben entflohen.

Eine Ahnung von dem, was in Siegfrieds Innern vorging, mochte den Andern kommen, denn zarten Sinnes that Niemand eine Frage an ihn. Mit sanfter Gewalt nahm man Lottys leblose Gestalt aus seinen

Armen und trug sie auf ein Ruhebett im Seitengemach und während im Saal die Kinder und die Dienerschaft in ungewohnter Stille ihre Christbescheerung empfingen, während die Gäste leise auseinander gingen und die Gräfin die alte Großmutter, welche immerfort nach Fräulein Charlotte fragte, selbst zu Bett brachte, saß Siegfried bei der stummen Lotty und sah mit schweren, thränenlosen Augen auf das im Todesschlaf so schöne, stille Menschenbild. Theresa stand hinter ihm, ihr flossen die Thränen unaufhaltsam über die Wangen. Keines von Beiden sprach ein Wort. Durch die Stille klangen Claviertöne. Im Nachbarhause spielte Jemand das nordische Abschiedslied, dasselbe, das Lotty an jenem letzten Abend auf Siegfrieds Instument gespielt. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen.

* * *

Erst später, nachdem schon Tage über den Christabend hingegangen, gewann es Siegfried über sich, von Lotty und seinen eigenthümlichen Beziehungen zu ihr, den Anderen zu sprechen und er that es nicht, ohne sich selber anzuklagen, daß er das Geschick des armen Mädchens unbedächtig mit dem seinigen verflochten und dadurch, wenn schon willenlos, elend gemacht und einem tragisch jähen Ausklang zugeführt hatte.

Theresa legte ihre Hand sanft auf die seine.

„Mich dünkt, ihr Loos war dennoch aufs Liebliche gefallen", sagte sie. „Rechnest Du für nichts, daß sie sich Jahre hindurch eines Glückes hat freuen dürfen, das in seiner Art einzig war, des Glückes, mit dem geliebtesten und besten Menschen in einem täglichen, höchst vertrauten Verkehr zu stehen, dem sie Alles, was gut und edel war, verdanken durfte. Daß Du sie nicht elend, sondern im vollsten Sinne reich gemacht, bezeugen ihre wunderbaren Lieder, solche Töne entquellen nur einer Seele, deren große Schätze in schönem Glückesfrieden reifen."

„Und dürfen wir es noch Menschen- oder Zufallsfügung nennen", sprach Frau von Krugk, „daß Sie das stumme Kind kurz vor dem Zeitpunkt mit sich führen mußten, da es durch den Tod des alten Fräuleins einer abermaligen Strandung unterlegen wäre. Elend gebunden durch sein Gebrechen, als ein Pflegling der Dorfgemeinde, für immer jener Bildungssphäre entrückt, für die sein feiner Geist geschaffen schien."

„Waren Sie niemals wieder in dem Dorfe und haben Sie nichts über Herkunft, Namen und früheres Leben des seltsamen Kindes erforschen können?" fragte der Graf.

„Niemals", sagte Siegfried. „Ich erkenne jetzt erst mit Beschämung, wie durchaus nachtwandlerisch meine Empfindungs- und Handlungsweise gegenüber diesem Mädchen war. So wenig es mir in den Sinn kam, durch Forschungen das Dunkel ihres Vorlebens aufhellen zu wollen, so wenig ahnte ich die ganze Tiefe ihres Wesens und die Gefahren, den ich die leidenschaftliche Seele aussetzte. Unselige, heute unglaublich schuldvolle Blindheit!"

„Die vielmehr höchste Unschuld war. Jedes frühere Erkennen wär doch ein Weckruf und als solcher gewiß verhängnißvoll gewesen", be merkte die junge Gräfin. „Floh sie doch bei dem ersten dahin zielende Wort der Schwarzin wie ein aufgescheuchtes Wild."

Die Großmutter der Gräfin hatte während der Unterhaltung schwe

gend dageſeſſen, ein kleines Käſtchen in den Falten ihres Kleides bergend. Jetzt ſtellte ſie daſſelbe auf den Tiſch und ſagte: „Das iſt Fräulein Charlottens. Sie gab es zur Verwahrung in meinen Secretär am erſten Sonntag, nachdem ſie zu uns gekommen. Gewiß ein Taufſchein darin.“ Die Andern lächelten leiſe über das Wort und die junge Gräfin, welcher die alte Dame das Käſtchen mit der Weiſung zu öffnen, hinſchob, reichte es Siegfried:

„Sie haben das Vorrecht.“

Er erkannte in dem unſcheinbaren Ding das erſte Geſchenk, das er für Lotty auf einem Spaziergang durch das Dorf an einer Krambude erſtanden. Es lagen Briefe darin, die er während kurzer Abweſenheiten von Leipzig an ſie geſchrieben, ein Gedicht, das er einmal Abends, da ſie zum erſten Mal mit langem Kleide in ſein Zimmer trat, auf ſie gemacht, eine Photographie, die ihn ſelbſt darſtellte, und zuletzt die beiden Schaalen eines Notizbuches, mit verwaſchener Seiden- und Perlenſtickerei verziert; auf der einen Seite ein Wappen, auf der andern die Buchſtaben C. v. K. mit Goldfaden, der ſchwarz geworden, hineingeſtickt. Inwendig lag ein Blättchen Papier, darauf von Lottys Hand geſchrieben:

„Am Strande gefunden und wieder erkannt, tauſenmal geküßt, das Büchlein meines Vaters.“

Siegfried hatte nach einander dieſe Gegenſtände ſchweigend weiter gereicht, die Worte Lottys zuletzt mit weicher bewegter Stimme geleſen. Jetzt blickte er auf und ſeine Augen begegneten denen Frau von Krugks, welche mit todtblaſſem Antlitz ihm gegenüber ſaß, einen Ausdruck der Verſteinerung in den ſtarren Blicken, mit denen ſie abwechſelnd ihn und die beiden Deckelhälften mit der Goldſtickerei, welche ſie in den ausgeſtreckten Händen hielt, anſah. Als er etwas ſagen wollte, machte ſie eine ſtumm abwehrende Bewegung und brach in krampfhaftes Weinen aus.

Auch ſie hatte es erkannt, das Notizbüchlein ihres Mannes.

Welt und Herz.

Gedichte von C. F. Simon.

So wie des Weltalls Riesenbrust umschließt
Unzähl'ge Welten, die darin geborgen,
Um die das Aethermeer unendlich fließt,
In Räumen, die dem Sterblichen verborgen,

So ruht auch tief in jeder Menschenbrust,
Gebannt in dieser Hülle enge Schranken,
Still eine Welt voll Schmerzen und voll Lust,
Umwallt von endlos wogenden Gedanken.

Wie Welt auf Welt im großen All entsteht,
Uns leuchtend dann als gold'ne Himmelssterne,
Vom Gotteshauch zertrümmert untergeht,
Atom nur schwebt in endlos weiter Ferne.

So schafft sich uns're Seele Welt auf Welt
In der Begeistrung wundervollen Träumen,
Umwogt von einem blauen Himmelszelt,
Gewebt aus phantasieerfüllten Räumen.

Da kommt die Wirklichkeit und der Verstand,
Die Zeit mit ihren wilden Raubgenossen,
Und unser schönes Zauberbild verschwand
Wie süßer Trug im Wüstendunst zerflossen.

So wie des Meeres Wogen hin und her
Zum Strand hinauf, vom Strande rückwärts fluthen,
Also das endlos weite Geistermeer
Durchwallen hin und her der Seele Gluten.

Wie sich Atome in dem Schöpfungsraum
Zu mächt'gen Welten überall vereinen,
So weben Geistatome ihren Traum
Bis sie als gold'ne Sterne uns erscheinen.

Doch der Aeonenflügelschlag der Zeit
Stürzt all die Sterne aus dem Himmel nieder,
Bis Gott im Meere der Unendlichkeit
Zu neuen Welten sie verbindet wieder.

Des Mondes Glanz am Himmel leuchtet,
Bestrahlt der Gletscher Haupt so hehr;
Die Matte flimmert thaubeleuchtet;
Wie Demantstrahlen blitzt das Meer.

Rings überall ein heil'ges Schweigen,
Doch überall des Lebens Spur,
Die unfühlbar wie Geiſterreigen
Hinhaucht die Zauberin Natur.

Du ſtaunſt an die Wunder alle
Betäubt von ihren Zauberſchein;
Du fühlſt wie in dem Weltenalle
Du ein Atom nur arm und klein.

Das größte Wunder doch von allen,
Dir lindernd Deiner Wehmuth Schmerz,
Iſt, daß Du fühlſt: die Sternenhallen
Die ganze Welt umfaßt — Dein Herz.

Die Vögel ſingen im Walde
Sobald der Morgen tagt;
Sie geben auf Alles Antwort
Was einer den anderen fragt.

Es rauſchen die Meereswogen
Ob's Nacht iſt, ob es tagt;
Die eine der and'ren giebt Antwort
Auf Alles was ſie gefragt.

Der Bach ſein Liebeswehen
Den Bäumen im Walde klagt;
Sie geben ihm flüſternd Antwort
Auf Alles was er gefragt. —

Ich hab meine wilden Schmerzen
In Liedern Dir oft geklagt,
Du gabſt mir niemals Antwort,
Haſt nimmer darnach gefragt!

Ich liebe Dich ſo, wie das Herze liebt
Des Lebens ewig junges, friſches Blut;
Ich liebe Dich ſo, wie die Erde liebt
Der Sonne ewig neue, warme Glut;
Ich liebe Dich ſo, wie die Matte liebt
Des Morgens ewig friſchen, ſüßen Thau;
Ich liebe Dich ſo, wie das Auge liebt
Des Himmels ewig ſchönes Aetherblau;
Ich liebe Dich ſo, wie der Wand'rer liebt
Der Schöpfung ewig junge Herrlichkeit;
Ich liebe Dich ſo, wie die Seele liebt
Den Wundertraum der ew'gen Seligkeit.

Aeſthetiſche Erziehung und Lebensformen.

Von **Richard Wulkow.**

Goethe ſagt einmal, daß die Erziehung bei all ihrem Thun die Einheit der menſchlichen Natur bewahren oder herſtellen ſoll.

Erfüllt die heutige Generation dieſe Forderung?

Nein, und abermals, nein!

Wer eine Empfindung hat für die unſere Zeit beherrſchenden Factoren, fühlt es tief und ſchmerzlich, daß die heutige Welt dem Idealen fremd und ſcheu gegenüberſteht, daß ein Zug von rückſichtsloſem Materialismus ſich der Menſchengemüther bemächtigt hat, daß der Sinn für Hohes, Schönes im Niedergange iſt. Die ernſten bedeutſamen Ereigniſſe unſeres Zeitalters, in dem man vernehmlicher denn je den dröhnenden Tritt der Weltgeſchichte hört, haben die Gefühlsnaivetäten einer früheren Epoche mit Sturmeshauch verweht, das heitere, gefällige Spiel mit künſtleriſchen Darſtellungen iſt unwiederbringlich dahin, aber dieſelbe menſchliche Seele, die heute durch ihre überwiegende Verſtandesthätigkeit dem Zeitalter ſeine beſtimmte Signatur aufprägt, hat die Anlage der Empfänglichkeit für das Gute und Schöne trotzdem keineswegs verloren, denn ſie iſt ein Ewiges und Unverſtändliches; ſie harrt des Augenblicks, wo das innere Leben der Menſchen wieder ein naturgemäßes und geſundes werden, wo die Harmonie und das Gleichgewicht innerhalb der einzelnen Factoren deſſelben wieder hergeſtellt werden wird. Für den Augenblick begnügt man ſich mit Klagen über die nüchterne Fühlloſigkeit unſerer Zeit, über den Mangel an Wärme und Phantaſie; man ſpürt das Uebel, aber anſtatt mit allen Kräften nach Mitteln zur Abhilfe zu ſuchen, tröſtet man ſich mit der conventionellen Redensart, daß die Dinge im Geiſte der Zeit liegen und ſich nicht ändern laſſen. Man vergißt aber dabei, daß es ſo nicht fortgehen darf, wenn die Grundpfeiler unſeres neu geeinten Vaterlandes nicht an der Wurzel beſchädigt werden ſollen, d. h. wenn wir nicht an wahrer ungeheuchelter Empfindung und Gefühlsfähigkeit immer mehr und mehr verflachen und uns der Eigenſchaften ſelbſt berauben wollen, die man noch immer als echt deutſche zu bezeichnen pflegt.

Dem drohenden Uebel kann nur dadurch abgeholfen werden, daß man der übermächtigen Prävalenz des Verſtandes eine geregelte und geſteigerte Thätigkeit des Gemüths und der Phantaſie entgegenſtellt, die heranwachſende Generation durch Ausbildung des künſtleriſchen Gefühls für Maß und Harmonie vor den Gefahren einer krankhaften Neigung zu Abſtractionen zu ſchützen ſucht und durch ſteten Hinweis auf die weltbezwingenden ewigen Ideen die Macht des hereinbrechenden Materialismus bricht. Die pädagogiſche Methode, nach der wir Lebenden gebildet worden ſind, muß eine ſchlechte oder irrige geweſen ſein, da ſie Menſchen aus uns machte, welche lebenslang empfinden, daß ihrem Gemüthsleben etwas fehlt, daß ihr Wiſſen dem Empfinden unvermittelt gegenüberſteht, daß ſie nüchtern und doch auch wieder unzufrieden mit dieſer Nüchternheit ſind.

Dieſer von uns ſo tief empfundene Mangel reſultirt daraus, da

Falscher Wind.

H P S

der Sinn für das Schöne auf allen Gebieten des Lebens, der Natur und der Kunſt, dieſer Sinn, deſſen Keim nach Schillers tröſtlicher Verſicherung in jedem Menſchen vorhanden iſt, nicht genügend gepflegt und ausgebildet wurde, da es noch Zeit war. Noch immer wird z. B. die Bedeutung des Studiums der antiken Kunſt für die moderne Bildung gerade in den berufenen Kreiſen ſo gut wie ignorirt. Wenn man auf unſeren gelehrten Schulen das Studium der alten Claſſiker in Verbindung brächte mit dem der antiken Kunſt, ſo würde das ſehr viel bildender ſein, als die leider noch nicht ausgeſtorbene Lehrart der Stockphilologen, welche zu glauben ſcheinen, die alten Autoren hätten nur deswegen gedacht und gedichtet, damit die heutigen Interpreten den Schülern über Grammatik und Satzbau ermüdende Vorträge halten können. Die lebendige Dichtung wird durch das lebendige Kunſtwerk dem Geiſte klarer, als durch die todte Grammatik. „Vor der Gruppe des Laokoon lernt man die Tragödien des Sophokles verſtehen", ſagt bekanntlich Leſſing, und „ich glaube warnen zu müſſen, daß man Leſſing je leichtſinnig widerſpreche", ſagt Gervinus.

Neuerdings beginnt man ſich mit Ernſt der Aufgabe zu unterziehen, auf der einen Seite die Mängel zu prüfen, welche der Bildung der heutigen „gebildeten" Geſellſchaft anhaften, und dann zu zeigen, wie dieſe Mängel beſeitigt und Gemüth und Verſtand in das richtige Verhältniß zu einander gebracht werden können. Ohne Frage verſteht es ſich von ſelbſt, daß in erſter Linie die Schule dazu berufen iſt, den gegenwärtig im Exil lebenden Göttern des Schönen Altäre zu bauen und ihnen Opfer zu bringen in den ſtillen Heiligthümern, die vom Lärm des Lebens unberührt und unbeirrt die hehre Beſtimmung haben, die Keime des Guten, Wahren und Schönen in die Herzen der wachſenden Generationen zu pflanzen. Und dieſem Cultus iſt vor allen Dingen da eine Stätte zu bauen, wo die heranblühende weibliche Generation ihre Bildung für das Leben einerntet, wo die Mädchen den köſtlichen Schatz erwerben ſollen, den ſie einſt als Mütter, als „Bildner innen im lebendigen Stoff" ſo nothwendig brauchen werden.

Ich kann hier nicht die Abſicht haben, auseinanderzuſetzen, in welcher Weiſe der Schule die äſthetiſche Grundlage geſchaffen werden kann und warum die Schule derſelben ſo dringend bedarf; es wird aber nöthig ſein, das Wort „äſthetiſch" ſelbſt ein wenig näher zu prüfen und die Wichtigkeit ſeiner Stellung in jeder geſunden und harmoniſchen Erziehung nachzuweiſen, bevor wir uns mit den äſthetiſchen Formen des äußern Lebens beſchäftigen können.

Aeſthetiſch! Es mag wenige Worte geben, mit denen ein ſchnöderer Mißbrauch getrieben wird, die ſich mit mehr Elaſticität für jede, auch die verkehrteſte Vorſtellung appliciren laſſen. Gemeinhin gilt das Aeſthetiſche für eine Art von Politur, die man auf das im Uebrigen fertige Stück Möbel (ich brauche das Wort nur des Bildes wegen) aufträgt, um ihm mehr Glanz und Glätte zu geben. Oder auch für eine dekorative Zuthat, die man dem etwas mäßigen Quantum von Bildungsmaterial hinzufügt, damit der glückliche Beſitzer ſeine Stellung „in der guten Geſellſchaft" mit Ehren ausfüllt.

Mit einer ſo unwürdigen Auffaſſung haben wir nichts zu thun. Wir halten das Aeſthetiſche — das Kunſtſchöne — für etwas Organiſches

das aus der Durchdringung des Geistigen und Körperlichen, der Idee und des Stoffs besteht und aus welchem das Göttliche mit heiterm Glanze hervorleuchtet. Zur näheren Erklärung dieses kurzen Wortes gestatte ich mir an ein Gedicht Herders zu erinnern, des begeisterten Kenners und Analytikers des Schönen. Er fragt:

„Was singt in euch, ihr Saiten, was tönt in eurem Schall?" und antwortet, daß in den Harmonien der Weltgeist hervortritt, in dessen Händen unsere Seele selber zum Saitenspiel wird; er ist das Echo in der Felsenkluft und der Ton in der Kehle der Nachtigall, er rührt in der Klage das Herz zum Mitleid und erhebt es im Chorgesang der Andacht zum Himmel; er hat alle Welten zum Einklange gestimmt. Der Dichter schließt:

— — ich höre der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen, zu Herzen Herzen zieht.
In ein Gefühl verschlungen sind wie ein ewig All,
In einen Ton verklungen der Gottheit Wiederhall.

In solchem Sinne hat Friedrich Thiersch das Schöne das zur Wahrnehmung gebrachte Wesen Gottes genannt und Vischer erklärt, daß im Schönen die Harmonie des Weltalls empfunden werde. Kein Zweifel, daß eine solche „Gotteskraft" für einen unerläßlichen Factor der Erziehung zu halten ist und für dieselbe nutzbar gemacht werden muß, da sie offenbar die Sphäre des Gefühls oder der Empfindung zu beherrschen geeignet ist. Daß aber diese Sphäre eine mindestens ebenso bedeutsame ist im pädagogischen Sinne, als die der Erkenntniß und des Willens, werden wir sogleich nachzuweisen haben. Dabei sei mir zu bemerken gestattet, daß ich mich hier des gewöhnlichen Sprachgebrauchs bediene, der „Gefühl" und „Empfindung" stets verwechselt, wohl wissend, daß die neuere Physiologie die beiden Begriffe unterscheidet.

Wie sich der verehrte Leser und die noch mehr verehrte Leserin im Anschluß an diese oder jene philosophische Theorie die Functionen unseres Geistes vorstellen mag, sie werden immer als eine dreifache bezeichnet werden müssen. Entweder receptiv, d. h. die Außenwelt in sich aufnehmend (das ist die Sphäre der Intellectualität) oder zur bewußten Einwirkung auf die äußeren Dinge übergehend (das ist die Sphäre des Willens) oder endlich die Dinge einzig auf sich wirken lassend, ohne eine eigentliche Thätigkeit des Geistes, woraus das Gefühl von Behagen oder Unbehagen, Lust oder Unlust entsteht; (das ist die Sphäre des Gefühls.) Nicht immer ist Thätigkeit des Geistes vorhanden und kann nicht vorhanden sein, sondern es treten Momente ein, in denen die Geistesfunctionen „ein Gefühl erlöschen", in denen sie sich ihre nothwendigen Pausen setzen und nach Vischer's schönem Ausdruck niedertauchen in die Nacht der einfachen Innigkeit." Wer einmal einer schönen Musik mit Andacht lauschte, wem während dieses Lauschens Welt und Umgebu entschwand, der begreift was ich meine. In diesen Pausen der eigentlich geistigen Thätigkeit öffnet sich unabhängig von der Mitwirkung und de Willen des Individuums die Empfindung den äußeren Eindrücken u saugt unbewußt aus ihnen die bedeutsamste Nahrung für die erneu Thätigkeit des Geistes. In Fr. Th. Vischer's „Aesthetik" findet si (§ 749) eine Stelle, die in tiefsinniger Weise diese gewissermaßen leidend Thätigkeit des Gefühls charakterisirt. Er weist dort nach, daß das G

fühl der Schooß iſt, aus dem die Welt des klaren, ſelbſtbewußten — im Denken und Wollen die Welt zur Einheit durchdringenden — Geiſtes auftaucht, kurz, daß eigentlich das Gefühl die lebendige Mutter des geſammten Geiſteslebens iſt. Er zeigt, daß aus jenen Pauſen, in denen ſich das Gefühl auf Momente von der Geiſtesthätigkeit ſcheidet, die Subjectivität geheimnißvoll bereichert und zu neuer bewußter Thätigkeit wachgerufen wird. Dann fügt er hinzu: „Alle dieſe Verhältniſſe, Uebergänge ſind nur ſchlechthin flüſſig, ein beſtändiges Werden und Weichen, und wir haben ſo eine allſeitige beſtändige Beziehung des ganzen Lebens auf das Gefühl; es tritt in Verhältniß zu Allem und Jedem im Subjecte, und zwar ſo, daß Alles und Jedes nur durch dieſe centrale Grundaneignung wirklich dem Subject innerlich, das Seinige iſt, daß das Subject nur dadurch in und bei der Sache iſt. Man nennt dies im gewöhnlichen Leben Wärme und den Menſchen, der die Thätigkeiten des Geiſtes ohne dieſen Antheil des innerſten Selbſt vollzieht, kalt: eine tiefe Vergleichung mit dem Naturleben, wo erſt mit dem höheren, thieriſch organiſchen Leben jene ſtätige Auflöſung und Erneuerung beginnt, die als Brennungsprozeß in der Wärme ſich kundgiebt. Die ſtätige Zuſammenfaſſung des ſubjectiven Lebens im Mittelpunkt des Gefühls heißt Gemüth; der Gemüthloſe behält ſich in ſeinem Verkehr mit der Welt zurück, er legt ſich nicht in die Dinge, oder was daſſelbe iſt, läßt ſie nicht in ſich einfließen.“ ꝛc.

Ich ſetzte die Worte des berühmten Aeſthetikers her, um der Sphäre des Gefühls die ihr gebührende Bedeutung anzuweiſen; ſehen wir nun einen Augenblick zu, wie auf dieſen gewaltigen Factor im innern Leben des Menſchen bei der Erziehung einzuwirken iſt.

Zwei gleich wichtige untrennbare Thätigkeiten übt die Pädagogik: Erziehung und Unterricht. Und wenn auch nicht wenige aus der jungen Lehrergeneration ſich lediglich als Docenten betrachten und von dem ernſten und ſchwierigen Erziehungswerk allen Ernſtes nichts wiſſen wollen, ſo ſteht die Nothwendigkeit dieſer doppelten Thätigkeit dennoch feſt.

Der Unterricht beeinflußt und bereichert die Intellectualität durch Anſchauungen und Vorſtellungen und führt der Verſtandesthätigkeit das nöthige Material zur Aneignung zu; die Erziehung wirkt auf den Willen ein, damit er ſich ſtets innerhalb der rechten Grenzen, d. h. das durch die Uebung der beſten Feſtgeſtellten halte. Wo iſt nun das Directiv für die ſo wichtige Gefühlsſphäre?

Die Pädagogik hat ja ihre Hebel, die ſie bei der Empfindungsſphäre anzuſetzen pflegt, Lob und Tadel, Vorſtellungen und Ermahnungen, in letzter Linie als ſchweres Geſchütz, Drohungen und — Bitten, aber dieſe Mittel ſind äußerlich und roh, denn ſie thun nur die Abſicht des Pädagogen kund, für ein wirkliches Eingehen auf ſeine Abſichten bieten ſie keine Bürgaft. Will der zu Bildende nicht ſehen und hören, ſo wendet er Ohr d Auge ab und die Mittel des Erziehers wären erſchöpft, wenn er ht wüßte, daß Denk- und Willenskraft durch das Medium der Empfinng zu beeinfluſſen ſind. Denn, wie wir oben geſehen, greift die Emndung in die Geiſtesthätigkeit über und ſteht auch inſofern mit der illensſphäre in directer Beziehung, als ſie, die Empfindung, den Trieb, die niedrigſte Form des Willens iſt, ebenſo direct beeinflußt, wie ſie it von der ſinnlichen Wahrnehmung erregt wird. Der einſichtige

und geschmackvolle Pädagog verschmäht also jene äußerlichen Mittel, weil ihre Wirkung zweifelhaft ist und wendet sich durch die innere und äußere Form seines Thuns an die Empfindung, eingedenk dessen, daß es doch immerhin in seiner Hand liegt, freudiges Behagen oder ablehnendes Unbehagen, Lust oder Unlust zu erregen; er wird durch lichtvolle Klarheit seines Vortrags und seiner ganzen Methode, durch edle Schönheit der Darstellung das Feinste und Edelste, was im Menschen schlummert, erwecken und beleben können, und dieses höchste ist das Gefühl, „die lebendige Mutter des gesammten Geisteslebens."

Durch die Erregung dieses Gesichts wird aber auch der sittliche Wille in nicht zu unterschätzender Weise gefördert. Denn dem reinen Genuß des Schönen hingegeben, wird der Einzelne dem Kreise seiner Gedanken und Empfindungen enthoben und die Gewohnheit solchen Aufschwungs, solcher Erhebung über sich selbst, gewonnen durch häufig wiederholten, durch Uebung tiefer und reiner gewordenen ästhetischen Genuß, kräftigt und befestigt sich allmählich zu einem Zustande aller Kräfte der Willenssphäre, aus dem sittliches Wollen und sittliches Thun naturgemäß hervorgehen. Wir werden später bei den äußeren Lebensformen einen ganz analogen Vorgang zu besprechen haben.

Damit haben wir dem Schönen in der Erziehung seinen nothwendigen, durch Nichts mehr zu raubenden Platz gesichert und an den Jugendbildnern liegt es nun, in systematisch geregelter Weise das Unterrichtsmaterial mit dem Schönen und Geschmackvollen zu durchflechten, um hierdurch im Zögling Interesse für seinen Gegenstand zu erwecken und ihm sein geistiges Auge zu öffnen für das, was unser Herz erhebt und unsere Pulse rascher schlagen macht. Hierzu die Mittel anzugeben, ist hier nicht der Ort; Bruno Meyer hat in seinem anregenden, man könnte sagen bahnbrechenden Buch: „Aus der ästhetischen Pädagogik" einen achtungswerthen Versuch auf diesem Gebiete gemacht, auf dem sich mit schönem Erfolg wird fortbauen lassen. Mir liegt es nunmehr ob, die ästhetischen Formen im äußern Leben einer Besprechung zu unterziehen.

Nicht blos die Seele soll gebildet, der Geist gepflegt werden; auch der Körper bedarf der Erziehung und Bildung. Mehr als jemals darf heutzutage daran erinnert werden, wo Montaigne's schönes Wort vergessen zu sein scheint: „Ich will, daß äußerer Anstand und ein gefälliges Wesen zugleich mit der Seele sich bilde. Es ist nicht eine Seele, nicht ein Körper, den man erzieht, sondern ein Mensch, aus dem dürfen wir keine zweie machen."

Diese körperliche Ausbildung nimmt in unserer Zeit lange nicht die Stellung und Bedeutung ein, die ihr gebührt und die ihr bei den Greisen, aber auch bei ihnen fast allein, eingeräumt war. Von den modernen Culturvölkern sind es eigentlich nur die Engländer, die der Pflege des Körpers eine gewisse Sorgfalt widmen, freilich aber in einer durchaus einseitigen Art. Jede körperliche Kraftübung wird ausdauernd gepflegt: Laufen, Schwimmen, Rudern ꝛc., es ist aber auch nur die Kraft die geübt wird; die Schönheit in der Bewegung, in Haltung und Gebahrung des Körpers bleibt mehr oder weniger unberücksichtigt, wie — bei uns!

Wer aber bei uns diesen „äußeren" Dingen eine gewisse Beachtung

zuwendet, wer sich einen gewissen Anstand und gefällige Formen angeeignet hat oder — was oft dasselbe ist — glaubt angeeignet zu haben, meint den Forderungen der Aesthetik hinreichend genügt zu haben. Was aber zunächst diesen äußern Anstand, diese gefälligen, höflichen Formen betrifft, die ja in der körperlichen Haltung ihren Ausdruck finden, so ist es damit nicht gerade glänzend bestellt. Denn jene Formen — so schätzenswerth gewisse in der guten Gesellschaft aufrecht erhaltene Formen überhaupt sind — gewinnen nur dann erst ihre eigentliche Berechtigung, wenn sie einen Inhalt haben, wenn sie der Ausdruck eines innern Bedürfnisses, nicht eben blos Aeußerlichkeiten sind, die man im gesellschaftlichen Leben wie eine Münze giebt und empfängt. Es ist für einen nicht zu oberflächlichen Beobachter ein Merkzeichen unserer Zeit, daß conventionelle Formen ohne inneres Leben und Gestalt unser soziales Leben beherrschen, daß uns sehr oft bei allem sogenannten gefälligen Wesen dasjenige fehlt, was Goethe so schön die Höflichkeit des Herzens nennt, eine Tugend, an deren Uebung der Mensch in seinem Innersten betheiligt ist, weil ein inneres Bedürfniß, nicht eine äußere Absicht zu Grunde liegt. Das ist der Fall, den Tasso bei der Gräfin Leonore Sanvitale hervorhebt, als ihn die Prinzessin wegen seines Hanges zur Einsamkeit tadelt und ihm vorwirft, daß er der Gräfin nie habe näher treten wollen:

So liebenswürdig sie erscheinen kann,
Ich weiß nicht, wie es ist, konnt' ich nur selten
Mit ihr ganz offen sein, und wenn sie auch
Die Absicht hat, den Freunden wohlzuthun,
So fühlt man Absicht, und man ist verstimmt.

Aber die „Absicht", mit der man liebenswürdig ist und freundliche Formen gegen seine Mitmenschen beobachtet, trägt oft einen viel schlimmeren Charakter: man will die Leute über sich täuschen, man will sich durch Liebenswürdigkeit gegen Jedermann sein Leben leicht und angenehm machen. Man zeihe mich nicht pessemistischer Neigungen; ich bin kein Alceste, kein Menschenhasser. Auch meine ich, daß ohne die Fiction, als lohne man durch die übliche Höflichkeit die Leute nur nach Verdienst, das Leben sich viel unschöner gestalten würde, als es leider ohnehin schon ist. „Da die Schönheit nicht existirt, erfand man die Kunst, und da Güte und Herzlichkeit nicht existiren, erfand man die Höflichkeit." Es liegt wirklich etwas Beruhigendes in dem Bewußtsein, daß man meistens mit maskirten Menschen zu thun hat. Georg Brandes sagt einmal: „Die Leute zu demaskiren, wäre schon aus ästhetischen Ursachen Sünd und Schande, da ihre Maske so viel schöner ist, als ihr wirkliches Gesicht."

Aber obwohl kein Menschenhasser, — der Molière'sche Alceste ist übrigens auch keiner — mag ich doch um Alles nicht jene Virtuosen in r praktischen Lebensklugheit leiden, jene Diplomaten im Kleinen, die e Menschen ohne Unterschied mit gleicher Freundlichkeit und Achtung behandeln und für offenbar Falsches und Schlechtes kein Auge und ne Zunge zu haben scheinen. Dadurch ermöglicht und ermuthigt man fach das Böse. Und deshalb muß durch diese feige Rücksichtnahme, gen diese aus Menschenfurcht entsprungene Falschheit ernstlich angeüpft werden! Wir geben gern zu, daß bei dem Uebersehen des Verlichen auch die Dummheit eine große Rolle spielt, die das Böse

wirklich nicht sieht, wo sie es findet; aber in den meisten Fällen will man das Böse nicht sehen und dagegen ist Kampf geboten.

Wie geht es nur zu, daß manche Leute und zwar keineswegs gute, das Zeug besitzen, sich überall als ehrliche Haut, Biedermann, treue Kerle ꝛc. einzuführen? Es ist gar nicht einmal nöthig, daß sich in ihrem Aeußeren etwas augenfällig Treues, Ehrsames kund giebt; der günstige Effect wird bei der Masse durch etwas Anderes erzielt. Nicht viel Geist, nicht viel Mittheilsamkeit, aber eine natürliche oder so scheinende Unbefangenheit, eine gewisse gleichmäßige Ruhe und Ungezwungenheit des Wesens und Ausdrucks. Und nun — das Hauptingrediens zum Biedermann: Die Kunst, einen unerschütterlichen Glauben an die Aufrichtigkeit und den guten Willen aller andern Sterblichen zu heucheln. Kritische, mittheilsame, impulsive Naturen, sie mögen soviel Menschenliebe im Herzen tragen, als nur denkbar, gelten der Masse immer als verdächtig; wer die Schlauheit — eigentlich ist es etwas Anderes — besitzt, die Menschen immer für sehr brav zu erklären, ist der vollendete Biedermann. Wenn ich Biedermann sagte, so beschränkte ich damit die wahrgenommenen Thatsachen keineswegs nur auf das starke, sondern auch — verzeih' es mir, verehrte Leserin — auf das schöne Geschlecht. Uebrigens sei es zum Lobe der großen Städte gesagt, daß der sie durchwehende Hauch an geistiger Frische und Energie die elenden Zirkel heuchlerischer Schlaumeierei über den Haufen wirft und der Wahrheit zum Siege verhilft; jene feigen Heuchler sind vorwiegend das Privilegium kleiner Städte, denn nirgends kann sich ein solches Schlautalent so ausbilden, als in der Stille, wo die Luft auch keine Spur einer schädlichen, beirrender Idealität mit sich führt.

Wir meinen, daß die Erziehung und ganz besonders die Erziehung der Frauen danach zu streben hat, daß der natürliche Wahrheitssinn und der Abscheu gegen Lüge in jeder Form im kindlichen Gemüth so gestärkt werden, daß später das in die Welt und in das Lebens tretende Mädchen mit aller Macht seines Geistes sich gegen die Nachahmung jeder conventionellen, durch die „Regel" gebilligten Lüge empört. Nur so kann deutsche Schlichtheit und Natürlichkeit, jene holden deutschen Gottheiten, die wir zu verehren beinahe schon verlernt haben, wieder zu Ehren gelangen, nur so werden wir Höflichkeit, die nur aus Form besteht, von jener erwärmenden und gewinnenden Höflichkeit unterscheiden lernen, die das Kennzeichen eines durchgebildeten Menschen mit wahrhaft ästhetischen Lebensformen ist.

„Der Mensch bilde sich in Allem schön!" Mit diesem bekannten Worte Schadow's ist allerdings zunächst derjenige Theil der menschlichen Existenz gemeint, an dem die Schönheit im üblichen Sinne des Worts am deutlichsten in die Erscheinung tritt, an unserem Körper. Nun steht es freilich nicht in unserem Vermögen, die Grundlinien unse leiblichen Erscheinung wesentlich zu verändern. Etwas Anderes ist es mit den bewegten Linien des Körpers. Unser Leib ist gar r fältig und wunderbar gegliedert und nach der ganzen Anlage dessel zur Bewegung bestimmt; nur selten befindet er sich in Ruhe und se. diese ist nur als ein Product einer Bewegung anzusehen. Der Anbl den unser Körper gewährt, ändert sich also fortwährend, und in je neuen Ansicht bieten die veränderten Linien und Umrisse ein neues ei

thümliches Intereſſe. Die Natur ſelbſt giebt aber nur in erſtaunlich ſeltenen Fällen dem Menſchenkinde Anmuth und Schönheit der Bewegung mit auf den Lebensweg; im Allgemeinen muß die Kunſt der angemeſſenen ſchönen Bewegung gelernt werden. Wie iſt das anzufangen? Offenbar kann die einnehmende und zugleich dem Affekte der Seele entſprechende Bewegung nicht wie ein anderer Unterrichtsgegenſtand gelehrt werden, — wer vermöchte in einem Lande alle denkbaren und möglichen ſchönen Bewegungen des Körpers aufzuſtellen? — ſondern ſie muß vielmehr, da ſie eine natürliche ununterbrochene Wirkung des immer darauf bedachten Willens ſein ſoll, anerzogen werden, damit ſie zur andern Natur wird. Die bisherigen körperlichen Uebungen, die man auf Schulen zu treiben pflegt, ſollen damit keineswegs beſeitigt werden, aber ſie genügen bei Weitem nicht zur Erreichung des uns vorſchwebender Zieles, und es iſt nöthig, daß die Heranbildung zur Schönheit und Feinheit der Bewegung, die ja wie die Erziehung zur Sittlichkeit einen Zuſtand, eine „Dispoſition" zu erzeugen hat, beſtändig überwacht und geleitet werde. Damit iſt ſchon angedeutet, daß es weniger oder beſſer gar nicht auf die Einübung anmuthiger Stellungen, Haltungen, Bewegungen ankommt, ſondern daß man dem negativen Theil der Erziehung zur Schönheit die größte Aufmerkſamkeit ſchenkt, d. h. daß man ſeine Lieblinge, die uns Gott geſchenkt, auf alles Unſchöne, Eckige, Plumpe ſogleich aufmerkſam macht und zum Beſſern, Edlern, Feinern anhält. Wende man doch ja nicht ein, daß die als wünſchenswerth bezeichnete Schönheit der Bewegungen nur ein Erforderniß für beſtimmte Kreiſe ſei, wie Schauſpieler, Redner und Künſtler, die mit ihrer Perſönlichkeit auf das Publikum zu wirken haben, daß im Uebrigen aber höchſtens nur noch Derjenige ſich darum zu kümmern habe, der Zeit zu ſolchen „Nebendingen" hat und auf ſolche „Aeußerlichkeiten" (mit gerümpfter Naſe zu ſprechen) Werth legt. O meine verehrten Leſerinnen, kein Phariſäerthum, wenn ich bitten darf! Legen Sie doch ſonſt dieſen „Aeußerlichkeiten" oft einen entſcheidenden Werth bei und nun —?

Hören Sie mich, ehe Sie weitere Einwendungen machen, gütigſt einen Augenblick ruhig an.

Ich las vor einiger Zeit in einem vielgeleſenen Blatt einen kleinen hübſchen Aufſatz über das Gehen und Stehen auf der Bühne. Der Verfaſſer, ſelbſt ein ausübender Schauſpieler, weiſt nach, daß das äußerſt ſchwierige Dinge ſeien, die die wenigſten Schauſpieler verſtänden, weil ihnen die „künſtleriſchen Geſetze" des Gehens und Stehens unbekannt ſind. Er trägt nun einige ſolche Geſetze vor, z. B. über das Wenden auf der Bühne, eine bekannte Schwierigkeit. Das einfache Geſetz darüber lautet nach meinem Gewährsmann: „Jede Wendung geſchieht während des Stehens auf den Ferſen, während des Gehens auf den Spitzen der Füße; die Sohle bleibt ganz aus dem Spiele."

Die Sache iſt zweifellos richtig. Aehnliche kurz gefaßte Geſetze iebt es nun über das Gehen, das Niederſetzen, das Aufſtehen ꝛc. Dann ihrt er fort: „Stehen und Gehen meint Jeder zu können und hat darin ach gewiſſermaßen Recht, aber wie alle jene Dinge, die man von Kindeit an ohne Methode gelernt hat, zur Vollkommenheit auszubilden, gede am ſchwerſten hält, das zeigt ſich auch bei dieſen Funktionen in cht frappanter Weiſe. Daß man durch die bloße Praxis nicht richtig

gehen und stehen gelernt hat, erfährt man erst, wenn man sich auf freiem Schauplatz, den Blicken eines Publikums preisgegeben, bewegen soll. Da entdeckt man plötzlich, daß einem Arme und Beine zu lang sind, so daß man jeden Augenblick über seine eigenen Gliedmaßen zu stolpern meint."

Mit dieser schlagend richtigen Bemerkung wird der oben erwähnte Einwand, den man gegen solche „Nebendinge" erheben könnte, schon wesentlich entkräftet. Denn ich wüßte wahrlich keinen Grund, warum nicht jedes civilisirte Menschenkind anständig gehen und stehen soll, vom Schauspieler gar nicht zu reden. Aber solche Einwände sind überhaupt ganz hinfällig. Warum in aller Welt gestehen wir denn sammt und sonders diesen sogenannten Nebendingen und Aeußerlichkeiten bei der Beurtheilung Anderer einen so wesentlichen, bestimmenden Antheil zu? Warum sind wir geneigt, angenehme, elegante Umgangs- und Bewegungsformen mit liebenswerthen Herzens- und Gemüthseigenschaften in Beziehung zu setzen? Sind wir dazu berechtigt? Ja wohl! Zwischen dem Affect der Seele und der Bewegung des Körpers erkennen wir eine innige Verbindung und daher hat die Schönheit der Körperbewegungen eine hervorragend sittliche Bedeutung. Heftige leidenschaftliche Affecte bedingen starke, des ruhigen Maßes entbehrende Bewegungen; ängstliche peinliche Stimmung und Gemüthsart engt die Bewegung ein und macht sie unbeholfen und beklommen; rohe Sinnesart schüttelt gern den gewohnten Zwang von sich und äußert sich in ungefügen, brutalen Bewegungen. Eine schöne Bewegung aber muß einfach, gemessen, abgerundet sein. Alles Hastige und Fahrige, Eckige und Kantige, Lahme und Unsichere schließt die schöne Bewegung aus. Das edle Maß wird das charakteristische Kennzeichen der schönen Bewegung sein und nur eine gesunde harmonische Gemüthsbeschaffenheit wird die Grundbedingung schöner Körperbewegungen sein können. Bruno Meyer braucht in seinem oben erwähnten Buch ein treffendes Bild: „Das schäumend brausende Meer reißt das Ufer in Stücken mit sich fort; aber ein starker Damm schlägt seinen kräftigsten Anprall in Fesseln." Das leicht erregbare Innere des Menschen will sich also wie das flüssige Element in der Form der Bewegungen ausgestalten; aber die Gewohnheit einer bestimmten äußeren Form von weisem, festem Maße weist dem seelischen Affect ein bestimmtes Maß seiner Stärke zu, über das er nicht hinausgehen darf. Die Bewegungen, welche wir nicht in lebhaftem Affect, sondern in besonnener Absicht ausführen, befestigen durch fortwährende Uebung eine Norm, mit der sich bald auch das innere Leben der Leidenschaft in Uebereinstimmung setzen muß. „So ist die Schönheit der Bewegung, die wir uns stets zu beobachten üben und die wir nach langer ernster Anstrengung nie zu verletzen uns gewöhnen, ein Damm, den wir der Leidenschaft entgegensetzen, diesem verzehrenden Feuer, das unsern Willen und nur zu häufig unser Handeln über das erlaubte Maß hinauszuschreiten drängt."

Weit entfernt also davon, daß die ernste Sorge für Schönheit unserer Bewegung als bloße eitle Gefallsucht und unwürdige Koketterie verworfen werden dürfte, suchen wir in einem solchen Streben viel weniger auf Andere, als auf uns selbst und zwar in edler und lobenswerthester Richtung zu wirken. Und wenn wirklich für unsere lieben Mitmenschen

noch nebenbei etwas Wohlgefälliges erreicht wird, „wer mag drum ſchelten?“

Indem wir alſo unſer Aeußeres zu veredeln, die Linien unſeres Körpers in ſeinen mannichfachen Bewegungen zu verſchönen trachten, arbeiten wir zugleich an unſerer Sittlichkeit.

Die Griechen ſind, wie ſchon oben angedeutet, auf dem Gebiet der äſthetiſchen körperlichen Pädagogik unſere Vorbilder und Lehrmeiſter. Sie ſind es, die Begriff und Wort für die Sache geſchaffen haben: Gymnaſtik, „Bildnerkunſt im lebendigen Naturſtoff.“ Durch die Mannichfaltigkeit ihrer künſtleriſch geregelten Leibesübungen, durch die ſorgſamſte Pflege des von den olympiſchen Göttern ſo herrlich geſchaffenen Körpers waren ſie unausgeſetzt bemüht, denſelben dem ihnen vorſchwebenden Ideal menſchlicher Körperſchönheit anzunähern. Dieſem ſchönen Menſchenleibe huldigte der Künſtler, der Philoſoph, ja das Volk ſelbſt verehrte mit künſtleriſchem Inſtinct die Schönheit vor den Altären der ſchaumgebornen Aphrodite.

Bei uns iſt das Hauptmittel der äſthetiſchen Körperbildung ohne Frage das Turnen, als Inbegriff aller Uebungen der körperlichen Geſchicklichkeit. Nun will ich nicht leugnen, daß ich in Berlin, Leipzig, Darmſtadt in den Turnſälen der heranwachſenden Mädchen unter vortrefflicher Leitung Uebungen beigewohnt habe, die zweifellos ein reines äſthetiſches Princip zu vertreten ſchienen. Beſonders ſcheinen die Freiübungen die natürlichen Träger einer äſthetiſchen Gymnaſtik zu ſein, welche Schönheit und Feinheit, Geſchmack und Gewandtheit in alle körperlichen Bewegungen zu bringen ſucht. Was bei der männlichen Jugend die ſogenannten ritterlichen Uebungen wirken ſollen, müſſen bei der weiblichen in den meiſten Fällen dieſe Freiübungen thun. Ungezwungene Haltung und Bewegung des Körpers, des Kopfes und der Gliedmaßen, leichte, gefällige Form des Benehmens und Bewegens unter verſchiedenen äußeren Bedingungen, Unterſtützung des perſönlichen Auftretens durch anſprechende, begleitende und hervorhebende Thätigkeit der dazu berufenen Körpertheile. — Alles das ſoll und muß ſich aus dieſen Freiübungen heraus entwickeln. Es ſcheint mir nach dem, was ich geſehen, unzweifelhaft, daß dieſe noch vielſeitiger zu geſtaltenden Uebungen dazu berufen ſind, beſonders für das weibliche Geſchlecht die geſunde Grundlage einer wahrhaft äſthetiſchen Körperbildung abzugeben, aber — ſo fragen wir mit dem ganzen der Sache zuzuwendenden Ernſt — reichen denn 2 wöchentliche Turnſtunden für die bezeichneten hohen Ziele aus? Nimmermehr! Die körperliche Gymnaſtik ſoll die Geiſtesthätigkeit, dieſe ſoll jene gleichberechtigt ablöſen, das war das Princip der ſchönheitsdurſtigen Griechen; bei uns quält man den Geiſt der Jugend mit 30 wöchentlichen Lehrſtunden und als Gegengewicht gegen dieſe Tortur und zugleich auch als Mittel, ſeinen Körper zur Kraft und Schönheit zu bilden, bietet man ihm wöchentlich — zwei gymnaſtiſche Stunden! Und das nicht überall!

Die geſundheitsgefährliche Seite dieſer ungleichen Vertheilung zwiſchen der Thätigkeit des Geiſtes und der des Körpers hat zwar mit der äſthetiſchen Pädagogik wenig zu thun, wir wollen aber doch beiläufig erwähnen, daß bei den heutigen Schulplänen, wie ſie leider in ganz

Deutschland eingeführt sind, von einer harmonischen Entwickelung von Körper und Geist bei unserer Jugend nicht mehr die Rede sein kann, daß die im Verhältniß zur körperlichen Bewegung im Freien und zum Spiele ungewöhnlich stark hinaufgeschraubte Inanspruchnahme der Geisteskräfte schon jetzt eine unnatürliche Spannung erzeugt hat, welche zu schlimmen Folgen führen muß, wenn nicht noch rechtzeitig vernünftige Ausgleichungen eintreten. Alle bis jetzt auf diesen Punkt von einsichtsvollen Aerzten und Pädagogen gerichteten Mahnungen sind Predigten in der Wüste geblieben; man wird warten, bis schwere sichtbbarer zu Tage tretende Störungen im Organismus zur Umkehr zwingen. Was bis jetzt wahrgenommen wird: ein erschreckender Grad von überhandnehmender Kurzsichtigkeit, Blutarmuth, Verdauungsschwäche, reizbaren Nerven ꝛc. scheint in den Augen der Schulgesetzgeber noch nicht ausreichende Beweiskraft zu haben.

Doch, wie gesagt, die hygienische Seite der Frage gehört nicht in unsern Text; wir wenden uns wieder der Erziehung zur körperlichen Schönheit zu und fragen, ob uns im Leben häufig in herzerfreuender Weise körperliche Anmuth und Reiz der Bewegung, ob uns die natürliche und zwanglose Theilnahme des Körpers an der Bethätigung des Geistes, wie sie sich besonders in der Rede äußert, als ein wahrnehmbares Merkmal unserer modernen Erziehung entgegentritt. Wir müssen das auf das Bestimmteste verneinen. Es wäre ja übertrieben und thöricht, wollten wir, ganz besonders bei unserm heranblühenden weiblichen Geschlecht, eine Fülle von Anmuth, Lieblichkeit und Reiz ableugnen — aber die eigentliche Grazie der Bewegung, die „körperliche Beredsamkeit", das graziöse Mitwirken des Körpers und der Gliedmaßen an der geistigen Gebahrung wird gegenwärtig unverantwortlich vernachlässigt. Das zeigt sich natürlich vor Allem im lebendigen Gespräch, und da muß jeder unbefangene, ein wenig mit Urtheil und Geschmack ausgestattete Beobachter trotz oder vielmehr wegen aller ihm innewohnenden Verehrung für wahre Schönheit bekennen, daß ihm im Concert- und Gesellschaftssaal, — der Tanzsaal und ††† das Tanzen erfordert eine eingehendere Würdigung — auf Promenaden, in Ausstellungen und wo sonst die schöne Welt durch ihre Erscheinung unser Herz erfreuen soll, eine Masse von Unreiz, Unschönheit, Mißgrazie, Eckigkeit u. s. w. entgegentritt, die eine crasse Illustration zu den versunkenen „Göttern Griechenlands" bilden. Aber nicht nur auf den Brettern des Salons, sondern auch auf denen, die nach Schillers einmal acceptirtem Ausdruck die Welt bedeuten sollen, wird die körperliche Beredsamkeit mehr denn jemals mißachtet. Viele Jünger der Kunst haben sich derselben anscheinend ganz gegeben und thun zum Theil wohl daran, denn was man davon hin und wieder zu sehen bekommt, erhöht nicht etwa die Wirkung des poetischen Wortes, sondern dient lediglich dazu, durch Ungelenkigkeit und Einförmigkeit e ästhetisches Gefühl zur Verzweiflung zu bringen. Bei solchen Persön lichkeiten, wie die verstorbene Edwine Viereck, Frau Jachmann-Wagn (etwa als Iphigenie) oder Heinrich Dessoir (etwa als Hamlet oder Br tus), bei Franziska Elmenreich oder Ferdinand Sonnenthal, da konnt und kann man sehen, was körperliche Beredsamkeit bedeutet, was ei solcher Künstler zu den Worten des Dichters hinzuzufügen versteht. D könnten die Jünger der Kunst Thaliens es denn doch vielleicht der Mü

für werth erachten, zum Wiederaufleben der körperlichen, so beredten Sprache beizutragen.

Wir hegen kaum Hoffnung, daß es bei unserer Erziehung zu einer künstlerischen Ausbildung der körperlicher Gymnastik in der nächsten Zeit kommen wird, daß dieser wichtige Gegenstand aber noch immer, besonders auf unseren deutschen Mädchenschulen, so unzureichend gewürdigt wird, daß auf sehr vielen dieser Schulen gar kein gymnastischer Unterricht ertheilt wird, ist sehr zu beklagen. Wir hoffen, daß das immer noch nicht zur Thatsache gewordene Unterrichtsgesetz und die dadurch neu begründete staatliche Stellung der Mädchenschule hier Abhilfe schaffen wird. Ist aber erst ein systematisch geregeltes Turnen überall ein obligatorischer Unterrichtsgegenstand für die deutschen Mädchen geworden, dann wird man auch mehr auf Vorbildung geeigneter Lehrkräfte Bedacht nehmen müssen und dann wird der Zeitpunkt gekommen sein, wo auch das ästhetische Element in ausgeprägterer Form in seine ihm so lange vorenthaltenen Rechte treten wird.

Die Griechen betrachteten den Tanz mit vollem Recht als ein ästhetisches Bildungsmittel von hervorragender Bedeutung und sie durften es; bei uns ist er es nicht mehr, denn das ist und bleibt die Grundlage des Tanzes im höheren und edleren Sinne des Wortes, daß derselbe innere Zustände durch entsprechende Bewegungen des Körpers darzustellen sucht. Je mehr den Bewegungen der Füße und den sie begleitenden Geberden des Körpers die möglichste Ausbildung und Manichfaltigkeit, Biegsamkeit und gefälliges Maß gegeben wird, je mehr das Talent hinzutritt, die verschiedensten Gefühlszustände, Stimmungen und Situationen durch schöne rhythmische Bewegungen zu veranschaulichen, je mehr wird sich der Tanz einer wirklichen Kunst annähern. In dieser künstlerischen Ausübung des Tanzes wirkt die Musik, indem sie die rhythmischen Bewegungen des Körpers begleitet, ebenso wie bei der Begleitung poetischer Worte, zur Verstärkung des lyrischen Ausdrucks. Neben diesem höheren Kunsttanz, der, verbunden mit Hymnengesang, die religiösen Feste der Griechen verherrlichte und als solcher den Namen Orchestik führte, wand sich der gesellige Tanz in den mannichfachsten Formen durch ihr Leben und zierte und verschönte jede Freude und namentlich das Mahl. Die Musik, die man sich weniger durch ansprechende Melodik, als durch feine Rhythmisirung ausgezeichnet zu denken hat, gab den vorherrschenden Takt und die Stimmung. Die Masse beginnt den Tanz; aus ihrer Bewegung treten einzelne, ein Paar, endlich eine einzelne Person hervor und sucht eine bestimmte Situation oder eine bestimmte Stimmung darzustellen; ja diese Darstellung geht schließlich wohl gar in Handlung über und wird zur Pantomime. Gesang vereint sich bald mit dem Spiel und macht die Handlung deutlicher und so stellt sich ein harmonisches Zusammenwirken aller rhythmischen Künste als ein Ausdruck für ein erhöhtes, beseligtes, inneres Leben dar.

Von allen diesen Schönheiten hat sich kaum Etwas zu uns herübergerettet. Die wenigen dürftigen Gesangreigen, die unsere Mädchen in den deutschen Turnsälen ausführen, wecken keine Erinnerung an die orchestische Kunst des Volkes der Schönheit, sie lassen nicht die Lüfte Joniens und Attikas zu uns hinüberwehen. Und doch muthen sie freundlich an mit ihrer schlichten Reinheit dem gegenüber, was man bei uns

Tanz zu nennen pflegt. Der durchgehende Unterschied zwischen dem griechischen Tanz und dem unsrigen ist, ganz abgesehen von der Schönheit und Anmuth dort, der Unschönheit und Abgeschmacktheit hier, darauf wesentlich begründet, daß im Alterthum aller Tanz, auch der gesellige, objectiv war, d. h. mehr die Darstellung für die Zuschauer, als den unmittelbaren Genuß für die Ausübenden zum Zweck hatte. Bei uns ist der Tanz nichts weiter als geselliger Genuß, wirklicher, eingebildeter, oder ertragener; die Paare sind abgelöste Einheiten, kein chorisches Element bringt Zusammenhalt oder ein plastisches Moment in die tanzende Gesellschaft. Auch der eigentlich einzig übrig gebliebene Figurentanz (Contre-Tanz) ist in sofern jedes plastischen Elementes entkleidet, als man ihn bekanntlich gar nicht ordentlich und regelrecht tanzen lernt, sondern ihn als einen Ruhepunkt im Sturm der ewigen Rundtänze oder als bequeme Conservationsgelegenheit betrachtet. Die wenigen Pas, die, wenn hübsch und correct ausgeführt, doch immerhin noch ein anständiges plastisches und rhythmisches Moment darstellen, würden mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit auszuführen oder darauf zu achten sein, daß man in dem Augenblick des Tanzens etwas Schönes, Aesthetisches zu repräsentiren hat — wem fällt das heutzutage ein? Daher sieht denn auch bei uns so ein Contretanz recht kläglich aus, weil an seine ästhetische Berechtigung absolut Niemand denkt. Die übrigen Figurentänze, darunter auch die schöne Menuett mit ihren zwar etwas gespreizten, doch immerhin vornehmen und plastischen Momenten, sind spurlos von der Bildfläche verschwunden. Noverre, der berühmteste und künstlerisch durchgebildetste Balletmeister, der Ende des 17. Jahrhunderts in Paris bei der Academie royale de musique die Stelle eines ersten Lehrers bekleidete und auch als Schriftsteller bekannt ist, pflegte begeistert auszurufen: „Que de choses dans un menuet“. In der That enthält dieser Tanz, der nach der Aeußerung eines begeisterten Liebhabers „von den Grazien erfunden“ zu sein scheint, alle Nüancen der Anmuth und des feinen Anstandes. Es ist eine praktische Studie für eine elegante Haltung, ästhetische Körperbewegung und formvoller Manieren.

Die Rundtänze stehen heute im Vordergrunde des Interesses. Vorausgeschickt muß werden, daß dieses Interesse immer mehr erkaltet. Noch vor zehn, zwanzig Jahren tanzten bei guten Gelegenheiten und in guter Gesellschaft ältere ehrsame Leute, Beamte Officiere ꝛc. Dieses ältere, würdige Element, das seine Pas mit Sorgfalt und Etiquette executirte und offenbar Werth auf die mehr oder weniger gelungene Repräsentation seines Aeußeren legte, ist fast ganz aus den Ballsälen geschwunden, die „reifere Jugend“ ist die Beherrscherin derselben. Nicht zum Vortheil für den Tanz, denn der moderne Ballsaal bietet ein Bild grauenvoller Verwilderung. Wer rasch und geschickt den Malerstift zu führen verstände, könnte Augenblicksbilder von überraschender Wirkung und — Wahrheit entwerfen. Es ist selbstverständlich, daß wir von der „guten“ Gesellschaft sprechen. Hier hat ein junger Herr mit seinem rechten Arm die Taille seiner Schönen umschlungen und ehe er den Tanz beginnt und der Dame seine linke Hand reicht, „chassirt“ er erst einmal quer über den Saal, den Kopf weit vorn übergeworfen, als gälte es, mit diesem werthvollen Dinge, von dem er doch nur ein Exemplar besitzt, die Wand einzurennen. Die Dame macht gute Miene dazu, aber

eine ſchlechte Figur, denn ſie weiß nicht recht, wie ſie ſich bei dieſer tour de force halten ſoll. Ein zweiter hat ſeine Tänzerin feſt an ſich gepreßt und walzt. Dabei ſtreckt er nun ſeinen Kopf weit hinter die rechte Schulter der Dame und dieſe wird genöthigt, daſſelbe bei ihrem Chapeau zu thun. Wo die Aermſte nun, feſt an die Bruſt des Tänzers gedrückt, den Raum zu leichter Körperbewegung und die Gelegenheit zu anmuthiger Entwickelung ihrer äußeren Umriſſe herbekommen ſoll, danach fragt der liebenswürdige Tänzer nicht. Das Bild wird vervollſtändigt, wenn Letzterer den indiſpenſablen Kneifer auf der Naſe trägt, denn er von Zeit verliert und ſich immer wieder — während des Tanzes — bemüht, das Naſenverhältniß zu reguliren. Trägt die Dame auch den Kneifer, dann um ſo beſſer. — Ein andrer tanzt Polka. Statt aber ſich durch eine Ronde über die verſchiedenen Theile des Saales zu orientiren, macht er die trippelnden Pas des Tanzes auf ein und derſelben Stelle, die linke Hand (mit der rechten ſeiner Dame) hoch erhoben und den Kopf zur Erde gebeugt, wahrſcheinlich um die Eleganz ſeiner Pas und die der Dame zu controliren. Wieder ein Anderer iſt mehr ſtürmiſchen Temperaments; er ſtürmt mit ſeiner Schönen beflügelten Siebenmeilenſchrittes durch den Saal und durch die Haſt des weiſen Gebrauchs ſeiner Sehwerkzeuge beraubt, wirft er einige im Schweiße ihres Angeſichts ſich abmühende Paare zur Seite, oder auch — um. Verſchiedene Andere bemühen ſich, dem Rhythmus der Muſik ein Schnippchen zu ſchlagen. Man tanzt gerade Walzer. Aber wer wird ſich denn an den $^3/_4$ Takt des Walzers kehren und ehrlich Walzer tanzen? Das iſt ja langweilige Pedanterie; alſo friſch darauf los Galopp getanzt zur Walzermuſik. Und ſiehe da! es geht, es geht wirklich, aber fragt mich nur nicht, wie — es ausſieht. — Während einer Pauſe ſehe ich einen hochgewachſenen eleganten Herren ſich mit einer Dame unterhalten. Dabei ſtemmt er die behandſchuhten Fäuſte in den Rücken, drückt die Bruſt heraus und wirft den Kopf nach hinten. Ich komme näher und höre noch etwas von Heilgymnaſtik, geſunder Bewegung, Transpiriren — mir dunkelts vor den Augen, ich verſchwinde.

Früher ſahen alte Leute mit Vergnügen zu, wenn die Jugend tanzte. Die alten Leute fühlen heute dies Bedürfniß nicht mehr, ſie merken, daß unſer ganzer Tanz eine Sünde gegen den Genius der Kunſt iſt. Wenn ich daran denke, wie meine lieben Eltern z. B. an ihrem Silberhochzeitsfeſte ihren feierlichen langſamen Walzer tanzten, ſteif wie die Puppen, die Hände weit vorn ausgeſtreckt, um ſich ja nicht zu nahe zu kommen, die Pas aber mit größter Sorgfalt und unerſchütterlichem Ernſt ausführten, und wie wir dummen Jungen in der Ecke kicherten und über den „komiſchen Anblick“ uns in die Rippen ſtießen — dann bitte ich den lieben Dahingegangenen jedesmal in Gedanken meine damalige Geſchmackloſigkeit und Urtheilsunfähigkeit ab. Damals lernte man wenigſtens die Pas und Touren ſorgfältig und war ernſt und eifrig bei der Sache; heute lernt man die Tänze nicht ordentlich und meint, daß ein gewiſſes Geſchick und Unverfrorenheit zum Tanzen ausreiche. — Ein ſolch' jämmerliches Tanzen macht aber natürlich kein Vergnügen, die ungeſchickte und forcirte Bewegung ermüdet — „dann bekommt man Ueberdruß am Tanz und ſpielt den Blaſirten oder auch die Blaſirte; denn leider bin ich gezwungen, auch von den Damen zu be-

zeugen, daß sie nicht um ein Haar breit besser tanzen, als die Herren; sonst würde, wenn die Mode überhaupt durch irgend eine unbegreifliche, blind waltende höhere Macht hätte aufkommen können, eine wahree Revolution gegen die langen Schleppen der Ballkleider ausbrechen, die die wenigen guten Tänzerinnen seufzend mittschleppen müssen, weil ihre ehrenwerthen, aber nicht eben sylphenhaften Freundinnen ihrer zur Bedeckung ihrer Schwäche bedürfen; — also man wird blasirt und tanzt nur noch mit offen verzogener Miene aus allgemeinen gesellschaftlichen Rücksichten, oder mit verheimlicht glücklicher aus speziellen persönlichen Rücksichten, immer aber unwillig gegen die unvermeidliche, unbequeme Form des Zusammenseins und selbst tanzend verachtet man den Tanz".

Ich glaube nicht, daß an diesen Sätzen eines scharfen Beobachters irgend etwas übertrieben ist. Der alte Tanzmeister auf dem schönen Vautier'schen Bilde hat mehr Grazie in seinem Fiedelbogen und in seinen alten Gliedmaßen, als man heute in den Ballsälen findet.

Um dem traurigen Zustande abzuhelfen, muß der heutige Tanz aus der dunstigen Atmosphäre des Ballsaales heraus in den luftigen Turnsaal. Hier wird man in sorgfältiger körperlicher Ausbildung durch die Gymnastik, durch die Figuren, Reigen, Verkettungen belebt, durch Rhythmus und Musik geregelt und gestimmt, das verloren gegangene Gefühl und Verständniß für rhythmische Massenbewegungen wieder zu beleben und Formen zu schaffen haben, unter denen ihre Uebung im Leben wieder Wurzel fassen kann. Ist das erst geschehen, dann wird sich die Gymnastik ihrer in Griechenland zum Theil gelösten Aufgabe erinnern, die darin bestand, den Menschenschlag der Nation dem reinsten Ausdruck schöner Menschlichkeit anzunähern, dessen die bildende Kunst sich als Träger ihrer Ideen bedienen konnte. Denn diese bedarf eines rein und edel geformten Menschenschlages, um die Schönheitsidee in die äußere Erscheinung zu tragen; auf die Veredelung aber und die Verfeinerung der körperlichen Durchschnittsbildung der Nation durch ästhetische Körperausbildung zur Erzielung eines modernen Schönheitsideals hat bis jetzt Niemand sein Augenmerk gerichtet. Noch schweift der Bildner für seine idealen Formen reiner Schönheit hinüber zu dem ewigen Volke der Schönheit, bei welchem man durch fortgesetzte Einwirkung auf die einander folgenden Generationen den Bau der festen Form in der Durchschnittsbildung des Körpers zu veredeln und zu verschönen bemüht war und in welchem alle Erfordernisse sich in glücklichster Weise zusammenfanden, um es zur Schönheit heranzubilden. Sollte sich nicht trotz unserer vielgestaltigen modernen Verhältnisse durch methodische körperliche Erziehung nach den oben ausgesprochenen Grundsätzen ein uns eigenthümliches modernes Ideal körperlicher Schönheit entwickeln lassen?

Der antike Idealkopf hat seine stille Größe, seine selbstgenügsam Erhabenheit und Strenge, aber seine unnahbaren Züge haben etwa Leeres, sie zeugen nicht vom innerem Leben, von unmittelbarer Herzens betheiligung, von innerer Lust und innerem Weh. Sollte sich für de reichen innern Gehalt einer neuen Zeit nicht ein Schönheitsideal finde lassen? Ist sie gefunden, dann wird die moderne Bildnerkunst nich mehr „eine suchende" genannt werden dürfen.

Die junge Wittwe.

Novelle von **Arnold Ludwig.**

Man denkt ſehr verſchieden über Frau von Saar. Der Geheimrath zuckt jedesmal die Achſeln, wenn von ihr die Rede iſt und ſich ein Neuling fragend umſieht. Ob der Geheimrath damit eingedenk ſeines Titels zu verſtehen geben will, er wiſſe mehr als er ſagen könne, oder ob er umgekehrt mehr damit ſagen will als er weiß, bleibt dahingeſtellt. Graf Hatto ſetzt ſein Monocle auf und lächelt ſtill vor ſich hin; er iſt Lebemann und lächelt immer, wenn von Damen geſprochen wird. Der Doctor lächelt auch, aber anders: er iſt ein großer Phyſiologe, alſo Pſychologe, alſo Skeptiker und alſo in allen Fragen competent.

„Meine Herren", ſagt er, wenn der Streit über Frau von Saar beginnt, „warum ſollen wir uns aufregen? Sicher iſt nur ſoviel, daß ſie Alles beſitzt, was ein Weib begehrenswerth machen kann, einſchließlich des kleinen Leberfleckchens auf der linken Backe. Letzteres beſtimmt mich, ſie für eine Kokette zu halten; ich gebe aber gern zu, daß für dieſe Behauptung ein Leberfleck kein abſolut ſicherer Stützpunkt iſt."

Der gute Hauptmann geräth dann regelmäßig in Eifer; er und ſeine Frau ſind darin einig, und das will allerdings viel ſagen, daß Frau von Saar ebenſo tugendhaft wie liebenswürdig iſt; aber ſie iſt eine alleinſtehende Wittwe in den beſten Jahren, die ſich von Niemand den Hof machen läßt, alſo muß natürlich über ſie geklatſcht werden.

Was mich betrifft, ſo geht mein unmaßgebliches Urtheil dahin —

Doch nein, vielleicht iſt mein Urtheil in dieſem Punkt nicht ſo unmaßgeblich wie ſonſt. Anſtatt daher dem Urtheil des geneigten Leſers vorzugreifen, will ich ihm lieber erzählen, worauf ſich das meinige gründet.

* * *

Obwohl noch nicht ſo glänzend wie heute, war im Jahre 186. die Saiſon in H. doch bunt und belebt genug. Nicht blos das eigentliche Badepublikum, Helden und Heldinnen des Salons und der Bühne, ſondern auch namhafte Künſtler und Gelehrte hatte der graziöſe Zufall zuſammengeführt, um ſie Alle mit dem unſichtbaren und doch ſo ſtarken Bande gemeinſamer Lebensluſt und gemeinſamer Thorheit zu umſchlingen.

Wie aber in jedem Badeleben und im Leben überhaupt Frauenſchönheit den Mittelpunkt aller geſelligen Freude bildet, ſo war auch damals unbeſtritten ihr Zauber, der den kleinen Ort für alle Weilenden zu einer glücklichen Inſel zu machen ſchien. Und auf

dieser glücklichen Insel herrschte nicht einmal darüber Streit, wer unter den Schönen die Schönste sei. Es wäre auch nicht möglich gewesen, in ihrer Gegenwart zu streiten. Sie war eins von den weiblichen Wesen, die eigens dazu von Zeit zu Zeit in die Welt zu treten scheinen, um der stolzen, weisen Männerwelt einmal vollständig den Kopf zu verrücken, und die unberührt von dem ihnen folgenden Aufruhr ruhig ihre Bahn durch das Meer des Lebens ziehen. Pastor M. zog einmal ernstlich die menschliche Natur dieser Dämonen in Zweifel, ohne übrigens hinzuzufügen, ob er seine gegentheilige Vermuthung verstandes- oder erfahrungsmäßig gewonnen habe. Die Schönheit, von der ich rede, war nun schwerlich höllischen Ursprungs: sie war so schön, daß man in ihrer Gegenwart alls Erdenleid vergaß; was ihr Fuß betrat, was ihre Augen streiften, gewann einen festlichen Glanz, ging sie fort, so sah Alles gemein und alltäglich aus. Das ist der Prüfstein erster Schönheit, daß sie sich neidlos ihrer Umgebung mittheilt und sie dennoch überstrahlt; unechte Schönheit verdrängt den fremden Glanz und leuchtet im Dunkeln. Ich habe jenes Weib damals nur wenige Tage gesehen, weil mich Berufspflichten von H. fortriefen. Und doch ergreift mich noch jetzt, nach mehr als zehn Jahren, die blasse Erinnerung mit solcher Gewalt, daß mich die Bewegung zum Schaden meiner kleinen Erzählung weit über deren Rahmen hinausgeführt hat.

Unter den Trabanten, die diesen Stern mehr oder weniger respectvoller Entfernung umkreisten, befand sich auch ein Graf Westen, ein Mann, der, kaum dreißig Jahre alt, doch bereits ein größeres Stück Menschenleben hinter sich hatte als Mancher mit vierzig. Er hatte erst studirt und Reisen gemacht, war dann Officier geworden, hatte aber Schulden halber bald den Abschied nehmen müssen und darauf sich der Bewirthschaftung seines Gutes mit solchem Erfolg gewidmet, daß er sich jetzt schon wieder in sehr günstiger Vermögenslage befand. Dabei war er das Gegentheil von dem, was man eine interessante Physiognomie nennt: er sah weder melancholisch, noch verwüstet, noch blasirt, nicht einmal leidend aus; er war sogar schrecklich gesund und nur der energische Ausdruck in Mund und Augen gab interessanten Vermuthungen Spielraum. Was sein Verhältniß zu Frau von Saar betraf — ich vergaß vorhin ihren Namen zu nennen — so schien er ihren Cultus als eine Art nobler Passion zu betreiben, wie er jede noble Passion betrieb, die gerade en vogue war. Dem entsprach auch vollkommen ihre Haltung ihm gegenüber. Sie war verheirathet und zwar, soweit man wußte, glücklich verheirathet; sie duldete daher ihre Courmacher mit einer freundlichen Gelassenheit, die jede ernstere Absicht im Keime ersticken mußte.

So standen die Dinge, als ich H. verließ. Am Tage nach meiner Abreise bezog ein neuer Badegast mein Quartier, ein schüchterner, leidender junger Mensch, der sich kaum zu benehmen wußte und sich nun plötzlich, da man ihn unwillkürlich als meinen Nachfolger behandelte, ohne Widerstreben oder sich auch nur besinnen zu können, in den Strudel des Badelebens hineingezogen sah. Es gab gleich am ersten Abend eine peinliche Scene, der Unglückliche beging eine harmlose Sottise, die ihm aber sofort den Fluch der Lächerlichkeit zuzog: er sah sich plötzlich allein am Clavier stehen, wo er singen wollte, der Künstler, der sich erboten hatte ihn zu begleiten, war beleidigt aufgestanden, und schon war er im

Begriff, in größter Verwirrung den Saal zu verlassen, als plötzlich Graf Westen neben ihm stand und sagte:

„Wenn Sie erlauben, werde ich begleiten. Das zweite Lied, nicht wahr? Bitte singen Sie."

Mag sein, daß es unsittlich ist, an ein blind waltendes Schicksal zu glauben; den aber möchte ich sehen, der noch niemals eine Gewalt unberechenbarer Augenblicke an sich oder Anderen erfahren hat, vor der alle Logik in Trümmer ging. Ein solcher Augenblick, der Augenblick einer plötzlich und machtvoll ausbrechenden Leidenschaft, war der eben beschriebene für Frau von Saar. Möglich, daß er nur der Funke zum Pulver war, daß sich längst ihr selber unbewußt Alles in ihr darauf vorbereitet hatte, und daß sich auch hier nach still wirkenden Gesetzen ein Naturereigniß vollzog, genug, wie nichts von dieser Frau gemacht und Alles geworden war, so auch die Liebe; jetzt war sie da, und die Seele des unglücklichen Weibes stand in Flammen.

Das Lied war beendet, das Nöthige darüber gesagt, die Gesellschaft ging auseinander. In der Thür streifte Graf Westen an Frau von Saar vorüber.

„Heinrich", klang es leise an sein Ohr.

Wie vom Donner gerührt, blieb er stehen und sah sich um, ihre Augen trafen sich —

Draußen trat er unbefangen auf sie zu und schlug ihr und einigen Anderen noch eine kleine Strandpromenade vor. Der Vorschlag fand Beifall, und da sich mehrere von der Gesellschaft anschlossen, ließ es sich ohne Zwang bewerkstelligen, daß Frau von Saar und der Graf etwas vorausgingen.

„Sie hatten mir etwas zu sagen, gnädige Frau", begann er, und nur ein leises Zittern der Stimme verrieth seine innere Bewegung.

„Ich wollte Ihnen danken für Ihre — es war sehr gut von Ihnen", unterbrach sie sich verwirrt.

Es würgte etwas in ihm; er fühlte, daß sie so nicht weiter sprechen könnten, schon waren sie beinahe von den Uebrigen eingeholt.

„Elisabeth", brach er los, „was darf ich hoffen? Nichts oder Alles?"

„Erwarten Sie mich um elf an den Fischerkähnen", flüsterte sie rasch und ging dann unmittelbar zu einem gleichgiltigen Gespräch über.

Die Nacht war kühl und dunkel, ein anhaltender Nordwind wehte über die See und strich um die heißen Schläfe des Grafen, der in Gedanken versunken an dem hohen Bord eines auf den Strand gezogenen Bootes lehnte. Er starrte in die Wellen hinaus, deren weiße Ränder -eit durch die Nacht schimmerten; er sah die dunklen Berge sich heran-älzen, sich heben und donnernd zusammenbrechen, um größer wieder vorzuwachsen und in ewigem Wechsel das majestätische Spiel zu wiederholen. Auch in der Seele des Grafen wogte es auf und nieder; er ßte sich besinnen, ob er das gewaltige Schicksal träume, das ihn jäh ein Sturmwind gefaßt hatte. Aber aus der dunklen Brandung seiner Empfindungen rang sich allmählich ein Gedanke empor, stark und l wie der Fels im Meer: sie zu besitzen um jeden Preis. Und so ßte er jene furchtbare Naturkraft, die auch starke Männer geknechtet

zu Boden wirft, preßte sie in sich zusammen, daß sie ihm Stahl in die Adern trieb und alle Kräfte seines Wesens zu unwiderstehlichem Streben fortriß.

Aus der nächsten Düne nahte eine dunkle Gestalt; sie kam. Der Graf eilte ihr entgegen und wollte ihre Hand ergreifen, um sie an die Lippen zu drücken, aber ein bittender Blick der allmächtigen Augen hielt ihn zurück.

„Nicht so, Heinrich", begann sie, „ich habe Sie nicht gebeten hierher zu kommen, um Ihnen zu sagen, was Sie schon wissen. Mein Herz besitzen Sie, aber wenn ich darum schuldig bin, so bin ich darum nicht schlecht, und nicht eher will ich ganz Ihnen angehören, als bis unsere Liebe das Sonnenlicht nicht mehr zu scheuen braucht."

„Und Ihr Gemal?"

„Er hat mich und ich habe ihn nie geliebt. Er ist fünfzehn Jahre älter als ich und hat mich stets wie sein Kind behandelt. O, wie unglücklich ich in dieser Ehe gewesen bin, ich habe es nie so gefühlt wie heute. Ein Frauenherz ohne Liebe ist ein leeres Herz."

„Und ein Mannesherz ebenso", sagte er leise.

„Aber Sie haben Freunde, Eltern, Geschwister —"

„Ich bin allein. Nein, aber ich war es."

Zwei Vereinsamte hatten sich gefunden.

Er ergriff ihre Hand.

„Nun, so lassen Sie uns als treue Verbündete zu einander stehen. Und zuerst: wie kann ich Sie von Ihrem Zwingherrn befreien?"

„Er ist kein Zwingherr", versetzte sie sanft, „er ist gut und edel. Wir werden keine Gewalt brauchen. Ich will ihm schreiben, ich werde ihm Alles gestehen, und er wird in die Scheidung einwilligen, ich fürchte nur zu gern."

„Und was sollte ihn zu einer solchen Entsagung bestimmen? Nein, Elisabeth, damit wäre Alles aufs Spiel gesetzt. So lange Ihr Gemal Recht und Gewalt in seiner Hand vereinigt, können wir nicht hoffen. Das Recht können wir ihm nicht nehmen, die Gewalt können wir und wollen wir ihm nehmen, mit Gewalt. Und darum frage ich Sie jetzt, ist das, was Sie für mich fühlen, kein vorübergehendes Gefallen, sondern wirkliche Liebe, wollen Sie die Meine werden, so wie ich keinen Wunsch mehr kennen, als Sie zu erringen, reden Sie, Elisabeth, lieben Sie mich?"

„Sie erschrecken mich, Heinrich, wozu dieser feierliche Ernst?" Und leiser fuhr sie fort, indem sie die Augen niederschlug. „Ich liebe Sie, wie nur ein Weib einen Mann lieben kann, und diese Liebe, wie es die erste ist, wird durch keine andere aus meinem Herzen verdrängt werden."

Sie konnte es nicht verwehren, daß er niederstürzte und ihre Hand ergriff, sie fühlte wie der Körper des starken Mannes bebte vor innerer Bewegung; und doch war der Sturm, der ihn erschütterte, kaum so furchtbar, wie der Kampf, den jetzt das edle Weib vor ihm gegen den Andrang der eigenen Leidenschaft kämpfte. Aber sie bezwang sich.

„Stehen Sie auf, Heinrich", sagte sie nach einer Weile, „dieser Augenblick hat uns fester vereinigt, als es irgend ein anderes Band

vermag. Und ſollten wir uns nie wiederſehen — wir gehören jetzt zu einander für immer."

Er erhob ſich. „Ich danke Ihnen, ich bin jetzt ruhig. Meine Sorge ſei es, auch unſere äußere Vereinigung herbeizuführen. Ihre Liebe ſchließt das Vertrauen in ſich, nicht wahr, Eliſabeth?"

„Und Ihre Liebe", erwiederte ſie, „giebt mir dafür die Gewißheit, daß Sie mein Vertrauen nicht mißbrauchen werden. Wir wollen Alles vermeiden, was uns verrathen könnte, wir wollen uns nicht ſchreiben und uns nicht mehr allein treffen, bis Sie über uns entſchieden haben. Sie ſehen, ich lege unſer Schickſal in Ihre Hand; Sie allein ſollen unſer Glück begründen, Heinrich, aber — nicht wahr, Sie zerſtören es nicht? Haben Sie Mitleid mit mir", ſetzte ſie ſchluchzend hinzu, „Sie ſind ſo ſtark und ich bin ſo ſchwach."

Sie lehnte ſich an das Boot und ließ ihre Hand in der ſeinigen ruhen, ſie ließ es geſchehen, daß er ihr die Capuze feſter um Kopf und Schultern zog, um ſie vor dem Nachtwind zu ſchützen. Endlich ſagte er:

„Es iſt Zeit, daß Sie gehen, Sie dürfen ſich nicht erkälten. Wir trennen uns hier, es iſt ſicherer, wenn ich erſt ſpäter folge."

Sie ſah ihn dankend an, ihre Augen weilten in den ſeinigen und da wars geſchehen: in überſtrömendem Gefühl umſchlang ſie ihn und drückte einen heißen Kuß auf ſeine Lippen; aber noch ehe ihn der Graf erwiedern konnte, hatte ſie ſich losgeriſſen und war gleich darauf in der Dunkelheit verſchwunden. —

Um die Liebenden ſchäumte und ſprudelte wieder das geräuſchvolle Treiben des Bades. Weder ein verſtohlener Blick noch irgend eine andere Unvorſichtigkeit verrieth der lebensfrohen Geſellſchaft, was ſich in ihrer Mitte theils ereignet hatte, theils vorbereitete. Nur in dem Benehmen des Grafen bemerkten die ihm näher Stehenden flüchtige Anzeichen einer ſtarken innern Thätigkeit, achteten übrigens um ſo weniger darauf, als es offenes Geheimniß war, daß der Graf verſchämter Schriftſteller ſei. Während ſeine Heiterkeit im Allgemeinen eher zu- als abgenommen hatte, verſank er in unbewachten Augenblicken plötzlich in ein Sinnen, welches keineswegs als träumeriſch erſchien, vielmehr eine angeſtrengte Gedankenarbeit wiederſpiegelte. In der That war ſeine Lage äußerſt ſchwierig. Er ſah nur zwei Wege vor ſich, um das Ziel zu erreichen, das nicht mehr von ſeiner Seele wich: entweder mußte er das Geheimniß ſeiner Liebe fallen laſſen, um dann offen mit dem Gatten des geliebten Weibes um ihren Beſitz zu kämpfen, oder er mußte verſuchen, durch eine Entführung die Scheidung der innerlich ſchon getrennten Gatten zu bewirken. Beide Mittel waren gleich gewagt; er ſagte ſich, daß Beide das Glück der Geliebten aufs Spiel ſetzten. Denn Beide riſſen ſie von dem Boden der Sitte los, demſelben Boden, an den ſie ſich noch klammerte, als ſie ihn bereits verlaſſen hatte. So entſchieden ihn aber ſein Ehrgefühl zu dem erſteren Schritt drängte, ſo leicht mußte ihn ſein Verſtand von deſſen Zweckloſigkeit überzeugen, denn ſelbſt wenn es zum Zweikampf kam, ſo blieb beſten Falls doch immer ſchleunige Flucht das letzte Mittel um den Liebenden die Möglichkeit künftigen Glückes zu retten. Somit entſchloß er ſich zu dem kaum weniger gefahrvollen Entführungsplan und traf ungeſäumt die nöthigen Maßregeln. Inzwiſchen ſprach er zu Bekannten von ſeiner demnächſtigen

Abreise und bewog dadurch Frau von Saar, wie er beabsichtigt hatte, ein Gleiches zu thun. In acht Tagen war Alles fertig, der Weg war frei; es galt jetzt nur noch die Geliebte zu benachrichtigen.

Wieder war am Abend eines regnerischen Julisonntages eine größere Gesellschaft im Curhause versammelt. Frau von Saar strahlte wie gewöhnlich in dem Zauber unbewußter Liebenswürdigkeit und Schönheit, unbefangen ruhten die großen Augen auf ihrem Cavalier, dem lustigen Graf Westen, noch ahnte sie nicht, was ihr so nahe bevorstand.

„So geht es aber Jedem bei der ersten Mövenjagd", plauderte der Graf, „und ich kann Sie versichern, meine gnädigste Frau, bitte, behalten Sie Ihr Lächeln bei, man könnte uns beobachten. Sind Sie gefaßt zu hören?"

„Vollkommen", versetzte sie lächelnd.

„Leidenschaftliche Jäger", fuhr der Graf fort, „sollen es sogar nur sehr selten gebrauchen. Bitte halten Sie sich bereit, am Mittwoch abzureisen. Ich fahre morgen früh nach S. und erwarte Sie dort im Hotel de France. Ist das soweit klar?"

„Ja", sagte sie leise und nur mit Mühe ihre Ueberraschung verbergend.

„Nicht wahr?" nahm der Graf leicht auf, „es ist sehr drollig. Ich bewohne Nr. 10 und habe für Sie Nr. 11 und 12 reserviren lassen. Wir setzen dann ohne Aufenthalt gemeinschaftlich die Reise fort. Bitte lächeln Sie, wenn Sie einverstanden sind. Ich danke Ihnen. Sie kennen doch die hübsche Geschichte —" und so scherzte er harmlos weiter. Und doch lastete auf diesem munteren Schwätzer eine Verantwortung, deren Gewicht auch wohl Solche erdrückt hätte, denen es nicht durch ein so schneidend klares Bewußtsein erschwert wäre wie jenem Mann, bei dem das Bewußtsein die Stelle des Gewissens vertrat.

Am folgenden Vormittag bekam Frau von Saar einen Brief von ihrem Mann. Sie erbrach hastig ihn hastig und las:

„Meine liebe kleine Else!

Weißt Du auch, daß ich allen Grund hätte, Dir böse zu sein? Du scheinst das Schreiben verlernt zu haben. Ich erfahre nicht, wie Dir H. bekommt, ich weiß kaum ob Du noch da bist, während Du mich bis vor Kurzem stets durch Deine regelmäßigen Briefe erfreutest. Ich habe mich daher auf die Gefahr hin, daß Du mich unverdienterweise für eifersüchtig hältst, entschlossen — und nur um Dir dies mitzutheilen, nicht um zu maulen schreibe ich — mich persönlich davon zu überzeugen, ob die wundersamen Gerüchte wahr sind, die sogar bis zu uns dringen, von der schönen Fee, die das ganze H. bezaubert und verzaubert hat und durch ihre gleichmüthige Freundlichkeit die ihr diendenden Fürsten zur Verzweiflung bringt. Spätestens morgen Abend denke ich in H. ein[illegible] treffen und würde freudig überrascht sein, wenn Du mir eine Stre entgegenkämst — aber wohlgemerkt: überrascht. Auf Wiedersehen, me Herz.

Dein treuer Gatte
und Liebhaber
Alfred v. Saar."

Da saß das arme Weib und starrte fassungslos auf den schrecklich Brief. Jedes Wort fiel wie ein Hammerschlag auf ihre Seele, sie w

keines Gedankens fähig. Erſt nach einer Weile gelang es ihr, ſich zu ſammeln und ihre Lage zu überſehen. Sie ſah, daß ſie einen Fehler begangen hatte, vielleicht einen verhängnißvollen Fehler, und doch — ſie hätte nimmermehr als Gattin dem Gatten ſchreiben können, dem ſie im Begriff ſtand, die Treue zu brechen. Jedenfalls mußte ſie jetzt das Verſäumte gut machen und vor Allem ſich ſchnell entſcheiden. Ihr erſter Gedanke war, ruhig in H. zu bleiben, dem Geliebten zu telegraphiren — und ihn im Stich zu laſſen? Dieſen Gedanken verwarf ſie augenblicklich. Was thun? Ohne Freund und Berather, ihr war zu Muthe wie dem verirrten Kinde im Walde. Aber ſie raffte ſich auf. „Fort, fort zu ihm", rief es in ihr, „und gleich jetzt, ehe es zu ſpät iſt!"

Sie klingelte, das Kammermädchen kam.

„Marie, mein Mann ſchreibt mir eben, ich möchte womöglich ſogleich zu ihm kommen. Packen Sie ſchnell das Nöthigſte in den Koffer und kommen Sie morgen mit den übrigen Sachen nach."

Zwei Stunden ſpäter war ſie unterwegs.

Die See ging hoch und die meiſten Paſſagiere verließen das Verdeck. Sie ſaß ruhig am Vorderbord und ſah träumend in die Zukunft. Auch ihr fehlte ein feſter Boden, auf dem ſie lange geſtanden, aber ſie hatte reichen Erſatz gefunden in ihrer Liebe. Ueber ihr lag der graue Himmel, unter ihr ſchäumten die dunklen Wogen, aber hell und froh blickten ihre Augen in die vor ihr aufſteigende Ferne; und wohl war es ein ſchnelles Schiff, das ſie dem harrenden Geliebten zuführte, aber weit voraus eilten ihm ihre Gedanken.

Am Landungsplatze in S. wogte eine bunte Menſchenmenge. Eben war das Schiff angekommen und entlud ſeine Paſſagiere, um ſogleich wieder neue in ſich aufzunehmen. Die Ausſteigenden und die ſie Empfangenden, die Einſteigenden und die ſie Geleitenden drängten ſich mit Rufen des Willkommens oder des Abſchieds durcheinander. Frau von Saar hatte einen verhältnißmäßig leichten Stand: die kampflos ſiegende Schönheit ſchützte ſie auch in dieſem Gewühl. Plötzlich entfuhr ihr ein leiſer Schrei: dicht vor ihr ſtand ihr Mann; er kehrte ihr gerade den Rücken zu, jetzt wandte er ſich um und bemerkte ſie. Ein heller Freudenſtrahl flog über ſein Geſicht.

„Eliſabeth!" rief er. „Iſt es möglich, Du hier? So weit biſt Du mir entgegengekommen? Aber das geht ja nicht, Du kannſt doch meine Depeſche noch nicht gehabt haben, wie?" In ſeiner eigenen Ueberraſchung und Freude hatte er ihre Verwirrung gar nicht bemerkt.

„Welche Depeſche?" fragte ſie.

„Daß ich ſchon heute käme", erwiederte er. „Nein, natürlich, ich telegraphirte ja erſt heute morgen. Wie biſt Du denn auf dieſe unternehmende Idee gekommen? Aber das mußt Du mir auf dem Schiff erzählen —"

„Verzeih, Alfred", unterbrach ſie ihn, „wir wollen erſt ins Hotel ihren und uns dort in Ruhe ausſpechen; ich kann ſo wie ſo nicht gleich ieder zurück."

Sie hatte in einem Augenblick erkannt, daß, was auch geſchehen ochte, jetzt mehr als je die Nähe des Grafen nöthig ſei, denn nur noch on ſeiner Geiſtesgegenwart konnte ſie Rettung hoffen. Somit fuhren e Gatten ins Hotel de France.

Frau von Saar wandte sich sogleich an den Oberkellner.

„Nr. 11 und 12 sind für mich bestellt, führen Sie uns dorthin.“

Erstaunt sah sie ihr Gatte an, aber ein bittender Blick schnitt ihm die Frage von den Lippen und er folgte stumm in das Zimmer.

Kaum waren sie allein, als Frau von Saar erschöpft auf das Sopha sank und ihr Gesicht in beiden Händen begrub. Sie kämpfte einen harten Kampf: Wahrheit und Lüge rangen um die Herrschaft.

„Ums Himmelswillen“, rief ihr Mann erschrocken, „Elisabeth, was ist das? Du bist so aufgeregt, dieses Zimmer, Deine Reise, Dein Schweigen, sprich nur ein Wort, ich flehe Dich, und benimm mir diese drückende Ungewißheit! Du wolltest nach Hause reisen?“

„Ich bin auf der Flucht!“

Er sprang auf. „Vor wem?“

„Vor Dir!“

Tiefes Schweigen. „Ist es möglich? Warum fliehst Du vor mir?“ fragte er endlich leise.

„Weil Du mich nicht liebst und ich Dich nicht liebe“, versetzte sie. „Du hast mich nie geliebt, Du warst mein Vormund, ein treuer Vormund, aber ich bin erwachsen. Sieh, Alfred, als ich mit achtzehn Jahren Dir zur Frau gegeben wurde, da hättest Du Liebe bei mir gefunden wenn Du sie gesucht hättest. Aber warum solltest Du auch suchen was Du nie begehrtest? Gut, ich bin ein Weib und Euer Männerstolz ist mir fremd, aber wer meine Liebe so leicht entbehren kann, der kann mich auch entbehren, nein, Alfred, er soll und muß mich entbehren.“

Regungslos hatte er sie mit angehört, aber alles Blut war aus seinen Wangen gewichen, als er jetzt sagte:

„Und woher wußtest Du, daß ich Dich nicht liebte? O, wenn Du mich verstanden hättest! Ja, Elisabeth, ich habe Dich geliebt, wie ich Dich noch jetzt liebe, so tief und glühend, daß ich es über mich gewann, nicht eher Dein Gatte zu werden, als bis ich Dein Geliebter geworden wäre. Du konntest den mehr als Dreißigjährigen nicht schon darum lieben weil Du Dich ihm so willig hingegeben hattest. Liebe aber kann man sich nicht verdienen, man muß sie sich schenken lassen und so habe ich es verschmäht, mir das als mein Recht zu nehmen, was mich nur als freiwillige Gabe Deines Herzens beglücken konnte. So habe ich in diesen drei Jahren unserer Ehe von Tag zu Tag gehofft, daß Deine Liebe sich entfalten würde wie eine schöne Knospe, ich suchte Dir durch tausend Kleinigkeiten anzudeuten, was ich für Dich fühlte; Du aber hast mein stilles Werben für die conventionellen Aufmerksamkeiten eines gleichgiltigen Ehemannes gehalten. Und was beginnst Du jetzt? Ich verstehe es noch gar nicht. Nun, laß es gewesen sein was es will, Du kannst nicht mehr an Flucht denken in der Stunde, wo wir uns zum ersten Mal gefunden haben. Elisabeth, mein geliebtes Weib, Du sollst Dich nie wieder über Mangel an Liebe beklagen können; ich allein habe Alles verschuldet, aber werde auch Alles wieder gut machen! Warum siehst Du mich so traurig an?“

„Es ist zu spät“, erwiederte sie, „ich liebe Dich nicht.“

„Aber Du wirst mich lieben, und ich sage Dir, es ist nie zu spät, um Geschehenes zu vergessen und wieder gut zu machen. Soll ich denn mein liebes Weib gewaltsam in die Heimat entführen?“

„Es ist zu spät", wiederholte sie mit tonloser Stimme.

„Elisabeth, was meinst Du damit?"

Ein starkes Pochen an der Thür, der Graf trat ein. Er ging gerade auf Elisabeth zu, ergriff ihre Hand und wandte sich dann zu ihrem Gatten.

„Es ist zu spät für Sie", sagte er fest und kalt, „weil der Weg zu dem Herzen dieses Weibes nur über meine Leiche geht."

Sprachlos maß ihn sein Gegner mit düsteren Blicken. Elisabeth war aufgestanden, ihre Hand ruhte in der des Geliebten: die dort standen gehörten zu einander und sie bekannten es.

„Ich war nebenan", fuhr der Graf fort, „und wurde unfreiwilliger Zeuge des hier Gesprochenen. Ihre Frau Gemalin wollte mich nicht verrathen, aber noch weniger darf ich sie jetzt verlassen."

„Also darum floh sie", sagte Herr von Saar vor sich hin. „Seis denn", fuhr er zum Grafen gewendet fort. „Das Herz meiner Gattin habe ich nicht erzwingen wollen, aber ihre Hand will ich erzwingen von Jedem, der sie vor meinen Augen zu halten wagt, denn mir gehört sie und mir allein. Wir brauchen nicht zu säumen; ich ersuche Sie, jetzt sich zu entfernen, morgen früh kann sich Alles entscheiden."

Der Graf verbeugte sich. „Sie werden als Mann von Ehre nicht von mir verlangen, daß ich Ihre Frau Gemalin, die sich meinem Schutze anvertraut hat, vor Ihnen verlasse. Für Sie spricht das Recht des Gesetzes, für mich das Recht des Herzens."

Einen Augenblick wallte es in Alfred von Saar auf wie ausbrechender Zorn; aber sein besseres Gefühl behielt die Oberhand.

„So leb denn wohl, Elisabeth", sagte er mit schmerzlich bewegter Stimme, „werde ich Dich wiedersehen? Ich denke nicht, so wenig wie Du es wünschest. Leb wohl."

Der Graf hatte Elisabeths Hand losgelassen; sie reichte sie jetzt stumm dem Gatten und darauf dem Geliebten, sie sah Beide hinausgehen, dann brach sie zusammen. —

Auf der Straße sah ich einen Herrn in Gedanken versunken mir entgegen kommen; ich erkannte den Grafen Westen. Sobald er mich sah, eilte er auf mich zu; wir begrüßten uns.

„Bester Herr Doctor, Sie kommen wie ein **deus ex machina**; ich muß Sie nämlich um einen großen Freundesdienst bitten. Haben Sie Zeit?"

„Für Sie stets, Herr Graf."

„Ich bin nämlich in Ehrenhändel verwickelt, ich muß mich morgen in aller Frühe schießen und kenne in dieser Stadt keine Menschenseele, die mir dabei secundiren könnte. Ihr Unstern führt mir Sie in die Arme, so bleibt mir nichts übrig, als zu Ihrer Güte meine Zuflucht zu nehmen."

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung."

„Gut denn, im Voraus besten Dank. Bitte komme Sie jetzt mit ins Hotel, damit wir zur Stelle sind, wenn mein Gegner den Cartelträger schickt."

„Sie sind der Geforderte?"

„Ja, leider."

„Und wer ist Ihr Gegner, wenn ich fragen darf?"

„Ein Herr von Saar, mir kaum bekannt.“

„Der Mann der Frau von Saar, die mit uns in H. war?“

„Derselbe.“

Eine dunkle Ahnung stieg in mir auf, aber ich schwieg natürlich.

Wir saßen noch nicht lange im Zimmer des Grafen, als es pochte und der Secundant des Gegners eintrat. Die Forderung lautete auf Pistolen mit fünfzehn Schritt Distance, früh fünf Uhr im Stadtwalde.

„Er möchte mich gern todtschießen“, spottete der Graf, als Herrn von Saars Abgesandter fort war, „er thut es aber nicht.“

„Woher wissen Sie das?“

„Weil ich ihn todtschieße.“

„Er hat gefordert, schießt also zuerst.“

„Trifft aber nicht.“

„Wie? sind Sie so sicher?“

„Er denkt und fühlt wie eine Frau, er wird auch schießen wie eine Frau.“

In diesem Tone sprach der Graf weiter und zeigte in seinem ganzen Benehmen eine Art von Wildheit, die ich früher nicht an ihm bemerkt hatte. Ich wünschte bald gute Nacht und entfernte mich.

Am nächsten Morgen um vier holte ich ihn ab. Er war schon auf und empfing mich nicht mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit.

„Sie sehen blaß aus“, sagte ich.

„Ich habe schlecht geschlafen“, antwortete er, „und natürlich den unvermeidlichen Unsinn geträumt. Der Andere schoß, die Kugel kam ganz langsam aus dem Rohr und auf mich zu, ganz langsam. Ich wollte auch schießen, aber es kam immer Jemand dazwischen, mit einem Mal standen Sie neben mir und fragten mich, ob ich auch wirklich der Geforderte wäre, und so verlief sich der Traum im Sande ehe ich geschossen hatte und ehe mich die Kugel erreicht hatte.“

„Demnach kämen also beide Theile mit dem Leben davon“, sagte ich lächelnd. „Aber es ist Zeit, Herr Graf, sind Sie fertig?“

„Ja, kommen Sie.“

Herr von Saar, sein Secundant und ein Arzt waren bereits zur Stelle, wir machten uns bekannt; die nöthigen Vorkehrungen waren schnell getroffen, die Duellanten wurden sich gegenübergestellt. Es war eigenthümlich, wie sich in diesem Augenblick die Verschiedenheit beider Männer in ihrem Ausdruck verkörperte. Herr von Saar zeigte in Miene und Haltung die sichere Ruhe der Resignation; der Graf war bleich wie ein Marmorbild, aber die Muskeln waren straff und keine Wimper seines klaren Auges zuckte. Als sein Blick den des Gegners traf, wurde dieser sichtlich verwirrt, aber er faßte sich schnell, denn er hatte den ersten Schuß und schon fing ich an zu zählen.

„Drei.“

Der Dampf verflog; der Graf stand unversehrt Ein kaum merkliches Lächeln spielte um seine Mundwinkel, er schien mich an seine Prophezeihung erinnern zu wollen — ihr erster Theil war erfüllt.

Jetzt zählte der Secundant der Gegners.

„Eins, zwei, drei.“

Der Schuß krachte. Ein dumpfer Fall, ein lauter Seufzer und

Alfred von Saar war todt. Der Arzt beugte ſich über die Leiche, ſchon der erſte Blick belehrte ihn, daß hier nicht mehr zu helfen ſei.

Der Graf trat auf mich zu.

„Sollte ich jemals in die glückliche Lage kommen, Ihnen durch einen Gegendienſt Ihre Bemühungen vergelten zu können, ſo werde ich dies mein wichtigſtes Anliegen ſein laſſen. Nehmen Sie einſtweilen meinen wärmſten Dank und verzeihen Sie, wenn ich mich hier von Ihnen verabſchiede. Ich habe Eile.“

Er grüßte und verſchwand im Gehölz.

Von unausſprechlichen Gefühlen bewegt, harrte Frau von Saar des Augenblickes, der über ihr Leben entſcheiden ſollte. Sie hatte ſchwere Stunden durchwacht, Stunden, die noch andere Spuren zurückließen, als die der Thränen.

Es war bald ſechs, um vier hatte ſie ihren Mann und den Grafen mit den Secundanten fortgehen hören; ihre Spannung wuchs mit jeder Minute.

Schnelle Schritte auf dem Corridor, ein kurzes Pochen, die Thür flog auf, der Geliebte ſtand vor ihr, noch ganz außer Athem und mit fliegender Haſt in Sprache und Bewegungen.

„Frei, Eliſabeth! Du und ich. Alles vorüber, aber komm nur, fliehen müſſen wir nun doch, es iſt Alles vorbereitet. Eliſabeth, meine geliebte Eliſabeth, hörſt Du denn nichts? Du ſtehſt wie geiſtesabweſend vor mir; ich flehe Dich, rede oder komm wenigſtens?“

Aber ihre Stimme klang fremd und ihr Blick war umſchleiert, als ſie ihm antwortete:

„Verlaſſen Sie mich, Herr Graf, es iſt Zeit für uns, zu ſcheiden. Liebten Sie mich ſo wie ich es dachte, ſo würden Sie nicht gehofft haben, daß der Mörder meines Gemals mein Gatte werden könnte. Ich bin ſelbſt zu ſchuldig, um Ihrer Aufforderung zu antworten wie ich ſollte, und noch jetzt ſpricht mein Herz anders als mein Gewiſſen. Aber mein Entſchluß iſt gefaßt: ich war eine untreue Gattin, ich werde eine treuere Wittwe ſein.“

Im Jahre 1870 ſah ich den Grafen wieder, wir waren dann während des ganzen Feldzuges zuſammen und wurden Freunde. Er war in den wenigen Jahren auffallend verändert. Von ſeiner früheren Heiterkeit und Tollheit war keine Spur geblieben; er hatte auch jetzt nichts von einem Werther, aber ein männlicher Ernſt bildete den Grundzug ſeines Weſens. Bei Saint Quentin warf ihn eine feindliche Kugel aufs Krankenlager, wo ihn bald darauf der Tod ereilte. Noch kurz vor ſeinem Ende erzählte er mir, was ich im Vorſtehenden dem Leſer mitgetheilt habe.

So oft in meiner Gegenwart über Frau von Saar geſprochen wird, innere ich mich jener Geſchichte, und befragt man mich um meine An- ht über die merkwürdige Frau —

Doch was kann dem geehrten Leſer noch an meinem Urtheil liegen,) er längſt das ſeinige gefällt hat?

Die Religion des Peſſimismus.

Die Stimmung der Gegenwart iſt der Peſſimismus. Einer Zeit hochfliegender Erwartungen iſt die Enttäuſchung gefolgt. Kein Wunder iſt es darum, wenn die Lehren Schopenhauers und Hartmanns, welche jener Mißſtimmung die philoſophiſche Form geben, in immer weiteren Kreiſen Eingang finden. Faſt möchte man behaupten können, Mephiſtos Worte im Fauſt:

Alles, was entſteht
Iſt werth, daß es zu Grunde geht;
Drum beſſer wär's, daß nichts entſtünde

bezeichneten den Grundton der modernen Weltanſchauung. Gefoltert von den unzähligen Widerſprüchen, welche das Leben darbietet, an ihrer Löſung verzweifelnd, ſucht das geängſtigte Menſchenkind, dem eine atheiſtiſche Naturforſchung auch die Vorſehung im Himmel raubte, Troſt in jener Philoſophie der Reſignation, nach welcher das Uebel als nothwendiger und unerläßlicher Factor in der Aufgabe erſcheint, deren Löſung ein blindes Schickſal jedem Menſchenleben auferlegte.

Es iſt erklärlich, daß jede neue Lehre Widerſpruch hervorruft. Selten aber ſind die Gegenſätze ſo ſchroff aufgetreten als für und wider die Weltanſchauung des Peſſimismus. Sonſt erhitzten ſich bei dergleichen Gelegenheiten nur die Köpfe; in dem Philoſophenſtreite unſerer Tage aber handelt es ſich um mehr als um bloße Theorien. Selbſtverſtändlich iſt es ja, daß die troſtloſen Conſequenzen des Peſſimismus das nach Glück und Genuß ſtürmiſch verlangende Menſchenherz ſtärker berühren muß als jede andere philoſophiſche Lehre. Dieſe Weltanſchauung iſt der Gegenwart eben mehr als Wiſſen und Erkennen; ſie ſteht bereits in engſter Verbindung mit dem Fühlen und Wollen. Der Peſſimismus hat aufgehört, blos Philoſophie zu ſein; er iſt dem Menſchen unſerer Tage Religion geworden. Faſt ſcheint bei uns derſelbe geiſtige Proceß vor ſich gehen zu wollen, der einſt vor Jahrtauſenden in Indien, dem Lande des orientaliſchen „Volkes der Denker" die klaſſiſche Religion des Peſſimismus zur Welt brachte.

Ein Blick auf die Entſtehung und Entwickelung des Buddhismus iſt ſchon deshalb von Intereſſe, weil auch heute noch dieſe Religion mehr Anhänger zählen ſoll, als die Hauptreligion des Occidents, das Chriſtenthum; noch anziehender aber wird derſelbe für uns dadurch, daß die Tage der Entſtehung jener Lehre im Hinblick auf die religiöſen Verhältniſſe mit der Gegenwart eine überraſchende Aehnlichkeit aufweiſen.

Die Grundlegung der Religion Buddhas fällt in das ſechſte Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung. Wie in der Gegenwart, ſo beſtand auch damals eine tiefe Kluft zwiſchen den religiöſen Anſchauungen des

gemeinen Volkes und denen der Gebildeten. Das erstere lag damals ebenso, wie heutzutage, in den Fesseln eines ererbten Dogmatismus; die Religion der letzteren dagegen war ein philosophisch zugeschnittener Pantheismus. Auch der Gottesglaube der Gebildeten unserer Tage soll, behauptet man, im Wesentlichen pantheistischer Natur sein. Der Hindu aus den niederen Kasten betete, wie seine Vorfahren, zu Rudra, dem gewaltigen Sturmgott, zu Indra, dem Schlangentödter, der im Gewitter den Drachen Ahi bekämpft, zu Agni, dem Feuergott, welcher, im Blitz zur Erde niedersteigend und in der Opferflamme des Altars wieder nach oben sich wendend, Himmel und Erde verbindet, und zu all den anderen Göttern, von denen die heiligen Bücher, die Veden, erzählten. Die Brahmanen dagegen, die Glieder der vornehmsten Kasten, hatten sich längst über diese naive Naturvergötterung aufgeschwungen zu dem Gedanken, hinter dem Vielen des Erscheinenden ein einheitliches Wesen zu suchen. Als den Urquell alles Daseins nannten sie das Brahma, den Weltkeim, das, ohne Theile und ohne Eigenschaften, nicht erkennbar und nicht erkennend, ohne Thätigkeit und ohne Wandel, unpersönlich und durch sich selbst bestehend, niemals in den Rahmen einer Vorstellung zu bannen, sondern lediglich als leeres „Etwas" zu bezeichnen sei. Aus ihm, lehrten sie, sei die Welt hervorgegangen, wie der Faden aus der Spinne, der Baum aus dem Keime, das Feuer aus der Kohle, der Strom aus der Quelle, die Woge aus dem Meeresspiegel. Somit sei die Welt nichts Anderes als Brahma selbst, die Wirkung nichts Anderes als die Ursache. Die Vielheit in der Welt sei nur Schein; blos das Brahma existire wirklich. Der Heilige, von dessen Auge der verhüllende Schleier der Maja, der Täuschung gefallen sei, schaue das vielgestaltige All als das Eine.

In diese Zeit einer zwiespaltigen Religiosität fällt das Auftreten des Begründers der buddhistischen Lehre. Siddhârta, ein Königssohn aus dem Geschlechte der Sakja, das sich auch nach einem seiner Ahnen Gautama nannte, wurde zwischen 604 und 547 v. Chr. in der Stadt Kapilavastu geboren. Die Legende hat sein Leben wie dasjenige aller anderen Religionsstifter mit Wundern und Zeichen ausgeschmückt, so daß es kaum möglich ist, unter dem üppig aufgesproßten Ranken- und Blätterwerk der Sage den Stamm der geschichtlichen Wahrheit aufzufinden. Während ein wunderbarer Schein den Weltenraum erfüllt und die Erde sechs Mal erbebt, geht der vom Himmel Gekommene als Lichtstrahl in den Schooß seiner Mutter ein. Bei seiner Geburt steigen die alten Götter der Veden zur Erde nieder, um den Neugeborenen zu begrüßen. Ein Heiliger betet das Kind an und weissagt, daß es als Mann die Menschheit von der Begierde und allem Uebel erlösen werde. Von der frühzeitigen Entwickelung des Knaben zeugt die Sage, wenn sie berichtet, daß in seinem achten Lebensjahre der gelehrteste Brahmane der amaligen Zeit, überwältigt von dem Wissen des Knaben, anbetend vor ihm niederfällt. Nachdem sich Siddhârta verheirathet hat, giebt er sich s zu seinem neunundzwanzigsten Jahre allen Genüssen des Lebens in berreichem Maße hin. Da schlägt die Stunde der Umkehr. Die Ueberlieferung erzählt, daß Siddhârta, dem Elend und Mangel bisher auch em Namen nach unbekannt waren, auf einer Ausfahrt einen hinfälligen reis erblickt, der mit gekrümmtem Rücken und kahlem Haupte am Wege

sitzt. Auf die verwunderte Frage des Königssohnes, ob der Unglückliche so geboren sei, wird ihm aus dem Munde des Wagenlenkers die Antwort, daß Altwerden das Schicksal aller Menschen und auch das seinige sei. Tief ergriffen kehrt Siddhârta in seinen Palast zurück. Am nächsten Tage erblickt er einen Kranken und bald darauf einen Leichnam. Da erwacht in seinem erschreckten Herzen die bange Frage, was wohl zu thun sei, um dem Elend des Alters und den Schrecken des Todes zu entrinnen. Ein Bettelmönch weist ihn auf die erlösende Kraft der Weltentsagung hin. Alles Sichtbare soll er für unbeständig achten, nichts Böses denken und allen Wesen Gutes thun.

Diese Unterredung bringt in Siddhârta den Entschluß zur Reife, das väterliche Schloß zu verlassen und als Einsiedler zu leben. Da ihn die Seinigen zurückhalten wollen, so entflieht er heimlich, legt das gelbe Büßergewand an und nennt sich fortan Gautama Sramana, den Mönch aus dem Geschlechte des Gautama. Das Volk aber giebt ihm den Namen Sakjamuni, d. i. der Einsiedler vom Stamme der Sakja.

So besucht er die berühmtesten Brahmanen seiner Zeit, um bei ihnen die Erkenntniß, nach welcher er verlangt, zu finden. Aber nirgends wird ihm Befriedigung zu Theil. Ihr Streben, durch Selbstverleugnung und Beschaulichkeit zu immer höheren Stufen der Vollkommenheit aufzusteigen, um endlich mit der Weltseele, dem Brahma, gänzlich vereinigt zu werden, verwirft er; denn die Begierde, welche dieses Streben einschließe, müsse, behauptet er, den Menschen immer wieder in den Kreislauf des Lebens zurückführen, und somit könne auf diesem Wege keine dauernde Erlösung vom Elend des Daseins erreicht werden. In einem der überlieferten Dispute weist er die Idee eines Weltschöpfers zurück, indem er ausführt, daß eine Welt, die einem Gott ihr Dasein danke, nimmermehr ein Uebel in sich schließen könne. Unbefriedigt verläßt er die Brahmanenschulen und zieht sich in die Einsamkeit zurück, wo er sechs Jahre lang durch Fasten und andere Selbstpeinigungen die erstrebte Befriedigung zu erlangen sucht. Er wird so siech und hinfällig, daß er dem Tode nahe scheint, aber der Frieden, den er sucht, wird ihm nicht zu Theil. Da giebt er endlich diese unfruchtbaren Quälereien auf und nimmt wieder Speise zu sich. Fünf Jünger, die ihn bisher begleitet haben, verlassen ihn als einen Abgefallenen und Unwürdigen. Einsam wandert er weiter.

Da gelangt er eines Tages in der Nähe von Gaja im Lande Magadha zu dem heiligen Bodhibaume. Eine Nacht ruht er unter seinen Zweigen. Da naht ihm Mara, der Versucher, mit seinen Dämonenscharen. Aber alle Angriffe derselben werden zu Schanden. Die Waffen wandeln sich in Blumen, sobald sie den Heiligen berühren und Blindheit legt sich auf die Augen der höllischen Streiter. Nachdem sie Sakjamuni verlassen, wird diesem die volle Erkenntniß zu Theil. D Schleier der Maja schwindet vor seinem Blick. Sein Geist durchbri die Schranken von Raum und Zeit. Er schaut das Entlegene und d Gegenwärtige, das Vergangene und die Zukunft. Die Ursache d Uebels in der Welt liegt entschleiert vor ihm; er erkennt aber auch d Weg zur Erlösung und zum Heil. Von nun an nennt er sich Buddh den Erleuchteten.

Er wendet sich zunächst nach Benares, wo er unter großem Zula

die neue Lehre verkündigt. Begleitet von einer ſtattlichen Jüngerſchar durchzieht er ſodann die Länder Indiens und bekehrt zahlloſe Zuhörer. Im hohen Alter entſchläft er unter einem Baume bei Kuſinâgara, nachdem er vorher ſeinen Jüngern geboten hat, die von ihm verkündigten Lehren zu ſammeln und in aller Welt zu verbreiten. Bei ſeinem Tode erbeben Himmel und Erde. Mit den Worten: „Alles iſt vergänglich", ſcheidet er von den Seinen.

Die Aufgabe, welche ſich Siddhârta ſtellte, war keine andere als die Erlöſung der Menſchheit vom Uebel. Gleich den brahmaniſchen Philoſophen ſeiner Zeit war er überzeugt, daß das Uebel mit dem Daſein eng verknüpft ſei und daß kein Sterblicher ihm entrinnen könne. Er überſchaute das menſchliche Geſchlecht und ſah, daß es dahinwandle unter ſchier erdrückender Laſt von Elend und Kummer. Nur Wenige gewahrte er, deren Antlitz verklärt war durch ein Lächeln des Glücks. Auf den Geſichtern der meiſten hatten Gramm und Noth ihre Furchen gezogen. Rings um ſich her vernahm er Laute des Jammers, und nur wenige Freudenklänge berührten ſein Ohr. Er ſah, wie ſich der Menſch krampfhaft feſtklammerte am Daſein, das ihm doch nichts gewährte als Trug und Enttäuſchung. Er ſchaute die Fröhlichkeit der Jugend und gewahrte, wie ſo bald die dunkle Wolke der Sorge den kurzen Sonenblick trübte. Er ſah den Reif des Siechthums fallen auf die eben noch in voller Schönheit prangende Menſchenblüte und nahm wahr, wie des Todes kalter Hauch die ſtärkſte Manneskraft lähmte. Und ſelbſt der Tod brachte nach dem Glauben der Inder dem gehetzten Erdenpilger keine Ruhe. Immer weiter mußte die Seele wandern, immer neue Daſeinsformen mußte ſie annehmen, und in allen Geſtalten, in Menſchen- und Thierkörpern, erlitt ſie doch wieder die alte Pein, bis endlich — ſo lehrte die Brahmanen — nach vollendeter Läuterung der grauſame Kreislauf endete mit der Auflöſung der Seele im ewigen Brahma.

Die Welt, das ganze Daſein iſt vom Uebel: dies iſt der Fundamentalſatz des Buddhismus, und deshalb nannten wir ihn die Religion des Peſſimismus. So ſehr Sakjamuni in dieſer Beziehung mit dem Brahmanismus übereinſtimmte, ſo ſehr wich er in der Erklärung dieſer Weltbeſchaffenheit von demſelben ab. Der brahmaniſche Pantheismus ließ das Uebel mit der Welt zugleich entſtehen. Das Brahma, der Urkeim, ward gelehrt, ſei an ſich zwar heilig und gut, aber durch ſein Ausſtrömen in die Welt, durch ſeine Entfaltung in die zahlloſen Formen des Daſeins habe es ſeine urſprüngliche Reinheit eingebüßt, und ſomit ſei das an ſich Gute zum Uebel geworden. Eine Erlöſung ſei nur dadurch möglich, daß die vielgeſtaltige Welt ſich wieder auflöſe in ihre Ureinheit. Sakjamuni dagegen leugnete dieſe Ureinheit. Das Brahma, die geträumte Weltſeele, iſt nicht vorhanden, lehrte er, es exiſtiren nur die ndividuen, und niemals war die Welt etwas Anderes als eine Vielheit n Einzelweſen. Der Buddhismus leugnet aufs Beſtimmteſte jeden nheitlichen Grund der Welt, jeden Gott-Schöpfer und Gott-Regierer, : iſt ein entſchiedener Atheismus. Darum, lehrte Sakjamuni weiter, t der Grund des Uebels auch nicht in der Beſchaffenheit der Welt im roßen und Ganzer zu ſuchen; er liegt vielmehr im Einzelnen ſelbſt. Jeder leidet, was er gethan", heißt es in den heiligen Schriften der uddhiſten, „und Jeder macht ſich ſelbſt rein; Reinheit und Unreinheit

sind des Einzelnen eigne That." Der Grund des Uebels aber ist die jedem Einzelwesen innewohnende Begierde, der Drang nach individuellem Dasein. Er ist es, welcher jedes Wesen mit unzerreißbar erscheinenden Banden an die Welt und das Leben fesselt. „Kein Feuer", sagen die Buddhisten, „gleicht der Lust, kein Netz der Leidenschaft, kein Strom dem Verlangen." Diese Begierde führte die Seele ins Dasein und hält sie darin fest. Sie treibt den Einzelnen zur rücksichtslosen Behauptung seiner Sonderexistenz und entfacht dadurch den Kampf Aller gegen Alle. So wurzelt in ihr die Sünde und das Uebel. Sie ist es, die den Menschen von Lust zu Lust, von Genuß zu Genuß jagt und ihn nie zum Frieden kommen läßt, indem sie immer und immer wieder zu neuen Wünschen ihn aufstachelt. Sie endlich verschuldet die Qual der Seelenwanderung, indem sie auch im Tode noch den Menschen an das Dasein fesselt und ihn forttreibt im rastlosen Kreislauf von einer Lebensform zur andern. Mit einem Wort: es ist der Egoismus, den Buddha als die Wurzel alles Uebels nennt.

Daß die Lehre Buddhas in sittlicher Beziehung bei Weitem höher steht als der Brahmanismus, läßt sich leicht erkennen. Während Letzterer den Grund des Uebels in der Entwickelung des Weltganzen aufsucht und den Einzelnen nur insofern daran theilhaben läßt, als derselbe durch die Laune des Geschicks als Glied dem Ganzen eingefügt ist, fordert Buddha, daß Jeder in sich selbst, in seinem eignen Wollen und Wünschen die Ursache des Bösen suche. Alles Uebel, das Dich trifft, ruft er seinen Anhängern zu, hast Du selbst verschuldet; keinen erträumten Weltregenten hast Du anzuklagen, keinem Zufall, keinem neidischen Geschick Dein Unheil zuzuschreiben: Du selbst bist seine Quelle.

Die Erlösung von dem Weltübel, welche Buddha seinen Anhängern verheißt, kann somit in nichts Anderem bestehen als in dem Aufhören der sündhaften Begierde, des egoistischen Einzelwillens. Sakjamuni hat den Weg beschritten, der zu diesem Ziele führt. Die heilige Pflicht seiner Anhänger ist es, ihm nachzufolgen. Erst wenn sein Andenken verloschen und von seinen Reliquien nichts mehr da sein wird, erst dann wird ein neuer Buddha geboren werden. Auch Siddhârta sind in den verflossenen Weltperioden unzählige „Erleuchtete" vorangegangen.

Alle Vorschriften der buddhistischen Lebenslehre haben keinen andern Zweck, als die egoistischen Regungen des Menschenherzens zu unterdrücken und an ihre Stelle thätige Liebe zu allen Mitgeschöpfen, nicht bloß zu den Menschen, einzupflanzen. Nicht tödten soll der Bekenner Buddhas, nicht stehlen, keine Unkeuschheit begehen, nicht lügen und nichts Berauschendes trinken. Auch unreine Reden, Fluchen und Verleumden soll er meiden, Zorn und Hochmuth ablegen und alles Lebende mit Liebe umfassen. Die Lehre Buddhas liefert den thatsächlichen Beweis, daß auch der Pessimismus eine wahrhafte Moral erzeugen kann. Ist denn überhaupt dem echten Pessimismus, der im Egoismus die Wurzel alles Uebels erblickt, möglich, ein anderes sittliches Princip aufzustellen als das Gebot der reinen Menschenliebe? Erlischt die Selbstsucht doch nur in dem Herzen, in welchem die Flamme der Liebe auflodert. Von dieser Glut erfaßt, giebt der Mensch sein eignes Selbst auf und versinkt im andern. Wo die Liebe herrscht, da entschwindet die Begierde zu

individuellen Daſein, da entfliehen Eigenliebe und Selbſtſucht. Darum verwarf Sakjamuni die Askeſe des Brahmanenthums und forderte von ſeinen Anhängern Liebe zu allen Weſen. Darum erblickte der Buddhiſt ſein Ideal nicht im Einſiedlerleben, wie der Brahmane, ſondern in der Theilnahme am Samgha, der Genoſſenſchaft der Mönche, alſo an der durch Liebe geeinigten Gemeinſchaft. Auch das in ſeinem tiefſten Grunde gleichfalls auf dem Peſſimismus ruhende Chriſtenthum nennt als höchſte Pflicht nichts Anderes als die Liebe und fordert ſeine Bekenner auf, durch dieſe Tugend dieſe Welt zu „überwinden."

Das Leben in der Liebe iſt aber doch nach Buddhas Lehre nicht mehr als eine Vorſtufe zur völligen Erlöſung. Dieſe erlangt nur der, welcher des Daſeins Nichtigkeit erkannt hat. Erſt dieſe Erkenntniß führt zum Frieden. Wer dieſelbe erlangt hat, der „wird heiter wie ein tiefer, ſtiller See; er iſt ſchon frei in der Welt." Dieſes erlöſende Wiſſen wird nur dem zu Theil, welcher in den Samgha eingeht. Hier, in ungeſtörter Betrachtung des höchſten Zieles enthüllt ſich ihm die Wahrheit, mit welcher Buddha aus der Welt ſchied: Alles iſt vergänglich und eitel. Wer aber des Daſeins Nichtigkeit erkannt hat, der wird, lehrt Buddha, anſtatt des Lebens die Vernichtung ſeines Selbſt erſtreben. Ihm allein iſt beſchieden, die Welt des qualvollen Daſeins zu verlaſſen und einzugehen in das Nirvâna, das „Verwehen", das abſolute Nichts.

Der Weg zur Erlöſung ſteht nach Buddha Allen offen. Seine Lehre kennt nicht die Schranken des brahmaniſchen Kaſtenweſens. „Mein Geſetz der Gnade", läßt ihn die Ueberlieferung ſprechen, „iſt für Alle, wie es auch nur ein und daſſelbe Geſetz der Vergeltung für Alle giebt. Wie das Waſſer Gute und Böſe reinigt, wie der Himmel Raum hat für Alle, ſo kennt auch meine Lehre keinen Unterſchied zwiſchen Mann und Weib, Vornehm und Gering; unter meinen Bekennern giebt es weder Brahmanen noch Sudra." Wir können uns wohl denken, welchen Sturm ſolche Worte in einem Lande entfachen mußten, deſſen ſociale Verhältniſſe durchweg auf eine ſchroffe Abſonderung erblicher Stände gegründet waren. Der Haß der höheren Kaſten gegen den kühnen Umſturzmann war ſicherlich nicht geringer als der Enthuſiasmus, mit dem die Niederen und Gedrückten das neue Evangelium von der Gleichheit Aller aufnahmen. Hätte Siddhârta auch nur dies eine ausgeſprochen, ſo würde ihn die Nachwelt doch mit Fug und Recht einen Buddha, einen Erleuchteten nennen müſſen.

Dies ſind in kurzen Zügen die Grundlehren des Buddhismus, losgelöſt von der phantaſtiſchen Schale, mit der eine oft maßloſe Volksdichtung den einfachen Kern umſchloſſen hat. Daß derſelbe in der uns heutzutage vorliegenden Geſtalt bereits von Buddha ſelbſt herrühre, wird ſich kaum beweiſen laſſen. Weit überzeugender erſcheint die Annahme, daß der Meiſter ſelbſt nur den Grund gelegt habe, der Aufbau des Syſtems aber als das Werk ſeiner Schüler und Nachfolger anzuſehen ſei.

Bis in die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. fließen uns die Nachrichten über die Entwickelung des Buddhismus ſpärlich zu. Am mittleren Ganges ſcheint in jener Zeit der Hauptſitz der Anhänger Sakjamunis geweſen zu ſein. Dort entſtanden die erſten Klöſter. Sicherlich waren anfänglich die Bekenner der neuen Lehre durchgängig Mönche.

Bald sah man sich jedoch veranlaßt, auch Laien in den Bund aufzunehmen. Die Glieder des Samgha aber blieben jederzeit die Auserwählten, das Ideal, dem auch heute noch der Buddhist nachstrebt, das er durch ein tugendhaftes Leben wenigstens auf der nächsten Daseinsstufe zu erreichen hofft. Mit dem Brahmanenthum schienen die Buddhisten anfänglich auf erträglichem Fuße gestanden zu haben. Sei es nun, daß jenes die neue Lehre für gefahrlos achtete; sei es, daß die Jünger Buddhas die eigentlichen Differenzpunkte Anfangs mehr oder weniger verhüllten: es wird uns aus diesem Zeitraum nichts von Kämpfen der beiden Religionsparteien berichtet. Dagegen scheint schon frühzeitig im Buddhismus Sectenbildung eingetreten zu sein; wurden doch schon damals Concilien zur Abwehr ketzerischer Ansichten und zur Feststellung der orthodoxen Lehre abgehalten.

Erst seit dem Einfalle Alexanders des Großen erscheint die Geschichte des Buddhismus in hellerem Lichte. Bald nach jener Zeit tritt in Indien Tschandragupta auf, den die griechischen Berichte Sandrakottes nennen, ein Mann von niederer Herkunft, aber schlau und tapfer, der, seinem griechischen Vorbilde folgend, im Fünfstromlande ein gewaltiges Reich gründete. Seiner Dynastie, die ihrer niedern Abkunft wegen schon von vornherein dem Brahmanenthum zuwider sein mußte, entstammte Aśôka, dessen Regierung in die Mitte des dritten Jahrhunderts fällt. Bereits seine Vorgänger hatten den Buddhismus bevorzugt, er aber trat sogar förmlich zu der neuen Lehre über und erhob sie zur Staatsreligion. Die Folge dieses Schrittes war natürlich keine andere, als daß die Mehrzahl seiner Unterthanen dem königlichen Vorbild nachzufolgen sich beeiferte. Da aber derartige Massenbekehrungen selbstverständlich mehr aus Loyalität als aus Ueberzeugung geschehen, so darf es uns nicht wundern, wenn berichtet wird, daß auch in jener Zeit sehr viele räudige Schafe in die Gemeinde Buddhas Eingang fanden, und infolge dessen Ketzerei und Sittenverderbniß arg zunahmen. Zur Steuerung dieser Uebelstände berief König Aśôka im Jahre 243 (oder 246) ein Concil nach seiner Hauptstadt Pataliputra, auf welchem der buddhistische Kanon festgestellt und beschlossen wurde, dem Gebote Buddhas gemäß, den von ihm gewiesenen Weg durch Missionäre aller Welt zu verkünden. Nach allen Richtungen gingen die Prediger der neuen Lehre aus, und bald erscholl der Name Śakjamunis von den Himalayaländern bis ins ferne Ceylon. Der höchsten Anerkennung ist es werth, daß Aśôka zur Förderung der von ihm erwählten Lehre jedes Gewaltmittel verschmähte. Friedlich lebten unter seinem Scepter Brahmanen und Buddhisten neben einander.

Die Blütezeit der neuen Lehre fand jedoch bereits im Jahre 178 ihr Ende. Es kam zu dieser Zeit ein anderes Herrschergeschlecht im Reiche des Tschandragupta auf, und unter den neuen Königen brach eine heftige Verfolgung gegen die Verehrer Buddhas aus. Der Kampf der feindlichen Parteien reicht weit in unsere Zeitrechnung hinein, bis er endlich — was Indien anbetrifft — mit dem entschiedenen Siege des Brahmanismus endete.

Während somit die Religion Buddhas in ihrer Heimat unterlag, gelangte sie außerhalb derselben zu desto größerer Verbreitung. Von Kaschmir aus wurde sie nach Tibet gebracht, wo sie eine ganz eigen-

Reiche und arme Reisende in Italien.

Nach dem Gemälde von C. Cretins.

Sc

thümliche Geſtalt annahm. Ceylon blieb dem Buddhismus treu, der hier ſogar allein in ſeiner urſprünglichen Form bewahrt wurde, während er im Norden mancherlei Umgeſtaltungen erfahren mußte. Von hier aus wurden Birma und Siam bekehrt. Den größten Theil ſeiner Anhänger beſitzt der Buddhismus aber heutzutage in China und Japan. In dem erſteren Lande wurde er ſchon im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung neben den Lehren den Kong-fu-tſe und Lao-tſe als Staatsreligion anerkannt. Im Ganzen ſoll er jetzt mehr als 450 Millionen Bekenner zählen.

Was iſt aber aus der einfachen Lehre Sakjamunis geworden! Bitter hat es ſich gerächt, daß er, die Abſtractionskraft ſeiner Anhänger überſchätzend, ſich darauf beſchränkte, eine rein ethiſche Religion aufzuſtellen und von aller Phantaſterei abſah, mit der andere Religionsſtifter ihre Lehren für den Volksgeſchmack genießbar machten. Er hat den Gott-Schöpfer aus der Welt getrieben und muß ſich nun gefallen laſſen, daß man ihn ſelbſt als Gott darſtellt, daß man ihm Tempel errichtet, ſeine Reliquien verehrt und ſeine Bilder anbetet. Die tibetaniſchen Buddhiſten erweiſen ſogar ihrem jedesmaligen Oberprieſter, dem Dalai-Lama, in dem ſie eine Verkörperung Buddhas erblicken, göttliche Verehrung. Aus dem Nivâna Sakjamunis, dem abſoluten Nichts, iſt bei ſeinen nördlichen Anhängern ein jenſeitiges Paradies voll irdiſcher Freude und Glückſeligkeit geworden. Der Cultus iſt faſt überall todter Mechanismus. Die bekannten Gebetsräder geben davon ein deutliches Zeugniß. So läßt der Buddhismus in ſeiner jetzigen Geſtalt kaum noch etwas ahnen von der Erhabenheit, mit der uns ſeine einfachen Grundlehren entgegentreten. Nur eins iſt ihm auch heute noch nicht völlig abzuſprechen: ein unverkennbarer Einfluß auf das ſittliche Leben ſeiner Bekenner.

R. Rißmann.

Die Nacht.

Es naht die Nacht auf leiſen Schwingen
Und ſcheucht den letzten Gluthenſchein.
In ihrem Schatten matt verklingen
Des Tages wilde Melodei'n.
Und wie ſie ſtill herniederſchauet,
Kühlt ſie die Kampfbegier, die Luſt,
Mit mildem Sternenauge thauet
Sie Frieden in die wunde Bruſt.

Auf ihrem dunklen Fittig ſchwebet
Die ſüße Hoffnung erdenwärts.
Wo eine Bruſt von Leid durchbebet,
Da ſchmiegt ſie weich ſich an das Herz.
Es löſt die Nacht erſtarrte Thränen
Und klärt zur Wehmuth wildes Leid,
Und auf des Herzens heißes Sehnen
Senkt ſie in Traum Vergeſſenheit.

L. R.

Der Flüchtling.

Ein Roman von R. E.

I.

Sie war eine reizende Erſcheinung, von ſchlankem Wuchs, blaſſer, aber untadelhaft weißer Geſichtsfarbe und rabenſchwarzem Haar. Mit ihren dunklen Augen ſchaute ſie zum Fenſter hinaus in das Dunkel der Mainacht, um wenigſtens die Dienerin zu erſpähen, die ſie auf Kundſchaft nach ihm ausgeſchickt hatte.

Aber da draußen im Freien war es heute ganz ungewöhnlich todt, und nur durch vereinzelte aus der Ferne hörbar werdende Flintenſchüſſe wurde die unheimliche Stille unterbrochen, oder vielmehr noch unheimlicher gemacht. Da mit einem Male wurde ihr Name hinter ihrem Rücken gerufen. Sie drehte ſich um und der Geſuchte, ein ſchöner, junger Mann ſtand vor ihr, verſtört und ſtaubbedeckt.

„Aber wie biſt Du in das Haus gekommen? Ich habe Dich weder kommen ſehen, noch die Thür öffnen hören.“

„Ich bin über den Gartenzaun durch die Hinterthür hierher gelangt. Der gerade offene Weg zu ſeinem eignen Hauſe iſt für den Flüchtling gefahrdrohend“, lautete die Antwort.

„Für den Flüchtling?“

„So iſt es. Wir haben das Spiel verloren. Die Regierungstruppen ſind Sieger geblieben. Ohne mich der größten Gefahr auszuſetzen, iſt deshalb meines Bleibens keine Minute länger hier in dieſem Hauſe, dieſer Stadt und der ganzen Umgegend. Ich komme deshalb, in aller Eile von Dir Abſchied zu nehmen. Bald hoffe ich, werden wir uns anderwärts wiederſehen.“

„Abſchied nehmen? Nein, nein, ich folge Dir, wohin Du auch gehen magſt.“

„Wo denkſt Du hin? Ich allein ſchlage mich ſicherlich durch. Es kommt mir nicht darauf an, einen Zaun zu überſteigen, einen Graben zu überſpringen, nöthigenfalls auch einen Fluß zu durchſchwimmen, um leichtfüßig auf kürzeſtem Wege die Landesgrenze und den Sammelplatz der Flüchtlinge zu gewinnen. Aber mit Dir vereint, dürfte die Flucht ein übles Reſultat nehmen und wir Beide gar zu leicht in die Hände der Häſcher fallen. Doch was höre ich? Der Sieger, der kein Erbarmen kennt, iſt auf den Beinen.“

In dieſem Augenblick erhob ſich draußen wilder Lärm in der nach der Villa führenden Straße.

„Hörſt Du?“ bemerkte er, „die Häſcher nahen bereits, mich zu greifen. Es iſt keine Minute Zeit zu verlieren. Dir kann und wir

nichts geſchehen, ſchlimmſten Falls iſt Dir der Schutz Deiner Familie ſicher. Auf baldiges fröhliches Wiederſehen.“ Mit dieſen Worten ſie heftig umarmend, drückte er einen Kuß auf ihre Lippen und eilte flüchtig wie ein gehetztes Reh fort, den Weg, den er ſoeben erſt gekommen, zurück nehmend.

Es dauerte nicht lange, als an der Klingel ſtürmiſch geriſſen und Kolbenſtöße wider die verſchloſſene Hausthür geführt wurden.

„Aufgemacht!“ ertönte es von unten, „oder wir ſtoßen die Thür ein.“

Die Hausfrau wagte kaum das Fenſter halb zu öffnen. „Wen ſuchen Sie?“ fragte ſie mit ſchwacher Stimme. „Ich bin ganz allein in dieſem Hauſe. Sie gehen gewiß fehl; denn nach mir, einer ſchwachen Frau, werden Sie kein Verlangen tragen, zumal in dieſer ſpäten Stunde.“

„Wir verlangen den Hausherrn zu ſprechen und zwar ſofort“, lautete die Antwort.

„Ich wiederhole“, verſetzte die Hausfrau, „daß ich mich ganz allein in dieſem Hauſe befinde, und daß hier jedenfalls ein gewaltiger Irrthum obwaltet.“

„Das wird ſich finden“, wurde von unten wiederum herauf gerufen. „Alle Ausgänge des Hauſes beſetzt, daß daſſelbe bei Lebensgefahr von Niemandem verlaſſen werden kann!“ ertönte ein barſches Commandowort. Demſelben folgte ein Sturm heftiger Kolbenſtöße wider die Hausthür, welche, der Gewalt unterliegend, ſich dröhnend öffnete. Faſt noch in der nämlichen Minute betrat ein Trupp wild blickender Soldaten die Stube der zu Tod geängſtigten Frau, welche im Uebermaß ihrer Leiden unter einem gellen Aufſchrei bewußtlos zu Boden ſtürzte. Die Natur weiß oft da Rath zu ſchaffen, wo uns menſchliche Hilfe verläßt. Der Anblick eines Leichnams oder wenigſtens eines bewußtlos daliegenden Menſchen iſt im Stande, ſelbſt den roheſten Gemüthern Achtung einzuflößen; und während außerdem die arme Frau einem peinlichen Verhör und vielleicht ſelbſt Mißhandlungen nicht entgangen wäre, wurde die Bewußtloſe in Ruhe und Frieden gelaſſen, die in ihrem Zuſtand zugleich dem Anblick der Verwüſtung der Soldaten in ihren Nachforſchungen nach dem Hausherrn entging.

Als vielleicht eine Stunde ſpäter die auf Kundſchaft ausgeſandte, in dem kriegeriſchen Treiben in das Gedränge gekommeen Dienerin auf Umwegen nach Haus zurückgekehrt war, fand ſie daſſelbe von den Soldaten geräumt vor. Aufgeriſſene Thüren, durcheinandergeworfene Kleidungsſtücke und dergleichen mehr bezeichneten jedoch die Spuren der vorhanden geweſenen ungebetenen Gäſte. Die Herrin lag noch bewußtlos am Boden, wurde jedoch durch die eifrigen Bemühungen der treuen Die-rin bald zum Bewußtſein zurückgerufen.

Die Tage, die dieſer Schreckensnacht folgten, kennzeichneten ſich urch eine unheimliche Schwüle, die diesmal dem Gewitter nicht vorusgegangen, wohl aber nachgefolgt war. Das Militärgeſetz herrſchte der von fremden Truppen beſetzten Hauptſtadt. Kaum mochte der achbar dem Nachbar mehr trauen; man wagte nicht mehr, ſich über ſentliche Angelegenheiten auszuſprechen, und vermied förmlich den Umng mit ſolchen Familien, von welchen Angehörige ſich der Theilnahme

an dem Aufstande verdächtig gemacht hatten, aus Furcht, sich dadurch zu commpromittiren. So wurde auch an der uns bekannten Villa in der Gartenstraße von den Nachbarn mit scheuen Blicken vorübergegangen, um so mehr, als mehrere Male ein Gerichtsdiener in derselben einsprach, und die dicht verschleierte Frau, die beim Anblick von Menschengesichtern vor Scham hätte in die Erde sinken mögen, nöthigte ihn, zum Verhör auf das Gericht zu folgen. Endlich stand eines Tages in frühester Morgenstunde vor der Hausthür eine wohlbepackte Kutsche, in welche Frau und Dienerin schlüpften, um sie nach der Bahnstation zur Weiterreise in die elterliche Heimat zu entführen.

II.

Der jungen Frau waren die Leiden, die sie in der Honigzeit ihres Ehestandes zu erdulden hatte, nicht in der Wiege vorgesungen worden. Sie und ihr Bruder waren die einzigen Kinder des in einer deutschen Hauptstadt lebenden reichen Geheimen Commerzienraths Schröder. Ihr, dem Liebling ihrer Eltern, waren mit verschwenderischer Hand die Mittel dargereicht worden, die zu einer vorzüglichen Erziehung nothwendig erschienen, und welche dazu dienen sollten, ihr das Leben möglichst schön und angenehm zu machen. Unter solchem heitern Himmel entfaltete sich das mit guten Anlagen des Geistes und Herzens ausgestattete Mädchen zur blühenden Jungfrau. Ihre Mutter, eine geborene Adelige, fand es nunmehr an der Zeit, sie in die Gesellschaft einzuführen und in ihrem Hause einen Kreis auserwählter junger Damen und Herren zur Unterhaltung und Belehrung ihrer Tochter zu versammeln. Die Mutter hatte einen schöngeistigen Zug und es durfte deshalb in diesem Kreise der Schriftsteller nicht ausgeschlossen bleiben. Der gut empfohlene, aus einer renommirten Professorenfamilie stammende junge Doctor Stern war aus diesem Grunde mit herangezogen worden. Das waren herrliche Abende, wo Alles bestrebt war, Fanny zu gefallen. Sie konnte recht herzlich lachen über die lustigen Geschichten, die von den Herren erzählt, über die drolligen Maskeraden, die aufgeführt wurden. Aber sie neigte auch recht gern ihr Ohr den interessanten und belehrenden Vorträgen des Doctor Stern, einer in sich zurückgezogenen, sinnigen Schriftstellernatur. Welch vergnügte und heitere Abende wurden in der ausgewählten Gesellschaft verlebt!

Diese empfing jetzt einen interessanten Zuwachs durch die Einführung des Gerichtsassessor von Stolzenberg, eines hübschen jungen Mannes. Derselbe war ein entschiedenes Gesellschaftstalent: flotter Tänzer, Liedersänger, interessanter Anecdotenerzähler, liebenswürdiger Courmacher, wußte er Aller Herzen zu entzücken. Ohne die übrigen Damen zu vernachlässigen, war es jedoch Fanny, welcher er seine besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Diese wiederum zeigte sich gegen seine Artigkeiten durchaus nicht unempfindlich, so daß sich die Gesellschaft bald in die Ohren zischelte, daß aus den Beiden bald ein passendes Paar werden würde. Die jungen Damen freuten sich im Stillen auf ein solches Ereigniß, weil dadurch für sie eine gefährliche Nebenbuhlerin, die ihnen bei den übrigen jungen Herren Concurrenz machte, beseitigt würde. Nu

der Doctor Stern ſtimmte in das Lob des Aſſeſſors nicht mit ein. Unter einer glänzenden Außenſeite, meinte er, verberge ſich ein gewöhnlicher Verſtand, ein arroganter Charakter und ein rohes Gemüth. Die Aufmerkſamkeit, die ihm von der Geſellſchaft und namentlich von Fanny erzeigt wurde, ſtimmte ihn in dem Maße verdrießlich, daß er ſchließlich die Schröderſchen Soireen gar nicht mehr beſuchte. Jetzt trat jedoch ein Fall ein, wo er nicht wohl ausweichen konnte.

Er empfing eine Einladung zum Geburtsfeſte des Hausherrn, wozu er ſich pflichtgemäß einſtellte. Fanny kam ihm mit der Frage entgegen, aus welchem Grunde er ſo lange ihr elterliches Haus gemieden habe. Stern brachte einige triviale Entſchuldigungsgründe vor, die jedoch Fanny nicht gelten ließ, ſondern Stern in übermüthiger Laune bemerkte, daß er froh ſein ſolle, die Diplomaten- oder Schauſpielerlaufbahn nicht eingeſchlagen zu haben, weil er alsdann ſein Brod unmöglich gefunden haben würde, aus dem Grunde, weil ihm die Verſtellungskunſt gründlich abgehe. „Jetzt aber", fügte ſie hinzu, „ſetzen Sie ſich mit mir zuſammen auf dieſes abgelegene Plätzchen und beantworten Sie mir aufrichtig die Fragen, die ich an Sie richten werde. Alſo verreiſt oder unwohl ſind Sie nicht geweſen, auch Geſchäfte haben Sie nicht abgehalten, bei uns zu erſcheinen; denn mit dieſen Entſchuldigungsgründen würden Sie bereits vorgerückt ſein. Alſo was bleibt übrig? Sie hat etwas in der Geſellſchaft verdroſſen. Auge in Auge, habe ich nicht Recht?"

Stern, auf dieſe Weiſe in das Verhör genommen, kam in die peinlichſte Verlegenheit, der er ſich nur mit Mühe zu erwehren wußte.

„Sollte es nicht noch andere Gründe geben", bemerkte er, „die mein Fernbleiben erklären ließen? Wie, wenn ich zu der Ueberzeugung gelangt wäre, daß ich in dieſe glänzende Geſellſchaft nicht gehöre, und daß dieſes demüthigende Gefühl mich veranlaßte, ihr fern zu bleiben?"

„Dieſer Fall iſt denkbar, aber nicht wahrſcheinlich", bemerkte Fanny. „Man kommt ſchwerlich zu einer ſolchen Ueberzeugung urplötzlich."

Doch Stern entgegnete: „Man kann lange nachtwandeln, ehe ſich uns die Augen öffnen und wir den Abgrund erblicken, vor welchem wir ſtehen. Der Eintritt des Herrn von Stolzenberg in Ihr Haus hat mir die Augen geöffnet. Seine geſellſchaftlichen Talente eroberten ihm Aller Herzen, das Ihrige nicht ausgenommen. Wie ſtümperhaft kam ich mir ihm gegenüber vor, wie beſchämend mußte es für mich ſein, mich ganz in den Schatten geſtellt zu ſehen!"

„Ich geſtehe", verſetzte Fanny, „daß ich mich gern mit dem Aſſeſſor unterhalte, aber das iſt auch mit Ihnen der Fall, mit Jedem thue ich es aber in ſeiner Weiſe."

„Mit Jedem in ſeiner Weiſe. Darinnen liegt eben der himmelweite Unterſchied. Gewiß, geehrtes Fräulein, ſind Sie ſehr gütig gegen mich, Sie haben mir wohlwollend zugehört, ich ſchmeichle mir ſogar, daß meine Unterhaltung Ihnen nicht unangenehm geweſen iſt. Aber auch ein Taſchenſpieler kann uns auf einige Stunden recht angenehm unterhalten, der Beifall jedoch, den wir ihm zollen, gilt ſeiner Geſchicklichkeit, nicht einer Perſönlichkeit, nach der wir nicht fragen, die uns gleichgiltig bleibt. Er gehört nicht zur Geſellſchaft, er wird nur geduldet, um zu unterhalten. Auch ich bin nicht heimiſch in dieſen glänzenden Räumen. Glanz

und Pracht sind für die Vornehmen, Reichen, die Glücklichen, nicht für den armen Schriftsteller, der in sein Studirstübchen gehört. Entschuldigen Sie demnach", fügte Stern in innerer Erregung hinzu, „wenn ich Ihr gastfreies elterliches Haus von jetzt an meide, und seien Sie stets recht glücklich, wie Sie dies auch in vollem Maße verdienen."

Fanny war nachdenklich geworden. Dann nach einer kleinen Pause fragte sie plötzlich:

„Würde es Ihnen Freude machen, mir einen mit einer kleinen Belästigung verknüpften Dienst zu erfüllen?"

„Aus vollem Herzen sage ich ja."

„Nun, so versprechen Sie mir, am nächsten Gesellschaftsabend wieder in unserem Hause zu erscheinen. Ich habe noch Manches auf dem Herzen, was ich Ihnen sagen möchte. Für heute dagegen sollen Sie von mir nicht weiter belästigt werden."

„Ich gebe mein Wort, Ihren Wunsch zu erfüllen."

Den nächsten Gesellschaftsabend hatte sich Stern seinem Versprechen gemäß in dem Schröderschen Hause wieder eingefunden. Seine Augen suchten Fanny. Diese nahm die erste sich darbietende Gelegenheit wahr, sich mit ihm zurückzuziehen. Ihr Wesen hatte sich gänzlich verändert, sie war ernst und ruhig.

„Sie haben", sagte sie, „bei unserer letzten Unterhaltung von Reichthum und hohem Stande gesprochen. Ich habe über dieses Thema weiter nachgedacht und gefunden, daß diese Güter wohl vermögend sind, unser Glück zu erhöhen, nicht aber, es zu schaffen, und daß im Gegentheil bei innerer Unzufriedenheit mit sich selbst und seiner Umgebung, dieselben als eine zwar angenehme, aber nicht unbedingt nöthige Zugabe wohl auch entbehrt werden können. Im Reichthum aufgewachsen, habe ich mich als Kind schon recht unglücklich gefühlt, wenn mir die Zufriedenheit mit mir selbst abging, oder mir die Liebe meiner Eltern oder Gespielen zu mangeln schien. Dagegen habe ich mich recht sehr in den Zustand armer Kinder als einen durchaus nicht unglücklichen hineingedacht, wenn ich glücklichen Gesichtern begegnete. Glauben Sie mir, daß ich mich auf dem glatten Boden, dem Sie entfliehen wollen, keineswegs heimisch fühle. Ganz glücklich fühle ich mich nur im engen Familienkreise, nicht in der großen Gesellschaft."

„Wie, nicht hier, wo Sie mit ihm, dem Herrn von Stolzenberg, zusammentreffen, empfinden Sie das höchste Himmelsglück?" rief Stern, sich vergessend, aus. Fanny wurde blutroth, und mit abgewandtem Gesichte bemerkte sie in noch gedämpfterem Tone, wie vorher:

„Sie haben mir bei unserer letzten Zusammenkunft von Leuten gesprochen, deren Künste uns unterhalten, ohne daß wir ein besonderes Interesse an ihrer Persönlichkeit nehmen."

„O, wäre es möglich", rief Stern in höchstem Entzücken, „daß mir das unaussprechliche Glück zu Theil werde, mich mit Ihnen verstehen zu können!"

Es giebt „Lieder ohne Worte", aber auch Scenen ohne Worte. Wir können deshalb auch darüber nichts berichten, daß in der unserer Erzählung folgenden Scene Worte gewechselt worden wären. Nach unserer Wissenschaft folgten einige Pantomimen, deren Resultat war: Zwei Herzen hatten sich gefunden.

III.

Fannys Vater, ein braver Kaufmann, würde am liebsten einen tüchtigen Geschäftsman als Schwiegersohn gesehen haben. Aber er war vorurtheilsfrei genug und hatte seine Tochter zu lieb, als daß er ihrer Verlobung mit Stern entgegengetreten wäre. Mit der Mutter dagegen hatten die jungen Leute einen schwierigeren Stand. Dieser wäre der Herr von Stolzenberg lieber gewesen, denn gute Erziehung, braver Charakter und hervorragender Geist, womit Stern bevorzugt war, konnte in ihren Augen die adelige Geburt und die höchste Protection, deren sich von Stolzenberg erfreute, nicht ersetzen; indessen fügte sie sich schließlich der Macht der Verhältnisse. Die hierauf folgende Hochzeit wurde nach dem Wunsche der Brautleute in aller Stille gefeiert. Nach derselben sollte eine größere Reise unternommen werden, aber bei den damaligen unruhigen Zeiten wurde von derselben vorläufig abgesehen. Dagegen miethete man in dem Weichbilde einer durch Kunst und Naturschönheit sich auszeichnenden deutschen Hauptstadt eine geschmackvolle Villa, wo man die Sommermonate in der Stille, nur sich selber lebend, zuzubringen gedachte.

Die Frommen haben den Zustand vollkommenster Glückseligkeit hinter die Sterne verlegt, die Erde erscheint ihnen hierzu viel zu armselig und zu gering. Aber wer vermöchte das unendliche Glück zweier Liebenden zu ermessen, die, für die höchsten Ideale der Menschheit erglühend, gegenseitig für sich erschaffen zu sein scheinen, deren ganzes Wesen sich darnach drängt, sich eins in dem des Andern aufzulösen, deren Glück sie eins in dem des Andern wieder finden und welche, nehmend wie gebend sich stets bereichert fühlen?"

Zu diesen auserlesenen Glücklichen gehörte unser junges Ehepaar. Es war nicht der gewöhnliche Rausch der Flitterwochen, welcher oft genug mit Langeweile, wenn nicht gar mit Katzenjammer bald genug endet, der dasselbe durchlebte; nein, bei der Harmonie ihrer Seelen erschienen sie sich bei weiterer Bekanntschaft gegenseitig stets in verschönertem Lichte.

Sie wurden einander niemals überdrüssig, sie fühlten sich stets von Neuem angezogen; und bei solcher Seelenharmonie konnte für das ganze Leben auf eine sehr glückliche Ehe geschlossen werden.

Die politischen Zuckungen im Vaterlande rückten näher heran. Stern, wie nicht minder seine Frau verfolgten sie mit größtem Interesse. Sie glaubten fest an einen sehr glücklichen Ausgang in ihrem Sinne und an eine Wiedergeburt des Vaterlandes, welches aus den Trümmern verrotteter Zustände wie ein Phönix aus der Asche verjüngt und verschönt emporsteigen würde.

Oft hatte Stern seiner Frau scherzend ein bekanntes Lied mit dem Schlußvers

„Und der dies Lied gesungen,
Hat auch ein junges Weib;
Wenn ihm der Ruf erklungen,
Wird sie nicht sagen: Bleib!"

vorgetrillert. Jetzt, wo die Bewegung in dem Wohnort des Sternschen Ehepaares sich zusammengezogen hatte, war ihm in Wirklichkeit der

Ruf erklungen, und das junge Weib sagte nicht „Bleib!“ Zwar durchzuckte es sie gewaltig, als er „herab die Büchse von der Wand“ nahm und

„Dem treuen Weib den letzten Kuß!“

wie es in einem Herweghschen Gedicht heißt, hinaus auf die Barrikade zu seinen Gesinnungs- und Kampfgenossen eilte; doch fand sie bald die Herrschaft ihres Geistes wieder, denn wie konnte, wie durfte er anders handeln?

Nicht nur um Nachricht über ihn und die von ihm vertretene Sache zu erhalten, sondern auch um den Gedanken, die ihre Seele mächtig bewegten, ungestört und unbeachtet nachhängen zu können, schickte sie die Dienerin bei anbrechender Dämmerung aus dem Hause. Sie warf sich auf das Sopha, durchmaß mit großen Schritten die Stube, dann sah sie zum Fenster hinaus in das Dunkel der Mainacht. Die hierauf folgenden Begebenheiten sind uns bereits bekannt.

IV.

Die verlassene Frau erwartete bei ihrer Rückkehr in das Elternhaus kein fröhlicher Empfang. Der Vater war plötzlich ernstlich erkrankt, in Folge dessen ihr Bruder aus Amerika, wo er längere Zeit verweilt hatte, nach Hause zurückgerufen worden war. Aber allen angestrengten Bemühungen zum Trotze wollte keine Besserung eintreten. Fanny hatte unter solchen Verhältnissen doppeltes Leid zu ertragen. Kaum von dem Krankenlager des Vaters entfernt, beschäftigte sie sich mit der Sorge um den abwesenden Gatten, von welchem keine Nachrichten eintreffen wollten, was in damaliger Zeit allerdings auch mit Schwierigkeiten verknüpft war, indem der briefliche Verkehr der politischen Flüchtlinge mit ihren Angehörigen zu Hause nur auf Schleichwegen bewirkt werden konnte. In den Zeitungen suchte sie deshalb nach Lebenszeichen von ihm und der von ihm vertretenen Sache. Aber in der ersteren Beziehung war nichts zu entdecken, und in der letzteren erfuhr sie nichts Erfreuliches, indem wohl viel von den Siegen der Gegner, nicht aber von denen der Freunde berichtet wurde. Dabei ging es mit dem Vater von Tag zu Tag schlechter, bis er nach einer lang durchwachten Nacht aufgehört hatte zu athmen.

Für die Aermste gab es keine Erholung. Wenn in der Zeit der Trauer die Zeit in der Regel mildernd wirkt und das Beste thun muß, so war dies bei Fanny keineswegs der Fall, denn jetzt beschäftigte sie ausschließlich die Sorge um den entfernten Gemal in immer mehr wachsendem Grade. Mit Spannung sah sie jeder neuen Zeitung entgegen, aber immer düsterer gestalteten sich die Nachrichten. Jetzt concentrirten sich die beiden feindlichen Streitkräfte zu einer letzten entscheidenden Schlacht. Jetzt galt es, von Neuem aufzutauchen und zum schließlichen Sieg das Haupt stolz zu erheben, oder für immer unterzugehen. Der Wurf war gefallen: die Rebellenarmee war, wie die Zeitungen berichteten, total geschlagen worden. Das war zu viel für die zu Tod geängstigte Frau. Zusammenbrechend unter der Last der Ereignisse, verfiel sie in ein hitziges Fieber.

Der Zuſtand der Kranken wollte ſich nicht ändern, er ſpottete der Kunſt der Aerzte. Die Mittel, welche angewendet wurden, das Fieber zu bändigen, ſchienen nur dazu angethan zu ſein, daſſelbe zu vermehren. Die wilden Fieberphantaſien, in denen ſich die Kranke erging, vertieften das Uebel, anſtatt es zu heben. Und wie ſchauerlich waren die Phantaſien! Da ſah ſie ihren Gemal allein noch eine Barrikade vertheidigend, die Anderen waren entflohen oder todtgeſchoſſen ihm zu Füßen. Der Feind drang in geſchloſſenen Reihen vorwärts. Konnte der Tollkühne es mit ihm aufnehmen, ihn zurückſchrecken? In einer andern Fieberphantaſie ſah ſie ihn bleich und abgehärmt, an Händen und Füßen gefeſſelt, begleitet von Soldaten. Dem Anſcheine nach ſollte er als Gefangener abgeführt werden. Was hatte er verbrochen, daß man ihn einem wilden Thiere gleich, deſſen wilde Gier auf die Vernichtung von Menſchenleben gerichtet iſt, unſchädlich zu machen ſuchte? Ach, ſein ganzes Verbrechen hatte ja nur darin beſtanden, daß er die Menſchheit zu heiß und zu leidenſchaftlich geliebt hatte! Derartige Fieberanfälle wiederholten ſich, ſo daß die Aerzte erkärten, daß, wenn die Krankheit nicht ſehr bald eine andere Wendung nehme, die Kranke unrettbar verloren ſei. Da eines Abends wurde dieſelbe auf eine ganz ungewöhnliche Art aufgeregt. Bedeutendes mußte mit ihr vorgehen. Und in der That übertraf das mit ihr Vorkommende alles Vorausgegangene. Sie erblickte ihren Gemal bleicher als je zuvor, wahrhaft geiſterhaft, ſo daß er dieſer Welt gar nicht mehr anzugehören ſchien, mit wild flatterndem Haar und offener Bruſt, ihm gegenüber ein Trupp Soldaten mit Flinten in der Hand, commandirt von einem eleganten Offizier. Sie erkannte das Geſicht des Letzteren; er hatte ſo oft in ihrem elterlichen Hauſe verkehrt. Wie war er damals der ſtets lächelnde, dienſtbefliſſene Herr. Mit welcher Eleganz wußte er Tänze zu arrangiren. Wie leichtfüßig ſchritt er dahin auf dem glatten Parquetboden, den er gar nicht zu berühren ſchien. Wie oft reizte er ihre Lachluſt, wenn er in Folge ſeiner übertriebenen Dienſtfertigkeit auf harte Proben geſtellt wurde und noch auf viel härtere geſtellt werden durfte, wenn ſchließlich nicht ihr gutes Herz über ihren Muthwillen den Sieg davongetragen hätte. Und jetzt, zeigte er nicht die gleiche Behendigkeit wie damals, wo er Cotillone arrangirte, im Anordnen eines allem Anſchein nach höchſt furchtbaren Werkes? Sie hatte ſich durch die dichte Menſchenmaſſe hervorgedrängt bis in die vorderſte Reihe. Sie wollte ihm zurufen, von ſeinem ſchrecklichen Vorhaben abzuſtehen. Konnte er ihrem flehendſten Wunſche widerſtehen, er, den es früher höchlichſt beglückt hatte, ihre Wünſche von den Augen abzuleſen? Er konnte, er durfte ihr gewiß nicht widerſtreben. Seine Untergebenen ſahen ſo traurig, ſo unglücklich aus, ſie würden ſich glücklich gefühlt haben, abcommandirt zu werden und froher, wie ſie gekommen, nach Haus zurückgekehrt ſein. In dieſem Augenblick ertönte das Commandowort „Legt an!“ Die Unglückſelige, ſich im Bett emporrichtend, machte die größte Kraftanſtrengung, ein „Halt!“ entgegenzurufen. Sie vermochte es nicht, die Stimme verſagte ihr. „Feuer!“ wurde jetzt commandirt. Da durchdrang die Luft ein entſetzlicher Schrei aus tiefbewegter Bruſt. Die Kranke ſank damit in ihre Kiſſen zurück, bewußtlos, wie es ſchien. Lautlos, mit Entſetzen umſtanden ſie ihre Angehörigen. War es der ewige Schlaf, den ſie ſchlief? Nicht doch! Ihr

Athem bewegte sich, wenn auch der aufmerksamsten Beobachtung kaum wahrnehmbar, alsdann mehr und mehr bemerklich, bis sie endlich mit einem tiefen Seufzer die Augen aufschlug, die Umstehenden ruhig ansehend.

Die Krisis war überstanden: Das jugendliche Leben hatte über den Tod den Sieg davon getragen.

V.

Fanny schien nach ihrer Genesung einen ganz andern Charakter angenommen zu haben. Sie betrachtete und behandelte Alles, was ihr vorkam, mit der größten Gemüthsruhe. Man hatte die Vorsorge getroffen, Alles, was sie einigermaßen in Aufregung versetzen konnte, bei Seite zu räumen. Von Tagesneuigkeiten durfte in ihrer Gegenwart nicht gesprochen werden, keine Zeitung durfte ihr zu Gesicht kommen, nur bestimmte, ganz besonders instruirte Personen durften mit ihr verkehren. Alle diese Vorsichtsmaßregeln erschienen jedoch gänzlich überflüssig. Sie verlangte gar nicht mehr zu erfahren, was draußen in der großen Welt vorging. Die Sorge um ihr eigenes und ihrer nächsten Angehörigen Wohlbefinden schien ihr ganzes Gemüth zu erfüllen. Ihren Gemal erwähnte sie mit keiner Silbe mehr. Hatte sie ihn ganz und gar vergessen, wie einen Traum, der uns im Schlafe lebhaft beschäftigte, im wachen Zustande der Beachtung nicht mehr werth erscheint? Auf diese gänzliche Sinnesänderung und veränderte Sachlage hatte Einer seine Speculationen gerichtet. Doch müssen wir hier den weiteren Verlauf unterbrechen und vorerst nachholen, was sich früher zugetragen hatte.

Wie bereits mitgetheilt, war nach des Vaters Erkrankung dessen Sohn aus Amerika in das Vaterhaus zurückgekehrt. Er war ein schlank gewachsener, stolzer junger Herr. Zu seiner Ausbildung mit aristokratischen Ansichten nach Amerika gegangen, hatte er daselbst keineswegs republikanische Ideen in sich eingesogen. Er hatte sich im Gegentheil einem Kreis junger Leute angeschlossen — und wer fände nicht überall Gesinnungsgenossen? — wo er Gelegenheit fand, sich in seiner vorgefaßten Meinung über die Ungleichheit der Stände als einer göttliche Einrichtung zu bestärken und die demokratischen Bestrebungen als naturwidrige zu verabscheuen. Er war deshalb auch von Haus aus nicht mit der Verheirathung seiner Schwester, als eine Mesallianz, einverstanden gewesen. Und jetzt, nach seiner Rückkunft nach Deutschland, sprach er seinen Tadel darüber offen und rückhaltslos aus. Dieser Umstand hatte ihn mit dem inzwischen vom Gerichtsassessor zum Staatsanwalt avancirten Herrn von Stolzenberg zusammengeführt. Derselbe war ein viel beschäftigter und dabei gefürchteter Mann geworden. Seinen Beruf a öffentlicher Ankläger — und die Zahl namentlich politisch Verdächtig war in damaliger Zeit eine ungewöhnlich große — erfüllte er mit viele Eifer, mit einem viel größeren sogar, als es Vielen nöthig schien. Wurd dadurch auch das Glück mancher Familie geknickt, so hatte er doch da befriedigende Bewußtsein, sein Amt pflichtgetreu verwaltet zu haben Die beiden neuen Freunde bestärkten sich gegenseitig in ihren Ansichte

von ſtaatlicher Ordnung, ſtrammem Regiment und dergleichen mehr, wobei der Staatsanwalt aus dem Munde von Otto, Fannys Bruder, zu ſeiner eben ſo großen Genugthuung wie Freude vernahm, daß dieſe ganz anderer Geſinnung geworden ſei. Hierauf gründet er ſeinen Plan. Es war ihm durch Otto leicht geworden, wieder in das Schröderſche Haus Zutritt zu erhalten, und man hatte bei der gänzlichen Gleichgiltigkeit Fannys gegen die Tagesfrage damit angefangen, in deren Gegenwart von denſelben zu ſprechen. Der Staatsanwalt erzählte bei ſolchen Gelegenheiten von ſeinen politiſchen Prozeſſen wie von intereſſanten Neuigkeiten, deren man lediglich deshalb gedenkt, um der Geſellſchaft eine Unterhaltung zu gewähren. Er ging dabei von der Meinung aus, daß Fanny von ihrer früheren Schwärmerei durch harte Lebenserfahrungen gründlich curirt worden ſei und ſich in ihrer gegenwärtigen Demüthigung glücklich ſchätzen müſſe, von einem Manne ſeiner geſellſchaftlichen Stellung, den ſie früher in übermüthigem Leichtſinn zurückgeſetzt habe, die Hand angeboten zu bekommen. Zwar war keine Nachricht von dem Tode Sterns eingetroffen, doch war Grund genug dazu vorhanden, daß die Scheidung von dem Revolutionär, der ſeine Frau leichtſinnig und böswillig verlaſſen habe, vom Gericht ausgeſprochen werde.

„Im Grunde genommen", ſagte ſich der Staatsanwalt in ſeiner Eigenliebe, „bin ich jetzt beſſer mit ihr daran, als wenn ſie mich früher bevorzugt haben würde. Früher war ſie eigenwillig, herrſchſüchtig, verzogen und anſpruchsvoll; jetzt iſt ſie gedemüthigt und wird nunmehr eine viel beſſere Hausfrau abgeben, als ſie es früher im Stande geweſen wäre."

Er theilte deshalb dem Bruder ſein Vorhaben mit, der Schweſter von Neuem ſeine Hand anzubieten, mit Selbſtgefälligkeit dabei betonend, daß er wohl der geeignetſte Mann ſein dürfte, ſie in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren, ihre Vergangenheit vergeſſen zu machen und ſie in die feine Welt wieder einzuführen. Er fand von Seiten des Bruders nicht die gehoffte freudige Aufnahme ſeines Vorſatzes, jedoch die Verſicherung, daß mit der Mutter die Sache weiter beſprochen werden ſolle, und ſelbige jedenfalls zu einem günſtigen Reſultat geführt werden würde. Die Mutter hatte es ja gleich vorausgeſehen, daß die Partie mit dem Dr. Stern, obgleich derſelbe trotz ſeiner grundfalſchen politiſchen Anſichten, ein talentvoller junger Mann geweſen ſei, zu nichts Gutem habe führen können. Wenn es nach ihr gegangen wäre, ſo würde der Staatsanwalt ſchon früher ihr Schwiegerſohn geworden ſein, und ſie erklärte ſich deshalb mit ſeiner jetzigen Bewerbung ganz und gar einverſtanden. Als man demzufolge die Verhältniſſe dazu angethan glaubte, hielt der Staatsanwalt im Beiſein der Mutter und des Bruders um Fannys Hand förmlich an. Er begann mit einem gelehrten Vortrag über die Berechtigung einer ſofort auszuſprechenden Scheidung Fannys von ihrem Gatten unter den obwaltenden Umſtänden, falls der Tod nicht etwa ſchon damit zuvorgekommen wäre; daß ſomit die Hinderniſſe zur Schließung einer zweiten Vermälung hinweggeräumt ſeien, indem er damit ſchloß, daß er die frühere Leidenſchaft auch heute noch gegen Fanny bewahre und deshalb um ihre Hand anhalte, ſobald ſie die Verfügung über dieſelbe wieder erhalten habe.

Fanny war während dieſes ſtaatsanwältlichen Vortrags immer

bläſſer geworden, und dabei hatten ihre ſchwarzen Augen einen immer ſtechenderen und zuletzt ſogar giftigen Blick angenommen. Als er geendet, begann ſie mit ſchneidender und vor innerer Aufregung bebender Stimme:

„Und wäre ich wieder frei und ledig und könnte ich ihn jemals vergeſſen, ſo würden Sie, Herr Staatsanwalt, der Letzte ſein, den ich mir zum zweiten Gemal erkieſen würde. Mußte es ſo weit kommen, daß mein ſtiller Schmerz als Gleichgiltigkeit für ſein Gedächtniß gedeutet werden durfte! Der Boden brennt mir in dem Hauſe unter meinen Füßen, wo ich geboren bin, wo ich meine Kindheit verlebte und zuletzt ihn, den Herrlichen und Unvergleichlichen, kennen, lieben und verehren gelernt habe, und in dem jetzt ungeſtraft Menſchen verkehren dürfen, die ſein Gedächtniß täglich läſtern und mich mit beleidigenden Anträgen verfolgen dürfen. Nicht länger duldet es mich hier in dieſem Hauſe, ich verlaſſe daſſelbe auf Nimmerwiederſehen, um mich weiteren Inſulten auf ihn und mich zu entziehen.“

Mit dieſen Worten verließ Fanny das Zimmer, während der Staatsanwalt mehrere Secunden verdutzt ſtehen blieb, um ſich alsdann unter einer äußerſt linkiſchen Verbeugung ebenfalls zu entfernen.

Als der Letztere zu Hauſe die ihm gewordene ſchnöde Zurückweiſung ſich zurechtlegte, wurde er über dieſelbe im höchſten Grade aufgebracht. Anſtatt aber die Schuld über ſein Mißgeſchick ſich ſelbſt mit zuzuſchreiben, ſuchte er nach Art aller kleinen Seelen ſie einem Andern aufzubürden, indem er ſchließlich fand, daß Schröder die ganze Schuld davon trage. Bei der erſten paſſenden Gelegenheit ſetzte demzufolge der Erſtere den Letzteren darüber zur Rede, daß er ihn nicht gewarnt und abgehalten habe, ſeiner Schweſter einen Heirathsantrag zu machen. Schröder entgegnete in trockenem Tone, daß man von ihm, dem Bruder, nicht habe erwarten können, dasjenige gewahr zu werden, was Stolzenberg, dem ſchärferſichtigen Liebhaber, ganz und gar entgegen ſei, und daß er im Uebrigen Stolzenberg in ſeinem Vorhaben keineswegs ermuntert habe. Dieſer vermochte gegen die Richtigkeit dieſer Behauptung nichts einzuwenden, er machte ihm jedoch darüber Vorwürfe, daß er den Zornausbruch ſeiner Schweſter nicht unterbrochen und dieſer ihren Standpunkt begreiflich gemacht habe.

„Du biſt ungerecht, mein Freund“, fuhr Schröder in ruhigem Tone fort: „Sollte ich die Wüthende durch meinen Widerſpruch zur Raſerei treiben? Würde der dadurch entſtandene Lärm nicht die Dienerſchaft herbeigerufen haben? Und wenn dann der ganze Auftritt in Aller Mund gekommen, die Schadenfreude der Demokraten erregt, und die Scene mit Randbemerkungen in alle Welt verbreitet worden wäre, wie würde dadurch der Nimbus des gefürchteten Staatsanwalts geſchwunden und derſelbe vielleicht ſogar zu ſeinem Rücktritt vom öffentlichen Leben genöthigt worden ſein. Nein, nein, ich handelte correct und als Dein Freund, daß ich bei dem fatalen Auftritt ruhig blieb.“

Stolzenberg konnte auch hierauf nichts entgegnen; dennoch lag in der Ruhe, mit welcher Schröder geſprochen, für ihn etwas ſo Kaltes und Unfreundſchaftliches, daß ſein Mißmuth nur noch mehr geſteigert wurde, und er Schröder nicht mit freundlichen Blicken betrachten konnte. Von dieſem Augenblick blieb das Freundſchaftsband zwiſchen Stolzenberg und Schröder ein gelockertes.

Fanny hatte Wort gehalten. Sie hatte das elterliche Haus verlassen, um in einer entfernten Vorstadt Wohnung zu nehmen. Alle Versuche ihrer Anhörigen, sie von ihrem Vorhaben abzubringen, waren fruchtlos geblieben. Sie drohte, wenn man sie weiter belästige, ihre Religion zu wechseln und in einem Kloster Schutz zu suchen. Da bei ihrem excentrischen Wesen Alles zu befürchten war, so ließ man sie schließlich gewähren. Sie ergötzte sich in ihrem Stilleben daran, Alles von ihrem Gemal für die Oeffentlichkeit und für sie selbst Geschriebene zu sammeln und immer von Neuem zu lesen, so daß sie sich ganz und gar in seinen Geist versenkte. Ja, sie versuchte sich selber schriftstellerisch in der von ihm eingeschlagenen Methode. Dabei war ihrem Herzen wohlthuend, die politisch Verfolgten und deren Angehörige im Stillen zu unterstützen. Es war ihr bei diesem Werke der Barmherzigkeit so zu Muthe, daß er sie dabei beobachten und er ihr seinen Beifall zollen müsse. Auf diese Weise floß ihr Leben dahin, einem im Verborgenen fließenden, von Stürmen geschützten ruhigen und klaren Bache gleich.

VI.

Es war eine längere Reihe von Jahren verflossen. In dem Schröderschen Hause hatte sich inzwischen Vieles geändert. Die Hausfrau war mit Tode abgegangen und der neue Hausherr war der Gatte einer Generalstochter und der Vater von fünf Söhnen und Töchtern geworden. Seine Prachtliebe und sein Stolz wurden noch überboten von denen seiner Gemalin, auf deren Betrieb er sich hatte baronisiren lassen, weil sie bei dem in ihrem elterlichen Hause nicht gekannten Reichthum, der sie jetzt umgab, nicht ertragen konnte, von einer geborenen Adeligen zu einer Bürgerlichen degradirt zu werden. Bei alledem war er ein thätiger, unternehmender und umsichtiger Geschäftsmann, dem es nicht fehlen konnte, daß sein ererbtes bedeutendes Vermögen sich mehr und mehr vergrößerte. Der Glanz seines Hauses war kein aufgetragener Theaterflimmer, sondern der Wiederschein eines soliden Wohlstandes. Die glänzenden Feste, die der Baron von Schröder gab, seine Prachtcarrossen, die auf Gummirädern durch die Straßen der Hauptstadt rollten, erregten wohl den Neid altadeliger Geschlechter, welche, ohne sich wehe zu thun, solchen Luxus sich nicht erlauben durften; aber das Publikum war der Meinung, daß der Baron Schröder bei seinen gewinnbringenden Speculationen in Folge seiner Betheiligung an den großartigsten Unternehmungen durch sein luxuriöses Leben sich nicht den geringsten Schaden zufüge. Dabei stand er bei Geldsammlungen zu gemeinnützigen Zwecken stets obenan; und dieser Umstand bewirkte, die Mißgunst der Menge gegen ihn nicht aufkommen und ihn im Vergleich zu anderen vornehmen und reichen Leuten im günstigsten Lichte erscheinen zu lassen. Die Baronesse gefiel sich außerordentlich wohl in diesem Zauber, sie jagte von dem einen Vergnügen nach dem andern, so daß es öfters ihrem Gemal, der neben dem Vergnügen die ernste Arbeit liebte, zu viel wurde, und er mitunter, wenn auch widerstrebend, ein Halt entgegensetzte.

Im Uebrigen stand Alles auf das Beste in dem Schröderschen Hause und konnte es unmöglich fehlen, wenn das Glück wie bisher treu

blieb. Aber da trat auf einmal ein Wendepunkt ein. Bei den allgemein ungünstigen Zeitumständen schlugen auch dem Baron mehrere bedeutende Speculationen fehl. Derselbe war nicht der Mann, sich dadurch niederdrücken zu lassen. Mit besonnener Ueberlegung suchte er den erlittenen Schaden auszubessern. Mußte es nicht auch einmal anders kommen? Wie konnte er aber, der ebenso reiche wie geschäftskundige Mann, durch einiges Mißgeschick erschüttert werden? Aber die Schicksalsschläge mehrten sich.

„Ich werde dem Schicksal Trotz bieten", sagte er sich, „es wird, es muß sich mir wieder günstig wenden."

Er verdoppelte, er verdreifachte seine Einsätze, doch abermals kehrte ihm das Glück den Rücken. Jetzt verließ ihn seine Ueberlegung. Mit der fieberhaften Hast eines unglücklichen Spielers, das Verlorene wieder zu gewinnen, spielte er weiter, bis er zu seinem Schrecken gewahr wurde, daß ihm zur Fortsetzung die Kräfte schwanden. Mit Schaudern überrechnete er seine Verluste. Er hatte bisher seine gewohnte Lebensweise fortgesetzt und war zu stolz wie zu geschäftsklug gewesen, sich Jemand anzuvertrauen. Jetzt fand er es aber doch an der Zeit, seiner Gemalin die wahre Sachlage mit zutheilen. Diese sah ihn mit großen Augen an.

„Du vermögenslos?" fragte sie mit eigenthümlicher Betonung der Worte.

Er konnte nichts als ein kleinlautes „So ist es" erwiedern.

„So laß mich allein", begann sie mit abwehrender Geberde.

Er wußte nicht, wie er dieses Benehmen deuten sollte. Er hatte Bestürzung oder Mitgefühl und Trost im Unglück erwartet, jetzt wurde er aber zur Thür hinausgedrängt und auf sich selbst zurückverwiesen.

Kurze Zeit hierauf befahl die Baronin, die sich eingeschlossen auf ihrem Zimmer verhalten hatte, ihren Wagen vorzufahren, und wenige Minuten rollte sie in demselben durch die Straßen.

Es war Mitternacht vorüber, als der Baron in seinem Privatcabinet über seinen Geschäftsbüchern brütend saß. Manchmal gönnte er sich einige Secunden Rast, um sein Haupt zu stützen: er trug ja so schwer an seinen Sorgen, die ihm Niemand abnahm. Da öffnete sich plötzlich die Thür und herein trat seine Gemalin. Der Baron war nach dem Vorausgegangenen überrascht von dem eigenthümlichen Besuch zur Nachtzeit in dem Locale, welches die Baronin äußerst selten am Tage bisher betreten hatte; aber gleichzeitig erhellte ein Hoffnungsstrahl seine verdüsterte Seele durch den Gedanken, daß er an seiner Lebensgefährtin noch ein mitfühlendes Herz finden werde. Sie nahm schweigend Platz, indem sie begann:

„Ich bin bei meinem Vater gewesen, mit dem ich Alles gehörig durchgesprochen und wohl überlegt habe. Solltest Du Dich nicht getäuscht und Dir die Gefahr größer ausgemalt haben, als sie in Wirklichkeit ist?"

„Leider nicht. Ich sitze hier vor meinen Büchern und rechne und rechne, aber die Summe meiner Schulden wird nicht kleiner und die meiner Forderungen nicht größer."

„Aber Du hast vermögende Freunde, die Dich aus der augenblicklichen Calamität befreien können. Man rühmt Dich als einen tüchtigen

Geſchäftsmann. Iſt die erſte Gefahr vorüber, ſo wirſt Du Dich wieder emporzuraffen vermögen."

„In der Noth hören die Freunde auf zu exiſtiren. Im Uebrigen, wenn ſie auch helfen wollten, ſo vermögen ſie es nicht in der gegenwärtigen ſchlimmen Zeit, wo Jeder auf ſich ſelbſt angewieſen iſt. Oder weißt Du etwa beſſern Rath?"

„Von mir kannſt Du allerdings keine Hilfe erwarten. Mein Vater konnte, um ſtandesgemäß zu leben, ſich keine Schätze ſammeln. Seine Penſion reicht jedoch allenfalls hin, um mir mit unſeren Kindern bei ihm ein Unterkommen zu verſchaffen."

„Wie, Du wollteſt —?"

„Dein Haus mit den Kindern verlaſſen, um ein Unterkommen bei dem Vater zu finden."

Schröder wollte antworten, er vermochte es nicht. Er erinnerte ſich, in ſeiner Jugend in Romanen geleſen zu haben, wie im Unglück ſich liebende Paare um ſo inniger an einander geſchloſſen, ſich um ſo mehr lieb gewonnen hatten, je mehr die gemeinſame Noth an ſie herangetreten war. Dieſe Stellen waren die ſpannendſten, die intereſſanteſten und, nach dem Gefühl des Leſers für die Helden der Geſchichte keineswegs die unglücklichſten Situationen, weil ſie etwas beſeſſen, was ſie über den ſie getroffenen Verluſt zu erheben vermochte. Wie ſtand es jedoch in dieſem Augenblick mit Schröder? Seine Frau wollte jetzt, wo er in die Noth gerathen, ſich von ihm trennen und ihn ſeinem Schickſal überlaſſen. Und dennoch hatte er dieſe Frau aufrichtig und uneigennützig geliebt und ihr hauptſächlich zu Liebe ſein Geld verſchwendet und ſich in unglückliche Speculationen eingelaſſen, die ihn zu Grunde gerichtet hatten. Ahnte ſie, was in dieſem Augenblick in ſeiner Seele vorging?

„Du wirſt", begann ſie von Neuem, „in der Welt alleinſtehend recht gut durchkommen können, während mit Familie Mangel und Noth Einkehr halten würden. Freilich habe ich mir, als mich der reiche Schröder zum Traualtar führte, nicht träumen laſſen, daß es jemals ſo kommen würde. Fügen wir uns jedoch jetzt in das Unvermeidliche und ſeien wir vernünftig!"

Schröder mit dieſen Worten die Hand reichend, entfernte ſie ſich. Er blickte noch einige Zeit gedankenvoll nach der Thür, aus der ſie gegangen war, dann ſtand er auf, um den Nachtriegel vorzuſchieben, alsdann ſich nochmals ſcheu in dem Zimmer umblickend, gleichſam um ſich zu vergewiſſern, ob er auch ganz allein ſei, warf er ſich in ſeinen Lehnſtuhl zurück, ſein Geſicht mit den Händen bedeckend und heiße Thränen vergießend.

Der arme Mann!

VII.

Die Sorgen hatten Schröders Haar über Nacht gebleicht. Er ınd allein: Frau und Kinder hatten ihn verlaſſen und Dienerſchaft, quipage, ſo wie überhaupt Alles, was an den früheren Luxus erinnerte, ·tte er entlaſſen. Das Streben ſeiner ganzen Kraft war darauf gehtet, ſeine Verhältniſſe zu ordnen und aus dem Schiffbruch zu retten, ıs noch zu retten war. In dieſer angeſtrengten Thätigkeit kümmerte

ihn wenig mehr, was die Welt von ihm sprach. Es gelang seinen Bemühungen, ein gerichtliches Verfahren von sich abzuwenden und mit seinen Gläubigern ein gütliches Abkommen zu treffen.

Nunmehr stand er befreit da von dem Ballast seines ursprünglichen Reichthums sowohl als von seinen späteren drückenden Geldsorgen. Aber auch befreit, losgelöst war er von seinen gesellschaftlichen Kreisen, ja sogar von der eigenen Familie. Der Gedanke war ihm unerträglich, in dem Orte, in dem Lande fortzuexistiren, an welche sich die trübsten Erinnerungen knüpften. Er verließ deshalb Europa, um in dem Lande einer glücklich verlebten Jugend, wo er schuldlos den Menschen unter die Augen treten durfte, als neuer Mensch wieder aufzutauchen.

Er traf daselbst seine Jugendfreunde größtentheils noch am Leben an; aber die Zeit war auch an diesen nicht spurlos vorübergegangen. Die meisten von ihnen saßen im Glück; aber gerade diejenigen, die helfen konnten, hatten für den heruntergekommenen Freund nur ein höfliches Bedauern. Er war der Verzweiflung nahe, als er von Haus zu Haus, wo er nach einer Buchhalterstelle anklopfte, abgewiesen wurde. Endlich wurde er noch auf die vakante Stelle in dem Hause eines Deutschen, die seinen Fähigkeiten und Neigungen vollständig entsprach, aufmerksam gemacht. Schröder versuchte demzufolge bei der Firma John Robertson sein Glück. Da er den Besitzer, Namens Werner, nicht zu Hause antraf, wandte er sich an dessen Vertreter und Procuristen Müller, ebenfalls einen Deutschen. Diesen fand er in einem Specialbüreau allein an einem großen Schreibtisch in einem bequemen Lehnstuhle sitzend. Er war ein untersetzter, breitschulteriger älterer Herr von markirtem, geröthetem Gesicht, aus dem ein paar kluge, graue Augen recht freundlich hervorleuchteten. Seine struppigen hellblonden, mit Weiß gemischten Haare bei mächtigem Vollbart vollendeten das Bild eines ebenso thatkräftigen, wie wohlwollenden älteren Mannes. Schröder brachte sein Gesuch in geziemender Weise an. Aber kaum hatte er geendet, als Müller, Schröder die Hand schüttelnd, ihn als Landsmann in deutscher Sprache anredete: „Also wieder einer von denen, für die das alte Deutschland keinen Raum mehr hatte, und die sich eine neue Existenz in der neuen Welt suchen müssen. So mancher ist schon von drüben herüber gekommen, um, wie ich selber, hier sein Glück suchen zu müssen. Wir, ich meine Herrn Werner und mich, haben ein wenig mit dazu geholfen, daß mancher Landsmann es fand. Freilich war es früher anders; da hatte man noch einen ganz besondern Antrieb, den Leuten fortzuhelfen. Es wurde, wenn auch die Stellen besetzt waren, sobald es sich um einen von der rechten Farbe handelte, immer noch möglich gemacht, ihn unterzubringen, und ging es in dem eigenen Geschäft nicht, so mußte es auswärts in der einen oder andern Weise gehen. Im schlimmsten Falle wurde im Stillen bei Gesinnungsgenossen gesammelt und für vorläufige Existenzmittel gesorgt aber keineswegs in der Weise, als wenn die Sache als ein Almosen herausgekommen wäre. Bei Leibe nicht! Des Empfängers Zartgefühl durfte nicht im Mindesten verletzt werden und er mußte der volle Ueberzeugung leben, daß dasjenige, was ihm zugetheilt wurde, ihm mit vollem Rechte gebühre. Freilich in der neuern Zeit ist es anders geworden. Seit länger als einer Mandel Jahre kommen nur sehr vereinzelt Leute von der rechten Farbe zu uns."

„Von der rechten Farbe?“ fragte Schröder.

Müller ſah ihn mit großen Augen an, als wenn er ſagen wollte: Weißt Du nicht einmal, was die rechte Farbe iſt?

„Ja“, bemerkte er, „auch ich bin einer von Denjenigen, die der rechten Farbe eine gute Exiſtenz verdanken; und unter uns geſagt, befinde ich mich hier jetzt beſſer, als einſt drüben in Deutſchland, wo ich — in den vierziger Jahren war es — ein eigenes Geſchäft gehabt habe. Ein eigenthümliches Geſchick wollte es, daß ich nicht in Deutſchland bleiben durfte. Ich könnte Ihnen viel davon erzählen, lieber Herr, doch will ich Sie damit nicht langweilen. Sie wünſchen Ihr Geſuch erledigt zu ſehen.“

Schröder glaubte ſich Müller gefällig zu zeigen, wenn er deſſen Redeſtrom freien Lauf laſſen würde. Er bemerkte deshalb in verbindlicher Weiſe:

„Mit der Erledigung meines Geſuchs hat es keineswegs ſo große Eile, daß ich vorher nicht das, was Sie mir mitzutheilen wünſchen und was jedenfalls des Intereſſanten viel erthält, anhören könnte.“

Müller, von dieſen höflichen Worten offenbar geſchmeichelt, begann hierauf:

„Nun wohl, ſo ſetzen Sie ſich her zu mir, und hören Sie mir geduldig zu. Ich bin ein geborener Badenſer, gehörte zur Partei der Liberalen und nahm an den Verfaſſungskämpfen und den politiſchen Bewegungen meines Vaterlandes den lebhafteſten Antheil. Da kam das achtundvierziger Jahr. Jetzt trat die Aufforderung heran, in Thaten zu überſetzen, was wir früher in Worten erſtrebt hatten. Die Meiſten wichen vor dieſer Aufgabe zurück, ich hielt Stand, und die Folge davon war, daß ich meine Familie und die Heimat verlaſſen und mich in der Schweiz, in Frankreich, England und Amerika herumtreiben mußte, um endlich hier eine zweite Heimat zu finden. Mein Geſchäft zu Haus war zerſtört; ich ſuchte eine Stelle als Geſchäftsgehilfe. Nach manchem Mißerfolg führte mein guter Stern mich hierher in dieſe gute Stadt. Damals lebte der erſt vor einem halben Jahre verſtorbene Robertſon noch; doch hatte derſelbe ſeinem Compagnon Werner die Anſtellung von dem Geſchäftsperſonal ganz und gar überlaſſen. Ich hatte kaum Herrn Werner meine Lebens- und Leidensgeſchichte wahrheitsgetreu erzählt, als er mir den vacanten guten Poſten zuſagte. Seitdem bin ich mehr als ſein Untergebener, ich darf wohl ſagen, ich bin ſein Freund geworden. Wie oft habe ich ihm von meiner politiſchen Vergangenheit erzählen müſſen. Wie herzlich lachte dann der ſonſt ſo ernſthafte Mann über die Streiche, die ich und meine Geſinnungsgenoſſen ausgeführt hatten, um der Polizei eine Naſe zu drehen. Was übrigens die Vergangenheit Herrn Werners anlangt, ſo iſt dieſe wie die des Herrn Robertſon für mich, wie für das ganze Geſchäftsperſonal in ein undurchdringliches Dunkel verhüllt geblieben. Nur ſoviel ſcheint man als gewiß annehmen zu dürfen, daß Beide unglücklich in der Liebe geweſen ſind, und daß deshalb wohl, obgleich an Jahren ſehr verſchieden, Beide wie Brüder mit einander verkehrten. Von Herrn Werner iſt ſoviel bekannt geworden, daß er Wittwer iſt. Der Umſtand, daß ihm Niemand von dem Eingehen einer zweiten Ehe ſprechen darf, läßt darauf ſchließen, daß ſeine erſte Frau eine richtige Xantippe geweſen ſein mag. Nun, wer ſo angekommen iſt, dem mag wohl auch die Luſt vergehen, eine zweite Ehe zu ſchließen.

Ich bin darin glücklicher gewesen. Als der Ernährer der Familie flüchtig geworden war und mein Vermögen von der Regierung mit Beschlag belegt wurde, da gab es zu Hause schmale Bissen zu verzehren. Nichtsdestoweniger hat meine Frau auch in der trübsten Zeit treu zu mir gestanden. Sie unterdrückte in ihren Briefen ihre Klagen um ihr eigenes Leid und zeigte sich im Gegentheil nur besorgt um mein Wohl. Sobald es die Güte des Herrn Werner gestattete, habe ich aber auch nicht verfehlt, meine Familie hierher nachkommen zu lassen; und jetzt, wo ich, so zu sagen, die rechte Hand des Herrn Werner geworden bin, bin ich in den Stand gesetzt, für Frau und Kinder ein Uebriges thun zu können."

Für Schröder waren die Worte Müllers Dolchstiche gewesen. Seine Gedanken verwirrten sich, er wußte vor Verlegenheit nicht, was er sagen sollte. Aber gleichsam, wie wenn er in seiner Seele gelesen hätte, bemerkte Müller in begütigendem Ton:

„Sie werden Herrn Werner am besten morgen Vormittag in seiner eine halbe Stunde von hier gelegenen Villa sprechen können. Suchen Sie denselben daselbst auf; und welcher Art immerhin das Mißgeschick gewesen ist, das Sie herüber nach Amerika getrieben hat, theilen Sie dasselbe offenherzig Herrn Werner mit. Er ist nachsichtig gegen menschliche Fehler, haßt aber nichts mehr als die Heuchelei und ist dabei scharfsinnig genug, um sofort das Wahre von dem Erdichteten zu unterscheiden. Darum, lieber Herr, nur ganz aufrichtig und offenherzig in Ihrer Unterredung mit Herrn Werner; und wenn, wie ich nicht zweifle, Sie Ihre Befähigung zu dem vacanten Posten ausweisen, so wird ja Alles nach Wunsch gehen."

Damit drückte Müller Schröder zum Abschied warm die Hand, welcher sich hierauf unter einigen einfachen, jedoch tief empfundenen Dankesworten entfernte. Erst draußen auf der Straße kam er dazu, seine Gedanken zu sammeln. Alles was dieser gesprächige Herr Müller erzählt hatte, stand in schroffem Widerspruch mit seiner eigenen Vergangenheit. Treu hatte die Frau zu ihrem in das Unglück gerathenen Manne gestanden. Welch ein Gegensatz zu dem Benehmen seiner eigenen Frau! Leute von der ihm verhaßten Farbe waren es, von denen er nur noch Hilfe erwarten durfte, nachdem ihm seine Gesinnungsgenossen den Rücken gekehrt hatten. Werner, der Beschützer der Revolutionäre, liebt die Wahrheit und haßt die Lüge und die Heuchelei! Wie vermochte er dies Alles zu fassen, dem die Denk- und Handlungsweise der Aristokraten bisher als Ideal gegolten hatte?

VIII.

Den andern Tag war Schröder auf dem Wege nach der Villa Werner begriffen. Es war ein schöner Spätsommermorgen, durch den dichten Nebel war die Sonne mit ihren erleuchtenden und erwärmenden Strahlen hindurchgedrungen und schaute recht freundlich in das verödete Herz unseres einsamen Wanderers hinein. Dieses, von der ungewohnten Liebkosung angeregt, schlug von Neuem auf in Jugendfrische. Alles, was ihn jetzt umgab, die von der Morgensonne übergossene anmuthige Landschaft, der fröhliche Gesang der Vögel, die Naivität der ihm zeitweilig grüßend begegnenden Landbewohner u. s. w., machten einen über-

aus wohlthuenden Eindruck auf Schröder, wie er ihn zu Hause bei aller Pracht und Herrlichkeit nicht empfunden. Er hätte schwärmen und laut aufjubeln können, wie ein junges Mädchen. Unter diesen Empfindungen hatte er, er wunderte sich selber, wie rasch, die Villa Werner erreicht. Sie war eingeschlossen von einer hohen Mauer, über welche riesige Bäume hervorragten. Auf sein Läuten an der Eingangspforte erschien ein Pförtner, welcher ihn bedeutete, den vor ihm liegenden kleinen Wald zu durchschreiten, um zu dem Landhaus des Herrn Werner zu gelangen. Dieses war bald erreicht. Es hatte einige Aehnlichkeit mit einem Jagdschloß und hatte einen Vordergarten, in welchem sich ein Herr, welcher Müllers Beschreibung zufolge Niemand anders als Werner sein konnte, ein zahmes Reh liebkosend befand. Er mochte die mittleren Vierziger überschritten haben, war von schlankem Wuchs und trug einen leicht melirten schwarzen Vollbart. Dunkle, geistvolle Augen und eine edle Römernase gaben seinem Gesicht einen interessanten Ausdruck. Ein melancholischer Zug in demselben versetzte jedoch unwillkürlich den Beschauer in ernste Stimmung. Schröder hatte kaum sein Gesuch vorgebracht, dabei der Worte Müllers eingedenk, sein Falissement nicht verschweigend, als er von Werner mit den hastigen Worten unterbrochen wurde:

„Wie? das berühmte Handlungshaus Schröder u. Comp. fallirt?"

„Ist es Ihnen bekannt gewesen?" fragte Schröder.

„Warum sollte ein Haus von solchem Range den deutschen Geschäftsleuten in Amerika unbekannt geblieben sein? Doch kommen Sie mit mir hinein in mein Haus. Ich nehme den innigsten Antheil an Ihrem Schicksal, Sie müssen mir Alles erzählen."

Mit diesen Worten zog Werner Schröder in ein elegantes Parterrezimmer seines Hauses.

„Jetzt erzählen Sie mir den ganzen Hergang Ihres Mißgeschicks."

Schröder theilte offen und ehrlich mit, wie er zu seinem Ruin gelangt war.

Sichtlich bewegt, fragte Werner:

„Und Sie hatten keinen Freund, keinen Verwandten, der helfen konnte und helfen mochte?"

Nach einigem Besinnen bemerkte Schröder:

„Eine Person hätte helfen können und vielleicht auch helfen mögen. Diese konnte und durfte ich aber nicht ansprechen. Es war dies meine Schwester."

„Sie haben eine Schwester?" fragte Werner mit eigenthümlichem Ausdruck, fügte aber sofort, sich gleichsam verbessernd, hinzu: „Mir war es doch, als hätten Sie mir versichert, keine Geschwister zu besitzen."

„Doch, eine Schwester habe ich noch am Leben."

„Sie hatten eine Schwester am Leben, die Sie nicht ansprechen mochten? Ich bitte, erklären Sie sich näher über dieses Verhältniß. Sie ist vielleicht verheirathet. Mit dem Schwager stehen Sie nicht auf gutem Fuße." Werner sagte dies Alles in noch eigenthümlicherem Tone wie vorher, trotz seines Bemühens, seine innere Erregung zu unterdrücken.

„Meine Schwester ist allerdings verheirathet gewesen", bemerkte Schröder nachdenklich. „Ich habe jedoch meinen Schwager nicht gekannt, er war in revolutionäre Umtriebe verwickelt, mußte flüchtig werden und

ist längst verschollen. Ich liebte ihn nicht, weil ich in ihm den Feind von meiner Familie erblickte, der meine Schwester ins Unglück gestürzt hatte. Meine Schwester erkrankte. Es kamen Briefe von ihrem Manne auf Umwegen für sie an. Ich hielt es für das Beste, sie nicht verabfolgen zu lassen. Der Zustand meiner Schwester verschlimmerte sich immer mehr. Die Aerzte hatten alle Hoffnung aufgegeben, wir erwarteten ihr Ende. Da traf noch ein Brief aus dem Auslande ein. Der Mann meiner Schwester schrieb ihr, daß, wenn er wiederum keine Antwort erhalten werde, ihn nichts mehr abhalten könne, direct nach dem Heimatsort ihrer Eltern zurückzukehren, um von diesen Rechenschaft zu fordern. Verzweiflung über das Loos der Schwester, Haß gegen den vermeindlichen Feind unserer Familie bestimmten mich, dem Letzteren in der Weise zu antworten, daß ich das zu Befürchtende als vollendet darstellte, und unter Androhung meiner zu ergreifenden Gewaltmaßregel mir seinen Besuch verbat."

„Und Ihre Schwester?"

„Zu unserer Aller Erstaunen genas sie."

„Und — sie lebt noch?"

„Sie lebt in ihrem Geburtsort still und zurückgezogen."

„Und Sie haben es über sich vermocht, zwei für einander geschaffene Herzen auseinanderzureißen, Mann der Selbstsucht?" rief mit fürchterlicher Stimme Werner aus. „O, Ihr gefühllosen Aristokraten, die Ihr kaltblütig die Blumen zertretet, die Euch im Wege stehen, nein, die Ihr Menschenherzen und Menschenglück zerstört aus bloßer Laune, oder weil damit Euren vermeintlichen Interessen gedient ist. Steinernen Herzens seid Ihr, ohne Mitgefühl; was kümmern Euch die Leiden Eurer Opfer."

Schröder kam ganz und gar außer Fassung.

„Herr Werner", stotterte er, „ich verstehe nicht — könnte es möglich sein? Nicht doch, es ist nicht möglich! Und doch, Herr Werner, Sie wären vielleicht — Sie sind —"

„Der ehemalige Literat Stern, der Revolutionär, der politische Flüchtling, jetzt der reiche Werner. Das imponirt Ihnen, nicht wahr? Denn schließlich ist es doch nichts weiter als das Geld, weil es Macht und Ansehen verleiht, was Menschen Eurer Denkungsart zu imponiren vermag", setzte Werner mit bitterem Hohne hinzu.

Schröder stand vernichtet. Doch fand er seine Selbstbeherrschung wieder und in feierlich resignirtem Tone bemerkte er:

„Ich habe Ihre Achtung verwirkt und finde es ganz natürlich, daß Sie mich hassen. Eine Gunstbezeigung jetzt noch von Ihnen zu verlangen, kann mir selbstverständlich nicht beifallen. Nur ein paar Worte bitte ich, mir zu gestatten zur Erklärung meiner tadelnswerthen Handlungsweise. Im Glück geboren und erzogen, habe ich mich über die Vorurtheile meiner socialen Stellung nicht zu erheben vermocht. Ich war in dieser Beziehung nicht besser, aber auch nicht schlechter, als die große Masse der Menschen. Wäre mein Leben in normalen Verhältnissen verflossen, so würde ich von meinen Vorurtheilen nicht befreit worden sein, Andern aber weniger Leid zugefügt haben und ein wohlhabender und geachteter Mann geblieben sein. Seit den Tagen meines Unglücks, namentlich seit gestern, ist mir eine neue Erkenntniß aufge

gangen. Schwerer als den Verluſt meines Vermögens, empfinde ich jetzt den Verluſt meiner Ehre. Arm und ohne Ehre hat das Leben allen Werth für mich verloren; der Troſt iſt mir jedoch geblieben, daß ich nichts dazu beigetragen habe, daß Sie ſich nach menſchlichen Geſetzen nicht wieder mit Ihrer Gattin vereinigen können."

Mit dieſen Worten wandte ſich Schröder zum Gehen; aber Stern, wie wir Werner mit ſeinem richtigen Namen wieder nennen wollen, rief ihm zu:

„Sie werden nicht gehen, ſondern hier bleiben. Nicht Ihr Verderben, ſondern Ihr Leben ſoll und wird künftig Andern nützen. Der von Ihnen nachgeſuchte Poſten iſt Ihnen zugeſtanden. Sie treten ſofort Ihr Amt an. Dort finden Sie Tinte und Feder. Sie werden ſofort Ihre Schweſter benachrichtigen, daß Sie mir auf die Spur gekommen wären und ſie auf mein Wiederauftauchen vorbereiten."

IX.

Wenn wir in chronologiſcher Ordnung fortfahren wollten, ſo würden wir bald mit unſerer Erzählung zu Ende kommen. Indeſſen glauben wir, für unſern verloren gegangenen, plötzlich aber in einem andern Welttheile, in anderen ſocialen Verhältniſſen, ja ſogar unter anderm Namen wieder aufgetauchten Helden bei dem geneigten Leſer ſo viel Intereſſe erweckt zu haben, daß es ihm angenehm ſein wird, anknüpfend an jene verhängnißvolle Mainacht, wo Stern von ſeiner treuen Gattin hinaus eilte in ein ſturmbewegtes Leben, von ſeinen ferneren Erlebniſſen ausführlich zu vernehmen.

Die geſchlagenen Inſurgenten fanden ſich auf einem für den Fall eines Rückzuges vorgeſehenen Punkte ſo viel als möglich wieder zuſammen. Die Schar war ſehr gelichtet. Manche waren verſprengt worden oder hielten ſich, um der Verhaftung zu entgehen, verſteckt bei guten Freunden auf, Andere waren in Gefangenſchaft gerathen, noch Andere hatte man, von feindlichen Kugeln durchbohrt, todt vom Kampfplatze wegtragen müſſen. Nichtsdeſtoweniger war der Muth der Uebriggebliebenen keineswegs gebrochen. Für ſeine Ideale glaubte man damals in Deutſchland Alles einſetzen zu ſollen. In dem einen Lande war die Revolution zu Boden geſchlagen, in dem andern hatte ſie ſich erhoben, und freudig folgte man der neuen Fahne, die ja die gleichen Farben trug, wie die alte. Von Neuem ſtürzte man ſich mit wechſelndem Glück in den Kampf, aber das Spiel war von Neuem verloren. Das Loos war für die Kämpfer das nämliche, wie bei der erſten Erhebung. Diejenigen, die nicht gefallen oder gefangen worden waren, mußten in das Ausland flüchten. Stern zählte zu den letztern.

In dem Exil fand er Zeit, ſich ſeinen Zuſtand klar zu machen und Anknüpfungen mit der Heimat anzubahnen. Letzteres hatte er zwar vorher ſchon verſucht, aber er hatte es nur thun können im Drange des Augenblicks, ohne Ausſicht auf Erfolg. Jetzt, bei feſtem Domicil, erwartete er zuverſichtlich Nachrichten von der Heißgeliebten. Da traf die uns bekannte Antwort von deren Bruder ein, die ihren Tod meldete. Sie wirkte auf ihn zerſchmetternd. Das letzte Band, das ihn noch mächtig mit dem Vaterlande zuſammenhielt, war gewaltſam zerriſſen, aus

dem lebensfrohen Optimisten war über Nacht ein Pessimist geworden, der den Glauben an seine Ideale verloren hatte. Vorher sich weigernd, dem Drängen nachzugeben, Europa zu verlassen, beeilte er sich jetzt, dies mit der ersten Gelegenheit zu thun. Er athmete erst wieder frei auf, als er unter dem neuen Namen, den er sich beigelegt hatte, in der neuen Welt landete. Gleich dem Lethefluſſe entsteigend, sollte seine ganze Vergangenheit für ihn vergessen sein. Sein Doctortitel und seine ganze deutsche Schulweisheit waren ihm übrigens auch in seinen neuen Lebensverhältnissen wenig förderlich. Um sich eine gesicherte Existenz zu verschaffen, warf er sich dem kaufmännischen Fach in die Arme, und bei seiner Energie, sich auch in fremde Gegenstände hineinzuarbeiten, gelang ihm dies vollkommen, so daß man hätte glauben können, er hätte sich von Kindheit an mit nichs Anderm als mit Calculationen und Speculationen beschäftigt. Dabei vermied er sorgfältig, von seiner Vergangenheit zu sprechen. Nur in einem einzigen Falle machte er eine Ausnahme davon. Er suchte nämlich neue Stellung in dem renommirten Geschäftshause John Robertson, dessen gleichnamiger Chef in ebenso hoher Achtung stand, als er für einen höchst eigenthümlichen Charakter galt. Der lange, hagere Herr von dünnem, hellblondem Kopfhaar, hellblauen Augen und glattrasirtem Gesicht — ganz der Typus den angelsächsischen Race — empfing Stern ernst und schweigend. Doch kaum hatte dieser sein Anliegen vorgebracht, so hatte ihm Robertson durch einige gewandte Kreuz- und Querfragen — er wußte selbst nicht wie ihm geschah — sein ganzes Geheimniß entlockt.

„Sie hatten Ihren Vaterlande zu dienen geglaubt, indem Sie sich an der Erhebung betheiligten?“ fuhr Robertson fort.

„Sicherlich, und wie ich dachten damals noch viele Andere meiner Landsleute.“

„Der Umschwung der Verhältnisse konnte Ihnen nützlich werden“, bemerkte Robertson in der zweideutigen Weise eines schlauen Inquirenten.

„Was konnte er mir persönlich für Nutzen bringen, ich hatte, was ich brauchte.“

„Ich meine nicht gerade materiellen Nutzen; der durch den Umschwung erlangte Einfluß, die erhöhte sociale oder politische Stellung erscheint ebenfalls begehrungswerth, ist dies doch sogar wie man behauptet, in Ihrem Vaterlande sogar mit leeren Titeln der Fall.“

„Ich würde mich ruhig auf meine Villa zurückgezogen haben, zufrieden in dem Bewußtsein, meine Pflicht gethan zu haben.“

Robertson sah Stern schweigend an, gleichsam als wolle er in dessen Seele lesen. Dann sagte er ihm den erbetenen Posten mit wenigen Worten zu.

Stern machte bald nach seinem Eintritt in das Robertsonsche Geschäft die Bemerkung, daß dasselbe in gewisser Beziehung mit dem Thun und Treiben in einer Herrnhutercolonie zu vergleichen sei, so ruhig und ordentlich ging es zu, und so emsig wurde gearbeitet. Die Schweigsamkeit des Chefs schien sich auf das ganze Geschäftspersonal verbreitet zu haben, und damit war Stern sehr einverstanden, der dadurch lästiger Unterhaltung entging und mehr für sich leben konnte.

(Schluß folgt.)

Die Liſelotte.

Porträt einer deutſchen Frau in Frankreich.

Von **Emil Traut.**

(Schluß.)

Es war ganz natürlich, daß Charlotte eine harmloſe Philoſophie auf eigene Fauſt betrieb„ denn ſie wurde am franzöſiſchen Hofe immer mehr und mehr eine Einſiedlerin und die Einſamkeit erzeugt Meditationen. Die Menſchen hatte ſie genugſam kennen gelernt und dieſe Weltkenntniß iſt wie mit einem dunklen Flor umſchleiert, es iſt nur ein Schritt noch bis zu dem ſchrecklichen „Le mépris des hommes est le commencement de la sagesse.“ Am Hofe lernt man die Menſchen um ſo beſſer kennen, freilich auch um ſo einſeitiger; Charlottes Menſchenkenntniß bringt ſie zu Reflexionen, die ſich nicht ſelten mit denen Rochefoucauld's berühren. „Wenn man ſie (die Menſchen) recht kennt“, meint die Herzogin, „hat man mehr Abſcheu davor als Liebe, denn man wird aller Bosheit und Falſchheit gewahr.“ Ihre Briefe ſind ein Pendant zu den Luſtſpielen Molières. Da ſehen wir jene Marquis einherſtolziren, wie ſie der große Dichter in den „Precieuses ridicules“ ſo trefflich verſpottet, in ſtolzer Kleiderpracht, den Galanteriedegen an der Seite, lächelnde Lüge auf dem Antlitz und dumpfe Leere im Herzen. Auch die Aerzte, die Molière in ſeinem „Eingebildeten Kranken“ mit aller ſeiner Satire überſchüttet, erkennen wir in Charlottens Briefen wieder. Das ſind leibhaftige Sangrados, ihr Univerſalrecept für jedwede Krankheit iſt „Waſſertrinken“ und „zur Ader laſſen“. Von einem ihrer Vettern erzählt die Herzogin folgende charakteriſtiſche Geſchichte: „Die Doctoren haben ihn geöffnet, man hat keine andere Urſache des Todes in ihm gefunden, als daß er keinen Tropfen Blut mehr in den Adern gehabt.“ Eine andere Stelle erinnert lebhaft an die Conſultationsſcene im „Eingebildeten Kranken“. „Ich bin nicht perſuadirt, daß vielerlei Conſultationen gut ſind; ſie taugen zu nichts als nur zu embaraſſiren, auch ſo, daß man nicht mehr weiß, was man thun ſoll. Denn um gar gelehrt zu erſcheinen, will ein jeder etwas Apartes ſagen und haben.“ Aber auch fürſtliche Perſönlichkeiten treten in den Briefen der Herzogin von Orleans auf und das Porträt, das Charlotte von ihnen entwirft, iſt nicht immer ſchmeichelhaft. Den edlen Ritter, Prinz Eugen, ſchildert ſie wie folgt: „Prinz Eugen hat Verdienſte und Verſtand, iſt aber klein und häßlich von Perſon, hat die Oberlippen ſo kurz, daß er den Mund nicht aufthun kann; man ſieht alſo allezeit zwei große, breite Zähne. Die Naſe hat er ein wenig aufgeſchnupft und ziemlich weite Naſenlöcher, aber die Augen nicht häßlich und lebhaft.“ In ſarkaſtiſcher Weiſe ſchildert Charlotte auch die Er-

nennung des Herzogs Philipp von Anjou zum König von Spanien. König Ludwig hatte mit Karl II., dem letzten Nachkommen Karls V., einen Theilungsvertrag über die spanische Monarchie geschlossen, der Frankreich band. Allein Karl ließ sich später bewegen, ein Testament zu Gunsten des französischen Prinzen zu machen und als er am 1. November 1700 starb, blickte ganz Europa gespannt nach dem Versailler Hof in Erwartung der kommenden Dinge. Ludwig schob den Theilungsvertrag bei Seite und nahm das Testament des verstorbenen Karl an. Der Herzog Philipp wurde aber, ein Enkel Ludwigs, auf folgende Weise zum König von Spanien „gemacht", wie sich Charlotte ausdrückt. Am 16. November ließ Ludwig den Herzog von Anjou zu sich holen und empfing ihn mit den Worten: „Sie sind König von Spanien!" Darauf traten der spanische Gesandte und einige spanische Edelleute in das Cabinet des Königs, fielen Philipp zu Füßen und huldigten ihm als ihrem neuen Herrscher. Alsdann führte ihn Ludwig in den Salon, wo sich der ganze Hof versammelt hatte, und stellte Philipp denselben vor, indem er sagte: „Meine Herren, das ist der König von Spanien, begrüßen Sie ihn!" An diese Cermonie schloß sich ein feierlicher kirchlicher Actus an. So wurde Philipp von Anjou spanischer König von Ludwigs Gnaden.

Nachdem wir im Vorhergehenden ein Charakterbild der Herzogin von Orleans gezeichnet, ihre Gewohnheiten, Neigungen und Beschäftigungen erörtert haben, wollen wir im Folgenden versuchen, die äußere Geschichte der hohen Frau als eine Erläuterung ihrer individuellen Eigenart zu schildern. Es war natürlich, daß Charlotte als eine deutsche Fürstentochter sich am französischen Hofe mit vielerlei Feindseligkeiten auseinanderzusetzen hatte, ein Kampf, der ihr um so schwerer werden mußte, je weniger sie dabei von ihrem Gatten unterstützt wurde. Monsieur erschwerte ihr im Gegentheil ihre Stellung in Versailles, er verpraßte sein Geld, lebte allein seinen Vergnügungen, verspielte und verschenkte, was er besaß, während die Herzogin nicht selten am Nöthigsten Mangel litt. Um Madame bekümmerte er sich wenig, sie wäre ganz verlassen gewesen, hätte sie der König nicht mit um so größerer Aufmerksamkeit behandelt. Zugleich trat Charlotte mit der Mehrzahl der Hofleute in eine feindselige Stellung, denn der Anblick der Tugend macht zu jeder Zeit das Laster erblassen und das Laster war stets von rachsüchtiger Natur. Zwar zerrissen in den ersten zehn Jahren ihres Aufenthalts am französischen Hofe alle Fäden listiger Cabalen, die das Haupt der edlen Frau umschlingen sollten, haltlos zerflatterten sie wie luftiges Gespinst. Aber schon im Jahre 1681 wurden die Angriffe auf Charlotte immer maßloser und kecker, und ihre natürlichen Feinde, Madame de Graucay, die Geliebte ihres Gatten, und seine Günstlinge, der Chevalier de Lorraine und der Marquis d'Effiat, welche den Verlust der herzoglichen Gunst zu verlieren fürchteten, scheuten keine noch so verwerfliche List, Madame vom Hofe zu verdrängen. Sie griffen zu einem Mittel, welches für die Herzogin höchst gefährlich werden sollte. Man verdächtigte den Ruf der sittenreinen Frau, und diese Anschuldigung fand naturgemäß an einem Hofe, der in zügelloser Frivolität seine letzte Lebenskraft vergeudete, zahlreiche Gläubige. Charlotte meinte, diese Verdächtigung ignoriren zu können, im Bewußtsein ihres tadellosen

Wandels hielt sie sich hoch erhaben über einem so gemeinen Verdacht und nannte diese Angriffe auf ihre Frauenehre „Narrethei." Sie vermochte den Gedanken nicht zu fassen, daß eine so plumpe List ihr schaden werde, Verachtung war ihre einzige Vertheidigungswaffe. So unternahm sie getrost und freudigen Herzens eine Reise nach Deutschland, und hier in ihrem geliebten Vaterland, das sie damals zum letzten Mal sehen sollte, vergaß sie den trüben Gedanken, der ihr in Frankreich das Herz so schmerzlich bewegt hatte. Aber hinter den Vogesen bereitete man sich vor, über die aus Deutschland kommende arglose Frau das Fangnetz einer listigen Intrigue zu schlagen. Man gab am Hofe vor, ein Liebesverhältniß zwischen der Herzogin und einem gewissen Chevalier de Sinsanct entdeckt zu haben, und war geschäftig, Monsieur diese wichtige Entdeckung zuzuraunen und auf alle denkbare Weise den Verdacht in seiner Seele zu erwecken.

Als Charlotte ahnungslos aus Deutschland zurückkehrte, wurde sie sogleich vom König mit den Worten empfangen: „Ich weiß gewiß, Madame, daß Ihre Feinde ein böses Complot gegen Sie geschmiedet haben, und daß sie Monsieur glauben machen wollen, Sie hätten eine Galanterie." Die Herzogin, über die Keckheit ihrer Gegner entrüstet, verlangte dieselben von Angesicht zu Angesicht zu schauen um zu erfahren, von wem die Conspiration ausgehe, und bat den König um seinen Beistand in dieser Angelegenheit. Ludwig, welcher es nicht für rathsam hielt, sich in diese Händel zu mischen, fand Ausflüchte, um die Bitten seiner Schwägerin abzuschlagen, und als dieselbe seine Vermittelung als eine moralische Verpflichtung seinem Bruder, dem Herzog, gegenüber herausforderte, bemerkte er: „Je mehr ich über die Sache nachdenke, um so weniger scheint es mir nöthig zu sein, daß ich davon spreche. Denn mein Bruder kennt Sie seit zehn Jahren und weiß ja wohl, daß niemand weniger kokett ist als Sie. Mögen daher Ihre Feinde sagen, was sie wollen, es kann keine große Wirkung haben." Darauf schwieg der König und Charlotte verlebte mehrere Tage in der bittersten Herzensangst, bis sie sich endlich entschloß, mit ihrem Gatten über die Sache selbst zu reden. Der Herzog schien von dem ganzen Anschlag in Unkenntniß zu sein oder wollte es scheinen, er versicherte Madame seinen festen Glauben an ihre Treue und bat sie, sich aller Sorgen hierüber zu entschlagen. Die Herzogin erzählte die Unterredung, welche sie mit ihrem Gatten gehabt hatte, dem König, dieser sprach ihr Muth zu und damit beruhigte sich Charlotte.

Allein es währte nicht lange, daß man von Neuem gegen die deutsche Prinzessin intriguirte. Charlotte hatte, um ihren Gegnern jedwede Handhabe zu neuen Anfeindungen zu entwinden, den Entschluß gefaßt, mit dem Chevalier de Sinsanct kein Wort mehr zu wechseln. Aber sie kannte die Schlauheit ihrer Feinde zu wenig, wenn sie glaubte, die Sache damit abgethan zu haben. Diese bauten auf die Vorsicht der Herzogin eine neue Cabale, indem sie das Gerücht verbreiteten, Charlotte setze den Verkehr mit dem Edelmann heimlich fort und bediene sich zur Vertrauten ihres Umganges mit demselben einer ihrer Hofdamen, einer gewissen Theobon. Der Urheber dieses neuen Complotts war vor Allem der Marquis d'Effiat. Man war dabei so raffinirt, diese Nachricht nicht selbst dem Herzog zu überbringen, sondern sie ihm durch dritte und

vierte Hand als ein Pariser Tagesgespräch zu Ohren kommen zu lassen. Charlotte ließ diesen Anschlag unbeachtet, da sie den Herzog von ihrer Treue überzeugt glaubte und es vermeiden wollte, den Verdacht der Streitsüchtigkeit auf sich zu ziehen. So vergingen mehrere Monate, als der König mit seinem Bruder zum Besuch nach St. Cloud kam, wo sich Charlotte zur Zeit aufhielt. Das Benehmen des Herzogs seiner Gemalin gegenüber war kalt und abgemessen, Charlotte glaubte den Grund dieses auffälligen Benehmens in einer flüchtigen Laune ihres Gatten zu finden, dessen Stimmung immer der Augenblick beherrschte, bis ihr eine neue Verdächtigung von Seiten ihrer Gegner zu Ohren kam. Man hatte nicht genug an ihrem angeblichen Liebesverhältniß zum Chevalier de Sinsanct, sondern ihr auch noch ein zweites galantes Abenteuer angedichtet. Charlotte theilte es dem König mit. Dieser lachte darüber und Charlotte suchte nochmals um eine Unterredung über diese Sache mit ihrem Gatten nach. Zugleich bat sie um Confrontation mit ihren Gegnern. Der Herzog verweigerte jedoch ihr Anliegen und auch der König wies sie mit allgemeinen Redensarten ab. So von aller Welt verlassen, faßte Charlotte den Entschluß, in ein Kloster zu gehen, obgleich sie von jeher eine tiefe Abneigung gegen ein solches asketisches Leben hatte. Sie besuchte daher ihre Tante, die Aebtissin des Klosters Maubuisson, aber diese hielt die Absicht ihrer Nichte nur für einen unterhaltenden Scherz. Als jedoch die Anklagen gegen Madame auch jetzt noch nicht verstummten und man durch die Entlassung ihres treuen Hoffräuleins, der Theobon, den Verdacht ihrer Feinde officiell als begründet erscheinen ließ, bat Charlotte den König um die Erlaubniß, ihr Leben in Maubuisson beschließen zu können. Dieser suchte sie jedoch damit zu beruhigen, daß er ihr mittheilte, er habe einen Brief von seinem Bruder erhalten, worin derselbe ihn angehe, die Versöhnung mit Charlotte zu vermitteln. Als aber Charlotte auf ihr Vorhaben bestand, entgegnete ihr Ludwig: „Bedenken Sie, daß Sie für dieses Leben noch viel zu jung sind, daß Sie noch viele Jahre zu leben haben. Ihr Entschluß ist zu gewaltsam.“ Charlotte vertheidigte ihre Ansicht mit lebhafter Beredtsamkeit und bat den König, für Theobon Sorge zu tragen. Dies versprach Ludwig; den Schleier zu nehmen, billigte er jedoch durchaus nicht und verbot ihr, mit dem Herzog davon zu reden. Einige Tage darauf, als Charlotte mit dem König zusammen in der Equipage saß, fragte sie dieser, ob sie sich eines bessern besonnen habe, und machte ihr von Neuem die Mittheilung, daß sein Bruder eine Versöhnung mit ihr suche. Aber die Herzogin legte dem König immer wieder ans Herz, ihr Vorhaben zu gestatten. Ueber diese Hartnäckigkeit aufgebracht, verbot er ihr ins Kloster zu gehen, sie sei Madame de France und habe als solche nicht nur Verpflichtungen gegen sich selbst, sondern auch gegen den Staat, und als Gattin seines Bruders habe sie den Ruf desselben zu achten, der durch die Ausführung ihres Entschlusses compromittirt werden würde. Er versprach ihr, ihre Gegner vom Hofe zu entfernen, die Pension der verabschiedeten Theobon zu verdoppeln, wenn möglich, dieselbe zu Madame wieder zurückzuführen, und die Versöhnung mit Herzog Philipp zu bewerkstelligen. Charlotte wagte darauf weiter nichts zu erwiedern, als sich seiner Gnade zu empfehlen. An demselben Abend noch führte der König den Herzog in ihr Zimmer. „Madame“, sagte er zu ihr, „ich

habe schon so oft Ihnen die Gefühle meines Bruders dargelegt und Ihnen gesagt, daß er eine Versöhnung und in Zukunft ein glückliches Zusammenleben mit Ihnen wünscht." Er bat das Vergangene zu vergessen und als er erklärte, er wolle seine Hand für die Unschuld der Herzogin ins Feuer legen, erwiederte Philipp von Orleans: „Ich glaube es auch." „Nun wohl, so umarmen wir uns alle drei", rief der König und so geschah es. Am nächsten Tage schickten der Chevalier de Lorraine, d'Effiat und die Madame de Grançay zu Charlotte und ließen ihr sagen, daß sie untröstlich über Madames Ungnade seien. Sie baten die Herzogin um ihre Entlassung und versprachen ihr für fernerhin eine so aufrichtige Freundschaft, daß es Charlotte leid thun werde, ihnen nicht verziehen zu haben. Charlotte holte sich durch Vermittelung der Marquise von Maintenon Raths bei dem König, indem sie erklärte, daß sie auf eine öffentliche Satisfaction Verzicht leisten und auf die Entfernung ihrer Gegner vom Hof nicht dringen werde. Der König billigte ihr maßvolles Benehmen und damit war die ganze Sache beigelegt.

Bald aber sollte ein neuer großer Schmerz Charlottes Seele bewegen. Als im Jahre 1685 mit dem Kurfürst Karl von der Pfalz, dem Bruder der Herzogin von Orleans, der Pfalz-Simmersche Mannesstamm ausgestorben war, ergriff Ludwig XIV. hastig die Gelegenheit, sich in Besitz des schönen Neckarlandes zu setzen, nach welchem er schon so lange mit lüsternem Blick geschaut hatte. Er erhob im Namen seiner Schwägerin Anspruch auf den hinterlassenen Allodialbesitz und dehnte seine Forderungen schließlich auf das ganze Land aus. Auf seinen Befehl rückte Lounois über den Rhein. Aber der Plan des französischen Feldherrn mißglückte, Lounois sah sich gezwungen, zurückzugehen, und nun begann jene grausame Verheerung der Pfalz, welche den Franzosen in den Annalen der Geschichte einen Platz neben den Vandalen eingebracht hat. „Brûlez le Palatinat!" war die Ordre Ludwigs, und sein gehorsamer Feldherr ließ keine Abscheulichkeit unversucht, um dem Gebot seines allmächtigen Königs nachzukommen und die Pfalz systematisch zu verzehren. Die Städte am Neckar gingen in Flammen auf, das schöne Heidelberger Schloß wurde in die Luft gesprengt, überall herrschte der Tod, Verwüstung, Verderben. Ja man hatte nicht einmal Ehrfurcht vor der Todeshalle der alten deutschen Kaiser, mit ruchloser Hand öffnete man die Königsgräber in Speier und streute die Asche in die Winde hinaus. Wie mußte das Alles Charlottes Herz erschüttern, sie, die mit so inniger Liebe ihr Vaterland umfing, die in fernem Lande so gern ihrer schönen Heimat gedachte. Dazu kam noch, daß man ihren Namen mißbrauchte, um die Pfalz zu verwüsten. Charlotte täuschte sich nicht in ihrer Ansicht über die Politik Ludwigs, sie wußte wohl, daß ihr Name nur der Deckmantel war, unter dem der König seiner Selbstsucht und Eitelkeit fröhnte. Und diese ihre Meinung verleugnete sie am Hofe keineswegs. Einst sagte zu ihr der Herzog von Montausier: „Madame, der Dauphin ist Ihr Ritter und wird Ihnen Ihr Gut und Land erobern. Sie schwieg auf diese Worte, und als der Herzog bemerkte: „Es scheint, Madame, daß Sie sehr kalt aufnehmen, was ich Ihnen sage", versetzte Charlotte: „Es ist wahr, daß ich Ihre Worte kalt aufnehme, weil Sie von einer Sache reden, von der ich am liebsten nichts vernehmen möchte. Denn ich sehe nicht ein, welch großer Nutzen

mich daraus erwächst, daß mein Name zum Verderben meines Vaters dient, und weit entfernt, darüber Freude zu empfinden, betrübt mich sehr. Ich besitze nicht die Kunst der Verstellung, aber ich verstehe zu schweigen. Wenn man also nicht will, daß ich sage, was ich denke, lasse man mich schweigen. Die Antwort der Herzogin wurde dem König überbracht und von diesem sehr mißliebig aufgenommen; seit dieser Zeit trat eine ernste Verstimmung in den Verkehr zwischen Ludwig und seiner Schwägerin ein. Charlotte aber konnte sich nimmer trösten, daß man mit ihrem Namen ein so frivoles Spiel getrieben. „Was mich schmerzt", schreibt sie an ihre Tante, „ist, daß man die armen Pfälzer in meinem Namen betrogen, daß die armen unschuldigen Leute aus Liebe zu unserm jungen Herrn Vater, dem Kurfürsten, gemeint, sie könnten nicht besser thun als sich willig ergeben, und daß sie mein sein würden und glücklicher leben als unter dem jetzigen Kurfürsten, weil ich noch von ihrer jüngsten Herren Geblüt bin, und daß sie sich nicht allein in dieser ihrer Hoffnung betrogen finden und ihre Liebe sehr übel vergolten sehen, sondern daß sie in ein ewiges Elend dadurch gerathen sind. Das schmerzt mich, daß ich es nicht verdauen kann." Als Charlotte von den Vorbereitungen zur Beschießung Mannheims hörte, das ihr Vater hatte bauen lassen, da ging ihr diese Nachricht wie ein schneidiges Schwert durch das Herz. Flehentlich bat sie den König um Schonung Mannheims und Heidelbergs, aber dieser wies ihre Bitten kalt zurück. Damals schrieb sie in ihrem bittern Herzeleid folgende rührende Stelle: „Wollte man mir das Leben darüber nehmen wollen, so kann ich doch nicht lassen zu bedauern und beweinen, daß ich so zu sagen meines Vaterlandes Untergang bin und überdies alle meines seligen Herrn Vaters, des Kurfürsten, Sorge und Mühe auf einmal so über einen Haufen geworfen zu sehen. Alle Nacht deucht mir, ich sei zu Heidelberg oder zu Mannheim und sehe all die Verwüstung und dann fahre ich im Schlafe auf und kann in zwei ganzen Stunden nicht wieder einschlafen; dann es kommt mir in den Sinn, wie Alles zu meiner Zeit war, in welchem Zustand es nun ist, in welchem Zustand ich selber bin, und dann kann ich mich des Flennens nicht enthalten." Wie Charlotte an ihrer geliebten Pfalz, so hingen aber auch die treuen Pfälzer an der Herzogin. Kam ein Franzose nach Heidelberg, so liefen die Leute haufenweise zu ihm, um sich nach der geliebten Fürstentochter im fremden Lande zu erkundigen, und weinten heiße Thränen über das harte Schicksal der Prinzessin.

Auch in ihrer eigenen Familie erfuhr Charlotte viel Herzeleid. Sie schenkte ihrem Gatten innerhalb der ersten fünf Jahre ihrer Ehe drei Kinder, eine Tochter, nach der Mutter Elisabeth Charlotte getauft, und zwei Söhne, von denen jedoch der älteste früh verstarb. Die Erziehung ihrer Kinder war für Charlotte eine trostreiche Beschäftigung, der sie nicht gering von ihrer mütterlichen Pflicht und betrachtete es als ihre hauptsächlichste Sorge, die Herzen ihrer Kinder von der Sittenverderbniß des damaligen Hoflebens rein zu erhalten, eine Aufgabe, bei der sie oft mit ihrem Gatten in einen scharfen Conflict gerieth. Wenn ihr dieselbe nicht vollkommen gelang und im Gegentheil ihr Sohn Philipp, der nachmalige Prinzregent von Frankreich, an die lasterhaftesten der römischen Imperatoren erinnert, so war das nicht die Schuld der hohen Frau. Sie hat Alles gethan, was sie vermochte, die

Samenkörner edler Thaten in die Bruſt ihres Sohnes zu legen, ſie war raſtlos beſchäftigt, in ihm einen Fürſten heranzubilden, der ſeinen Unterthanen zum Heil und Segen gereichen und ſeinen Zeitgenoſſen als ein Vorbild von Herrſchertugend hervorleuchten ſollte, nichts hat ſie unverſucht gelaſſen, um die guten Eigenſchaften, welche in dem kindlichen Gemüth ſchlummerten, zu wecken und zu pflegen. Leider aber überwucherten bald niedrige Neigungen die edlen Regungen ſeiner Seele, und das war ein Werk des Lehrmeiſters ſeiner Jugend. Der Herzog von Orleans verfuhr bei der Auswahl der Erzieher Philipps mit einem grenzenloſen Leichtſinn, ja er wagte es, jenen Marquis d'Effiat, den erbittertſten Gegner Charlottes, zum Leiter der Jugend des Prinzen zu beſtimmen. Einen ſolchen Erzieher wies freilich die Herzogin mit Entrüſtung zurück, ſie ſchauderte vor dem Gedanken, daß die Erziehung ihres Sohnes dem Oberſtallmeiſter ihres Gatten anvertraut werden könne, einem Menſchen, der an Zügelloſigkeit keinem ſeiner Zeitgenoſſen nachſtand. Aber der Herzog beſtand hartnäckig auf ſeinem Vorhaben, und als ſogar die allmächtige Frau von Maintenon ihre Stimme für den Marquis in die Wagſchale warf, da mochte wohl Charlotte an dem Gelingen ihres Widerſtrebens verzweifeln. Aber gerade dieſe Verzweiflung ſtählte ihren Muth, ſie ſetzte den Kampf mit einer Unerſchrockenheit und Thatkräftigkeit fort, welche geradezu heroiſch zu nennen ſind. Mit blutendem Herzen, aber auch mit einer Mutterliebe, welche alle Schranken durchbricht, vertheidigte ſie ihren Sohn vor der Erziehung eines d'Effiat, und der Sieg war ſchließlich doch auf ihrer Seite. Freilich war der Erfolg nur ein augenblicklicher. Man zog zwar die Wahl des Marquis zurück und beſtimmte einen Mann von reinen Sitten, St. Laurent, zum Erzieher des jungen Prinzen. Dieſer verſtarb jedoch nach zwei Jahren und in ſeine Stellung rückte der Abbé Dubois, ein Prieſter von der niedrigſten Geſinnung und roheſten Herzensbildung, dem es gelang, das empfängliche Gemüth ſeines Schülers ſyſtematiſch zu verderben.

Bald ſollten neue Sorgen das Herz der deutſchen Frau umdüſtern, abermals galt es einen Kampf der Mutterliebe mit mächtigen Cabalen und in dieſem unterlag die Herzogin. Ludwig XIV. hatte den Plan gefaßt, zwei ſeiner natürlichen, wenn auch legitimirten Descendenten, welche die Frucht ſeines Verhältniſſes mit der Frau von Montespan waren, mit den beiden Kindern ſeiner Schwägerin zu vermälen. Der Herzog von Maine ſollte Eliſabeth Charlotte, die Tochter Madames, und Philipp das Fräulein von Blois heirathen. Der Gedanke ging von Frau von Maintenon aus, welche die Kinder der Montespan erzogen hatte. Als man Charlotte dieſen Plan mittheilte, wurde ſie mit tiefem Schmerz erfüllt; ſie widerſtrebte dieſer Verbindung nicht nur aus ihrer natürlichen Abneigung gegen Mesalliancen, ſondern vor Allem, weil ſie der Ueberzeugung lebte, daß die beabſichtigte Heirath niemals zu einem glücklichen Ziele führen könne. Aber ihr Widerſtand gegen die Abſichten des Königs war vergebens, umſonſt auch die Ermahnungen, die ſie ihrem Sohn zu Theil werden ließ. Das Fräulein von Blois wurde im Jahre 1691 die Gemalin Philipps und damit Herzogin von Chartres. Da brauſte der Zorn im Herzen der armen Mutter mächtig auf, ungeſtüm erhob ſich ihr ganzer Stolz und Charlotte vergaß ſich ſoweit, daß ſie am Tage nach der Verlobungs- der Angeſichts des ganzen Hofes ihrem Sohn in der Galerie von Ver-

failles eine kräftige Ohrfeige gab. Die Verbindung des Herzogs von Maine mit Charlottes Tochter wurde zu großer Freude der Mutter vereitelt. Der Herzog heirathete im Jahre 1692 eine Tochter des Prinzen von Condé und so war diese Sorge der ängstlichen Mutter mit einem Mal vom Herzen genommen. Der Plan Ludwigs war an dem allgemeinen Widerwillen des Volkes gescheidert, welches sich offen gegen Frau von Maintenon als die Anstifterin dieser Absicht erklärte. Die junge Elisabeth Charlotte, in Allem ein Ebenbild ihrer edlen Mutter, wurde im Jahre 1698 mit dem Herzog Karl Leopold von Lothringen vermält. Ihr ältester Sohn war der nachmalige deutsche Kaiser Franz I., der Gemal der bekannten Maria Theresia, aus welcher Verbindung die unglückliche Gattin Ludwigs XVI. stammt, Maria Antoinette, die in Frankreich noch weit größere Schmerzen zu erdulden hatte, als ihre Urgroßmutter, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans.

Durch den Widerstand Charlottes gegen seinen Lieblingswunsch hatte sich der König mehr als in seiner Vaterliebe in seiner Eitelkeit gekränkt gefühlt. Ludwig wollte, daß Alles, was vom Königsthum herrührte, einen gewissen Nimbus der Göttlichkeit ausstrahle, die vornehmsten Namen Frankreichs sollten von dem Glanz der königlichen Majestät verdunkelt werden. Charlotte aber konnte sich diesen Anschauungen nicht bequemen, sie sah in den natürlichen Kindern des Königs eben nur, was sie waren, Bastarde. So kam es, daß das Verhältniß der Herzogin zu Ludwig ein wenig erquickliches wurde. Das Zimmer des Königs war von dieser Zeit an für Madame ein sanctum sanctorum, wo so gewöhnliche Sterbliche wie sie nicht erscheinen konnten, wie sich Charlotte in ihren Briefen ausdrückt. Einen intimen Verkehr mit ihrer Schwiegertochter verschmähte sie, beide Frauen begegneten sich nur in förmlicher Hofetiquette, ein wahres Freundschaftsband hat sie nie umschlungen. Auch der Herzog von Orleans entfernte sich immer weiter von seiner Gattin, da er sie in der Ungnade seines königlichen Bruders wußte. So ging Charlotte einsam für sich hin, ganze Tage lang war sie allein auf ihrem Zimmer und vertrieb sich die Zeit mit Lesen und Schreiben. Inmitten der rauschenden Geselligkeit des Hoflebens fühlte sie sich eine Einsiedlerin, fast von allen Menschen verlassen, lebte sie in einer klösterlichen Abgeschiedenheit. Dies dauerte bis 1701, dem Todesjahr ihres Gatten. Im Juni wurde Monsieur beim Nachtessen von einer plötzlichen Krankheit befallen und schon am nächsten Tag war er ein stiller Mann. Charlotte, welche die Nacht an seinem Bett gewacht hatte, mußte ohnmächtig auf ihr Zimmer getragen werden. Sogleich besuchte der König in Begleitung der Frau von Maintenon die Herzogin, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und ihr Trost zuzusprechen. Gegen Mittag verschied der Herzog. Noch an demselben Tage erinnerte Frau von Maintenon die arme Wittwe, es sei jetzt die beste Zeit zur Versöhnung mit dem König. Charlotte ergriff die Gelegenheit, der Frau von Maintenon ihre Freundschaft anzutragen. Sie gestand ihr, daß sie ihr feindlich gesinnt gewesen sei, weil sie geglaubt, durch sie die Gunst des Königs verloren zu haben. Frau von Maintenon versicherte sie ihrer aufrichtigen Zuneigung und der Bund der beiden Frauen wurde durch eine herzliche Umarmung besiegelt. Darauf befragte Charlotte die Maintenon, auf welchem Wege sie sich wieder in die Gnade des Königs

setzen könne, und diese von der Herzogin von Orleans in den meisten Beziehungen so falsch beurtheilte Frau ertheilte ihr den Rath, sich dem König gegenüber offen über die Gründe ihrer Feindschaft mit der Maintenon und ihm selbst auszusprechen. Charlotte befolgte den Rath der Frau von Maintenon und theilte dem König rückhaltslos die Motive ihres Benehmens mit. Ludwig empfing seine Schwägerin mit herzlicher Höflichkeit, umarmte sie auf ihr offenes Geständniß hin und bat sie, das Vergangene zu vergessen. Seit dieser Zeit gestaltete sich der Verkehr zwischen Beiden wieder wie in den ersten Jahren des Aufenthalts Charlottes am französischen Hofe. Gegenseitige Hochachtung und freundliche Werthschätzung verbanden beide zu einem innigen Freundschaftsverhältniß. Charlotte verließ ihr einsames Stillleben und war fortan in den Gesellschaftskreisen des Königs wieder ein gern gesehener Gast.

Durch fortgesetzte Unglücksfälle in seiner Familie tief gebeugt, alterte der König zusehens, bis im Jahre 1715 auch seine Todesstunde herannahte. Als er sein Ende fühlte, ließ er nach Empfang der letzten Weihen Charlotte an sein Sterbelager herantreten und sagte ihr mit herzlichen Worten Lebewohl für diese Welt. Er versicherte Madame, sie immer geliebt zu haben, und bat sie um ein freundliches Andenken über seinen Tod hinaus. Dann gab er ihr seinen Segen und wünschte ihr ein glückliches Leben. Charlotte fiel auf die Knie, ergriff seine Hand und drückte einen heißen Kuß darauf, während der König sie zum letzten Mal umarmte. Darauf richtete Ludwig seine Worte an die übrigen Prinzessinnen, die um ihn standen, und empfahl ihnen Einigkeit und Verträglichkeit. Charlotte, welche glaubte, der König habe zu ihr gesprochen, versprach ihm Gehorsam in allen seinen Wünschen. Da wandte sich der König zu Madame, lachte und sprach: „Ich sage dies nicht zu Ihnen, ich weiß, daß Sie es nicht von Nöthen haben und zu verständig sind. Ich sage es zu den anderen Prinzessinnen.“ Der König blieb standhaft bis zum letzten Augenblick. Zur Frau von Maintenon sagte er unter Lachen: „Ich meinte, Sterben wäre schwerer als es ist. Ich versichere, daß es gar keine große Sache ist, es kommt mir gar nicht schwer vor.“ Darauf betete er zu Gott, sprach das Vaterunser und empfahl sich der göttlichen Gnade. Am 1. September um halb neun Uhr morgens hauchte er seine Seele aus. Charlotte hat ihm immer eine dankbare Erinnerung bewahrt.

Nach dem Tode Ludwigs XIV. übernahm Charlottes Sohn, der Herzog Philipp von Orleans, für den unmündigen Ludwig XV. die Regentschaft. Es begann jetzt eine Sittenlosigkeit am französischen Hofe, wie sie schlimmer nie geherrscht hat. Offen, mit dreister Schamlosigkeit trug man die empörendsten Laster zur Schau, während Ludwig XIV. doch wenigstens den Schein zu wahren verstanden hatte. Philipp von Orleans war der Tollste in diesen Bacchanalien zügellosester Sinnlichkeit, er beging Ausschweifungen, vor denen die Muse der Geschichte schaudernd erröthen muß. Wohl nie ist ein lasterhafterer Sohn von einer tugendhafteren Mutter geboren worden. An Philipp zeigt sich so recht die Macht einer falschen Erziehung. Er besaß Talente seltener Art und trug in seiner Jugend allem Guten und Schönen ein empfängliches Herz entgegen. Aber sein Erzieher Dubois hatte diese edlen Keime im jungen Wachsthum erstickt, mit seiner Philosophie des Genusses um-

spann er die Seele des jungen Prinzen und bildete ihn so zum „Virtuosen der Lasterhaftigkeit.“ Unter der Leitung des ehrgeizigen und gewissenlosen Priesters lernte Philipp dem Sinnengenuß nachjagen, die Tugend verachten, Gott lästern. Und Charlotte konnte diesem Treiben nicht steuern; ohne Macht, ihren Sohn vor dem Verderben zu schützen, sah sie ihn immer tiefer in den Abgrund gemeinster Vergnügungen versinken. In ihrem hohem Alter mochte sich Charlottewohl nach einem stillen Tode sehnen. Fast alle die Lieben hatte sie sterben sehen, fremd und einsam stand sie der neuen Zeit gegenüber. Ja, es war ihr auch nicht das Leid erspart worden, ihre geliebte Tante, die Kurfürstin von Hannover verlieren zu müssen. Aber sie war noch längst nicht an der Grenze ihres Lebens angelangt, erst im Jahre 1722 wurde sie von all den irdischen Sorgen und Bedrängnissen erlöst. Im Gefühl des heranmahenden Todes wünschte sie noch einmal ihre Tochter, die Herzogin von Lothringen, und ihre Enkel zu sehen. Sie reiste daher im October des Jahres 1722 zu der Krönungsfeier Ludwigs XV. nach Rheims, wo sie mit ihrer Tochter und deren Gatten zusammentraf. Es mag ein schmerzlicher Abschied gewesen sein, den die greise Herzogin von ihren Lieben nahm, denn schon hörte Charlotte über sich den Flügelschlag des Todes. Sie kehrte schwer krank nach St. Cloud zurück und verschied dort am 9. December 1722. Ihre sterblichen Ueberreste wurden nach ihrem Wunsche prunklos nach St. Denis übergeführt. Dort ruht Charlotte von Orleans.

Die Herzogin ist in neuester Zeit zur Heldin eines Dramas erhoben worden. Paul Heyse hat in seinem Schauspiel „Elisabeth Charlotte“ den Charakter der hohen Frau streng nach der geschichtlichen Wahrheit geschildert. Die Handlung des Stückes bilden die Intriguen Lorraines gegen die Fürstin und die Bemühungen Charlottes, ihrer vielgeliebten Pfalz den Frieden zurückzugeben, eine Concentration, welche der Dichter der dramatischen Oekonomie gemäß mit dem Stoffe vornahm. Aber Elisabeth Charlotte von Orleans hat nicht den großen Faltenwurf einer dramatischen Heldin; ihr Leben war ein stiller innerlicher Kampf, ein Leben der Passion, das in der Beleuchtung des grellen Bühnenlichtes verliert. Freilich ist dieser Kampf nicht weniger bewunderungswürdig als der vieler Frauen, welchen Melpomene ein ewiges Leben im Angedenken der Menschen gesichert hat. Aber auch Charlotte wird ewig in der Menschen Erinnerung stehen, in freundlichem Gedenken wird Deutschland die hohe Frau zu feiern nimmer vergessen. Ueber vergangene Tage winkt sie herüber zu uns als eine wackere Kämpferin um die Ehre des Vaterlandes.

spann er die Seele des jungen Prinzen
sen der Lasterhaftigkeit." Unter
wissenlosen Priesters lern
Tugend verachten,
nicht steuern
sah sie

Ein Goldgräberzug in den Rocky Mountains.

Ein Kapitel über Bier- und Weinverfälschung.

Von **Gustav Heyer.**

Die ältesten der Getränke, die wir als berauschende zu bezeichnen pflegen, sind das Bier und der Wein. Die Kunst des Brauens reicht wie die der Weinbereitung bis in die älteste Zeit hinauf. Während sich jedoch der Wein eine mehr internationale Bedeutung errungen hat, ist sein Brudergetränk, das Bier, ein specifisch germanisches Nationalgetränk geworden. Es dürfte daher von allgemeinerm Interesse sein, wenn wir einige Streiflichter auf die Fälschungen werfen, welchen unsere beiden guten Bekannten leider unterliegen.

Das Bier soll zuerst von den Egyptern aus Gerste bereitet worden sein. Wir finden es dann bei den Griechen und Römern wieder, die ein Gersten- und ein Weizenbier fabricirten und es kann uns kaum Wunder nehmen, wenn Tacitus auch von den Deutschen berichtet, daß sie ein ähnliches Getränk brauten.

Beide, der Wein und das Bier, haben mannigfache Aehnlichkeiten und Berührungspunkte. Beide sind, wie bekannt, alkoholhaltige, durch Gährung erzeugte Flüssigkeiten, welche extractartige Stoffe, verschiedene Salze, so wie unzersetzten Zucker in Lösung halten. Sie unterscheiden sich dadurch, daß der Wein bereits völlig ausgegohren hat, das Bier jedoch sich noch in langsamer, sogenannter „stiller" Gährung befindet und deshalb einen größeren Kohlensäuregehalt als ersterer aufweist. Während der Wein ferner sein Aroma von der Natur als Mitgift erhalten, wird dem Bier erst ein solches durch die Kunst ertheilt. Jedermann weiß, daß der Hopfen die Ursache des Bierparfums so wie des eigenthümlichen angenehmen Bitterstoffs ist.

Die Aromatisirung der Biere datirt indessen erst vom neunten Jahrhundert an. In England wurde die Verwendung des Hopfens, welchen man als einen gesundheitsschädlichen Stoff verdammte, sogar erst im fünfzehnten Jahrhundert erlaubt.

Wie die Klöster in früheren Zeiten wegen ihres alten hochblumigen Weines bekannt waren, so brauten dieselben im Mittelalter auch die besten Biere, welche je nach ihrer Qualität als „Pater-" oder „Conventbier" bezeichnet wurden.

Aber erst im letzten Jahrhundert und speciell in den jüngsten Decennien hat das Bier selbst im Norden Deutschlands den ausgedehntesten Eingang gefunden und angefangen, den billigern Branntwein auch in den unteren Schichten der Bevölkerung zu verdrängen. Der Grund davon ist in der Verbreitung der dem Bayerlande entstammenden Kunst, aus wenig Malz ein erfrischendes, angenehm schmeckendes Bier herzustellen, zu suchen.

Die für die Bereitung guten Bieres durchaus nothwendigen Bedingungen sind vorzugsweise in der Anwendung besten Malzes und bestens Hopfens zu finden. Während sich z. B. aus schlechten Kartoffeln zwar wenig, aber immerhin guter Branntwein, aus geringen Rüben

brauchbarer Zucker darstellen läßt, ist von schlechten Braumaterialien auch nicht ein Schoppen besseres Bier zu erzielen.

Nichtsdestoweniger ist man durch den immer größer werdenden Consum seit lange versucht worden, auf Surrogate zu sinnen, welche den theuren Hopfen und zum Theil auch das Malz ersetzen sollten. Aber alle diese Stoffe stehen zum dem aromatischen, angenehm bittern Hopfen im Verhältniß der Cichorie zum Kaffee. Die plumpen Verfälschungen, welche man in früheren Jahren anwandte oder angewendet haben soll, als Quassia, Porst (**Ledum palustre**) oder gar Nux vomica und Kockelskörner, sind heute fast in Vergessenheit gerathen. Diese Vegetabilien, welche mehr oder minder schädliche Substanzen enthalten, z. B. die Kockelskörner, das Pikrotoxin, die Nux vomica, das furchtbar giftige Strychnin, den bittersten Stoff, welchen die chemische Wissenschaft kennt, sollten durch das ihnen innewohnende bittere Princip das Hopfenbier ersetzen. Aber die Zunge verräth ihre Gegenwart sofort und unausbleiblichen Folgen vom Genuß solcher Biere würde den Brauern selbst bald den größten Schaden thun.

Ueberhaupt beruht der Glaube an derartige Zusätze auf Einbildung. Wir wollen zugeben, daß hier und da ähnliche Versuche gemacht, aber gewiß sehr bald wieder aufgegeben worden sind und müssen uns im Weitern zu der Ansicht des Professor Otto bekennen, dessen Worte über diesen Gegenstand wir hiermit folgen lassen: „Den giftigen Substanzen im Bier geht es wie den Gespenstern, man redet davon und Niemand hat sie gesehen. Was in aller Welt soll den Brauer veranlassen, sein Bier betäubend zu machen! Würde er von seinem eigenen Bier trinken, wenn er demselben schädliche Stoffe zusetzte! und wäre er nicht in die Hände seiner Arbeiter geliefert! Man sagt, daß in England der Zusatz von betäubenden Substanzen zum Biere nach dem großartigsten Maßstabe stattfinde; Graham, mit welchem ich noch kürzlich darüber verkehrt, findet das Gerede absurd. In München wie an anderen Orten hört man das Geschwätz, daß das Bier von diesem oder jenem Brauer Kopfschmerz verursache und doch trinken es die Stammgäste täglich."

Der in jüngster Zeit verstorbene Professor Graham und der jetzt in Berlin docirende gefeierte Professor Hoffmann untersuchten vor Jahren auf Veranlassung der englischen Regierung verschiedene großbritannische Biere auf Strychnin, erhielten jedoch negative Resultate.

Einen Beitrag zur Bierverfälschung in dieser Richtung können wir jedoch durch das Factum beibringen, daß eine süddeutsche chemische Fabrik bedeutende Quantitäten von Salicin an Brauereien abliefert. Diese Substanz, das bittere Princip der Weidenrinde, wurde früher in der Medicin gegen Wechselfieber angewandt und ist nicht eigentlich als schädlicher Stoff zu bezeichnen.

Die Verfälschungen des Bieres, wenn man will, hat man weniger in dem Zusatz giftiger Substanzen zu suchen, als vielmehr darin, daß die Braukunst heute, wie schon angedeutet, aus möglichst wenig Malz ein großes Quantum von Bier zu erzielen sucht. Die größere Concurrenz, der erhöhte Arbeitslohn, die Sucht reich zu werden, so wie endlich der Geschmack des Tages, welcher ein Getränk, von dem man möglichst viel consumiren kann, verlangt, sind die hauptsächlichsten Motive für das Product des heutigen Brauprocesses. Man verlangt im Allgemei-

nen ein leichtes (alkoholarmes), aber erfrischendes Bier. Nur der Norden erheischt es stärker. Um den Ansprüchen des Publikums und denen des eigenen Geldbeutels gerecht zu werden, sucht der Brauer an Malz zu sparen und dieses, wie häufig in Norddeutschland, theilweise durch Kartoffelstärke zu ersetzen. Die Stärke- und Stärkezuckerfabriken, welche in den letzten Jahren überall aus dem Boden gewachsen sind, arbeiten hauptsächlich für die Bier- und Weinproducenten. Ein Zusatz von Syrup, um dem Bier schöne Farbe und Glanz zu geben, das Färben mit gebranntem Zucker (Caroamel) ist in Süddeutschland und auch anderswo ziemlich gebräuchlich. In Belgien setzt man sogar, um eine dunklere Farbe zu erzielen, der Würze Aetzkalk zu. Das Zugeben von Stärkezucker und Glycerin zu den Bieren, um sie süßer und substanziöser zu machen, ist bereits etwas Gewöhnliches geworden.

Den Hopfen sucht man theilweise mit den Blüten der römischen Kamille zu substituiren, ferner finden hier und da Zusätze von Coriander, Paradieskörner, Kochsalz behufs Aromatisirung und Geschmacksaufbesserung Verwendung. Im Allgemeinen enthalten alle diese Stoffe, zumal ihre Menge gering ist, nichts direct Schädliches.

Das Bier ist, wie oben erwähnt, ein in stiller Nachgährung befindliches Getränk. Sobald diese beendet ist, sobald die Entwickelung von Kohlensäure aufhört, wird dasselbe schaal und sauer. Die meisten der gewöhnlichen Tagesbiere sind sogenannte „untergährige", d. h. Biere, welche durch langsame Gährung mit Hilfe von guten Kellern und von Eis bereitet wurden.

Die Methode des Brennens mittels „Obergährung" ist eine viel schneller und kräftiger von statten gehende, welche besonders bei Porter, so wie bei Bieren aus sehr stark gedörrtem Malze Anwendung findet. Viele der sogenannten Localbiere, welche gleich nach der Bereitung getrunken werden, sind obergährige. Diese Gährung findet bei höheren Temperaturen als die der untergährigen Biere statt. Die meisten der böhmischen Biere sind auf Obergährung gebraut, ebenso die in Norddeutschland beliebten Doppel- und Märzbiere.

Als Maßstab für die Güte der Biere betrachtet man herkömmlich den Gehalt von Alkohol, Extractivstoffen und Kohlensäure. Jedes Bier enthält außer dem Wasser: Alkohol, freie Kohlensäure, etwas Zucker, Glycerin, Dextrin, Salze, namentlich Phosphate und die Bestandtheile des Hopfens als: ätherisches Oel, Hopfenbitter, Harz, Gerbstoff, Gummi ꝛc. Da diese Substanzen jedoch nur in minimalen Dosen darin gelöst sind, besonders was die stickstoffhaltigen, für die Blutbildung erforderlichen Materien anbelangt, so ist der Nährwerth des Gerstensaftes etwa gleich Null. Wenn man nichtsdestoweniger von dem Bier als von einem rkenden Getränk spricht und als Beispiel dafür das Embonpoint von erwirthen oder die herkulische Kraft der Münchener Brauknechte anrt, so hat dieses seine natürliche Ursache darin, daß der Bitterstoff s Hopfens den Magen reizt, die Eßlust vermehrt und darum Bierrthe wie Brauknechte und andere Sterbliche einen entsprechenden Appe- entwickeln.

Bei gesunder Constitution, bei kräftiger Nahrung und der erforder- ien Körperbewegung wird der Genuß guten Bieres entschieden unserm

Wohlbefinden förderlich sein. Darüber sind Ungelehrte wie Gelehrte mit Recht einig.

Die Zahl der Biere ist bereits wie die der Weine Legionen. Jede Stadt und jedes Städtchen braut seine Specialbiere und jeder Brauer glaubt, wenn nicht das beste, so doch ein ausgezeichnetes Bier zu liefern. Ganz so wie bei den Weinproducenten. Die Fabrikation der Weine beginnt mit jedem Jahrzehnt mehr den Charakter des „Brauens" anzunehmen. Die Kunst des Fälschens, der wir auch hier einige Worte widmen wollen, ist bei der Weinbereitung in viel höherm Grade entwickelt. Ob ein Bier gut oder schlecht ist, das schmeckt selbst die ungeübte Zunge, wenn ein solches Ding noch bei uns Deutschen möglich wäre; ob jedoch ein Wein Kunstproduct oder Naturwein ist, darüber sind schon Autoritäten sowie Feinschmecker in ergötzlichster Weise ins Unklare gerathen.

Wir wollen noch ganz absehen von dem heutzutage allgemeine Anwendung findenden Zusatz von Stärkezucker und Wasser zum Most und der dadurch erzielten Vermehrung des Weines, wir wollen ferner das massenhaft verwandte, den Rebensaft vollmündiger machende Glycerin ebenfalls zu den Verbesserungen rechnen, wir wollen endlich die künstliche Färbung der Rothweine durch Heidelbeeren, rothe Rüben, Hollunderbeeren, Malvenblüten ꝛc. als unschuldige Zusätze gelten lassen und nur die directen groben Fälschungen einigermaßen beleuchten.

„Der Wein wächst im Keller", die Wahrheit dieses guten alten Spruches bestätigt sich mit jedem jungen Jahre mehr. Wir übertreiben nicht, wenn wir behaupten, daß unter hundert in Norddeutschland vorkommenden geringeren Weinen sich kaum zwanzig befinden, in denen wirklich ein Tropfen wahren Weines enthalten ist.

Wie es in der Natur der Sache liegt, wird in den Landstrichen, wo kein Wein wächst, am meisten gefälscht. Nächst der künstlichen Herstellung der rothen französischen Weine macht sich die Fabrikation der Ungarweine so wie des Madeira, des Portweins, des Sherry, des Malaga, des Lacrimae Christi u. a. breit. Die Keller vieler Weinproducenten sind eben chemische Laboratorien, und es wird den einigermaßen Eingeweihten nicht befremden, wenn er erfährt, daß z. B. Madeira, Sherry und Portwein im Handel gar nicht anders als künstlich zubereitet vorkommen. Wir können nicht umhin, einige solcher vielfach in Anwendung kommenden „Kellergeheimnisse" mitzutheilen:

Recept zur Fabrikation von Madeira: Weißer Wein 109 Liter, Colonialzucker 6 Pfund, gelber Honig 6 Pfund, Branntwein (58°) $8_{,5}$ Liter, Hopfenblüte $8_{,7}$—$17_{,5}$ Gramm.

Recept zu Sherry: Starker Weißwein 100 Liter, weingeistiger Auszug aus grünen Wallnüssen $2_{,8}$ Liter, weingeistiger Auszug aus gerösteten bitteren Mandeln $2_{,8}$ Liter, weingeistiger Auszug von reifen, weißen Himbeeren $1_{,4}$ Liter, weißer Candiszucker 4 Pfund, Branntwein (58°) 14 Liter.

Mögen diese „Recepte" als Beispiele genügen!

Wir finden in den Annalen der Weinbereitungskunde allerliebste Anweisungen zur Herstellung von „Wein" aus Kartoffelstärke, Vorschriften, deren sich kein Chemiker zu schämen braucht.

Die viel besungene, von unseren Dichtern vergötterte „Blume" verleiht man ganz ingeniös durch allerhand aromatische Stoffe als: Bitter-

mandelöl, Waldmeister, Hollunderblüten, Salbei, Ingwer, Citrone, Muskatenblüte, Essigäther, Salpeteräther und weiß der Himmel womit noch.

Wir Deutschen thun wohl daran, unser Bier in Ehren zu halten. Möge der Gerstensaft, das alte liebe Naß, welches die Freude unserer fidelen studentischen Commerse nährt, möge es nur immerhin unser fernerer treuer Freund nach des Tages Mühen bleiben! Wir erwählen damit wahrlich den bessern Theil wie Maria, und der soll nicht von uns genommen werden.

Der Mutter Geleitwort.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Ich hab' es stets zurückgedrängt
Und nie zu dir davon gesprochen,
Was doch in diesen letzten Wochen
Die Brust mir schmerzlich eingeengt
Und bangen Schlags mein Herz ließ pochen.

Nun ist es da: du ziehest fort,
Ziehst in die Welt hinaus, die kalte,
Und wie ich Deine Hand jetzt halte
Drängt auf die Lippe sich das Wort:
Daß über dir ein Engel walte!

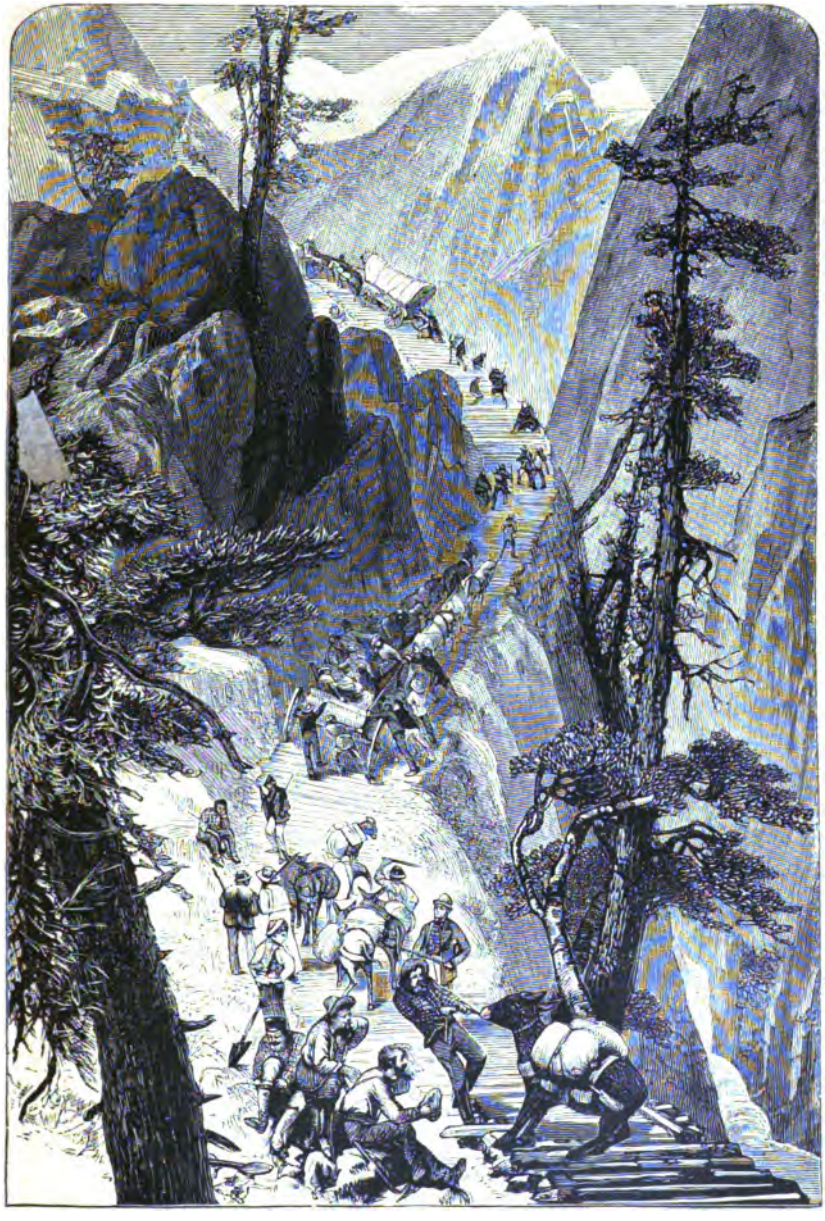
Ja, du bist brav! Das weiß ich längst,
Mein gutes Kind warst du ja immer!
O bleib' es auch! Daß an den Schimmer
Der Welt du nicht dein Herze hängst,
Der unserm Frieden frommet nimmer.

Und du bist schön! Das werden dir
In Zukunft noch gar Viele sagen;
Ich aber sprech' es aus mit Zagen,
Und wie du blühend stehst vor mir
Durchziehn mein Herze bange Fragen.

Denn du bist jung! Vergiß es nicht:
Es mahnt von Gottes Huldgeschenken
Am meisten Schönheit dich, zu denken:
Bleib brav, daß du dein Angesicht
Nie vor der Mutter brauchst zu senken!

Gieb mir die Hand darauf, mein Kind!
Die mir aus schwerem Herzen kamen,
Zu meinen Bitten sag' dein Amen!
Die Thrän' aus meinem Auge rinnt —
Mein Kind, zieh' hin in Gottes Namen!

Emil Heinicke.



Ein Goldgräberzug in den Rocky Mountains.

IV.

Die Liebe ist ein Mysterium.

Eine kleine Freundin drunten im Lande, in Auvergne, sagte eines Tages zu mir: „Victor, die Liebe ist die Welt, sie enthält Alles."

Sie zählte nur sechzehn Jahre, diese Kleine mit dem scharfen Verstand, und war eine wunderschöne Blondine. Ich war ihr Alles.

Fantine war eine von jenen Frauen, welche in der tugendhaftesten und rührendsten Weise Unrecht begehen. Dies ist eine Eigenthümlichkeit französischer Grisetten.

Du bist ein Engländer und verstehst das nicht. Lerne, mein Freund, lerne. Komm nach Paris und verbessere Deine Moral.

Fantine war die Sittsamkeit selber. Sie trug stets hoch am Halse geschlossene Kleide. Hoch am Halse geschlossene Kleider sind ein Zeichen von Sittsamkeit.

Fantine liebte den Thomolyes. Warum? Mein Gott! Was ist da zu machen? Es war die Schuld ihrer Eltern, und sie hatte keine. Wie sollte man sie lehren? Die Eltern muß man lehren, wenn man das Kind erziehen will. Wie soll man tugendhaft werden?

Lehre Deine Großmutter!

V.

Als Thomolyes sie sitzen ließ, was in einer wohlanständigen, liebenswürdigen Weise geschah, gewann Fantine die Ueberzeugung, daß ein strenges Schicklichkeitsgefühl ihren Wandel als unmoralisch ansehen könnte. Sie war ein zartfühlendes Wesen, und man hatte ihr die Augen geöffnet.

Noch war sie tugendhaft, und sie beschloß, die Liaison sofort abzubrechen.

So packte sie Garderobe und Baby in ein Bündel. Kindlich wie sie war, liebte sie beides. Dann verließ sie Paris.

VI.

Fantinens Geburtsort hatte sich verändert.

M. Madeline, ein Engel und Erfinder von Gagat-Arbeiten, hatte die Dorfbohner gelehrt wie man falschen Gagat macht!

Dies ist ein Zeitalter des Fortschrittes. Jene Amerikaner, Kinder des Westens, machen Muskatnüsse aus Holz.

Ich selbst habe in den Wigwams jener Kinder des Waldes Schinken gesehen, die aus Fichtenholz gemacht waren.

Doch die Civilisation hat auch den Betrug gelehrt. Die Gesellschaft ist aus Betrug zusammengesetzt. Selbst die beste französische Gesellschaft.

Und dennoch gab es eine aufrichtige Episode.

Eh?

Die französische Revolution!

VII.

M. Madeline war unbedingt beſſer als Myriel.
M. Myriel war ein heiliger, M. Madeline ein guter Menſch.
M. Myriel war todt. M. Madeline lebte.
Das war der ganze Unterſchied.
M. Madeline machte die Tugend einträglich. Ich habe es geſchrieben geſehen:
„Sei tugendhaft, und Du wirſt glücklich ſein.“
Wo ſah ich dies geſchrieben? In der modernen Bibel? Nein. Im Koran? Nein. Bei Rouſſeau? Nein. Wo denn ſonſt?
In einem Vorſchriftenbuche.

VIII.

M. Madeline war M. le maire.
Das kam ſo.
Lange Zeit lehnte er die Ehre ab. Eines Tages ſagte ein altes Weib, das auf der Treppe ſtand:
„Bah, ein guter Maire iſt etwas Gutes.
Sie ſind etwas Gutes.
Sein Sie ein guter Maire.“
Dies Weib war eine Rhetorin. Sie verſtand es, inductiv zu folgern.

IX.

Ungefähr zur nämlichen Zeit, wo dieſer gute M. Madeline, der, wie der Leſer merken wird, ein ehemaliger Sträfling und ein ſehr ſchlechter Menſch geweſen ſein mußte, den Gerichten als der wirkliche Jean Waljean überlieferte, wurde Fantine aus der Fabrik weggeſchickt und erlitt durch die Geſellſchaft eine Anzahl von Verluſten. Die Geſellſchaft griff ſie an, und hier folgt was ſie verlor:
Zuerſt ihren Liebhaber.
Dann ihr Kind.
Dann ihre Stelle.
Dann ihr Haar.
Dann ihre Zähne.
Dann ihre Freiheit.
Dann ihr Leben.
Was hältſt Du nach all dieſem von der Geſellſchaft? Ich ſage Dir, das gegenwärtige Geſellſchaftsſyſtem iſt ein Humbug.

X.

Dies iſt nothwendigerweiſe das Ende von Fantine.
Es giebt andere Dinge, die in ſpäteren Bänden dargethan werden ollen. Keine Angſt! Es bleiben noch reichlich genug Arme und Elende ibrig.
Au revoir — mein Freund.

Der Unglücklichste.

Ein ernstes Problem. Von Ferd. von Witzleben-Wendelstein.

Vor einiger Zeit las ich in einer deutschen Zeitung, daß in London einige Uebermüthige es durchgesetzt hätten, ein Grab öffnen zu lassen, welches durch einen einfachen Stein geziert, die kurze Inschrift „Der Unglücklichste" führte.

Das Resultat war, daß sie zwar zwei wohl erhaltene Särge, einen gut geschlossenen Zinnsarg und in demselben einen Sarg aus Teakholz, aber ohne irgend einen Inhalt fanden. Dieser Umstand konnte nicht geheim gehalten werden, die Behörde erhielt Kenntniß davon und glaubte, wohl berechtigt dazu, daß irgend ein Verbrechen vorläge. Trotz aller Ermittelungen konnte jedoch nicht festgestellt werden, wer die Hinterbliebenen waren, die damals dieses sonderbare Begräbniß bestellt und vollzogen hatten. Das Einzige, was die Nachforschungen ergaben, war, daß das Grab erst seit dem Jahre 1846 bestand.

Diese kurze Zeitungsnotiz veranlaßte mich zum Nachdenken, und zwar nicht, wer der Unglücklichste sei, der eigentlich der Bewohner dieser öden kalten Wohnung sein sollte, sondern wer wohl würdig sein könnte, eine so vielsagende und erhebende Inschrift zu erhalten und somit der Bewohner dieses zwar öden, kalten, aber friedlichen Heims, welches leerstand, zu werden. Ist doch diese Inschrift so bedeutungsvoll, je nachdem man gestimmt ist, erschütternd oder erfreulich, für Jeden, der in seinem stillen Sinn sich vielleicht heimlich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, daß er der Unglücklichste wäre.

Meine Absicht, dem Leser das Resultat meines Nachdenkens darüber, wer nun eigentlich „der Unglücklichste" sei, mitzutheilen, will ich in ein, vielleicht sonderbar erscheinendes Gewand kleiden. Ich möchte den Leser bitten, mir im Geiste nicht zu dem Grabe im glücklichen Osten zu folgen, sondern zu jenem traurigen Grabe im unglücklichen Westen, um an Ort und Stelle zu vernehmen, wen wir für den Unglücklichsten halten. Ich vermuthe, daß wir den Unglücklichsten dort am ersten finden werden, denn wie die Sehnsucht der Gläubigen hintrachtet nach dem heiligen Grabe, so fühlen sich die Unglücklichen zu jenem leeren hingezogen, u Jeder von ihnen von dem Gedanken erfüllt ist, daß es für ihn stimmt sei.

Treten wir also an das leere Grab und betrachten wir die zahll Menge, die sich bereits, wie ich geahnt, vor uns herangedrängt hat, Alle glaubten, Unglückliche zu sein. Viele sind, die sich berufen glaubt doch nur Wenige sind auserwählt. Zu den Nichtauswählten gehör die Glücklichen und diejenigen, die den Tod fürchten, denn nicht der T

iſt das größte Unglück, ſondern wir kennen ein größeres, das in der Sage des ewigen Juden zu ſuchen iſt, nämlich ſterben zu wollen und nicht ſterben zu können. Wenn dieſe Sage auf Wahrheit beruhte, ſo dürfen wir kein Bedenken tragen, den ewigen Juden für den Unglücklichſten zu erklären. Dann wäre die Sache abgemacht, die Antwort leicht; denn am unglücklichſten wäre der, welcher nicht ſterben könnte, glücklich, der in ſeinem Alter, glücklicher, der in ſeiner Jugend, am glücklichſten der, welcher vor ſeiner Geburt ſtürbe, am allerglücklichſten aber, wer nie geboren wurde. Aber ſo iſt es nicht, der Tod iſt das gemeinſchaftliche Glück aller Menſchen, und inſofern alſo der Unglücklichſte noch nicht gefunden iſt, muß er innerhalb dieſer Begrenzung zu ſuchen ſein.

So eröffnen wir denn eine freie Concurrenz, von welcher Niemand, weß Standes oder Alters er ſei, ausgeſchloſſen ſein ſoll. Ausgeſchloſſen iſt, wie bereits bemerkt, nur der Glückliche und wer den Tod fürchtet, willkommen iſt jedes Mitglied aus der Gemeinde der Unglücklichen, der Ehrenplatz iſt für jeden wirklich Unglücklichen, das Grab für den Unglücklichſten beſtimmt.

In faſt allen philoſophiſchen Schriften Hegels giebt es einen Abſchnitt, der von dem unglücklichen Bewußtſein handelt. Mit Herzklopfen und einer inneren Unruhe geht man immer an das Leſen ſolcher Unterſuchungen, aus Furcht, daß man zu viel oder zu wenig erfahren möge. Das unglückliche Bewußtſein, das iſt ein Wort, das nur zufällig im Lauf der Rede angebracht, jedoch entſchieden ausgeſprochen, wohl geeignet ſcheint, die Seele mit ungeahnten Empfindungen zu erſchüttern. Ach, glücklich, wer mit der Sache nicht mehr zu ſchaffen hat, als einen Paragraph darüber zu ſchreiben; noch glücklicher derjenige, der den folgenden ſchreiben kann. Der Unglücklichſte iſt nun derjenige, der das Ideal, ſeines Lebens Inhalt, die Fülle ſeines Bewußtſeins, ſein eigentliches Weſen auf die eine oder andere Weiſe nicht in, ſondern außer ſich hat. Der Unglücklichſte iſt immer ſich ſelbſt abweſend, nie ſich ſelbſt gegenwärtig. Aber abweſend kann man offenbar nur in der vergangenen oder in der zukünftigen Zeit ſein. Hierdurch iſt das ganze Territorium des unglücklichen Bewußtſeins hinlänglich umfaßt. Der Unglückliche iſt alſo abweſend. Aber abweſend iſt man, wenn man ſich entweder in der vergangenen oder in der zukünftigen Zeit befindet. Der Ausdruck muß hier feſtgehalten werden; denn es iſt offenbar, wie die Sprachkenntniß uns auch lehrt, daß es ein tempus giebt, das in einer vergangenen Zeit, und ein tempus, das in einer zukünftigen Zeit gegenwärtig iſt; aber zugleich lehrt uns dieſe Sprachwiſſenſchaft, daß es ein tempus giebt, welches plus quam perfectum iſt, worin nichts Präſentiſches liegt, und ein futurum exactum von gleicher Beſchaffenheit. Dieſes ſind die hoffenden und die erinnernden Individualitäten. Dieſe ſind freilich in einem gewiſſen Sinne, inſofern ſie nämlich allein hoffende oder allein erinnernde ſind, unglückliche Individualitäten, wenn anders nur die ſich ſelbſt gegenwärtige Individualität die glückliche iſt. Indeſſen kann man doch im ſtrengen Sinne eine Individualität nicht unglücklich nennen, die in Hoffnung oder in Erinnerung gegenwärtig iſt. Wir werden daraus auch erfahren, daß ein Schickſalsſchlag, er möge übrigens ſo hart ſein, wie er wolle, einen Menſchen unmöglich zu dem unglücklichſten machen

kann. Ein Schlag kann ihm nämlich nur entweder die Hoffnung rauben und ihn dadurch in der Erinnerung gegenwärtig machen, oder die Erinnerung und ihn dadurch in der Hoffnung gegenwärtig machen. Wir gehen nun weiter und werden sehen, wie also die unglückliche Individualität näher bestimmt werden muß. Zuerst betrachten wir die hoffende Individualität. Wenn sie nun als hoffende (also insofern unglückliche) Individualität nicht sich selbst gegenwärtig ist, so wird sie im strengern Sinne unglücklich. Ein Individuum, welches ein ewiges Leben hofft, ist wohl in einem gewissen Sinne eine unglückliche Individualität, insofern es dem gegenwärtigen Leben entsagt, ist aber doch nicht im strengeren Sinne unglücklich, weil es in dieser Hoffnung sich selbst gegenwärtig ist, und mit den einzelnen Momenten der Endlichkeit nicht in Streit geräth. Kann es hingegen in der Hoffnung sich nicht gegenwärtig bleiben, sondern verliert seine Hoffnung, hofft wieder und so fort, dann ist es sich selbst abwesend, nicht nur in der gegenwärtigen, sondern auch in der zukünftigen Zeit, dann haben wir eine Form des Unglücklichen. Betrachten wir die erinnernde Individualität, so ist es dasselbe. Kann sie in der vergangenen Zeit sich selbst gegenwärtig bleiben, so ist sie im strengen Sinne nicht unglücklich, aber vermag sie dies nicht, sondern bleibt sich selbst beständig abwesend in einer vergangenen Zeit, so haben wir eine zweite Form des Unglücklichen.

Die Erinnerung ist vorzugsweise das eigentliche Element der Unglücklichen, welches natürlich ist, indem die vergangene Zeit die merkwürdige Eigenschaft hat, daß sie vorüber ist, die zukünftige, daß sie kommen soll, und man daher in einem gewissen Sinne sagen kann, daß die zukünftige Zeit der gegenwärtigen näher liegt, als die vergangene. Damit nun die hoffende Individualität in der zukünftigen Zeit gegenwärtig werden soll, muß diese Realität haben, oder vielmehr, sie muß für sie Realität erhalten können; damit die erinnernde Individualität in der vergangenen Zeit gegenwärtig bleiben soll, muß diese Realität für sie gehabt haben. Aber wenn die hoffende Individualität eine zukünftige Zeit hoffen will, die doch für sie keine Realität erhalten kann, oder der Erinnernde sich einer Zeit erinnern will, die für ihn keine Realität gehabt hat, so haben wir die eigentlich unglücklichen Individualitäten. Wenn demnach ein Individuum sich in die Vorzeit oder in das Mittelalter oder irgend eine andere Zeit verlöre, aber auf solche Weise, daß diese eine entschiedene Realität für ihn hätte, oder es verlöre sich solchergestalt in seine eigene Kindheit oder Jugend, daß diese eine entschiedene Realität für ihn gehabt hätte, so wäre es eigentlich keine im strengern Sinne unglückliche Individualität. Wollte ich mir hingegen einen Menschen denken, der selbst keine Kindheit gehabt hätte, weil dieses Alter ihm ohne eigentliche Bedeutung verflossen wäre, aber der nun z. B. indem er Lehrer der Kinder würde, alles das Schöne, was in der Kindheit liegt, entdeckte, und nun sich seiner eigenen Kindheit erinnernd, immer auf sie zurückstarren wollte, so wäre dies wohl ein recht passendes Beispiel. Rückwärts würde er also die Bedeutuug dessen entdecken müssen, was für ihn vorüber wäre, und was er doch in seiner Bedeutung sich erinnern wollte. Stellte ich mir einen Menschen vor, der gelebt hätte, ohne die Freude und den Genuß des Lebens zu fassen, und der nun in seiner Sterbestunde es erkannte, stellte ich mir vor, daß er nicht stürbe, was

jedenfalls das Glücklichste für ihn wäre, sondern daß er wieder auflebte, ohne deshalb von vorn anfangen zu können, so könnte ein solcher wohl in Betracht kommen, wo die Frage aufgeworfen wird, wer der Unglücklichste sei.

Die unglücklichen Individualitäten der Hoffnung haben nie etwas so Schmerzliches an sich, als die der Erinnerung; die Hoffenden haben immer eine mehr freudige Täuschung. Demnach wird der Unglücklichste immer unter den unglücklichen Individualitäten der Erinnerung zu suchen sein.

Ich glaube damit genau und genug den Standpunkt präcisirt zu haben, auf welchem wir stehen müssen, um ein Urtheil fällen zu können, wen man möglicherweise für den Unglücklichsten erklären könnte. Und nun bitte ich den Leser, auf die Beredtsamkeit der Leidenschaft zu hören.

Unsere Augen fallen hierbei zuerst auf ein junges Mädchen. Sie beklagt sich, daß ihr Geliebter ihr untreu geworden. Darauf können wir nicht eingehen; aber sie liebte ihn allein in der ganzen Welt, sie liebte ihn von ganzem Gemüthe, könnte man einwenden, dann kann sie ja in der Erinnerung leben und weinen, und somit ist sie keine wahre Unglückliche. Härter traf das Geschick Niobe, welche wir auch hier am offenen Grabe erblicken. Sie verlor Alles auf einmal; sie verlor, was ihr das Leben verdankte, sie verlor was ihr das Leben gab! Keine Hoffnung winkte ihr, keine Zukunft bewegte, keine Aussicht reizte, keine Hoffnung beruhigte sie. Hoffnungslos steht sie versteinert in Erinnerung, sie war einen Augenblick unglücklich, in demselben Augenblick ward sie glücklich und Nichts kann ihr dieses Glück rauben; und die Welt wechselt, aber sie kennt keinen Wechsel, und die Zeit kömmt, aber für sie giebt es keine kommende Zeit.

Neben Niobes Gestalt sehen wir Oedipus verstoßenes Geschlecht und die Macht des Orakels pflanzt sich fort und zermalmt die Letzte, es ist Antigone. Doch für sie ist gesorgt, der Schmerz eines ganzen Geschlechts ist genug für ein Menschenleben. Sie hat der Hoffnung entsagt, sie hat die Unbeständigkeit derselben vertauscht gegen die Treue der Erinnerung. Sie ist nicht die Unglücklichste.

Wenden wir uns jetzt zu einer biblischen Gestalt. Es ist der Patriarch der Trübsal, es ist Hiob — und seine Freunde. Er verlor Alles, aber nicht durch eigene Schuld; denn der Herr nahm es und Freunde lehrten ihn die Bitterkeit des Verlustes empfinden. Ehrfurcht gebührt ihm, verehrte Zuhörer, um seiner grauen Haare und seines Unglücks willen; Er verlor Alles; aber er hatte es besessen.

Hier ist eine andere Gestalt. Ihr Haar ist grau, ihr Haupt gebeugt, ihr Antlitz eingefallen, ihre Seele bekümmert. Es ist der Vater eines verlorenen Sohnes. Er verlor wie Hiob, was ihm das Liebste auf der Welt war, aber der Herr nahm es nicht, sondern der Versucher. Er sitzt nicht daheim am Herde im Sack und in der Asche; er ist fortgegangen von seiner Heimat, hat Alles verlassen, um den Verlorenen zu suchen; er greift nach ihm, aber sein Arm erreicht ihn nicht; er ruft ihn, aber seine Stimme holt ihn nicht ein. Doch er hofft, wenn auch durch Thränen, er erblickt ihn, wenn auch durch Nebel, er erreicht ihn, wenn auch erst im Tode. Seine Hoffnung macht ihn alt, und nichts fesselt ihn an die Welt, als nur die Hoffnung, wofür er lebt. Sein

Haar ist weiß, sein Körper hinfällig, sein Fuß steht still, sein Herz bricht, aber seine Hoffnung lebt. Er ist unglücklich.

Betrachten wir nun jene Jünglingsgestalt, kraftlos wie der Schatten eines Todten. Sein Name ist vergessen viele Jahrhunderte sind vergangen seit jenen Tagen. Er war ein Jüngling, er war begeistert. Er suchte das Märtyrerthum; aber die Wirklichkeit war ihm zu schwer, die Schwärmerei verschwand, er verleugnete seinen Herrn und sich selbst. Er wollte eine Welt tragen, aber er verschleppte sich daran; seine Seele wurde nicht zermalmt, nicht vernichtet, aber gebrochen, sein Geist wurde gichtbrüchig, seine Seele lahm. Er war unglücklich! Und doch ward er ja glücklich, er ward ja, was er zu werden wünschte, ein Märtyrer, wenn auch sein Märtyrerthum nicht, wie er gewollt hatte, darin bestand, ans Kreuz genagelt oder den wilden Thieren vorgeworfen zu werden, sondern darin, lebend verbrannt, langsam von einem gelinden Feuer verzehrt zu werden.

Auch er war nicht der Unglücklichste.

Aber dort steht er, der Gesandte aus dem Reiche der Seufzer, der auserkorne Liebling der Leiden, der Sorge Apostel, der stumme Freund des Schmerzes, der unglückliche Geliebte der Erinnerung, verwirrt in seinem Erinnern durch der Hoffnung Licht, getäuscht in seiner Hoffnung durch der Erinnerung Schatten. Er ist matt und doch wie kraftvoll, sein Auge scheint nicht viele Thränen vergossen, sondern getrunken zu haben, und doch flammt ein Feuer darin, das die ganze Welt verzehren könnte, aber nicht einen Schatten des Leidens in seiner eigenen Brust, er ist gebeugt, und doch verkündet seine Jugend ihm ein langes Leben, seine Lippe lächelt der Welt zu, die ihn mißversteht. Wir grüßen diesen großen Unbekannten, dessen Name uns fremd ist, mit dem Ehrentitel: „Der Unglücklichste!“

Denn was ist das Leben in seinen Augen anders als Wahnsinn, der Glaube anders als Thorheit, die Hoffnung anders als ein Trugbild, die Liebe anders als eine Verirrung der Phantasie?

Für ihn sei daher das leere Grab bestimmt. Des Grabes Schatten erwartet ihn mit wohlthuender Kühle. Er, der Unglücklichste unter den Unglücklichen, ziehe ein in die Wohnung, die sicherer ist, als alle Paläste der Welt, friedvoller als der heiligste Dom von Menschenhänden erbaut.

Poetiſches Turnier.

XVIII.

Die letzte Ueberſetzungsaufgabe bildeten zwei Strophen zweier franzöſiſcher Dichter. Die erſte Strophe war von Malherbe:

Epitaphe d'une jeune fille:

Elle était du monde où les plus belles choses
Ont le pire destin,
Et rose, elle a vécu ce que vivent les roses:
L'espace d'un matin.

Für die treffendſten Verdeutſchungen halten wir die nachſtehenden:

Grabſchrift eines jungen Mädchens.

Ihr ward, was auf der Welt dem Schönſten beigegeben:
Ungünſtiges Geſchick!
Die Roſe lebte, wie die Roſen leben:
Nur einen Augenblick!

Karl Stelter.

Es traf, o Kind der Welt, Dich das erbarmungsloſe
Geſchick, das ſtets die ſchönſten Blüten brach:
Du lebteſt, unter Roſen eine Roſe,
Wie ſie — nur einen kurzen Sommertag.

M. Falken.

Fernere anſprechende Ueberſetzungen ſandten ein: Adolf G. in Frankfurt a. M., Lieutenant P. in S., Cz. in Poſen, Werner, Selma H. in Lindenau, W. v. E. in A., Dr. Auguſti in L.

Die andere Strophe war von Victor Hugo und lautete:

O l'amour d'une mère! amour que nul n'oublie!
Pain merveilleux, que Dieu partage et multiplie!
Table toujours servie au paternel foyer.
Chacun en a sa part et tous l'ont tout entier.

Am gelungenſten erſchienen uns die folgenden Uebertragungen:

O Mutterliebe, die man nie vergißt,
Du Gnadenbrod, das Gott ertheilt und mißt,
Du ſtets gedeckter Tiſch am väterlichen Herd,
Wie biſt dem Einzelnen und Allen gleich Du werth.

Auguste C. in London.

O Mutterliebe, der man ewig denkt!
Du heilig Brod, das Gott vermehrt und ſchenkt.
Du ſtets gedeckter Tiſch am väterlichen Herd,
Wo Jedem wird ſein Theil und Alles All'n gewährt!

T. R.

Als minder gelungene, aber nicht ungewandte Uebertragungen ſind diejenigen nachfolgender Einſender zu bezeichnen: Hermann O. in Potsdam, Siegen in L., Bertha Z. in Magdeburg, Anna Salzberger in Culm, Adolf Müller in Stuttgart, H. Bl. in Eupen, O. R. in Mailand, Windeck in M.

Salonpoſt.

Dr. Wilhelm Gr. Goethes Beziehungen zu Berlin ſind weitgehender geweſen, als man bisher angenommen hat und neuerdings hat Dr. R. Beringuier Goethes rhältniß zu Spreeathen einer ſcharfen Beleuchtung unterworfen. Von Goethes perlichen Beziehungen zu Berlin iſt wenig zu ſagen, von ſeinen geiſtigen deſto mehr. e erſteren waren zum Theil recht ärgerlicher Natur. Der Buchhändler Himburg ickte Goethes Werke ohne Erlaubniß nach und ſandte dem Dichter als Honorar rliner Porzellan. Der Buchhändler Nicolai ließ ſeine Kritik an Goethe aus und rikirte Werthers Leiden durch ſeinen Antiwerther und der ganze „Berliner Bann", ſſen Führung Nicolai hatte, machte Stimmung gegen den jungen Dichter. In Bez auf Werther ſtand ihm freilich kein geringerer als Leſſing zur Seite, der ſich in iem Briefe an Nicolai folgendermaßen äußerte: „Bei dem Unheil, welches dies rme Product leicht ſtiften könnte, wünſchte ich, Goethe hätte Winke gegeben, wie

Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein andrer Jüngling mit ähnlichen Anlagen sich davor bewahren könne. Ein solcher dürfte leicht die poetische Schönheit für die moralische nehmen und glauben, daß gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnahme so stark beschäftigt, und gut war Werther doch wahrlich nicht!" Als Goethe am 15. Mai 1778 Berlin seinen einzigen Besuch abstattete, verhielt er sich denn auch sehr zurückhaltend; lebhaft interessirte ihn der König, sowie das des bayrischen Erbfolgekrieges wegen besonders rege militärische Leben. Er wohnte denn auch einer Parade und einem Manöver bei, vergaß nicht einen Besuch in Tegel zu machen und verließ am 23. Mai wieder Berlin. Alle Einladungen Zelters, Berlin nochmals zu besuchen, lehnte der Dichter kühl ab, und doch begann zuerst von hier aus die Anerkennung seiner Klassicität aus den Reihen der stillen Goethegemeinde, welche sich in den Salons Rahel Levin, Henriette Herz und Dorothea Veit sammelte. Noch ehe der Dichter des Werther von irgend einer literarischen Meinung als Autorität hingestellt war, begrüßte ihn schon Rahel als den höchsten und einzigen Dichter, er war nach ihrem eigenen Ausdruck ihr Gott. Schlegels Autorität, welche den Goetheschen Ruhm in der Literatur feststellte, producirte nur, was Rahel lange vorher gefühlt, geäußert und begründet hatte.

O. in Gotha. Das Sterben, welches zuweilen sich unter den in Tiefen gezüchteten Fischen bemerkbar macht, kann auch zuweilen davon herrühren, daß Regenwasser von zufällig am Teichufer ausgebreitetem Heu in den Teich abläuft. Versuche, welche der Franzose Carbonnier in dieser Beziehung angestellt hat, sprechen für diese Thatsache. Er übergoß Heu mit kaltem Wasser und ließ das Gemisch dann eine Stunde lang in der Sonne stehen. Nachdem das Wasser alsdann vom Heu abgegossen worden war, setzte man verschiedene Fische in dasselbe und es zeigte sich, daß dieselben sehr bald abstarben. So lebte ein Weißfisch in diesem Wasser nur wenige Minuten, ein Rothauge drehte augenblicklich beim Eintauchen den Bauch empor und ein Karpfen lebte nur eine Viertelstunde lang darin.

Bertha St. in D. Sie werden den Principien Ihres Geschlechts nicht untreu, wenn man Sie nach Ihren Briefen beurtheilen soll. Hamerling sagt einmal — und er hat Recht — „Ich habe bemerkt, daß Frauen leidenschaftliche Briefe, Zornausbrüche, heftige Vorwürfe u. dgl. gern statt des Schlußpunkts mit einem resolut hingepflanzten Strichpunkte schließen. Wenn Frauen Gründe zu haben brauchten für das was sie thun, so ließe sich wohl auch für die besagte Antipathie gegen den Schlußpunkt ein plausibler Grund angeben. Mit dem Schlußpunkte besagt der Schreiber am Ende seines Briefes, daß er fertig ist, daß er nichts mehr zu sagen hat. Frauen sind aber, wenn sie einmal zu schreiben oder zu reden angefangen, so eigentlich niemals fertig; sie brechen nur nothgedrungen ab. Das deuten sie instinctiv in ihren Briefen durch den Haß des Schlußpunkts und die Vorliebe für den Strichpunkt an.

Bar. E. v. G. Kann denn die arme Fürstin Jurgewskaja noch immer nicht zur Ruhe kommen? Sie hat allerdings den Katharinenorden erhalten.

G. v. W. Das Pharisäerthum der „Klassicität", welches für ein Reportoire voller klassischer Stücke schwärmt und die „Uebersetzungsseuche" französischer Stücke ins Deutsche ohne Wahl und Urtheil hat dem modernen deutschen Theater den Mangel an guten Stücken veranlaßt. Wie eine kräftige Stimme jüngst es unserer Theatermisère zurief, so ist die Hauptursache allen Jammers des deutschen Theaters das, wie es scheint, unausrottbare Parasitenthum der Uebersetzer. Hier muß ohne Ermüden der Hebel angesetzt, und von hier muß die Regeneration der deutschen Bühne, soll sie überhaupt gelingen, unausgesetzt in Angriff genommen werden. Im Jahre 1868 wurde dem Théâtre Français von einem hochangesehenen Schriftsteller eine literarisch werthvolle Uebersetzung von Schillers „Don Carlos" übergeben. Das Théâtre Français ging jedoch gar nicht in eine Prüfung des Werthes dieser Uebersetzung ein, es sandte dieselbe einfach zurück mit der Bemerkung, daß solche literarisch gewiß verdienstliche Arbeit eben nur der Literatur anzugehören habe, das Théâtre Français jedoch stelle sich die berechtigte und unverrückbare Aufgabe, nur französisch Dichter zur Darstellung zu bringen. Wer hat den Muth, einen Grundsatz zu tadeln, der den Franzosen eine nationale Bühne gegeben, und wann werden die besseren, meist unabhängig dotirten deutschen Theater den Muth haben? Wir Deutsche sind doch, hundert Jahre nach der Hamburger Dramaturgie, eine Nation geworden, wie lange solls denn noch ein gutherziger „Einfall" und ein „süßer Traum" bleiben, uns ein Nationaltheater zu verschaffen?

Neueste Moden.

Nr. 1 u. 2. Promenaden-Anzüge für eine junge Dame und ein Kind von 3 Jahren.
Der Salon 1881.

Nr. 1 u. 2. Promenaden-Anzüge.

Nr. 1. Anzug von rehfarbener Voile. — Rock mit hohem Plissévolant mit rothem Atlasvorstoß. Das Vordertheil der Tunica ist aus einer geraden, rechts drapirten und einer linken schräg geschnittenen Bahn zusammengesetzt; beide Bahnen sind nahe der linken Hüfte unter einer Bandschluppengruppe von rehbraunem Atlas befestigt. Die vorn glatte Taille ist mit angesetztem gefältelten Schooß; der Rücken ist in Prinzeßform. Vorn ist ein rehbraunes Atlasband angesetzt, das sich auf der Rückseite kreuzt und an der linken Seite glatt herabfällt. Roth gefütterte Pelerine von rehbrauner Voile. Ellbogenärmel mit Aufschlägen. Toque von englischem Stroh, mit schwarzem Sammet eingefaßt, um die Calotte eine vergoldete Fasanfeder.

Nr. 2. Anzug von granatrother, mit Seidenfilet überzogener Faille für ein Kind von 3 Jahren. — Die gerade Robe von granatrother Faille ist ganz von Filet bedeckt und wird auf dem Rücken geknöpft. Vervollständigt wird sie durch zwei mit Filetspitze bedeckte Plissévolants von Faille, über welche sich eine links geknöpfte weißseidene Schnur hinzieht. Um Hals und Aermel eine Filetspitze mit gebäkelter Zackenspitze. Elegant gewundener Strohhut mit rothen Federn garnirt. Granatrothe seidene Halbstrümpfe und weiße ziegenlederne Stiefelchen.

Nr. 3. Visitenkartenkörbchen. (Mit Dessin.)

Nr. 3 u. 4. Visitenkarten-Körbchen. (Mit Dessin.)

Der innere Boden eines für diesen Zweck bestimmten Körbchens von feinem Weidengeflecht wird mit einem Rund von gesticktem schwarzen Tuch und der innere wie äußere Rand mit einem gezackten Streifen desselben Tuchs decorirt. Das Stickdessin ist unter Nr. 4 in natürlicher Größe gegeben. Das Rund ist ringsum fein ausgezackt; die Contouren der Rosette in der Mitte sind im Lanzettstich in altgoldgelber Seide, die Palmblätter abwechselnd rosa und blau, die Kleeblätter altgoldgelb, diejenigen, welche rings um das Rund gehen, in granatrother Wolle. Auf den Zacken der Streifen dagegen sind die Kleeblätter abwechselnd rosa und blau. Der obere Rand des Körbchens wird mit einer, aus granatrother Wolle gedrehten Schnur umgeben.

Nr. 5 bis 7. Anzüge für Spaziergang für ein kleines Mädchen von 3 Jahren und für ein größeres Mädchen von 12 bis 14 Jahren. (Vorder- u. Rückansicht.)

Nr. 5. Mädchen von 3 Jahren. — Robe von Surah mit auf den Gürtel herabfallender bauschiger Blouse. Der aus dem Rockrand gebildete hohe Röhrenvolant wird von einem doppelten Surahvolant gehalten. Spitzes Plastron, abgerundeter Kragen und viereckige Aermelaufschläge von Surah mit weißer Spitze umrandet. Runder Hut mit gepuffter Surah gefüttert, mit Blumenumwindung und einer schattirten Feder garnirt.

Nr. 6 u. 7. Anzug für Mädchen von 12 bis 14 Jahren. (Vorder- u. Rückansicht.) — Der Rock von grauem Melton mit rothen Fäden ist in Röhrenfalten gelegt. Die gerade, in sieben Falten drapirte Schärpe ist, wie die Rückansicht zeigt, auf der Rückseite geschmackvoll zu verschlingen und zu knüpfen, um die Enden schließlich als kleine Schleppenbahn herabhängen zu lassen. Von der Jacket-Taille mit kleinem spitzen Schooß auf der Rückseite wird vorn die linke Seite über die rechte geschlagen. Die Vordertheile sind auf der vordern Mitte bis an den Rand des angesetzten Röhrenfaltenschooßes verlängert und mit einer doppelten Knopfreihe besetzt. Kragen, Aufschläge und alle übrigen Ränder des Taillen-Jackets sind mit Vorstoß. Englischer Strohhut mit an den Seiten emporgebogenen Rändern; um die runde Calotte eine Windung von Caschmirfoulard.

Nr. 4. Dessin zum Visitenkartenkörbchen.

Nr. 8 bis 11. Anzüge für größere und ein kleines Mädchen.

Nr. 8 u. 9. Mädchen von 12 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.) — Der Rock von Wollenstoff hat zwei, in große Quetschfalten gelegte Volants, über welche eine gepuffte Partie gesetzt ist. Polonaise mit spitzer Bahn zu beiden Seiten und Panierschärpe, welche mittels einer großen viereckigen Metallschnalle gerafft sind. Das eng gefältelte und sehr tief und spitz herabgehende Surah-Plastron ist reversförmig mit Guipürespitze besetzt. Die großen Aermelaufschläge bestehen aus einem Stück Guipürespitze. Eine gleiche niedere Guipürespitze garnirt die Ränder der spitzen Bahnen und den untern Rand der Schärpe. Auf der Rückseite wird die Draperie durch eine große Bandschleife gehalten.

Nr. 10. Mädchen von 4 bis 5 Jahren. — Die Robe ist mit drei Reihen weißer Spitze und auf der Rückseite mit drei übereinander gesetzten Gürtelschleifen garnirt. Pelerinenkragen von weißer Spitze.

Nr. 11. Mädchen von 10 Jahren. — An dem gerade gefältelten Rock wechseln regelmäßig fünf schmale Falten mit einer breiten ab. Um die Schöße der Taille

von geripptem Sammet legt sich eine Schärpe von heller Surah, die mit weißer Spitze besetzt und hinten unter einer Gruppe langer Atlasbandschluppen gerafft ist.

5 6 7

Nr. 5 bis 7. Anzüge für Spaziergang.

Der Hals ist vorn am etwas tiefgehenden Ausschnitt durch einen gefältelten Einsatz von der gleichen Surah wie die Schärpe bedeckt und der Halsausschnitt mit breiter Guipürespitze à la Revers besetzt.

8 9 10 11

Nr. 8 bis 11. Anzüge für größere und ein kleines Mädchen.

Nr. 12 u. 13. Journalbehälter mit Fußgestell. (Mit Dessin.)

Dieses Modell ist durchaus modern und, wenn sorgfältig ausgeführt, von an-

genehmem Effect. Auf einen Streifen schwarzen Atlas wird im Hochstich die hübsche Gruppe Heckenrosen gestickt, die wir unter Nr. 36 in natürlicher Größe bringen. Die Blumen sind weiß mit blaßrosa und leicht schattirtem Grau nüancirt; Blumenkelch und Staubfäden gelb mit goldbraun schattirt. Das Blattwerk ist zart abgestuft vom frischen Grün bis zur Welkblatt-Nüance. Die beiden Seiten werden auf ein und demselben Streifen in gleichem Genre ausgeführt und auf die Mitte eines Stücks johannisbrodbraunem Plüsch gesetzt; die Ränder des Streifens sind mit einer altgoldgelben seidenen Schnur umnäht. Das Innere ist mit gestepptem rosa Atlas gefüttert und mit rosa Chenille bordirt. Das Gestell mit Füßen ist von matt schwarzem Rohr.

Nr. 14 bis 18. Kinder-Anzüge.

Nr. 14. Mädchen von 5 Jahren. — Am untern Theil des Rockes ein Plissévolant von rother Surah; an der Caschmir-Casaque ist der Rand breit viereckig gezackt. Die über diesem Rand liegende Schärpe von façonnirtem Stoff ist auf der Rückseite geknüpft und vorn unter eine Schluppengruppe von rother Surah gerafft. Das lange spitz zulaufende Plastron ist in Falten gereiht und mit einer Battiststickerei als Revers umrandet. Der viereckige Halsausschnitt wird durch einen quer aufge-

Nr. 12. Journalbehälter mit Fußgestell. (Mit Dessin.)

setzten gestickten Streifen markirt. Um den Hals eine Spitzenfraise. Gestickte Aermelaufschläge.

Nr. 15. Kind von 3 Jahren. — Kleid von glattem Battist; der Ueberrock ist von gestreiftem Woll- und Seidenstoff und mit einem in der Mitte gereihten Plissé besetzt. Die über dem Rock geknüpfte Schärpe entspringt unmittelbar aus den Vordertheilen und hält die beiden Vorderbahnen dieses Ueberrockes zusammen. Gestreifte Strümpfe. Schuhe mit Schleifen.

Nr. 16. Mädchen von 12 Jahren. — Rock von écru Surah; halbanschließende Polonaise von braunrothem Caschmir; der Gürtel besteht aus einem stahlgrauen Galon mit Metallschnalle und einer den Gürtel schließenden Patte. Ueberdie rechte Schulter eine Schärpe von blauer Seide mit altgoldgelben Streifen. Aermelaufschläge und Halskragen von doppelter Leinwand, welch letzterer durch Schnure von blauer und goldgelber Seide zusammengehalten wird. Strohhut mit langer gerader Feder. Braunrothe Gamaschen und Schuhe.

Nr. 17. Mädchen von 4 Jahren. — Englische Robe von grauem Wollentuch, am Volant mit einem Streifen von marineblauer Surah besetzt, unter welchem noch eine weiße schmale Spitze hervortritt. Die Aufschläge von Surah sind am Vorderarm in eine Schleife geknüpft. Schärpe von marineblau und grau façonnirtem Stoff.

Nr. 18. Mädchen von 6 Jahren. — Anzug von Zephirleinwand oder Foulard mit zwei Plissévolants. Halbanliegende, bis an den zweiten Volant herabreichende Casaque. Das Hintertheil ist der ganzen Länge nach gefältelt. Die viereckigen Taschen sind entweder von maronbrauner oder marineblauer Surah oder Leinwand und mit einem hellen Galon garnirt. Der runde Kragen und die Aermelaufschläge sind im gleichen Stil. Ein von jeder Tasche ausgehendes Atlasband wird auf dem gefältelten Hintertheil geknüpft. In gleicher Weise wie der Rücken ist auch das Plastron der ganzen Länge nach gefältelt. Vorn an der Taille eine Atlasschleife.

Nr. 13. Dessin zum Journalbehälter.

Nr. 19 u. 20. Wagenkissen. (Mit Dessin.)

Das Kissen ist von Sammet in der Nüance von „Konstanzerwein" und mit Blumen darstellenden Tuchapplicationen verziert. Eine dieser Blumen in natürlicher Größe zeigt das Dessin Nr. 38, wie sie in gleichen Distanzen von einander auf dem Kissen vertheilt sind. Die Blume von blaßblauem Tuch ist auf dem Grunde mittels eines Cordonnetstiches in goldgelber Seide befestigt. Die die Zwischenräume ausfüllenden Zweige sind im Lanzettstich in kirschrother Seide, ebenso auch die Knötchenstiche in der untern Partie; die kleinen Blätter darunter lichtgrün im Hochstich. Die beiden großen Blätter sind von wassergrünem Tuch ausgeschnitten und mit dunkelgrüner Seide gestickt. Das Füllhorn, aus dem die Blume hervorgeht, ist von havanafarbenem Tuch und die Stickerei in havana Seide von hellerm Ton.

14 15

Nr. 14 bis

16 17 18

Kinder nzüge.

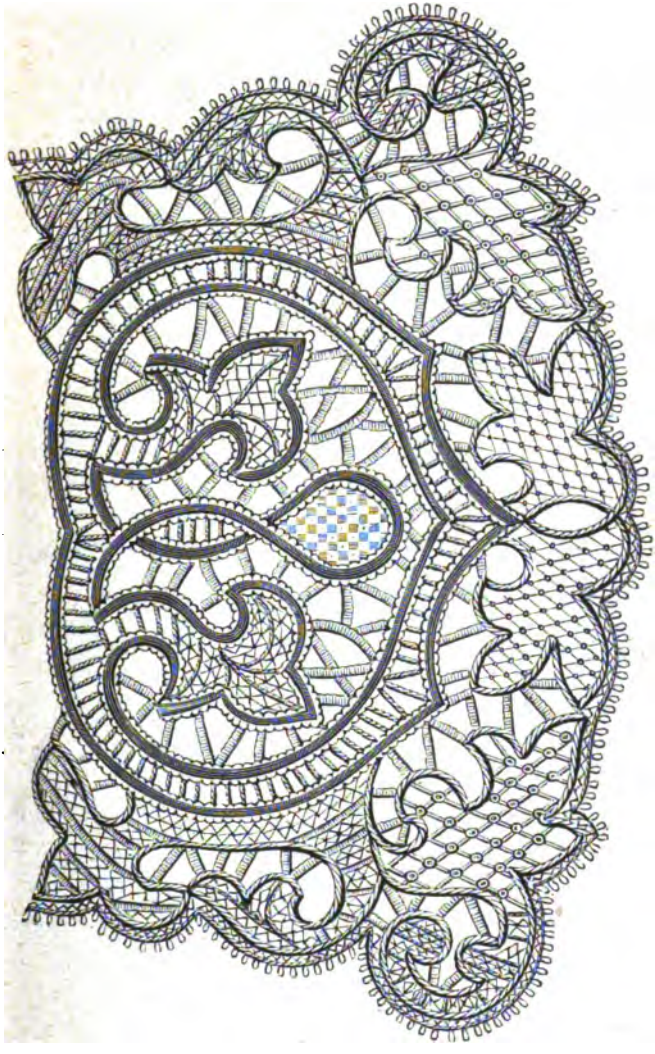
Nr. 19. Wagenkissen. (Mit Dessin.)

Nr. 21. Cravattenende. (Englische Spitze.)

Nachdem die Zeichnung auf dem Musselin vorgezeichnet, heftet man diesen auf ein Stück Wachstaffet, worauf die breitesten Contouren mit Renaissance-Spitzen-

Nr. 20. Dessin zum Wagenkissen

bändchen benäht werden, das an den Ecken genau mit der Vorzeichnung übereinstimmend umgebrochen werden muß. Die schmäleren Contouren sind im sehr eng zusammengezogenen Cordonnetstich in Baumwollengarn. Hierauf wird aller Musselin von der Rückseite ausgeschnitten und die Zwischenräume mit Spitzenstichen und Stäbchen im Festonstich ausgefüllt. Die so weit beendete Arbeit wird schließlich noch mit einer Picot-Spitze umgeben.



Nr. 21. Cravattenende. (Englische Spitze.)

Nr. 22 u. 23. Kinder-Anzüge.

Nr. 22. Mädchen von 8 Jahren. — Der Rock von Woll- und Seiden-Pekiné besteht aus Vorderbahn, zwei Seitenbahnen und einer Hinterbahn. Letztere ist der ganzen Länge nach in Plissés gelegt, die glatten Vorder- und Seitenbahnen dagegen mit je drei doppelten (einem hohen und einem kleinen) Plissévolant besetzt. Die Taillenschöße sind, wie ersichtlich, in runde Zacken ausgeschnitten. Die Taille selbst wird am Kragen zugeknöpft und tritt nach unten über einem Gilet mit zwei

Spitzen auseinander; unter der Büste wird die Taille durch einen Ledergürtel mit viereckiger Schnalle geschlossen. Der viereckige Kragen und die Aermelaufschläge sind ebenfalls von Pekiné. Das hier vorgeführte Modell läßt sich übrigens in allen Arten gestreifter Stoffe ausführen.

Nr. 23 Mädchen von gleichem Alter. — Anzug von staubgrauem Cashmir.

Nr. 22 u. 23. Kinder-Anzüge.

Die englische Robe ist von einem hohen Plissévolant umgeben. Auf dem Rücken Watteaufaltenmotiv. Die cerise Surahschärpe ist mit schmaler écru Spitze besetzt und bildet vorn runde Schürze. Auf der Rückseite ist sie in zwei Schluppen geknüpft und endigt dann in kleine Bahnen. Von den beiden Kragen ist der erste viereckig mit zurücktretenden Spitzen; der zweite Kragen bildet ein spitzes Fischu.

Beide Kragen und die in ähnlicher Weise angeordneten Aermelaufschläge sind mit Spitze besetzt. Kleiner Strohhut mit Gazeumwindung.

Nr. 24 u. 25. Kinder-Anzüge.

Nr. 24. Mädchen von 8 bis 10 Jahren. — Robe von blaßrothem Cachmir oder Sicilienne, mit Rosenbouquets und Blättern bestickt und mit zwei gestickten

Nr. 24 u. 25. Kinder-Anzüge.

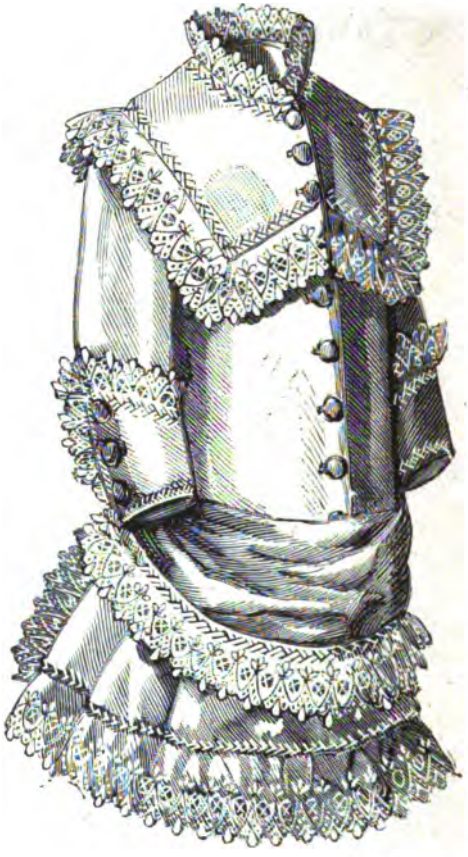
Volants garnirt. Den Ansatz des obersten Volants verdeckt eine Schärpe von rother Surah, die vorn in legère Falten drapirt und auf der Rückseite geknüpft wird. Bestickte Aermelaufschläge mit gestickten Streifen besetzt; gleiche Streifen am gestickten Kragen. Runder Strohhut, dessen ziemlich hoch empor gebogener Rand mit ça Taffet gefüttert ist.

Nr. 24. Mädchen von gleichem Alter. — Der Rock von Wollmusselin ist schot-

tisch gefältelt und wird vorn und an den Seiten sehr wesentlich von einer drapirten Schürze bedeckt. Der Frack von Tuch, Seide oder Wolle ist vorn kurz und geht auf der Rückseite in zwei lange, spitze, die Schöße bildende Bahnen aus, unter denen die vorerwähnte Schürze ihren Halt findet. Kragen und Aufschläge von schottisch carrirtem Atlas. Das auf den Rücken fallende Haar ist mit einer breiten Schleife gebunden.

Nr. 26 u. 27. Englische Robe. (Vorder- und Rückansicht.)

Dieses kleidsame Costüm für Kinder von 2 bis 3 Jahren ist von weißem Casch-



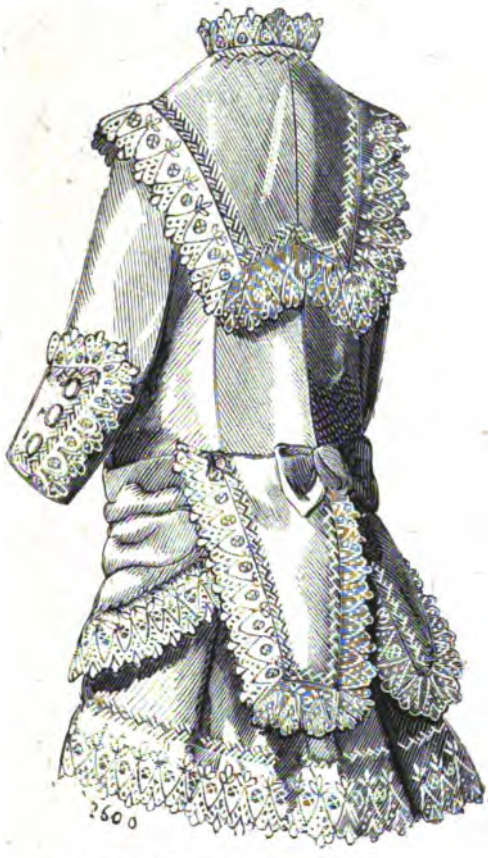
Nr. 26. Englische Robe. (Vorderansicht.)

mir oder von Piquée anzufertigen. Die Garnirung des Rockes besteht in einem gestickten Streifen oder einer im Stielstich aufgenähten Guipüre von weißer Seide. Unterhalb der Taille ist eine Schärpe von weißem oder blaßblauem Plüsch aufgesetzt, welche, genau wie der Rock garnirt, vorn Schürze bildet und auf der Rückseite in zwei Frackbahnen geformt ist. Großer viereckiger Kragen von weißem Plüsch mit zwei Spitzen und mit Spitze oder Guipüre besetzt. Die Aermelaufschläge sind ganz von Plüsch und mit Spitze und drei Knöpfen garnirt.

Nr. 28. Gestricktes wollenes Kinder-Jacket.

Dieses für ein Kind von etwa zwei Jahren bestimmte Jacket wird von pfauen-

blauer Wolle vor- und rückwärts gestrickt. Vorn wird es zusammengeknöpft. Die beiden Vordertheile und der Rücken werden separat gestrickt, ebenso auch die Aermel. Für die Taille ist ein genauer Papierschnitt erforderlich, auf welchen von Zeit zu Zeit die Arbeit gelegt wird, um über das Zu- und Abnehmen sicher zu gehen. Für ein Vordertheil sind 54 Maschen anzuschlagen. Dann werden abwechselnd 2 glatte und 3 M. links gestrickt, bis man die genügende Breite für den Unterarm hat; alsdann wird für den Aermelausschnitt mit Abnehmen angefangen, indem am Anfang der Reihen je zwei Maschen zusammengestrickt werden, bis das richtige Verhältniß erlangt ist. Es ist darauf zu achten, daß das Ab- und Zunehmen immer auf derselben Seite geschieht, um die richtige Form beizubehalten. Hierauf



Nr. 27. Englische Robe. (Rückansicht.)

werden einige Reihen ohne abzunehmen gestrickt und nach diesen bis zur Schulter wieder allmälig zugenommen. Die Zahl der Reihen hängt natürlich davon ab, wie lang das Jacket werden soll und man thut deshalb wohl, den Schnitt öfter zu Hilfe zu nehmen. Der Rücken wird ebenso gearbeitet, wie das Vordertheil, aber in einem Stück über 60 Maschen. Die Aermel werden der Länge nach gestrickt und der Anfang unter dem Arm gemacht. Es sind 60 Maschen anzuschlagen und wird in Streifen fortgearbeitet, wie beim Vordertheil angegeben. Für den obern Theil darf nur leicht zugenommen werden, wie es der Schnitt angiebt. Sind alle einzelnen Theile fertig, so wird unter jedem Aermel und an den Schultern eine Naht gemacht, die Aermel geschlossen und an die Aermellöcher genäht. Den Schluß macht eine gehäkelte Garnitur in weißer Wolle im russischen Stich. Es wird eine

Doppelmasche gemacht und die Nadel in die letzte Reihe des Gestrickten gestochen. Hierauf mit der Nadel in die folgende Masche und zu einer Schlinge zusammen-

Nr. 28. Gestricktes wollenes Kinder-Jacket.

gezogen, 4 Luftm., die Nadel unter die nämliche M. gezogen, wieder eine Schlinge und alle auf der Nadel befindlichen Schlingen abgezogen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

F. 5

Zudringliche Gäste.

Nach einer Originalzeichnung von Wilh. Schütze.

Der Salon.

Seines Kindes Stimme.

Novelle von J. Boy-Ed.

Er ſchritt durch das Thor. Vielleicht zum erſten Male wieder ſeit ſeinen Knabentagen, denn das mächtige alte Gebäude mit dem Bogen zwiſchen zwei runden Backſteinthürmen ſteht nur als Denkmal vergangener Größe, inmitten der modernen gärtneriſchen Anlagen. Die breiten Wege vom Bahnhof führen rechts und links von den Holſtenthorthürmen zu der Brücke, die die Trave überſchlägt und den Eintritt in die alte Hanſeſtadt ermöglicht. Nur Kinder, Neugierige oder Träumer benutzten den ſchwarzrothen, in der Sonne ſpiegelgrell blinkenden Bau, um unter ſeinem Rundbogen hindurch ſich der Stadt zu nähern. Robert Marggraff zögerte einen Moment unter dem wuchtigen Gewölbe, er ſchaute empor. Das Thor ſeiner Vaterſtadt ſchirmte ihn wieder: er kehrte heim! Draußen in der weiten Welt hatte er der engen Straßen mit den hochgiebeligen Häuſern, hatte des Thores und der himmelanſtrebenden Thürme der zahlreichen Kirchen Lübecks, hatte auch der zahlreichen Kirchgänger mit einem mitleidigen Lächeln gedacht. Und das Unbehagen des Gedankens, wieder an dem Ufer dieſes Flüßchens Hütten bauen zu müſſen, wagte er nur nicht Herr über ſich werden zu laſſen, weil ſeines Weibes jungfräuliche Geſtalt bittend vor ihn hinzutreten ſchien und er ihre Stimme zu hören glaubte, die ihm ſagte: „es iſt ja unſere Heimat.“

Drei Jahre lang war Robert Marggraff fern von ſeiner Vaterſtadt, fern von ſeinem Weibe geweſen, heute kehrte er heim, mehrere Tage früher als er ſeiner Agnes gemeldet hatte. Sein Beruf und ſein Wiſſensdrang hießen ihn ſich einer Afrikaexpedition anſchließen; ſchon als er ſeine Braut erwählte, war dieſe Reiſe eine beſchloſſene Sache, und ſie, muthig und von innigſtem Verſtändniß für des geliebten Mannes hohe Ziele beſeelt, legte dennoch tapfer ihre Hand in die ſeine, zu einer Ehe, die nur wenige Monate dauern konnte. Selten nur drang Kunde von ihm zu ihr, noch ſeltener konnte er Nachrichten von Agnes empfangen. So vernahm er denn erſt, daß er ein Töchterchen bekommen habe, als dieſes ſchon viele Monde zählte. Seit die mit Ehren und Erfolgen reichgeſegnete Expedition wieder auf europäiſchem Boden war, flogen eifrig Briefblätter und Depeſchen zwiſchen den Gatten hin und her, doch die etwas ſcheuen Briefchen ſeiner Agnes waren nicht geeignet, die Furcht

in Robert zu vernichten, daß sein junges Weib, seit drei Jahren ohne Gegengewicht den Einflüssen der Vettern- und Basenschaft ausgesetzt, anstatt zu ihm hinanzureifen, gelernt habe, ihr ganzes Behagen in jener Kachelofenatmosphäre zu finden. Schon zum Voraus nahm er sich milde Geduld vor, mit einem Ungemach, welches am Ende nur die Folge seiner eigenen Handlungen war. Aber ebenso zum Voraus zürnte er schon dieser Verwandtschaft, die ihn einst wie einen Unzurechnungsfähigen behandelt hatte, da er, anstatt sich als praktischer Arzt niederzulassen, sich der großen wissenschaftlichen Unternehmung widmete. Natürlich nun, da die Welt ihn und seine Begleiter wie Helden feierte, da man sogar sein Bild in allen Journalen finden konnte, nun würden sie schon dem „lieben Robert" mit Honig um den Bart gehen.

Robert war gezwungen, in allen möglichen Städten die Festlichkeiten mit über sich ergehen zu lassen, welche den Führern der Expedition zu Ehren gegeben wurden und denen er sich nicht entziehen konnte. Aber in Brüssel hielt er es nicht länger aus, er machte sich heimlich auf, getrost der Oeffentlichkeit das Urtheil über dies Betragen überlassend. Er wollte sein Weib und sein Kind sehen, sein liebreizendes blondes Frauchen, sein blauäugiges Kind.

Agnes hatte geschrieben, daß die kleine Suse blaue Augen habe, wie so ein winziges, unbehilfliches Wesen wohl ausschaute? Sein Kind! Dem jungen Gelehrten wurde es ganz bänglich ums Herz. Und wie das Suschen wohl spräche, wie wohl der Laut ihrer Stimme klänge?

Robert wurde plötzlich ungeduldig, er warf sich in einen Wagen und fuhr durch lange, schmale Gassen, wieder über eine Brücke, einen Damm entlang und war dann vor seinem Hause, das er sich für das junge Heimwesen vor dem Hauptthor, an dem Ufer eines kleinen Sees gekauft.

Kein neugieriger Frauenkopf wurde zwischen den Vorhängen sichtbar, die Hausthür öffnete sich nicht, nicht einmal Nero, der alte Newfoundländer bellte ein Willkommen. Zögernd ging Robert um das Haus, die Ruhe verstimmte ihn und ließ ihn schon seinen Einfall bereuen. Er klopfte an die Hinterthür, eine Magd öffnete.

„Ist Frau Doctor Marggraff nicht daheim?" fragte er fremd. Wie ein unwillkommener Gast an der eigenen Schwelle erschien er sich.

Das Mädchen schüttelte mehr deutlich als höflich den Kopf und wollte die Thür schon wieder zuschlagen.

„Wo ist sie denn, oder wann kommt sie nach Hause? Und ist die kleine Suse daheim?" fragte Marggraff zitternd weiter.

Der fremde braune Mann wußte etwas von einer „kleinen Suse", da war er wohl gar ein Bekannter der Herrschaft. Höflicher gab das Mädchen Auskunft.

„Frau Doctor ist zu Madame de Perez gegangen; die Suse hat sie mit, um Acht soll ich sie holen."

Sie waren aus, zum Besuch einer Freundin, also gesund. Erleichtert fragte Robert nach der Wohnung der Madame de Perez und eilte in freudiger Hast dem nahen Ziel zu.

Also seine blonde Agnes hatte doch mit Silvia de Perez Freundschaft geschlossen, es freute ihn, solches vermuthen zu dürfen. Vor zwei- und einem halben Jahr lernte Robert die Spanierin in Marocco kennen.

Silvias Gatte, der ſpaniſche Conſul, an welchen Robert ſich mit Empfehlungsbriefen gewandt, und von dem die Geſellſchaft manche Beförderung ihrer Reiſezurüſtungen hoffte, ſtarb gerade zur Zeit von Roberts Aufenthalt und einige Monate zuvor, ehe Silvia die Mutter eines Töchterchens wurde.

Silvia hatte den alten Gatten nicht geliebt, ſie verſchmähte es, viel Trauer zu heucheln, allein die hoheitsvolle Art, mit welcher ſie trotzdem jedes harte oder unweibliche Element aus dieſer ungewöhnlichen Aufrichtigkeit fern zu halten wußte, erweckte Roberts herzliche Theilnahme. Sie bedurfte zur Ordnung ihres reichen Vermögens eines ehrlichen Beiſtandes; Robert ward ihr ein ſolcher in der knappen Zeit, welche er noch in Marocco zubringen konnte. Silvia, die behauptete, deutſches Blut in ihren Adern zu haben, weil ihre Mutter eine Hamburgerin geweſen, wünſchte Deutſchland kennen zu lernen. Robert rieth ihr heiter zu, damit ſie einſehe, wie wenig deutſch ihr Weſen, wie rein andaluſiſch ihr Typus ſei. Er dachte mit Intereſſe an den Contraſt, den dieſes leidenſchaftliche, immer in heftigen Sympathien oder Antipathien lebende Weib, dieſe glutäugige, ſchwarzharige Schöne, zu ſeiner ſanft-ruhigen Agnes bilden würde. Und ihm fiel auch ein, daß dieſe beiden ſo verſchiedenen Frauen Eine auf die Andere von großem, guten Einfluß ſein könnten. So fing er an, Silvia ernſtlich zu bereden, ſie möge mit ihrem Töchterchen nach Lübeck ziehen, ſein Weib werde ihr Freundin und Gefährtin ſein.

Silvia ſah ihn aus halbgeöffnten Augen von der Seite an.

„Dann ſehe ich Sie auch wieder?“

„Ja“, gab er unbefangen zur Antwort; „und es würde mich glücklich machen.“

Zitternd, ihre heimliche Leidenſchaft kaum verbergend, verſprach Silvia hinzuziehen wohin Robert für gut fände, und dann dachte Robert befangen, er hätte es lieber nicht rathen ſollen.

So war denn eines Tages die zarte, ſchlanke Spanierin mit all ihrem glänzenden, geräuſchvollen Apparat in die altmodiſche, liebe Stadt gezogen gekommen und hatte Alt und Jung Monde lang Stoff zum Schwatzen gegeben. Sie gab ihn auch heute noch, wenn ſie in einer ihrer excentriſchen Toiletten, mit ihrem hübſchen Kindchen, das ſeltſamerweiſe durchaus deutſchen Typus hatte, ſich in den Straßen zeigte.

Agnes war Anfangs vor der fremden Frau erſchreckt; die Briefe, welche Silvia de Perez von Robert überbrachte, machten es ihr allerdings zur Pflicht, der Spanierin liebevoll entgegenzukommen, allein wenn Silvia mit leidenſchaftlichem Enthuſiasmus von Robert ſprach, mit einem ſchrankenlos ſich äußernden Intereſſe, welches faſt die Alluren eines Anrechts an ihren Gatten hatte, dann fühlte Agnes eine ſchmerzliche Eiferſucht. Allein andererſeits war es auch Agnes ein Bedürfniß, bewundernde Worte über den theuren fernen Mann zu hören, ſelbſt ihrer ſchmerzlichen Sehnſucht beredt Ausdruck verleihen zu dürfen, und da ſie ſolches im Kreiſe der Verwandten nicht mochte, weil der verſtändnißinnige Wiederhall fehlte, gewöhnte ſie ſich, in Silvia ihre Freundin und Vertraute zu ſehen, ſuchte die Eiferſucht zu beſchwichtigen. Die beiden kleinen Mädchen knüpften dieſe Freundſchaft dann feſter. Drei Monate zählte Suschen auch nur mehr wie die blonde Gloria; die Mütter er-

gingen sich gern in Zukunftsplänen über die weitere gemeinsame Erziehung der Beiden.

Silvias Haus lag an dem gleichen Ufer wie die Villa Marggraffs, schon nach zwei Minuten stand Robert an der zierlichen Pforte. Drinnen im Garten, auf dem Rasen vor dem schönen, schloßähnlichen Gebäude, spielte ein Kind. Ein Mädchen mit blondem Haar und blauen Augen, klein und dick. Es patschte mit den Händchen an seinem weißen Kleid, als wolle es diese Händchen vom Sande reinigen. In zwei Sätzen war Robert neben dem Kinde, eine Secunde stand er noch da, das hübsche kleine Wesen zweifelnd, hoffend anstarrend. Da sagte das Kind mit einem sehr komischen tiefen Klanglaut der Stimme:

„O, fremder Mann hier."

Robert stürzte auf die Knie, er riß das Mädchen an seine Brust und bedeckte das weiche, warme Gesichtchen mit wilden Küssen.

„Mein Kind", rief er, „mein Kind."

Das kleine Mädchen fing heftig an zu schreien, ein leichter Frauenschritt kam darauf eilig den Kiesweg entlang näher, eine helle Gestalt bog um die Ecke des Gebäudes und blieb dort wie angewurzelt stehen.

Robert blickte auf.

„Agnes", schrie er, ließ das Kind aus seinen Armen und flog auf sein Weib zu.

„Robert", murmelte sie, halb ohnmächtig an seine Brust sinkend. Minuten lang war es still zwischen den Beiden, dann richtete Agnes sich langsam auf, sah mit großen bangen Augen in des Gatten wetterbraunes Gesicht und fragte:

„Du küßtest das Kind", dabei deutete sie auf das kleine Mädchen, welches scheu dem Schauspiel zusah.

„Mein Kind", jubelte Robert wieder auf, „wie entzückend es ist, und genau so hatte ich mir die Stimme des kleinen Engels vorgestellt. Und wie Du schön geworden bist, meine Agnes, die Mutterwürde hat Dich verklärt. Mein Weib —"

Die Bewegung übermannte ihn, er küßte sie wieder und wieder. Er zog sie mit sich, auf das scheue Kind zu. Da wehrte Agnes ihm, hart sagte sie:

„Das Kind ist ja ihres."

„Nicht meines, nicht unseres, wessen denn? Und es spricht doch wie ich mir gedacht habe, daß mein Kind sprechen müßte."

„Es gehört Silvia."

„Silvia —"

„Mama", rief da eine helle Stimme und ein anderes Kind, auch ein Mädchen, schnell und leicht wie ein Schmetterling, kam gelaufen.

Mit einer Geberde, deren Leidenschaftlichkeit Robert erschreckte, zog Agnes das Kind an sich und stammelte zitternd und weinend:

„Suse, das ist Dein Papa."

Es ist etwas Seltsames um eine Empfindungshöhe, die zu exaltirten Aeußerungen geführt hat, den Mann ergreift hinterher etwas wie Scham über die gezeigte Fassungslosigkeit. Und wenn sich diese Gefühlsäußerungen nun noch gar an eine falsche Adresse gerichtet haben, ist es nachher unmöglich, selbst künstlich die gleiche Höhe der Empfindung noch einmal zu erreichen. So stand Robert jetzt getheilt zwischen Verlegen-

heit und Freude. Es drängte ihn, das ſchöne Kind, das ihn ohne Scheu, faſt zärtlich ſchon, anſah, in ſeine Arme zu nehmen, aber er fühlte, er würde es nicht mehr mit dem wilden Jubel thun, mit dem er vorhin jenes andere Kind geherzt und unklar fürchtete er, ſein Weib dann zu verletzen. Indeß weinte Agnes heftiger und in ihre Reden zu dem Töchterchen miſchte ſich der befremdende Ausruf: „Armes Kind!“ Vielleicht hätte Robert in der nächſten Minute das herzerlöſende Wort gefunden, allein da kam auch die Herrin des Hauſes, aufmerkſam geworden durch das lange Ausbleiben der Freundin, aus dem hintern Garten herbei. So mußte Robert, ohne ſein Kind noch geküßt zu haben, der Dame entgegengehen.

Stolz und leicht kam ſie daher; das blauſchwarze Haar war in die Stirn hereingekrauſt und am Hinterkopf läſſig um einen Kamm geſchlungen, das zierliche Haupt ſchien faſt von der Laſt dieſes Haares geneigt. Ihre elfenhafte Geſtalt umrauſchten ſchwarze Seiden- und Spitzenwogen. Sie ſchien einen Moment lang den hohen Mann nicht zu erkennen, dann ſtieß ſie einen leiſen Schrei aus, der tiefe Bronzeton ihrer Wangen wurde gelblich, ſie ſtreckte wie abwehrend beide Hände aus.

Robert ergriff dieſe beiden zarten Händchen und küßte ſie. Er war ſprachlos ſchon ſeit Minuten und fand auch für Silvia kein Wort. Sie ſah ihn tief und glühend an, unter dem nordiſchen Himmel hatten ihre ſchmachtenden Augen noch keine ſanfteren Blicke gelernt. Dann deutete Silvia mit der Rechten zu ihrem Kind hinüber, während ſie die Linke in Roberts Hand ließ.

„Da“, ſagte ſie, „mein Kind.“

Gloria lief herzu und ſchmiegte ſich an die Mama. Gedankenlos, nur in dem dunklen Gefühl, etwas Höfliches oder Freundliches thun zu müſſen, neigte Robert ſich zu dem Mädchen herab und küßte es auf die Stirn.

„Nun, mein Herzchen“, fragte Silvia dann auf Agnes zugehend, die noch immer neben ihrem Töchterchen weinend kniete, „Du biſt wohl außer Dir? Aber nicht zu viel Thränen, wenn es gleich die des Glückes ſind.“

Silvia ſprach deutſch, ſie hatte es mit unſäglichem Fleiß gelernt, aber der klagende Accent, mit dem ſie es ſprach, ließ es beſtrickend wohllautend klingen. Robert fühlte ſich ſeltſam nervös davon berührt. Jetzt war nicht die Zeit, ſein freudiges Erſtaunen über dieſe Thatſache auszudrücken, es galt, vor allen Dingen Agnes zu beruhigen. Man führte ſie ins Haus, bettete ſie auf eine Chaiſe longue und dann ließ Silvia die Gatten mit ihrem Kinde allein.

Robert ſaß, ſein Suschen auf den Knieen, neben ſeiner Frau. Er redete ihr von ſeiner Sehnſucht nach ihr, nach dem Kinde, von ſeinen lebhaften Phantaſien, in denen er ſich Beide ausgemalt, wie natürlich am Ende die Täuſchung geweſen, daß er Gloria für Suſe hielt, wie die leidenſchaftliche Freude ja nur ſeinem Kinde gegolten habe.

Agnes' Thränen floſſen ſanfter, auch ſie begann von ihren Trennungsleiden zu erzählen; im Sprechen beſchwichtigten ſich ihre empörten Gefühle mehr und mehr. Robert ließ, ihr zuhörend, ſeine Augen forſchend durch den Raum gleiten. Sie befanden ſich offenbar in Silvias eigentlichem Wohngemach. Es öffnete ſich auf die Verranda, von wel-

cher man über den Garten und den Weg hinweg auf das Wasser sehen konnte, und war mit Vorhängen und vielen Polstermöbeln von tiefrother Farbe decorirt. Diese Auswahl von den verschiedensten Ruhelagern erinnerte Robert an Silvias Gewohnheit, träumerisch dazuliegen, die schlanken Finger durch die Saiten einer Mandoline gleiten zu lassen und dabei eine Cigarrette nach der andern zu verrauchen. Da an der Thür hing auch richtig die Mandoline und auf dem Tischchen neben dem Kamin von weißem Marmor standen alle Rauchutensilien. Auch die Vorliebe Silvias für Blumen war die gleiche geblieben; in den Ecken des Zimmers, an jeder freien Stelle der Wand, standen künstlerisch angeordnete Gruppen von blühenden Topfgewächsen, in denen Heliotrop und flammende Cactusblüten in Menge wiederkehrten. Der betäubende Blumenduft fand keinen Ausweg zwischen den schweren Vorhängen, die selbst der Sommerwind kaum zu blähen vermochte, der vom Wasser herüberwehte.

Robert fuhr mit der Hand durch sein Haar.

„Die Atmosphäre ist hier bedrückend. Wenn Du Dich erholt hast, meine Agnes, wollen wir wieder ins Freie gehen."

„Mir ist schon besser", lächelte Agnes.

Sie schritten vereint die Treppe hinab in den Garten, Agnes, nur wenig kleiner als der Gatte, hing fest an seinem Arm, Suschen umklammerte die freie Hand des Papas, mit dem sie nun schon ganz gute Freundschaft gemacht hatte. So sah Silvia die Drei daherkommen, ein Bild der Einigkeit und des Glücks. Sie spielte nervös mit den granatfarbenen Schleifen ihres Gewandes und dachte, wie ein Mann sich in eine solche mondscheinhafte Schönheit verlieben könne, bei der die elementare Glut durch zähe Trauer ersetzt werde, bei der mangelnde Vorzüge blos durch mindere Fehler ausgeglichen seien, pah, und auch das nicht einmal, denn diese deutschen Frauen haben so allerlei kleine plebejische Fehler, die aus ihren wirthschaftlichen Tugenden entstehen.

Mit liebenswürdigem Lächeln bat sie die Gatten, den Zufall, der heute Robert gleich in ihr Haus geführt habe, nicht als einen schlimmen zu kennzeichnen, dadurch, daß man sie nun bald verlasse. Silvia bestand darauf, daß die Wiedervereinten den Abend bei ihr zubringen sollten, umsomehr da Agnes' Hausstand heute noch nicht für den Herrn bereitet sei.

„Sie wissen", sagte sie scheinbar ganz nachlässig, „diese deutschen Häuser gerathen bei jeder Veränderung in eine kleine Revolution, und bei unvermutheten Ereignissen, wie heute z. B. Ihre Ankunft, ist in der Küche und Speisekammer meist rathloses Entsetzen. Unter unseren Himmelsstrichen wird ein Gast geräuschlos und freudig empfangen, er speist mit uns, weil wir alle Tage genug haben, Gäste mit zu sättigen, weil wir unsern Tisch nicht für den Gast mit einem lügnerischen Luxus ausstatten, der seltsam gegen die mageren Speisen anderer Tage absticht Und ich, lieber Freund, habe hier zum Entsetzen der Stadt und ein wenig auch Ihrer Frau, eine ganz sorglose, romanische Wirthschaft etablirt."

Robert mußte Silvia Recht geben, man erwog die Vorzüge des südlichen Sichgehenlassens gegen die heuchlerische pedantische Art der deutschen Haushaltungen. Jedes Wort war für Agnes umsomehr ein Stich, als sie in der That schon heimlich die große Frage sorgenvoll er-

wogen hatte: was werde ich Robert heute Abend vorsetzen, wo bekomme ich noch etwas her? Das Gespräch verzögerte die Entscheidung, welche zu Agnes' Freude einerseits und Angst andererseits von Robert dahin getroffen wurde, daß er den ersten Abend in seinem Heim zubringen wolle, doch versprach er Silvia, morgen Vormittag zu ihr zu kommen, da er ihr einige Kleinigkeiten zu übergeben wünsche, welche er ihr aus der Heimat mitgebracht. Wenn Silvia mit dieser Anordnung nicht befriedigt war, zeigte sie es wenigstens nicht, mit einem seltsamen leisen Lächeln wandte sie sich ihrem Kinde zu und sagte: „Gloria, gieb dem Herrn das Händchen zum Adieusagen."

Zutraulich und freigebig wie Kinder mit Küssen sind, streckte Gloria die Aermchen nach dem Halse des Fremden aus; Robert neigte sich so zum drittenmal zu ihr herab und erwiederte die Zärtlichkeit der Kleinen. Dabei legte Silvia, lächelnd zuschauend, scheinbar ganz zufällig ihre Hand auf Roberts Schulter. Nur eine Minute lang blieb die Gruppe so gefesselt, um sich dann ebenso zwanglos zu lösen; Agnes aber fühlte einen schmerzlichen Stich im Herzen bei diesem Anschein von intimster Vertraulichkeit, der ihr in Silvias Geberde enthalten schien. Und dreimal liebkoste ihr Gatte das fremde Kind, zweimal, bevor er noch seine eigene Tochter umarmt. Agnes verstand sehr wenig eine augenblickliche Verstimmung zu verbergen, zitternd, mit gedrückter Miene sagte sie der Freundin Adieu, schweigend schritt sie dann mit dem Gatten dem Hause zu. Auch Robert schwieg, den mächtigen Erregungen der letzten Stunde sann er nach, sie in der Erinnerung noch einmal durchlebend. Plötzlich fragte Agnes:

„Wie kommt Silvia zu dem blonden Kinde?"

Robert schreckte zusammen, er war durch den plötzlichen harten Klang einer Stimme aufgestört aus seinen Träumen und wußte einen Augenblick nicht genau was er eben gehört. Dann antwortete er eingehend, wie häufig es vorkomme, daß Kinder die Züge ihrer Großeltern tragen, ein Typus könne, auch wenn er eine Generation überschlüge, doch immer in der Familie forterben; so sähe Gloria ihrer Großmutter sehr ähnlich, nach dem Bilde zu urtheilen, welches Silvia ihm früher von dieser gezeigt. Agnes hörte kein Wort, sie hatte nur das erschreckte Zusammenzucken des Gatten gefühlt, es war ihr redend genug.

Im eigenen Hause fand Robert bald, daß sein Weib ihm ihre Gegenwart zu viel entzog, nur zuweilen streifte sie, das Schlüsselkörbchen am Arm, durch das Zimmer, wo Robert mit Suschen des Plauderns kein Ende fand.

„Aber Agnes", bat er endlich, „warum läufst Du hin und her, anstatt mir Deine liebe Nähe zu schenken?"

„Ich muß für unser Abendbrod sorgen", antwortete sie mechanisch

„Laß die Dienstboten das thun", rief er etwas ärgerlich.

„Ein Mädchen habe ich nur, das zweite, welches ich nun dazu engagirte, kommst erst übermorgen. Lene ist in die Stadt gegangen, um noch allerlei zu holen. Wir erwarteten Dich nicht heute."

„Das klingt ja wie ein Vorwurf", meinte er lächelnd; „übrigens hat Silvia mit ihrem Urtheil über deutsche kleine Hausstände leider sehr Recht. Komm, Agnes, laß die Hausfrauensorgen, laß den Abendtisch, wie manchesmal bin ich zur Nacht ohne weitere Labung als einen Schluck

Wein aus dem Lederschlauch rasten gegangen. Ich begehre nicht die schmackhaften Beweise Eurer culinarischen Fertigkeiten. Komm zu uns!"

Aber Agnes konnte nicht ihre Hand in die herzlich ausgestreckte Rechte des Gatten legen, es war etwas zwischen ihm und ihr, der Keim eines schweren Mißtrauens. Unter verlegen gemurmelten Entschuldigungen floh sie wieder in die Küche zurück.

Betroffen und verletzt blickte Robert vor sich hin. Offenbar, sein Weib zeigte mehr Erschrecken und Scheu über seine Heimkehr als Freude! Sollten die drei Jahre, wo er fern von hier, der Wissenschaft gedient hatte, sein Weib ihm entfremdet haben, sollte sie ihn nicht mehr lieben? Ein Gedanke, der ihn erblassen machte und um dessentwillen er ihr, die ihn erstehen ließ, doch nicht zürnen konnte, denn eine alleinstehende junge Frau von zweiundzwanzig Jahren, schön und liebenswürdig wie Agnes, muß eine nahezu heldenhafte Charaktergröße besitzen, um den Anfechtungen, die sich ihr in allen Formen nähern, immer zu widerstehen. Wenn Agnes ihm in jener Stunde, da sie ohne seinen Trost, ohne seine freudige Liebe, Mutter wurde, doch gezürnt hatte, daß er fortgegangen? Wenn die Bitterkeit jener Stunde das Saatkorn einer Liebe zu einem andern Manne geworden? So traurig all dies wäre, so möglich und verzeihlich auch! Robert seufzte schwer, an solche Schatten hatte er für die Heimkehr nicht gedacht. Doch versuchte er seine Sorgen zu unterdrücken und plauderte während des Abendessens mit Lebhaftigkeit. Agnes hörte mehr apathisch, als in schweigender Versunkenheit zu. Heimlich forschte Robert dabei in ihren Zügen. Wie wenig sie sich doch verändert hatte: das war noch dieselbe mädchenhafte, plastisch gerundete Gestalt, die gleiche, weiße reine Stirn, von der das blonde Haar sorgfältig geordnet zurückgenommen war, die im Profil so energisch gezeichnete kleine Nase, der schöne Mund, um den manchmal ein Zug von Eigensinn lag und der doch, ach so kinderfroh lächeln konnte, wie Robert es heute noch nicht gesehen. Auch aus ihren klugen, klaren Augen war nur zuerst einige Mal der mild zärtliche Strahl gekommen, der ihn einst so glücklich gemacht. Und als er sie in aufwallender Liebe später fest, fest in seine Arme schloß, erwiederte sie seine Küsse nicht.

Verstimmt warf Robert sich endlich auf sein Lager und schlief trotz der düsteren Grübeleien bald ein. Agnes stand am Fenster, drüben flimmerte des Mondes Abglanz auf der stillen Fläche des Wassers, schwarz und massig erhob sich jenseits die Stadt. Wie aus Stahl schienen die Domthürme geformt, auf deren schieferumkleideten Spitzen der Mondschein ruhte. Der Nachtwind ging durch das Röhricht im Ufer, das leise rauschend zusammenschauerte.

Agnes weinte nicht, sie erwog mit peinlicher Sorgfalt alle Momente, welche ihr Recht geben konnten zu dem Verdacht, der mit beängstigender Schnelligkeit in ihr wuchs und ihr schon eine Wahrheit däuchte, die sie nur aus Feigheit bezweifelte. Was hatte Silvia für Motive, aus der geliebten, sonnendurchglühten Heimat in den kalten Norden zu ziehen? Die Neugier auf die Heimat der Mutter, die Lust, die deutschen Verwandten derselben kennen zu lernen? Thorheit! Ein einzig Mal war Silvia in Hamburg gewesen; um die Verwandten bekümmerte sie sich fast gar nicht. Nein, so weit treibt nur die Liebe! Nur um wieder mit Robert vereint zu werden, war sie in die weltverlorne alte Hansestadt

gekommen. Wie lange und wie vertraulich aber Robert und Silvia damals in der orientaliſchen Welt mit einander verkehrt, das war eben ihr Geheimniß, Agnes würden ſie nur juſt das ſagen, was ihr zu wiſſen gut ſei. Daß Silvia Robert liebe, hatte ſie ja längſt gefühlt, ſo etwas merkt eine Frau immer und Agnes war bereit geweſen, in allen Formen der Freundin zu verſtehen zu geben, daß ſie ſolche Liebe nicht hegen dürfe. Aber wenn Robert dieſe Neigung gar erwiederte, wenn die kleine Gloria — den Gedanken dachte ſie nicht aus.

Bebend wandte ſie ſich um, der Anblick ihres Kindes, ſeines Kindes, ſollte ihr Muth geben. Wie ſie auf das Bettchen zuſchritt, ſtieß ihr Fuß an Roberts Handkoffer, der geöffnet und halb ſeines Inhalts entledigt dort lag. Robert hatte dem Kinde allerlei morgenländiſchen Tand daraus hervorgeholt. Ihr Ordnungsſinn, der, wie Silvia zu behaupten pflegte, keine Tugend mehr, ſondern nur mechaniſche Gewohnheit ſei, hieß ſie halb gedankenlos die wirren Gegenſtände zuſammenraffen und wieder hineinthun in den Behälter. Dabei beſah ſie den bunten Kram, holte Anderes hervor und hielt zuletzt ein Käſtchen in der Hand, deſſen Farbenpracht ihre lebhafte Bewunderung erregte. Sie öffnete es und fuhr erſtaunt erſt, dann entſetzt zurück. Darinnen lag ein modernes europäiſches Schmuckſtück: ein goldenes Medaillon, von deſſen Deckelfläche ein S. in koſtbaren Steinchen ſchimmerte. Mit zitternden Händen öffnete ſie dann auch das Medaillon: ihres Gatten braunes, ſtolzes, offnes Angeſicht ſchaute ſie an.

„Für Silvia“, murmelte ſie faſſungslos und barg das Unglückskäſtchen wieder in den Koffer.

Eine lange Nacht lag Agnes wachend, ſie ſuchte ſich einzureden, daß es nicht anders wie natürlich ſei, wenn Robert der Freundin ein Geſchenk mitbringe, hatte er doch ſelbſt darauf geſtern hingewieſen. „Nun“, dachte ſie, „ich werde ja ſehen, ob er ihr harmlos dies Medaillon vor meinen Augen giebt, ob ſie es ebenſo harmlos trägt.“

Dieſe Prüfung für das Unverdächtige der koſtbaren Gabe ſchien ſich ſchon am andern Morgen zu Agnes' Trauer entſcheiden zu wollen, da Robert ſich für den Gang zu der ſchönen Spanierin bereitete, nahm er wohl eine Menge kleiner Koſtbarkeiten mit, allein von dem Käſtchen ſah Agnes nichts, ſo wenig wie er ein Wort davon ſagte.

„Begleite mich doch“, bat er freundlich. Noch wartete er vergebens auf den erſten Blick aus Agnes' Augen, nur eine zuvorkommende Höflichkeit zeigte ſie ihm, die für ihn herzzerreißend war.

„Ich habe keine Zeit“, antwortete ſie bedauernd. Sie war entſchloſſen, dem Gatten nach einer Stunde zu folgen und alſo unverhofft bei Silvia einzutreten.

Schwer und langſam ſchritt Robert der Villa de Perez zu. Seit eſtern Abend war ein Bleigewicht auf ſeine Schultern gefallen und ıoch ſah er keine Art, wie er es abſchütteln könnte. Silvia lag auf einem Ruhebett in ihrem Wohngemach. Das nächtige Haar hob ſich wunderar von dem rothen Polſter ab. Von ihrer kauernden Geſtalt war nichts u erkennen vor der zarten weißen Stofffülle, die ſie umgab. Sie drehte ine Roſe zwiſchen den Fingern, hatte die Augen beinahe geſchloſſen ınd ſchien Robert nicht zu bemerken, der von der Erlaubniß, ungemel=et einzutreten, die er einſt gehabt, auch hier wieder Gebrauch machte.

„Donna Silvia, ich grüße Sie", sagte Robert lächelnd. Sie schlug die Lider auf und sah empor. Dieser große, plötzliche, brennende Augenaufschlag erschreckte ihn immer. Er hatte spanisch zu ihr gesprochen, entzückt horchte sie auf diese Laute.

„Zum ersten Mal meine Muttersprache!" jubelte sie auf. „O wie lange hört ich sie nicht und ich zwang sogar meine arme Zunge, Eure barbarischen Worte zu lernen!"

Er zog ein Tabouret herbei und setzte sich neben sie.

„Dabei sehen Sie mich so vorwurfsvoll an? Sie wollen bedenken, Sennora, daß es Ihr höchsteigener Wille war, in ein Land zu ziehen, wo die Luft und die Sprache Beide härter sind als die Granadas."

„Für wen habe ich denn deutsch gelernt?" fragte sie mit vollständiger Naivetät; „doch nur, damit ich Ihnen sagen könne: „Ich grüße Ihnen."

„Sie — Sie!" rief er lachend.

„Ach ja: ich grüße Sie!" Silvia warf ihm zur Strafe für ihren grammatikalischen Fehler ihre Rose ins Gesicht.

„Wenn Sie aber wüßten", versicherte Robert, „wie gefährlich berauschend Ihnen diese melancholische deutsche Aussprache und die gelegentlichen entzückenden kleinen Fehler stehen, so würden Sie nur deutsch da reden, wo Sie die Absicht haben, Herzen zu gewinnen."

„Diese Absicht habe ich nie, hier nie. Diese blonden kalten Menschen sind mir zu — ja, wie soll ich sagen, wir haben gar kein Wort dafür, zu — sie suchte nach einem deutschen Ausdruck, da ihr die Muttersprache keinen zur Verfügung stellte und triumphirend über ihre Kenntnisse und Gewandtheit im Deutschen, fuhr sie schließlich damit heraus: zu — ungeherzt."

Robert lachte hell auf.

„Wenn Sie wüßten, was Sie da eben gesagt haben", rief er höchlichst amüsirt. „Aber wie Sie den Nagel auf den Kopf trafen."

„Nicht wahr?" fragte Silvia, indem sie die Arme unter dem Kopf verschränkte und ihn immer gerade dabei ansah; „zumal die Frauen! Keine rechte Wärme, sehr viel Tugend, aber keine blendenden Reichthümer an Schönheit und Liebesfähigkeit. Und vor allen Dingen keine rechte Ehrlichkeit. Ich glaube, so eine Frau, die Ihrige, mein Freund, mit darin begriffen, würde eher sterben, als einem Mann geradeaus sagen: ich habe aufgehört, Dich zu lieben! Sie würde, ich wette darauf, nur kälter noch, vielleicht gar unfreundlich gegen den Gatten werden, würde das bischen Liebe, was für einen Andern in ihr aufgeflackert ist, mit Gewalt unterdrücken und sich zuletzt wieder in die Gewohnheit einleben, sich zu sagen: ich liebe meinen Mann. Wissen Sie, wie man das nennt? Die Treue! Sie ist eine große Tugend diese Treue, finden Sie nicht?"

Robert erbebte. Er kannte genug von Silvia, um keines ihre Worte harmlos zu nehmen, so nachlässig sie auch manchmal etwas hin sprach. Sollte sie gar Kenntniß davon haben, daß seine Agnes in ihren Herzen kalt gegen ihn geworden? Kämpfte also Agnes gar jetzt mit de Neigung für einen Andern?

„Ja", fuhr Silvia seufzend fort, „ich hätte diese Tugend, glaub ich nicht. Ganze Liebe oder keine, ist mein Princip. Aber jeder in seine

Art. Die deutsche Art ist gewiß die bequemere. Wie angenehm diese genügsamen Frauen wohl für ihre Männer sind. Ich hielt es nimmer in so engem Rahmen lange aus. O Don Robert, wie lange drückt mich schon diese kleine Welt hier mit ihren Schranken. Mit tausend Qualen habe ich auf Sie gewartet, um Ihnen zu sagen: kommen Sie mit fort von hier, hinaus in die große Welt, wo Platz genug ist für Ihren Geist zu kämpfen, für Ihren Wissensdurst zu forschen. Was wollen Sie hier? Anstatt an eines Oceans wellenumtoster Küste stehen Sie an eines Teiches sumpfigem Rand, anstatt der Unendlichkeit, in die sich Ihre Augen verlieren, steht an Ihrem Horizont eine Schranke, drüben die alte Vaterstadt. Einst wäre wohl ein Schauplatz für Sie hier gewesen, als die Schiffe Ihrer Vorfahren mit königlichem Stolz, mit grenzenloser Macht die Meere der Erde durchzogen, als Eure Bürgergröße sich mit Fürstengröße messen durfte. Was ist diese Stadt heute? Zu klein zur Selbstständigkeit, zu hochmüthig zum Unterordnen, fristet sie ohnmächtig die bloßen Ueberreste einstiger Größe, putzt sich mit Lorbeeren, die vermoderte Ahnen erwarben. Nein, Robert, Ihr Platz ist auf der Höhe eines Berges, wo man weite Umschau halten kann, nicht im engen Gemüsegarten des Philisterthums, auf wilden Rossen sollen Sie vorwärtsstürmen, nicht im gleichgemutheten Schritt des Bürgers auf den Pfaden wandeln, welche die Väter schon ausgetreten haben. Kommen Sie, fort von hier, in die Wüste, an den Nordpol, wohin sie wollen. Ueberall ist die Welt für Sie, nur nicht hier!"

Sie richtete sich auf, stand vor ihm und ergriff seine Hände. Mit zuckenden Lippen sagte er:

„Was wissen Sie davon, daß man auch diese meine Vaterstadt lieben kann, wie Sie Granada und Spanien lieben? Und mein Weib?"

„Ihr Weib, das an der Scholle klebt!" rief Silvia zornig. „Tausendmal habe ich es ihr gesagt: zieh ihm nach! Suche ihn auf! Ich zöge mit dem Mann, den ich liebe, durch die Wüste oder wohin er wollte."

„Von meiner sanften Agnes dürfen Sie den excentrischen Muth nicht fordern."

„Was natürlich ist, heißt Euch gleich excentrisch! Wenn ein Mädchen denn einen Mann erwählt, soll es sich zuvor überlegen, ob es alle Lasten seines Berufs mit tragen will und ob es ihn auch nicht in diesem stört."

„Wissen Sie, Donna Silvia, was Sie da eben redeten? Das war deutscher Idealismus", sagte Robert lächelnd.

„In der That? Hat Eure Thorheit mich schon angesteckt? Nein, Freund, es war nur ein Glaubensbekenntniß."

„Einst hörte ich ein anderes von denselben Lippen. Es lautete ungefähr so, daß Sie den geliebten Mann mit einer Ausschließlichkeit besitzen wollten, daß die Liebe sein Beruf, sein einzig Denken, sein Alles sei, so lange es eben daure."

„Aber jetzt weiß ich", rief sie leidenschaftlich, „daß nicht der Mann in dem Weibe, sondern das Weib in dem Mann aufgehen soll. Die Liebe hat überall Raum. Und ein Weib kann den Mann beglücken, wenn sie, seine Gefahren theilend, mit ihm zieht: im Sand der Wüste ist ihr Platz zu seinen Füßen ebenso süß, wie im düstern Raum eines Schiffes. Und sein Kuß wird sie ebenso beseeligen, wenn sie ihn unter rauschen-

den Gipfeln des Urwaldes, wie in der unbehaglichen Enge eines Stübchens empfängt. Ja, ich wollte, wenn ich liebte, dem Geliebten selbst hier ein Paradies schaffen. Abends, wenn der Mondschein auf dem Wasser liegt und die alte Kirche herüberwinkt —"

Ihre Stimme versagte, sie trat rasch auf eine Blumengruppe zu, löste einige Heliotropblüten ab und befestigte sie in ihrem Gürtel. Robert sah ihr schweigend zu. Ihre wilde, sonderbare Art muthete ihn an, wie glühender Sirocco nach schneidendem Nordost. Die Atmosphäre in seinem eigenen Heim war kalt, schauerlich kalt gegen die Treibhausluft dieses Raumes. Und wie schön Silvia war, eigentlich mehr interessant noch als schön, denn es gab eckige Härten in ihrem magern Gesicht, aber diese wunderbaren märchenhaften Augen machten allein eine Welt von Schönheit aus. Und sie liebte ihn! Jetzt wußte er es gewiß. Seine Augen verdunkelten sich, seine Hände zitterten. So war doch wenigstens ein Herz leidenschaftlich über seine Rückkehr erfreut.

Jäh, wie Silvia sich in allen ihren Bewegungen zeigte, kehrte sie sich jetzt zu ihm und redete ihn wieder deutsch an. Er kämpfte seine Erregung nieder und gab ihr fortan mit einer gewissen Kälte die Grenzen der Unterhaltung dadurch an, daß er sie allein beherrschte.

Indessen hatte Agnes mit abergläubischer Peinlichkeit darauf gewartet, bis der Zeiger der Uhr jene Minute wies, in der sie sich vorgenommen, dem Gatten zu folgen: kehrte er früher zurück, oder begegnete Robert ihr unterwegs, so sollte es ihr ein Zeichen sein, daß ihr Verdacht dennoch unbegründet war. Aber obschon sie sich unaufhörlich sagte: „er wird nicht Dir zuvorkommen", war sie doch bitter enttäuscht, daß sie Robert bis zur Thürschwelle von Silvias Wohnzimmer nicht getroffen hatte. Sie stieg die Stufen zu der Verranda empor, durcheilte diese geräuschlos und stand eine Minute lang, von den dicken Vorhängen verborgen, hinter der halbgeöffneten Thür. Drinnen sprachen die Zwei, die männliche Stimme in kurzen Sätzen, die weibliche rasch und länger; doch, o weh, sowohl Robert wie Silvia redeten spanisch und Agnes verstand kein Wort. Wohl aber klang ihr der dunkle, rhythmische Tonfall der fremden Sprache wie lauter Leidenschaft.

Eine Pause, Agnes Hand hob den Vorhang zurück, sie wollte jetzt eintreten. Und gerade sah sie, wie Robert sich über Silvias Hand neigte, sie gefaß hielt und küßte.

„Ah, Agnes", rief Silvia unbefangen heiter, ihr die Rechte hinstreckend, während sie mit der linken Roberts Hand, ein wenig mit heimlichem Zwang, festhielt, „warum sind Sie nicht schon vorhin zugleich mit Robert gekommen? Guten Morgen! Wo ist Suschen? Jetzt lasse ich Sie nicht fort, Don Robert — er küßte mir gerade zum Adieu die Hand — Sie müssen Ihren Besuch noch mit auf den von Agnes ausdehnen. Aber Agnes, wie blaß Sie sind, pfui, das steht nicht gut zu blonde Haar, und so schweigsam."

„Sie lassen mein armes Weibchen ja nicht zu Worte kommen", r Robert frohgelaunt, Agnes bemerkte sogleich, daß sie Robert noch nich in ihrem Hause mit so freier Miene gesehen.

„Nun, ich werde ihr gleich die lebhaftesten Aeußerungen der B wunderung entlocken! Sehen Sie dort, Agnes, das hübsche bunte Zeu Ihr Gatte hat es mir gebracht, nun, er wird es Ihnen schon gezei

haben. Aber schaut hier alle Beide, was ich mir aus Paris kommen ließ: ein modernes kleines Schmuckstück."

Damit eilte Silvia auf den Kamin zu, nahm von dem Sims desselben ein kleines blinkendes Etwas und hielt es Agnes hin. Es war ein goldenes Medaillon, auf dessen Oberfläche ein S, aus edlen Steinen gebildet, flimmerte. Auf Roberts Gesicht zeigte sich ein Ausdruck lächelnder Ueberraschung, der indeß sogleich erstarb, als sein Blick zufällig auf Agnes fiel, die ihn entsetzt anstarrte und dann mit dem klagenden Ruf „zu viel", der Thür zuwankte, jedoch nach wenigen Schritten zu Boden fiel.

Robert hob sie auf.

„Agnes", rief er erschreckt, „was ist ihr? Eine Ohnmacht. Leidet meine Frau schon längere Zeit, ist sie immer so still und gedrückt?" fragte er hastig Silvia, die nach ihren Dienerinnen schellte. Der Gedanke, daß Agnes körperlich leidend sei, und in dem Wunsche, ihm dies zu verbergen, sich so scheu vor ihm zurückzog, erschien ihm fast wie eine Erlösung. Doch Silvias unbarmherzige Antwort nahm ihm rasch diesen armen Trost.

„Still und gedrückt? Ist Agnes das? Ei, bis gestern Nachmittag war sie ja noch gesund und froh."

Verzweifelt schlug Robert seine Hände vor sein Antlitz: also nur die Abneigung gegen ihn, gegen den Gatten, peinigte das arme Weib bis zur physischen Ohnmacht! Wie sehr, wie schmerzlich fremd mußte ihrem Herzen die Erinnerung an die ersten kurzen Monde ihrer Ehe geworden sein, daß seine Gegenwort sie krank machte!

Aber in Silvias Herzen keimte rasch die Hoffnung empor: zwischen Robert und Agnes schien Kälte und Entfremdung eingetreten zu sein; einerlei aus welchen Ursachen, im Zorn, oder nur in der Verstimmung gegen sein Weib durfte Robert nicht länger blind dafür sein, wie zärtlich und begehrlich Silvia ihm entgegenbebte.

Blaß und scheinbar schlummernd lag Agnes auf ihrem Bett; sie fühlte sich nicht krank, aber sie ergriff mit melancholischer Freude den Vorwand, den ihr die Ohnmacht von heute Morgen bot, um sich zurückzuziehen und in Einsamkeit sich in Grübeleien über ihr Elend zu vertiefen. Sie hatte Robert gebeten, die Verwandten zu besuchen, welche gewiß schon mit Erstaunen auf ihn warteten. Rauh schlug er es ab, denn wozu, sagte er sich, noch die Verwandten einer Frau besuchen, welche nur noch vor der Welt die meinige ist. Diese Ablehnung der Höflichkeitspflichten gegen ihre Verwandten empfand Agnes als neue Kränkung; „zu Silvia konnte er gehen", sagte sie sich wiederum.

Des Kindes schienen die Eltern in ihrem Gram ganz vergessen zu haben. Unbeachtet lief es im Garten umher oder wanderte mit seiner Wärterin zu der kleinen Spielgenossin, zu Silvias Töchterchen.

Robert verließ bald das Haus und Agnes, von der er mit einem erlegenen „Adieu" Abschied nahm, wagte ihn nicht zu fragen: „wohin?"

Die zweifelhafte Freude der Einsamkeit sollte ihr jedoch nicht lange n Theil werden. Am späten Nachmittag kamen die beiden Schwestern n Agnes' verstorbener Mutter, und sowohl Tante Lulu, wie Tante imi wußten schon von der großen überraschenden Neuigkeit, daß obert, der „berühmte Weltumsegler" nun zurückgekommen sei.

„Na, mein Kind", sagte Tante Lulu, „nun wird er ja wohl bei Dir bleiben und Alles wieder gut machen, was Du um ihn gelitten. Was hat er Dir denn Alles mitgebracht? Daß er heute noch nicht zu uns gekommen ist, haben wir ihm nicht übel genommen, wirklich kein Bischen. Mein Heinrich sagte auch: Lulu, das kannst Du nicht verlangen, daß er sich den ersten Tag gleich von seiner kleinen Frau und seinem Hause trennt, um nach uns alten Leuten zu sehen."

Wenn Tante Lulu mit ihrer spitzen Haltung und noch spitzeren Stimme versicherte, sie habe nichts übel genommen, hieß das soviel, als sie fühle sich tödtlich beleidigt, sei aber zu friedliebend, um etwas daraus zu machen. Und Tante Mimi schlug die Hände zusammen, daß der Strickbeutel, der über dem Gelenk der Rechten hing, gewaltige Pendelbewegungen machte und sagte:

„Herrjemine, was Du blaß bist! Robert hätte vorher schreiben sollen, der Schrecken ist Dir gewiß in die Glieder gefahren. Und Ihr wart wohl grad beim Reinmachen, was?"

Agnes mußte erzählen, wo Robert sie und das Kind gefunden. Sie that es mit einem bloßen Lächeln, dem auch weniger beobachtungseifrige Menschen, als die Tanten, das Erzwungene angesehen hätten.

„Also bei der Perez! Na—"

Tante Lulu und Tante Mimi sahen sich an.

„Wir haben es schon immer gedacht, daß das mit der Freundschaft zwischen Robert und der Spanierin einen Haken hätte", sagten sich gegenseitig diese Blicke.

„Nun, Agnes", sprach Tante Lulu mit überlegener Würde, „uns, die wir Dich kennen von Kindesbeinen an, die wir Mutterstelle an Dir vertreten haben, uns wirst Du kein x vor dem u machen. So ein Gesicht wie Du, macht keine glückliche Frau. Aber laß nur, es wird schon gut werden. Man muß dem Robert das verzeihen, er hat sozusagen drei Jahre unter Wilden gelebt und weiß nicht mehr, was er Dir und der Familie, in die er hineingeheirathet hat, schuldig ist. Man muß ein Bischen auf ihn Obacht haben. Ja, und was ich noch sagen wollte: mein Heinrich hat für morgen Abend Euch zu Ehren die Familie gebeten. „Kommt nicht zu spät."

„Ich weiß nicht, ob Robert —" begann Agnes zitternd.

„Ob Robert kommen will?" rief Tante Lulu in maßlosem Erstaunen. Das gehörte bisher nicht in ihr Vorstellungsvermögen, daß man eine Einladung von ihr und ihrem Heinrich anders als einer tödtlichen Krankheit wegen ablehnen könne. „Das wollte ich ihm denn doch nicht gerathen haben!" setzte sie drohend hinzu. Mit welchen Mitteln Tante Lulu den Neffen zwingen oder strafen wollte, war ihr selber ein Geheimniß.

Die Tanten gingen, jetzt durfte Agnes weinen, weinen! Und sie weinte, auch darüber, daß nun die Kunde: Robert sei ein Anderer geworden, sei Agnes wohl gar untreu, binnen wenigen Stunden die große Familie durchdrungen habe und dann weiter ihre Runde durch die Stadt mache. Zuletzt aber gab ihr diese Erwägung allen Muth zurück: man würde Robert wie einen Verfehmten behandeln und das sollten sie nicht! Agnes wollte ein zufriedenes Lächeln auf den Lippen haben, sie wollte es Allen laut zulügen: ich bin so glücklich. Was wußten diese Menschen

auch von dem rastlosen, weitschauenden Geiste Roberts, wie wenig konnten sie begreifen, daß eine Agnes in seinem Leben nur eine Episode sein mochte, mehr aber nie. In der Demuth ihrer Liebe, in der Märtyrerlust, für ihn ein Opfer zu werden, fand Agnes neue Lebenskraft.

Nicht, wie Agnes fürchtete und die Tanten schon wußten, bei Silvia de Perez brachte Robert die Stunden zu. Planlos streifte er durch die Straßen, über die Brücken, auf den Wällen.

Als er sich endlich erinnerte, daß es Zeit sei, heimzukehren und nach seinem Weibe zu sehen, welches er leidend zurückgelassen, ging er langsam die Holstenstraße hinauf und bog in die enge Passage ein, welche die zusammengedrängten, hochgiebeligen Häuser zum Markt freilassen. Schräg über den weiten, von einem Häuserquarré streng umschlossenen Platz, lenkte er den Fuß; am Brunnen, der die Mitte des Raumes ziert, blieb er stehen; er kreuzte die Arme auf der Brust und lehnte sich gegen die Säule einer Laterne, in der das Licht zu entzünden man vielleicht des Mondscheins wegen unterlassen hatte.

Drüben, in der Straße, auf die man durch die Arkaden unter dem Rathhause hinweg sah, gingen fröhliche Menschen, in der Sommernacht heimkehrend, in ihre schwülen Häuser. Robert dachte an seine lustigen Knabenspiele, die er eben an dieser Stelle gespielt, Wie lange, o wie lange war das gewesen. Nun war er ein Mann und lachte nicht mehr so herzhaft froh. Noch wie damals, hieß die blonde Agnes sein Genoß, aber damals legte die kleine Liebe ihre Aermchen um seinen Hals und sagte: „Du großer Robert, ich mag Dich leiden.“ Heute mied sie ihn schweigend und scheu.

Ein Irrthum wars gewesen, vielleicht eine Gewohnheit aus Kinderjahren, daß sie einmal gewähnt, sie liebe ihn.

„Das Leid trägt sich leichter, wenn die alten Mauern da nicht so mitleidig auf einen herabschauen“, murmelte er, als er endlich müde weiter schritt.

Grollend und trotzig sah er sich noch einmal nach dem Rathhause um: Du sollst mich nicht mehr weinen sehen, dachte er, in der Welt draußen ist noch Platz für streitbare Männer. Die Heimat soll mich nicht verwundet und siech schauen.“

Dann fand er Agnes schlafend, mit dem süßen Frieden eines Kindes in dem klaren Antlitz. Er kniete sachte neben ihrem Bette nieder und durchforschte die Züge, deren Anmuth ihn einst so entzückt. Heiliges Mitleid mit der jungen Dulderin kam über ihn und er gelobte sich, sie von seiner Gegenwart zu befreien, sie durch Freiheit glücklich werden zu lassen.

Aber sein Kind? Was hatte er für Anrechte an dies Wesen, dessen ersten Schrei er nicht belauscht, dessen erste Schritte er nicht gelenkt. Allein, ohne Liebe und Glück mußte er wieder von dieser Schwelle weichen.

Beide Gatten fanden in der Entschlossenheit ihres Wahnes, daß sie dem Andern zur Last sei und aus Liebe die Pflicht habe, sich für den andern Theil zu opfern, die Ruhe, mit einer trügerischen Gleichgiltigkeit in Ton und Geberde nebeneinander her zu gehen. Robert machte gar keinerlei Einwendungen, als Agnes ihn bat, die Gesellschaft zu besuchen, welche Onkel Heinrich und Tante Lulu seinetwegen veran-

staltet hätten. Mit einem schüchternen Keim des Stolzes und der Freude im Herzen ging Agnes am Spätnachmittag, zierlicher denn sonst gekleidet, am Arm ihres Gatten durch die Gassen. „Wie stattlich, wie schön und braun er aussieht", dachte sie bewundernd. Und er sah auf die lieben kleinen Füßchen herab, die da neben ihm so gleichmäßig unter dem Falten- und Fransenrock aus- und eingingen und freute sich an dem Spiel des blauen Schleiers mit dem blonden Haar.

Dann öffnete das Ehepaar die Hausthür der Verwandten. Das lang nachläutende Gebimmel der alten Schelle oben an der Thür versetzte Robert mit einem Mal in die Welt, die ihn hier erwartete. Er ärgerte sich, daß es noch die alte Schelle war, die seinen Eintritt einläutete, und die sicher schon ebenso nervösmachend über Onkel Heinrichs Urgroßpapa geläutet hatte.

Mit großer Würde empfing ihn Onkel Heinrich, umgeben wie ein Feldherr von seinem Stabe, von dem Kreis der jüngeren Onkel, Vettern und Verwandten undefinirbaren Grades. Nachdem man in wohlgesetzter Rede Roberts bedeutende Reise, seine glückliche Errettung aus mancherlei Lebensgefahren gepriesen hatte, setzte der Onkel mit heuchlerischer Bescheidenheit hinzu:

„Du wirst Dich nur schwer in unsere einfachen, soliden und ehrbaren Verhältnisse hineinfinden, allein wir hoffen, daß Du um Agnes und der Familie willen die großen und freien Ansprüche, welche Du an die Lebensgewohnheiten nun zweifellos zu stellen pflegst, wieder unserer beschränkten, aber dadurch ebenso hochachtbaren und friedlichen Weise anzuschmiegen suchst."

Onkel Heinrich pflegte bei feierlichen Gelegenheiten immer sehr verwickelten Satzbau für seine Reden anzuwenden.

„Wenn Du Eure Verhältnisse einfach nennst", sagte Robert spöttisch, so weiß ich nicht, wie Du es heißen willst, wenn man Wochen, ja Monde lang auf bloßer Erde schlafen muß und froh ist, wenn man mit der Haut eines erlegten Wildes seiner defecten Kleidung aufhelfen kann. Was übrigens die Ehrbarkeit und Solidität betrifft, guter Onkel, so weiß ich mir nicht zu helfen, aber ich find's solider, wenn so ein armer schwarzer Teufel in Mittelafrika seine Feinde einfach todtschlägt, als wenn Ihr untereinander — 's kommt ja vor — Euch grimmig haßt, dabei schön thut, und durch Klatsch oder schlimmere Manipulationen dem Feind zu schaden sucht. Auch sonst passirt unter der Decke der Solidität so allerlei, von dem die unschuldigen schwarzen Kerle am Aequator keine Ahnung haben."

Damit drehte er sich abrupt um und ging in das Zimmer, wo die Damen in feierlicher Runde den Thee nahmen, und Jede für sich beleidigt war, daß Robert ihr nicht wenigstens einen Sack Pfeffer oder Elfenbein mitgebracht hatte. Tante Lulu und Tante Mimi waren außerd noch durch Agnes gekränkt, welche auf die geheime hastige Frage i Beiden: „na, wie ist er?" nur sanft geantwortet hatte: „gut und lieb.'

Man bot Robert dann eine Partie Bostonwhist an, was er m unhöflicher Entschiedenheit ablehnte. Agnes saß wie auf Kohlen, sie sa wie Robert alle Augenblicke seinen Platz veränderte, die Bilder beschau die er auswendig kannte, mit den Fingern auf den Tisch trommelte u öfters ostensible seufzte. Sie fürchtete jede Minute einen leidensch

lichen Ausbruch seiner Ungeduld und verfolgte besorgt die mißbilligenden Blicke der Tanten.

Aber diese Mißbilligung war von einer erhabenen Art, es war jene, die sagt: man muß Nachsicht mit ihm haben, er ist verwildert.

Zu Tische! Gott sei Dank, unter der Abwickelung eines guten Menüs beruhigen sich ja oft die genialsten, vulcanisch zürnenden Männer.

Eine geschriebene Karte, welche der Lohndiener — auch diesen kannte Robert schon, seit er zu denken vermochte — ihm in die Hand drückte, belehrte den jungen Doctor, daß er, als Ehrengast, Tante Lulu zu Tisch zu führen habe. Er hätte lieber bei seiner Agnes sitzen mögen, da durfte er sich doch ausschweigen.

Unter feierlicher Ruhe verzehrten die Anwesenden Bouillon und Pasteten. Dann klopfte Onkel Heinrich an sein Glas und hieß seine werthen Gäste herzlich willkommen. Nach dem Mockturtleragout, in dem Robert zu der Tante Entsetzen mit der Gabel herumfuhr, es für ein barbarisches Gericht erklärte und stehen ließ — Gott, Alle aßen sie es so gern — nach dem Ragout erhob sich Onkel Heinrich zum andern Mal und ließ den Zurückgekehrten in etwas frostiger Form leben. Und nun war die Schleuse der Toaste eröffnet, jeder männliche Gast ließ seine Rednergaben glänzen. Roberts bemächtigte sich nach und nach ein höhnisches Vergnügen. Das waren wieder all dieselben Toaste, die Jedermann der Anwesenden schon auswendig kannte, das war noch derselbe naive Eifer, mit dem die Tafelrunde „hoch soll'n sie leben, drei Mal hoch", absang. Er trank hastig ein Glas nach dem andern von den verschiedenen guten und schweren Weinen, und anstatt zu essen, krümelte er sein Brödchen zu Atomen auseinander. Seine Nasenflügel bebten, seine Augen funkelten, er war gierig auf den Moment, wo er der ganzen Gesellschaft, von der er jedem Einzelnen als seinen persönlichen Feind ansah, einen Schlag ins Gesicht versetzen konnte. Und der Augenblick kam. Mit besonders feierlichen Allüren erhob sich der Mann der Tante Mimi, Onkel Sophus; schon sein Räuspern und die Kunstpause, welche seiner Rede voranging, deutete auf eine ungewöhnliche rhetorische Leistung.

Er fing von dem Muth an, den eine „in unserer Mitte weilende junge Frau" bewies in den Jahren, da sie den Gatten im Dienst der Wissenschaft draußen wußte, von den schweren Verpflichtungen, die der Gatte nun habe, seinem Weibe Alles zu vergelten. Mit väterlichem, des nachsichtigen Verzeihens nicht entbehrenden Ton führte er Robert all die Tugenden der Ahnen und Urahnen zu Gemüth und seine Pflicht, in den Pfaden dieser Ehrenmänner weiter zu wandeln. Er fand es begreiflich, daß Robert nun an allen Ecken und Enden anstoße, allein auch bald werde er sehen, daß das wahre Glück nur in der Heimat, in der Familie zu finden sei.

Onkel Sophus sprach mit Innigkeit, überzeugt und von Herzen, die nassen Augen der Damen zeigten: auch zu Herzen. Robert saß mit vorgeneigtem Oberkörper und lauschte. Das eine und andere Mal durchfuhr es ihn so: Der würdige alte Mann, welch' ehrfurchtgebietender Familiensinn aus ihm redet! Aber er wollte nicht weich werden. Dann schloß Onkel Sophus:

„Und so wende ich mich denn an Dich, lieber Neffe, und lege es Dir dringlich ans Herz: halte unserer guten Agnes, was Du ihr am Altar

gelobt: „sie treulich zu meinen und redlich zu lieben.“ Laß Dir Gemüth und Sinne nicht von fremden Einflüssen einnehmen. Zeige Deiner Agnes mehr als bisher, daß Du sie liebst, wahrlich sie verdient es. Hat sich tapfer gehalten die Kleine, könnens Alle bezeugen. Die Dinge, die mir da zu Ohren gekommen sind, sind nicht schön, nein Robert, nicht schön. Geh in Dich, alter Junge, bist ja doch ein braver Kerl.“

Onkel Sophus hatte mehr, weit mehr gesagt, als er, trotz der dringenden Aufhetzereien der Tanten, beabsichtigte, seine Rührung über seine Liebe zu Agnes und seine großmüthige Verzeihung für den bösen Neffen riß ihn fort. Er hatte Agnes' Wohl ausbringen wollen, jedoch nun versagte ihm die Stimme.

Da sprang Robert auf mit dem gefüllten Champagnerkelch in der Hand, seine Augen sprühten Blitze, seine Stimme dröhnte durch das weite Zimmer.

„Hat mein Weib mich bei Euch verklagt, daß Ihr mich mahnt, meine Pflicht zu thun? Steckt Ihr Eure Köpfe aus dem Sumpf hervor, darein Ihr versinkt und unfähig seid, mitzuschwimmen im frischen Strom der Zeit, steckt Ihr sie hervor und wollt mich rufen, damit ich auch lerne mich wohlzufühlen in der moderigen Atmosphäre? Nein, sag' ich Euch, ich bin aus anderm Holz geschnitzt als Ihr, ich will keine Mumie sein, ich bin ein Mensch, ein Mann, die große Welt ist mein Kampfplatz, mein Richter. Ein Mann, kein Baby, dessen Windeln Ihr beguckt, ein Mann; kein Object für Eure Klatschbaserei. Und wenn mein Weib Euch anrief zur Hilfe gegen mich, so gleicht sie Euch und hat an mir so wenig Theil, wie ich an Euch!“

Damit warf er sein Glas hin, daß es klirrend zerbrach und der Champagner Tante Lulus Kleid überschüttete, die erschrocken zur Seite rückte und sofort eifrigst aus dem Seidenstoff mit der Serviette den Wein zu entfernen suchte.

Robert aber verließ mit großen Schritten, stolz erhobenen Hauptes das Gemach, ohne Jemandem auch nur einen Blick zu gönnen.

In schweigender Erwartung blieben Alle zurück, bis Agnes weinend ausrief:

„O Onkel Sophus, wie durftest Du also zu meinem Gatten reden, zu ihm, der mich so zärtlich —“

Doch die Lüge wollte nicht über ihre Lippen, sie verhüllte schluchzend ihr Haupt.

Robert stürmte durch die Straßen, er wußte nicht, was er zunächst wollte, nur das Gefühl, eine Entscheidung sei da, war ihm deutlich, zugleich mit einem Zorn auf Agnes, die nun seines scheuen Mitleids unwerth schien.

Sein Weg führt ihn vom Mühlenthor her, an der Villa de Perez vorüber. Aus Silvias Wohngemach fiel das Licht in die Veran Robert sah, daß die Thür derselben geöffnet war.

Gedankenlos ging er durch den Vorgarten, die Treppe hinauf un trat eben in den Thürrahmen, als drinnen Silvia sich, erschreckt du die männlichen Schritte, die nahten, von ihrer Chaiselongue erhob hatte und die Glocke faßte.

„Robert!“ rief sie erstaunt, da sie ihn im Gesellschaftsanzug, oh Ueberrock und Hut mit wirrem Haar und blitzenden Augen stehen sah

Sie kam ihm raſch entgegen; ihr weißes, loſes Caſchmirgewand mit perſiſchen farbenbunten Kanten verziert, floß, ihre zarte Figur mehr bezeichnend als verhüllend, an ihr nieder, ihr Haar hing gelöſt bis auf ihren Gürtel herab.

„Was iſt geſchehen? Etwas Großes, ich ſehe es!“ Sie faßte ſeine Hände und zog ihn tiefer ins Gemach. Dann kehrte ſie zur Thür zurück, ſchloß dieſelbe und ſagte gebieteriſch:

„Ich will es wiſſen.“

„Ich habe mich von ihnen losgeſagt, von Allen“, antwortete Robert mechaniſch.

„Auch von Agnes?“ Silvias Augen erweiterten ſich.

„Auch von ihr“, ſagte er klanglos.

Silvia warf den Kopf zurück, ein jauchzender Laut entfuhr ihr. Sie kauerte neben ihn, der auf einem Seſſel mehr lag als ſaß, nieder und legte zart ihre Wange auf ſeine Hand. So blieb ſie lange, bis Robert auf ſie herabſah und ſeine andere Hand in ihr fluthendes Haar vergrub. Ein Zucken ging da durch ihren Körper, ſie hob ihre bittenden begehrlichen Wunderaugen langſam zu ihm empor und ſagte deutlich leiſe:

„Robert, ich liebe Dich, ich habe gewartet.“

Agnes war längſt nach Hauſe zurückgekehrt, ſtill ſaß ſie, von der Lampe ſanft beſchienen und wartete des Gatten. Sie hatte Muth, Ruhe und die Kraft zum klaren Nachdenken gefunden. Ihre einfache Frauengröße gab ihr die Fähigkeit, Alles zu ertragen. Zu ohnmächtigen Klagen giebt das Leben ſolchen Frauen genug der unbewachten, ſchlafloſen Nachtſtunden, zur mächtiger Entſchlußkraft nur ſeltene Augenblicke.

Und ſpät, ſehr ſpät, als faſt ſchon der Sommermorgen wieder aufgraute, trat Robert ein. Er fuhr zuſammen, da er Agnes erblickte, und er ſchlug zum erſten Mal in ſeinem Leben die Augen vor einem Weibe nieder. Da er ſich ihr näherte, zog Agnes mit ihrem Athem den Duft ein, der ihn umſtrömte.

„Silvias Parfüm!“ rief ſie leiſe, „er war bei ihr!“

Er gab kein Zeichen, ob er dieſen Ausruf gehört hatte.

„Setze Dich einen Augenblick zu mir, Robert“, bat ſie ſanft.

„Soll die Rede von Onkel Sophus fortgeſetzt werden?“ fragte er, mit ihr grollend, weil er ſich vor ihr ſchämte.

„Nein, Robert, Onkel Sophus hätte beſſer geſchwiegen. Allein ich will Dir ſagen, was zu hören Du erwarten wirſt: die Jahre der Trennung haben Dich von meinem Herzen geſchieden, ich ſehe es, ich fühle es. Nimm denn, wenn Du ſie verlangſt, auch äußerlich Deine Freiheit rück.“

„Eine peinliche Einigkeit, Agnes“, ſagte Robert, ohne ſie anzuſehen, enn ich wollte Dir das Gleiche ſagen.“

Sie ſeufzte — kein Wort des Widerſpruchs von dieſen Lippen, die ire Liebe einſt wachgeküßt!

„Und das Kind?“

„Es bleibe Dein“, ſprach er abgewandt.

„Und Du?“

„Ich gehe — in die Welt, in die Wüste, an den Nordpol, es wird sich finden", murmelte er.

„Gute Nacht denn, Robert, gute Nacht zum letzten Mal." Ihre Stimme versagte. Sie reichte ihm die eisige Hand, die er kaum berührte.

„Gute Nacht."

Die Thür fiel zu; die Lampe verglimmte, draußen leuchtete der Morgen empor, Robert saß unbeweglich und schweigend.

Derselbe Morgen, nur vier oder fünf Stunden später, aber doch der andere Tag, der Tag nach jener Nacht, in der Agnes und Robert zu einander das herbe Trennungswort gesprochen. Robert trat, nach kurzem, unruhigen Schlummer in das gemeinschaftliche Wohnzimmer. Auf der Schwelle blieb er wie gebannt stehen.

In das einfach ausgestattete Gemach fiel, über blühende Topfgewächse hinweg durch das einzige Fenster der helle Sonnenschein. Auf dem Tisch, der inmitten des Raumes stand, kämpften vier kleine, rauchende gelbrothe Flämmchen gegen den fröhlichen Sonnenschein, und diese armen kleinen Flämmchen rührten von Lichtern her, die auf einen Kuchen gepflanzt waren. Rings um diesen wunderlichen Kuchen lag allerlei Spielzeug, nackte Badepüppchen und eine Blechwanne dazu, Bilderbücher und Bälle. Vor dem Tisch probirte die kleine Suse eben mit einem großen, neuen Puppenkinde einen Tanz, zu dem sie selber Musik machte, durch den rührenden, unmelodischen, und doch so wundersüßen Gesang: Ringel, Ringel, Rosentanz.

Auf dem Sopha in der Ecke saß Agnes, ihr blondes Haupt in die Hand gestützt, schaute sie mit unsäglicher Schwermuth dem Spiel des Kindes zu.

Der Geburtstag seines Kindes! Robert sah das liebliche Bild und sah dahinter noch ein anderes: sich selbst und seine Mutter, die ihm erklärte, daß das schöne rothe Licht inmitten seines Geburtstagskuchens das Lebenslicht bedeute, die vier weißen Kerzen ringsum verkündeten, daß Robert nun ein kleiner Held von vier Jahren sei. Seines Kindes Geburtstag — er hatte es nicht gewußt.

„Meine Suse", schrie er auf und riß das Kind an sein Herz.

Agnes sah starr auf die Gruppe.

„Nicht mehr mein", murmelte er dann und ließ die Kleine.

„Mein 'Burtstag heute, Papa; Du Suse auch was 'eschenkt?" fragte das Kind.

„Ja, ja, ich will Dir auch was schenken, ich habe Dir schon unterwegs allerlei gekauft" — er fühlte suchend an seine Rocktaschen. „Da sieh dies goldene Kettchen, ach, arme Kleine, ich habe wohl thörichte, unnütze Dinge für Dich erhandelt, aber heb' es Dir auf, bis Du ein großes Mädchen bist, dann denk daran, daß Dein Vater es Dir selbst um den Hals gehängt hat."

Damit holte er noch ein maurisches Kästchen aus seiner Tasche hervor und entnahm demselben ein goldenes Medaillon, auf welchem, aus edlen Steinen gebildet, ein S. flimmerte.

Agnes stieß einen leisen Schrei aus, da war ja das Kästchen und das Medaillon und jetzt erinnerte sie sich auch genau, Silvias Schmuck zierten Amethysten, während dieser hier nur das S aus kleinen Diamant-

ſplittern zeigte. Wenn ſich ihre Eiferſucht auf lauter ſolche Trugbeweiſe aufbaute? Aber das Parfüm dieſer Nacht!

Sie ging auf den Gatten zu und fragte:

„Kamſt Du in dieſer Nacht von Silvia?“ Sie fragte es drängend, mit durchdringendem Blick.

Robert hob das Haupt, ſah ſein Weib an und wandte ſich ab. Dann, ihr den Rücken zukehrend, hauchte er ein leiſes: Ja.

Nach Minuten erſt ſchaute er ſich wieder um, da war ſein Weib mit dem Kinde ſacht aus dem Zimmer gegangen, er war allein mit den vier kleinen Flämmchen, die im Sonnenſchein qualmten. Wie bleiern rückten die Tagesſtunden vorwärts. Robert machte ſich eifrig zu ſchaffen, er ordnete ſein Gepäck aufs Neue zur Reiſe, ſchrieb Briefe und verbrannte andere. Daß er verſprochen hatte, Silvia im Laufe des Vormittags zu ſehen, war ihm ganz aus dem Gedächtniß verſchwunden, auch ihres Töchterchens Anblick, die mit dem Geburtstagskind zu ſpielen kam, erinnerte ihn nicht daran.

Unbeachtet von Agnes und Robert, hatten die beiden Mädchen in ihrer kleinen Welt auch ſo wichtige Dinge vor, daß ſie die Großen nicht entbehrten. Die Wärterinnen der Kleinen wußten ſich gegenſeitig auch ſo ausgezeichnet zu unterhalten durch Mittheilung all der pikanten Vorfälle in den Häuſern ihrer Herrſchaft, daß ſie ebenfalls keine Muße hatten, auf ihre Pfleglinge zu achten.

Nun, Suſe und Gloria betrugen ſich außerordentlich verſtändig, die Püppchen wurden angekleidet, wurden mit Aufgebot der ganzen ernſten Autorität, die ſolchen Puppenmüttern zu Gebot ſteht, vermahnt, ſich artig zu benehmen. Dann bekamen ſie Unterricht im Leſen aus einem defecten Notenheft, lernten ſchreiben mit einem Schwefelhölzchen, und verdienten ſich im Lauf der Stunden wiederholt die ſchärfſten Züchtigungen. Und am Ende verſchüttete die Puppe gar das Süppchen, welches die kleinen Mütter auf kaltem Heerde aus Brodkrümchen gekocht hatten; die Nothwendigkeit einer Puppenwäſche und eines Bades war jetzt evident. Das neue Badewännchen lud gar verlockend dazu ein. Die Phantaſie der kleinen Mädchen hatte wohl die Brodkrümchen zu einer Suppe geſtalten können, allein die leere Wanne ſich als mit Waſſer gefüllt vorzuſtellen, war ihnen um ſo weniger möglich, als mit Waſſer zu ſpielen, der Superlativ des Vergnügens für dieſe reinigungswüthigen Hausfrauchen iſt.

Glorias Vorſchlag, ſich das Waſſer aus dem nahen Teich zu holen, war zu einleuchtend, als daß Suſe widerſprechen ſollte. Sie nahm die Badewanne in die Linke und faßte die Spielgefährtin an, die ihrerſeits ein paar winziger Blecheimerchen trug. So ſchritten ſie in die weite Welt hinein, die Fahrſtraße und drüben das Röhricht am Teich war für ſie die weite Welt. Wie ſchön die Sonne ſchien, die Stäubchen tanzten in den Strahlenbündeln. Ganz fern kam ein Ackerwagen den Weg hergefahren, ſo fern, daß er ihnen nie Schaden bringen konnte.

„Tomm, fink“, mahnte Suschen und riß die Freundin fürſorglich raſcher über den Fahrdamm. Sie fürchteten ſich, überfahren zu werden.

Nun trippelten ſie auf der Grasnarbe, die das Ufer bedeckt. Die Libellen ſtanden im Sonnenſchein über dem Rohr in der Luft und ſchoſſen dann jäh auf die Beute herab, die ſie entdeckten. Leiſe wiegten

sich die braunen, plüschartigen Samendolden des Schilfes hin und wieder. Suse fand, daß sie grade so ausschauten, wie der Lampenputzer in der Küche, und war der Meinung, man solle einen hier pflücken. Daran vorüber mußten sie ja so wie so, da das Wasser zu ihrem Erstaunen gar nicht so nahe an das Land kam, sondern erst hinter dem Röhricht anzufangen schien. Und sie schritten tapfer weiter.

Robert saß am Schreibtisch, aber er sann mehr als daß er schrieb, minutenlang starrte er regungslos vor sich hin. Da drang durch die mittägliche Stille ein Schrei. Robert kannte den Ton, jetzt kannte er ihn unter Tausenden heraus; es war seines Kindes Stimme. Er sprang empor an das Fenster, er sah zwei lichte Figürchen zwischen dem Schilf, die sich unruhig vorwärts zu bewegen strebten, und in der nächsten Secunde war er schon zum Hause hinaus, am Ufer, im Schilf. Aber o weh, der Morast, welcher unter der leichten Last der Kinder nur wenig nachgab, wich wie Brei zurück vor dem hastigen unüberlegten Sprung des Mannes. Er sank mit einem Male bis über die Knie in den Schlamm. Und, seinen ausgestreckten Armen unerreichbar, kämpften die Kinder schreiend gegen die unheimliche Thatsache, daß sie immer tiefer hinabgezogen wurden.

Robert sah nur sein Kind, wußte nur, er müsse es retten oder mit ihm untergehen, er strebte vorwärts, mit seinen Händen das Röhricht erfassend und zerbrechend. Und Suschen sah den Papa, ihr Geschrei verstummte sofort, sie fragte in einer wundersamen plötzlichen Reminiscenz an ihre ersten Gehversuche, ob sie nicht zurückkriechen könne.

Robert rief ihr zu, unbewegt zu bleiben. Gott, wenn das Kind mit dem Oberkörper sich auf den Schlamm legte, würde ihr Köpfchen nach Secunden schon verschwunden sein.

Indessen rasselte der Ackerwagen heran, vor dem die Kinder vor zwei Minuten geflohen waren. Der Mann, der ihn lenkte, hielt mit jähem Ruck die Rosse an, er sprang herab, sein kräftiges „Hilfe, Hilfe!“ tönte allarmirend durch die stille Straße. Er riß die Seitenbretter seines Gefährtes herab, war mit einem Satz am Ufer und schlug das Brett als Brücke über den Schlamm.

Robert hatte, bis an die Brust versunken, sein Kind erreicht; er faßte mit einer Hand in das Schilf zum schwanken Halt, mit der andern hielt er Suse oben am Kleide gepackt. Er sah mit dem letzten bewußten Blick das breite Brett, ließ das Schilf los, das sein Fleisch blutig zerschnitten hatte, und faßte sein Holz. Dann übertönte das donnerartige Brausen und Toben in seinem Kopf seine Sinne, die Brust, von der drückenden Schlammmasse beschwert, war zu ohnmächtig, sich noch zum Athmen zu heben.

Es umspann ihn wie ein Traum, schwach und wohlig, er hatte das Gefühl zu schlafen mit Bewußtsein. Da fiel eine heiße Thräne auf seine Stirn, eine Wange, weich und kühl wie ein Pfirsich legte sich an die seine, ein Arm umschlang seinen Hals. Und er sagte aus seinem dämmernden Träumen heraus innig, herzinnig:

„Agnes, meine süße Agnes.“

Ein paar weiche Lippen berührten, wie ein Hauch nur, seinen Mund und plötzlich kam das Erwachen und die Kraft ganz zurück, und er faß

die Geſtalt, die ſich über ihn neigte, gab den Kuß, der ſeine Lippen geſtreift, heiß und lang zurück.

Dann erſt ſchlug Robert die Augen auf.

„Agnes", jauchzte er leiſe, „Du haſt mich geküßt, „aber das Kind — emin Gott."

„Du haſt es errettet, es ſchlummert geſund in ſeinem Bettchen, ſein erſtes Wort war: O meine Badewanne! Suschen hat ſie im Schlamm verloren."

„Mein Weib", ſagte Robert, „ich habe Dein Kind errettet!"

„Unſer Kind haſt Du errettet, Robert!" rief Agnes an ſeinem Halſe weinend.

„Ja, unſer Kind", wiederholte Robert ſchwach. Und dann erſchreckt: „Doch Gloria?"

„Jener Mann rettete ſie, der auch Dir half", beſchwichtigte Agnes ihn und fuhr leidenſchaftlich fort: „O Robert, die Stunde, da Du heimkehrteſt und das fremde Kind ſo wild küßteſt, hatte mich blind gemacht vor Furcht und Eiferſucht. Ich wähnte mich verrathen und trieb Dich vielleicht dazu, aus dem Wahn eine That zu machen. Robert, wie Du mit Lebensgefahr vorhin am Sumpfe da für die Erhaltung unſeres, meines Glückes rangſt, da wußte ichs, daß wir dennoch zuſammen gehören. Unlöslich!"

„Ja, mein Weib, weil ich Dich liebe, mehr als Alles auf der Welt, weil Du mich liebſt, wie ich Dich. Kannſt Du mir vergeben, daß ich im Trotz und Zorn mich von Dir wandte, bis ich heute Nacht die Augen vor Dir niederſchlagen mußte?"

„Still!" rief Agnes tief erglühend, „ich weiß es nicht. Ich weiß gar nichts. Du warſt geſtern und vorgeſtern und heute Nacht noch nicht hier, erſt jetzt, erſt vor einer Stunde biſt Du heimgekehrt."

„Und nun werde ich nicht mehr, wie jüngſt im Mondenſchein, weinen vor Heimweh, wenn die Glocken der Marienkirche die Luft erſchüttern", ſagte Robert, ſein Weib feſt umſchlingend, „denn ich bin wahrhaftig jetzt wieder in meiner Heimat, in Deinem Herzen."

Die Aufklärung der Dunkelmänner.

Ein Bild aus der Neuen Welt von **Hugo v. Kupffer.**

Als vor etwa zwei Jahren die amerikanischen Politiker, welche an Wanderungen und Verschiebung größerer Völkermassen doch wahrlich gewöhnt sind, die überraschende Wahrnehmung machten, daß die Neger im Süden der Vereinigten Staaten in Masse das Land ihrer Väter verließen, um sich im fernen Westen eine neue Heimat zu gründen, da schüttelten sie bedenklich die Köpfe und die Plantagenbesitzer der Südstaaten betrachteten mit wachsender Besorgniß ihre mächtigen Baumwollfelder, auf denen der Gesang arbeitender Neger allgemach zu verstummen begann. Und wahrlich, es war auch eine kleine Völkerwanderung in optima forma, bedenkt man, daß binnen weniger denn drei Monaten über 6000 Personen St. Louis auf ihrer Reise nach Kansas passirten, daß jeder Mississippidampfer zahlreiche Schaaren dieser schwarzen Emigranten stromaufwärts führte, Männer, Weiber und Kinder, oft schlecht gekleidet und die nothwendigsten Lebensmittel entbehrend. An Bedeutung aber gewinnt noch diese auffallende Erscheinung, zieht man in Betracht, daß daheim hoher Grad von Verzweiflung die Triebkraft bilden mußte, um diese Schwarzen aus ihren sonnigen Landstrichen, aus wohlbekannten und vertrauten Arbeitssphären, in ein kaltes Klima (Kansas und Nebraska) zu jagen, dessen Unbilden sie vielleicht nimmer ertragen würden, in ein Land, wo nicht mehr „Baumwolle der König ist", wo der Getreidebau herrscht, für den sie vielleicht gar nicht tauglich!

Schreiber dieses, der fast zwei Jahre im Süden gelebt und in der mannigfachsten Weise mit den Negern in Verkehr getreten ist, war selbst so überrascht über diese Erscheinung, daß er sich die vielleicht sonderbare Frage vorlegte, ob nicht vielleicht die Schrecken der furchtbaren gelben Pest, die, wie nie zuvor, im Vorjahre 1878 im Süden des Staatenbundes gewüthet, mit ein Moment gewesen seien, namentlich den am untern Stromgebiet des Mississippi wohnenden Negern die Heimat zu verleiden. Thatsache ist, daß der Farbige früher mit einer gewissen Berechtigung darauf pochte, daß das gelbe Fieber stets glimpflich mit ihm verfahre, daß aber im Sommer und Herbst 1878, als Tausende von Schwarzen diesem Würgengel zum Opfer fielen, eine rasende, durch Aberglauben noch genährte Panik unter ihnen ausbrach, die alle Bande der Ordnung und Gesetzlichkeit zu zersprengen, alle Grenzen des gesunden Menschenverstandes zu überschreiten begann.

Doch der wahre und eigentliche Grund zu dieser Völkerwanderung lag bald klar zu Tage, denn fragte man die Schaaren der Fliehenden, warum sie den schönen Süden verließen, so erhielt man stets die Ant-

wort, daß ſie in dem freien Norden die gleichen Rechte mit den Weißen zu erhalten hofften, welche ihnen im Süden, trotz der Bundesverfaſſung, vorenthalten wurden!

Ja, die Herren Pflanzer hatten die „Bill of Rights", die den ſchwarzen Mitmenſchen gleiche Rechte einräumt, wie den Weißen, wieder ein wenig vergeſſen, mißhandelten die Arbeiter und bedrückten die ſchwarzen Pächter in einer Weiſe, die ſtark an die Zeiten vor Abraham Lincoln, da noch der verhaßte „buccra", wie die Sclaven ihren Aufſeher nannten, die Peitſche ſchwang, erinnerte. Zu dieſen ſocialen Uebelſtänden, für deren eingehendere Erörterung hier nicht der Platz, kamen noch die flagranten Beſchränkungen der politiſchen Freiheit, das Auftreten organiſirter demokratiſcher Banden (Bulldozers), welche die republikaniſch geſinnten Neger auf dem Wege zur Wahlurne mißhandelten, ja, wenn dieſe ſich wehrten, das eine „Nigger-Inſurrection" nannten und die angeblichen „Inſurgenten" ſogar niederſchoſſen!

Hier haben wir nun Gründe genug, die Thatſache zu erklären, daß ein großer Theil der ſchwarzen Bevölkerung, von Verzweiflung ergriffen, die Flinte ins Korn warf, um nach dem Norden zu ziehen, von wohin ja im blutigen Bürgerkriege der Engel der Freiheit geflogen kam, nach dem Norden, wo die „Niggers" des Südens mit Zuverſicht hoffen konnten „like white folks", „wie weiße Leute" behandelt zu werden und alle die Rechte zu genießen, welche ihnen ſeit dem Seceſſionskriege nach dem 13., 14. und 15. Amendement zur Bundesconſtitution zuſtehen.

Ob ſie recht und weiſe gehandelt mit ihrer Maſſenemigration, das will ich hier nicht erörtern, wo es mir blos darauf ankommt, dem Leſer ein flüchtiges Bild vom Leben und Treiben der ſchwarzen Raſſe im Süden des Bundesſtaates zu geben. Aber erwähnt mußte die Thatſache darum werden, weil ſie mit einem Schlage ein helles Licht auf die ſüdlichen Zuſtände wirft, ſoweit ſie das dortige Verhältniß zwiſchen Schwarz und Weiß betreffen, und weil ſie uns ſofort klar macht, was für ein verſchiedenartig geartetes Weſen der Neger der nördlichen Staaten von ſeinen Brüdern in Charleſton, New-Orleans, Jackſonsville ꝛc. ſein muß.

Der Neger hat einen Spruch:

I'm a nigger from the West
And different from th rest!

Das iſt ſehr charakteriſtiſch; nur muß man noch etwas weiter klaſſificiren und die Neger des Weſtens und Nordens einerſeits und die des Südens andererſeits als zwei verſchiedene Elemente des amerikaniſchen Staats- und ſocialen Lebens betrachten. Wie ſchon bemerkt, der Norden und Weſten bietet dem Neger mehr Freiheit und entwickelt daher in dem dortgeborenen und erzogenen Neger einen hervorragenden Grad von Selbſtgefühl, vom Bewußtſein der Gleichberechtigung, denn dieſer fühlt ſich voll und ganz als „American citizen" und in dem Lande, wo die Wiege der Negeremancipation geſtanden, werden nicht, wie im Süden, dem ſchwarzen Säugling ſchon von der Mutter melancholiſche Lieder aus der Zeit Sclaverei vorgeſummt.

Darum ſind auch die Neger in den nördlichen Städten Leute, mit denen der Verkehr weder etwas hervorragend Intereſſantes noch auch

irgend etwas Lustiges, Unangenehmes bietet. Ich muß, rein persönlich, gestehen, daß mir z. B. in Städten wie Newyork, Philadelphia ꝛc. diejenigen Hotels und Restaurants meist besser gefallen haben, in denen schwarze Kellner bedienten. Denn während die weißen Yankee-Kellner im Hochgefühl ihrer „Unabhängigkeit" und „bürgerlichen Selbstachtung" für durchaus angemessen erachten, in ziemlich schmierigem Alpaccajacket bei Tische zu bedienen und, in nächster Nähe des Gastes stehend, alle mit dem Tabakkauen für den Zuschauer verbundenen Unannehmlichkeiten, demselben realiter vor Augen zu führen, ist der Neger-Kellner überaus sauber, höflich, flink und fast graziös in seinen Bewegungen, von rascher Auffassungskraft und ausnehmend gefällig.

In mehr selbstständiger Stellung läßt es sogar der Neger des Nordens seinen weißen Mitbürgern gegenüber merken, daß sie moralisch und gesetzlich verpflichtet sind, die Farbigkeit seiner Haut unter allen Umständen zu übersehen und zu diesem Behufe zeigt er sich oft vertraulich in zudringlicher Weise, oder gar dreist und frech. Aber er haßt den Weißen nicht, weil er ihn nicht fürchtet, nicht beneidet. Und der Weiße seinerseits setzt gewissermaßen seinen Stolz darein, als Angehöriger der nordisch-republikanischen Partei gewissermaßen der „Befreier" der Negerrasse zu sein: er zeigt dies durch eine theilweise etwas affectirte Herablassung oder durch wirklich offenes Entgegenkommen.

Anders „down South!" Da stehen wir auf dem historischen Boden der Sclaverei, da ist die Tradition noch lebendig und hat, vom Vater auf Kinder und Enkel sich forterbend, der äthiopischen Rasse einen charakteristischen Stempel aufgedrückt. In jenen Zeiten, die ein altes Niggerlied

„The cruel, agonizing slav'ry times"

nennt, ballte sich die schwarze Faust hinter dem Rücken und, wenngleich die Lippe stumm blieb, so war der anscheinende Gehorsam nichts weiter als Furcht vor der Peitsche, nichts weiter als Heuchelei. Ich spreche natürlich nur von jenen Verhältnissen in ihrem Gesammtbilde, die nicht seltenen, erfreulichen Lichtpunkte unbeachtet lassend.

Jene traditionelle Erbitterung und Heuchelei hat sich bis zu einem gewissen Grade unter den Schwarzen des Südens erhalten, und ein vorurtheilsfreier Beobachter wird sich dieser Thatsache kaum wundern können, wenn er das Vorgehen der südlichen Weißen, insbesondere der der Plantagenbesitzer und republikanischen Politiker, wie wir es Eingangs in kurzen Zügen geschildert, ins Auge faßt.

Wie sehr der immer noch vorhandene Hauch der Sclaverei, der dort durch die Luft weht, auf die Charakterbildung der dortigen Neger von Einfluß ist, sieht man daran, daß dort unten, infolge der langjährigen Gewohnheit, unter der vollständigen Botmäßigkeit der vermögenden Weißen zu stehen, der Neger heute noch vergebens gegen die Empfindun anstrebt, daß der Weiße, als solcher, eine mehr oder minder über ih stehende Persönlichkeit sei, wenn er auch, unter seinesgleichen, tausen mal prahlerisch zu versichern liebt: „I don't care no more about white man, than about a pinch of snuff!" (Ich kümmere mich so wen um einen Weißen, wie um eine Prise Schnupftabak).

Dieses Gemisch von Haß und unwillkürlicher oder geheuchelte Ehrerbietung macht den Neger des Südens nicht selten zu einem rec

widerwärtigen Burſchen und wer längere Zeit dort gelebt hat, der wird einen gewiſſen Widerwillen, den der Weiße gegen den Schwarzen faßt, mindeſtens erklärlich finden und begreifen, wie es möglich ſein kann, daß dort unter den Weißen thatſächlich noch im Allgemeinen ein tiefer Groll herrſchen kann, mit dem Neger auf einer Stufe zu ſtehen. Wohlverſtanden, ich meine das nicht zu beſchönigen oder entſchuldigen, ſondern weiſe nur darauf hin, wie hier Einer in den Andern hineingreift, wie die ganzen Verhältniſſe in reciproker Weiſe ſchief geworden ſind, und wie klar der einzige Weg zur Beſſerung vor Augen liegt: nämlich indem der weiße Mann offen und ehrlich, ganz und voll dem ſchwarzen die Hand reicht, ihn ohne jeden Vorbehalt auf ſeine Stufe zieht und der Schwarze ſeine Kinder jene Traditionen aus alten, ſchlimmen Tagen vergeſſen lehrt, und dem Vertrauen auch Vertrauen entgegenbringt.

Im Allgemeinen betrachtet, d. h. abgeſehen von der Stellung, die der ſüdliche Neger dem weißen gegenüber einnimmt, iſt Erſterer durchaus nicht der trotzige, unbildſame, träge Hartſchädel, als der er namentlich bei uns zu Lande verſchrieen iſt. Verſteht man es, richtig mit ihm umzugehen, und überſieht ſeine, durch den Uebergangszuſtand von Sclaverei zur Freiheit hervorgerufenen Raſſeneigenthümlichkeiten, dann lernt man auch die guten Seiten des Negers kennen und ſchätzen, und kann Beobachtungen über Sitten und Eigenthümlichkeiten dieſer Raſſe machen, die theils erfreulich und überraſchend, theils ergötzlich und komiſch, alle aber ausnahmslos intereſſant ſind.

Der hervorragendſte und am häufigſten zur Geltung kommende Charakterzug des Negers iſt der Humor, eine Beanlagung, auf welche ſich viele, ſehr viele andere Eigenſchaften, Anſichten, Liebhabereien und Gebräuche unſerer ſchwarzen Mitmenſchen zurückführen laſſen.

Es gehört doch wohl ein hervorragender Grad dieſer Gottesgabe dazu, um über die Mißlichkeit ſeiner eigenen Lage oder über Unbilden der Vergangenheit in der Weiſe reden und ſcherzen zu können, wie der Neger es thut. In Sang und Scherz halten ſie die Erinnerung an die dunkle Zeit der Sclaverei aufrecht, ſtets ſind ſie auf Befragen gern bereit, Erzählungen aus der Zeit, „da ſie nicht viel mehr galten, als gute Hunde“, in der drolligſten Weiſe zum Beſten zu geben, und, wunderbar genug, ſie werfen einander, in ſonderbarem „Galgenhumor“ ihre ſchwarze Geſichtsfarbe gar zu gern vor; hält ſich doch der um einige Schattirungen hellere Farbige, in deſſen Adern ein Tropfen „weißen Blutes“ rinnt, für etwas viel, viel Beſſeres, als ſeine ebenholzfarbigen Brüder. Ein Weißer wird gewaltig ſchief angeſehen, wenn er in Gegenwart von Negern das Wort **nigger** (bekanntlich verſtümmelt aus dem eigentlichen engliſchen Worte **negro**) gebraucht; jedoch kann man aus ſchwarzem Munde ſelbſt tauſendmal Ausrufe vernehmen, wie: „**Look at dat** (that) **igger**!“ Ich hörte einmal mit eigenen Ohren, wie ein Schiffskoch ſeinem nitenten Gehilfen mit Entrüſtung vorwarf, daß ſein Benehmen geradezu **niggeriſch**“ (!) ſei, und waren ſie doch Beide ſchwarz wie Raben! Für **igger** gebrauchen unſere emancipirten Freunde auch ſehr häufig das Wort „coon“ (ſtatt **racoon**, ein dem Opoſſum ähnliches Thier), eine Bezeichnung, die offenbar weit mehr, als „Nigger“ den Charakter eines Spottnamens an ſich trägt. Sonſt freilich, wenns nicht gerade beſonders unter und lärmend zugeht, oder ein lauter Skandal die Gemüther zu

gegenseitigen Invectiven aufregt, da sind die Herren Alle miteinander nicht negroes, nicht niggers, nein: „coloured men" oder noch lieber „coloured gentlemen!"

Zu den besten Seiten unserer Emancipirten gehört eine gewisse Pietät gegen alle wirkliche geistige oder sittliche Ueberlegenheit, wie gegen die äußeren Satzungen der Religion. Der Neger führt meist ein ruhiges, friedliches Familienleben und flucht bei weitem weniger als sein weißer Compatriot.

Es fällt mir hier eine überaus charakteristische Scene ein. Ich war gelegentlich damit beschäftigt, irgend ein schneidendes Instrument auf einem ziemlich altersschwachen Schleifstein zu schärfen, den ein Schwarzer für mich drehte. Der Stahl rutschte ab und verletzte mich an der Hand. Dabei entfuhr mir der landesübliche, ärgerliche Ausruf: „Jesus Christ!" Der Neger sah mich ruhig, fast vorwurfsvoll an und sagte: „What has Jesus Christ to do with that?" (Was hat Jesus Christ damit zu thun?)

Bezeichnender noch, weil die heranwachsende Jugend charakterisirend, ist folgendes Beispiel: Als ich als Mitglied der Bundesküstenvermessung Florida bereiste, war mir eine Zeitlang die Aufgabe zugefallen, am Dock von Tocoi am St. Johnsstrome, einer kleinen Ansiedelung und zugleich Eisenbahnstation der St. Johns River Railroad (einer kleinen eingleisigen Strecke) verschiedene meteorologische Beobachtungen zu machen. Ein kleiner Negerjunge lungerte daselbst Tag für Tag umher, um den wenigen Passagieren, die der Zug oder ein Dampfschiff brachte, die Schuhe zu putzen. Der Kleine war aufgeweckt und schlau, und ich hatte so manche spaßhafte Unterhaltung mit ihm. Eines Morgens bemerkte ich, daß er auf dem Rücken seiner schwarzen Hand eine vollständig weiße Stelle hatte, und sagte ihm im Scherz, das dieser Fleck größer und größer werden, und er selbst schließlich aus einem Neger sich in einen Weißen verwandeln würde. Dick war schlau genug, das nicht zu glauben. Ich fragte ihn jedoch, ob er sich nicht freuen würde über eine solche Metamorphose. Er erwiederte: „Oh no, Sir!" „Und warum nicht?" „I want to be just as God made me!" (Ich will so bleiben, wie mich Gott erschaffen hat!) Ob das wohl blos äußere Religiosität ist?

Wie die meisten Naturvölker, fassen die Neger den Begriff des Christenthums in einem weit buchstäblicheren Sinne auf, als ihre mehr civilisirten Glaubensgenossen, die das meiste davon zu eigenem Nutz und Frommen weginterpretirt haben. Sie gehen direct auf das Ziel des Glaubens los und sträuben sich hartnäckig gegen jegliche Vermittelung zwischen ihnen und der Göttlichkeit, durch Geistliche, Priester und dergleichen. Dies drückt ihren Religionsübungen nun freilich einen oft mehr als sonderbaren Stempel auf und weist ihren Predigern eine eigenthümliche Stellung an.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Religionsübungen der zahlreichen Negersecten, der Methodisten, Baptisten, Presbyterianer, afrikanischen Methodisten, Jumpers, Shouters u. andere, sehr häufig ans Lächerliche streifen. Der an sich geräuschvolle Cultus der Methodisten und ähnlicher Secten ist unter den Negern noch geräuschvoller, als unter den Weißen, und es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß ein sogenanntes Camp-meeting von Negern, bei welchem oft länger

als eine Woche im Buſche campirt, faſt ununterbrochen gebetet, geſungen und gepredigt wird, über eine engliſche Meile weit zu hören iſt. Der Prediger hat dabei reichliche Unterſtützung Seitens der Gemeinde. Denn ſobald der heilige Geiſt eines der Gemeindemitglieder erfaßt, ſo erhebt ſich daſſelbe unverzüglich, ſei es auch mitten in der Predigt, und ſendet mit lauter Stimme ein inbrünſtiges Gebet gen Himmel, das von den Uebrigen hin und wieder durch eigenthümlich ächzende Ausrufe, wie „Oh Lord!“ „O blessed Jesus!“ oder durch bloßes langanhaltendes Wimmern und Heulen unterbrochen wird. Manchmal erfaßt der heilige Geiſt auch Drei bis Vier auf einmal, was natürlich ſehr zur Belebung des Gottesdienſtes beiträgt. Faſt in jeder Gebetsverſammlung (prayer-meeting) finden ſich Brüder ein, die noch nicht converted ſind, das heißt noch nicht eigentlich zur Kirche gehören, noch nicht die directe Einwirkung des heiligen Geiſtes an ſich erfahren haben, um welch Letztere ſich der ganze Methodiſten- und Baptiſtencultus dreht. Schon die Bekehrung (converting) erfolgt unter der Inſpiration des heiligen Geiſtes. Dieſe läßt den Bekehrten faſt in Krämpfe verfallen, hochaufſpringen und dann wieder, unter Ausſtoßung unartikulirter Laute, zu Boden ſtürzen, während die Gemeinde fortwährend betet und ſingt. Frauen geberden ſich noch wilder als Männer, und die nervöſe Affection muß in der That bedeutend ſein, da ich manche Negerin nach erfolgter Bekehrung habe in tiefe Ohnmacht fallen ſehen. Ich kann den Eindruck nicht vergeſſen, den mir einmal eine Flußtaufe von Baptiſten und Baptiſtinnen im Ocklawahafluſſe in Florida gemacht hat.

Es war im Monat Januar, und wenn auch von einem Winter in unſerem nordiſchen Sinne im ſonnigen Süden nicht die Rede ſein kann, ſo iſt doch das Waſſer im Januar immerhin häufig von einer Kälte, die einem ein Bad, freiwillig oder unfreiwillig genommen, gründlich verleiden kann. Doch die Proceſſion von frommen Frauen und Männern, die ich an jenem Morgen aus dem Dunkel des Cypreſſenwaldes heraustreten ſah, ließ ſich von „froſtigen“ Gedanken offenbar nicht ſtören. Unter Geſängen näherten ſich die ſchwarzen Damen und Herren dem Ufer, den geiſtlichen Hirten an der Spitze, Alle in langen Hemden. Der Prediger ging bis etwa an die Hüften ins Waſſer ohne eine Miene zu verziehen und der Reihe nach folgte ein Täufling nach dem andern. Unter Ausrufung der üblichen Taufformel faßte der würdige Mann die vor Kälte buchſtäblich klappernden Beter und tauchte jeden ganz energiſch dreimal ins Waſſer. Einige gingen ruhig hinein und hinaus, augenſcheinlich mit wirklicher Andacht und Gläubigkeit, Andere ſchüchtern und ängſtlich, Andere wieder wie in religiöſem Fanatismus ſchluchzend, ſchreiend, betend und ſingend, während der Prediger monoton ſeinen Spruch murmelte: „I baptize thee in the name of the Father, the Son and the Holy Ghost! Ein junges Mädchen ſprang hoch auf im Waſſer und ſtürzte dem Prediger um den Hals, bittere Thränen vergießend. Und ſo kalt das Waſſer war, ſo warm ſchien die „ſemitropiſche“ Sonne auf die fanatiſchen Frommen herab und die Rieſencypreſſen, die tiefdunklen Orangenbäume und ſchlanken Palmettaſträucher nickten ſo freundlich den Andächtigen zu, als freuten ſie ſich des kindiſchen Spieles!

Dieſe Neger-Geiſtlichen, vom Volke aus dem Volke erwählt, ſind, wie mans ja dort zu Lande überhaupt nicht ſehr genau mit Univerſitäts-

diplomen in allen Branchen zu nehmen pflegt, fast niemals theologisch gebildete Leute; selbst in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens sind sie nicht in allen Fällen eingedrungen. Alle jedoch, mit vielleicht sehr wenigen Ausnahmen, nehmen es sehr ernst mit ihrem Berufe, und es ist wirklich erfreulich, zu sehen, wie eifrig sie danach streben, in ihrem eigenen Handel und Wandel ihrer Gemeinde ein gutes, nachahmenswerthes Beispiel zu geben. Dabei sind die braven Herren jovial und besitzen die schon erwähnte Naturgabe des Humors in ganz hervorragendem Grade. Ihren Mutterwitz lassen sie sogar in ihren stets derb realistisch gehaltenen Predigten mit Vorliebe leuchten und sie tragen diese Predigten meist extemporirt in überaus feuriger Weise mit einem natürlich kunstlosen, aber daher um so ergreifenderen Schwunge vor.

Ich bemerkte schon, daß es im Allgemeinen falsch sei, den Neger für dumm zu halten; im Gegentheil, die meisten besitzen neben Schlauheit und Witz, neben einer überraschend blühenden Phantasie, (die sich allerdings auch beim „Aufschneiden" und Lügen zeigt) auch Strebsamkeit und Lernbegierde. Es ist oft spaßhaft, zu beobachten, wie der eine den andern in kalligraphischen Leistungen auszustechen sucht. Ist ein schreibkundiger Meister bei der Hand, so rufen ihn sicherlich zwei oder mehrere farbige Concurrenten bei derartigen Gelegenheiten zum Schiedsrichter an. Die Freude des Preisgekrönten ist alsdann grenzenlos und — laut; es ist für den Augenblick kaum etwas von seinem Gesicht zu sehen, außer dem Weiß des Auges und dem Elfenbein der Zähne, während im schallenden Triumphgelächter des Glücklichen jedes andere Geräusch verschwindet. Ich traf einen Mulatten von vierzig Jahren, den Sohn einer schwarzen Mutter und eines Mulattenvaters, einen einstigen Sklaven, der in einem Winter aus einigen hart verdienten Ersparnissen von einem alten weißen Farmer Schreiben und Lesen gelernt hatte und mit erstaunlicher Ausdauer jeden Abend einige Zeilen einer englischen Uebersetzung von Victor Hugos „Les Misérables", die ihm durch jedenfalls seltsamen Zufall in die Hände gekommen, las.

Das Princip der Verdummung, welches die Sklavenhalter aus begreiflichen Gründen aufrecht erhielten, mußte natürlich ein gewisses Zurückbleiben der Verstandeskräfte der Neger bewirken, das sich mehr oder minder durch die Generationen fortpflanzte, und andererseits ist es nicht zu verlangen, daß die verhältnißmäßig kurze Zeit der Emancipation jetzt schon auffällig glänzende Früchte in der geistigen Heranbildung der Schwarzen hätte tragen sollen. Dennoch ist der durchschnittlich niedrige Culturstandpunkt, den gegenwärtig unsere schwarzen Mitmenschen noch einnehmen, kein maßgebender Beweis dafür, daß sie überhaupt keinen höheren einnehmen könnten!

Heutzutage freilich werden den Negern, namentlich im Süden, den wir ja jetzt überhaupt in erster Linie ins Auge fassen, bei Weitem n nicht genügende Gelegenheit zu geistiger Fortbildung gegeben. Im noch müssen sie die schwersten Arbeiten bei den relativ geringsten L nen thun. Schon die Jugend wird zu schwerer Arbeit erzogen und l wenig Zeit, Schreiben und Lesen zu lernen, trotz des Systems f Public schools, auf das der Amerikaner so stolz ist.

Und die Neger sind auch meist tüchtige, ausdauernde Arbeiter, f Manches auszuhalten vermögen, wobei ein armes Bleichgesicht zu Grun

gehen würde. Dabei — und das ist für die Arbeitgeber durchaus erfreulich — sind sie anspruchslos in Bezug auf die Kost; sie lassen sich bequem mit Reis, hominy (eine Art Maisgries), Maisbrot, gesalzenem Speck und Fischen abspeisen. Wie der Neger regelmäßig an die Arbeit geht, hält er freilich auch mit peinlicher Gewissenhaftigkeit auf ein pünktliches „Knock off", auf seinen Feierabend. Er ist namenlos vergnügungssüchtig und giebt sich daher nach der Arbeit mit einer wahrhaft kindlichen, unbeschreiblichen Lust dem Amusement hin. Schwer, selbst für Geld, läßt er sich dazu bewegen, am Sonntage irgendwelche Arbeit zu thun; er benützt diesen Tag am liebsten dazu, um seiner großen persönlichen Eitelkeit „ein Gütchen zu thun", und sich nach seinen Begriffen glänzend zu kleiden. Dann kann man unsern schwarzen Freund in mächtigen Vatermördern, Cylinderhut, die „Regalia" im Munde, ja meistens sogar stark mit Moschus parfümirt einherstolziren sehen, das Spazierstöckchen schwenkend, wie es der ärgste Stutzer auf dem Londoner Piccadilly nicht besser fertig bringt. In Gesang und Tanz, Letzterer theils mit den „coloured ladies" theils in Form von eigenthümlichen „Solo-Stramplern" executirt, bringt er seine Freistunden am liebsten hin.

Gesang ist überhaupt eine ganz hervorragende Naturgabe des Negers, er ist ihm ans Herz gewachsen und wächst aus seinem Herzen heraus. Dem Spottvogel im Walde lauscht er sein Lied ab und singt klangvolle Melodieen zum Preise seiner Heimat, des Baches, an dem seine Hütte gelegen, der Cypresse, die sein Dach überschattet. Sein musikalisches Gehör ist erstaunlich; ohne Kenntnisse von Terzen und Quinten versteht er meist bei jedem beliebigen Liede mit wunderbarer Treffsicherheit zu secundiren, und an keiner Arbeitsstätte geht es wohl melodischer zu, als da, wo viele Neger miteinander arbeiten, denn da hallt Lied auf Lied und es ist von überraschender Wirkung, wenn bei der Baumwollernte auf riesig großen Feldern der taktmäßige harmonische Gesang ganzer Schaaren von Negern durch die Lüfte braust.

Scherz- und Schelmenlieder hat der Neger wohl viele, doch seine liebsten Lieder haben melancholische Weisen, ja vorwiegend singt er sogar Lieder ausschließlich religiösen Inhalts. Es ist Thatsache, daß ihm sein „Gesangbuchslied" sein eigentliches Volkslied ist. Die sog. „Niggerlieder", die man hier in Rauchtheatern unserer Großstädte von maskirten Weißen singen hört, sind fast alles nordamerikanische Gassenhauer, oder doch für die beliebten Nigger-Minstrels im Norden componirte Lieder und haben mit dem eigentlichen nationalen Neger-Volksgesange nichts zu thun. Die Lieder des Fra Sankey u. Genossen (die Revivalisten-Firma Moodey und Sankey ist ja auch hier dem Renommée nach wohl bekannt), fast sämmtlich von wahrhaft ergreifender Schönheit und Lebhaftigkeit, gesammelt in einem im ganzen Staatenbunde in Millionen von
emplaren verbreiteten Buche: Gospel-hymns and Sacred Songs"
erden mehr und mehr amerikanisches Nationaleigenthum. Und dieses
uch ganz besonders, ich möchte es das „Allgemeine Gesangbuch für die
ereinigten Staaten" nennen, ist die Fundgrube für den modernen
egergesang. Wie man bei uns zu Hause bei jeder Gelegenheit hören
nn: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" oder „Ich hatt' einen Kame-
den", so singt der Neger bei der Arbeit und in seinem Dolce far niente:
Nearer my God to Thee", „In the sweed bye and bye", „Safe in

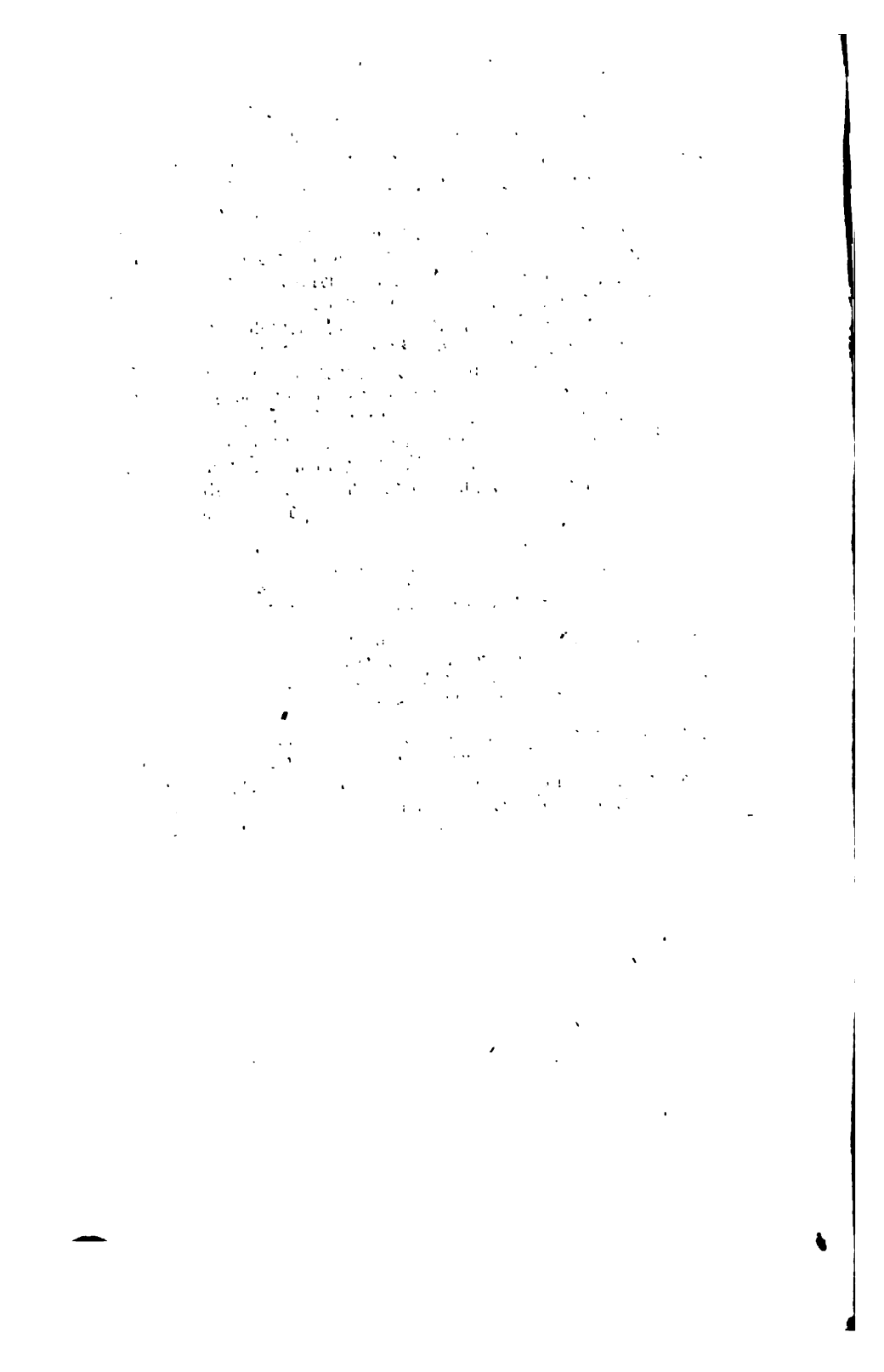
the arms of Jesus", „Almost persuaded", u. ſ. w. Und wie Choräle klingen dieſe Lieder wahrlich nicht; bald ſind es lebendige, tobende Schlachtgeſänge, bald ernſte Todtenklagen, bald jubelnde Siegeslieder, bald melodieenreiche Liebeslieder, bald muntere Tanzweiſen, die man zu hören glaubt.

Von welch' ergreifender Wirkung aber auch die alten echten Negerlieder ſind, das kann man dann nur recht erfaſſen, wenn man ſie da hört, wo ſie hingehören, auf der Bühne der Natur, umrauſcht von den Wipfeln der Urwaldbäume, oder umſäuſelt von dem Winde, der durch die Reihen ſchlanker Zuckerrohre ſtreicht. Die Stimmen ſind ja alle ſo ſchön freilich nicht, und der Banjo, ein Mittelding zwiſchen Harfe und Tamburin, kein Bechſteinſcher Concertflügel, und doch, ſo mancher Abend in Florida, dem Lande der Blumen, an den Ufern des St. Johns bleibt mir unvergeßlich. Die Luft war erfüllt von dem ſüßen Dufte wilder Orangenblüten und Mangolien, der Nachthimmel von jener Klarheit, wie nur der Süden ſie zeigt, Palmen und Cypreſſen umrauſchten uns und ein kleiner Chor von Negern ſang zum Klange des Banjo das alte melancholiſche Lied:

Oh it's not in the old home, as it used to be,
And the cchange makes me sad and forlorn!
No more will you hear the darkey singing
Amongst the sugarcane and corn!

O, nicht mehr iſt's daheim, wie es einſtmals war,
Und der Schmerz zieht ins Herz mir ſo heiß,
Verſtummt ſind der Neger Geſänge.
Wo das Zuckerrohr blüht und der Mais!

Da verſchwindet vor Deinem Ohr der eigenthümliche Naſenlaut des Negers, in den einfachen Klängen geht Dir das Herz auf, der Banjo wird Dir zur Harfe, der ſingende Neger zum Barden, ſein Lied zu einem rührenden Klageruf nach voller Gerechtigkeit, nach geiſtiger Freiheit.



Gestern, Heute und Morgen.

In Holz geschnitten nach einer Photographie von Ad. Braun u. Comp. in Dornach.

Im Bann der Sommernacht.

Rings tiefe Stille — nur im Abendwinde
Regt flüſternd ſich das Blätterwerk der Linde,
Die Welle plätſchert an das Ufer nur
Und folget der vorangegangnen Spur.
Im Echo lockt von fern des Hornes Klang —
Aus blauer Flut der Nymphe Nachtgeſang,
Das Heimchen pfeift, am Ufer zirpt die Grille,
Sonſt ſtört kein Hauch die feierliche Stille.

Geheimnißvoll und majeſtätiſch bricht
Durch Silberflor des bleichen Mondes Licht,
Und bei der Sterne geiſterhaftem Schein
Romantik, Königin! gedenk' ich Dein.
Hier ſteht Dein Thron, hier wandelt durch die Fluren
Dein Fuß beim trauten Schein der Dioskuren,
Hier ruft zurück im Bann der Sommernacht
Dein Mund die Zeugen längſt verſchwundner Pracht,
Und über eingeſunkne Grüfte fort
Zieh' ich an Deiner Hand von Ort zu Ort.

Noch bin ich Dein, noch hält an Deiner Seite
Ein Zauber mich und meinen Sinn gebannt,
Noch zieh' ich träumend mit Dir in die Weite,
Noch ſtreif' ich froh mit Dir umher im Land;
Noch hält der Ideale Zauberſphäre
Gefangen mich und meinen Jünglingsſinn,
Doch nehm' ich Abſchied wohl mit einer Zähre,
Wenn ich erwacht aus dieſen Träumen bin.

Die Nymphe ruft dem alten Stromgott zu:
„Warum entſchläfſt und ſchlummerſt nicht auch Du?"
Der aber ſpricht: „Wie Zeit und Stunden eilen,
So darf auch ich nicht raſten, noch verweilen;
Zur Ewigkeit führt ſie ihr flücht'ger Fuß
Mit ewig ſtummem, ewig kurzem Gruß,
Und ſo auch ich und was mir unterthan,
Zum ew'gen Meere führet unſre Bahn,
In ſeinen Strudel reißt es meine Wogen
Bis Traum und Glück und Alles iſt verflogen."

O Augenblick, dem ich mit ſtummen Klagen
„Willkommen" und zugleich „Leb' wohl" muß ſagen,
Wie ſchmerzt Dein Scheiden jede Menſchenbruſt,
Wenn Du ihr Freude bringſt und Lebensluſt,
Wie ſehnt das Herz zurück ſich nach dem Strahl,
Der mit Dir kam und ging durchs Erdenthal,
Ein Lächeln nur — und ſchnell eilſt Du von hinnen,
Im Strom der Zeit das Ew'ge zu gewinnen.

Hermann Friedrichs.

Der Philosoph des Menschheitsbundes.

Zum hundertjährigen Jubiläum Karl Christian Friedrich Krauses.

Von Moritz Brasch.

Gar mannigfach verschieden an Glanz und Größe sind die Sterne am Firmament der Philosophie. Vor allen anderen sichtbar sind die großen selbstleuchtenden Sonnen, die den Grund ihrer Leuchtkraft in sich selbst tragen und deren nie versiegendes Licht die weiten, öden Strecken der Geschichte des Menschengeistes mächtig durchdringt. Solcher philosophischer Sterne erster Größe giebt es nicht viele und wenn wir die Namen Plato, Aristoteles, Baco, Carteſius, Spinoza, Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel und vielleicht noch Schleiermacher und Herbart nennen, so scheint ihre Zahl erschöpft zu sein. Um diese gruppiren sich dann eine Menge Philosophen zweiten und dritten Ranges, welche ihren Schimmer erst von jenen empfangen, aber für die Cultur der Menschheit insofern von der größten Wichtigkeit sind, als sie, meist literarisch sehr productiv, die schweren Gedankenbarren der ersteren in circulationsfähige kleinere Münze umgesetzt haben. Außer diesen muß man aber noch eine dritte Art von Philosophen unterscheiden. Nur zum Theil original und selbstständig, ist ihr innerer Zusammenhang mit jenen Matadoren zwar nachweisbar, aber sie stehen meist isolirt und abseits von der großen philosophischen Heerstraße. Selten haben sie es auch zu einer eigentlichen Schule gebracht. Doch geschieht es zuweilen, daß auch sie einmal zu allgemeinerer Anerkennung gelangen und dann wird der Absolutismus des eine Zeit beherrschenden bestimmten philosophischen Systems in wohlthätiger Weise für einige Zeit durchbrochen. Meist aber verfallen sie bald nach ihrem Tode einer gänzlichen Vergessenheit und es bedarf schon eines wichtigen Anlasses, wenn ihr Name einmal aus dem geschichtlichen Todesschlaf in der Erinnerung der Nachwelt wiederbelebt werden soll. Und doch verdienen sie ob ihres tiefern und reichern Gedankengehalts die Vernachlässigung gar nicht, die ihnen der so geheimnißvolle Gang historischer Entwickelung auferlegt hat, welche sie sich aber auch oft durch eigenes Verschulden selbst zugezogen haben.

Das letztere ist nun mit dem in der Ueberschrift genannten Denker der Fall. Wesentlich zwei Hauptgründe giebt es, warum Krause trotz der unleugbaren Tiefe seines philosophischen Blickes und der umfassenden Weite seines wissenschaftlichen Horizonts es weder bei Lebzeiten zu einem namhaften Einfluß auf den Geist seiner Zeit, noch später zu irgend einer bedeutenden Anhängerschaft gebracht hat. Ja so wenig gekannt ist dieser Philosoph dem „Volke der Denker", aus welchem er hervorgegangen und welches er so warm und aufrichtig geliebt hat, daß die Kunde seiner Centenariumsfeier und Denkmalserrichtung, welche durch die Pietät seiner wenigen Anhänger am 7. Mai d. J. zu Eisenberg im Altenburgischen zu Stande kam, kaum in weitere Kreise gedrungen ist. Die Gründe für diese auffallende Erscheinung liegen nur zum Theil in dem realistischen Charakter der Gegenwart; theilweise aber auch in der Eigen-

artigkeit des Inhalts wie der Form der Krauseschen Philosophie selbst. Dieses wird sich als Resultat ergeben, wenn wir versuchen, eine gedrängte Skizze von dem Leben und Lehren dieses seltsamen aber bedeutenden Denkers unsern Lesern vorzuführen.

Karl Christian Friedrich Krause wurde zu Eisenberg, einem Städtchen in Altenburg, am 7. Mai 1781 geboren. Die erste Erziehung erhielt er auf der Klosterschule zu Dondorf, dann besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, nach dessen rascher Absolvirung er zu Jena 1797 bis 1800 dem Studium der Theologie oblag. Diese Universität war am Ausgang des vorigen Jahrhunderts der Sitz und Mittelpunkt aller philosophischen Interessen in Deutschland geworden. Königsberg hatte, nachdem der alte Kant seit 1797 seine Vorlesungen eingestellt hatte, seine Hauptanziehungskraft verloren. Um so mehr gewannen diejenigen Hochschulen, an denen sich die begabteren Schüler des Königsberger Denkers niedergelassen hatten. So war vor Allem die Thüringische Universität, an der z. B. der geniale Kantianer Karl Leonhard Reinhold, der Freund Schillers, bis 1794 gelehrt hatte und wo die von Schütz begründete „Jenaische Literaturzeitung" das kritisch einflußreiche und gewissermaßen officiell das Organ der neuen philosophischen Weltanschauung geworden war, stark besucht. Aber schon hatten sich in Jena bedeutsame Anfänge eigenthümlicher philosophischer Neubildungen gezeigt. Johann Gottlieb Fichte, welcher hier der Nachfolger Reinholds geworden war, hatte schon 1794 die ersten Grundlinien seiner „Wissenschaftslehre" erscheinen lassen, in der er mit einem kühnen Sprung über die von Kant gezogenen Erkenntnißgrenzen hinaussetzte. Seit 1798 hielt hier auch der auf Göthes Veranlassung herberufene Joseph Schelling philosophische Vorlesungen, die sich ebenso wie seine Erstlingsschriften zunächst an Fichtes „Ichlehre" anschlossen, bald aber, wie seine „Ideen zur Philosophie der Natur" (1797) und die Schrift: „Von der Weltseele" (1798) beweisen, weit über Fichte hinausgingen. So war um diese Zeit Jena die Wiege der gesammten späteren Entwickelung der deutschen Philosophie. Es war daher natürlich, daß der junge Krause sehr bald der Theologie untreu wurde und den verheißungsvolleren und glänzenderen Schönen, der Philosophie und den Naturwissenschaften sich zuwandte. In letzterer Beziehung zogen ihn besonders die phantasie- und schwungvollen Vorträge Schellings an, deren schon damals mächtiger pantheistischer Grundgedanke auf Krause nachhaltigen Einfluß ausübte. Doch gab er die Theologie als Berufsstudium nicht ganz auf. Denn nachdem er 1801 in Philosophie und Mathematik promovirt hatte, machte er noch in demselben Jahre zu Altenburg ein theologisches Examen, welches ihn zum Predigeramte befähigte. Doch hatte er bereits zu tief in jene dunkeln Abgründe geschaut, aus denen einem jungen gläubigen Gemüth nimmermehr Beruhigung und Friede aufsteigen, wohl aber jener quälende Zweifel, der Vater alles philosophischen Forschungseifers. Kurz entschlossen, auf jede praktische theologische Laufbahn zu verzichten, kehrte er 1802 nach Jena zurück und habilitirte sich hier für Philosophie und Mathematik. Wir ernst und umfassend der 21jährige Docent seine akademische Wirksamkeit nahm, ersehen wir daraus, daß er sofort vier Disciplinar-Vorlesungen ankündigte und hielt: Logik, Naturrecht, Mathematik und Naturphilosophie. Es ist bemerkenswerth, daß es wesentlich

diese vier Gebiete waren, auf denen Krauses spätere sehr productive Schriftstellerei sich bewegte. Zunächst strebte er eine Art Vermittelung zwischen Fichte und Schelling an, ein Bestreben, das für Krauses philosophische Eigenart sehr bedeutsam später geworden ist. Denn diese vermittelnde Stellung zwischen dem radicalen Idealismus des ersteren und der pantheistischen Naturphilosophie des letzteren wurden bei ihm so sehr der herrschende Grundcharakter seiner eigenen Philosophie, daß wir zum Theil hieraus schon jenes durch Krauses ganze Weltanschauung sichtbare Schwanken zwischen Theismus und Pantheismus, zwischen inbrünstiger Gottseligkeit, mit der er sich mystisch in die Idee einer ewigen und unendlichen Persönlichkeit Gottes versenkt und speculativer Erhebung in der Ewigkeit der Weltgesetze und zum Allleben der Natur. Wie ist zwischen zwei diametral entgegengesetzten Weltbetrachtungen ein Schwanken möglich? Die Erscheinung, so unerklärlich und auffallend sie ist, kommt doch in der Geschichte der Philosophie öfter vor und kann eigentlich nur aus einem Mangel an Gedankenenergie und dem theilweisen Ueberwiegen der Gefühlsmystik über die Kraft logischer Gedankenarbeit und muthiger Entschlossenheit, dem Gefühlsleben in Sachen der Vernunft keine Stimme einräumen. Die sogenannten Gefühlsphilosophen (man denke an Herder, Friedrich Heinrich Jacobi u. A.) die noch keineswegs zu den philosophischen Mystikern gehören, da sie in ihren Specialgebieten mit großer Klarheit, Schärfe und Consequenz dachten, sind zu allen Zeiten zu finden und traten meist als Reactionserscheinungen gegen vorangegangene logisch-mathematische Epochen auf. Doch ist Krause durchaus nicht ganz den Gefühlsphilosophen beizuzählen. Seine Schriften zeigen von einer bis ins Detail gehenden Systematik und einem logischen Schematismus, die von außerordentlicher Gedankenarbeit ihres Verfassers zeugen. Diese ersten der Jenenser Periode unseres Philosophen angehörenden Arbeiten sind: „Grundriß der historischen Logik" (1803), „Grundlage des Naturrechts" (1803), „Grundlage eines philosophischen Systems der Mathematik (1804) und „Anleitung zur Naturphilosophie (1804). Doch waren dieses nur Vorläufer für eine Anzahl größerer und grundlegender Werke, welche fast alle Theile der theorethischen und praktischen Philosophie umfassen, und die Krause als einen der productivsten philosophischen Autoren des 19. Jahrhunderts erscheinen lassen.

Indessen hat Krause schon in der letztgenannten Schrift, welche dann später unter verändertem Titel als „Entwurf eines Systems der Philosophie" erschien, die Grundzüge seiner später detaillirt ausgeführten Weltanschauung dargelegt. „Schon im Jahre 1803, sagt er, gelangte ich zum vollen Wesenschauen vor uns über aller Gegenheit und allen einzelnen Attributen und der Gliedbau der Wissenschaft stand dem Erstwesentlichen nach vollständig vor meinem begeisterten Auge da." Thatsächlich stellt sich auch der Inhalt der genannten Schrift als eine Deduction des gesammten Universums aus Gott heraus, der hier noch das „Absolute" ist, während er in den späteren Werken meist mit dem Ausdruck „Wesen" bezeichnet wird. An diesen letztern, soweit es mit dem reinen Sein identisch ist, werden dann eine Reihe von Bestimmungen („Kategorien") entwickelt, die von der Kantischen und Aristotelischen Tafel in Vielem, doch nicht in der Hauptsache abweichen. Diese sehr

ausgeführte Ableitung der Grundbestimmungen hat Krause schon in seiner „Historischen Logik" gegeben. Er unterscheidet „Kategorien des objectiven Seins oder des nothwendigen Werdens": I. Qualität oder Realität, II. Quantität, III. Relation. Jede dieser Rubriken umfaßt wieder in sich eine Anzahl jener ursprünglichen Grundbegriffe, die Kant als die nothwendigen Denkformen unseres Intellects erklärte, wie z. B. ad II. a, absolute, unendliche Totalität, b, relative, endliche Totalität (Einheit, Vielheit, Allheit), c, das Nichts. Dann entwickelte er B, „Kategorien der Modalität;" hierzu rechnet er: Nothwendigkeit, Möglichkeit, Wirklichkeit. Wir können unsere Leser in diese abstracten Untersuchungen nicht weiter einführen und leiten unsere Betrachtung nunmehr über zu denjenigen Darlegungen, welche den Kernpunkt der Krauseschen „Wesenlehre" bilden. In Gott selbst, als Urgrund und „Urwesen" werden die Bestimmungen unterschieden: „Einheit", „Ganzheit", Unendlichkeit", „Selbstgleichheit", „Unbegründetheit", „Harmonie", „Organismus", „Realität". Wie Spinozas „Substanz" für uns nach zwei Attributen hin „Denken" und „Ausdehnung" erkennbar ist, so liegt für Krauses Betrachtung in Gottes Wesen der Gegensatz von „Vernunft" und „Natur", ein Gegensatz, der als endliche Wiederholung im Menschen selbst zunächst in seiner leiblich-physischen Organisation, dann aber in alle menschlichen Schöpfungen vom einfachsten Leben in der Familie bis herauf zu dem complicirtesten Staatsgebilde, insbesondere aber in aller geistigen und künstlerischen Production des Menschen zur Vereinigung und zum Ausdruck gelangt. Wir werden später sehen, wie diese metaphysische Grundidee von unserm Philosophen dann weiter fortgebildet und modificirt wurde.

Mittlerweile hatte Krause Jena verlassen und nach einem kurzen Aufenthalt in Rudolstadt seit 1805 in Dresden seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Hier hat er mit wenigen Unterbrechungen den größten Theil seines Lebens und zwar bis zum Jahre 1824 zugebracht: ein Zeitraum, der für ihn voller Widerwärtigkeiten und Leiden war und nur selten durch einen freundlichen Lichtblick des Schicksals erhellt wurde. Abgesehen von vielfachen materiellen Kämpfen (der ganz mittellose Mann hatte, um seine inzwischen zahlreich gewordene Familie zu erhalten, theils durch Privatunterricht, theils durch öffentliche Vorträge ein bescheidenes Einkommen erwerben müssen) hatte er mit den Dresdener Freimaurern erbitterte Conflicte zu bestehen, die für ihn schließlich verhängnißvoll wurden. Nachdem er nämlich 1806 der Loge „Zu den drei Schwertern" beigetreten war, gelangte er sehr bald in der „Bruderschaft" zu einem gewissen Ansehen, so daß er 1808 bereits „Bruder Redner" derselben geworden war. Mit dem ihm eigenen Enthusiasmus jedoch hatte er sich in die Idee eingelebt, in der Freimaurerbrüderschaft die bildungsfähigen Keime zu jenem „Menschenbunde" zu finden, dessen Grundgedanke ihm noch von Jena her als eine Consequenz des Fichteschen Begriffs der „sittlichen Gemeinde" vorschwebte. Auch hatten um diese Zeit die religiös-socialen Schriften des Grafen Saint-Simon, der damals mit seinen Reformideen immer offener hervortrat, auf Krause den bestimmenden Einfluß, eine Umgestaltung des gesammten Freimaurerwesens zu unternehmen und sie zum Ausgangspunkt einer socialpolitischen und religiösen Reform der menschlichen Gesellschaft zu wählen. Zu diesem Behufe

veröffentlichte er die Schrift: „Die drei Kunsturkunden der Freimaurerei“ (1810), in der er die Thorheit der Geheimnißkrämerei des Ordens mit kritischer Schärfe bloslegte. Die hierauf erfolgende Ausstoßung Krauses aus dem Orden trieb ihn nunmehr an, auf dem einmal betretenen Wege weiter fortzuschreiten und so entwickelte er seine mehr positiven und reformatischen Ideen in dem „Tageblatt der Menschheit“ und mehr im Zusammenhang in dem „System der Sittenlehre“, vor Allem aber in der bekanntesten aller Krauseschen Schriften, in dem herrlichen Werke: „Das Urbild der Menschheit“ (1811). Nirgends tritt die ganze so enthusiastische und ideale Natur Krauses so warm entgegen wie hier. Was bis dahin nur als der humanitäre Kern eines complicirten Systems von Ordensregeln und symbolischen Gebräuchen bestand, das will er aus dem Dunkel geheimer Conventikel hervorziehen und zum Eigenthum der gesammten Menschheit machen. Ihm schwebte ein auf Liebe, Hingebung und Brüderlichkeit auferbauter „Menschenbund“ vor, dessen äußere Formen zwar eine gewisse fremdartige Phantastik haben, dessen Zwecke jedoch das Glück und die Freiheit des Menschengeschlechts sind.

Im Jahre 1814 sehen wir unsern Philosophen in Berlin. Er war hergekommen, um sich an der neu begründeten Universität, die unter dem äußern Druck der Fremdherrschaft ein frisches und ideales Leben der Wissenschaft inaugurirte, zu habilitiren. Auch mochte ihn die Hoffnung erfüllt haben, daß er den durch den Tod Fichtes (1813) eben verwaisten Lehrstuhl der Philosophie erhalten würde. Doch kehrte er enttäuscht nach Dresden zurück, wo er seine frühere Thätigkeit wieder aufzunehmen beschloß. In Ermangelung eines bestimmten Berufes begann er sich mit dem Mesmerismus zu beschäftigen, theils weil die Idee des thierischen Magnetismus seinen naturphilosophischen Vorstellungen entgegenkam, theils auch, weil er in dem mesmerischen Heilverfahren einen gewissen Beruf für sich sah. Indeß verließ er bald diese Studien und kehrte zu seinen philosophischen Untersuchungen zurück, die er nunmehr nach einem umfassenden systematischen Zusammenhang darzustellen unternahm, um das, was bisher nur bruchstückartig erschienen war, zu einer innern harmonischen Weltanschauung zusammenzuschließen. Doch schickte er einige Vorarbeiten voran, welche zwar nur die äußere sprachliche Form seiner Darstellung betreffen, die aber nach seiner Absicht und Hoffnung der schnellern Verbreitung seiner Philosophie dienen sollten. Leider aber trat das gerade Gegentheil ein. Denn die Vorschläge, die er in den beiden Schriften: „Die Würde der deutschen Sprache“ und „Ausführliche Ankündigung eines neuen vollständigen Wörterbuchs oder Urwortreichthums der deutschen Sprache“ (1816) zur Beseitigung aller fremden Terminologie und Einführung rein deutscher Ausdrücke in das Gebiet der philosophischen Wissenschaften, hatte die Wirkung, daß diejenigen seiner Werke, welche in dieser geradezu ungenießbaren Form abgefaßt sind, sich fast ganz dem Verständniß verschlossen und daher gar nicht gelesen wurden. Es ist aber auch eine eigenthümliche Zumuthung an den Leser, sich durch Schriften hindurchzuarbeiten, deren tiefer, abstracter Gehalt ihm schon Schwierigkeiten genug bereitet, die aber noch diese letztern durch eine zwar deutsch klingende, aber höchst unverständliche Ausdrucksweise vermehr sieht. Kants drei „Kritiken“ sind ja auch in einem sehr steifleinenen, an verwickelten Constructionen überreichen Deutsch geschrieben und

Hegels abstruse, an neuen seltsamen Wortbildungen auch nicht arme Stilistik ist ja sprüchwörtlich. Aber alles dieses wird durch Krause übertroffen, der eine ganz neue Sprache sich für seine Begriffe geschaffen hat. Wer möchte die Geduld nicht verlieren, wenn er fortwährend auf Worte stößt wie diese: „Selbheit", „Satzheit", „Gegensatzheit", „Voreingesatzheit", „Wesenschauung", „Selbsteigenschauung", „Schauvereinbildung", „Richtheit", „Faßheit", „Satzheitvereinheit", „Ur- und „Orwesen", „Selbstwesentlich", „Selbweseninnesein", „Selbstganzwesenschauung", „Gliedbau", „Gliedganzheit", „Bezugheit", „Lebewesen", „Darleben", „Lebebund" u. s. w. Es war ein verhängnißvoller Irrthum Krauses, seine „Sprachreform" mit den culturhistorisch so wichtigen Bestrebungen von Christian Thomasius zu vergleichen. Dieser hatte mit seinem Kampfe gegen die Scholastik nicht allein die Herrschaft der spitzfindigen Syllogistik aus der Philosophie und der Wissenschaft überhaupt vertrieben und ein gesundes Denken an Stelle eines verknöcherten logisch-schulgemäßen Verfahrens setzen, sondern auch zugleich mit falschem Inhalt die geschmacklose Form beseitigen wollen. Aus dem Grunde drang er darauf, an Stelle der lateinischen Sprache als Schrift- und Unterrichtssprache die deutsche zu setzen. Aus diesem Grunde wies er in seinen Streitschriften immer und immer wieder auf das Vorbild der Franzosen hin, die durch den Gebrauch ihrer Muttersprache nicht nur ihre Wissenschaft von der Scholastik des Mittelalters befreit, sondern auch ihren Geschmack und ihre Literatur zu tonangebenden in der civilisirten Welt erhoben hätten. Krause hingegen hat, in der besten Absicht, an Stelle der lateinischen und grichischen Terminologie eine deutsche zu setzen, hierdurch gerade eine neue scholastische und überdies weniger geschmackvolle philosophische Prosa geschaffen, die freilich deshalb unschädlich geblieben, weil sie abschreckend gewirkt hat.

Was noch die Schwierigkeiten seiner Diction erhöht, ist der bis ins Einzelnste gehende Schematismus, der in den größeren systematischen Werken Krauses herrscht. Es gehören außer den oben genannten hierher: „Abriß des Systems der Philosophie" (1825); Abriß des Systems der Logik" (1825); „Abriß des Systems der Rechtsphilosophie" (1828); „Vorlesungen über das System der Philosophie" (1828); Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft" (1829). Seine in diesen Schriften, von denen einige als Umarbeitungen früherer angesehen werden können, zur Darstellung gelangende Weltanschauung nennt Krause: die „Wesenlehre", deren Ziel und Aufgabe es ist, das Absolute zu erkennen. Es gäbe einen doppelten Weg, zu der höchsten Wahrheit zu gelangen: einen aufsteigenden (analytischen), der vom Standpunkt der gewöhnlichen menschlichen Erfahrung zu immer höheren Principien gelangt, bis er zu dem höchsten Realprincip alles Seins, zu Gott, anlangt, und einen absteigenden (synthetischen), der aber von Gott seinen Ausgangspunkt nimmt, von hier aus immer weiter in das reale Sein herabsteigt und so eine organische Gliederung der gesammten Welt gewinnt, als deren begriffliches Abbild die „Wissenschaft", d. h. die philosophische „Wesenlehre" anzusehen ist. Diese höchste und umfassendste Wissenschaft, welche die „Wesen" d. h. die höchsten Urprincipien des Seins zu begreifen sucht, hat nun zunächst die Betrachtung der Natur Gottes als des „Urwesens" zum Gegenstand. Wie wir schon oben

andeuteten, ist Krauses Gott ein durchaus transcendenter, er ist über der Welt und ihren Gegensätzen erhaben. Als göttliche Persönlichkeit wird er im Selbstbewußtsein sich seiner inne. Allweisheit, Alliebe und Allgüte sind nur äußere, für uns faßbare Manifestationen seines Willens. Als absolute Urmacht erscheint er, insofern er auf die beiden Ordnungen, die Natur und die Geisterwelt, entsprechend den ewigen Gesetzen derselben, aber doch frei, einwirkt. Die inneren Widersprüche in seiner „Urwesenlehre", die den Haupttheil der „Wesenlehre" bildet, sind nicht auf Krauses Rechnung allein zu schreiben; an ihnen leidet aber jeder Theismus, mag er den Dualismus von Welt und Gott noch so künstlich zu verdecken suchen. Alle Bemühungen, das Verhältniß des „Urwesens" zur Welt etwa analog unserm psychischen „Ich" zu unseren körperlichen Zuständen aufzufassen, vergrößern nur den Knäuel der Widersprüche. Die logische und wissenschaftliche Unhaltbarkeit eines wenn auch noch so sehr mit pantheistischen Decorationen verzierten Theismus tritt aber in den weiteren Ausführungen des Systems hervor. Außer der „Urwesenlehre", die als die eigentliche „Wissenschaft von Gott" anzusehen ist, heben sich aus dem System noch eine Reihe von philosophischen Disciplinen ab, wie die „Vernunftwissenschaft", die „Naturwissenschaft" und die „Vereinswesenlehre". Was ist die „Vernunftwissenschaft"? Ist sie identisch mit „Erkenntnißtheorie" und „Psychologie"? Krause hat auch darin das Verständniß seiner Lehre erschwert, daß er statt bisher feststehender Namen für bestimmte philosophische Wissenschaften, neue einführte, ohne das Verhältniß derselben zu einander klar zu legen. Man kann daher seine Vernunftwissenschaft mit den genannten Disciplinen kaum identificiren. Sie ist vielmehr eine Art „Geisterlehre", d. h. die Wissenschaft, die nach ihm die Natur des Geistigen überhaupt zu erkennen hat, jenes „Geistwesens", das im Universum dem „Leibwesen" gegenübersteht. Das Leben des endlichen Geistes, das sonst den Gegenstand der Psychologie bildet, ist nur ein Glied in der Reihe aller übrigen endlichen Geister in der Welt, und alle zusammen bilden das „Geisterwesen" oder die „Vernunft". Es ist nicht schwer, hier Anklänge an Spinozas göttliches Attribut der „Cogitatis" herauszuhören. Nur daß die einfach großen Züge in der Substanzlehre des Amsterdamer Weisen viel einleuchtender und überzeugungskräftiger erscheinen, als der verwickeltere Apparat unseres Philosophen. Noch complicirter wird die Sache, wenn wir an die Naturwissenschaft herantreten, die so ziemlich mit dem sich deckt, was man etwa in der Schellingschen Schule „Naturphilosophie" nannte. Doch können wir in die Einzelheiten dieses „Glaubens" nicht eingehen und bemerken nur, daß Krause in Bezug auf die Fragen von Raum, Zeit, Bewegung, Materie, Kraft, organisches und animalisches Leben sich vielfach der Schellingschen Naturphilosophie, wie sie durch Oken, Steffens, Schubert und Carus weiter fortgebildet wurde, vielfach anschließt.

Eine wesentliche Grundlage für seine Naturphilosophie fand Krause in der Mathematik, die er in einigen besonderen Schriften einer („Grundlage eines philosophischen Systems der Mathematik", Jena 1804) philosophischen Bearbeitung unterzog. So weit Mathematik ihm naturphilosophische Hilfswissenschaft ist, theilt er sie in Geometrie, Mechanik Dynamik, Chemik und Organik. Für die drei ersten sagt Krause „Raum-

gestaltlehre", „Beweglehre" und „Naturkraftlehre". Wie in den anderen Gebieten hat er auch hier einen doppelten Weg des Naturkennens: entweder vom „absoluten Wesen" ausgehend und zu dem einzelnen Natursein herabsteigend; diese Methode nennt er die „Deduction der Natur", oder das umgekehrte Verfahren, die „Construction der Natur". In der größten seiner früheren Schriften aus der Jenenser Zeit sagt er*): „Die Natur in der Einheit ihres Wesens in ihren ewigen Formen (Raum, Zeit und Bewegung), ist die Materie." Ferner: „Wenn alles Bilden des Einzelnen nach dem Allgemeinen als seinem Gesetze, Proceß heißt, so ist die Natur der unendliche Individualisations- oder Individuirungsproceß." „Alle Dinge in der Natur sind Individuen des Einen Individualisationsprocesses". „Der Eine Naturproceß gliedert sich in 1) den Proceß der Identität, den Verdichtungsproceß, dessen Ergebnisse Himmelskörper sind (Sonnen und Erden); 2) den Proceß der Differenz oder der Durchdringung: a) der innern Durchdringung, dessen Momente der magnetische, der elektrische und der Wärmeproceß sind, die sich wie Länge zu Länge und Breite, zu Länge, Breite und Höhe, oder wie Linie, Fläche und Solidum zu einander verhalten; b) der äußern Durchdringung (chemischer Proceß); 3) den Proceß der Indifferenz oder Spethesis (den organischen Proceß)."

Bei Weitem wichtiger als diese theoretischen Theile seiner Philosophie ist der praktische Theil derselben. Ja, will man den innersten Kern des Krauseschen Geistes kennen lernen, so hat man ihn hier zu suchen. Die „Vereinswesenlehre" bildet nicht nur die Consequenz, sondern auch die praktische Anwendung jener voraufgegangenen theoretischen Disciplinen. Sie hat das „Vereinsleben" aller „Wesen" der Welt zu erforschen, insoweit es einerseits ein Leben in dem „Urwesen" d. h. in Gott ist, andererseits aber auch, insofern es in Beziehung auf endliche Geister steht und den gesetzmäßigen Connex der letzteren ausdrückt. In diesen weitern Gesichtskreis faßt nun Krause das Vereinsleben im ganzen Weltall, in dem das des Menschengeschlechts allerdings nur einen Theil bildet. Man hat nicht mit Unrecht unserm Philosophen vorgeworfen, daß sein consequenter Schematismus ihn hier zu einer besonders seltsamen Phantastik getrieben hat, in der alle Philosophie aufhört. Denn von einem „Vereinsleben" etwa der Bewohner der übrigen Planeten und ihrer äußern und innern Beziehung zu uns haben wir nie etwas in Erfahrung gebracht und wird uns bei der höchsten Vervollkommnung unserer astrophysikalischen Kenntnisse wohl niemals eine derartige Kunde werden. Es ist wohl nur eine übertriebene Systematik, der zu Liebe unser Philosoph den Gesichtspunkt seiner „Vereinswesenlehre" so hoch wählt. Denn thatsächlich beschäftigt seine praktische Philosophie sich nur mit den Verhältnissen des Menschengeschlechts, wie a auch seine Eintheilung derselben in Religionswissenschaft, Sittenlehre, Rechtslehre und Kunstlehre beweist. Diese sind aber nur verschiedene Seiten einer und derselben großen „Geschichtswissenschaft", welche die Gesetze und die Geschichte des Lebens des Menschengeschlechts darzuthun hat. Man sieht, es ist ein großer Zug, der durch diese Krausesche Art der Betrachtung der menschlichen Verhältnisse geht und dasselbe

*) „Entwurf des Systems der Philosophie" (S. 108—9).

gewahren wir auch, wenn wir einen Blick auf jene einzelnen Theile werfen, von welchen jeder gewissermaßen ein Segment aus dem Gesammtleben des Menschengeschlechts behandelt. So z. B. wird die Religionswissenschaft, d. h. die Lehre von den Bedingungen, unter denen unser Leben mit dem Leben Gottes immer wesensinniger sich zu gestalten hat, nicht nach dem mehr oder minder religiösen Werth einzelner historischer Confessionen, sondern nach den Bedürfnissen des Menschengeschlechts überhaupt behandelt. Seine Sittenlehre, die er als die Wissenschaft des Lebens, soweit es durch den Willen bestimmt ist, definirt, hat als letztes Ziel das „Gute" und die Entwickelung der Bedingungen, unter denen es von Menschen realisirt werden kann. Er giebt eine ziemlich ausgeführte „Pflichtenlehre". Sein Sittengesetz lautet: „Wolle Du selbst und thue das Gute als das Gute." Das Wesen der sittlichen Freiheit besteht nach ihm nicht in der Ungebundenheit, sondern „Gesetzmäßigkeit des menschlichen Willens". Aber nicht als Einzelmensch, sondern nur im gesellschaftlichem Leben sei die unendliche Aufgabe des sittlichen Lebens zu erfüllen und so leitet der Ausgang seiner Sittenlehre zur Recht- und Staatslehre über, die als der Glanzpunkt und das Eigenartigste in der praktischen Philosophie Krauses angesehen werden muß.

Da die menschliche Bestimmung in ihrer Erfüllung nicht von einem Individuum abhängt, sondern auch von Umständen, welche durch Andere bedingt sind, so ist es die Aufgabe der Rechtsphilosophie, die Gesammtheit der durch freie menschliche Willensthätigkeit herzustellenden Bedingungen, welche erforderlich sind, um den vernünftigen Lebenszweck zu verwirklichen, darzulegen. Krause kann nur denjenigen gesellschaftlichen Zustand als einen wahren Rechtszustand ansehen, in dem jedes menschliche Individuum sich in Folge der Ordnungen der Lebensverhältnisse ungehindert seinem höchsten sittlichen Ziele annähern kann. Aber nicht nur die einzelnen Individuen, sondern auch die einzelnen Persönlichkeitskreise der Familien und Stämme und Völker, sowie die Güterkreise, welche der Religion, Wissenschaft und Kunst zugewandt sind, können nur bestehen, wenn sie innerhalb der Gesammtheit der Bedingungen ihren speciellen Beruf und Bestimmung geltend machen. Krause will statt des gegenseitigen Kampfes der Interessen innerhalb der Gesellschaft, eine ihre harmonische Ausgleichung verbürgende Organisation des Staates oder des „Rechtsbundes". Dieser hat daher mit den übrigen „Verbänden" für Tugend, Religion, Wissenschaft und Kunst in innigen Connex zu treten und so den die ganze Menschheit umfassenden „Menschheitsbund" zu bilden. So sind alle menschlichen Bewohner dieser Erde bestimmt, eine Gesellschaft zu bilden, in der religiöse, nationale und ethnologische Verschiedenheit gegenüber dem gemeinsam zu erstrebenden Ziele, die Verwirklichung des wahren Gottesreiches, verschwinden. Innerhalb dieses Menschenbundes sollen nun jene einzelnen Berufsbünde zur vollen Geltung gelangen. So bildet z. B. die Kirche oder der Religionsbund einen Verein aller Menschen für Gottinnigkeit. Innerhalb desselben kommt das Leben des „Urwesens" mit dem Leben der Menschheit auf ganz individuelle Weise zur Verschmelzung. Wie verhalten sich nun die „Wissenschafts- und Kunstbündnisse" hierzu? Die Wissenschaft ist die vernünftige Einsicht in den Zusammenhang Gottes und der Welt:

die Pflege dieser Einsicht nach allen Richtungen hin kann in keinen Gegensatz treten mit jenem wesentlich im individuellen Gefühl sich vollziehenden Proceß der Verschmelzung göttlichen und menschlichen Seins, d. h. der Religion. Ebenso reiht sich der „Kunstbund", der die Pflege des Schönen auf Erden zur Aufgabe hat, jener universellen Gemeinschaft harmonisch ein. Krause hat an zerstreuten Stellen seiner oben genannten Werke über das Wesen der Kunst Untersuchungen angestellt, die ihn als einen tiefsinnigen Aesthetiker erscheinen lassen, der das Gebiet des Schönen auf das Innigste mit seinen höchsten metaphysischen und religiösen Ideen verknüpft. Unser Philosoph, welcher selbst in der Musik wie im Gesang eine hohe Meisterschaft besaß, möchte der Kunstpflege innerhalb seines Menschenbundes eine wichtige Rolle zutheilen. Sie ist ihm eins der unentbehrlichsten Erziehungs- und Bildungsmittel der Menschheit auf dem Wege zur Gottähnlichkeit. Ihm ist die Kunstlehre die Wissenschaft vom Können, Bilden, Schaffen, im weitesten Sinne. Aber die schöne Kunst bildet durch das Vermögen der Phantasie Individuelles nach Ideen. Es giebt nur eine Kunst, die Gottes, welche die Gesammtheit der werkthätigen bildenden und lebengestaltenden Kraft, die mit seinem Walten identisch ist, umfaßt; und alle menschlichen Künste sind in jener enthalten und schöpfen aus ihr ihren innersten Gehalt. Unser ganzes Leben soll nach Krause ein Kunstwerk sein und die höchste erreichbare Kunst ist die Lebekunst, welche auch die Fähigkeit in sich schließt, sein Eigenleben gut, schön und harmonisch zu gestalten und es den Aufgaben des gesammten Menschengeschlechts conform zu machen. Krause sucht hier gewissermaßen zwei Extreme zu vereinbaren, indem er die Einseitigkeiten des vornehm sich isolirenden egoistisch-individuellen Kunstlebens, dem der ästhetische Genuß als solcher das Höchste ist, mit den extremen ästhetischen Forderungen, welche die Gesellschaft an die Hingebung des Einzelnen stellt, also mit seinen praktisch-politischen Pflichten zu vereinbaren bestrebt ist.

Näher betrachtet zieht sich durch diesen Krauseschen Organisationsplan der Menschheit ein hervorragend socialistisches und kosmopolitisches Element, das jedoch innerhalb dieser auf der breitesten demokratischen Grundlage erbauten Gesellschaft, die Nationalitäten nicht ausschließt, da er das menschheitliche Ganze als ein immer nur aus selbstwachsenden Organen sich zusammenschließendes sich denkt. Die Frage, wie dieser großartige Gesellschaftsbund regiert werden solle, hat Krause so präcis nicht beantwortet, wie es wünschenswerth ist. Doch entnehmen wir aus vielen seiner Andeutungen, daß er sich die Möglichkeit des Bestehens einer solchen Organisation ohne eine bis in die einzelnen nationalen „Volksvereine", ja bis in die „Familienvereine" sich erstreckende Selbstregierung nicht vorstellen kann. Was die eigentliche „Arbeiterfrage" betrifft, so hat sich Krause vielfach von den Schriften französischer Socialisten, aber auch von Fichte's „Geschlossenem Handelsstaat" beeinflussen lassen. Auch er will eine Organisation des arbeitenden Volkes, aber nicht roh mittelalterliche Zünfte, sondern selbstständige, von den Arbeitgebern unabhängige Vereinigungen der Arbeiter nach ihren speciellen Berufen. Das socialistische „Recht auf Arbeit" will Krause anerkannt und alle Hindernisse beseitigt wissen, die sich jenem Rechte entgegenstellen. Ferner will er neben den „Familienbündnissen" auch „Haus-

haltungsvereine" in großem Maaßstabe constituiren, welche einen wechselseitigen Austausch der Bedürfnisse, eine Auswechselung von Leistung und Gegenleistung, einen Ausgleich von Gewinn und Verlust und dergleichen gestatten. Es war jedenfalls nur die abstract-philosophische Form, in der diese Ideen vorgetragen wurden, welche verhinderte, daß man in Krauses praktischer Philosophie bisher einen so ausgeprägt socialistischen Gedankengang gar nicht vermuthete, zumal da auch die Schüler Krauses, welche die rechtsphilosophischen Disciplinen in seinem Geiste bearbeiteten, wie Heinrich Ahrens (der am 2. Aug. 1872 als Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig starb), und der vor Kurzem verstorbene Professor Röder zu Heidelberg, sich viel mehr in ihren Schriften mit den rechtsphilosophischen und völkerrechtlichen, als mit den eigentlich concreten socialen Fragen beschäftigten, und diese beiden wesentlich conservativen Gelehrten bei aller sonstigen Anhängerschaft an ihren Meister, es doch abgelehnt hätten, wenn man sie ernstlich aufgefordert haben würde, das sociale Programm Krause auch öffentlich zu bekennen, obgleich dieser weder die Forderung der öffentlichen Arbeiterstätten, noch der Güter- und Frauengemeinschaft aufgestellt hatte.

Den Abschluß der ganzen Weltanschauung Krause's bildet seine „Philosophie der Geschichte". Die gesammte historische Entwickelung der Menschheit nach philosophischen Gesichtspunkten zu behandeln, und die geschichtlichen Erscheinungen und Persönlichkeiten nicht nach ihrem pragmatischen Zusammenhange, sondern als Ausdruck der eine Zeitepoche bewegenden Ideen anzusehen: diese philosophische Geschichtsmethode datirt in Deutschland seit Lessing und Herder, von denen jener in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" den Versuch macht, eine Art Entwickelungsgeschichte des sittlich-religiösen Bewußtseins des Menschengeschlechts zu geben, dieser in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" auf der breiten Grundlage des Naturlebens die allmählichen Fortschritte des Menschengeschlechts zur Humanität, als seinem Ziele darthut. Immanuel Kant hat, wiewohl er eine Umgestaltung der philosophischen Weltanschauung seines Jahrhunderts vollzogen hat, bei seiner mehr mathematisch-logischen als historischen Geistesrichtung doch in diesem Zweige der Philosophie nur wenig gethan. Sein Aufsatz von 1784: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" hat weniger das Begreifen der innern Mächte, von denen die Geschichte der Menschheit bewegt wird, als vielmehr die Fixirung der sittlichen Zielpunkte, denen die Geschichte zustrebt, zur Aufgabe. Nur einige Kantianer, wie Friedrich von Schiller und Wilhelm von Humboldt, haben von Kantischer Grundlage aus der Geschichte der Menschheit ihre Aufmerksamkeit zugewandt, aber mehr um der ästhetischen Entwickelung derselben nachzugehen, als um die inneren bewegenden Kräfte derselben zu begreifen. Erst Fichte und Schelling haben, jener mehr nach ästhetischer, dieser nach religionsphilosophischen Gesichtspunkten, ihren Blick auf die Gesammtentwickelung des Menschengeschlechts geworfen. An Schelling hat sich dann die geistvolle, aber im Grunde theokratische Auffassung der Geschichte von Friedrich Schlegel und die feudale reactionäre Geschichtsbetrachtung Stahls angeschlossen. Obgleich Schelling auch für Krause den Ausgangspunkt bildet, so kommt

dieser doch zu ganz entgegengesetzten Folgerungen. Ihm soll die philosophische Geschichtswissenschaft den „Gliedbau der Ideen in Zeit" nachweisen. Nach Krause entfaltet sich das Leben der Menschheit in drei „Hauptlebensalter", in Kindheit, in Jugend, und in das Alter der Reife, ein Gesetz, welches auch für die untergeordneten „Selbstwesen" der Menschheit, für alle Völker, Stämme, „Ortsvereine", „Familienvereine", „Freundvereine", „Ehevereine", ja für jedes Individuum Geltung hat. Dann folgen zwei Stufen des absteigenden Lebens, welche der Kindheit und der Jugend des aufsteigenden Lebens entsprechen. Die erstere nennt Krause das „Hochalter der Reife", die letztere das „Greisalter". Die Frage, in welcher der genannten Perioden die Menschheit in ihren die höhere Cultur repräsentirenden Völkern sich befinde, beantwortet er dahin, daß wir jetzt am Ausgang der Jugend und am ersten Anfang des Alters der Reife uns befinden. Man sieht, daß Krause vor fünfzig Jahren anderer Meinung war, als jetzt einige panslavistische Geschichtsphilosophen à la Aksakow, die die europäische Menschheit bereits als greisenhaft erklären und eine Verjüngung derselben nur noch durch die erfrischende Infusion einer neuslavischen Cultur für möglich halten.

Dieses System der Philosophie, von dem wir unseren Lesern nur einige Grundzüge geben konnten, hatte Krause bereits nach allen seinen Theilen in besonderen Schriften ausgearbeitet, als er wieder von dem Verlangen ergriffen wurde, seine Weltanschauung nun auch von dem Katheder aus weiter zu verbreiten. Ueberdies ward der Aufenthalt in Dresden für den mittellosen Mann mit immer größeren Schwierigkeiten verbunden, und so entschloß sich der fünfundvierzigjährige Gelehrte noch einmal, die akademische Laufbahn zu betreten. Er ging 1824 nach Göttingen und habilitirte sich an der dortigen Universität, wo es ihm, da er einen sehr gewandten und anziehenden Vortrag hatte, an zahlreichen Hörern nicht fehlte. Schon war er nahe daran, eine ordentliche Professur zu erhalten, als wiederum eins jener Ereignisse seines Lebens eintrat, die für ihn verhängnißvoll wurden. Der oben schon erwähnte Heinrich Ahrens, ein Schüler Krause's und damals ebenfalls Privatdocent in Göttingen, ward in die durch den Ausbruch der französischen Julirevolution hervorgerufenen politischen Bewegungen mit verwickelt und mußte Göttingen verlassen. Was lag daher näher, als daß man auch gegen den ihm nahestehenden Krause, den Verkünder des „Menschheitsbundes", vorging? Es wurde gegen ihn die Criminaluntersuchung eingeleitet; da man wahrscheinlich jedoch nichts Gravirendes in der Sache entdecken konnte, wurde ihm anheimgegeben, sich der Untersuchung durch freiwillige Entfernung aus Göttingen zu entziehen. Es wurde ihm nicht leicht, den Ort zu verlassen, wo er in kurzer Zeit eine glänzende und erfolgreiche Thätigkeit entfaltet hatte. Er ging 1831 nach München und gedachte sich dort durch mathematisch-philosophische Abhandlungen, die er bei der Akademie der Wissenschaften einreichte, zu habilitiren. Da wollte es nun wieder das Unglück, daß auf Betrieb seiner Göttinger Feinde in München gegen ihn eine Polizeiuntersuchung wegen St. Simonismus und wegen — Zauberei eingeleitet wurde. Man hält heutzutage ein derartiges Vorgehen gegen einen hervorragenden Denker und Gelehrten für unmöglich. Aber es war eben die Blütezeit des durch die Karlsbader Beschlüsse reconstruirten deutschen

Bundestages und diesem war in Bezug auf politische Verfolgung bekanntlich nichts unmöglich. Mit der Zauberei Krauses hatte es folgendes Bewandtniß. Er hatte in Dresden, wie wir schon oben erwähnten, sich dem Studium des Mesmerismus gewidmet und auch praktisch einige Heilerfolge erzielt. Das war genug, um gegen den freisinnigen Mann eine Polizeiuntersuchung einzuleiten. Unter diesen Umständen freilich hielt es der sehr vorsichtige Präsident der Akademie, der Geheime Hofrath von Schelling, der ehemalige Jenenser Lehrer und College Krauses, doch nicht für opportun, einen so anrüchig gewordenen Mann zur Habilitation zuzulassen. Die historische Gerechtigkeit erfordert es, zu constatiren, daß es dem Bemühen des katholischen Akademikers Franz von Baaders gelang, das Ausweisungsdecret der Münchener Polizei gegen Krause noch rechtzeitig rückgängig gemacht zu haben. Nach Erledigung der Untersuchung wollte selbst ein so conservativer Minister wie Fürst Wallerstein, dem sich Krause vorgestellt hatte und den der bescheidene und kränkliche Mann mit einer gewissen Sympathie erfüllt hatte, ihn für die Universität gewinnen, zumal die gesammte philosophische Facultät, selbst mit Einschluß des alten gelehrten Mönchs Meilinger, sich für ihn ausgesprochen hatte. Indessen Schelling blieb bei seinem Veto, das ihm als Präsident der Akademie zustand, und so blieb Krause ausgeschlossen. Aber der allgewaltige Erlöser von allen Leiden, der Tod, hatte für den armen, kranken Gelehrten mehr Theilnahme, als die Menschen. Am 27. September 1832 machte ein Schlaganfall diesem müde gehetzten Denkerleben ein wohlthätiges Ende. Krause's Schüler und Schwiegersohn, der spätere Professor von Leonhardi in Prag hat dann den handschriftlichen Nachlaß zum Besten der unversorgten Familie (Krause hinterließ acht Söhne und vier Töchter) herausgegeben. Es ist ein umfassendes Werk und führt den Titel: „Die reine und allgemeine Lebenlehre und Philosophie der Geschichte zur Begründung der Lebenkunstwissenschaft" (1843).

Man kann von einer Schule der Krauseschen Philosophie in Deutschland kaum sprechen. Außer in Leipzig und Heidelberg durch die nunmehr verstorbenen Professoren Ahrens und Röder war er bisher an keiner Universität durch einen Jünger vertreten, ein Schicksal, das er freilich mit dem weniger tiefen aber glänzendern Stilisten Arthur Schopenhauer theilt. Krause hat dafür durch seine Anregungen auf Friedrich Fröbel auf einem indirecten Wege im Volke Eingang gefunden. Außerhalb Deutschlands ist Krause besonders in Spanien gwürdigt worden. Es ist bemerkenswerth, daß in der Heimat der Inquisition, der Stiergefechte und der Pepitas mehrere Universitätslehrstühle mit Anhängern der Krauseschen „Menschheitsphilosophie" besetzt sind. So hat dieser seltsame, aber immerhin bedeutende deutsche Philosoph das eigenthümliche Schicksal erlebt, mehr in der Fremde, als in der Heimat gekannt und anerkannt zu sein. Wir aber können diese kleine Studie nicht schließen, ohne darauf hinzuweisen, daß die Gegenwart in Krause nicht allein einen eigenthümlichen Denker, sondern auch einen edlen und hochgesinnten Menschen zu verehren hat, dessen Herz niemals aufgehört hat, für die ganze Menschheit zu schlagen.

Mozarts erste Liebe.

Von Ludwig Nohl.

Im Herbst 1777 finden wir Mozart auf der großen Reise nach Paris, die fast anderthalb Jahre währte und doch den erstrebten Erfolg nicht hatte, ihn zu einer festen Position zu bringen, wie er sie in Salzburg der Enge der dortigen musikalischen Verhältnisse wegen verlassen hatte. In mancherlei trüben und frohen Wogen dieser Reise schwankt auch sein der Zärtlichkeit und des Trostes gleich bedürftiges Herz mannigfach auf und ab, ja er sollte hier den ersten eigentlichen Schmerz erfahren und damit für des Lebens Ernst geweiht werden.

In München gefiel dem jetzt Ueberzwanzigjährigen die erste Sängerin so gut, daß sie „ihm öfter eine Zähre ablockte." Er gesteht jedoch später selbst, daß hier mehr die Freude an dem Können der jungen, hübschen kleinen Person gewaltet habe und dann war es das Glücksgefühl, endlich wieder frei und auf Reisen zu sein.

In Augsburg traf er die neunzehnjährige Tochter seines Oheims, denn der Vater stammte von dort, und ihre Munterkeit, wie sie sich mit Jedermann und sogar mit den geistlichen Herren der dortigen Stifter neckte, entsprach seinem eigenen äußerst heiter angelegten und neckischen Naturell. Die Briefe an dieses „Bäsle" sind denn auch das Närrischste, was man lesen kann. „Das ist wahr, wir zwei taugen recht zusammen, denn sie ist auch ein bischen schlimm, wir foppen die Leute miteinander, daß es lustig ist", schreibt er, „und sein lieb Bäsle sei nichts weniger als ein „Pfaffenschnitzl".

Weiter gehts nach Mannheim und dieser Aufenthalt sollte dem jungen Maestro zum ersten Prüfstein seiner moralischen Kraft werden.

Der üppige Kurfürst Karl Theodor hatte dort als einen edleren Theil der Befriedigung seiner Neigung zur Lustbarkeit und Luxus auch eine vortreffliche Opernbühne errichtet: hier konnte eines Künstlers Ziel sein, der bereits zu den ersten der Welt auf diesem Gebiete zählte. Die Aussichten, die ihm in der That dort eröffnet wurden, fesselten ihn denn auch ganze vier Monate an die an sich damals langweilige quadrirte Rheinstadt. Freilich vorerst heißt es noch: „Wie mir Mannheim gefällt? So gut einem ein Ort ohne Bäsle gefallen kann." „Aber das Frauenzimmer dieser Stadt ist sehr schön, artig und reizend", lautet es in einem Bericht der Zeit von der Stätte jener lasciven Hofhaltung, und bald standen dem jetzt schon Flaumbärtigen die Häuser der musikalischen Familien offen und seine Briefe schildern den übrigens in allen Ehren noch heiteren Verkehr, besonders in dem Hause des kurfürstlichen Kapellmeisters Cannabich. „Wie viel solcher süßen, unschätzbaren Augenblicke

schenkte mir der Himmel in dem lieben Umgang mit der schönen Rose Cannabich!" schreibt später einmal ein enthusiastischer Maler. Sie war freilich jetzt eigentlich noch Backfisch, allein wie er selbst sagt, sie habe für ihr Alter sehr viel Vernunft und gesetztes Wesen, sei „seriös", rede nicht viel, was sie aber rede, geschehe mit Anmuth und Freundlichkeit, so war es eben dieses, ihr innerlich mehr entwickeltes Wesen und ein schon jetzt hervortretender persönlicher Charakter, was ihn an das liebe Mädchen anzog und dem er sogar in seiner Art ein Denkmal gesetzt hat. Denn sie war ihm obendrein auf dem Wege seines eigensten Seins und Fühlens entgegengetreten, auf dem der Musik: sie selbst spielte so artig Clavier, daß er ihr eigens eine Sonate schrieb. Und als ihn nun ein Freund fragte, wie er das Andante zu machen gedenke, sagte er: „Ich will es ganz nach dem Charakter der Mlle. Rose machen." Es gefiel dann auch „halt außerordentlich" und: „Es ist auch so: wie das Andante, so ist sie!" schreibt er selbst dem Vater. Und sie wieder machte ihm denn mit dem Vortrage desselben „ein recht unbeschreibliches Vergnügen", sie spielte es „mit aller möglichen Empfindung", und recht unbefangen naiv fügt Wolfgang hinzu, sie spiele die Sonate aber auch recht gern.

In die Heiterkeit, in welche sein Genius jeden Kreis zu versetzen wußte, führt uns eine andere Schilderung, als er beim Flötisten Wendling eingeführt wurde. Er war in einer so vortrefflichen Laune an diesem Abend, daß er nichts als aus dem Kopfe spielte: „sie waren allerseits so zufrieden, daß ich — die Frauenzimmer küssen mußte." Bei der Tochter sei ihm dies gar nicht hart angekommen, denn sie sei nicht übel, Dorothea Wendling, damals Primadonna in Mannheim, war sogar eine strahlende Schönheit und wird von Wieland gar einer Madonna von Rafael oder Carlo Dolce verglichen.

Ernster als all dieses Spiel oder eigentlich zum ersten Mal ernst und daher für sein ferneres Leben mitentscheidend wurde aber die Begegnung mit Aloysia Weber, deren jüngere Schwester Constanze wenige Jahre später seine innig geliebte Frau wurde, und hier müssen wir also etwas näher in den Zusammenhang der Sache zu schauen trachten.

In einer Zeit, wo für den Notendruck noch der so kostspielige Kupferstich bestand, war ein guter und billiger Notenschreiber etwas werth. Mozart, der einen solchen für seinen Mannheimer Aufenthalt mit Schülern wie den Kindern des Kurfürsten viel brauchte, denn damals pflegte der Musikmeister noch für seine Schüler selbst die Uebungsstudie zu componiren, fand ihn in der Person des Theatersouffleurs Weber, dessen älterer Bruder niemand anders war, als der Vater des später so berühmten Freischütz-Componisten, so daß also Mozart und C. M. von Weber mit einander verwandt werden sollten.

Dieser Mann hatte sich mit mehreren Kindern durch viele Jahre mit 200 Gulden, also 350 Mark jährlich behelfen müssen und beka jetzt, weil er dem Kurfürsten eine sehr geschickte Sängerin gestellt, en lich wenigstens das Doppelte an Gehalt. Die Sängerin war seine zwe Tochter Aloysia, damals im sechzehnten Jahre stehend und sehr hübsc „Ihr Vater ist ein grundehrlicher deutscher Mann, der seine Kinder gu erzieht, und dies ist eben die Ursache, warum das Mädel hier verfol wird", fügt Mozart hinzu, und wir wissen damit genug, um überzeu zu sein, daß sein Herz hier ohne Verzug nach allen Richtungen hin g

fesselt war. Er beschloß, dem Mädchen, die eine schöne reine Stimme hatte, Unterricht zu geben, sie ist die später so berühmte Madame Lange geworden, die Mozarts Kunst zuerst besonders nach dem Norden trug.

Von jetzt an war seine Zeit fast ganz dem Verkehr mit dieser Familie gewidmet und wir verdanken demselben den ersten volleren Erguß seines Herzens in der Musik, die aus „Mozarts Leben" bekannte Arie Non so d'onde viene (Ich weiß nicht, woher mir dieses sonderbare Empfinden des Herzens kommt). Das geschah so. Er studirte dem jungen Mädchen zunächst alle seine Arien ein, und konnte bald sogar von den ersten Sängern des Theaters hören, daß sie nicht wie eine Schülerin, sondern wie eine Meisterin singe. Einen derselben, den berühmten Tenoristen Raff, wollte er sich nun besonders verbinden, um ihn bei der zu erhoffenden Operncomposition ganz auf seiner Seite zu haben, und begann ihm eine Arie zu schreiben. Allein sogleich der Anfang erschien zu hoch und er legte sie auf die Seite für einen Sopran, das heißt für Aloysia Weber. Doch! „da war es umsonst, ich hätte unmöglich weiter schreiben können, die nächste Arie kam mir immer in den Kopf, mithin schrieb ich sie und nahm mir vor, sie accurat für die Weberin zu machen."

Er schrieb zu diesen Worten sein eigenstes Empfinden nieder. Denn was war der Inhalt dieser Worte? Einem Könige, der einen Jüngling wegen Mordanfalls auf ihn selbst zum Tode führen lassen will, kommt bei seinem Anblick ein ihm unerklärlich wehmuthsvolles Mitleidsempfinden gegen den Knaben, es ist sein eigener Sohn, den er da verurtheilen soll! War nicht auch Mozarts Empfinden solch ein räthselvolles? Mitleid nannte er es, denn die Familie war arm, war verfolgt, unschuldsvollste und innigste Herzensneigung war es und hier brach sie in schönsten Tönen hell hervor. „Als ich sie fertig hatte, sagte ich zur Mlle. Weber: Lernen Sie die Arie von sich selbst und ich will Ihnen nachher aufrichtig sagen, was mir gefällt und was nicht", schreibt Mozart, und nach zwei Tagen habe sie das Stück so gesungen, wie er selbst es ihr habe einstudiren wollen.

„Mit dieser Arie hat meine liebe Weber sich und mir unbeschreibliche Ehre gemacht", heißt es dann schon kurze Zeit darauf, und auf diesen Erfolg baute nun die Familie einen Plan, der in seinem Verlauf das ganze innere Gefühl unseres jugendlichen Meisters hervortreiben sollte.

Damals war das Sehnsuchtsziel aller Sänger wie der Componisten selbst: Italien. „Es geht ihr nichts ab, als die Action, denn kann sie auf jedem Theater die Primadonna machen", hatte Wolfgang von Aloysia geschrieben, und da jetzt ihre Schulung in jeder Weise nicht genug vorgeschritten war, so kam die Familie auf den kühnen Plan, daß sie miteinander nach Italien gingen. Mozart war leicht gewonnen, war er doch dabei der Compositeur und seine Aloysia Primadonna! So soll also der Vater von Salzburg aus nur sogleich an alle möglichen Theaterunternehmer schreiben, damit Wolfgang aufs Neue nach Mailand und Venedig berufen werde. Aber damit trat auch die vernünftige Beobachtung der Sache und zugleich das jähe, schmerzliche Erwachen hervor. Der Vater antwortete, nachdem er sich von seinem Schrecken tagelang nicht hatte erholen können, ob er dafür alle Mühe und Sorge

getragen, ihn zu einem tüchtigen Künstler und ehrlichen Menschen heranzubilden, daß er jetzt mit wildfremden Menschen in der Welt umherziehe und vielleicht später in der Noth und Enge des ehelichen Lebens verkomme?

Er hatte den Argwohn, Mozarts unbefangene Gutherzigkeit sei hier in böse Schlingen gezogen worden und wendete die stärksten Mittel an, um ihn daraus zu befreien. Er hält ihm alle jene kleinen Begeisterungen für das andere Geschlecht, für die Münchener Sängerin, für das Bäsle und die schöne Rosa vor und deutet damit an, daß auch diesmal wohl nicht viel an seiner Neigung sei. Sonst berührt er aber diese Seite der Sache wohlweislich nicht, denn hier wäre der Sohn gegen jede Vorstellung taub gewesen, appellirt vielmehr an seinen künstlerischen Ehrgeiz und ruft ihm am Schluß des schönen langen, langen Briefes, der uns noch erhalten und in dem soeben erschienenen Buche: „Mozart nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen", zu finden ist, energisch zu: „Solche Pläne sind für kleine Lichter. Fort mit Dir nach Paris und das bald! Setze Dich großen Leuten an die Seite! **Aut Caesar, aut nihil!** Der einzige Gedanke, Paris zu sehen, hätte Dich vor allen fliegenden Einfällen bewahren sollen."

Nun war es an Mozart, innerlich in Regionen erschüttert zu werden, die er bisher kaum gefühlt. Er sollte sein Liebstes verlassen, jetzt wo er es kaum gefunden? Bald aber besann sich sein stets edel wollendes Gefühl, und er mußte sich sagen, daß mit seiner Lebenslaufbahn doch auch die seines geliebten Mädchens gesichert sein werde. „Ich bitte Alles von mir zu glauben, was Sie wollen, nur nichts Schlechtes — ich bin ein Mozart, aber ein junger und gut denkender Mozart", schreibt er und rüstet auch jetzt folgsam sofort zur Reise. Denn: „nach Gott kommt gleich der Papa, das war als Kind mein Wahlspruch und dem bleibe ich auch noch", verlautet es von dem doch jetzt bereits zweiundzwanzigjährigen Jüngling.

Die Abreise zeigte ihm erst, wie er geliebt war von diesen Mannheimern, alt und jung, klein und groß, vornehm und gering.

Aloysia hatte ihm zum Abschied für die Weiterreise ein „Paar Täzeln von Filet" gestrickt und der Papa verehrte ihm Molières Werke zum Andenken, war er doch „ihr bester Freund, ihr Wohlthäter" gewesen! Als er dann Abends wegging, weinten sie Alle. „Ich bitte um Verzeihung, aber mir kommen die Thränen in die Augen, wenn ich daran denke", schreibt er von Paris aus an den Vater.

Und daß es immer heftig in ihm gekämpft, bis der bessere Entschluß die Oberhand gewonnen, zeigt die schöne A-moll-Sonate für Clavier, die eben damals in Paris geschrieben wurde. Scharfe energische Rhythmen drücken die moralische Willenkraft aus, die er in diesem Conflict mit der Leidenschaft geübt und diese selbst bricht doch in ihrem hellen Brande aus dem wunderbaren Finale des Werkes wieder hervor. Wenig wie jene Arie war bisher eine solche Sonate unter Moza Werken vorhanden, es war der Kunst der Töne ein ganz neues Geschäf bereich gewonnen.

Paris selbst führte unsern jungen Meister auf ganz andere G biete: Es war die Zeit des erbittertsten Kampfes der Gluckisten u Picciniſten um die Entwickelung der Oper. Mozart, der fast berühmte

lebende Componiſt italieniſcher Opern, trat auf Seite Glucks, der doch ihr ſchlimmſter Gegner war: Der Ernſt des Lebens hatte ihn auch den Ernſt des Dramas kennen lehren, das der deutſche Gluck in dieſem verrotteten Kunſtzweige wiederherſtellen wollte.

Sein eigenes, nicht eben ſo gehärtetes Naturell aber ließ ihn perſönlich in dieſen Kämpfen damals zu nichts Beſonderem gelangen. Dazu kam der Tod der geliebten Mutter, die ihn auf dieſer Reiſe begleitet hatte. Er ſehnte ſich innerlichſt nach Deutſchland zurück. Aber nicht nach Salzburg, wo ihn der Vater wieder angeſtellt haben wollte, nein, nach München! Denn dort weilte Aloyſia. Sie war mit dem Mannheimer Theater übergeſiedelt, als Karl Theodor von der Pfalz am 1. Januar 1778 auch Kurfürſt von Bayern geworden war, und zwar, Dank der Unterrichtung Mozarts, als gut beſoldete Sängerin. Er ward natürlich von der Familie mit Freuden erwartet und mußte denn auch bei Webers wohnen. Ja, wie ſehr ſein Herz voll ſchöner Hoffnung war, erſieht man aus einem Briefe an das Bäsle, die er ebenfalls einladet: ſie werde vielleicht eine große Rolle zu ſpielen bekommen, ſagt er. Hatte er doch allen Grund zu ſolcher Hoffnung! Eine Nachricht von Paris über ſeine ſchwere Erkrankung hatte die armen Leute in Mannheim in die größte Angſt gebracht: „ſie haben ſchon alle für meine Seele gebetet, das arme Mädel iſt alle Tage in die Kirche gegangen. Sie werden lachen? ich nicht, mich rührt es, ich kann nicht dafür", hatte er ſelbſt dem Vater geſchrieben. Und dankten ſie nicht ihm vor Allem ihre jetzige beſſere Lebenslage?

Allein was vernehmen wir? „Sie ſchien den, um den ſie ehemals geweint hatte, nicht mehr zu kennen, als er eintrat: „Ich laß das Mädl gern, das mich nicht will", erzählt der zweite Mann von Mozarts Frau nach ihrem eigenen Bericht. Und was war der Grund? Wolfgang trug wegen der Trauer um die Mutter nach damaliger Sitte einen rothen Rock mit ſchwarzen Knöpfen und ſoll in dieſem Anzuge der ſchönen Sängerin nicht mehr gefallen haben! Allerdings, der Glanz des Hofes trat dem jungen Mädchen in ihrer jetzigen Stellung doppelt blendend entgegen. Was war dieſen Geſtalten gegenüber der an ſich kleine und unſcheinbare Mozart? „Ich habe niemals ſchlechter geſchrieben als diesmal, denn ich kann nicht, mein Herz iſt gar zu ſehr zum Weinen geſtimmt", ſchreibt er dem Vater, freilich nur mit nächſter Beziehung auf die jetzt nahende Wiedereinſchränkung in dem für einen ſolchen Künſtler allerdings ſehr traurigen Salzburg, aber wir dürfen wohl weiter gehen und ſein inneres Erleben dieſer Tage mit in die ſchmerzlichen Thränen hineinziehen.

Denn noch zwei Jahre ſpäter, als er ſchon die jüngere Schweſter als Braut gefunden hatte, ſchreibt er dem Vater über Aloyſia, die derweilen in Wien den berühmten Schauſpieler Lange geheirathet hatte: „Ich liebte ſie in der That und fühle, daß ſie mir noch nicht gleichgiltig iſt, ein Glück für mich, daß ihr Mann ein eiferſüchtiger Narr iſt und ſie nirgends hinläßt, und ich ſie alſo ſelten zu ſehen bekomme!"

Sie war in ihrer Ehe nicht glücklich und mußte dies doppelt empfinden, weil ſie die ganze Zeit ſeines ferneren Lebens unmittelbar neben und mit Mozart lebte und von ihm ein Augenzeuge ſagte: „In ſeiner Ehe mit Conſtanze Weber lebte Mozart vergnügt. Er fand in ihr ein

gutes, liebevolles Weib, die sich dadurch sein ganzes Zutrauen gewann. Er liebte sie wahrhaft, vertraute ihr Alles und sie vergalt es ihm mit Zärtlichkeit und treuer Sorgfalt. Wien war Zeuge dieser Behandlung und die Wittwe denkt nie ohne Rührung an die Tage ihrer Ehe."

Doch in einem Punkte bewahrte und bethätigte auch Aloysia noch später die Liebe, welche der große Mozart für sie gehegt hatte: sie ward durch ihren Gesang die Verkündigerin seiner Muse. Denn sie trug in den Concerten, durch welche sie nach der Trennung von ihrem Manne sich selbst die Subsistenz suchte, mit Vorliebe die Arien Mozarts vor und ihr Gesang wird gerade in diesem Punkte am meisten gerühmt. So war des Künstlers erste Liebe doch nicht ohne einen besondern Erfolg geblieben und Aloysia selbst lebt fort in Mozarts Andenken.

Humor.

Kennst Du die Blume, die, soll sie gedeihn,
Die Wurzeln in zerrißnen Grund muß schlagen?
Durchtränkt von Thränen muß der Boden sein,
Soll einst das Samenkorn noch Blüten tragen.

Doch auch der heitern Sonne warmes Licht
Muß auf die dunkle Knospe sich ergießen,
Soll sich ihr glanzumwoben Angesicht
In voller Farbenpracht der Welt erschließen.

Die Menschen freu'n sich an der Farben Spiel,
Am Duft, den ihnen reich die Blume schenket.
Doch Niemand ahnt, wohin der Same fiel,
Und welch ein Thau die Blüte hat getränket.

Nur wer tief schaut in ihren Kelch hinein,
Der sieht die Tropfen noch im Grunde hangen.
Goldschimmernd funkeln sie im Sonnenschein
Und heben reich der Blume stolzes Prangen.

Und fragst Du, welcher Blume duftge Pracht
Aus dunklem Grunde schöner nur erblühet?
Sie heißt „Humor" und keimt aus Herzensnacht
Und unter Thränen lächelnd sie erglühet.

Liddy Richter.

Freund und Freundin.

Photographien aus dem amerikaniſchen Leben.

Von **J. Wackwitz-Buſch.**

Vor einigen Jahren ſah ich in meiner amerikaniſchen Heimat nicht ſelten einen intereſſanten Freund und eine reizende junge Freundin. Der Freund war ein Deutſcher nahe den Dreißigen, blond, blauäugig, bärtig und von unterſetzter Figur, ein Kernmenſch an körperlicher und geiſtiger Kraft, dabei aus guter Familie und ſehr unterrichtet. Nach dem Geſchäft, das er betrieb, nannte er ſich ſelbſt „Zeitungsmenſch.“

Die Freundin war eine feine, zarte Amerikanerin, ein allerliebſtes Figürchen, ſchlank und geſchmeidig wie ein Eidechschen, mit dunklen, hoch über der ſchmalen Stirn aufgethürmten Haaren und glänzenden braunen Augen. Sie war in der That ſehr hübſch, ihr Gang war leicht und graziös und wenn ſie ſprach, bewegten ſich ihre kleinen, feinen Hände auf eine reizende Weiſe, was ſelbſt dem oft alltäglichen Stoff ihrer Rede eine gewiſſe Würze verlieh. Sie war die verhätſchelte Tochter einer wohlhabenden Wittwe und beſuchte auch die Hochſchule und die Tanzſchule, als ſie bereits ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte. Ich ſah dieſe leichtfüßige, anmuthige Sylphe ſehr gern in meinem Hauſe und verargte es ihrer vereinſamten Mutter durchaus nicht, daß ſie ihr Kind ſo grenzenlos verzog.

Es war an einem hellen, klaren Wintertage, als der Freund, ich nenne ihn Ernſt, zum erſten Mal die Freundin erblickte.

Wir ſaßen beim Nachmittagskaffee; letzterer iſt eine der deutſchen Errungenſchaften, welche ich im fremden Lande beibehalten und veredelt habe. Der Freund ſaß mir gegenüber, die Freundin war noch nicht erſchienen, aber ich erwartete ſie. Es wurde geraucht, geplaudert und geſtritten. Der Freund nahm beim Sprechen gern einen langen Anlauf; was er ſprach, hatte immer einen guten Klang; ich hielt ihn ſtark in Verdacht, daß er ſich im Geheimen zum Volksredner ausbildete, denn er ergriff jede Gelegenheit zu einer wohlgeſetzten, weit ausgeholten Erörterung. Er war noch nicht lange im Lande, ſein Urtheil war noch kein gereiftes, und da er ſeiner innerſten Natur nach zur äußerſten Oppoſition hinneigte, ſo hatte er ſich mit Feuereifer einer radicalen Partei angeſchloſſen, die kampfbereit Alles negirte, was gegen ihren Weg lief.

Natürlich wurde ſtark politiſirt, umſomehr als die Wahl eines Präſidenten noch in dieſem Jahre ſtattfinden ſollte. Der Freund entwickelte ſeine Ideen über die Neugeſtaltung der Republik, die zugleich zu einer deutſchen Volksmacht in den Vereinigten Staaten ſich entfalten

sollte. Die Deutschen, welche den Muth gehabt hätten, ihre alte Heimat zu verlassen und über das Meer herüber in diese Wüstenei zu kommen, hätten allein die Gewalt, die Civilisation und die Befreiung der Geister zu bewerkstelligen.

„Welch edles Volk, diese urteutschen Teutschen", er betonte das „T" recht geflissentlich, „wie sie mit rauhen, abgearbeiteten Händen ihr Eigenthum rastlos zu vermehren streben, wie sie ihre Sitten, ihre Urwüchsigkeit und ihre Gemüthlichkeit auf diesen fremden Boden verpflanzen und sich sofort zum Mittelpunkt der Gesittung machen. Wie erbärmlich dagegen diese Yankees, diese im Absterben begriffene Nation, diese nur ihren äußern Vortheil berechnenden faden Männer und diese raffinirten, der Sittenverderbniß vollständig verfallenen Weiber!"

In diesem Tone ging es weiter. Der Freund sprach sich heiser, seine Wangen glühten, seine Augen leuchteten, sein angehender Vollbart starrte, wie von Entrüstung gesteift, wahrhaft drohend in den Cigarrendampf hinein.

Da wurde plötzlich die Parlorthür auseinandergeschoben und ein helles, näselndes Stimmchen rief: „Good afternoon!"

Dort stand sie, die kleine Freundin, lächelnd und blühend, eine wahre Augenweide, und ihre braunblitzenden Augen trafen direct die guten deutschen Republikaneraugen des Freundes. Sie nickte uns Beiden zu und ihr Blick streifte mich dabei mit einem so fragenden Ausdruck, daß ich sofort verstand, wie herzlich sie zu wissen begehrte, wer dieser wildfremde, struppige Bursche denn eigentlich sei. Ich verfehlte denn auch nicht, die Beiden einander sofort vorzustellen. „Miß Carry Thomson, Mr. Ernst."

Der Freund war aufgesprungen und zwang seinem ehrlichen, vierschrötigen Rücken eine herzhafte Verbeugung ab, wobei sein brennerder Blick das niedlich kleine Mädchen zu durchbohren schien.

Die Freundin sah ihn an mit einem mitleidig spöttischen Lächeln; ich wußte, was sie von den deutschen Männer im Allgemeinen hielt. Mit einem leichten Seufzer, der etwa bedeuten konnte: „Gott steh mir bei, was für ein Junge!" legte sie ihr Pelzwerk auf den nächsten Stuhl, warf den Sammetmantel von den schmalen Schultern, tänzelte vor den Spiegel, um daselbst das Federhütchen von dem hohen, dunklen Toupee zu lösen und setzte sich neben mich, just dem Freunde gegenüber.

Ich kannte ihre Liebhabereien, der braune, bittere Kaffee gehörte nicht zu denselben; im Begriff daher, ihr Thee und süßen Kuchen zu bieten, wonach sie bereits ihre weißen, mit Ringen geschmückten Händchen ausstreckte, bemerkte ich plötzlich, wie ihr Gesichtchen sich verzog, ihre Augen sich verkleinerten und ihre erhobenen Arme herabsanken und nun lachte sie laut und hell und spöttisch und aus so tiefinnerstem Herzensgrunde, daß ihr sofort Thränen in den dunkeln Wimpern hingen.

Ich folgte erstaunt ihren Blicken und sah mit Bedauern, daß de Freund ein Opfer ihrer Spottlust geworden war. Derselbe saß da w mit Blut übergossen und fischte mit seinen kurzen, dicken Fingern seine Cigarrenstumpf aus der Tasse Kaffee, welche vor ihm stand, die braune Brühe tropfte von seiner Hand; der gute Junge nahm sich unaussprech lich ungeschickt aus in dieser Situation. War es seine Schuld, daß e

just die Cigarre in den Kaffee gelegt, als er im Begriff gewesen, das schlimme kleine Mädchen zu begrüßen?

Sie lachte und er schämte sich. Ob er ihr nicht lebenslänglich grollen, ob sie ihn ewig verspotten wird? So dachte ich, während ich stillschweigend die verhängnißvolle Tasse Kaffee mit einer andern vertauschte und den unglücklichen Cigarrenstumpf aus der Hand des Freundes nahm, um ihn in den Aschenbecher zu begraben.

Die Freundin beruhigte sich, sie begann sogar von dem Thee zu nippen. Der Freund schaute düster vor sich nieder; es bereitete mir große Mühe, ihn wieder zum Sprechen zu bringen; er schien wirklich im Tiefinnersten seines guten, braven Herzens verstimmt zu sein. Aber er sollte wieder aufgerichtet werden, er sollte glänzen noch an diesem Tage, ja, er sollte mehr als das.

Meine kleine Freundin plauderte von ihrer Schule, von ihrem neuen Kleide, von ihren Tanzstunden und von ihrem Beau, dem „handsome Freddy". Sie nahm zwar seit drei Jahren an dem deutschen Unterricht in der Hochschule mit Theil, allein von Allem, was es da zu lernen gab, war nur eine einzige deutsche Phrase wie aus Versehen in ihrem leichtfertigen Köpfchen hängen geblieben und nur wenn sie sehr gut gelaunt war, brachte sie dieselbe zuweilen an, mochte sie nun in das Gespräch passen oder nicht.

Es dunkelte ungewöhnlich früh, denn der Himmel hing voll Schneewolken, die sich allgemach entluden. Im traulichen Zimmer leuchteten die Gasflammen und dufteten frühe Treibhausblumen. Die bunten Muster des Teppichs hoben sich in dem weißgelben Lichte prahlend hervor und auch die Wangen und Augen der Freundin schienen in demselben an Farbe und Glanz zu gewinnen.

Ich öffnete das Piano und lud mit einer Handbewegung und einem bittenden Blick den Freund ein, an demselben Platz zu nehmen.

Er zögerte und schoß einen seiner funkelnden Blicke nach der Freundin hinüber.

„Yes", sagte dieselbe, „ich liebe Musik, aber spiele nicht selbst."

Eine große Befriedigung malte sich in seinen Zügen, so gab es doch wenigstens etwas, womit er sie zu überbieten vermochte, die herzlose Spötterin.

Er nahm Platz am Piano und begann zu spielen, ohne Noten, er war Meister im Phantasiren und hatte schon so manche hübsche Composition geschaffen.

Wenn er auf dem Instrument phantasirte, dann wurde er in Wahrheit ein Dichter der Töne, dann verstand er zu erzählen, zu malen und die Herzen aufzuregen. Und gerade an diesem Abende legte er etwas ganz Besonderes in sein Programm, ich hatte nie so rauschende Jubelklänge, so harmonische Accorde, so sanft verhauchende Melodien, so hinreißende, leidenschaftliche Tonschilderungen vernommen, er ging ganz auf in seinem Spiel.

Ich drückte mich in eine dunkle Ecke, die Freundin kauerte sich neben mich. Im Anfang war die Musik für sie gar nicht da, sie plauderte ohne Unterlaß von den alltäglichsten Dingen, wendete aber dabei kein Auge von dem Spieler, dessen regelmäßiges, männliches, kräftiges Profil die Gasflammen hell beleuchteten.

Es giebt Menschen, und dazu gehören die sogenannten plastischen Schönheiten, die in den Momenten der Ruhe, des Nichtsthuns, am Bewundernswertheſten erscheinen. Aber es giebt auch solche, die erst in voller Thätigkeit sein und ihr Seelenleben gewissermaßen in die Körperformen überfließen lassen müssen, bevor sie interessant, einnehmend, ja schön genannt zu werden verdienen. Zu dieser letzten Sorte gehörte der Freund. Schön habe ich ihn nun zwar niemals gefunden, aber einnehmend und interessant gar oft und vergeistigt edel, wenn er auf eine so einzige Art Tonbouquette wand und ausstreute, wie an diesem Abend.

Meine kleine Carry wurde plötzlich schweigsam; sie lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit und hielt den Athem an. Wie durch einen Magnet gefesselt, hing ihr dunkles Auge träumerisch fragend an dem Antlitz des Spielers. Es war eine wunderbare Macht, welche auf sie einwirkte und sie zwang, sich dem Spieler und den Tönen zu nähern. Ja, sie erhob sich, um an das Instrument heranzutreten, und sie that es zaghaft, wie ein schüchternes Kind, das nicht wagt dem geistreichen Mentor in die Augen zu schauen, obgleich es nach sich der Gewalt seines Blickes so innig sehnt.

Ein stolzes, triumphirendes Lächeln erhellte seine Züge, als er sie neben sich bemerkte, aber sein Auge suchte sie nicht. Erst als er sein Spiel beeendet hatte, streifte sein Blick über ihre Gestalt, die ein Bild der spannendsten Andacht, noch unbeweglich am Piano lehnte. Dann erhob er sich und mit einem stolzen Neigen des Kopfes schien er sie aus seinem Zauberkreise zu entlassen. Sie seufzte tief, tief auf, die zierlichen Glieder gewannen ihre Beweglichkeit zurück, ein helles Roth brannte auf ihren Wangen und sie begann plötzlich zu lachen.

„War das Dutch-Musik?“ fragte sie.

„Ja, das war Dutch-Musik“, versetzte Mister Ernst mit Nachdruck und sein Auge schien hinzuzusetzen: „Nimm Dich in Acht, Du loser Vogel, das Netz ist ausgespannt.“

Sie fühlte den Blick, der sie in eine neue Verlegenheit stürzte, aber um sich aus derselben zu retten und um zu zeigen, wie gleichgiltig er ihr sei, begann sie wieder von handsome Freddy zu schwatzen. Wie nett er sei und wie süß, und daß er ein hellblaues Halstuch trage, das mit einer rothen Nadel geschlossen werde und wie reizend ihm das Alles anstehe. Und sein Schnurrbart sei so prächtig glatt, durchaus nicht wie ein Stachelschwein, wie die Bärte anderer Leute. Auch rauche er gar nicht, pfui Tabaksdampf! Er benutze ein sehr feines pariser Parfüm. Ach, Freddy sei immer der eleganteste Junge gewesen in der ganzen Schule!

„Ich glaube, daß man sich überaus interessant macht, wenn man bis ins Jünglingsalter hinein ein aufgeputzter Schuljunge bleibt“, bemerkte der Freund, indem er seine frisch angezündete Cigarre hinweglegte und das Rauchen aufgab.

„Das wäre schön!“ rief Carry, es war dieses die einzige Phrase, welche sie dem deutschen Unterricht in der Hochschule verdankte.

Mr. Ernst schaute überrascht auf.

„Sie sprechen deutsch, Miß Thomson?“

„Wie Sie gehört haben, nur drei Worte, aber es ist auch genug, vollauf genug und mehr als zu viel.“

„Danke“, versetzte er ruhig.

„Die Deutschen sprechen ja auch alle englisch, wenn auch selten sehr gut", sagte sie, „ein Beweis, daß unsere Sprache mehr Werth hat als die deutsche."

„Was! Das soll ein Beweis sein? Himmel, wie abgeschmackt!" Er brachte diesen Ausruf in deutscher Sprache hervor und sah mich dazu an.

„Kleine Mädchen wollen ihre Ansichten ebensogut für sich allein haben, wie große Männer die ihrigen", erlaubte ich mir zu bemerken.

Er sprang ungeduldig auf und maß mit großen Schritten das Zimmer. In einer Ecke desselben befand sich ein Büchertisch, den er schon oft inspicirt hatte. Erst am Morgen war etwas Neues hinzugekommen, was er sofort entdeckte. Das Buch enthielt eine Sammlung deutsch-amerikanischer Dichtungen.

„Ei, das Heldenthum deutschen Geistes bricht sich immer mehr Bahn zur Beschämung angloamerikanischer Unwissenheit!" rief er erfreut aus, indem er mit dem Buch auf seinen Platz zurückkam.

„O, da haben wir ja einen biedern, braven H."; fuhr er fort, „hören Sie nur dieses tief empfundene Gedicht."

Er las das Gedicht vor und er las es gut, mit Wärme und Ausdruck, dem ein schönes Auge zu Hilfe kam.

„In dem Gedicht glüht Leidenschaft, und das liebe ich", sagte er, als er geendet. „O, wie mich alles Kühle, alles Berechnende abstößt! Lieber möchte mein Leben nichts als ein großes Irrthum sein, wenn mir nur das lodernde Feuer in demselben niemals ausgeht. Ist das Gedicht nicht prächtig? Das ist deutscher Geist, deutsche Empfindung! Der Dichter wäre des unversiegbaren Dankes werth, auch wenn er —"

„Das wäre schön!" fiel hier das näselnde Stimmchen der Freundin ein und ein lautes, tiefes Gähnen folgte nach. Sie spreizte dabei das Rosenmündchen weit auseinander, so daß zwei Reihen weißer, unverfälschter Zähne deutlich zum Vorschein kamen. Wir sahen sie staunend an, aber unbekümmert gähnte sie noch einmal, noch lauter, und dann sprang sie auf, griff nach Mantel und Hut und versicherte, daß sie sofort nach Hause müsse, sie habe so große Sehnsucht nach ihrer Mutter, ja, sie leide am Heimweh, sie müsse fort. Es sei auch heute gar so deutsch hier, Alles habe einen so ernsten, düstern, gelehrten Anstrich und was gesprochen würde, könne sie kaum verstehen und was sie verstände sei so wenig interessant, daß es des Aufmerkens auch nicht erst werth sei.

Die völlige Nacht war bereits eingebrochen, ich konnte die Kleine den etwa zehn Blocks weiten Weg nicht allein machen lassen und stand im Begriff, meinen alten Neger zu ihrer Begleitung herbeizurufen, als der Freund stillschweigend nach Hut und Ueberzieher langte und auf meine Frage, ob er mit ihr gehen wolle, antwortete:

„Das versteht sich von selbst, handsome Freddy scheint ja nicht zu Diensten zu stehen."

„O, er wäre gekommen, wenn ich es ihm gesagt hätte", versicherte sie. Nach einigen Augenblicken hüpfte sie mit einem „Good evening, dear!" hinaus. Ihr Begleiter folgte ihr nach.

Es schien nicht, als ob ihr viel an ihm gelegen wäre, doch eine Minute später hörte ich sie gemeinsam über die Veranda nach der Straße hinabgehen; sie plauderten zusammen und das war gewiß kein Zeichen von Feindschaft.

Zwei Wochen ungefähr vergingen, ohne daß ich Gelegenheit fand, den Freund oder die Freundin wieder zu sehen.

Da fuhr ich eines Nachmittags in Begleitung meines Negers ein Stück vor die Stadt hinaus.

Eine malerisch schöne Winterlandschaft breitete sich vor meinen Augen aus. Wie Millionen Diamanten blitzten Schnee und Eis auf Bäumen und Strauchwerk, es schien als flöge mein Schlitten über eine prächtig strahlende Krystallfläche dahin. Die vornehme Frau Sonne mußte ihre Freude haben an der weißwaschenen kleinen Erde, denn sie nahm ihr diesmal nicht den blanken Staat mit ihren heißen Strahlenhänden ab, wie sie sonst wohl zu thun pflegte, sie küßte sie nur sanft und die Pracht leuchtete um so herrlicher.

Ja, mein Auge wurde geblendet von diesem Glanze, so geblendet, daß es die Insassen eines Schlittens, der an dem meinen vorbeiflog, erst erkannte, als sie meinen Namen riefen. Ich sah sie vor mir herfahren. Ein wehender blauer Schleier, ein paar schmale Schultern, welche Sammet und Pelzwerk bedeckten, und daneben eine Pelzmütze und ein breiter Rücken, auf dem Rücksitz aber noch einen hübschen, schlanken Jungen, der sich gut der Büffeldecken des eleganten Schlittens bediente und fast bis an den Kopf darin begraben saß. Eine Hand, welche ein hochrother wollener Handschuh wärmte, drehte beständig die Enden eines dunkeln Schnurrbärtchens, vielleicht um es vor einem Ansatz von Frost zu schützen.

Plötzlich hielt der Schlitten an, der breite Rücken drehte sich um, unter der Pelzmütze wurde das gutmüthige rothe Gesicht des Mr. Ernst sichtbar und seine tiefe Kernstimme rief mir zu, daß die Fahrt nach einem nahe gelegenen deutschen Kaffeehaus gehe und ob ich nicht auch dahin kommen und mit ihnen einen vergnügten Nachmittag verbringen wolle. Auch der blaue Schleier hatte sich nach mir umgewandt und Carrys lachende Augen baten so dringend wie die frischen Lippen, daß ich doch kommen möchte. Natürlich sagte ich zu und nach kaum einer Viertelstunde fanden wir uns in dem wohlthätig erwärmten Locale zusammen.

Die kleine Freundin mochte mir eine gewisse Ueberraschung vom Gesicht ablesen, sie grüßte mich lachend und deutete mit einer Art von neckischem Triumph auf ihre beiden Begleiter, indem sie mir zurief:

„Ich habe sie Beide mitgebracht, den Mister Ernst von Deutschland und den handsome Freddy von hier."

„Oder vielmehr, ich habe sie Beide unterwegs aufgeladen", fiel hier der Freund etwas massiv ein; „Sie müssen wissen", wendete er sich an an mich, „daß eine Schlittenpartie zu meinen Leidenschaften gehört, an so herrlichen Wintertagen gewähre ich mir daher so gern das Vergnügen. Wie ich nun so allein dahergefahren komme, sehe ich Miß Carry über die Straße gehen und natürlich bat ich um die Ehre, spazieren fahren zu dürfen. Sie saß kaum im Schlitten neben mir, d Mr. handsome Freddy des Weges daher kam und wiederum von M Thompson zu unserer Begleitung aufgefordert wurde, wozu er s gnädigst herbeiließ; so hat sich denn das Kleeblatt zusammengefund und ich freue mich nur, daß schließlich ein vierblättriges daraus g worden ist."

Der Nachmittag ließ sich in der That gut an. Wir waren die e

zigen Gäste in dem Locale und konnten somit ganz ungestört und ungehört plaudern.

Carry Thompson erschien zwar in ihrem einfachen dunkeln Winterkleide weniger geputzt als sonst, aber trotzdem, oder vielmehr deshalb, war sie reizender als ich sie je gesehen. Und nicht ich allein bemerkte dieses, ihre beiden Begleiter waren wie elektrisirt, wenn auch Jeder auf eine andere Art.

Wir befanden uns in einem mittelmäßig großen Saale, in welchem unter anderen Gegenständen ein Piano stand. Der Fußboden war unbedeckt und ziemlich glatt, denn es wurde hier nicht selten getanzt. In einer Ecke, nicht weit von dem wärmenden Ofen, hatte man einen runden Tisch aufgestellt, wo die freundliche deutsche Wirthin für uns servirte was wir bestellt hatten.

Mr. Freddy schlang vertraulich seinen Arm um Carrys zarte Gestalt und führte sie an den Tisch. Sie schmiegte sich lachend an ihn und faßte das Ende seines dünnen Schnurrbärtchens so fest, daß sich der lang aufgeschossene junge Mensch wie ein Rohr herniederbog, in der Angst, daß ihm seine höchste Manneszierde ausgerauft werden möchte. Er versuchte das niedlichste aller Händchen mit seinen weißen Zähnen zu berühren und als ihm dies gelang, schrie sie hell auf und bestrafte ihn mit einer Ohrfeige.

„Rechte Kinder!" murmelte der Freund, indem er zwei Stühle für die Beiden herbeirückte. Carry setzte sich sofort neben ihn und schob handsome Freddy auf ihre andere Seite.

„O my goodness", seufzte sie mit einem komischen Seitenblick auf Mr. Ernst, „wenn ich Sie ansehe, so ist mir gerade als ob ich meinen guten, alten, längst begrabenen Großonkel erblickte, der mir, wie ich noch klein war, immer Candy schenkte und dazu brummte, daß ich eine Naschkatze sei und mir den Magen verderbe. Sie sind auch so brummig und so gut, ich wünschte sie ersetzten mir die Stelle meines Großonkels, vielleicht käme dann öfter eine so schöne Schlittenpartie wie heute."

Der Freund wurde während dieses Wortgerieſels, das sich so unversehens über ihn ergoß, glühend roth, ob vor Freude oder vor Aerger, das blieb dahingestellt. Er öffnete den Mund zu einer Antwort und sah seine kleine Nachbarin dabei starr an, bevor er aber auch ein Wort hervorgebracht hatte, nahm Freddy die Aufmerksamkeit derselben in Anspruch.

„Warum soll ich nicht Dein Großonkel sein, Carry, kennen wir einander nicht schon lange, haben wir nicht miteinander den Candy geleckt, den Dir der alte Großonkel schenkte?"

„Ja, Du nahmst mir ihn immer weg, Du böser, größer Junge", schrie Carry auf, „und jetzt willst Du sogar Großonkel spielen? Nein!"

„Aber was soll ich denn sein, mein süßes Herz?"

„O nichts weiter, Du weißt, wir heirathen uns doch zuletzt." Das klang so unschuldig und kindlich, als wenn kleine Mädchen von einer Puppenhochzeit erzählen.

„Ja, natürlich, wir heirathen uns, aber nicht zuletzt, sondern bald", versetzte er, „ich hoffe einen guten Platz in N—s Geschäft zu erhalten und dann richten wir ein Häuschen ein und heirathen."

„Brüsseler Teppiche?" fragte sie.

„Velvet-Carpet", versicherte er.

„Rothe Sammet-Parlor-Möbels?"

„Und das allerschönste Schlafzimmer."

„Aber auch einen modernen Kochofen mit weißen Knöpfen."

„Den brauchen wir nicht."

„Den brauchen wir nicht? Sollen wir nicht kochen und nicht essen?"

„Meine Kleine, Du kannst nicht kochen, warum sollst Du Dir die Händchen damit beschmutzen? Ich bringe heim, was wir essen wollen. Für Dich Candy und Cake und für mich Oysters und Sardinen. Thee kann ich selbst kochen, sehr gut sogar über dem Gas. Ich kann auch Sandwiches machen, denn ich habe mich schon lange darauf vorbereitet, Dich zu heirathen. Uebrigens haben wir im Nothfall Deine Mama."

„Das ist wahr", versetzte Carry befriedigt, „wir werden ziemlich eben so vergnügt zusammenleben wie jetzt."

Sie begann ein Stück Kuchen zu knaspern und mit dem Stuhle zu schaukeln, wobei sie, da derselbe kein Schaukelstuhl war, das Gleichgewicht verlor und hinten über gestürzt wäre, wenn der kräftige Arm des Freundes sie nicht aufgehalten hätte.

„Thanks, dear Granduncle!" schrie sie ihn an, während ihr Köpfchen auf einen Moment an seiner Schulter ruhte. Er hatte den Arm fest um sie gelegt, ich glaube, er preßte sie an sich, aber das währte nur einen Augenblick. Jetzt war das Erröthen an ihr, sie stammelte etwas das Niemand verstand, rückte sich zurecht und war plötzlich ernst und gesetzt geworden.

Mr. Ernst wurde dafür um so gesprächiger und vergnügter; ja, der Strom seiner Beredsamkeit floß plötzlich lustig und unaufhaltsam dahin und berührte alle möglichen politischen, literarischen und socialen Gebiete, bei so mancher Stelle geistreich und originell aufsprudelnd, so daß es eine Lust war ihm zuzuhören. Er sprach das Englisch sehr fließend und brauchte stets bei weitem gewähltere Ausdrücke als man sie gewöhnlich in der Unterhaltung der Anglo-Amerikaner zu hören bekommt. Einige Male wendete er sich an handsome Freddy, aber der gute Junge war so völlig verstummt, sein hübscher Mund stand offen, was sein ohnehin längliches Gesicht noch länger machte, und aus seinen blaßblauen Augen sprach nichts als die Frage: „Was fällt dem Dutchman ein?"

Carry dagegen hörte so andächtig zu, als ob sie in der Kirche säße; bis sie plötzlich, als der Freund einen Vergleich der französischen, schweizerischen und amerikanischen Republiken zu machen begann, mit ihrem: „Ach, das wäre schön!" dazwischen fuhr, aufsprang und, des Freundes Arm berührend, in bittendem Tone rief:

„Ach, Großonkel, spielen Sie jetzt einen Tanz, ich will mit Freddy tanzen, meine Füße sind kalt geworden und Freddy ist über und über erfroren. Kommen Sie, wir sprechen von Ihren french loafers und schwisscheese ein andermal."

Ueber das Gesicht des Freundes glitt ein gutmüthiges Lächeln.

„Kinder bleiben Kinder!" sagte er, indem er sich an das Piano verfügte und einen beliebten Tanz zu spielen begann. Carry Thompson jauchzte vor Lust und auch handsome Freddy wurde lebendig und die Beiden tanzten so schön und so richtig, wie sie es in der Tanzstunde

gelernt hatten und dabei so leidenschaftlich, so selig vergnügt, daß es eine Freunde war, ihnen zuzuschauen.

Der Freund blickte zuweilen über die Achsel zurück, um sie vorbeiwirbeln zu sehen und dabei spielte er immer feuriger, immer rascher, bis er plötzlich in ein ganz anderes, gemäßigteres Tempo überging und die Beiden, sich bei den Händen fassend und hörbar athmend, stehen blieben, da sie den Tact nicht mehr innezuhalten vermochten.

„Ja, was ist das nun jetzt?" fragte Carry ein wenig unwillig.

„Das ist der Hochzeitsmarsch", antwortete lakonisch der Freund, „wenn man recht toll in der Brautzeit herumgesprungen ist, so marschirt man ruhig und gelassen der Hochzeit entgegen."

„All right", sagte Freddy, „komm, Carry, laß uns maschiren."

Und sie gingen auf und ab und durch die offenstehende Thür in das Nebenzimmer und wieder zurück und wieder hinaus.

Der Freund hatte von der Tanzmusik völlig Abschied genommen und zauberte die herrlichen, ernsten Weisen einer Beethovenschen Sonate aus dem abgenutzten Piano hervor, dem diese Ehre gewiß auch selten genug wiederfahren sein mochte.

Ich war ganz Ohr, ja, ich vermochte über ein solches Tonwerk die ganze Welt zu vergessen. So mochte eine Viertelstunde, vielleicht auch etwas mehr verflossen sein, als der Freund plötzlich sein Spiel abbrach, aufsprang und umherspähend ausrief:

„Wo ist sie? Wo sind die Beiden?"

Wir riefen wie aus einem Munde ihre Namen, aber ohne Antwort zu erhalten, sie waren nicht mehr da.

Die Wirthin, welche in das Zimmer trat, erklärte, daß das junge Pärchen vor einigen Minuten in den Schlitten gestiegen und davongefahren sei. Das schöne Mädchen im bloßen Kleide und nur ein Taschentuch um den Hals geschlungen und der junge Gentleman ohne Kopfbedeckung. Der Freund stürmte hinaus und ich ihm nach.

Dem Restaurant schräg über befand sich eine Anhöhe, die eine ziemlich hohe Mauer umgab. Auf der Erhöhung stand ein thurmartiges Gebäude, welches einem reichen Sonderling gehörte, der hier zeitweis astronomische Studien betrieb. Ein breiter Fahrweg führte durch ein am Tage offenstehendes Thor hinauf; bei hellem Wetter genoß man von da oben eine schöne Aussicht über einen Theil der Stadt und den Strom hinüber. Ja, im Sommer lagerten oft Gruppen fröhlicher Menschen hier und aßen ihr Butterbrod im Grünen, was sie Picknick nannten.

Als ich meinen Blick hinübergleiten ließ, lief mein Freund schon den Fahrweg hinauf, schneller als ich es seiner Korpulenz jemals zugetraut.

Was sich jetzt zutrug, war entsetzlich, so entsetzlich, daß ich kaum Worte finden kann, es zu schildern. Alles ging rasch Schlag auf Schlag. Den Abhang herab, nicht auf dem Fahrwege, sondern seitwärts im tiefen Schnee sauste der Schlitten, das Pferd machte gewaltige Sprünge, die Zügel schleppten am Boden. Carry stand aufrecht, sie war todtblaß, eine ungeheure Herzensangst sprach aus ihren weitgeöffneten Augen, aber kein Klageton kam über ihre Lippen, sie beugte sich heraus, sie

suchte mit ihren kleinen Armen und Händen die Zügel zu erhaschen, vergebens!

Ihr Begleiter lag mehr, als daß er saß auf den Schlittendecken, er schrie aus vollem Halse und das machte das wilde Thier nur noch unbändiger. In der nächsten Secunde, als ich dies Alles mit Todesschrecken überschaut, tauchte die breite Gestalt des Freundes, o, gewiß eines treuen, aufopfernden Freundes, vor dem Kopfe des Pferdes auf, dasselbe bäumte, Carry stürzte aus dem Schlitten und jetzt schlug das ganze Fuhrwerk mit aller Gewalt gegen die Mauer. Das Pferd machte noch einen hohen Sprung, ein Blutstrom quoll aus seiner Brust und es brach plötzlich zusammen.

Der Kopf des Freundes schien verschwunden, doch bevor ich noch hinzugeeilt war, wurde er wieder sichtbar, er taumelte und mußte sich gegen die Mauer lehnen. Aber da dieser Kopf einem Manne von Kraft und Selbstbeherrschung gehörte, so mußte er trotz der Quetschung, die er erlitten, sich aufrecht erhalten und seine Pflicht thun.

„Wo ist Carry?" fragte der Freund, indem er mit zitternder Hand eine Wunde an seiner Stirn zu verdecken suchte.

„Hier bin ich", antwortete eine bebende Stimme. Und es war mir wie ein Traumbild, daß die kleine Freundin ihr bleiches Gesichtchen an die breite Brust des Freundes bettete, er sie an sich preßte und aus tiefstem Herzen heraus stöhnte: „Gott sei Dank!"

Handsome Freddy hatte sich indessen aus den Pelzdecken und dem halbzerbrochenen Schlitten herausgewickelt und begann ganz nach Art schwacher Knaben, welche die Strafe fürchten, zu schildern, wie er keine Schuld an dem Unfall trüge und wie vorsichtig er gefahren sei, und wie er selbst am schlechtesten weggekommen, seine Glieder schmerzten so fürchterlich und was so ein Leihstallfuhrwerk auch erbärmlich sei.

„Ja", seufzte Carry, „ich bin an Allem schuld, ich muß es sagen, ich habe das Unglück angerichtet, ich veranlaßte Freddy zu der Fahrt, ach, ich bin in Verzweiflung!"

Sie hatte sich, während Freddy gesprochen, wie erschreckt von dem Freunde abgewendet, aber gleich darauf wieder seine herabhängende Hand erfaßt und ihre Worte der Selbstanklage waren an ihn und nur an ihn gerichtet.

Er lächelte matt, ersterbend, dann that er einige Schritte und zeigte nach der Straße hinab, plötzlich sank er ohnmächtig zusammen.

„Wie wir ihn damals wieder zu sich selbst gebracht, wie Carry um ihn gejammert, wie wir alle in meinem Schlitten nach der Stadt gefahren sind und wie mein alter Neger, der in angetrunkenem Zustande nicht recht wußte was er that, durchaus das verwundete Pferd in eine Pelzdecke wickeln und mitnehmen wollte, an Alles dies denke ich nur noch wie an einen wirren Traum; ich bin mir der Einzelheiten nicht klar bewußt, es war in der That ein zu schreckliches, herzbedrückendes Ereigniß.

Am nächsten Tage machte ich mich nach einer sehr unbehaglich verbrachten Nacht auf den Weg, um meine Unglücksgefährten aufzusuchen.

Kaum aus meinem Hause getreten, kam Freddy auf mich zu. Er hatte den Unfall verschmerzt, denn er sah munter genug aus und lächelte über das ganze Gesicht, als er mich begrüßte.

„Wie gehts, wie gehts den Andern?" stieß ich athemlos hervor,

denn ich meinte, es verstehe sich von selbst, daß er mir Botschaft von ihnen zu bringen im Begriff sei.

„Ich weiß es nicht", antwortete er, „ich war nicht dort, fand keine Zeit. Bekam vom Onkel aus Newyork Nachricht, er erwartet mich sofort, hat einen guten Platz in seinem Geschäft für mich, hat einen großen „Drygoods-store", lauter elegante Clerks. Ich kaufte mir einen neuen Anzug diesen Morgen, dieser hier ist es, sitzt er nicht gut? Heute Abend denke ich abzureisen. Wollte eben zu Ihnen, um Sie zu bitten an Carry meine Grüße zu bestellen und auch an den alten Großonkel. Der arme Kerl wird vielleicht draufgehen, wäre schade um ihn, ganz gewiß. Würde selbst noch hinlaufen, wenigstens Carry zu sehen, aber dann bekomme ich von nichts zu hören, als von dem gestrigen Nonsese und ich hasse das, es ist genug, daß mans durchgemacht hat. Sagen Sie Carry, wenn ich so weit fertig wäre, würde ich sie heirathen, sie möchte nur ruhig warten. Ach, da fällt mir ein, daß ich mir noch ein Viertelduzend blaue Halstücher kaufen muß und ich habe gar keine Zeit übrig. Leben Sie wohl und entschuldigen Sie meine Eile und grüßen Sie Carry, ich würde ihr einmal schreiben, doch nein, sagen Sie das lieber nicht, ich schreibe nicht gern Briefe."

Er reichte mir seine rechte, mit einem neuen Handschuh bekleidete Hand und nachdem ich dieselbe pflichtschuldigst geschüttelt, jagte er davon.

„Ein netter Bräutigam!" dachte ich, während ich Carrys Wohnung zusteuerte.

Ich fand das arme kleine Mädchen blaß und leidend, sorgfältig in Kissen und Decken gehüllt, ihre Mama saß neben ihr in einem Sessel und hielt ein Medicinfläschchen, einen Löffel und ein Stück Candy in der Hand, ich kam gerade recht zu dem großen Act des Einnehmens und Mama sagte, das sei gut, denn nun würde Carry sich doch nicht allzusehr sträuben.

Aber sie sträubte sich dennoch, ja sie fing sogar an zu weinen, gerade wie ein kleines Schulmädchen, und verlangte als Belohnung zwei Stücke Candy, anstatt des einen, am liebsten eine ganze Düte voll. War dies dasselbe Mädchen, welches gestern ohne einen einzigen Ausruf des Schreckens der entsetzlichen Gefahr ins Auge geschaut?

Als sie die bitteren Tropfen hinuntergewürgt und sich beruhigt hatte, erzählte ich ihr meine Begegnung mit handsome Freddy und entledigte mich der erhaltenen Aufträge. Aufmerksam hörte sie zu.

„Es ist gut", bemerkte sie endlich, „ich bin froh, daß er geht, seit gestern ist er mir unausstehlich, ich kann ihn nicht mehr leiden, er braucht mir nicht zu schreiben und nie wiederzukommen. Aber nun sagen Sie, wie es dem Andern geht, ich muß immer an ihn denken, den Armen, der so unverschuldet zu dem Unglück kam und so schändlich belohnt wurde für die Freude, die er mir bereitete."

Als ich ihr gestand, daß ich ihn seit gestern nicht gesehen, aber hinzufügte, daß ich noch zu ihm gehen würde, um Erkundigungen über sein Befinden einzuziehen, trieb sie mich förmlich fort, so daß ich sie früher verließ, als ich mir erst vorgenommen hatte.

Ich fand den Freund besser als ich vermuthet; er saß mit verbundenem Kopfe an seinem Schreibtische und arbeitete. Eine Masse von

Zeitungen und Büchern lagen verstreut am Boden um ihn her. Zwar war er etwas bleich und seine Augen hatten tiefe Ränder, aber seine Willenskraft äußerte selbst über eine körperliche Schwäche ihre Macht und ließ sie nicht überhandnehmen. Als ich ihm meine freudige Bewunderung hierüber an den Tag legte, versicherte er, es fehle ihm eigentlich nichts, und wenn die alberne, ganz oberflächliche Wunde nicht wäre, könnte er bequem ausgehen; aber mit verbundenem Kopfe in den Straßen herumlaufen, das würde doch sonderbar aussehen.

„Ganz gewiß komisch genug in den Augen eines gewissen Mädchens, das sich gern über andere Leute lustig macht", setzte er lächelnd hinzu.

„Dieses Mädchen würde sich nicht über Sie lustig machen, eher vor Mitgefühl und Selbstanklage weinen, das weiß ich genau", versicherte ich.

„O nein", rief er abwehrend. „Wie gehts der armen Kleinen?" setzte er mit leiserer Stimme hinzu.

Ich erzählte von ihr was ich wußte und verhehlte auch nicht ihre ängstliche Frage nach seinem Befinden. Ein düsterer Schatten legte sich auf sein Gesicht.

„O", sagte er, „sie wird mit ihrem handsome Freddy über den alten Großonkel losziehen und über den alten Tölpel lachen, um ihn bald darauf zu vergessen. Natürlich, so ist es, und so muß es auch sein."

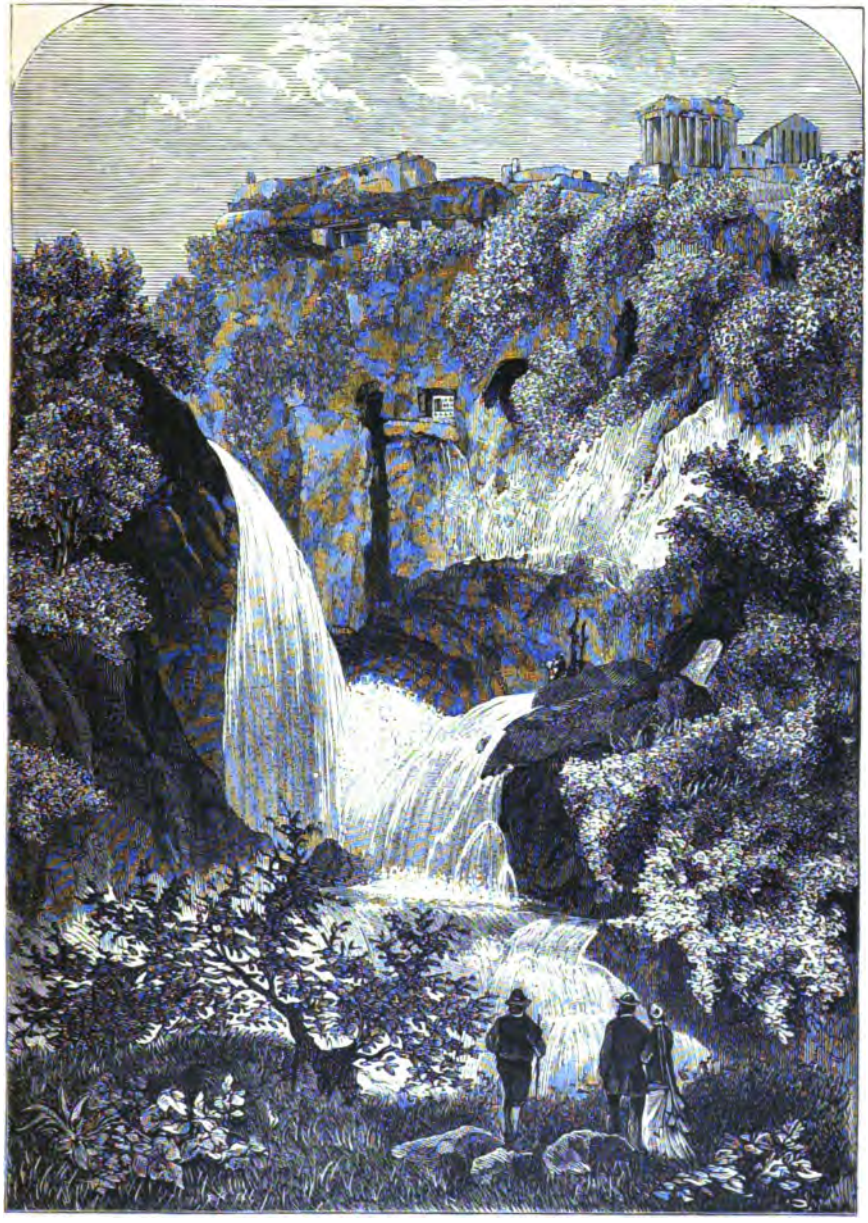
Ich erzählte nun auch was ich von Freddy wußte und wie sich Carry über ihn geäußert. Aber plötzlich hielt ich beschämt inne; ein Gegenstand hatte sich in meine Vorstellung gedrängt, den die Deutschen mit dem Worte „Kuppelpelz" zu verzeichnen pflegen. Pfui, wie gemein! raunten mir meine Gedanken zu.

Ob der Freund errieth was in mir vorging? Genug, wir saßen einander stumm gegenüber, bis er das Schweigen brach.

„Ich gedenke zu verreisen, sobald als möglich", stieß er auf einmal barsch hervor, „ich kann eine gute Stellung bei der —Zeitung erhalten, für die ich lange schon von hier aus arbeite, ich möchte wirklich einmal meinen Aufenthaltsort verändern und das ist eine ausgezeichnete Gelegenheit. Wahrscheinlich werde ich mich für den Anfang etwas fremd fühlen und einige Sehnsucht nach hier nicht ganz unterdrücken können, aber man muß solcher kindischen Gefühle Herr werden."

Ich starrte ihn sprachlos an. Mir war noch nie in den Sinn gekommen, daß dieser gute Freund in einer andern als in der Stadt, welche wir gemeinsam bewohnten, überhaupt existiren könne.

„Schon mehrmals dachte ich daran, von hier wegzugehen", fuhr er fort, indem er seinen verbundenen Kopf in die Hand stützte und trübe vor sich hinblickte, aber so dringend wie jetzt erschien mir die Aufforderung noch nie. Ja, sie wird zur Nothwendigkeit, die sich sogar in meine Träume und Phantasiegebilde eingeschlichen und mich beängstet hat, als ich letzte Nacht so halb und halb im Fieber lag. Ich sah über mir von der Decke herab eine seidene, dicke, festgedrehte Schnur hängen, sie war vom schönsten Roth mit Gold durchwirkt, man konnte nichts Prächtigeres im Genre der Schnüre finden; aber es war auch eine Schlinge hineingeknüpft, in welcher ein Etwas baumelte. Ich wollte gern wissen was es wäre, konnte es aber nicht erfahren. Es beunruhigte und quälte



Die Grotte des Neptun in Tivoli bei Rom.

mich, denn ich wußte ganz genau, daß dieses Etwas mir gehörte, daß es mir geraubt worden war und daß ich es schmerzlich vermißte.

Ich quälte mich ab, ich rief und schrie und fühlte heftige Schmerzen. Plötzlich wurde mirs klar, daß mein Herz da oben baumelte, das heißt nicht mein Fleischherz, das schlug fieberhaft genug unter meinen Rippen, sondern mein besseres Ich, meine Seele, meine geistige Kraft, mein ganzes Streben und meine Wirksamkeit, der beste Inhalt meines Seins, dort hing es und ich lag im Bette und war weiter nichts als ein gehaltloses Stück Fleisch. Ach, es war ein verzweiflungsvoller Zustand! Und heute früh, als ich endlich aus dieser traumähnlichen Schwäche zu mir kam, ward mir völlig klar, was ich zu thun habe, nämlich zu gehen."

„Und so ein Freigeist, so ein Erzradicaler glaubt an Träume?" fragte ich staunend.

„Das nicht", versetzte er, „es war ja eigentlich auch gar kein Traum, es war nur ein vom Fieber erzeugtes Phantasiebild, das aus meiner tiefinnersten Ueberzeugung herausgewachsen war, wie eine seltsame Pflanze aus dem gesunden, einfachen Erdreich herauswächst."

„Nun, nehmen Sie mirs nicht übel, aber gesund war das Erdreich doch eigentlich nicht."

„O doch", rief er lebhaft aus, „was kann gesünder sein! Gestehe ichs offen, ich scheue das Feuer, ich will mich nicht verbrennen und vermeide es daher."

„Sie haben sich bereits verbrannt", fiel ich ein. Er hob überrascht den Kopf und sah mich groß an.

„Nicht doch", sagte er, „und hätte ichs wirklich, so wäre eine Abkühlung das beste Mittel, ich habe an einer Wunde genug, brauche deren nicht zwei. Der rothgoldene Strick, in welchem meine arme Seele hing, wird mir eine Warnung auf Zeitlebens sein.

„Und wenn nun über einem andern Haupte auch eine rothgoldene Schnur hinge, die Sie da aufgehängt hätten und in welcher ein unschuldiges, kleines Mädchenherz verschmachtete, das sich vergeblich nach Ihnen sehnte."

Er fuhr auf, stieß eine Art von Schrei aus und lief in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers, warf sich auf einen Stuhl und murmelte: „Daran ist gar nicht zu denken, gar nicht zu denken, gar nicht zu denken!"

„Und wenn es wäre?"

„Ja, wenn es wäre, dann müßte ich erst recht fort, denn ich würde das arme kleine Ding nicht an der Nase herumführen wollen und heirathen, nicht einmal für ein deutsches Mädchen könnte ich mein Seelenleben in den rothen Strick einbündeln, geschweige denn für eine Yankee-Lady."

Das war deutlich genug, ich stand auf, was sollte ich dem Dickkopf weiter sagen? Meine kleine Carry that mir leid, aber ihr armes Herz mußte ja bald wieder heilen. Und dieser ehrliche, gute, dumme Junge, der zur Rettung eines Mädchens sein Leben gewagt, sollte seine Wege wandeln, wie er selbst für gut hielt.

So sagte ich dem Freunde Lebewohl, etwas kühl, wie ich glaube; er angelte nach meinen Händen, lief mir bis an die Treppe nach und bat mich, ihm nichts übelzunehmen und noch bei ihm zu bleiben. Ich

schob ihn in das warme Zimmer zurück, warf hinter ihm die Thür zu und eilte fort, nach Hause. Ich wollte nichts mit dieser Sache zu thun haben, nichts, gar nichts.

Am Abend kam Carrys Mutter. „Das Kind" hatte ihr nicht Ruhe gelassen, es könne nicht einschlafen, bevor es nicht von dem Zustande des Mr. Ernst unterrichtet sei.

Ich ließ sagen, es gehe ihm gut und er würde in einigen Tagen die Stadt verlassen, seine Geschäfte riefen ihn ab. Die gute Dame seufzte.

„Gott mag wissen", rief sie aus, „was dieser plumpe Deutsche meiner Tochter angethan hat, sie spricht nur von ihm und jammert um ihn und wenn sie erfährt, daß er die Stadt verläßt, wird sie vor Kummer sterben."

„Glauben Sie das nicht, es stirbt sich nicht so leicht, das menschliche Herz kann schwere Lasten tragen bevor es bricht", versetzte ich.

Die besorgte Mutter schüttelte den Kopf und wendete ein, daß ihre Tochter ein gar so kleines zartes Herzchen besäße, das gewiß nicht viel vertragen könne. Dabei suchte sie in ihren Taschen nach etwas Geld und da sie nichts bei sich trug, lieh sie von mir etwas, da sie ihrem Kinde die trübe Nachricht von der Abreise des Freundes mit etwas Frenchcandy versüßen wollte.

„Ich stütze meine ganze Hoffnung auf Freddy", sagte sie, „er, der feine nette Junge, wird ihr die Grillen austreiben. Wenn er nur nicht gerade auch verreist wäre!"

Einige Tage später meldete sich Mr. Ernst um Abschied zu nehmen. Ich hatte beschlossen, ihn recht kühl zu empfangen, wie es ein so eingefleischter Egoist nicht anders verdient. Daß ich gerade ein kleines Fest gab und ziemlich ein Dutzend Personen um mich versammelt hatte, kam mir gut zu statten. Ich verschanzte mich bei seinem Eintreten hinter ein paar schöne, junge Amerikanerinnen und ließ ihn eine Weile warten.

Indessen betrachtete ich nebenbei sein Gesicht; es hatte einen leidenden Ausdruck, den es aber durchaus nicht haben wollte, denn ein erzwungenes Lächeln umspielte fortwährend den bärtigen Mund, die breite Stirn bedeckte zur Hälfte ein Heftpflaster, die Wunde war noch nicht geheilt. Das sonst so frische, rothe Gesicht war blaß, der ganze Mann war magerer geworden, ja diese Magerkeit erstreckte sich selbst auf seine Stimme, die weniger voll und klangreich erschien wie früher.

Mein mitleidiges Herz sagte: „Der arme Mensch! Er ist doch ein so guter prächtiger Junge, bis auf seine albernen Mucken!"

So zog es mich denn hin zu ihm, ich nahm seine Hände in die meinen und fragte nach seinem Befinden.

„Sie brauchen mich nicht so mitleidig anzusehen", sagte er, „es geht mir gut und das Pflaster ist nur noch da, weil es sich nicht herunterreißen läßt, wahrscheinlich verwächst es mit meinem ohnehin sehr schönen Gesicht und wird somit zum bleibenden Denkzettel. Die Welt mag glauben, daß damit die Hörner verklebt sind, welche mir beinahe gewachsen wären — ein warnendes Exempel —"

„Das glücklicherweise Niemand warnen wird", fiel ich ein. „Also reisen Sie wirklich?"

„Ja, mit dem Nachtzuge, meine Sachen sind schon vorausgeschickt. Und nun sage ich Ihnen Lebewohl und bitte Sie noch, nicht schlimm

von mir zu denken, als ich verdiene. Sie wissen ja, daß ich aus Grundsatz ein Feind der Ehe bin. Ich hasse allen Zwang, für Halbmenschen allerdings, die noch zur Hälfte in der Affenhaut stecken, mag dieses gesetzliche Linderungsmittel einige Nothwendigkeit haben, aber für —"

„Halbgötter, wie Sie sind, ist es überflüssig. Ich wünsche Ihnen glückliche Reise und viel Vergnügen und nun leben Sie wohl."

Er stand auf und sah mich bestürzt an. „Und wenn Sie Miß Thompson sehen sollten, so —"

„Sprechen wir von handsome Freddy.

„O—j—a— das ist das Rechte."

Er nahm meine Hand und sah mich betrübt an. Mir wurden plötzlich die Augen feucht.

„Sie waren mir stets ein guter, treuer Freund, und, bei Gott, es thut mir leid, daß Sie gehen", sagte ich.

Gern hätte ich noch etwas recht Vernünftiges, einen guten Rath oder so etwas hinzugesetzt, aber um alle Schätze der Welt wäre mir nichts derartiges eingefallen. Auch er schwieg und empfahl sich mit einem stummen Händedruck.

Als ich einige Tage später Carry Thompson wiedersah, fand ich auch sie verändert, blaß, kränkelnd, verstimmt und schweigsam. Sie fragte nach Niemand und redete von Nichts, so daß ich Mühe hatte, eine Art von Gespräch in Gang zu bringen, welches ihrerseits oft von leisen Seufzern unterbrochen wurde. Sie erzählte mir, daß sie die Tanzstunden und die Hochschule nicht mehr besuchen würde, um aber doch eine Unterhaltung und nützliche Beschäftigung zu haben, wollte sie deutschen Unterricht nehmen, es wäre doch schade, wenn sie diese Sprache ganz wieder vernachlässige, da sie schon ziemlich weit in derselben sei.

„Das wäre schön!" versetzte sie lachend.

Sie verzog den kleinen hübschen Mund zu einem Lächeln, das aber so betrübt und wehmüthig ausfiel, daß ich das innigste Mitleid mit ihr empfand.

Ich fing nun an, von handsome Freddy zu sprechen und lobte sein Aeußeres über die Maßen, auch hob ich hervor, wie ehrenhaft es von ihm sei, daß er so wacker darauflos arbeite, sich eine sichere Stellung zu erwerben, damit er sein Heirathsversprechen getreulich einlösen könne. Das sei ein Vorzug des Amerikaners vor dem Deutschen, setzte ich hinzu, daß er als erste Pflicht betrachte, für das Mädchen oder die Frau seines Herzens zu arbeiten und zu sorgen, während es sich bei dem Deutschen nicht selten umdrehe.

„Ach ja", versetzte sie, „Freddy hat schrecklich treulich für mich gesorgt und gearbeitet, als ich mich in Lebensgefahr befand; seinetwegen konnte mein Kopf an der Mauer zerschellen, wenn nur er sicher in Büffeldecken vergraben davon kam."

Sie ergriff ein Photographiealbum und sah sich den Inhalt lange und schweigend an. Ich wurde auf einige Minuten abgerufen; als ich zurückkam, war sie in Hut und Mantel zum Gehen bereit. Erröthend schob sie einen Gegenstand rasch in die Tasche. Obgleich ich leicht errieth, daß sie mich bestahl, ließ ich sie doch unangefochten den Raub davontragen und vergewisserte mich nur, daß ich mich nicht getäuscht

hatte. Richtig, der Platz, welcher dem Bilde des Freundes gedient, war leer.

Es kommt wohl häufig im Leben vor, daß man seine besten Freunde wenn auch nicht aus dem Herzen, so doch aus den Augen verliert. So ging es mir mit den Beiden, welche die Helden dieser kleinen Geschichte sind. Der Freund hatte mir geschrieben, ich aber hatte versäumt, ihm zu antworten. Meine schwankende Gesundheit veranlaßte mich, die Stadt auf mehrere Monate mit einem entfernt gelegenen ländlichen Aufenthaltsorte zu vertauschen und so war ich aus allem Verkehr mit der Freundin gekommen. Selbst meine Gedanken wurden oft von den Beiden abgelenkt, eine veränderte Umgebung ist ja nie ohne Einfluß auf das Vorstellungsvermögen. Nur das Gemüth hält die Erinnerung fest und das meine that auch treulich seine Schuldigkeit.

Als ich endlich in die Stadt zurückkehrte, war bereits des Sommers heißes Regiment vorüber. Reifes Obst wurde durch die Straßen gefahren und feilgeboten, selbst die Trauben begannen schon ihr Erscheinen zu machen. Die Bäume in den Straßen trugen das dunkle, übersatte Grün, welches allmälig in bunte Farben übergeht, und unter diesen Bäumen flackerte des Abends Fackelschein, ertönten Trommeln und Pfeifen und marschirten lange Reihen Wahlbeflissener, deren rothe, blaue oder gelbe Wachstuchmäntel und Kappen eine gar hübsche und kleidsame Uniform waren. Wer, wie ich, in der Nähe eines sogenannten Wigwams wohnte, der konnte ohne persönliche Theilnahme den Spaß bis tief in die Nacht hinein ganz im Verborgenen mitgenießen und an besonders ausgezeichneten Tagen ein gutes Theil von der Instrumentalmusik und den Vivats mit abbekommen. Ich pflege diese politischen Bewegungen mit großer Vorliebe aus einer gewissen Entfernung zu betrachten und die Zeit der Wahl hat mir stets ungemein gefallen. Ja, ich muß gestehen, daß ich auch damals in dem Wunsche, nichts von dem zu erwartenden Sehens- und Hörenswerthen zu versäumen, früher als ich mir vorgenommen, in die Stadt zurückkehrte und froh war, als ich die Herrlichkeit zum ersten Mal vor meinen Fenstern vorüberdefiliren sah.

Die Flut der politischen Bewegung schwoll von Tag zu Tag. Die Gemüther kochten und die Köpfe rauchten. Die Redlichen kämpften für ihre Gesinnungen mit Leidenschaft, während die Schufte mit Leidenschaft pecuniären Gewinn suchten, indem sie sich an den Meistbietenden feilboten.

Als Alles im schönsten Gange war, erhielt ich eines Tages einige Zeilen von dem Freunde, die mir seinen Besuch anmeldeten. Er komme nur allein in Angelegenheiten der Politik, sagte er in seinem Briefe.

Ich kann versichern, daß ich mich herzlich auf dieses Wiederse-
freute und es acht Tage lang in Gedanken feierte, bis ich endlich
an seiner Verwirklichung zu zweifeln begann, da der Erwartete n
eintraf.

Da komme ich eines schönen Herbstnachmittags aus einer fröhli
Gesellschaft nach Hause. Im Flur fällt mein Auge auf einen al
Neger, der in der Nähe der Parlorthür an der Wand lehnte und
dem pfiffigsten Ausdruck, den ich je in den fünfzehn Jahren unse
Bekanntschaft an ihm entdeckte, mich anglotzte. Mit der einen H-

fuchtelte er um sich herum, mit der andern preßte er einige Holzscheite an sein Herz. Sein breiter Mund grinste vor Vergnügen und die großen Raubthierzähne glänzten, als ob sie soeben ein Stück Speck zermalmt hätten.

„Was ist los, George?" fragte ich in heller Verwunderung über mein ziemlich bescheidenes Hausfactotum.

Er nickte mit seinem grauen Wollkopf, zeigte mit dem Daumen über die Achsel nach der nächsten Thür und antwortete vergnügt: „Lots of love in our parlor! lots of love!"

Als er mein Staunen in Unwillen übergehen sah, setzte er erläuternd hinzu: „Mr. Ernst, Miß Thomson, lots of love!"

Ein ungeheures Licht ging mir auf. Ich faßte nach dem Thürdrücker und zog die Hand wieder zurück, ich wußte wirklich nicht was ich thun sollte. Da wurde von innen geöffnet, und vor mir standen sie, Beide Arm in Arm, das kleine Mädchen mit verklärtem Gesicht sich an die breite Brust des Freundes schmiegend, und der Freund — ohne Bart.

„Großer, gerechter Himmel", schrie ich im Uebermaß der Ueberraschung, „wie sehen Sie denn aus, hat Amor Sie rasirt?"

Der Freund strich über sein glattes Kinn.

„O, das ist nichts", sagte er, „Amor hat viel Schlimmeres gethan. Hier sie, die kleine Hexe, ist meine Braut. Ich weiß selbst nicht wie ich dazu gekommen bin. Ich war nur heute von der Eisenbahn aus nach ihrer Wohnung hingegangen, um sie einmal zu sehen und ihr guten Tag zu sagen. Und sie freute sich so ungeheuer über mich, daß mir ganz weich, ganz sentimental ums Herz wurde. Kein Mensch in der Welt hat sich jemals so über mich gefreut! Dann sind wir zusammeu hierhergegangen, um Sie zu begrüßen. Wir trafen Sie nicht zu Haus und begaben uns daher in Ihren Parlor, um Sie zu erwarten. Da haben wir uns denn verlobt und Ihr Neger hat tüchtig dazu eingeheizt. Ich kann es nicht ändern, aber ich liebe das kleine Mädchen und es liebt mich, was ist da weiter zu thun?"

„Freilich nichts weiter, als daß Ihr Euch heirathet", antwortete ich, indem ich die Beiden etwas weiter in das Zimmer zurückschob und sie umarmte, so ernst und feierlich, als wären sie zwei Confirmanden, die zur Einsegnung gehen wollten. Dabei fiel mir wieder des Freundes bartloses Gesicht auf, denn bis auf eine tief Narbe auf der Stirn war dasselbe doch gar zu glatt. „Haben Sie vielleicht Ihren Bart bereits Ihrer Braut in einem Nadelkissen verehrt?" erlaubte ich mir ihn zu fragen.

„Das nicht", antwortete er, „meinen Bart hat der Barbier erhalten. Ich gehöre, beiläufig gesagt, zu einem radicalen Club, dessen Mitglieder es sich zur Aufgabe gemacht haben, keine Bärte zu cultiviren, da einer unserer Herren in sehr geistreicher Weise sich gegen diese zu sehr an das Affenthum erinnernde Zierde des Mannes ausgesprochen hat. Wir glauben unsere innige Sympathie dadurch am besten an den Tag legen zu können, daß wir seinem Beispiele folgen und keine Bärte tragen."

„Und was sagen Sie dazu, kleine Carry?"

Sie streichelte mit ihrem Händchen das volle, runde, weiche Gesicht

ihres neubackenen Bräutigams und flüsterte voll Zärtlichkeit: „Er ist jetzt noch schöner als Freddy.“

„Was“, rief Mr. Ernst und schob ihre Hand zurück, „mit dem dummen Jungen vergleichst Du mich? Laß Dir das ein für allemal gesagt sein, meine Kleine, von Mr. Freddy Handsome wird nicht gesprochen. Uebrigens“, fuhr er halb scherzend, halb streng fort, „wenn ich das Opfer bringe, mich zu verheirathen, mein Kind, so hast Du Dich vollständig nach mir zu richten; ich werde Dich noch ein wenig erziehen und Du wirst mir gehorchen, so hoffe ich von Dir, mein Herzchen. Es ist keine Kleinigkeit wenn ein Mann sich die Fesseln der Ehe anlegen läßt und sein bestes Sein dem Glücke eines weiblichen Wesens unterordnet. Dafür will Einer auch belohnt sein.

Ich dachte an den rothgoldenen Strick, aber ich hütete mich wohl, ihn zu erwähnen, Carry hatte als Antwort nichts als Liebkosungen und zärtliche Blicke. Ach, es war rührend, sie drückte seine Hand an ihr Herz und bedeckte sie alsdann mit Küssen.

Natürlich wurde, so gut es sich machen ließ, schnell ein Verlobungsfest improvisirt; Carrys Mutter wurde herzugeholt und noch ein paar Verwandte derselben. Mrs. Thompson machte ein Gesicht, als ob ihre Tochter begraben werden sollte und nur Eins vermochte sie mit dem deutschen Schwiegersohn einigermaßen zu versöhnen, nämlich der Umstand, daß er ein wohlhabender Mann war.

Am nächsten Abend fand ein großer, feierlicher Umzug der Republikaner, sowie eine Hauptversammlung mit „Speeches“ statt. Auch Mr. Ernst wollte sprechen und natürlich mußte man ihn hören. Ich nahm Carry unter meine Fittige, die Mutter derselben litt an nervösen Zufällen und konnte uns nicht begleiten.

„Sie hat Schwiegermutterkrämpfe“, sagte der zärtliche Schwiegersohn, indem er sich vergnügt die Hände rieb.

Es war spät in der Nacht als der Freund seinen Speech vom Stapel laufen ließ. Der Wigwam, in welchem es geschah, war voll Menschen gestopft bis unter das Bretterdach hinauf. Auf dem Fußboden unter den Bänken lag die liebe republikanische Schuljugend auf dem Bauche, streute sich gegenseitig Sägespäne auf den Rücken und stieß thierische Töne aus. Wenn es aber an ein allgemeines Beifallsrufen ging, so fuhr sie empor, trampelte mit den Beinen und schrie Vivat.

Meine Nase und meine Ohren sind leider sehr schlechte Republikaner, sie flüsterten mir etwas von gemeinen Gerüchen und gemeinem Gebrüll zu, aber meine standhafte Gesinnungstüchtigkeit glaubte nicht daran, sie war entzückt von der allgemeinen Begeisterung.

Die Rede des Freundes wurde von dem Beifallssturm der Zuhörer unterbrochen. Er sprach mit Hingebung und Ueberzeugung; seine grundehrlichen blauen Augen leuchteten und seine Wangen glühten. Sein prächtiges Auge war stark genug für den großen, weiten Raum, der Inhalt seiner sprühenden Rede fand seinen Weg in jedes Ohr und gewiß in viele Köpfe; den eigentlichen Zweck aber verfehlte er gründlich, denn das Thema seiner Volkspredigt war: „Wir brauchen gar keinen Präsidenten“, und damit kam er in dieser Versammlung durchaus nicht an. Indessen machte das weiter nichts aus, man übersah das Thema

und hielt sich an die Ausführung, die gar viele schöne, dem Republikanerherzen wohlthuende Brocken enthielt.

Carry schwelgte in Seligkeit, ihr Geliebter war für sie ein Gott an diesem Abend. „Wie geistvoll er ist!“ flüsterte sie mir mehrmals zu, indem sie meinen Arm an sich preßte und von der groben Bank auffuhr, als müßten ihre kleinen Füße einen Freudensprung machen.

Der Freund blieb mehrere Tage in der Stadt und redete öffentlich, so oft es sich thun ließ. Obgleich er im Grunde genommen nichts erreichte, so wurde er doch gern gehört und dieses Resultat that ihm wohl. Zu gleicher Zeit begann er seine Braut zu erziehen, doch dies erfuhr ich nur so nebenher aus verschiedenen Neuerungen, denn ins Vertrauen zog er mich dazu nicht, was ich ihm auch nicht verdenken konnte. Im Uebrigen war er der alte gute Freund, den ich herzlich lobte, weil er sein mürrisches Heirathsvorurtheil mit liebendem Herzen überwand. Er sah mich seltsam an, wenn ich davon sprach, und bemerkte, bis zum Heirathen sei er noch lange nicht und er müsse erst abwarten, wie sein Erziehungssystem anschlage. Es sei wirklich keine Kleinigkeit, sich den Hals zuschnüren zu lassen und eine Yankee-Schwiegermutter obendrein zu erhalten. Als ich ihm hierauf versicherte, daß, wenn ich mich an Carrys Stelle versetzte, ich ihn um Alles in der Welt nicht zum Manne haben möchte, lachte er laut auf und lief an das Piano, wo er so wundervoll spielte, daß man vor Rührung hätte vergehen mögen. „Zwei Welten wohnen, ach, in meiner Brust!“ schien es durch diese tiefen, ernsten Melodien, welche er den Tasten entlockte, auszusprechen.

Am ersten Sonntage nach seiner Abreise erschien um die Mittagsstunde, just um um die Zeit, wo in den meisten Kirchen der Vormittagsgottesdienst beendet ist, die kleine Freundin bei mir. Sie sah recht blaß und bekümmert aus, das Glück der Braut war nicht von ihrer Stirn zu lesen. Doch umrauschte ihr zierliches Figürchen ein schwerer dunkler Seidenstoff und goldenes Geschmeide prangte auf ihrer Brust und an ihren Armen; die mit hellen Glacées bekleideten Händchen trugen neben dem Fächer ein in violetten Sammt gebundenes Neues Testament.

„Sie kommen aus der Kirche, Miß Carry?“ fragte ich, indem ich sie in einen Schaukelstuhl drückte.

„Ach ja“, antwortete sie und sah mich traurig an, „heute das letzte Mal, ich war dort, um dem lieben Gott zu melden, daß ich nicht mehr kommen werde, weil—weil—weil—“, jetzt füllten sich ihre hübschen Augen mit Thränen, „weil“, stammelte sie, „Er ein Radicaler ist und diese Religionssecte, so viel ich verstanden habe, nichts von der Kirche hält und an nichts glaubt, und wie er sagt, haben sie ihre Heiligthümer und ihre Heiligen anderswo. Ach Gott, ich kann das Alles nicht verstehen, ich weiß nur, daß er nicht haben will, daß ich in eine Kirche gehe; er wünsche es nicht, sagte er, und ich gehe doch so gern und nun gerade da mein neuer Anzug fertig ist, um den ich Mama seit Weihnachten gepeinigt habe. Ach, ich bin recht, recht unglücklich.“

Und jetzt weinte sie laut. Ich wußte nicht, was ich ihr sagen sollte, ich war völlig rathlos.

„Noch dazu“, fuhr sie schluchzend fort, „ist Mama bös und unzufrieden, wenn ich nicht gehe und alle meine Freundinnen und Bekannten werden mich verspotten und verabscheuen, sobald sie sehen, daß ich die

Gesetze unserer Kirche nicht mehr befolge und daheim bleibe, anstatt in die Kirche zu gehen. Dennoch muß ich nach seinem Willen handeln, er liebt mich und ich liebe ihn und er wird nichts von mir verlangen was nicht recht und gut ist, er ist ja unendlich klüger als wir Andern alle zusammen."

So predigte sie sich selbst den tiefen Kummer hinweg und während sie so lebhaft an ihn dachte, begann sie zu lächeln.

„Sehen Sie nur", fing sie plötzlich heiter an, „wie ich mir die Hand verbrannt habe", damit zog sie einen Handschuh herunter und ließ mich eine entzündete Brandwunde sehen, um welche herum die weiße dünne Haut wie zerknittertes Seidenpapier hing. Als ich sie innigst bedauerte, lachte sie hell auf. „Was ist das", rief sie aus, „im Vergleich mit seiner Wunde, an welcher ich Schuld war! Die meine ist nur Folge meiner Unvorsichtigkeit. Er wünscht, daß ich kochen lerne und hat mir selbst einen Platz in einem deutschen Hotel ausgesucht, wo ich täglich ein paar Stunden in der Küche behilflich sein muß, um nach und nach zu lernen, wie man deutsche Gerichte bereitet. Ach, ich wußte nicht, daß man die Deckel von den Töpfen nehmen muß, wenn es inwendig siedet. So habe ich mich mit kochender Sauerkrautbrühe verbrannt, und Sauerkraut ist gerade sein Lieblingsessen; ich werde es oft kochen müssen, wenn wir verheirathet sind, ach, mir ist der Geruch schon fürchterlich! Riechen Sie doch, riecht nicht meine verbrannte Hand nach Sauerkrautparfüm?"

„Wird Ihnen denn diese ungewohnte Arbeit nicht ganz entsetzlich schwer, Carry?" platzte ich heraus, während das innigste Bedauern mit meiner kleinen Freundin mein ganzes Herz erfüllte.

„Das wohl", versetzte sie erröthend, „doch er sagte mir, daß die Frauen und Mädchen in Deutschland so ganz ungeheuer fleißig sind und alles Mögliche leisten, und daß er wünscht, ich möchte denselben nicht nachstehen. So habe ich mir vorgenommen, ihm den Willen zu thun und zu lernen was ich noch nicht kann. Sagen Sie mir", fragte sie in ängstlichem Tone, „ist es wahr, daß die deutschen Frauen die Strümpfe, die Wäsche und die Oberkleider und Alles, Alles für ihre Männer selbst anfertigen?"

Ich lachte laut auf. „Nein, meine Kleine, das ist nicht wahr. Uebrigens quälen Sie sich nicht so ab für Ihren Egoisten, wenn er ein deutsches Haushaltungsgenie haben will, so soll er sich eins suchen. Sie sind dazu verloren, Kindchen. Er mag Sie nehmen, wie Sie sind, eine deutsche Hausfrau wird aus Ihnen so wenig, als aus einem Colibri eine Bruthenne. Sie haben nicht das Zeug dazu."

„Nicht?" fragte sie und ihre Augen wurden noch einmal so groß.

„Nein", versicherte ich, „sehen Sie, die richtigen deutschen Hausfrauen haben ein viel weiteres Herz, als eine Amerikanerin. In dem Herzen sitzt groß und breit ihr Ehemann und regiert daselbst mit unbeschränkter Macht. Was an Platz noch übrig bleibt, das erhalten die Kinder, für sich selbst, so ein kleiner Egoismuswinkel, bleibt gar nicht, wenigstens merkt kein Mensch etwas davon. Dieses vielbesetzte Herz regiert dann den Kopf und der Kopf die Hände und diese sind stets den Regenten des Herzens in unaufhörlicher Thätigkeit. Natürlich geschieht das Alles aus Liebe, aber das verstehen Sie eben nicht."

Carry sprang auf, hielt ihren Fächer und ihr Testament so hoch

empor, als ihre Arme reichten und begann im Zimmer umherzutanzen, wozu sie trällerte: „best house-keeper in the world, world!“

Plötzlich aber hielt sie inne, blieb vor mir stehen, sah mich nachdenkend an und sagte:

„Meinen Sie wirklich, daß ich bleiben könnte wie ich bin und diese Dinge nicht zu lernen brauchte? Ach, ich wäre recht froh!“

„Ich sage blos, für den Fall, daß ich Sie heirathen wollte, würden Sie mir so wie Sie sind am besten gefallen. Uebrigens ist das Geschmackssache und da Sie nicht mich, sondern ihn heirathen, so steht es in Ihrer Willkür, jene Dinge ihm zu Gefallen zu erlernen oder nicht.

Sie blickte zu Boden und seufzte tief: „Ich werde nicht davon loskommen!“ Dann wendete sie sich zum Gehen. In der Thür sah sie sich noch einmal mit einem unendlich schalkhaften Ausdruck nach mir um. „Wie wäre es“, sagte sie, „wenn ich ihm nun auch Vorschriften machte, er müßte sich ändern nach meinem Geschmack.“

„Thun Sie doch das, meine Kleine, ich finde den Einfall nicht nur vortrefflich, sondern auch ganz natürlich und gerecht.“

„Ja, aber inwiefern müßte er sich ändern? ich finde ihn so fehlerfrei, daß ich nichts an ihm auszusetzen habe, es müßte denn sein, daß er gar so sehr deutsch ist.“ Damit warf sie mir eine Kußhand zu und schlüpfte hinaus.

Je mehr Tage und Wochen dahinflossen, desto mehr lernte ich einsehen, welchen großen Sturm dieser gute Junge mit seinem Erziehungssystem heraufbeschworen hatte. Carrys Mutter litt in Folge der Umwandlung ihrer Tochter an Herzweh und nervösen Zufällen und beschwor mich täglich, einen Ausweg zu suchen aus dem Labyrinth dieser verrückten Neuerungen. Ich kann nicht behaupten, daß ich Carry so bedauernswerth fand, weil sie sich zu einer angestrengten Thätigkeit aufraffen mußte, nur fand ich den Lehrplan nicht ganz passend für ein amerikanisches, völlig verwöhntes kleines Mädchen. Vielleicht, dachte ich, gelingt es mir, die Ansprüche des Bräutigams in ein anderes Gleis zu rücken, wenn ich einmal ganz ausführlich an ihn schreibe. Gedacht, gethan. In etwas überschwenglicher Weise schilderte ich in meinem Briefe die Lage der Dinge und sagte schließlich, die kleine Braut komme mir vor wie eine Pflanze, die aus dem leichten, lockern, fruchtbaren Erdreich des Südens in den fetten, festen, schweren Lehmboden eines nordischen Krautfeldes verpflanzt worden sei. Gewiß gehe sie hier nicht zu Grunde, aber sie verliere ihren eigenthümlichen Reiz und was das Schlimmste sei, sie fühle den Verlust des heimischen Bodens, den ihr nichts, gar nichts ersetzen könne.

Aeußerst gespannt auf die Antwort, konnte ich dieselbe kaum erwarten. Wenige Tage später traf sie auch wirklich ein und zwar in einem ungewöhnlich großen Format von Couvert und Briefbogen, die geziert waren mit einem rothgoldenen Rand, vielleicht als Erinnerungszeichen an die rothgoldene Fessel, in welche der Freund jetzt geduldig sein Herz gelegt hatte. Das Schreiben war aber kurz, sehr kurz, es enthielt nichts weiter als folgende Zeilen:

Dear Friend!

An der Braut, die der Mann sich erwählt, läßt sich gleich erkennen,
Welches Geistes er ist und ob er in sich eigenen Werth fühlt.

Goethe.

Nachempfunden von Ihrem Freund.

Das war merkwürdig, in der That merkwürdig! Lange starrte ich die schwarzen Buchstaben nachdenklich an und suchte ihren tiefen Sinn zu enträthseln. Endlich kam ich zu dem Resultat, daß die Braut den Werth des Bräutigams durch ihre fortgesetzten Haushaltungsstudien zu erhöhen verpflichtet sei. Nun, dann zu!"

Nach kurzer Zeit wollte es mir indessen scheinen, als ob Carry selbst in ihrem Eifer nachließe und zuweilen über den Strang schlüge. Eines Sonntags begegnete ich ihr inmitten einer ganzen Schaar geputzter junger Damen und Herren, die vergnügt in die Kirche zogen und sie war die Vergnügteste unter ihnen. Ein andermal erzählte sich mir mit lachendem Munde, daß sie die Kochstunden nicht mehr besuchen könne, diese abscheuliche Beschäftigung mache sie krank und elend. Dann fing sie an sich über ihren künftigen Haushalt lustig zu machen und erzählte, daß sie kürzlich ein so schönes Bild in einer deutschen Zeitschrift gesehen habe, wo Vater, Mutter und sechs Kinder spazieren gingen und Mutter unter einem großen Regenschirm zwei Babies schleppt und Vater in jeder Rocktasche eine Flasche Bier und ein Butterbrod trägt, was deutlich zu sehen ist, da die Hälfte davon oben herausguckt. Bei dem Anblick des Bildes habe sie geahnt, daß das ihre Zukunft vorstelle.

Mittlerweile verfloß der Herbst, die Präsidentenwahl war zum Vortheil der republikanischen Partei ausgefallen und vorüber, der Strom der Politik, welcher alles Andere überflutet hatte, war in seine alten Ufer zurückgedrängt worden und das Geschäftstreiben machte seine Rechte im vollsten Maße geltend, denn Weihnachten war vor der Thür.

Ich hatte meine kleine Freundin und deren Mutter seit längerer Zeit nicht gesehen, sie waren in eine andere Wohnung, die am entgegengesetzten Ende der Stadt lag, gezogen und ich hatte noch nicht Zeit gefunden, sie daselbst aufzusuchen.

Da sitze ich eines Abends im Halbdunkel in meinem Zimmer, allein und einsam und denke nach über die Unhaltbarkeit und Vergänglichkeit menschlicher Neigungen und irdischen Glückes und es fiel mir ein Vers ein, den ich einmal gelesen und welcher lautet:

„Hänge an Nichts Dein liebendes Herz,
Als ob es immer Dein Eigenthum bliebe,
Denn ach, nur zu oft ist der bitterste Schmerz
Ein Kind der zärtlichsten Liebe."

Da wurde die Thür geöffnet und Jemand trat herein. Eine lange, schmale Figur männlichen Geschlechts, das war Alles, was die Dunkelheit mich erkennen ließ.

„Ihnen gilt mein erster Besuch, weil ich Carry nicht finden konnte", sagte eine Stimme, während ich nach dem Streichholz langte und das Gas ansteckte. „Sehr gütig", versetzte ich, noch immer nicht im Klaren, wer Derjenige sei, der mich so auszeichnete. Er kam näher und näher und streckte mir die Hand entgegen und jetzt, im vollen Schein des Lichts erkannte ich handsome Freddy. Er hatte sich verändert, war etwas männlicher und ernster geworden und sah größer und breiter aus.

„Freddy", schrie ich in an, „was wollen Sie, kehren Sie nur gleich wieder um. Carry ist mit einem Andern verlobt, die ist für Sie verloren."

„Unmöglich", sagte er, „daran ist nicht zu denken, ich komme um sie abzuholen, sie kann mit niemand verlobt sein als mit mir."

„Und doch ist es so, Freddy, Mr. Ernst wird sie heirathen.

„Der—alte—deutsche—Groß—vater?" brachte Freddy allmählich hervor und nun begann er zu lachen und wie außer sich warf er sich in einen Stuhl. „Das ist ein ungeheurer Unsinn", sagte er endlich, „Carry gehört nicht zu Mr. Ernst, sie gehört zu mir. Sie hat sich in ihren eigenen Gefühlen geirrt, so etwas kommt vor, aber sie wird ihren Irrthum einsehen und berichtigen, sobald sie mich wieder hat. An so etwas Einfältiges habe ich doch im Traume nicht gedacht, während ich in Newyork für unsere Zukunft arbeitete und sorgte und mir nicht einmal Zeit vergönnte, an sie zu schreiben. Ich hielt ja die Sache für völlig abgemacht. Das arme, liebe, kleine Ding und dieser plumpe fette Dutchman, nein es ist unmöglich!"

„Drücken Sie sich anders aus, Mr. Freddy, wenn Sie von meinen Freunden sprechen, wenn ich bitten darf", versetzte ich unwillig.

„Pschaw", machte er, dann sprang er auf und sagte eilig: „Bitte, nennen Sie mir Carrys Wohnung, ich laufe zu ihr so schnell ich kann, um mit ihr selbst zu sprechen."

„Ich weiß sie nicht", versetzte ich kurz, „nebenbei denke ich zu ernst von einer Verbindung fürs Leben, um zuzusehen wie man sie leichtsinnig zu lösen versucht, ich will damit nichts zu thun haben. Leben Sie wohl, Freddy, befolgen Sie meinen Rath und kehren Sie nach Newyork zurück, ohne Carry gesehen zu haben. Sie werden eine andere Braut finden, welche Sie glücklich machen kann."

Er sah mich erregt an. „Bräute genug", stammelte er, „aber keine Carry. O, ich werde ihre Wohnung ermitteln und wenn ich von Haus zu Haus gehen sollte. Leben Sie wohl!"

Trotzig wandte er mir den Rücken.

War es Schicksal, war es Zufall? Bevor er noch die Thür erreicht hatte, wurde dieselbe geöffnet und Carry und deren Mutter traten herein. Ich erschrak unaussprechlich. Freddy und Carry blickten einander in die Augen, dann streckten Beide zugleich die Arme nach einander aus und stießen eine Art von Schrei aus, in welchem ein unendlicher Jubel zu liegen schien. Ich kann sagen, daß mir Angst und bang wurde, umsomehr, als die Alte auch noch anfing Freddy zu umarmen und zu küssen und ihn ihren Erlöser und Lebensretter und ihren süßen Jungen nannte."

Eine Minute später saßen alle Drei auf einem Knäuel beisammen. Es erfolgte ein Kuß, der so lange dauerte, daß er gar nicht mehr in die Kategorie der Küsse zu gehören schien. Hierauf erzählte Freddy, daß er eine kleine, reizende Wohnung gemiethet und vollkommen eingerichtet habe mit wunderschönen Teppichen und herrlichen Möbeln und sein Gehalt betrage jetzt schon hundert Dollars monatlich mit Aussicht auf Zulage. Er dächte, sie könnten damit bestehen und es wäre am besten, sie heiratheten sogleich. Mama sollte mit nach Newyork ziehen; die Geschichte mit dem alten Großonkel sei doch nur Spaß gewesen, Carry könne doch nicht den mürrischen, alten Kautz heirathen.

„Ach, Freddy, wenn Sie wüßten, wie er sie gequält hat!" kreischte die Mama.

„Ich weiß nicht was ich thun soll", seufzte Carry, „ich könnte sagen, ich liebe ihn, aber seit ich wieder in Deine Augen schaue, my dear Freddy, fühle ich, daß ich zu Dir gehöre, bei Dir meine Heimat finde und bei ihm doch nur stets in der Fremde bleiben würde. Er ist so seltsam", fuhr sie lebhaft fort, „ein Etwas, das ich nicht nennen kann, liegt zwischen mir und ihm. Aber glaube mir, Freddy, er ist sehr klug, sehr intelligent, viel bedeutender als wir Beide, ich und Du zusammengenommen. Doch daß er so schrecklich deutsch ist, das kann ich nicht fassen, das stößt mich von ihm zurück, er ist so streng und verlangt so entsetzlich schwere Dinge von seinem künftigen Weibe. O, Freddy, ich gehe mit Dir, Du lieber, guter Junge! wie vergnügt werden wir zusammen leben in unserer schönen, neuen, kleinen Wohnung!"

Und nun erfolgte wieder ein langer, langer Kuß, vor dessen Beendigung ich mich aus dem Zimmer begab.

Die Geschichte konnte sehr tragisch ausfallen, wenn diese Wiederbegegnung nach der Verheirathung stattgefunden hätte. Das schlimme Wort zu spät konnte alle Drei ins Unglück stürzen, während so wenigstens zwei Glückliche aus der Affaire hervorgingen. Und der Dritte? meine Gedanken stockten.

Es wurde Alles mit amerikanischer Geschwindigkeit betrieben. Freddy ließ sich mit Carry trauen, Mama gab die neue Wohnung wieder auf und packte ein und alle Drei reisten ab, bis zum Uebermaß vergnügt und glücklich.

„Carry", hatte ich vor dem letzten Lebewohl zu ihr gesagt, „die deutschen Herzen fühlen sehr tief und können an einer Täuschung vor Schmerz zu Grunde gehen. Weiß Er, wie Sie ihn betrogen haben?"

„Ich habe ihm Alles geschrieben", versetzte sie tief erröthend, „aber ich weiß von keinem Betrug, meine Empfindungen für ihn sind noch dieselben, aber ich bin glücklich, daß ich nicht ihn, sondern Freddy geheirathet habe. Kann ich es ändern, daß es so gekommen ist? Mr. Ernst wird mein Freund bleiben, ich hoffe und wünsche das sehnlichst, aber heirathen — wir passen ja doch nicht zusammen."

Als sie fort war, erfaßte mich eine unbezwingliche Sorge um den Freund. Ich schrieb an ihn, aber die Antwort blieb aus. Da begab ich mich eines Abends nach dem Depot und miethete mir einen Platz im Schlafwagen. Es galt nur eine nächtliche Fahrt und ich konnte am nächsten Tage schon die Stadt erreicht haben, in welcher er wohnte. Ich wollte ihn aufsuchen und sprechen um jeden Preis.

Es geschah nach Wunsch. Am andern Nachmittag stand ich an seiner Thür und begehrte Einlaß. Es war wieder ein schöner, klarer Wintertag, ähnlich demjenigen, wo der Roman des Freundes und der Freundin bei einer so tragischen Gelegenheit begonnen hatte; ich mußte lebhaft daran zurückdenken.

Eine Frau öffnete mir die Thür des hübschen neuen Hauses u ließ mich in ein sehr geschmackvoll eingerichtetes Gemach eintreten, i dem Bedeuten, daß sie den Herrn sofort rufen wolle. Wenige Aug blicke später erschien er.

Auf den ersten Blick sah ich, daß ein großer Sturm das Inn dieses Mannes erschüttert hatte, ich fand ihn sehr verändert. Sein blick schnürte mir das Herz zusammen, ich war keines Wortes fähig u

streckte ihm nur beide Hände zum Gruß entgegen. Er drückte sie herzhaft und sagte mit einem schwachen Lächeln:

„Das ist schön, daß Sie nach dem armen Teufel ausschauen, den seine Liebste verrathen und verlassen hat. Ich kann nicht sagen, wie albern und verächtlich ich mir selbst vorkomme und wenn ich nicht so tüchtig in der Arbeit steckte und dadurch Zerstreuung fände, wüßte ich nicht, wie ich das elende Leben aushalten sollte. Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich Ihnen noch nicht schrieb, aber ich wußte wahrhaftig nicht, was ich schreiben sollte. Mündlich und Auge in Auge kann ich viel besser von meinen Angelegenheiten sprechen, um so mehr, da Sie die Hauptsache schon wissen."

Er rückte zwei Sessel für uns in die Nähe eines Kaminfeuers und theilte mir Folgendes mit:

„Ich habe Carry mehr geliebt als ich mit Worten sagen kann, mehr als mein Leben und ich würde sie glücklich gemacht haben, ich weiß es. Vielleicht war ich etwas schroff, etwas anmaßend und machte Ansprüche, die einer Amerikanerin schrecklich erschienen, während ein deutsches Mädchen dieselben ganz natürlich gefunden haben würde. Es ist wahr, ich wünschte, daß sie etwas häuslich werden, sich in meine Wünsche schicken, meine Wirthschaft führen lernen sollte, aber ich konnte nicht glauben, daß dies ihrer Neigung so ganz zuwiderlaufen würde. Ach, es war ja nur der innige Wunsch, daß sie meiner verstorbenen Mutter ähnlich werden möchte!

Ohne ihr eine Mittheilung zu machen, hatte ich dieses Haus gekauft und eingerichtet, immer in dem Gedanken an sie. Sie sollte hier meine kleine Königin werden, bei jedem Stück, das ich wählte und kaufte, fragte ich mich, ob es ihr auch gefallen würde. Sie sollte sich nicht anstrengen, nicht arbeiten und mir dienen und regieren.

Neujahr wollte ich zu ihr eilen, ihr alles was ich für unser Glück vorbereitet, mittheilen und sie den Tag der Trauung bestimmen lassen. Ich war von ihrer Liebe und Treue so felsenfest überzeugt und ich freute mich so grenzenlos auf meine kleine zukünftige Frau. Da kam Carrys letzter Brief, in welchem sie mir mit trockenen, sehr trockenen Worten mittheilt, daß sie im Begriff sei, Freddy zu heirathen, aber sie wünsche die Fortdauer meiner Freundschaft. Ich zweifelte an ihrem und meinem Verstande, ja es war mir, als ob die ganze Welt aus ihren Fugen gehen würde. Was ich die erste Nacht nach dieser Hiobsbotschaft gelitten habe, das ist nicht mit Worten zu sagen! Aber man stirbt nicht an gekränktem Herzen und an getäuschter Liebe, im Gegentheil, man rafft sich auf, wirft einen Blick der Verachtung in die an Täuschung so reiche Welt hinaus und begiebt sich still an seine Arbeit. So mache ichs und das ist mein Heilmittel.

„Uebrigens ist es eine gerechte Strafe dafür, daß ich meine Grundsätze von einer Leidenschaft beherrschen ließ, die nie den Charakter stählt. Kühl bis ins Herz hinein! Das sei von nun an mein Wahlspruch und Sie sollen sehen, ich werde Tüchtiges leisten und das wahre Glück in meiner geistigen Thätigkeit finden."

Das waren seine Worte.

Als ich Carry und ihn nach längerer Trennung wiedersah, fand ich Jedes nach seiner Art zufrieden und glücklich. Die kleine Frau, die

mir mit beredter Zunge die Reize ihres Erstgeborenen schilderte, schwamm sorglos und heiter mit Mann, Kind und Mutter in dem Fahrwasser anglo-amerikanischer Alltäglichkeit. Der Freund aber war ein angesehener Journalist, mit einem Worte ein bedeutender Mann geworden. Freilich hatte er ein gemäßigteres Tempo eingeschlagen, er war nicht mehr ein Vernichtung sprühender Radicaler, sondern ein ruhig abwägender Denker, auch trug er einen großen Vollbart und hatte die Volksrednerei vollständig an den Nagel gehängt. Aber verheirathet war er noch nicht und wird sich wohl niemals in Hymens Fesseln schlagen lassen; zufrieden ist er indessen in so hohem Grade, als ein Ritter vom Geist überhaupt nur sein kann.

Heimkehr. *)

Heiß schlug mein Herz im frost'gen Norden
Und blieb im warmen Süden kalt,
Von Allem was mir hier geworden,
Scheid' ich mit leichtem Herzen bald.
Die Fremde ist mir fremd geblieben,
Ich fand kein Herz, das mich verstand,
Fort, fort zu Menschen, die mich lieben!
Leb wohl, leb wohl Du fremdes Land!

Egyptens Glanzzeit sind Ruinen,
Was schlecht ist groß, was groß ist schlecht,
Es höhnt mit frech geschminkten Mienen
Des Harems Brut der Menschheit Recht.
Du Land beherrscht von Ränken, Lügen,
Deß Bürger Bettler, dessen Herrn
Eunuchen, Abenteurer, Griechen,
Leb wohl, leb wohl, ich scheide gern.

Doch wenn im alten Freundeskreise
Wie einst der Becher uns vereint,
Fragt nicht, — mir war wie einer Waise,
Die um die todte Mutter weint,
Erzählt mir wie es Euch gegangen,
Was ihr gefunden, was Euch blieb,
Ich lausch' mit freudigem Verlangen
Euch die ich kenn' und acht' und lieb.

Friedrich Mook.

*) Ein Gedicht des jüngst verunglückten Orientreisenden Dr. Friedrich Mook.

Der Flüchtling.

Ein Roman von R. E.

(Schluß.)

X.

Stern hatte sich in seine neuen Verhältnisse eingelebt. Wenn es die Witterung erlaubte, so schweifte er allein in der freien Natur umher, sich seinen Gedanken überlassend. O, da fühlte er sich frei und glücklich. Seine Gedanken schwebten in ungemessenen Weiten, er vergaß darüber Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; Raum und Zeit schienen für ihn gar nicht zu existiren. Bei einem solchen Ausflug, als er im Begriff stand, eine Anhöhe zu ersteigen, bemerkte er plötzlich von oben herunter ein leichtes Fuhrwerk mit zwei Rappen bespannt, in vollem Trabe ihm entgegenstürzen. Als den einzigen Insassen des Fuhrwerks erkannte er seinen Principal; dieser konnte dasselbe nicht mehr regieren, die Pferde waren durchgegangen. Im nämlichen Augenblick machten diese einen Seitensprung. Die Gefahr erkennend, daß Rosse und Fuhrwerk mit seinem Insassen im nächsten Augenblick in den Abgrund stürzen würden, warf sich Stern mit Todesverachtung den Pferden entgegen. Diese, offenbar überrascht von der unverhofften Erscheinung, standen sofort still, während Robertson Zeit gewann, das Fuhrwerk zu verlassen. Dieser wußte nichts weiter als Stern die Hand hinstreckend ein thank you, Sir, zu stammeln. Leute waren inzwischen herbeigekommen, denen das Fuhrwerk anvertraut wurde und Robertson und Stern setzten Beide ihren Weg zu Fuße in entgegengesetzter Richtung fort, Letzterer sich beeilend, etwaigen nachträglichen Dankesergüssen Robertsons sich zu entziehen.

Des andern Tages erschien Robertson nicht im Geschäft, dagegen fand Stern eine Einladung von ihm zum Mittagsessen vor. In Folge dessen schlenderte der Letztere zur festgesetzten Zeit nach der Villa des Ersteren, gespannt, was hinter deren Mauern sich für ihn aufthun würde. Er trat in die uns bereits bekannte Besitzung ein. Roberson erwartete ihn an der Schwelle seines Hauses.

„Ich bin Ihnen zu unendlichem Danke verpflichtet", bemerkte dieser, „Sie sind mein Lebensretter. Das größte Verdienst, das ein Mensch sich um den andern erwerben kann, haben Sie sich um mich erworben, indem Sie Ihr eigenes Leben für das meinige in die Schanze schlugen. Wie soll, wie kann ich Ihnen Ihr großes Verdienst um mich würdig belohnen?"

Diese mit tief bewegter Stimme und bethräntem Auge gesprochenen

Worte überraschten Stern an dem sonst so kalt gemessenen einsilbigen Robertson. Lächelnd erwiederte er:

„Was ich gethan, lag so ganz in der Natur der Verhältnisse, daß es eines besonderen Lobes durchaus nicht bedarf. Ich sah die Gefahr, in der Sie schwebten, ich fühlte mich stark genug, den scheu gewordenen Pferden mich mit Erfolg entgegenzuwerfen, was war natürlicher, als daß ich es that?"

Robertson sah Stern mit seinen wasserhellen Augen schweigend an. Dann ließ er sinnend den Kopf sinken. Die Welt schien in diesem Augenblick für ihn verschwunden zu sein. Was mochte in der Seele dieses Mannes vorgehen? Nach kurzem Besinnen war er jedoch ganz wieder bei sich selbst.

„Belieben Sie mir zu folgen."

Mit diesen Worten wandte er sich an seinen Gast, indem er ihn eine Treppe hoch nach einem nach der einen Seite des Parks zu gelegenen überaus freundlichen Zimmer mit einem Balkon führte. Die nach dem Letzteren führenden zwei Flügelthüren waren geöffnet, so daß man sich an dem in dessen Nähe sich befindlichen, mit zwei Gedecken versehenen runden Tisch halb im Zimmer, halb im Freien befand und dabei die schöne Aussicht auf einen eleganten Garten und weiterhin nach dem Park zu genoß. Das Zimmer war mit eleganten, soliden und bequemen Möbeln versehen, wie überhaupt Alles, was Stern bisher in Robertsons Villa bemerkt hatte, den Eindruck der Solidität und Bequemlichkeit neben der Eleganz gemacht hatte. Es dauerte nicht lange, so trug ein ergrauter Diener die Speisen auf.

„Sie müssen heute", bemerkte Robertson zu Stern, „mit Fastenspeisen vorlieb nehmen, weil ich einen Widerwillen gegen das Abschlachten der Thiere empfinde und deshalb in meinem Hause die Fleischkost verpönt ist."

Stern fand jedoch, daß die Kochbücher der Vegetarianer selbst für den feinsten Wohlschmecker Befriedigung lieferten, und Robertson in seinem Puritanismus nicht so weit ging, den Genuß edlen Weines zu verschmähen.

„Ich pflege", fuhr der Letztere fort, „sonst allein bei Tische zu sitzen, aber deshalb fühle ich mich nicht vereinsamt. Meine gefiederten Freunde da draußen", er deutete dabei auf die auf dem Balkon zusammengekommenen Vögel, welche die von dem Diener ihnen vorgestreuten Körner aufpickten, „leisten mir Gesellschaft. Sie bilden gleichzeitig meine Capelle, indem sie mich mit ihren von Herzen kommenden Gesängen erfreuen."

Nach Tische ging Robertson mit Stern im Park spazieren, wobei jener diesen an eine Stelle führte, die er für seinen Lieblingsaufenthalt erklärte. Er bildete eine Felsengrotte, aus welcher ein spiegelhelles Wässerchen hervorquoll, das sich zu einem fischhaltigen Bächlein vertief. Die Grotte war überschattet von hohen Nadel- und Laubholzbäumen und in derselben, gleichsam aus der Erde herausgewachsen, Tisch und Bänke angebracht, so daß dieselbe das Ansehen einer gewaltigen Laube gewann.

„Hier", begann Robertson, sich mit Stern auf eine Bank niederlassend, „verweile ich mit Vorliebe, wenn ich den Park durchstreift habe und die Eindrücke sammle, die die Betrachtung der Natur, speciell jedoch

der sich in derselben befindlichen lebenden Wesen auf mich hervorgebracht hat, denn in denselben drückt sich die Natur am deutlichsten aus."

„Am deutlichsten in den Menschen", fügte Stern hinzu.

„Nicht doch", bemerkte Robertson. „Die Menschen haben ihre eigene Natur so sehr verhunzt, daß sie in ihnen kaum wieder zu erkennen ist. Damit nicht zufrieden, wühlen sie aus Habsucht zerstörend in den Eingeweiden der Erde, verschneiden und verkrüppeln die Pflanzenwelt und drücken den ursprünglich herzerfrischenden Fluren den Charakter ihres eigenen Wesens, den der Eintönigkeit und der Langeweile auf. Gegen die Thiere verfahren sie mit entsetzlicher Barbarei. Sie berauben sie ihrer Freiheit, sie zwingen sie zu Sclavendiensten und schlagen sie todt, wenn sie alt und gebrechlich geworden sind und sie ihnen keine Dienste mehr zu leisten vermögen. Sie werden dressirt, d. h. grausam geplagt, um zu ihrer Kurzweil sogenannte Künste zu erlernen. Sie werden entmannt, um sie zahmer oder ihr Fleisch genießbarer zu machen; sie werden gemordet, um den Menschen als Nahrung oder zu Bekleidungsgegenständen zu dienen. Man nennt es Jagdvergnügen, die geängstigten Thiere zu Tode zu hetzen, zu verstümmeln und zu tödten. Und das thun die Menschen Alles ihren Mitgeschöpfen an, die vielleicht viel feiner fühlen, als sie selbst, ohne die geringsten Gewissensbisse zu empfinden. Ich hatte einen Hund, der sein Leben jederzeit für das meinige geopfert haben würde, und ich konnte nichts für ihn thun, als ein menschlicher Herr für ihn bis an sein Lebensende zu sein. Wie tief beschämte dieser Hund die Menschen an Liebe, Treue und Aufopferungsfähigkeit. Doch mögen unter den Letzteren", unterbrach sich Robertson selbst, „einzelne Ausnahmen sich vorfinden; es sind dies jedoch gewiß nur wenige, sehr wenige."

Letztere Worte hatte er wie zu sich selbst gesprochen, und wie wenn er allein gewesen wäre, fiel er in tiefes Sinnen. Stern war erstaunt über die tiefe Empfindung, die der sonst so trockene Robertson offenbarte; zugleich überschlich ihn aber auch der Gedanke, daß ihm recht Schmerzhaftes von den Menschen begegnet sein müsse, daß er von ihnen mit solcher Indignation sprechen konnte.

„Nicht nur die Menschen", bemerkte Stern, „zeigen sich feindselig gegen ihre Mitgeschöpfe, mit der Thierwelt ist es nicht besser bestellt. In dem Kampf um das Dasein bekämpfen sie sich untereinander. Sie bekämpfen sich wie die Menschen, vertreiben friedliche Bewohner aus ihren rechtmäßigen Wohnsitzen, machen die Gefangenen zu Sklaven, oder tödten auch meuchlings, um mit dem Fleische des gemordeten Geschöpfes den Hunger zu stillen. Die anscheinend friedliche, zur Erhebung des Gemüthes dienende Natur würde uns ein Bild großer Widerwärtigkeiten zeigen, wenn wir ihr ganz auf den Grund sehen wollten."

„Mag sein", entgegnete Robertson. „Immerhin ist so viel wahr, daß nicht alle Thiere von der gleichen Raubgier wie die Menschen beseelt sind, und dahin rechne ich alle pflanzenfressenden. Der Vergleich mit den Menschen fällt für diese um so unvortheilhafter aus, als sie mit einer vernünftigen Seele begabt sind, die nach der allgemeinen Annahme den Thieren fehlen soll."

Hierauf fiel er wiederum in stilles Hinbrüten, aus welchem er sich jedoch bald wieder emporraffte, aufstand und mit Stern weiter ging.

Das Gespräch nahm eine andere Wendung an, aus welcher Stern zu der Ueberzeugung gelangte, daß Robertson auch über seine Geschäftssphäre hinaus einen umfassenden Geist besaß. Auf Stern selbst wirkte die Unterhaltung recht anregend und als die beiden neuen Freunde spät auseinander schieden, hatten sie sich so gut ineinandergefunden, daß Stern die dringende Einladung Robersons, seinen Besuch recht bald zu wiederholen, von Herzen annahm.

XI.

Stern hatte auf Robertsons Wunsch seit mehreren Wochen in der Villa des Letzteren seine Wohnung aufgeschlagen. Die neuen Freunde, wie verschieden auch an Jahren, schienen einander nicht mehr entbehren zu können, sie ergänzten sich gewissermaßen. Robertson hatte Stern in alle seine Geschäftsgeheimnisse eingeweiht, der sonst so mißtrauische und argwöhnische Mann war gegen Stern wie umgewandelt, seine Geheimbücher sowohl wie seine Casse und sonstigen Werthsachen traute er ihm bedingungslos an. Stern rechtfertigte und vergalt dieses Vertrauen durch die gewissenhafteste Pflichttreue und die größte Offenherzigkeit. Er kam Robertson auf halbem Wege entgegen, ihm seine Lebensgeschichte ausführlich zu erzählen. Er mußte immer wieder von Neuem anfangen; Robertson wollte Alles auf das Genaueste zergliedert haben.

„Es ist nicht bloße Neugierde, es ist auch nicht allein das große Interesse, das ich für Deine Person besitze, sondern es ist auch ein allgemeines psycholisches Interesse für mich vorhanden, welches den Wunsch in mir rege macht, Alles ganz genau zu erfahren", bemerkte dieser.

Aber nicht nur geschäftliche und persönliche Verhältnisse waren es, um die sich die Unterhaltung drehte, sie erstreckte sich auch auf wissenschaftliche Gegenstände. Bei seiner weisen Eintheilung der Zeit verweilte Robertson in seinen Mußestunden bei günstiger Witterung gern in der freien Natur, um daselbst seine Beobachtungen anzustellen, bei ungünstiger Witterung und bei eintretender Dämmerung dagegen zog er sich in sein an das Speisezimmer stoßendes Cabinet zurück, um daselbst in den Büchern weiter darüber nachzulesen, was ihm in der Natur unklar geblieben oder entgangen war. Seine reichhaltige Bibliothek bestand hauptsächlich aus naturwissenschaftlichen, namentlich auch zoologischen Werken. Hier gab es nun viele Anknüpfungspunkte für Stern zu recht interessanter und belehrender Unterhaltung, welche öfter auf das politische Gebiet hinüberführte, für welches Robertson auffallenderweise, im Gegensatz zu den meisten seiner Landsleute, bis jetzt wenig Interesse gehabt hatte.

Als der Winter herannahte, da saßen die beiden Freunde gewöhnlich die langen Abende in bequemen Lehnsesseln in Robertsons Cabine in traulicher Unterhaltung zusammen. Als eines Abends einmal das Feuer im Kamin recht gemüthlich knisterte und eine auf dem Tisch stehende Bowle Punsch recht anheimelnd dampfte, da fühlte sich Robertson in eine solche gemüthliche Stimmung versetzt, daß er sich entschloß seine eigene Lebensgeschichte ausführlich zu erzählen. Er begann mit der Erklärung, daß es ihm außerordentlich wohlthue, endlich einmal ein

Seele gefunden zu haben, gegen welche er sein schwer belastetes Herz ausschütten könne. Stern war ein aufmerksamer Zuhörer, er schrieb am Tage Alles genau nieder, was er in verschiedenen öfters unterbrochenen Winterabenden von Robertsons Lebensschicksalen erfahren hatte. Wir haben einen Einblick in diese ausführlichen Niederschriften nehmen können und theilen dieselben unserm zugemessenen Raume entsprechend in dem Nachstehenden mit.

John Robertson war der Sohn eines Fabrikanten in einer amerikanischen Fabrikstadt. Sein Vater war ein streng rechtlicher, geschäftsthätiger Mann, der jedoch in Folge seiner Kränklichkeit nicht recht vorwärts kommen konnte, seine Mutter eine herzensgute Frau. John, das jüngste von vier Geschwistern, war das einzige Kind seiner Eltern geblieben. Er war von den Letztern um so mehr wie ihr Augapfel gehalten, als er die besten Geistes- und Herzensanlagen entwickelte.

„John wird dem Vater einst eine gute Stütze abgeben", pflegte die Mutter zu sagen.

„Er wird mehr werden als eine Stütze für mich, er wird das Haus, was ich gegründet, erweitern und neu ausbauen, so daß ich in seinen Dienst werde treten müssen", antwortete dann der Vater in selbstgefälligem Stolze, einen solchen tüchtigen Sohn zu besitzen.

Ersterer unterließ jedoch auch nicht, die Phantasie des Letzteren durch Erzählungen von berühmten Kaufleuten, die sich durch Fleiß und Genie von unten herauf zu hohem Stand und Reichthum emporgeschwungen hatten, zu erhitzen, so daß er sich selber im Geiste als solchen bedeutenden Mann betrachtete, welcher Schiffe befrachtete, die in ferne Weltgegenden segelten oder die auf sein Geheiß von daher zurückkehrten. Er versäumte daher keine Gelegenheit zu lernen was er lernen konnte, um einem solchen Ziele zuzusteuern. Als er das nöthige Alter und die nöthigen Vorkenntnisse erreicht hatte, brachte ihn sein Vater nach Newyork, um in einem dasigen bedeutenden Hause die Handlung zu erlernen. Die Eindrücke, die er von hier empfing, waren überwältigende. Die ganze Welt that sich seinen Blicken auf, so großartig hatte er sich das Geschäftsleben, in das er hineingetreten war, nicht gedacht. Freilich kam er im Laufe der Zeiten hinter recht kleinliche und gewöhnliche Dinge, indessen blieb er in seinem Streben, etwas recht Ordentliches zu erlernen, bemüht, die Sache so viel wie möglich von der idealen Seite zu erfassen. Jahre waren vergangen, John hatte, um nicht einseitig zu werden, seine Stellung mehrmals gewechselt. So nun mehr bereichert mit Geschäfts- und Weltkenntnissen, kehrte er in das Vaterhaus zurück. Der Vater hatte Recht gehabt. John reformirte seine Schöpfung von Grund aus, so daß er sich in derselben kaum zurechtfinden konnte und von dem Sohne lernen mußte. Lange konnte er sich jedoch nicht an der ersprießlichen Thätigkeit des Letzteren erfreuen, indem ihn wenige Jahre später der Tod wegraffte. John setzte das Begonnene mit Eifer und Umsicht fort, so daß sich in nicht langer Zeit sein ererbtes Vermögen verdoppelte, verdrei-, vier- und fünffachte. Er war die Freude und der Stolz seiner Mutter, die nur in dem einzigen Punkte nicht mit ihm harmonirte, daß er sich nicht zum Heirathen bequemen wollte. Endlich, nachdem er bereits in die Mitte der Dreißiger getreten war, machte er durch Zufall die Bekanntschaft der schönen und talentvollen sechzehnjährigen Tochter

einer armen Pfarrerswittwe, zu welcher er eine heftige Neigung faßte. Er warf sich zu ihrem Beschützer auf, indem er sie auf seine Kosten lernen ließ, wozu sie Lust und Anlage zeigte. Tanz, Gesang, Musik, schöne Wissenschaften, Sprachen u. s. w. wurden eifrig getrieben; gleichzeitig aber bewarb sich John um Berthas Hand. Die Mutter war über den Antrag des reichen Herrn, der ihrer Tochter nicht nur eine sorgenfreie, sondern selbst eine glänzende Zukunft verhieß, hocherfreut; die Tochter nahm ihn ruhig lächelnd, ohne eine auffallende Gemüthsbewegung zu zeigen, entgegen. Auch diese Ruhe gefiel John an seiner Braut sehr wohl. Sie erschien ihm dadurch, daß sie sich nicht zu leidenschaftlichen Ausbrüchen hinreißen ließ, von einem richtigen weiblichen Anstandsgefühl geleitet zu sein. Seiner eigenen Mutter erschien die Partie nicht recht passend, sie hätte für ihren Sohn eine andere, in Bezug auf Jahre und sociale Stellung besser harmonirende gewünscht, indessen freute sie sich andererseits darüber insofern, als er dadurch dem Hagestolzenthum entgangen war, und daß ihn der Besitz seiner jugendlichen Braut hochbeglückte. Die Hochzeit selbst wurde bis zur vollständigen Ausbildung Berthas hinausgeschoben. Diese trat nunmehr in die große Welt ein. Sie besuchte Bälle, Concerte und Gesellschaften. Einem Uebelstande begegnete dabei John, dem jedoch baldige Abhilfe wurde. In seinem etwas einseitigen Streben nach kaufmännischer Ausbildung und nach Erwerb hatte er nämlich die Cultivirung gesellschaftlicher Tugenden verabsäumt. Er hatte nicht tanzen gelernt, musikalisch war er gänzlich ungebildet geblieben, aus den Gesellschaften hatte er sich freiwillig verbannt. Dies Alles, wo er seine Braut in die große Welt einführen sollte, rächte sich jetzt. Wozu er jedoch selber nicht tauglich war, darin ergänzte ihn sein nächster, zehn Jahre jüngerer Verwandter Taylor, den er in sein Geschäft aufgenommen hatte und welcher sein ganzes Vertrauen besaß. Dieser tanzte auf den Bällen mit seiner Braut, oder gab mitunter auch einmal ihren Beschützer ab, so daß die junge Dame sich keineswegs wegen mangelnder Aufmerksamkeit zu beklagen hatte. Hörte dann zuweilen einmal Robertson in seiner Nähe in Bezug auf Braut und Vetter flüstern: „Ein stattliches Paar, ganz wie für einander geschaffen", so wurde deshalb Robertson keineswegs eifersüchtig, im Gegentheil freute er sich darüber, ein solches unwillkürliches Lob über Personen, die seinem Herzen so sehr nahe standen, zu vernehmen. Und wenn sich zeitweilig seine Braut seiner Gesellschaft in der feinen Welt entzog, was that es, da er doch die meiste Zeit, die er frei hatte, in ihrer Gesellschaft verlebte? Er pflegte dann öfters hinauszureiten auf das Land nach dem freundlichen Häuschen, in welchem Schwiegermutter und Braut zusammenwohnten. Wie heimisch fühlte er sich da, welche Ideen konnten hier ausgetauscht werden! Auf diese Weise verlebte Robertson glückliche Tage, von denen er früher keine Ahnung gehabt hatte; noch glücklichere standen ihm aber bevor durch seine in Aussicht genommene baldige Vermälung. Kein Glück bleibt jedoch auf die Dauer ungestört. Die hochbetagte Mutter Robertsons erkrankte plötzlich und starb nach kurzem Krankenlager. Dieses Ereigniß machte einen unerwarteten Strich durch die Rechnung. Die Hochzeit wurde bis auf Weiteres hinausgeschoben. Eine Geschäftsreise nach Europa, die Robertson gleich nach seiner Verehelichung in Begleitung seiner jungen Frau vorgehabt hatte, konnte nicht länger mehr

hinausgeschoben werden. Er kam deshalb zu dem Entschlusse, dieselbe allein vorzunehmen und seine Verheirathung erst später erfolgen zu lassen. Er überraschte mit diesem Entschlusse seine Braut und deren Mutter. Auf Letztere machte diese Mittheilung offenbar einen unangenehmen Eindruck.

„Wie", rief sie aus, „Sie wollen Ihr Geschäft, Ihre Braut auf Monate verlassen? Könnten Sie Ihre Reise nicht verschieben auf später, bis nach der Hochzeit? Es würde besser so sein, glauben Sie es mir."

„Ich habe einen guten Vertreter an meinem Vetter für mein Geschäft und für Bertha."

„An dem Vetter!" rief die Schwiegermutter in steigender Erregung aus. „Bedenken Sie, der Vetter kann und darf keinen Vertreter für den Bräutigam abgeben."

„Ich glaube gar", bemerkte Robertson in scherzhaftem Ton, „Sie sind in meinem Namen auf Taylor eifersüchtig. Nein, nein, ich habe ihn geprüft, er verdient mein vollständiges Vertrauen. Aber wenn er auch einen Angriff auf Berthas Tagend machen wollte", fuhr er in ausgelassener Weise fort, „wem würde es schaden? Niemandem, ihm jedoch nur nützen; denn sie würde ihm den Standpunkt dermaßen klar zu machen verstehen, daß er für seine ganze Lebzeit curirt sein würde."

Robertson hatte bei diesen Worten in die schönen Aurikelaugen seiner Braut gesehen, die seinen Blick so ruhig erwiederte, daß er im überwallenden Gefühle ausrief:

„Nein, nein, meine Braut ist reiner wie die Sonne; denn selbst diese ist nicht ohne Flecken, die jene nicht besitzt. Selbst Sie nicht, Frau Mutter, werden mich von diesem felsenfesten Glauben abzubringen vermögen."

Die Letztere antwortete nichts auf diese leidenschaftliche Auslassung. Das Gespräch drehte sich jetzt nur noch um die Vorbereitung zu der beabsichtigten weiten Reise.

Mehrere Wochen später befand sich Robertson zur See auf der Reise nach Europa. Sein geistiges Gesicht glich einem Januskopfe: er sah vorwärts nach den Dingen, die seiner warteten in dem ihm aus eigener Anschauung noch unbekannten Europa, dem Heimatland seiner Urahnen, dem wunderbaren Erdtheil, welchen er wegen überentwickelter Cultur dem Absterben entgegengehend wähnte. Neben seinen ihm bevorstehenden Berufsgeschäften war er begierig, in Europa die Ueberreste aus früheren Jahrhunderten, die alten Ritterburgen, die alten Dome, die Befestigungen der Städte, die alten Patrizierhäuser und überhaupt alles Dasjenige aus eigener Anschauung kennen zu lernen, woraus sich das neue Europa und auch sein Heimatland, Amerika, entwickelt hatte. Aber andererseits wandte sich sein Blick auch rückwärts, nach dem, was er daheim zurückgelassen hatte. Dann beschäftigte er sich im Geiste mit seiner Braut, ihr Bild, seine Unterhaltungen, alle kleinen Erlebnisse mit ihr rief er sich in die Erinnerung desto mehr zurück, je mehr er sich räumlich von ihr entfernte. Damit begnügte er sich jedoch nicht; er pflegte sich dann auch hinzusetzen, um in einem an sie gerichteten Schreiben, welches die Form eines Tagebuches besaß, seine Gedanken und Gefühle zu Papier zu bringen. Auf diese Weise verkürzte er sich die Seereise auf das Angenehmste.

In Europa angekommen, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als die

für seine Braut bestimmte Epistel abzusenden und alsdann mit gewohntem Eifer sich seiner geschäftlichen Thätigkeit hinzugeben. Die Antwort von seiner Braut ließ nicht lange auf sich warten. Aber wie verschieden war dieselbe von seinem Schreiben! Er war in seinen Expectorationen leidenschaftlich, ausführlich und lang gewesen, sie dagegen ruhig, klar und verhältnißmäßig kurz. Auch hierin erblickte er einen Vorzug seiner Braut. Er schämte sich fast seiner Unmännlichkeit, die ihn fortgerissen hatte zu leidenschaftlichen Ergüssen, während sie sich zu bemeistern verstanden und den Ausdruck ihrer Gefühle in gemessene Form zu bringen gewußt habe. Wie glücklich fühlte er sich von Neuem, Vorzüge an seiner künftigen Frau zu entdecken, die da ergänzend eintraten, wo er sich seiner eigenen Fehler und Schwächen bewußt war. Mit seinen Geschäften kam er auf das Beste von Statten, er hatte sie um mindestens vierzehn Tage früher erledigt, als er sich berechnet hatte. Diesen Umständ machte er sich zu einer Ueberraschung für seine Braut und auch für sein Geschäftspersonal zu Nutzen, indem er seine Rückkehr auf vierzehn Tage später, als sie in Wirklichkeit stattfand, anzeigte. Diesmal nur von den Flügeln der Hoffnung und der Liebe getragen, trat er seine Rückreise an. Sein Herz war so übervoll, daß er selbst nicht einmal etwas zu Papier zu bringen vermochte. Wozu hatte er dies auch nothwendig? Bald, bald, er zählte die Tage ab, hatte er ja Zeit genug, Alles viel besser mündlich mitzutheilen.

Er war in seinem Wohnort angekommen. Sein erster Gang galt seinem Geschäftslocal. Hier erwartete er seinen Vetter. Er wäre noch nicht in das Geschäft gekommen, wurde ihm auf seine Nachfrage berichtet. Dies berührte ihn unangenehm. Er, sein Vetter, durfte während seiner Abwesenheit nie unentschuldigt fehlen. Er wartete, doch mochte er nicht länger wärten. Er wurde unruhig, seine Gedanken waren nicht bei der Sache, und ohne den Geschäftsbericht seines Vetters entgegengenommen zu haben, entfernte er sich. Zu Hause angekommen, ließ er sein Pferd satteln, um auf demselben hinaus auf das Land zu ihr fortzutraben. Es war ein schöner Sommertag. Der wolkenlose, reine Himmel harmonirte sehr wohl mit seinem Innern. Die Wolke, die vorhin seine Seele verdüsterte, hatte sich rasch verzogen. Der Gedanke, ihr jetzt entgegenzueilen, hatte alle sonstigen Gedanken und Empfindungen in ihm verdrängt. Er führte sich vor die Seele, wie er sie überraschen würde in ihrer stillen Häuslichkeit im Hauskleid, im Negligée vielleicht, wie er ihr den in Europa gekauften kostbaren Schmuck vorlegen werde mit dem Bedeuten, daß sie ihn in kürzester Zeit, wenn er sie zum Traualtar führe, tragen werde; wie dann die Mutter hinzutreten und große Augen machen und ihr Bedenken ausdrücken werde, wie Alles in so kurzer Zeit zu Stande gebracht werden könne; wie er aber alle Bedenken zurückschlagen werde unter Hinweis darauf, daß an dem Brautkleid Tag und Nacht gearbeitet werde, und bereits Alles geordnet sei in seiner Häuslichkeit zur gastlichsten Aufnahme der junge Frau, wie dann Mutter und Tochter, kampfunfähig gemacht, sich willenlos in Alles fügen, und zu Allem ja sagen würden. Er mußte unwillkürlich über sich selbst lächeln wegen seines wohlausgedachten Schlachtplanes, dessen Gelingen ihm unzweifelhaft erschien. Im Dorfe beim Wirthshause angekommen, schwang er sich von seinem Pferde und über

gab dasselbe dem bereitstehenden Hausknecht mit der nöthigen Weisung zur Aufbewahrung. Alsdann eilte er auf einem Umwege durch eine Hinterthür in das nette Häuschen seiner Braut. Er flog mit der Behendigkeit eines zwanzigjährigen Jünglings die Treppe hinauf nach dem wohlbekannten Stübchen, in welches er, ohne anzuklopfen, eintrat; aber in der nämlichen Minute war er wieder herausgetreten, und die Thür schließend stolperte er mehr, als er ging, gesenkten Hauptes, als wenn er um Jahrzehnte gealtert wäre, die Treppe herunter. Von da aus eilte er auf kürzestem Wege nach dem Wirthshause, ließ sich daselbst rasch sein Pferd vorführen und jagte auf demselben, wie wenn es hinter ihm brennte, hinaus aus dem Ort. Was hatte diese plötzliche Situationsveränderung hervorgebracht? Lag sie todtkrank und war er fortgeeilt, die Hilfe eines Arztes herbeizurufen? War sie entflohen und wollte er ihr nacheilen? Nichts von alle dem! Als er in ihr Zimmer trat, hatte er sie ausnehmend wohl und munter angetroffen, in den Armen seines Vetters Taylor. Ein leichter Schrei, und sie umschlang leidenschaftlich des Letzteren Hals, ihn fest an sich drückend, gleichsam um sich des Buhlen zu vergewissern gegen den verhaßten Bräutigam. Dieser stand, einer Bildsäule gleichend, sprachlos und unbeweglich. Dann wandte er sich zum Gehen.

Nach einer schlaflos zugebrachten Nacht suchte Robertson den andern Tag sein Geschäftslocal wieder auf. Taylor hatte sich nicht wieder blicken lassen, weshalb Robertson nach ihm schickte. Der Bote kam jedoch mit der Antwort zurück, daß der Hauswirth Taylors bemerkt habe, daß derselbe noch gestern Abend, den getroffenen Vorbereitungen nach zu schließen, eine längere Reise angetreten habe. Diese Nachricht wurde später durch eine andere dahin ergänzt, daß Taylor mit Bertha Bright, man wisse nicht wohin, entflohen sei. Robertson ließ den Taylor übergebenen Eisenschrank öffnen; beim Revidiren von dessen Inhalt fand sich ein bedeutendes Deficit von Werthobjecten vor. Er war von dem Menschen, dem er dasjenige, was ihm am meisten lieb und werth war, sorglos anvertraut hatte, betrogen und bestohlen worden!

Ein langes Schreiben von Frau Bright gelangte noch in den Besitz von Robertson, worin dieselbe hoch und theuer ihre Unschuld an der Treulosigkeit ihrer Tochter versicherte und schließlich zu verstehen gab, daß Robertson selbst einen Theil der Schuld trage, indem er ihre Warnung unbeachtet gelassen und unvorsichtiger Weise Taylor ihre unerfahrene Tochter während seiner längeren Abwesenheit vom Hause anvertraut habe. Robertson war nicht in der Stimmung, diesen Brief einer Antwort zu würdigen, und mißachtete ihn überhaupt so sehr, daß er ihn einfach in den Papierkorb wandern ließ. Ebenso wenig dachte er daran, dem treulosen Paare nachsetzen zu lassen und stellte sich überhaupt der Welt gegenüber auf den Standpunkt, als wenn ihm nicht die geringste Widerwärtigkeit begegnet sei. Jedermann würdigte aber auch die Lage, in der sich befand, und Niemand wagte es, ihm durch die geringste Andeutung der ihm gewordenen großen Unbill wehe zu thun.

XII.

Eine Reihe von Jahren war verflossen. Robertsons jugendlicher Traum war in Erfüllung gegangen. Er befrachtete Schiffe, die seine Waaren in die fernsten Weltgegenden trugen, um von daher ihm wiederum Fabrikate und Bodenerzeugnisse zuzuführen. Er war ein ebenso reicher wie hochangesehener Mann geworden, sein Credit war über alle Zweifel erhaben. Mann buhlte um seine Gunst. Kleinhändler und Handwerker schätzten es als einen ganz besonderen Vorzug, sich seine Lieferanten nennen zu dürfen. Und dennoch hatte er dem Glück nicht nachgejagt, sondern im Gegentheil, wie eine spröde Schöne ihre Gunst öfters demjenigen zutheilt, welcher sie nicht sucht, so hatte das Glück ihn aufgesucht. Dies ging in der folgenden Weise zu. Als die uns bekannte Wendung in Robertsons Leben eingetreten war, hatte er nur daran gedacht, das Vorausgegangene zu vergessen. Beschäftigung, deren er ohnedies gewohnt war, erschien ihm zu diesem Zwecke das geeignetste Mittel. Er arbeitete, er arbeitete viel, mit Anstrengung seiner ganzen Geisteskräfte, nicht um Schätze aufzuhäufen, sondern um seine Gedanken von der Vergangenheit abzuwenden, um zu vergessen. Wenn er dann des Nachts sich auf sein Lager hinstreckte, dann that ihm der Schlaf wohl, doppelt wohl, denn er war nach der vorausgegangenen Anstrengung ein traumloser und fester, sein Zweck, Alles zu vergessen, war dann vollständig erreicht.

Auf diese Weise hatte er lange fortgelebt, bis ihn eines Tages der Zufall in seine spätere, damals in Folge des Ablebens des Besitzers zum Verkauf stehenden Villa führte. Diese war dem Zwecke des früheren Besitzers, eines gewaltigen Nimrods, entsprechend als Jagdschloß erbaut. Bei dieser Gelegenheit führte ihn sein Weg zum Walde auf die bereits bekannte Stelle, welche Robertson als seinen Lieblingsaufenthalt bezeichnet hatte. Merkwürdig, daß dieser Ort den gewaltigsten Eindruck auf das Gemüth des trockenen Verstandesmenschen, der mit der Welt ganz und gar abgeschlossen zu haben schien, hervorbrachte. Längst zum Schlaf gebrachte Phantasien aus seiner Kinderzeit waren auf einmal in ihm wieder rege geworden. Er erinnerte sich, wie er einmal Sonntags als ein Kind von kaum sechs Jahren mit seinen Eltern an einem schönen Maienmorgen aus den eintönigen staubigen Straßen der Stadt herausgegangen war nach dem nahe gelegenen Walde, und sie Halt gemacht hatten an einem Orte, der jetzt nach vielen Jahren hierher gezaubert erschien.

Sein kindliches Gemüth war erfüllt gewesen von der Herrlichkeit von Gottes schöner Natur. Als einmal ein Reh sich blicken ließ, das scheu sich gleich wieder zurückzog beim Anblick der ungeladenen fremden Gäste, da kam es ihm vor, als wenn er in einen Zaubergarten versetzt worden sei. Seit dieser Zeit wollte ihm der Wald nicht wieder aus dem Sinn kommen, er bevölkerte ihn mit Geschöpfen seiner Einbildungskraft, und wenn er des Nachts recht lebhaft geträumt hatte, so war es sicherlich von dem Walde gewesen. Als er größer wurde, lief er öfters allein in den Wald, ohne jemals die Stelle mit der Felsenschlucht und der sich ergießenden Quelle zu vergessen. Dann schwärmte er so süß und baute sich eine neue Welt auf in diesem Walde, die schöner und herrlicher war als die wirkliche.

Warum die Menschen sich des Waldes entfremdet hatten? Er wußte

hierauf keine andere Antwort zu geben, als daß es hatte so sein sollen, nachdem das erste Menschenpaar sich unwürdig gezeigt hatte, in der schönsten Waldgegend, in dem Paradies zu leben und auf den Befehl Gottes aus demselben vertrieben worden war. Auf diese Weise erging sich Robertson jahrelang in Träumereien, bis dieselben sich vor der gebieterischen Wirklichkeit mehr und mehr und zuletzt ganz und gar verloren. Wie ein lebhafter Träumer das Längstvergangene sich mit der Gegenwart verbindet und das Zwischenliegende ganz und gar außer Acht läßt, einen so lebhaften Eindruck erregte das Längstvergangene jetzt auf Robertsons Gemüth, daß er zu dem Entschlusse kam, den Wald mit dem Jagdschloß anzukaufen, um in demselben von jetzt an seine Wohnung aufzuschlagen. Der Handel kam rasch zu Stande. Bevor er jedoch seine Wohnung bezog, war es ihm darum zu thun, dieselbe in seiner Weise gänzlich umzugestalten. Er war kein Jagdliebhaber wie sein Vorgänger, er war sogar das Gegentheil davon. Er hatte von Kindheit an kein Thier zu tödten vermocht, mit der Zeit entsagte er sogar der Fleischkost und wandte sich dem Vegetarismus zu. Die in dem Jagdschlosse angebrachten Geweihe von Hirschen und Rehen, Trophäen von Körpertheilen getödteter Thiere, konnten ihn nur traurig stimmen. Alles, was an die Jagd erinnerte, wurde daher aus dem Jadschlosse entfernt, und demselben ein ganz anderes Gepräge, nämlich dem einer idyllischen Villa aufgedrückt. Um diese Villa herum wurden Gartenanlagen geschaffen, aus welcher sauber gehaltene Wege in den nach allen Regeln der Forstwissenschaft cultuvirten Wald führten. Aber gleichsam um seinen Besitz vor Entweihung zu schützen, hatte Robertson dieselbe durch eine hohe Mauer einschließen lassen. Somit trug sie ganz den Charakter ihres Herrn: sie war friedlich-idyllischen, aber dabei verschlossenen Gemüths.

Unter seinen Augen und theilweise unter seiner eigenen Leitung war Robertsons Schöpfung entstanden. Sein geistiger Blick, bisher fast nur auf den Erwerb gerichtet, hatte sich der Natur, damit aber auch der Kunst zugewendet. Sein reger Geist blieb jedoch bei der ruhigen Betrachtung nicht stehen, er wollte eindringen in das Wesen der Natur. Er fing an fleißig zu studiren. Er beschäftigte sich mit der Frage nach der Entstehung der Erde und dessen, was sie in ihren Eingeweiden birgt. Er suchte sich Kunde zu schaffen über die Pflanzenwelt, und gelangte schließlich in das vielgestaltige Reich der Thiere. Nicht nur aus Büchern, sondern auch aus eigener Beobachtung kam er zu ganz erstaunten Resultaten, welche ihm die Welt in ganz neuem Lichte erscheinen ließ. Die Thiere, von dem frühern Besitzer des Landgutes verfolgt und deshalb von ihnen gefürchtet, kamen jetzt zutraulich zu ihm heran. Die Vögel, denen er, ehe er sich zu Tische setzte, ihr Futter vorstreute, belohnten ihn dafür mit ihren munteren Gesängen. Seinen treuen Begleiter, einen Bernhardinerhund, bestraft er niemals wegen einer Unart. Das kluge Thier verbesserte seine Fehler, wenn es aus den Blicken seines Herrn dessen Unzufriedenheit gewahr wurde. Auf diese Weise hatte der Sonderling sein Herz der Natur und namentlich der Thierwelt zugewendet, und sich in gleichem Maße den Menschen abgewendet, die er für Geschöpfe ansah, mit denen man sich lediglich aus Klugheitsrücksichten so gut wie möglich vertragen müsse.

Er vergaß dabei nur das Eine, daß die Kenntnisse, die er sich ge-

sammelt, so weit sie nicht aus eigener Wahrnehmung herrührten, ihm von Menschen zu Theil geworden waren, die gewissermaßen mit für ihn gedacht hatten, und daß ferner Menschen es waren, die für ihn mit arbeiteten und somit von lästigen Sorgen befreiten, und in die behagliche Lage gebracht hatten, in der er sich jetzt befand. Im Uebrigen hatten die neueren Verhältnisse, in welche Robertson gekommen war, seinem Geist und Gemüth eine andere Richtung gegeben. Er wußte selber nicht, wie ihm geschehen war, das Leben hatte sich ihm viel reicher und schöner entfaltet. Seine Thätigkeit theile sich zwischen seinen Berufsgeschäften und seinem mit Naturgenuß verbundenen Studium. Auf diese Weise lebte er einsam aber stillbeglückt, bis zu dem Ereignisse, wo ihn Stern aus Lebensgefahr errettete. Anfänglich kam ihm der Gedanke, seinen Lebensretter durch ein reiches Geschenk zu belohnen, weil es ihm unerträglich dünkte, einem Menschen so schwer verschuldet zu bleiben. Aber diesem Manne, das sah er bald ein, war auf diese Weise nicht beizukommen. Hatte es schon vorher bei seinem Engagement, als ihm Stern einen flüchtigen Abriß von seiner Vergangenheit gab, seine Verwunderung erregt, daß derselbe uneigennützig, für eine bloße Idee, sein ganzes Lebensglück auf das Spiel gesetzt hatte, so gerieth er jetzt darüber in Erstaunen, daß Stern sein Leben zu seiner, des Fremden, Lebensrettung in die Schanze zu schlagen vermochte, ohne dafür nur einen Dank in Anspruch nehmen zu wollen, gleichsam wie wenn das so etwas ganz Selbstverständliches gewesen wäre. Ein solcher Mensch war ihm noch nie in seinem Leben vorgekommen, er fühlte, daß er ihm überlegen war. Aber diese Ueberlegenheit war ihm keine Drückung, im Gegentheil sie war ihm eine wohlthuende, denn er hatte einmal eine menschliche Seele gefunden, auf die er hinaufschauen konnte als auf ein Ideal. Hier galt es das Herz zu öffnen und Freundschaft, Liebe und Vertrauen entgegenzutragen.

O, wie that das seinem jahrelang verschlossenen Herzen so wohl! Wie fand er sich zurückversetzt in seine Jugendjahre, wo er, fröhlichen Muthes, den Drang fühlte, des ganze Menschengeschlecht zu umarmen. Wir wissen bereits, wie schnell die beiden Männer Freundschaft schlossen, und wie namentlich der Aeltere gar nicht mehr ohne den Jüngeren zu leben vermochte. Robertson, sonst so mißtrauisch gegen Jedermann, schenkte jetzt Stern unbedingtes Vertrauen. Er führte ihn in alle seine Geschäftsgeheimnisse ein und legte vertrauensvoll Hab und Gut in seine Hände. Er hatte durch Stern das Vertrauen zur Menschheit wieder gewonnen, aber derselbe blieb das Medium, durch welches er mit den Menschen verkehrte. Er überließ es Stern, die Beamten in dem Geschäft anzustellen. Wem er den Vorzug schenkte, der war auch ihm der rechte Mann. Noch mehr! Er sah es gern, wenn Stern auf der vereinsammten Villa gute Freunde um sich versammelte. Dann trat er zuweilen aus seinem Cabinet heraus mitten unter dieselben hinein. Er ihren Blicken und Mienen bemerkte er alsdann, welche Aufmerksam und Ehrerbietung sie ihm schenkten. Er mischte sich dann öfters in l oft mit Hitze geführte Gespräch über öffentliche oder wissenschaftli Angelegenheiten, und er hatte dann die Genugthuung, daß sein W mit Aufmerksamkeit angehört und wohl erwogen wurde.

Auf diese Weise lebte Robertson mit Stern jahrelang dahin. E gegenseitig belehrend, ergänzten sie sich. Wurde der Realismus b

Aeltern von dem Idealismus des Jüngern emporgehoben und vergeistigt, so wurde umgekehrt der Idealismus des Jüngern von dem Aeltern zurückgeführt in nutzbringende praktische Bahnen.

XIII.

Robertson hatte sich mit der Zeit von den Geschäften mehr und mehr zurückgezogen. Deshalb hatte jedoch sein Thätigkeitstrieb seine Spannkraft keineswegs verloren, denn er hatte sich nur dem praktischen Leben ab- und dem Studium zugewendet. Dazu war ihm jedoch Stern unentbehrlich geworden, weshalb er es gern sah, wenn dieser sich nicht allzuviel mit den Geschäft befaßte und sich dafür mehr seiner Gesellschaft widmete.

Wenn es die Jahreszeit und die Witterung erlaubte, so brachte Robertson seine Zeit in der Regel im Freien zu. Dann pflegte er vorzugsweise bis zu einbrechender Dunkelheit sich in der Grotte, seinem Lieblingsaufenthalte, niederlassend, seinen Gedanken freie Audienz zu geben. Eines Abends, es war im Spätsommer, fanden ihn Gartenarbeiter bewußtlos liegen. Es hatte ihn der Schlag getroffen. Er wurde in sein Cabinet gebracht, das Bewußtsein kehrte bald zurück, der herbeigerufene Arzt erklärte jedoch, daß Ruhe unbedingt zur Herbeiführung einer gründlichen Besserung erforderlich sei.

Die Tage wurden kürzer und die Witterung rauher. Wie wohl that es jetzt Robertson in seinem wohldurchheizten Cabinet, Tag und Nacht von theilnehmenden Menschen umgeben zu sein. Saß Stern nicht bei ihm, so leistete Müller oder der alte Diener oder eine sonstige treue Seele, die in freundschaftlichem oder dienendem Verhältniß zu dem Patienten standen, Gesellschaft. Mochten die Schneeflocken an die Fenster schlagen, mochte es draußen trüb und dunkel sein, in seinem Herzen war es warm, in seiner Seele war es licht, wie nie zuvor in seinem Leben. Ausgesöhnt mit der Menschheit lebte er in heiterer Seelenruhe glücklich dahin, den einen Tag wie den andern. Als aber die Tage wieder anfingen den Nächten den Raum streitig zu machen, und als der Winter mehr und mehr von seiner Strenge verlor und Stern seinem Freund die freie Natur im holden Frühlingsschmuck, die er nun bald wieder betreten werde, in der Perspective zeigen wollte, da schüttelte dieser ungläubig das Haupt, indem er bemerkte:

„Als ich zum letzten Male, draußen im Freien in der Grotte verweilend, über das Räthsel des Lebens nachgrübelte, da fand ich mit einem Mal meinen Geist gleichsam losgelöst von allen irdischen Beziehungen. Das ist der raum- und zeitlose Zustand der Ewigkeit, sagte ich mir. Der Gedanke war so mächtig, daß er mich überwältigte und zu Boden schlug. Zu Hause angelangt, kam ich wieder zu mir selbst, aber nicht wieder zu meinen früheren Beziehungen zu der Außenwelt. Nichtsdestoweniger habe ich mich seitdem niemals in meinem Leben so wohl, so zufrieden, so glücklich gefühlt. Ich fühle, daß mein Geist sich mehr und mehr loslöst vom Körper, und daß die Natur in ihrem Frühlingsschmucke mich niemals wieder anlächeln wird."

So wie Robertson vorausgesagt hatte, so geschah es. Noch ehe der Winter zu Ende ging, entschlummerte der Hochbetagte eines Tages sanft und ruhig in den Armen seiner Getreuen mit einem Lächeln in dem

verklärten Angesicht. Seinem Wunsche gemäß wurde Robertsons entseelter Körper in der Grotte, seinem Lieblingsaufenthalte, zur Erde bestattet.

Robertson hatte außer seinem gänzlich verschollenen, treulosen Vetter Taylor keine nahen Verwandten. Er hatte in Folge dessen Stern zu seinem Universalerben eingesetzt. Dieser hatte die Verwaltung der Hinterlassenschaft im Geiste des Erblassers fortgeführt, bis zu der Zeit, als Schröder auftauchte und ihm Kunde brachte von seiner längst als todt betrauerten Frau. Es ließ Stern keine Ruhe, Schröder zu beauftragen, seinem ersten Brief an dessen Schwester bald einen zweiten, der sich bestimmter und deutlicher ausdrückte, folgen zu lassen. Aber ohne erst Antwort auf den ersten Brief abzuwarten, machte sich Stern auf zu der weiten Reise nach Deutschland. Glücklich kam er in dem Wohnorte seiner Frau an, und bald war diese aufgefunden. So stand er mit einem Male wieder nach vieljähriger Trennung seiner trauten Gattin gegenüber. Die Zeit war allerdings nicht spurlos an ihr vorübergegangen: ihre Formen waren eckiger geworden, die ehemalige Jugendfrische ihres Teints war nicht makellos rein geblieben, in ihrem rabenschwarzen Haar hatten sich weiße Sprößlinge eingenistet, aber in ihrem dunkeln Auge, dem Spiegel der Seele, loderte noch das alte Feuer, ganz so wie vor Jahrzehnten. Und mit gleicher leidenschaftlicher Liebe wie ehedem lagen sich jetzt wieder die beiden Ehegatten in den Armen.

Stern war begierig, die großen politischen Veränderungen, die während seiner Abwesenheit sich in Mitteleuropa zugetragen hatten, an Ort und Stelle kennen zu lernen. Er durchreiste demzufolge mit seiner Gattin Deutschland, Oesterreich, Italien und Frankreich. Aber die Eindrücke, die er daselbst gewonnen, waren ihm keineswegs befriedigende. Was insbesondere Deutschland anlangte — doch wollen wir nicht weitläufig werden, und uns auf die Bemerkung beschränken, daß er seine alten Freunde, soweit er sie überhaupt noch am Leben antraf, größtentheils so verändert fand, daß er sie kaum wieder erkannte. Denn nicht nur, daß ihr Haar sich verfärbt hatte, auch ihr Herzblut schien eine andere Farbe angenommen zu haben, sie, mit denen er früher sich so gut verstanden hatte, redeten jetzt eine Sprache, für welche er kein Verständniß besaß. Demzufolge trug er kein Verlangen darnach, länger in Europa zu verbleiben: er sehnte sich zurück nach seiner heimischen Villa, wo er wieder frei aufathmen, denken und sprechen konnte. Auch seine Gattin fühlte sich nicht zurückgehalten. Nachdem sie ihre Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, folgte sie ihrem Gatten nach Amerika, dessen neuer Heimat. Daselbst angekommen, übertrug Stern die Leitung seines Geschäfts Müller und Schröder versuchsweise, um nachdem er die Ueberzeugung würde gewonnen haben, daß es in seinem und Robertsons Geist fortgeführt werde, es alsdann diesen beiden Männern gänzlich abzutreten. Er aber gab sich wieder wie früher in Deutschland de Studium und seinen literarischen Arbeiten hin, unterstützt verständni innig von seiner treuen Gattin. Er hatte durch Robertson das Glü einer geregelten Thätigkeit kennen gelernt und die Ueberzeugung gewo nen, daß die Geschichte keine Sprünge macht, und daß die Aussa des Wahren und Guten endlich einmal ihre Früchte trägt, wenn au erst in später Zeit bei den kommenden Geschlechtern.

Ein Stündchen beim lieben Herrgott.

Von Richard von Hartwig.

Mitternacht war bereits vorüber, tiefe Stille lag auf den Straßen und Gassen der Stadt, aus denen des Tages laute Geschäftigkeit entflohen war, und über welchen der Mond vom sternenbeglänzten Nachthimmel nun seinen Silberschein herniedergoß. Alles schien in Schlummer und friedliche Ruhe gehüllt. Nur über ein noch erleuchtetes Dachfensterchen mochte der Mond wohl seine Verwunderung haben, und neugierig blickte er in das ärmliche Kämmerchen hinein. Einige Bücher und Schreibgeräthe, so wie der Rest eines spärlichen Abendessens bedeckten den an der einen Wand stehenden Tisch, darauf eine Lampe brannte; an der Wand gegenüber ein Bett und einige einfache Stühle, das bildete die ganze Einrichtung des kleinen Kämmerchens.

Am Fenster, vom Mondlicht umflossen, saß ein junger Mann. Er blickte gedankenvoll vor sich hin; aber es schienen nicht gerade die freundlichsten Gedanken zu sein, die seine Seele erfüllten; denn tief aufathmend entrang sich ein Seufzer seiner Brust. Ach! der junge Dichter, denn ein solcher war es ja, hatte gewiß auch Ursache zu seufzen, wie oftmals schon hatte er es bitter empfunden, daß sein Urahn einst die Theilung der Welt verträumt, daß er:

„Von Himmelsschönheit ganz berauscht,
Dafür das Irdische verlor."

Wieder seufzte er tief auf und blickte empor zum sternengeschmückten Himmelszelt, wo kleine weiße Wölkchen an des Mondes leuchtendem Angesicht vorüberzogen.

Ja! ja! Das Irdische, es war verloren, aber hatte nicht Zeus zum Trost dafür versprochen:

„Du kannst in meinem Himmel mit mir leben,
So oft Du kommst, er soll Dir offen sein!"

Und wie er so träumend hinausblickte in die schönheitleuchtende Unendlichkeit, da war es ihm plötzlich, als sei alles irdische Leid aus seiner Seele entschwunden; wie von unsichtbaren Schwingen fühlte er sich emporgetragen zu des Himmels sternenbeglänzten Gefilden, tiefer und tiefer unter ihm entschwand die Erde, bis sie in weiter Ferne wie ein matt leuchtender Stern am Himmel neben den übrigen Sternen erschien.

Plötzlich sah er vor sich ein großes goldenes Thor. Dasselbe war

jedoch geschlossen. Zu einem Seitenfensterchen steckte indeß ein Mann den Kopf hindurch, gewiß der Pförtner, der den wenn auch lautlos angekommenen Dichter bereits bemerkt hatte.

Herrgott! Das ist ja der leibhaftige Petruskopf des Leonardo da Vinci! dachte der Dichter im Innern, da wäre ich wohl gar an der Himmelspforte angelangt?

„Was willst Du hier?" fragte indem ziemlich barsch der Mann mit dem Petruskopf. „Hier ist kein Eintritt für Müssiggänger jeder Art! Wer bist Du?"

„Ich bin ein Dichter", erwiederte schüchtern der Gefragte.

„Ein Dichter bist Du? ah! so, so! das ändert die Sache", entgegnete plötzlich in freundlichstem Ton der Mann, „den Dichtern hat Zeus einen Passepartout zum Himmel verliehen."

„Wie? thront denn Zeus noch auf dem Olymp?" fragte erstaunt der Dichter.

„Nun, meinst Du denn, der Ewige würde daran vergehen, daß es Euch Menschlein eingefallen ist, ihm einen andern Namen beizulegen?" erwiederte Petrus lachend. „Doch tritt nur ein!" Und alsbald öffnete sich lautlos das goldene Himmelsthor und der Dichter trat über die Schwelle.

Da sah er vor sich, thronend auf hocherhabenem Sitz, in göttlicher Majestät den allmächtigen Herrscher der Welt; das Scepter der Weltregierung in der einen Hand, in der andern den flammenden Blitz, so saß er da, und voll göttlicher Milde strahlte sein Blick über das vor ihm ausgebreitete All.

Erhabene Schauer erfüllten des Dichters Seele, als er sich so plötzlich dem olymbischen Zeus gegenüber befand.

Dem Allmächtigen, der in die Herzen blickt, war dies nicht entgangen. Lächelnd winkte er demselben näher zu treten. „Sei mir willkommen hier in meinem Himmel", sagte er freundlich, und sich zu dem an den Stufen des Thrones niedersinkenden Dichter herabbeugend, reichte er ihm die Hand, ihn sanft zu sich emporziehend.

„Nun?" sprach er, „wunderst Du Dich, daß die Paar tausend Jahre mich so gar nicht verändert haben? Der Phidias hat mich gut getroffen, nicht wahr? war auch oft bei mir zum Besuch als einer meiner besondern Lieblinge, ist nun auch dafür zu den himmlichen Heerschaaren versetzt. Du findest dieselben aber leider gerade nicht anwesend, sie sind im siebenten Himmel, wo zum Gedächtniß der Hedschra, Mohamed ein großes Fest veranstaltet hat. Das schadet aber nichts, ich wollte gerade einen kleinen Spaziergang in den Garten machen, mich von den Geschäften der Weltregierung etwas zu erholen, dahin kannst Du mich begleiten; ich werde Dir meine Blumen zeigen." Damit stieg der Herr Scepter und Blitz aus der Hand legend, von seinem Thron. „Petrus rief er dem Pförtner zu, „sieh nur inzwischen ein wenig nach dem W tenlauf!" und damit nahm er den Dichter bei der Hand und wandte s der nahe gelegenen Gartenthür zu.

Erwartungsvoll schritt der Dichter zur Seite des Herrn durch d Pforte. Da sah er einen weiten Raum sich ausdehnen, wo Beet v Beet mit fast peinlicher Regelmäßigkeit abgegrenzt war, und lan Reihen von Bäumen sich längs der an den Beeten hinführend

Wege hinzogen. Aber wie groß war sein Erstaunen als er statt der erwarteten Himmelsblumen die alltäglichsten irdischen Gewächse hier gewahrte. Große kopfähnliche Gebilde zeigten sich bei genauerer Betrachtung als die verschiedensten Sorten irdischen Kohls, auf anderen Beeten ließ das gelbe Korn die reifen Aehren schwer herniederhängen, an großen Spalieren rankten sich Bohnen und Erbsen lustig empor, und auf einem der größten Beete, das von Weitem in weißem Blütenschnee prangte, erkannte er, näherkommend, statt der endlich erhofften Himmelsblumen sogar nur das blühende Kraut der Kartoffel. Auch die Bäume, die sich längs der Wege hinzogen, ganz wie er es auf Erden bei den Chausseen sonst gesehen, oder als Grenze zwischen den Feldern benachbarter Landleute, ergaben sich als einfache Pflaumen-, Kirsch- oder sonstige Obstbäume.

Verwundert schüttelte der Dichter den Kopf: „Merkwürdig! Merkwürdig!" dachte er, „das ist ja der reine Obst- und Gemüsegarten."

Der Herr, dem diese Gedanken nicht verborgen waren, lächelte und sagte: „Das hättest Du hier im Himmel wohl nicht vermuthet? Was Du hier wachsen siehst, das sind die rein praktischen, nützlichen Ideen, die die Seele der meisten Menschen erfüllen. Blumen sind es freilich nicht, die nur ihrer Schönheit willen gepflegt werden, es kommt hier mehr auf die nützlichen Früchte an, als auf der Blüten Farbenpracht und Duft. Ihr Künstler blickt zwar oft verächtlich auf dies hausbackene Gewächs hin, doch eigentlich mit Unrecht. Wären die praktischen Ideen nicht mit ihren Früchten, es würde niemand geben, der die Blumen nur ihrer Schönheit halber zu pflegen vermöchte."

Währenddem waren sie vor eine andere Pforte gelangt, die von Weinreben dicht umrankt war, und aus dem dichten Blätterreich schimmerten verlockend die herrlichsten Trauben hervor.

„Hier, wo die Traube wächst, ist die Grenze der realen Ideen. Es führt der Wein aus dem Reich des Realen hinüber in der Schönheit unvergänglich Reich, in das der Ideale, der reinen Ideen." Dies sagend hatte der Herr eine Traube gepflückt, und den Saft in eine von unsichtbarer Hand gehaltene Schale drückend, gebot er dem Dichter: „Trinke! sein Genuß verleiht Empfänglichkeit, trinke! auf daß er Dich hinüberleite in das Reich der reinen Ideen."

Der Dichter that wie ihm geheißen, und dann, von dem Herrn geführt, trat er durch die weinumrankte Pforte.

Da that sich vor seinen Blicken ein Garten auf von so wunderbarer Schönheit, wie er ihn noch nie gesehen. Hellleuchtend wand sich der Pfad vorüber an blühenden Hecken und schimmernden Beeten. Blumen an Blumen sah er hier blühen in unendlicher Fülle und Mannigfaltigkeit. Die lieblichsten, wunderholdesten Gebilde, wie sie sein Auge noch nie gesehen, andere wieder schienen ihm bereits von Erden her bekannt, nur weit schöner, vollendeter und größer, und ein so berauschender Duft entströmte der prangenden Blumenfülle, daß der Dichter schönheitstrunken, wie bewältigt stehen blieb.

„Nun, wie gefallen Dir meine Blumen?" fragte der Herr, „hier in der Schönheit unvergänglichem Reich, da kommt es weniger auf die nützlichen Früchte an; die Schönheit allein verleiht ihnen schon den Werth. Dies sind die Ideen, die in der Seele des Menschen erblühen,

die des Herzens Empfindung erwecken und es erfüllen mit heiliger Begeisterung; hier keimen die Ideen, durch welche die Herren des Geistes die Menschheit überraschen, die Ideen, die weltumgestaltend ganze Geschlechter, ja Völker erfassen, mit sich fortreißen und ihren berauschenden Duft verbreiten oft über Jahrhunderte hinaus. Hier ist ihre Heimat, hier wachsen und gedeihen sie unter meiner Pflege; aber nur wenigen der Sterblichen ist es vergönnt, ihren Ursprung bis hierher zu verfolgen."

Bewundernd lauschte der Dichter diesen Worten, da trafen Klänge an sein Ohr, so süß und wunderhold, von so hinreißender Gewalt, herzberauschend, sinnbestrickend, daß seine Seele bis in das Innerste erbebte.

Der Herr lächelte. Du hast ein gutes Ohr; das ist die Sphärenmusik, sie tönt weit von hier aus dem siebenten Himmel, wo, wie ich Dir schon sagte, die himmlischen Heerschaaren heute weilen. Auf Erden ist es nur meinen auserkornen Lieblingen vergönnt, die Musik der Sphären zu vernehmen. Hier blicke nur hindurch, dort kannst Du gerade einen derselben sehen", und damit reichte er dem Dichter einen hellleuchtenden Crystall.

Derselbe that wie ihm geheißen. Da lagen vor ihm der Erde weite Gefilde. Nacht hatte ihre dunklen Fittige über dieselbe gebreitet und in friedlicher Stille schien Alles zu ruhen nach des Tages Last und Arbeit. Da blieb sein Auge auf einer etwas helleren Gegend haften, und wie er genau hinsah, da erkannte er die durch Laternen erleuchtete Residenz, in welcher er selber wohnte, und verwundert streifte sein Auge durch die Straßen. Nirgends war Licht mehr zu sehen, Alles schien in tiefem Schlaf zu liegen. Nur ganz weit in der Vorstadt gewahrte er noch ein erleuchtetes Fenster. Er blickte hinein, da saß in einem einfachen Zimmer, vom Mondlicht übergossen an seinem Instrument ein junger Mann. Halbbeschriebene Notenblätter lagen um ihn herum, und während die Hände über die Tasten hinglitten, blickte er wie in innerer Verzückung zum hellen Sternenhimmel empor.

„Herr Gott!" rief der Dichter, „das ist ja —"

„Pst! Pst!" sagte der Herr mit erhobenem Finger, „keinen Namen! Du würdest ihn stören. Aber wenn Du diese Klänge einmal auf Erden vernimmst, dann denke an jenen Augenblick, in dem sie entstanden."

Sinnend schritt der Dichter zur Seite des Herrn weiter, vorüber an den Beeten mit ihrer duftenden, farbenprangenden Schönheit, daß sich das Auge nicht satt daran sehen konnte.

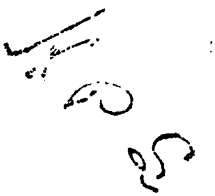
Da erblickte er plötzlich auf einer kleinen Anhöhe, all die andere Blumenpracht weit überragend, einen Strauch von seltsamer Erscheinung, wie ein lichter Glanz schwebt es über demselben. Seltsam geschnittene Blätter von tief dunkelgrüner Färbung schmückten den Strauch in üppigster Fülle, und aus dieser dunkelgrünen Blätterpracht wuchsen an demselben Strauch drei Blüten hervor von so wunderbarer Schönheit, daß das Auge wie geblendet daran haften blieb.

Einer Sonnenblume gleich erschien die Eine; doch größer, schöner und strahlend, als blickte man in der Sonne Angesicht.

Wie eine Aster erschien die Andere, ernst und mild; doch als hätten sich die Sterne der Nacht in den Kelch der Blume gesenkt, so leuchtete es daraus hervor.

Ein Bild der Unschuld.

Nach einer Originalzeichnung von Richard Helmert.



Einer Rose glich die Dritte; doch lieblicher anzuschauen, als das Morgenroth, das im Osten emporblüht am Firmament.

Betroffen stand der Dichter, ganz versunken in diesen Anblick. „Herrlich! herrlich!“ sprach er leise vor sich hin.

„Religiositas“, sagte feierlich der Herr, „so heißt der Strauch.“

„Religiositas?“ fragte erstaunt der Dichter, „und die drei Blüten?“

„Drei Blüten sind es an demselben Strauch“, erwiederte der Herr, „sie heißen: Religion, Philosophie und Kunst.“

„Wie!“ fragte verwundert der Dichter, „so friedlich hier vereint an einem Strauch, was doch auf Erden meist unvereinbar scheint?“

„Nur durch Irrthum der Menschen“, entgegnete der Herr. „Drei Blüten sind es an demselben Strauch; wer eine derselben gepflückt, der darf der Andern entbehren! geh' hin und verkünde, was Du hier gesehen!“

Noch waren die Worte nicht an dem Ohr des Dichters verhallt, da war es ihm, als zerrinne plötzlich wie leuchtender Nebel vor seinen Augen Alles was er gesehen. Verschwunden war der Herr von seiner Seite, und mit ihm all' die leuchtende, duftberauschende Blumenpracht, dunkle Nacht senkte sich nieder auf Alles ringsumher.

Erschreckt fuhr der Dichter zusammen, und mit der Hand über Stirn und Auge streichend, wie um sich von der Wirklichkeit zu überzeugen, blickte er betroffen um sich. Da trat aus einer dichten Wolke leuchtend der Mond hervor und goß sein silbernes Licht hell auf den späten Träumer im Dachkämmerchen oben am Fenster. Kopfschüttelnd, wie benommen saß der Dichter da. Da stand noch die Lampe brennend auf dem Tisch, Alles lag und stand wie am Abend zuvor, und hatte er nicht auch am Fenster gesessen? Er zog die Uhr, es war Eins vorbei. „Ein Stündchen beim lieben Herrgott“, sagte er lächelnd und stand auf, ging an seinen Schreibtisch und schrieb und schrieb. Und als er geendet und die Lampe im Dachkämmerchen erloschen war und nur der Mond hell und klar zum Fenster hereinschien, da fiel sein Licht auf den schlummernden Dichter. Der Schlummer mußte süß sein, denn um seine Lippen schwebte es wie ein seliges Lächeln, ein Schein reinster Glückseligkeit, wie ihn die tiefinnere Befriedigung verleiht.

Die beiden Orangen.

Humoreske aus der Rococozeit.

I.

Die Baronin von S. war mit ihrer Toilette beschäftigt. Florine und Lisbeth, ihre beiden Kammerfrauen, beeiferten sich mit all ihrer Geschicklichkeit, das schöne Haar der Dame zu ordnen und kunstreich aufzubauen.

Die Baronin war Wittwe und kaum dreiundzwanzig Jahre alt; dabei von so kolossalem Reichthum, daß wenige Personen am Hofe ihres speciellen Freundes und Beschützers, König Augusts von Polen und Kurfürsten von Sachsen, mit ihr rivalisiren konnten. Sie residirte während des Sommers in einem allerliebst gelegenen und prachtvoll eingerichteten Landhause, kaum eine Viertelstunde von der Residenz des Königs entfernt. Wenn sie an ihr Fenster trat, konnte sie vor sich die kühlen Fluten der Elbe und in der Ferne die dunklen Dächer und vergoldeten Zinnen von Pillnitz sehen.

An diesem besondern Tage, während, wie gesagt, die Zofen sich mit ihrem Haar zu schaffen machten, amüsirte sich die Baronin damit, zwei Orangen wechselweise in die Luft zu werfen und mit ihren weißen Händen wieder aufzufangen.

Dieses Spiel, welches nur dadurch auf Momente unterbrochen ward, daß die schöne Frau einen Blick in den ihr gegenüber befindlichen Spiegel oder nach der kostbaren Standuhr warf, hatte einige Zeit gewährt, als sich die breiten, schweren Bordüren ihres Boudoirs aufthaten und ein Kammerdiener mit allem höfischen Aplomp meldete:

„Seine Majestät der König!"

Augenscheinlich war die Baronin an dergleichen hohe Besuche gewöhnt, denn sie zeigte sich kaum überrascht und erhob sich kaum halb von ihrem Sessel, um den Eintretenden zu begrüßen.

Es war in der That der König selbst, der seinen Namen „August der Starke" schon durch die Höhe und Wucht seiner äußern Erscheinung bewährte, obschon er damals nicht mehr in der ganzen Fülle seiner Lebenskraft sich befand. Der König trug ein leichtes, perlgraues Jagdkleid, welches seine schöne, männliche Gestalt in ein noch angenehmeres Licht setzte. Er hatte eine kunstvoll mit Silber und Perlmutter ausgelegte Vogelflinte unterm Arm und trug eine ganz leichte, zierliche Tasche über die Schulter gehängt. Er war allein. Nachdem er mit einem seiner Günstlinge, dem Grafen Flemming, einen kurzen Jagdausflug in die um Pillnitz liegenden Wälder gemacht, war er von einem Regenschauer überrascht worden, und da er sich gerade in unmittelbarer

Nähe der Villa der Baronin befand, so beschloß er, bei ihr einzutreten. Er entließ Flemming und nahm nur seinen Hund mit sich, das schönste Exemplar eines Jagdhundes, das man sehen konnte.

„Guten Tag, liebe Baronin!“ rief er, sans façon das Boudoir betretend, der Dame entgegen, indem er sein Gewehr in eine Ecke neben den Kamin stellte. „Ich komme, Ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Wir wurden von einem kleinen Wetter überrumpelt, ich und der Flemming, und da wir gerade an Ihrer Thür uns befanden, so trat ich herein. Flemming ist weggegangen. Doch lassen Sie sich nicht stören! Es gefällt mir, zu sehen, wie diese Mädchen ihr schönes Haar kunstvoll thürmen und mit jenem süßduftenden Puder bestreuen, welcher die Lilien und Rosen Ihres bezaubernden Gesichts so glänzend hervortreten läßt. In Wahrheit, Frau Baronin, Sie sind so reizend, daß man Sie zum Frühstück verspeisen möchte.“

„Das bilden Sie sich nur ein, Majestät.“

„Nein, nein; niemals ist die Einbildung mit der Wahrheit in besserer Uebereinstimmung gewesen. Ah, und da, welche köstlichen Orangen!“

Bei diesem Ausruf ließ sich der König auf das breite Sopha neben der Baronin nieder und drückte einen Kuß auf ihre rosigen Finger. Dann nahm er eine von den Orangen und betrachtete sie nachlässig.

„Aber was sollen die Orangen“, fuhr er fort, „neben Ihrer chinesischen Puderschachtel und Ihren Parfümviolen? Giebt es eine Beziehung zwischen diesen Früchten und den Hilfsmitteln Ihrer Reize, Madame?“

„Diese Orangen, Majestät“, erwiederte die Wittwe ernst, „erfüllen soeben ihre Bestimmung.“

Der König blickte sie verwundert an.

„Ich erhielt sie von der Gräfin Dönhoff.“

„Ein geringfügiges Geschenk, sollte ich meinen.“

„Im Gegentheil, es ist von großer Bedeutung; denn diese Orangen, Majestät, sollen mein künftiges Schicksal entscheiden.“

„Verstehe das wer kann“, sagte der König.

„Stellen Sie sich vor, Majestät, gestern fand ich die Gräfin damit beschäftigt, Orangen in dieser Weise in die Luft zu werfen.“

Dabei setzte die Baronin das beim Eintreten des Königs unterbrochene Wurf- und Fangspiel mit den beiden Orangen fort.

„Ich begreife“, versetzte August der Starke; „sie begleitete dies einfache Spiel jedenfalls mit den Worten: „Hopp, Bodenhausen! Hopp, Witzthum! Und ich kann mir denken, wie hübsch die Beiden springen würden, wenn es allein auf die Gräfin ankäme.“

„So ist es, Majestät.“

„Und Sie, Baronin, mischen Sie sich auch in staatspolitische Sachen? Haben Sie vielleicht die Idee, sich mit der Gräfin zum Sturz meiner Minister zu verbinden?“

„Bei Leibe nicht, Majestät. Ich substituire nur andere Namen. Die meinen heißen: Hoymb und Zeschau.“

„So, so! Aber warum, meine Liebenswürdige, lassen Sie diese beiden Ehrenmänner, wovon der Eine reich an Gütern, der Andere reich an diplomatischen Gaben ist, in Gestalt von Orangen springen?“

„Ich will es Ihnen sagen, Majestät. Sie wissen, daß Herr von Hoymb ein sehr hübscher und angenehmer Mann ist, ein galanter Cavalier, ein unermüdlicher Tänzer und feiner Witzbold, und daß er nichts sehnlicher wünscht, als auf dem Lande zu leben, auf seinen Gütern in der Provinz und an der Seite eines Weibes, welches er liebt, und welches ihn liebt, fern vom Hofe mit seinem Glanze, seiner Unruhe und seinen Intriguen."

„Bei meiner Seele, er hat so Unrecht nicht!" bemerkte der König. „Das Hofleben hat etwas Ermüdendes."

„Ja und nein, Majestät — Herr von Zeschau ist ein Beweis des Gegentheils; er ist einer der brillantesten Hofherren, die es an Ihrem Hofe geben könnte; er ist stolz, ehrgeizig und brennt vor Eifer für den Dienst Eurer Majestät. Er wäre fähig, bis ans Ende der Welt zu gehen — als Gesandter Seiner Majestät des Königs von Polen."

„Ich weiß es", versetzte August der Starke lachend; „nur habe ich leider mehr Gesandte und Solche, die es werden möchten, als Gesandtschaften zur Verfügung. Meine Vorzimmer sind immer mit Anwärtern gefüllt."

„Ich bin nun aber zwei Jahre Wittwe, Ew. Majestät."

„Eine lange Zeit, fürwahr, schöne Frau!"

„Ach, Majestät, Sie hätten nicht nöthig gehabt, mir das zu bemerken. Indeß, Herr von Hoymb liebt mich — wenigstens sagt er mir so — und ich bin leicht überredet, es zu glauben."

„Nun wohl, so heirathen Sie ihn!"

„Daran habe ich gedacht, Majestät, und wahrhaftig, ich könnte Schlimmeres thun als das. Es wäre mir gerade recht, auf dem Lande zu leben, unter den alten Linden und Buchen, am Ufer eines klaren Flusses, zwischen Wald und Wiese, und zwar an der Seite eines Gatten, der meiner Liebe werth ist, so daß der Honigmond, den kein äußeres Geräusch stört, bis in Ewigkeit verlängert werden könnte. Auf dem Lande ist es so still, Majestät."

„Sie haben Recht; höchstens der Nordwind braust durch die Corridors und der Regen schlägt an die Fensterscheiben", ergänzte der König, mit Affectation zusammenschauernd.

„Aber Herr von Zeschau liebt mich in gleicher Weise", fuhr die Baronin in ihrer Erwägung fort.

„Ah, der Ehrgeizige!"

„Ehrgeiz schließt nicht die Liebe aus, Majestät — Herr von Zeschau ist von gutem Adel, jung, stolz und strebsam. Ich könnte auch einen Gatten solcher Art lieben, der nach den höchsten Stellungen im Staate strebt. Größe hat ihren eigenen Werth wie ihren besondern Zauber."

„Nun, so heirathen Sie doch Herrn von Zeschau!"

„O, ich habe auch daran gedacht, Majestät, aber — dieser arme Herr von Hoymb!"

„Nun, das ist wirklich prächtig!" lachte der König. „Also das sollten die beiden Orangen dienen: die eine bedeutet Zeschau, die andere Hoymb. Der Eine gefällt Ihnen, dem Andern sind Sie ebenfalls nicht gram, und da Sie als Ehegatten nur Einen davon besitzen können, so lassen Sie bald den Einen, bald den Andern springen, und den Sie fangen, für den hat das Loos entschieden."

„So ist es, Majestät. Aber hören Sie, was sich ereignete."

„Nun, was denn?"

„Da ich nicht gesonnen oder nicht fähig war, ein falsches Spiel zu spielen, so fiel Keiner von Beiden, ich fing sie stets alle Beide auf."

„Ja, das ist freilich ein fatales Dilemma. Eine Frau sollte nie Zwei zugleich fangen. Wie wäre es, wenn ich Ihnen das Spiel entscheiden hälfe?"

„Wie, Majestät, Sie? O, das wäre ein Gaudium!"

„Aber ich bin ungeschickt. Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß binnen wenigen Minuten sowohl der Hoymb wie der Zeschau auf die Diele rollen."

„Ah! Und wenn Sie Keinen vor dem Andern bevorzugten?"

„Warten Sie, mir fällt etwas Anderes ein. Sehen Sie, ich nehme die beiden Orangen — Sie merken sich genau die besonderen Kennzeichen derselben, oder noch besser, Sie stecken in eine derselben eine von diesen Toilettennadeln, indem Sie mit sich ins Reine kommen, welche davon den Herrn von Zeschau darstellen soll, mich aber darüber völlig im Dunkeln lassen. Wenn der Herr von Zeschau auf den Boden fällt, heirathen Sie seinen Rivalen; wenn das Gegentheil eintritt, so verzichten Sie darauf, Frau Gesandtin zu werden."

„Vortrefflich! Nun, gnädigster Herr, lassen Sie das Resultat sehen!"

Der König ergriff die Orangen und ließ sie, nach Art der Gymnastiker und Akrobaten, über seinem Kopf tanzen. Aber beim dritten Wurf rollten richtig alle Beide über den gestickten Teppich und die Baronin brach in ein helles Gelächter aus.

„Ich habe es voraus gewußt!" rief Seine Majestät. „Welch ein plumper Bursche bin ich!"

„Nun sind wir in noch größerer Verlegenheit als vorher, Majestät."

„Ja, das sind wir, Baronin. Das Beste ist, wir schälen die Orangen, zertheilen sie, bestreuen sie mit Zucker und begießen sie mit gutem Jamaicarum. Sie können mir dann etwas davon oder von diesem prächtig aussehenden Eingemachten zum Kosten geben."

„Aber Herr von Hoymb und Herr von Zeschau?" fragte die Baronin mit mitleidigem Ausdruck. „Wie soll ihr Schicksal entschieden werden?"

Der König sann.

„Sind Sie gewiß, Madame, daß Sie von Beiden wirklich geliebt werden?"

„O, jedenfalls", erwiederte die junge Wittwe, indem sie einen koketten Blick über ihre Schulter in den Trumeau warf.

„Und glauben Sie, daß die Liebe Beider gleich groß ist?"

„Ja, ich glaube es."

„Aber ich glaube kein Jota davon."

„Wie? Aber, mein Gott, das ist ja eine fürchterliche Supposition! Beiläufig, Majestät, sind beide Herren im Begriff, hier zu erscheinen."

„Alle Beide zugleich?"

„Einer nach dem Andern, der Baron von Zeschau zuerst. Ich habe ihnen für morgen meine Entscheidung versprochen, in der Voraussetzung, daß sie mir heute eine letzte Visite machen würden."

Kaum hatte die Baronin dies erklärt, so erschien der Kammerdiener und meldete, daß Herr von Zeschau im Salon harre und um die Gunst bitte, der Frau Baronin seine Achtung bezeigen zu dürfen.

„Das ist kapital!“ rief der König lustig. „Lassen Sie den Herrn eintreten, liebe Baronin, und bezeichnen Sie ihm den Preis, den Sie auf Ihre Hand setzen.“

„Welchen Preis, Majestät?“

„Sie müssen ihm die Alternative stellen: entweder er verzichtet auf Sie, oder er giebt seine Entlassung auf alle seine amtlichen Stellen und Würden und geht mit Ihnen, seiner jungen Frau, in die Stille des Landlebens auf seine Güter, um dort wie ein Landedelmann zu leben.“

„Und dann, Majestät?“

„Sie geben ihm zwei Stunden Frist zur Ueberlegung, damit entlassen Sie ihn vorläufig. Das Weitere ist meine Sache.“

Der König nahm sein Gewehr und seinen Hund und verbarg sich hinter den Vorhängen eines anstoßenden Cabinets, so daß er Alles sehen und hören, selbst aber nicht bemerkt werden konnte.

„Was thun Sie, gnädigster Herr?“

„Still, Baronin! Ich verstecke mich an diesem köstlichen Orte und werde Sie nicht compromittiren.“

Einige Augenblicke später betrat Herr von Zeschau das Boudoir.

II.

Er war ein angenehmer Cavalier, schlank, geschmeidig, mit hübscher, mannhafter Physiognomie, wohlgepflegtem Schnurrbart, blitzenden Augen und einem Zuge von Keckheit um den wohlgeformten Mund.

Die Baronin erröthete leicht, als sie ihm ihre Hand darreichte, die Herr von Zeschau küßte. Sie ersuchte ihn durch eine Handbewegung, Platz zu nehmen und dachte in ihrem Innern, daß die beabsichtigte Probe völlig überflüssig sei.

„Es ist Herr von Zeschau“, meinte sie bei sich selbst, „der mich am meisten liebt. Wie stolz werde ich sein, wenn ich an seinem Arme bei den Hoffesten erscheine. Mit welcher Freude werde ich im Cabinet Sr. Excellenz des Herrn Gesandten verweilen, während er von den wichtigsten Staatsgeschäften occupirt ist!“

Nichtsdestoweniger aber nahm die Baronin nach diesem geheimen Selbstgespräch ihre graziöse und kokette Miene wieder auf. Raffinirte Galanterie war ja der Stempel der ganzen Epoche, in welcher sie lebte, und kein Weib ihrer Art vergaß, ihren Antheil an dieser Aufgabe zu nehmen.

„Verehrungswürdige Baronin“, begann Herr von Zeschau, indem er die ihm dargebotenen rosigen Finger festhielt, „es ist eine ganze lange Woche her, seitdem Sie mich nicht empfangen haben.“

„Wie, eine Woche? Waren Sie nicht erst gestern hier?“

„Dann muß ich die Stunden wie Ewigkeiten empfunden haben, gnädige Frau.“

„Ah, Sie wollen an mir neue zärtliche Complimente probiren, Herr von Zeschau."

„Sie sind hart zu mir, gnädige Frau."

„Vielleicht haben Sie Recht. Es ist sehr erklärlich. Ich bin so müde, so verdrießlich."

„Ich wünschte, Frau Baronin, Ihr Leben zu einem immerwährenden frohen Feste gestalten zu dürfen."

„Das würde wiederum sehr ermüdend sein."

„O, sagen Sie mir ein Wort, ein einziges Wort, welches mein ganzes Glück, meine künftigen Erwartungen und Unternehmungen entscheidet! Ich würde das Höchste zu erreichen suchen, um Ihnen zu gefallen."

„Demnach sind Sie noch immer ehrgeizig?"

„Mehr als je, seitdem ich Sie liebe."

„Ist das denn nothwendig?"

„Ohne Zweifel. Ambition — was ist es anders, als der Genuß von Ehren, Reichthum, die Bewunderung der Menge unter den neidischen Blicken machtloser Rivalen, die Gunst der Fürsten? Und ist es nicht der unwiderleglichste Beweis von Liebe, all dies zu den Füßen einer Frau niederlegen zu können, die man anbetet?"

„Sie mögen wohl Recht haben."

„Ja, ich habe Recht, Frau Baronin. Hören Sie mich, holde Fee!"

„Ich bin ganz Ohr, mein Herr."

„Unter uns, die wir durch Geburt hoch über der Menge stehen, würde jene Sorte sentimentaler Liebe, welche in Romanen für unsere Reitknechte und Kammerzofen beschrieben wird, von einem sehr schlechten Geschmack zeugen. Es würde Liebe ohne deren vollen Genuß sein, wenn wir uns in irgend einem Winkel der Erde in Dunkelheit verbergen wollten, die wir in den Sonnenglanz des Hofes gehören, unsere wahre Lebensluft und unsere wahre Bestimmung. Wir sind zu stolz und zu auserlesen, um unser Dasein in still resignirender Beschaulichkeit vollbringen zu dürfen."

„Ah", unterbrach ihn die Baronin, „denken Sie so?"

„Nur ganz naturgemäß, schöne Frau. Umrauscht von prunkvollen Festen, bezaubert von den Arrangements, bei welchen der feinste Witz eine Rolle spielt, beneidet von den minder Glücklichen — ja, Baronin, das ist Leben, das heißt Leben! Warum sein Glück verbergen, statt damit vor der Welt zu paradiren? Der Neid der Welt vermindert es nicht, sondern erhöht es nur. Ich hoffe von den für mich wirkenden Einflüssen und von meiner eigenen Persönlichkeit, eine große Ambassade an einem nordischen Hofe zu erlangen und Ihnen nur, gnädige Frau, möchte ich die ganze Fülle der Ehren, die ich erringe, zu Füßen legen, um Das, was an sich so herrlich ist, in noch schönerm Glanze erscheinen zu lassen."

Während Herr von Zeschau sich in dieser Weise in Feuer redete, war er unversehens von seinem Sitze herab und zu den Füßen der Baronin hingegleitet, deren Hand er wiederholt mit Küssen bedeckte. Sie hörte ihn mit lächelndem Munde an und sprach dann plötzlich mit einer gewissen kalten Kürze:

„Stehen Sie auf, mein Herr, und hören Sie nun auch mich. Beantworten Sie mir vor Allem eine Frage! Sind Sie in Wahrheit mir ergeben?“

„Mit ganzer Seele.“

„Und sind Sie bereit, mir jedes Opfer zu bringen?“

„Jedes, Madame!“

„Das ist in der That viel Glück für mich. Ich verlange aber nur ein einziges Opfer, eins, von welchem Alles abhängt.“

„Sprechen Sie, gnädige Frau! Gilt es eine Welt zu erobern?“

„Keineswegs, mein Herr. Sie haben ein vorzüglich gelegenes Rittergut in der Provinz, und es bedarf, um es bald zu erreichen, nur eines mit guten Pferden bespannten Wagens.“

„Wie verstehe ich das, Frau Baronin?“

„Sie sollen mich dahin begleiten. Dort soll der Ortsgeistliche uns fürs ganze Leben verbinden und dort werden wir in glücklicher Zurückgezogenheit nichts vermissen. Bevor wir aber abreisen, wird es nöthig sein, daß Sie dem König Ihre Demission geben.“

Herr von Zeschau fuhr wie von einer Natter gestochen von seinem Sitze auf und fiel dann starr vor Erstaunen in denselben zurück.

„Träumen Sie denn, Frau Baronin?“ fragte er tonlos.

„Keineswegs, gnädiger Herr; es ist doch sehr erklärlich, daß Sie auf Ihren Gütern und als mein Gemal Ihre Pflichten gegen den König nicht erfüllen können.“

„Ja, aber nach unserer Rückkehr an den Hof!“

„Wir werden nicht zurückkehren.“

„Nicht zurückkehren? Wir sollen den ganzen Sommer auf dem Lande bleiben?“

„Und den ganzen Winter. Jeden Sommer und Winter! Mich widert das Hofleben an, mit seinem Geräusch und seiner ewigen Unruhe. Glanz ist mir verhaßt. Ich sehne mich nach der schönen, erquickenden Stille des Landlebens. Das ist das wahre Glück. Warum sollte es Ihnen nicht ebenso erscheinen? Da Sie mich lieben und nur aus Liebe zu mir ehrgeizige Pläne verfolgen, ich aber keinen Werth auf deren Realisirung lege, so müssen Sie sich doch gleichsam einer Fessel ledig fühlen und um so freudiger gestimmt mit mir das Glück idyllischen Lebens theilen.“

„Aber, gnädige Frau —“

„Still, die Sache ist so weit als erledigt anzusehen. Um der Form willen gebe ich Ihnen indeß eine Stunde Bedenkzeit, um Alles zu erwägen. Haben Sie die Güte, diese Thür zu passiren. Sie gelangen in den Gartensaal, die Dienerschaft soll sofort Erfrischungen bereit stellen. Inzwischen vollende ich meine Toilette, um Sie dann wieder zu empfangen. Also auf Wiedersehen!“

Die Baronin öffnete selbst die bezeichnete Thür, machte dem verdutzten Herrn eine graziöse Verbeugung und schloß dann hinter de Hinaustretenden wieder die Thür.

„Excellent!“ flüsterte der König hinter dem Vorhang vor. „Liel Baronin, wenn Herr von Hoymb erscheint, so werden Sie ihm die Gesandtschaft am preußischen Hofe offeriren, welche ich Ihnen zu den Zwecke zur Verfügung stelle.“

„Aber Sie werden nicht aus Ihrem Versteck hervortreten?"

„Behüte! Ich finde es äußerst amüsant hinter den Coulissen. Man hört und sieht Alles und braucht den Mund nicht aufzuthun. Es ist sehr lehrreich, hier zu lauschen, ich versichere es Ihnen. Also en avant!"

Die Baronin schellte und befahl dem Kammerdiener, den inmittels eingetroffenen Herrn von Hoymb bei ihr einzuführen.

III.

Herr von Hoymb war ein deutscher Edelmann vom gediegensten Gold, er stand in der Fülle der Jugendlichkeit, war von schönem Wuchs, hatte blaue, frisch und harmlos ins Leben blickende Augen, eine blühende Gesichtsfarbe, aber gegen den geschmeidigen Rivalen Zeschau gehalten und vom höfischen Standpunkte beurtheilt, erschien er ziemlich secundär. Er liebte die Künste und schönen Wissenschaften, war am liebsten auf dem Lande oder in kleinen harmlosen Gesellschaften und das Treiben des Hofes unter einem so lockern und abenteuerlichen Herrn, wie August der Starke, war ihm ein Gräuel.

Herr von Hoymb liebte die schöne Wittwe mit aller Leidenschaftlichkeit eines unverdorbenen, für das Schöne schwärmenden Herzens; es war sein liebster Wunsch, sein Leben mit dem ihren zu verflechten und in Unabhängigkeit zu verbringen, besonders aber möglichst weit entfernt von jener frivolen Bande, der nichts mehr heilig war, weder Familienehre, noch Religion und gelobte Treue, von jener vornehmen höfischen Secte, welche sich darin gefiel, das was als sittsam und ehrwürdig galt, frech zu verspotten, weil sie selbst nichts Sittsames und Ehrwürdiges an sich hatte.

So weit Herr von Hoymb von allem Heuchelschein war, so wenig gelang ihm der schönen Wittwe gegenüber ein unbefangenes Auftreten; er ward roth und verlegen, als er vor sie trat und die ihm dargebotene Hand an seine Lippen zog; ermuthigt jedoch durch das gefällige Lächeln der Baronin, begann er in warmen Worten von seiner Liebe zu sprechen und knüpfte daran den Ausdruck der Hoffnung auf Erhöhung, wodurch erst sein Leben die Weihe wahren Glückes erhalten werde.

Während er so sprach, seufzte die Baronin und sprach bei sich selbst: „Er hat Recht. Das wahre Glück ist nur die Liebe, aber nur eine Liebe, die keines äußerlichen Prunkes bedarf." Sie erinnerte sich indeß der Worte des Königs und ordnete danach ihren strategischen Plan.

„Aber wie, geehrter Herr, wollen Sie mich von der Wahrheit Ihrer Versicherung überzeugen? wodurch wollen Sie mir Ihre Liebe beweisen?"

„Durch Alles, was ein Mann vermag, gnädige Frau."

Diese Versicherung klang allerdings nicht so schwülstig wie die seines Rivalen, welcher für die Dame seines Herzens „die Welt erobern" wollte, aber sie klang doch weit solider, glaubwürdiger und ernster gemeint als jene.

„Aber ich bin sehr ehrgeizig", warf die Frau Baronin ein.

Herrn von Hoymbs Miene drückte ein schmerzliches Bedauern aus.

„Und ich möchte", fuhr die Wittwe fort, „daß der Mann, der mich erwählt, nach dem Höchsten im Leben strebt und sich auf eine hervorragende Staffel im öffentlichen Leben emporschwingt."

„Dann will ich versuchen, es zu thun, weil Sie es wünschen", versetzte Herr von Hoymb mit dem Ausdruck einer gewissen Resignation.

„Hören Sie mich an, Herr von Hoymb. Ich gestatte Ihnen eine Stunde Ueberlegung. Wie Sie wissen, bin ich durch meine nahe Verwandtschaft mit dem ersten Minister des Königs im Stande, Vieles zu erfahren, was Anderen Geheimniß bleibt, und so ist mir bereits jetzt bekannt, daß meine Bitte um einen der ersten Gesandtschaftsposten für Sie erfüllt werden wird."

„Ah", sagte Herr von Hoymb vollständig gleichgiltig.

„Wenn Sie mich lieben, so werden Sie den Posten annehmen", fuhr die Wittwe fort. „Wir können uns noch heut Abend trauen lassen und Euer Excellenz, der Herr Gesandte am preußischen Hofe, schon morgen, unmittelbar nach der Hochzeit, nach Berlin abreisen. Bitte, erwägen Sie das; ich gebe Ihnen eine Stunde."

„Es ist nutzlos, eine Stunde zu verzögern", erwiederte Herr von Hoymb. „Ich habe nicht nöthig, erst über Ihre Proposition zu reflectiren, denn ich liebe Sie. Ihre Wünsche sind mir Befehl. Ihnen zu willfahren ist allein meine Begier. Ich acceptire demnach, wenn auch wider meine sonstigen Neigungen und Principien, den Gesandtschaftsposten."

„Desto besser", versetzte die Baronin tief erröthend und bebend vor Freude. „Aber ich muß Sie dennoch bitten, im Salon eine Weile meiner zu warten, da ich meine Toilette beenden muß. Ich werde Sie nachher rufen lassen."

Sie geleitete den jungen Edelmann durch die Thür, welche jener, durch die Herr von Zeschau sich entfernt hatte, gegenüber lag.

„Da wäre ich denn", flüsterte sie nachher, „in einer allerliebsten Patsche, wenn Herr von Zeschau sich wirklich entschlösse, sein Leben an meiner Seite auf dem Lande verbringen zu wollen."

Jetzt erschien wieder der König. Er schritt an den runden Tisch, auf welchem die Orangen lagen und nahm eine derselben auf.

„Ah!" rief die Baronin mit feiner Ironie, „ich begreife, Ew. Majestät, daß Sie Angesichts der entstandenen Schwierigkeiten auf das Orangenspiel zurückkommen, um eine Entscheidung herbeizuführen."

Statt aller Erwiederung zog der König ein kleines Federmesser aus seiner Westentasche, machte die nöthigen Einschnitte in die Schale der Orange, löste dieselbe, theilte die Orange in zwei Theile und bot einen derselben der überraschten Frau.

„Was bedeutet dies?" fragte diese neugierig gespannt.

„Nun, Sie sehen, daß ich meinen Theil verzehre."

„Ja, aber — indeß —"

„Wir haben zu anderm Zwecke die Orangen nicht mehr nöthig."

„So sind Sie im Klaren?"

„Zuversichtlich! Herr von Hoymb liebt Sie mehr, als Herr vo Zeschau."

„O, das ist doch noch nicht so sicher! Lassen Sie uns erst Herr von Zeschaus Entschluß erwarten."

„Da!“ erwiederte König August, auf den eintretenden Diener deutend, der ein Billet in der Hand trug. „Mir scheint, daß Sie nicht lange mehr auf diesen Entschluß zu warten haben.“

Die Baronin öffnete hastig das erhaltene Billet und las laut:

„Madame! Ich liebe Sie, der Himmel sei mein Zeuge, und Sie aufzugeben ist für mich das allerfürchterlichste Opfer. Aber ich bin ein Edelmann und dieser gehört dem König. Mein Leben, mein Blut ist sein. Ich kann, ohne meine Pflichten gegen denselben zu verletzen, nicht seinen Dienst quittiren —“

„Et caetera!“ rief der König. „Erlassen Sie uns Beiden das Weitere. Liebe Baronin, lassen Sie den Herrn von Hoymb hereinrufen.“

Dies geschah und der junge Herr war im höchsten Grade überrascht und betroffen, den König in dem Boudoir der Wittwe zu sehen.

„Lieber Hoymb“, sagte Seine Majestät. „Herr von Zeschau liebt diese Dame tief, aber tiefer noch liebt er den Gesandtschaftsposten am preußischen Hofe, auf den er um Ihretwillen nicht verzichten wollte. Sie lieben die Baronin mehr als mich, denn Sie wollten in meinem Dienst nur sein um ihretwillen. Diese Erwägung versetzt mich in den Glauben, daß Sie nur ein lauer öffentlicher Diener, Herr von Zeschau aber ein ausgezeichneter Gesandter sein wird. Er wird dazu ernannt werden und Sie werden die Baronin heirathen. Ich selbst werde bei dieser Feierlichkeit gegenwärtig sein.“

„Liebe Baronin“, fuhr er leise gegen die Dame gewendet fort, „treue Liebe scheut vor keinem Opfer zurück.“

Und der König schälte die zweite Orange und verzehrte sie, worauf er die Hände der beiden Liebenden ineinander fügte.

„Ich habe nun drei Personen glücklich gemacht“, fügte er hinzu: „die Baronin, deren Wittwenschaft ich abgekürzt und deren Unentschiedenheit ich beendet habe, Herrn von Hoymb, indem er die Dame heirathet, ohne auf sein Landleben verzichten zu müssen, und Herrn von Zeschau, welcher mit größtem Eifer beflissen sein wird, einen stolzen Gesandten zu spielen — nur mein eigenes Interesse habe ich dabei hintangesetzt, indem ich die Orangen ohne Zucker verzehrte. Nun behaupte noch Jemand, ich sei ein egoistischer Monarch!“

Krankheiten des Haares.

Von Dr. S. Behrend.

Der Hauptſchmuck des menſchlichen Körpers iſt das Haar. Unſere Damen wiſſen das recht gut, deshalb das Vergnügen über dickes und langes Haar, deshalb das Mißvergnügen, ja Trauer über dünnes und kurzes Haar. Wenn man die Welt etwas philoſophiſch betrachtet, ſo findet man, daß der liebe Gott für Alles geſorgt hat. Für kriegs- und eroberungsſüchtige Nachbarn ſchuf er die Kruppſchen Kanonen und den Moltke, gegen Uebervölkerung die Eiſenbahnen und die Pocken, gegen Dieſes Jenes und gegen Jenes Dieſes. Für Damen, die an dünnen und kurzen Haaren leiden, ſchuf er arme Bauernmädchen mit üppigen Flechten und die Haarkünſtler. Für die jungen Damen, deren Vermögenszuſtand es nicht erlaubt, eine theure Haarflechte zu bezahlen, ſchuf er die Waldwolle.

Sehr geehrte Leſerin, ſeien Sie mir nicht böſe, denn trotzdem Sie eine koſtbare Haarflechte beſitzen, weiß ich doch, daß Sie volles, ſchönes Haar haben, auch, als Sie auf dem letzten Balle Ihr Haar gepudert hatten, errieth ich ſeine natürliche Farbe. Es war entweder ſchwarz, braun oder blond. Sie huldigen einfach der Mode. Man könnte auch glauben, Sie leben jener Dame zu Gefallen, die, um ihre grau werdenden Haare zu verbergen, ihre ganze Tonſur mit Mehl beſtreute, oder Jener, die an kurzen und dünnen Flechten litt. Wie geſagt, man könnte das glauben, es ließe ſich darüber ſtreiten, aber ich habe an meinem Schreibtiſch Niemand als mich ſelbſt, und mich mit mir ſelber zu ſtreiten wird auf die Dauer langweilig. Uebrigens iſt über „Glauben“ in der Welt ſchon ſo oft und zuweilen ſogar bis aufs Blut geſtritten worden, ohne eigentliches Reſultat, daß ich fürchte, auch ich würde einen Streit um des Kaiſers Bart führen, und deshalb ſtreite ich lieber gar nicht. Mögen Sie aus Nächſtenliebe oder aus Liebe zur Mode Ihr Haar tragen, wie Sie es jetzt tragen, das ändert an der Sache nichts, nämlich daran, was ich Ihnen über das Haar ſagen werde. Das Haar iſt eine Hornſubſtanz, beſtehend aus zwei Schichten, der äußern, Hornſubſtanz, und der innern, der Markſubſtanz. In der Markſubſtanz iſt der Farbeſtoff des Haares niedergelegt, der Stoff, welcher bedingt, ob das Haar braun, ſchwarz, blond oder roth gefärbt erſcheint. Mit bloßen Augen geſehen, erſcheint das Haar rund, ein Querſchnitt deſſelben unter dem Mikroſkop betrachtet, zeigt dem Beſchauer die ungefähre Geſtalt einer Bohne. Der Boden, auf dem das Haar wächſt, iſt die Haut, und zwar in einer Vertiefung, welche ſich ziemlich weit in dieſelbe hineinerſtreckt, ruht ſeine Wurzel. Dieſe Wurzel iſt jedoch nicht äſtig oder faſerig wie

bei einer Pflanze, sondern kolbig und wird der Haarbalg genannt. Die Vertiefung heißt die Hauptpapille und sie ist ausgekleidet mit dem Theile der Haut, welcher Corium, Lederhaut, genannt wird. Es ist dies die röthlich gefärbte Haut, welche erscheint, wenn man sich die weiße Oberhaut, Epidermis, abzieht. Die Ernährung der Lederhaut geschieht durch eine große Zahl kleiner Blutgefäße. Diese sind es auch, welche den Haarbalg umgeben und für die Ernährung des Haares sorgen. Nach dem Tode hört die Circulation des Blutes auf und mit ihr die Ernährung des menschlichen Organismus und deshalb sind wohl die Erzählungen, daß Haare nach dem Tode weiter gewachsen, in das Reich der Fabel zu zählen, ebenso die Erzählungen von Schädeln mit langen Haaren, denn sobald die Kopfhaut dahin ist, sind auch die Haare verloren.

Sehr oft finden wir die Haare verloren und die Kopfhaut vorhanden, und diese scheinbar ganz gesund. Betrachten wir aber eine solche Glatze unter dem Glase, so finden wir sehr oft die Vertiefungen, in denen der Haarbalg ruht, die Hauptpapille, geschwunden, die Ursache der Haarexistenz also vernichtet, und zwar in einer Weise vernichtet, daß kein Mittel in der Welt vorhanden ist, das Wachsthum der Haare wieder herzustellen, denn es giebt kein Mittel, die Hauptpapille, wenn sie einmal zerstört ist, wieder herzustellen. Die Mittel, welche täglich in Zeitungen angepriesen werden, sind daher unnütz, selbst das **Extractum malti Hoffi, vulgo** Hoffsches Malzextract. Die geehrte Leserin darf aber nicht besorgen, wenn ihr vielleicht nach irgend einer Krankheit das Haar ausgeht, daß sie eine lebenslängliche Glatze behält. In solchen Fällen ist die Hauptpapille gewöhnlich geschwächt. Sehr oft tritt dieser Fall nach dem Typhus ein. Auch hier lasse sich die geehrte Leserin oder auch der geehrte Leser durch die Anpreisungen in den Zeitungen nicht irre machen, sonder gehe zu einem Arzt, denn zu allen Zeiten weiß ein Doctor der Medicin ebensoviel als ein Quacksalber. Fast immer stellt sich der Haarwuchs ohne Medicamente wieder ein; wer dies jedoch forciren will, der wasche sich das Haupthaar mit einer Abkochung von Eichenrinde in Braunbier, welches letztere man sich vom Brauer besorgen läßt, oder man reibe sich die Kopfhaut mit einer Zwiebelscheibe oder man lasse sich vom Arzte folgende Mischung verschreiben: Spanische Fliegentinctur, Copaivabalsam und ausgekochtes Ochsenmark. Die Dosis weiß jeder Arzt. Oder man mache sich eine Pomade von Ochsenmark, der man etwas Tannin zusetzt; zweckmäßig sind diese Mittel alle, auch wenn man keines von ihnen anwendet.

Viele Krankheiten des Haares beruhen auf einer Pilzbildung, z. B. des **Porrigo devalvans**, kahlmachende Flechte. Das Bild dieser Krankheit ist folgendes: Plötzlich entsteht eine kahle Stelle auf dem Kopfe, dieselbe vergrößert sich mehr und mehr und bleibt dann mehrere Monate als Glatze bestehen. Ein Mittel ist nicht nöthig dagegen anzuwenden, denn plötzlich fangen die Haare an von selber wieder zu wachsen. Will man dennoch etwas thun, so wendet man, nach Professor Hebra in Wien, einer Autorität auf dem Gebiete der Hautkrankheiten, das **Oleum macis** an. Doch ziehe man auch hier seinen Arzt zu Rathe, denn der Laie kann zwischen Krankheiten, die ganz gleiche Erscheinungen bieten, nicht unterscheiden, dazu gehören die Hilfsmittel des Arztes. Die Krankheit, di die eben genannte vortäuschen kann, ist der **Herpes tonsurans**,

scheerende Flechte, jedoch nicht immer hat diese Krankheit mit jener gleiches Aussehen. Meistens erscheint am Haupthaar eine groschen- bis thalergroße Stelle, oder mehrere Stellen kahl, jedoch nicht so, daß die Haare ganz fehlen, sondern sie erscheinen wie abgebissen. Die Haut ist mit Schuppen bedeckt und geröthet, was man gewahr wird, wenn man die Schuppen entfernt. Untersucht man ein so erkranktes Haar unter dem Mikroskop, nachdem man es zuvor mit Aetzkalilösung befeuchtet hat, so findet man die Wurzel zerfasert und zwischen den Fasern eine Menge von Pilzsporen.

Die Mittel gegen diese Krankheit sind verschieden: Abreibungen mit Seife oder Boraxlösung, Waschungen mit Alkohol, Einreibungen mit Terpentinöl oder Bergamottöl. Ist die Krankheit ausgebreitet, so thut man am besten, sich tüchtig mit Schmierseife einzureiben. — Eine weitere Krankheit der behaarten Kopfhaut ist der Favus, Erbgrind. Er zeichnet sich vor anderen Pilzbildungen durch das massenhafte Vorkommen von Pilzen aus. Der Favuspilz zerstört den Haarbalg und bewirkt dadurch Kahlheit und da er gewöhnlich in dichten Massen auftritt, so verursacht er eine vollständige Kahlheit des Kopfes.

Der geehrte Leser oder die geehrte Leserin darf jedoch nicht erschrecken, denn erstens kommt der Erbgrind nur bei unreinlichen Menschen, vor, bei Menschen also, die das Kämmen und Reinigen der Haare unterlassen, zweitens ist die Krankheit heilbar, da nur der Haarbalg, nicht die Hautpapille zerstört wurde und zwar tritt auch hier Heilung ein, auch wenn man keine Medicamente anwendet, jedoch kann über diese sogenannte Naturheilung (besser Selbstheilung) eine geraume Zeit verstreichen, da selbst bei der zweckmäßigsten Kunstheilung mehrere Monate verstreichen, ehe das Uebel beseitigt wird. Die Behandlung bezweckt zuerst die Entfernung der aufgelagerten Favusmassen. Man beträufelt die Kopfhaut an den erkrankten Stellen mit Alkohol, wodurch sie einschrumpfen, sich von der Umgebung ablösen und dann abfallen; oder man tränkt sie mit Oel, die Favusmassen quellen dadurch auf, werden weich und lassen sich jetzt leicht von der Kopfhaut entfernen.

Sind die Favusmassen entfernt, so wird der Kopf tüchtig mit Seife gewaschen und die kranken Haare durch gelindes Ziehen entfernt. Man kann das kranke Haar leicht erkennen, es ist entfärbt, glanzlos und sieht aus, als ob es mit Mehl bestäubt wäre. Nur indem man alles Kranke entfernt, gelingt es, des Uebels Meister zu werden, denn Mittel, die die Pilze keimungsunfähig machen, giebt es nicht und die Einreibungen mit Quecksilber, Arsenik, Brechweinstein, Crotonöl nützen nicht; sie können nur schädlich auf den Körper wirken, man vermeide sie daher; beileibe glaube man keiner Zeitungsreclame, sondern man vertraue dem Arzte, dem man sich anvertraute. Die eben besprochene Krankheit ist ansteckend, jedoch wie jede Ansteckung da einen feindlichen Boden findet, wo Reinlichkeit und bessere Verhältnisse herrschen, so wird sich der Favus nur da ausbreiten können, wo das Gegentheil der Fall ist. Wir können in dem engen Rahmen dieses Aufsatzes nicht alle Krankheiten des Haares besprechen, können jedoch nicht schließen, ohne zweier Krankheiten zu erwähnen, von denen die eine zwar bei uns selten, in Polen dagegen häufig ist. Es ist die Plica poloniae, der Weichselzopf. Werden die Haare nicht regelmäßig gekämmt und durch perma-

nente Bedeckung des Kopfes in ihren freien Entfaltung gehindert, so verfilzen sie untereinander; kommt dann noch Schmutz, Schweiß, Hauttalg hinzu, so ist der Weichselzopf fertig. In vielen Gegenden Polens gilt der Weichselzopfträger als gefeit gegen Krankheiten und daher wird er künstlich hervorgerufen. Man braucht, wie wir gesehen, weiter nichts als etwas Unreinlichkeit, um dieses Kunstwerk ins Leben zu rufen. Das radicalste Mittel gegen den Weichselzopf ist: man schneidet ihn ab.

Die zweite Haarkrankheit ist nur bei Männern vorhanden, die Sycosis oder Bartfinne. Es beruht diese Krankheit auf einem Pilz der Haarpapille, obschon einige Forscher meinen, daß ein Pilz nicht vorhanden und die Ursache eine unbekannte sei. Die Haarwurzel ist geschwellt, gelockert und das Haar leicht auszuziehen. Das Ausziehen der Barthaare ist das sicherste Mittel, der Krankheit Meister zu werden. Auch hier kann das Uebel durch Uebertragung von Pilzen entstanden sein, z. B. mit einem Rasirmesser, mit welchem der Bartkünstler vorher einen Sycosiskranken barbirt hat. Auch hier hilft die Reinlichkeit über Vieles hinweg. Ist jedoch das Uebel da, dann schnell zum Arzt, keine Quacksalberei; denn, wie schon einmal gesagt, zu aller Zeit weiß ein Doctor medicinae jedenfalls soviel, wie ein Quacksalber, gewöhnlich aber weiß er etwas mehr. Und nun, meine Dame, zum Schluß ein Wort an Sie. Sie tragen entweder Ihr Haar so und so jener Dame zu Liebe, die Grund hat, ihr Haar so und so zu tragen, oder weil es Frau Mode einmal so gefällt. Nicht jede Mode aber ist dem Haar gesund, und Sie thäten gut, Ihren Arzt zu Rathe zu ziehen, ob Sie der neuen Göttin huldigen sollen oder nicht. Sie lächeln, oder lachen gar, bedenken Sie aber, daß des Menschen schönster Schmuck ein gesundes, schönes Haar ist, um das Sie sich grämen würden, wenn Ihr Haar dünn ist, oder wenn Sie eine theilweise oder ganze Glatze bekämen. Leben Sie wohl!

Salonpost.

L. H. in L. Durch ein Versehen ist im vorigen Salonheft der Vorname des Dichters der stimmungsvollen Lieder „Welt und Herz" nicht richtig angegeben. Der Name des Dichters ist Hermann Simon.

H. v. Sch. in B. Ueber die Besetzung des „Parsifal" (wie es Wagner beliebt, statt Parcival zu schreiben) ist noch nichts definitiv entschieden und alle Zeitungsnachrichten sind verfrühte Enten. Die Decorationen werden nicht in München, sondern in Koburg von den Gebrüdern Brückner gemalt und sind zum Theil bereits im hiesigen Festspielhause unter Leitung des Obermaschinenmeisters Brandt aus Darmstadt aufgestellt. Die Kostüme sind erst in den Skizzen des Malers vorhanden, welcher auch die Decorationsskizzen geliefert hat, und der kein Pole ist, sondern der Sohn des russischen Dichters und Erziehers des Kaisers Alexander II., Tonkovsky. Das Münchener Orchester, nebst seinen königlichen Kapellmeistern, ist allerdings vom König dem Bayreuther Patronat-Verein für die Festspielzeit alljährlich zur Verfügung gestellt worden Anmeldungen zu den beiden ersten Vorstellungen des „Parsival" (nur für Vereinsmitglieder) werden noch in Bayreuth beim Vorstand angenommen; man zahlt 45 Mk. für 1878—1880 nach und noch je 15 Mk. für 1881—1884, wofür man außer dem freien Entrée zu einer jener beiden Vorstellungen auch den Zutritt zur Generalprobe (bezw. Anrecht auf eine spätere Vorstellung) und die „Bayreuther Blätter" vom 1. Januar 1881 bis December 1882 gratis erhält."

Emil D. in Halle. Nicht der Philosoph Hegel, sondern sein Sohn, der Konsistorialpräsident, hat die ganze Wissenschaft für nichts weiter, als für eine „Sammlung von Meinungen" erklärt. Das ist ja auch eine Ansicht, die sich — glauben läßt.

Oscar 34.

Eins bist Du dem Leben schuldig:
Handle oder bleib in Ruh —
Bist Du Ambos, sei geduldig,
Bist Du Hammer, schlage zu.

B. H. in L. Irgend Jemand, irren wir nicht, Heinrich Laube, hat einmal gesagt: Wer ein fröhliches Naturell besitzt, immer gute Bücher liest und täglich mit gescheuten Menschen verkehrt, der schlägt auch dem Alter ein Schnippchen, denn das Alter nistet sich nur ein, wenn man ihm Platz macht.

A. G. in Dr. Aus der Dresdner Galerie wurden durch Einbruch in der Nacht zum 22. October 1788 drei Gemälde, die büßende Magdalena von Correggio, das Urtheil des Paris von Adrian van der Werff und ein Porträt von Seybold gestohlen, aber bereits am 8. November wieder bei dem Diebe aufgefunden. Seitdem ist jedoch dem Bilde der „Magdalena" der mit Silber, Gold und Edelsteinen geschmückte kostbare Rahmen entzogen worden.

W. E. in Gotha. Die neuere Medicin giebt zwar zu, daß das Wassertrinken die Ausscheidungen, insbesondere der Nieren sehr vermehrt, sieht aber vom Wassertrinken als Kurmittel gänzlich ab.

Abonnent in S. Das Lesebedürfniß der Deutschen ist ein erstaunlich geringes gegen andere Nationen. Jüngst schrieb ein Schweizer Buchhändler darüber dem Berl. Tageblatt: „Unter den Reisenden in der Schweiz entfallen drei Fünftel auf die Deutschen, ein Fünftel auf die Engländer und Amerikaner, und ein Fünftel auf die übrigen Nationalitäten. Heute ist Donnerstag Abend und ich habe in dieser Woche außer einigen Reisehandbüchern noch kein einziges deutsches Buch verkauft, weder in der Buchhandlung noch im Kiosk. In letzterem setze ich durchschnittlich täglich vierzig französische Journale, fünfundzwanzig englische, zwei „Wiener allgemeine Zeitung" und eine deutsche Zeitung ab. Ich halte aber diverse politische und vier deutsche Witzblätter. Wenn man das liest — und unsere Mittheilung ist vollkommen zuverlässig — so möchte man glauben, die Deutschen haben einen literarischen — Mäßigkeitsverein gegründet." Soweit das Berl. Tageblatt. Aber wenn man sich andererseits der Honorare erinnert, die deutsche Dichter erhalten, wird das Verhältniß von Ursache und Wirkung klar. D'Israeli, der Engländer, hat für seinen Roman Endymion von der Buchhandlung Longmans 12,000 L. = 240,000 M. erhalten; Lenau von der Cottaschen Buchhandlung für seine Gedichte volle 50 Ducaten und wie unendlich viel mehr poetischer Gehalt steckt doch in den seelenvollen Lieder des Deutschen als in D'Israelis gespreiztem Roman!

Neueste Moden.

Nr. 1 u. 2. Anzug für ein Mädchen von 7 bis 8 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)

Der Anzug ist aus englischem Tuch und grünem Atlas. Am Rock vier Röhren-

Nr. 1 u. 2. Anzug für ein Mädchen von 7 bis 8 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)

volants, abwechselnd von grünem Atlas und Melton mit rothen und grünen Fäden. Die Cafaque von Melton reicht bis an den Rand des vierten Volants und wird

unterhalb der Taille durch einen Ledergürtel gehalten. Von den Vordertheilen wird das linke nach rechts übergeschlagen und geknöpft, wonach dann zwei Reihen Knöpfe sichtbar sind. Das mittelste Hintertheil von grünem Atlas ist in Falten geordnet und gereiht. Runder, mit einem grünen Atlasplissé besetzter Kragen.

Nr. 3 u. 4. Morgenrobe für eine Dame. (Rück- und Vorderansicht.)

Als Stoff hierzu kann nach Belieben Plüsch, Surah oder Atlas genommen werden. Die Ränder der Casaque markiren sich durch eine à la Revers aufgesetzte auffallende Guipüre. Dieselbe Guipüre schmückt den untern Rand des nur als Volant angesetzten, ganz legère fallenden Rockes. Das Gilet von Surah in einer etwas

Nr. 3. Morgenrobe für eine Dame. (Rückansicht.)

zartern Nüance als der übrige Stoff besteht aus zwei Mal je fünf kleinen gepuff Reihen und zwei lang gezogenen Bouillonés. Oben unter dem viereckigen Halsau schnitt und unten wird die Casaque durch eine in eine Doppelschleife geschlunge schöne starke seidene Passementerieschnur mit Quastenenden zusammengehalten. V eckige Taschen und Aermelaufschläge von Guipüre. Diese Morgenrobe kann allen Röcken mit innerer Taille getragen werden.

Nr. 5 u. 6. Große lange Fracktaille. (Rück- und Vorderansicht.)

Der Stoff hierzu ist grüner oder pfirsichblüthrother Sammet. Die Schöße vorn gerade, treten auf der vordern Mitte auseinander und gehen auf der Rücks in eine einzige sehr lange und spitze Bahn aus. Die Schoßränder sind entweder r

einer als Revers aufgelegten Spitze oder einer Seidenstickerei auf écru Battist garnirt. Pelerinekragen von Spitze oder gesticktem écru Battist. Auf der vordern Mitte ist das Vordertheil der Taille spitz gezackt und mit Spitze eingefaßt; als Knöpfe dienen Phantasieperlen. Der in Röhrenfalten gelegte Rock macht mittels seiner durch ein Sammetband gehaltenen Raffung den Eindruck eines doppelten Rockes. Schwarzer, mit Goldspitze garnirter Mattenhut, dessen Bindebänder von Goldspitze auf dem Hute unter einer Phantasieschnalle Halt finden. Auf der Calotte eine Feder.

Nr. 7. Damentasche.

Für eine Tasche nach gegebenem Modell befestigt man auf ein Stück Canevas in verticaler und horizontaler Richtung kleine Streifchen Spitzenband, welches das

Nr. 4. Morgenrobe für eine Dame. (Vorderansicht.)

regelmäßige Dessin zu ergeben hat. Nach Belieben kann man Gold-, Seiden- oder Wollen-Spitzenband wählen; recht gut nimmt sich auch stahlgraues, mit schöner johannisbrodbrauner Chenille angeheftetes Band aus. Der Schluß der Tasche wird mittels einer Nickelschließe bewirkt und das Innere mit Atlas gefüttert. Die Tragschnür sind von stahlgrauer und rother Seide mit assortirten Quasten.

Nr. 8. Flandrische Guipüre.

Die Ausführung dieses coquetten Dessins macht wenig Schwierigkeiten; es besteht in einer einfachen Stickerei auf Battist mit Stickgarn in zwei Farben. Zu unserm Modell ist écru Battist gewählt; sämmtliche Dessins sind in écru Garn

im Baumwollenstich und die Einfassung in blauem Garn. Die einzelnen Motive werden durch sich in regelmäßigen Linien kreuzende Fäden miteinander verbunden und dann der Stoff darunter herausgeschnitten.

Nr. 5. Große lange Fracktaille. (Rückansicht.)

Nr. 9 u. 10. Anzüge für Seebad

Nr. 9. Anzug von ombréblauer und einfarbig dunkelblauer Surah. — Der

Rock ist von kleinen, nach der Länge des Stoffes geschnittenen Volants bedeckt, so zwar, daß sich diese Volants schon durch die verschiedenen Töne des Ombréblau von einander abheben. Auf der Rückseite fällt eine Bahn vom Ombréstoff herab.

Nr. 6. Große lange Fracktaille. (Vorderansicht.)

Die Taille ist von dunkelblauer Surah; die Ränder der Vordertheile sind von blauem Surahband verdeckt, das sich von der Taillenspitze aus über die Hüften hinzieht, auf der Rücktaille geknüpft wird und dann in lange Schluppen mit

herabhängenden Bandenden ausgeht. Die Hintertheile sind frackartig geschnitten mit Blasbalgfalten von hellblauer Surah auf der hintern Mitte. Großer Kragen mit einem Plissé. Marquisen-Aermel mit kleinen ombréblauen Volants. Genähter Reisstrohhut mit Rosen und Erdbeerranken garnirt.

Nr. 10. Anzug von tabakfarbenem Merveilleux-Atlas und bernstein- und tabakfarbig gestreifter Surah. Der Rock ist in der Mitte in kleine Puffen gereiht und unten mit gleichen Puffen und kleinen Plissévolants garnirt. Zwei der Länge nach genommene gestreifte Bahnen mit Fransenbesatz sind, nachdem sie sich vorn auf dem Rock gekreuzt haben, auf der Rückseite unter dem Schooßrand drapirt. Auf dem Vordertheil der Taille breitet sich ein Atlas-Plastron aus, über das bernstein- und tabakfarbene Schnurenstrippen gezogen sind. Auch hier sind die Schööße der Hintertheile frackähnlich geschnitten; am untern Ende derselben eine große, auf den

Nr. 7. Damentasche.

Puff fallende gestreifte Schleife. Die untere Partie des Rockes ist auf der Rückseite mit abwechselnd gestreiften und Atlasvolants garnirt. Phantasiehut mit Federn.

Nr. 11. Trianon-Spitze.

Ein höchst eleganter Schmuck für eine Brautrobe ist gegenwärtig die Trianon Spitze aus Diamanten-Perlen und Atlasschmelz, welche, in der Stickerei harmonisch vertheilt, nach allen Richtungen ein seltenes Feuer ausstrahlen.

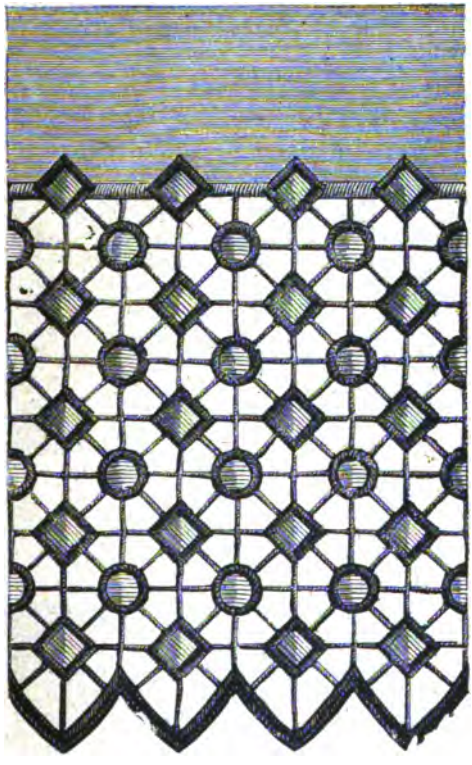
Nr. 12. Appliquirter Streifen.

Für diese Arbeit wird grobe ungebleichte Leinwand in der aus dem Dessin ersichtlichen Form auf ziemlich feinen Tüll appliquirt. Die Stickerei wird écrufarbenem Garn ausgeführt, mit Ausnahme der Blümchen und Knospen, zu welchen rosa Garn genommen wird. Mit derartigen Streifen lassen sich recht el

gante Garnituren herstellen. Wird zum Grund weißer Percal oder Battist genommen, so lassen sie sich auch sehr wohl zu Vorhängen und Fußdecken verwenden.

Nr. 13. Anzug für Wettrennen oder Badeorte.

Runder Rock von wassergrüner glatter Surah mit flachen Falten. Die Schärpentunica von façonnirter Seide oder gemustertem Foulard bildet ein zur Rechten herabhängendes Ende und auf der linken Seite zwei rechts geraffte Schärpenbahnen, von denen die obere den linken Schooßrand der Taille bedeckt. Auf Vorder- und Rückseite spitz geschnittene spanische Taille von broschirtem Stoff; vorn öffnet sich dieselbe herzförmig über ein gereihtes Surahchemisett. Um Halsausschnitt und Schooß eine einfache Seidenschnur, welche, von der Spitze des herzförmigen Taillenaus-



Nr. 8. Flandrische Guipüre.

schnittes ausgehend, auf der rechten Seite geschnürt und schließlich geknüpft ist, um zuletzt noch in zwei Enden mit Quasten herabzufallen. Vom Chemisett ausgehende und allmälig aufsteigende Medicis-Halskrause mit kurzen dicken Röhrenfalten. Halblange Aermel mit weißer Spitze und einer sich als Feston über die Spitzenplants legenden Seidenschnur mit Quasten garnirt. Runder Strohhut mit links herabfallender Feder und rings um den Rand herabfallender kurzer Schleierspitze.

Nr. 14 bis 16. Kinder-Anzüge.

Nr. 14. Mädchen von 12 Jahren. — Robe von rosa Linonbattist mit fünf mit Spitze abwechselnden Plissés. Um den Rand des Schooßes eine Panierschärpe, welche auf der Rückseite in zwei Puffs drapirt ist. Cürastaille mit einem oben gefältelten und unten in Püffchen gereihten und mit gemuschelter Spitze ein-

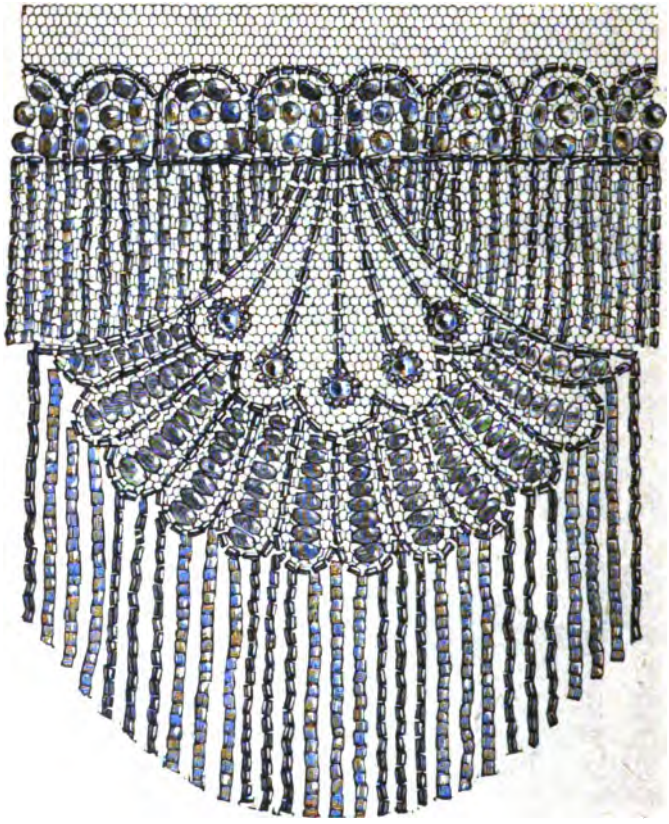
9 10

Nr. 9 u. 10. Anzüge für Seebad.

gefaßten Plastron. Aermelaufschläge von Spitze und Plissés. Ueber den Plissés noch ein schmaler Streifen vom Stoff der Robe.

Nr. 15. Robe von Wollmusselin für ein Mädchen von 4 Jahren. — Unter dem Röhrenvolant tritt noch ein kleines Plissé von recht abstechender Farbe hervor. Der Länge nach als Garbe gefälteltes, an der Taille und am untern Theil des Rockes gereihtes Hintertheil, unter welchem eine Schleife mit Schluppen und Bandenden hervortritt. Das gefältelte Oberzeug ist aus einer einfachen geraden Bahn zu gewinnen. Doppelter runder Kragen; auf dem Vorderarm spitz drapirte Aermelaufschläge.

Nr. 16. Casaque für ein Mädchen von 4 Jahren. — Schottisch gefältelter, am untern Rande mit schmaler weißer Spitze besetzter Rock von Foulard. Die lange



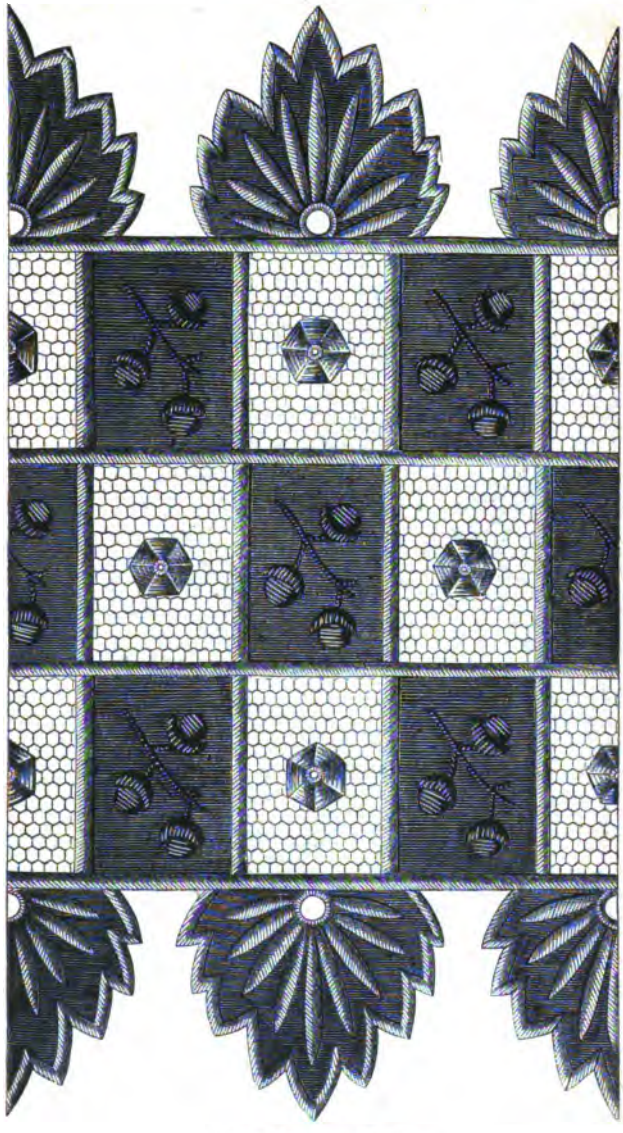
Nr. 11. Trianon-Spitze.

Casaque von in zweifarbig broschirtem Wollen- oder Seidenstoff wird mittels vier zackigen Patten geschlossen, welche auf dem transparenten Surah-Chemisett mit Schleifen garnirt sind. Spitzer Surahkragen, flache Aermelaufschläge von Surah mit drei Reihen kleiner Plissés darunter.

Nr. 17. Gehäkelte Rosette.

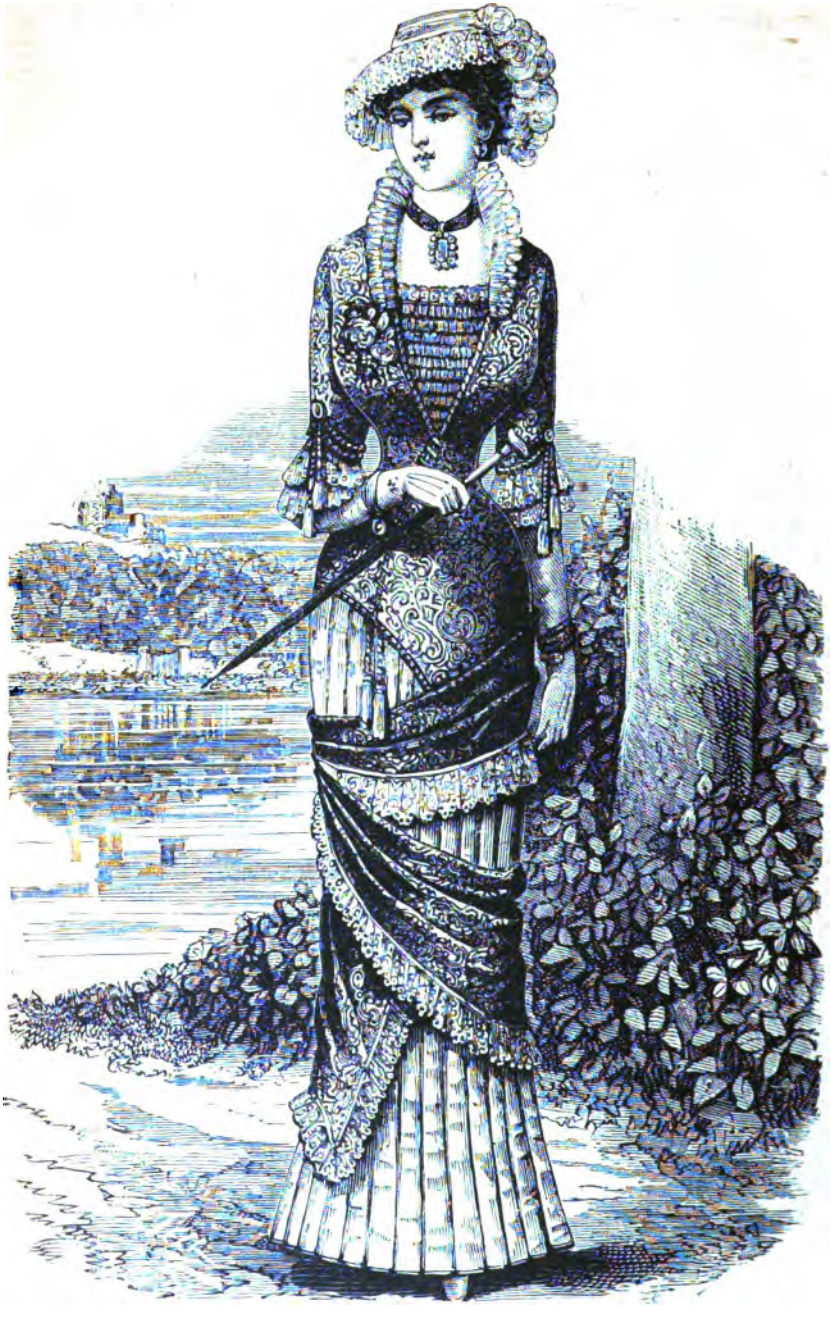
Für die erste Reihe ist eine Kette von 6 Maschen anzuschlagen, welche zu einem Rand vereinigt werden. — **2. Reihe:** 12 einfache Stiche neben einander über die erste Reihe. — **3. Reihe:** 4 Mal 6 Lm., aller 3 Stiche 1 einf. Stich. — **4. Reihe:** * 5 Lm., 5 einf. Stiche über die 6 M. der vorherg. R.; vom * an

Mal wieder angefangen. — 3. Reihe: 5 Lm., 3 einf. Stiche über die 5 Lm. der vierten Reihe, dann 4 andere über die 5 einf. Stiche, der letzte wird übersprungen; das Gleiche geschieht mit den 5 folgenden Reihen, wobei an der einen Seite mit 3 einf. Stichen zu- und an der andern mit nur einem Stich abgenom-



Nr. 12. Appliquirter Streifen.

men wird. Jedes Boll ist stets durch 8 Lm. von dem andern zu trennen; auf der 10. Reihe hat man dann 17 einf. Stiche für jedes Boll. — 11. Reihe: 4 Lm., 1 einf. Stich in die mittelste der 5 Lm. der vorherg. Reihe, 4 weitere Lm., 14 einf. Stiche. Beim Anfang des Bolls sind 2 Stiche und am Ende 1 Stich abzunehmen. —



Nr. 13. Anzug für Wettrennen oder Badeorte.

12. Reihe: * 3 Mal 4 Lm., welche durch 1 einf. Stich getrennt sind, dann 12 einf. Stiche für das Boll; an jeder Seite um 1 Stich abnehmen; vom * an 4 Mal

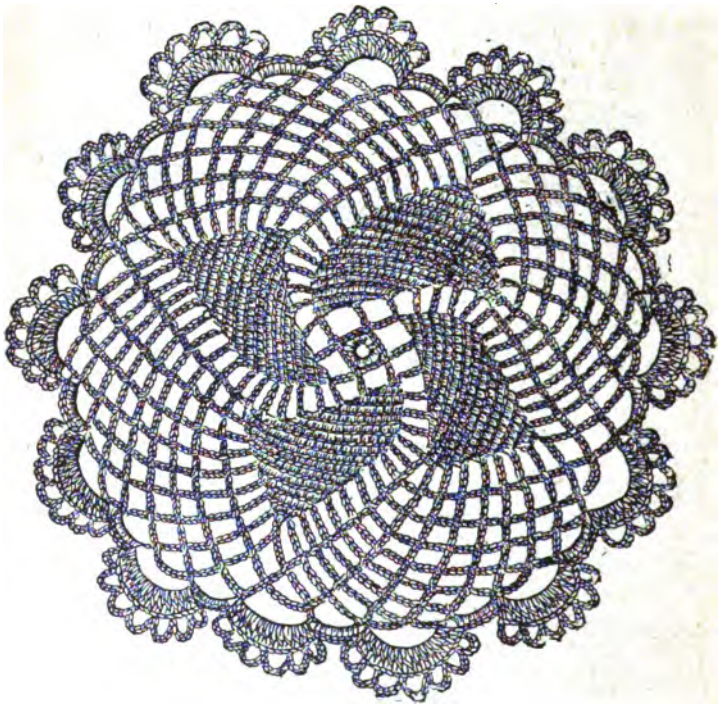
Nr. 14 bis 16. Kinder-Anzüge.

wiederholt. — 13. Reihe: 4 Mal 4 Lm., getrennt durch 1 einf. Stich und 10 einf. Stiche für das Boll *. — 14. Reihe: 5 Mal 4 Lm., 1 einf. Stich, dann 8

Stiche für das Voll. — 15. Reihe: 6 Mal 4 Lm., 1 einf. Stich, 6 Stiche für das Voll. — 16. Reihe: 7 Mal 4 Lm., 1 einf. Stich, 4 Stiche für das Voll. — 17. Reihe: 8 Mal 4 M., 1 einf. Stich, 2 Stiche für das Voll. — 18. Reihe: 9 Mal 4 M., 1 einf. Stich, 1 Stich für das Voll. — 19. u. 20. Reihe: Ringsum 4 Lm., 1 einf. Stich. — 21. Reihe: 10 St. neben einander über die 4 Lm. der vorhergeh. Reihe, 4 Lm. *. — 22. Reihe: Ueber die 10 St. 5 Mal 1 einf. Stich, 4 Lm. und über die 4 M. 6 einf. Stiche.

Nr. 18. Gehäkelte Spitze.

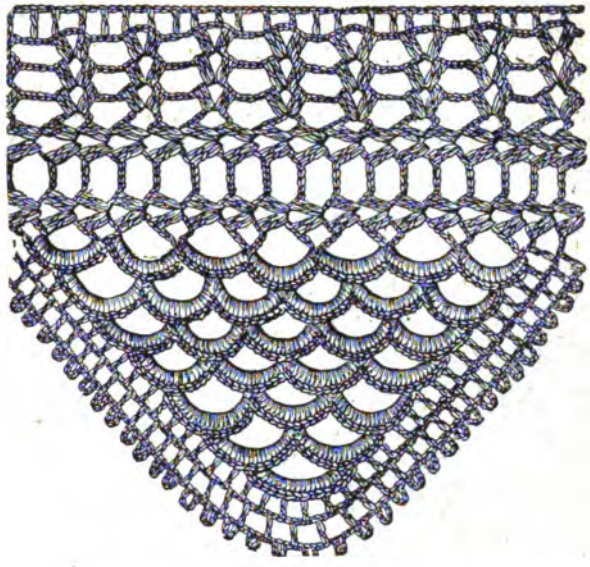
Um diese Spitze zu häkeln, muß zuvor der der Spitze zur Basis dienende Einsatz in der ganzen Länge fertig gearbeitet werden. 1. Reihe: 12 Maschen als Anschlag, 2 Stäbchen in die achte Masche, 2 Luftmaschen, 2 weitere St. in die nämliche M.,



Nr. 17. Gehäkelte Rosette.

4 Lm., 2 St. in die erste M., 2 Lm., 2 weitere St. in die erste M., 4 Lm. Diese Reihe wird der ganzen Länge nach wiederholt. Ist dieser Einsatz fertig, so wird die Spitze Zacke um Zacke daran gehäkelt. 1. Reihe: 1 einf. Stich in ein Picot oder einer Zacke des Einsatzes, 8 Lm., 1 einf. Stich über die folg. Zacke. Dies 7 Mal wiederholt. — 2. Reihe: Zurückgegangen und 12 einf. Stiche neben einander über jede Zacke. — 3. Reihe: Umwenden, 6 M. über die 6 zuletzt gemachten Stiche, 9 Lm., 1 einf. Stich über die Mitte der folg. Zacke; 5 Mal wiederholt. — 4. Reihe umgewendet, wie die zweite Reihe. — 5. Reihe wie die dritte, doch giebt es hie nur 5 Zacken. — 6. Reihe wie die zweite. — 7. Reihe wie die dritte, aber nu mit 4 Zacken. — 8. Reihe wie die zweite. — 9. Reihe wie die dritte, mit nur Zacken. — 10. Reihe wie die zweite. — 11. Reihe wie die dritte, mit nur 2 Zacken. — 12. Reihe wie die zweite. — 13. Reihe wie die dritte, mit nur 1 Zacke. — 14. Rei wie die zweite. Wie diese sind alle folgenden großen Zacken zu arbeiten. Sie

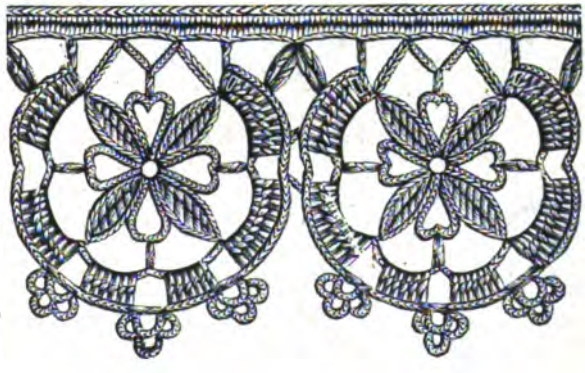
alle beendet, ſo umgiebt man ſie mit einer erſten Reihe Stäbchen, welche durch eine Maſche von einander getrennt ſind, und einer in folgender Weiſe zuſammengeſetzten Reihe: * 1 St. zwiſchen zwei der vorherg. R., 1 Lm., dann 4 andere Lm., welche zu einem Picot geſchloſſen werden *, beim * umwenden. Der Spitze kann eine größere Höhe gegeben werden, wenn der Fuß wie der Einſatz gemacht wird.



Nr. 18. Gehäkelte Spitze.

Nr. 19. Große gehäkelte Spitze.

Für die Blätter im Innern ſind zu häkeln: 10 Luftmaſchen, 1 einfache Maſche



Nr. 19. Große gehäkelte Spitze.

in die erſte, * 11 Lm., 1 einf. M. in die zweite. Vom Sternchen an 2 Mal wiederholt; die beiden Enden der Kette werden miteinander verbunden. — **2. Reihe** 20 Doppelm. unter die Schlinge der 10 Lm. der vorhergehenden Reihe, 1 einf. M. unter die Lm., 7 Lm., 1 einf. M. in die vierte, 4 Lm., 1 einf. M. in die zweite, 3 Lm., 1 einf. M. unter die Lm. Wiederholt. — **3. Reihe:** 1 einf. M. unter die